This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~V — 1056 (11.)~~

E. u. G. II. (12.)

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Zweite Section

H — N.

Herausgegeben von

A. G. Hoffmann.

Zwölfter Theil.

HUM — HYPEXODON.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1835.

W1

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweite Section

H — N.

Zwölfter Theil.

HUM — HYPEXODON.

Verzeichniss der Tafeln,

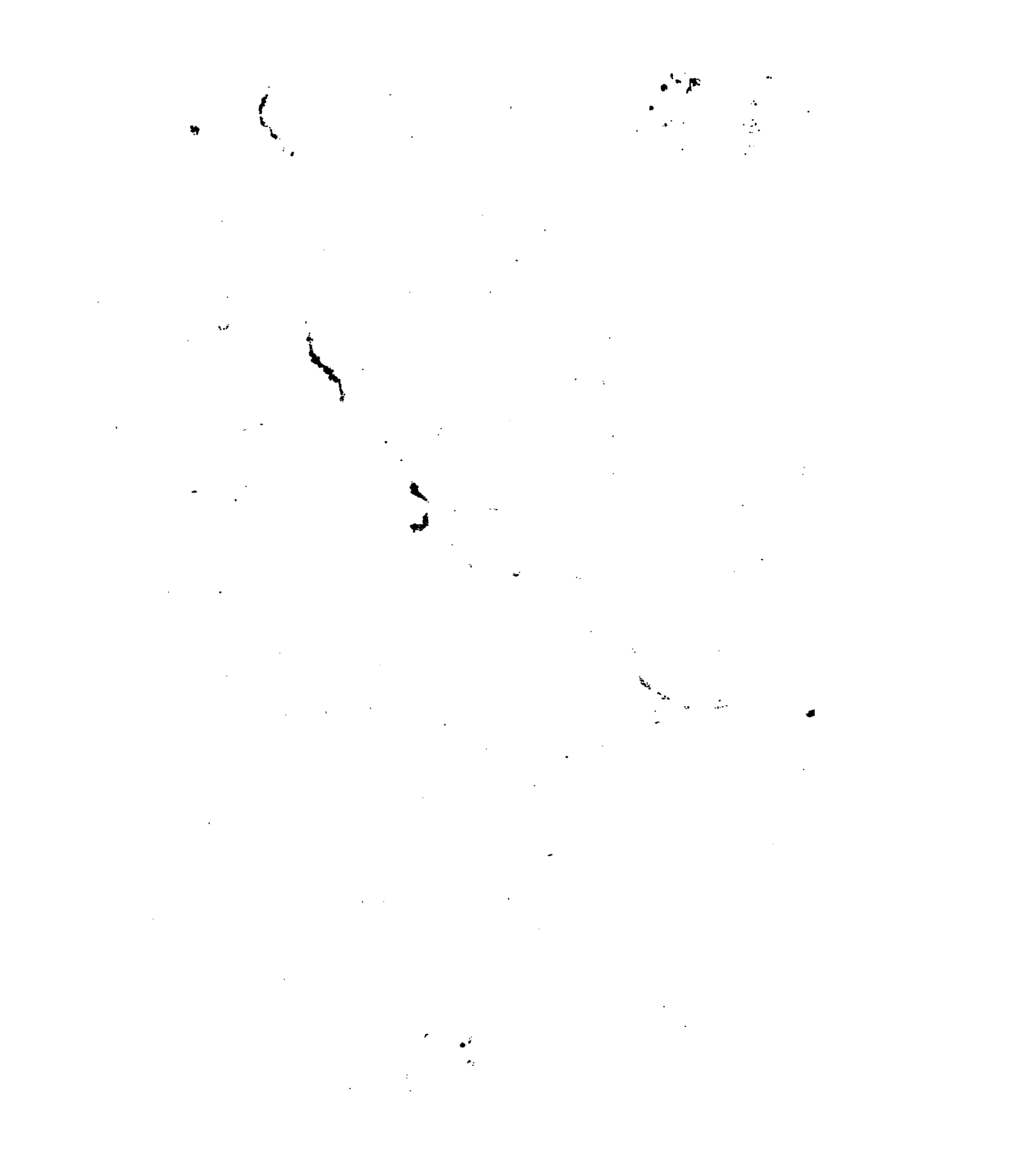
welche mit dem Zwölften Theile der Zweiten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

Hospitäler (Taf. IX — XII)	Baukunst und medicinische Policei.
Hydraulus.	Hydraulik.
Hyperbel.	Geometrie.

Verzeichniss der Tafeln,

welche mit dem Zwölften Theile der Zweiten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

Hospitäler (Taf. IX – XII)	Baukunst und medicinische Policei.
Hydraulus.	Hydraulik.
Hyperbel.	Geometrie.



H U M.

IUM, der höchſte Berg der dalmatiniſchen Inſel
mit einer herrlichen Ausſicht, ſechs Miglien weſt-
om Orte Liſſa gelegen. Von ſeinem Gipfel über-
nan die ganze Inſel. Zur Zeit der britiſchen Herr-
ſtand hier ein Telegraph zur Signaliſirung der
e. (*Rumy.*)

HUMADA MUDARRA (Barthol. de), Cantor
r Collegiatkirche zu Talavera in Spanien, wo er
24 im 80. Jahre ſeines Alters verſtarb. Er ſchrieb:
ium ad Glossam in primam et secundam Par-
n partem, conditam per eximium Doctorem
rium Lopezium de Tovar. (*Spangenberg.*)

HUMAID (Homeid), Ben Kahteba Ben Schebib,
ajite, iſt bekannt als Statthalter Meſopotamiens,
n Poſten er 137 (754—755 n. Chr.) antrat. Zehn
ſpäter, als Aſchath von gleicher Stellung aus
en zurückgerufen wurde, erhielt er den Auftrag, dort
Gebete vorzuſtehen und den Tribut einzutreiben. Er
dieſen Auftrag nicht ohne ein bedeutendes Heer
0 Mann, unter ihnen 6000 Reiter) aus, und
: dieſes bald dazu an, die Eroberungen nach Mau-
n hin über die ſogenannte Provinz Afrika auszu-
. Doch wird ſein Unterfeldherr Abulachwas bei
geſchlagen, und flieht nach Ägypten zurück. Jetzt
der tapfre und kriegserfahrne Humaid ſelbſt auf,
plägt, ebenfalls bei Barka, ſeinen Gegner Abul-
zurück. Dennoch fiel er bald bei Manſur in
de, da er im Verdachte ſtand, ein Freund der Ali-
ſein. Nicht volle 14 Monate war er Statthalter
gypten geweſen. Manſur nahm ihn deſſenunge-
ehrenvoll auf und wies ihm einen Platz unter ſei-
nirn an. Im J. 148 (765 n. Chr.) ward er zum
er im Glaubenskriege gegen Armenien ernannt,
aber, da er auf kein feindliches Heer ſtieß, bald
Vier Jahre ſpäter erhielt er Befehl, Kabul zu
n, und ward alsdann Statthalter der ſchönen
Khoraſan. In dieſem Poſten blieb er bis zu
Tode, der unter dem Khalifate des Abbaſiden Mehdi
m 776 n. Chr.) erfolgte. Allen Gefahren und dem
t eines Parteigängers, in den die ausgezeichnet-
Männer am leichteſten gerathen konnten, wußte er
während der Regierungszeit mehrer Khalifen zu
n, und er gilt als ein ſehr großer Feldherr.

umaid (oder Humeid, vergl. Homeid), Name
arabiſcher Schriftſteller:

1) Humaid Ben-elhilâl, der Dichter, von dem noch ein ganzer Diwan vorhanden iſt.

2) Abu Jahja Ben Humeid, aus Haleb, geſtorben 630 (um 1233), iſt Verfaſſer eines Panegyrikus auf die 12 Imame (مناقب الأيمة الاثني عشر). Über denſelben Gegenſtand ſchrieben auch noch Andre.

3) Abd Ben Humeid Ben Nasr, der 249 (863 n. Chr.) ſtarb, iſt durch ſeinen Commentar zum Koran berühmt. Derſelbe iſt wahrſcheinlich Verfaſſer des Werkes: Die Ausgleichungen (موافقات), d. h. einer Beurtheilung juriſtiſch-ſtreitiger Fälle, die unter eine Analogie zu bringen der Herausgeber ſich vorgeſetzt hat. Auch Andre ſchrieben ähnliche Werke.

4) Der Imam Abd El-Humeid, von dem wir Dictata (امالي) beſitzen, und endlich

5) Abd El-Humeid Ben Humeid, aus Kiß oder Keß (Ausſprache gleich richtig كسّ), einer in der Nähe von Samarkand gelegnen Stadt (eine Stadt gleiches Namens liegt auch in Mukran مكران). Thalebi in ſeinem Werke Keſchf (كشف) erwähnt, daß er einen Commentar zum Koran herausgegeben hat. Aus mehren Gründen wird es wahrſcheinlich, daß dies einer und derſelbe Gelehrte mit dem oben unter Nr. 3 angeführten iſt. (*Gustav Flügel.*)

HUMAJUN, im Türkiſchen königlich, majeſtätiſch. Bab Humajun (باب همايون), d. i. majeſtätiſche Pforte, heißt das Hauptthor des erſten Hofes vom Serai (Serail) zu Conſtantinopel, das bei den Türken im größten Anſehen ſteht. Am Eingange deſſelben haben die Dſchebehdſchi (جبهجي, d. h. die Militairs, welche für die Kriegsammunition Sorge tragen müſſen) ihr Arſenal, in welchem ſie Helme, Säbel, Schießgewehre, Panzer, Hemden, kurz alle Waffengattungen aufbewahren, mögen ſie alt oder neu, im oder außer dem Gebrauche ſein. (*Gustav Flügel.*)

HUMAJUN NAMEH (همايون نامه), das königliche Buch, unter welchem Titel die türkiſche Überſetzung der bekannten indiſchen Fabelſammlung Hitopadeſas von ihrem Verfaſſer Ali Ben Dſchelebi in Umlauf geſetzt worden iſt. Von dem Originale hier zu ſprechen,

können wir uns um so mehr überheben, als ihm ein besonderer Artikel unter obigem Namen bereits in dieser Encyklopädie gewidmet worden ist (s. Bd. IX dieser Sect. S. 66). Daselbst ward das Humajun Nameh nur namentlich erwähnt, und so bleibt uns übrig, zuerst über den Verfasser dieser Übersetzung, dann über ihre Quelle, über das Verhältniß derselben zu dieser, über die aus dem Humajun Nameh von Neuem ganz und stückweise geflossenen Übersetzungen und über die Literatur desselben zu sprechen.

Ala-ed-din Ali Ben Salih Dschelebi, mit dem Zusatze Rumi, d. h. der Rumelier oder aus Rumelien, ist nach Hadschi Chalfa (in seiner Bibliographie unter Kalila we Dimne, und in seinen Tabellen unter dem J. 950. Vergl. de Sacy in Notic. et Extr. X, 168 sq.) der vollständige Name des Verfassers vom Humajun Nameh. Noch hat von Diez in seinem Werke „Über Inhalt und Vortrag, Entstehung und Schicksale des königlichen Buches" (Berlin 1811) dem Namen „Aly Dschelebys" Waassi vorgesetzt, und glaubt (S. 101), daß er den Beinamen „Waassi, d. i. Erweitrer (amplificator)" davon erhalten habe, daß er die persische Übersetzung des Kaschifi, aus der die seinige geflossen, nicht sowol übersetzt als erweitert und gleichsam neu gemacht habe, weshalb er ihn auch nicht anders als den Verfasser nenne, und fügt hinzu, Galland habe sich deshalb in der Vorrede zu seiner französischen Übersetzung gar lächerlich geirrt, wenn er vorgegeben, daß der Name El-Waassi daher rühre, weil Ali Dschelebi unter einem Doctor Ali Waassi promovirt habe. Allein abgesehen davon, daß es in Frage steht, ob Waassi (واسع) Erweiterer bedeuten könne, hat von Diez nicht mehr Recht, seine Muthmaßung zu vertheidigen, als die Gallandsche Ansicht zu verwerfen oder lächerlich zu machen. Das einzig Richtige (de Sacy hat über den Namen geschwiegen) ist, was eine der benutzten Handschriften des Hadschi Chalfa als Zusatz enthält, daß nämlich Ali Dschelebi den ehrenden Beinamen Abd-el-wasi' (عبد الواسع) d. i. Diener, Verehrer des Wasi', erhalten habe. Wasi' (der Allumfassende) aber ist einer der 99 heiligen Namen Gottes, die im Tesbih, d. h. im türkischen Rosenkranze, vorkommen. Noch fügt dieselbe Handschrift den Namen Isa hinzu, was aber nichts anders sein kann als das Alisi (عيسى leicht zu verwechseln mit علميسي) des Latifi (Chabert's Übers. S. 235). Auch ließe sich der Zusatz Isa auf keine Weise rechtfertigen. Latifi setzt den Übersetzer unter die Molla von Philippopoli, und auch Diez läßt ihn in dieser Stadt geboren werden, und zwar unter der Regierung des Kaisers Soleiman I., der 1519—1566 n. Chr. auf dem Throne saß. Ali Dschelebi ward darauf Professor (Muderris مدرس) an dem von Murad (Amurat) II. daselbst gestifteten Collegium oder Gymnasium. Hier war es, wo er sich 20 Jahre mit Abfassung seiner Übersetzung beschäftigte und sie nach ihrer Vollendung dem Sultan Soleiman I. überreichte. Diese Zueignung veranlaßte auch den Titel „Königliches Buch" (doch ließe sich auch eine andre Ursache denken), was nicht auffallen darf, da bei den Muhammedanern selten eine Übersetzung den Titel des Originals führt. Der Sultan belohnte ihn dafür mit der dritten Richterstelle im Reiche, mit der der ersten türkischen Hauptstadt Brussa, die zu dem Amte des Kadhi-el-askar (قاضي العسكر) und des Mufti führt. Diese Rangerhöhung erlebte er jedoch nicht, sondern starb als Kadhi von Brussa im J. 950 der Fl. (beg. 6. Apr. 1543). Daß er ganz der Mann war, ein vollendetes Werk zu liefern, will wenigstens Latifi durch sein Urtheil über dessen geistige Eigenschaften beweisen, obwol er ihn weniger als Dichter als als Prosaiker rühmt: „Er ist aber ein Schriftsteller von kräftigen Ausdrücken und ein Scribent von neuen und starken Gedanken. Er hat das Buch des Hussein Waïz, betitelt: das Licht des Canopus, in geschmückten Ausdrücken, im schönen Vortrag und reizenden Styl aus dem Persischen ins Türkische übersetzt, und hat Kenntnisse und Schönheiten ohne Maß und Zahl eingeschaltet. In der That, es ist eine Schrift von glänzenden Eigenschaften und von so schöner Beredsamkeit, daß die wohlredendsten Schriftsteller und ausdrucksvollsten Verfasser erstaunt und verwundert sind über die Einrichtung seiner angenehmen Redensarten, und gebeugt und niedergeschlagen über die Manier seiner künstlichen Vorstellungen." (S. Diez a. a. O. S. 103.)

So haben wir denn zu gleicher Zeit erfahren, welche Übersetzung des indischen Originals der seinigen zum Grunde lag. Es war das Meisterwerk des Molla Hussein Ben Ali, gewöhnlich Waïz, d. i. der Prediger oder Kaschifi, d. i. der Eröffner, als Erklärer des Korans genannt. Seine Übersetzung, berühmt unter dem Namen Anwári Soheili (انوار سهيلي), d. i. die Lichter des Canopus (eine Anspielung auf den Emir Nizám-ed-dewlet we ed-din Ahmed Soheili zu Herat, Vesir des Sultans Beikara, für den er sein Werk verfaßte; vergl. Not. et Extr. IV, 262 sq.), war jedoch ebenfalls nur die Überarbeitung einer frühern persischen, und wir erlauben uns hier um so mehr etwas ausführlicher zu werden, weil der Artikel Anwári Soheili zufällig in der Encyklopädie leer ausgegangen ist. Nach der bekannten Erzählung holte der persische Arzt Barzujeh (برزويه) das Original aus Indien, und übersetzte es für Anuschirwan. Keineswegs aber war der berühmte Vesir Bozurdschumahr (بزرجمهر) unter Anuschirwan Verfasser des Originals, wie Diez meint, der durchaus jeden indischen Ursprung leugnet, und ihn den Persern vindiciren will, zum Theil aus Gründen, die er nach neuern Resultaten selbst widerrufen würde. Aus der persischen Übersetzung floß die arabische des Abdallah Ben-elmokaffa, betitelt Kalila we Dimne (s. d. Art.), und nach dieser wurden wiederum andre persische unter neuer Überarbeitung, Abkürzung und Erweiterung ins Leben gerufen. Die älteste derselben ward auf Befehl des Vesirs Abu'lfadhl Bel'ami

(oder Belghami) in Nisabur unter der Regierung des Samaniden Abu'lhasan Nasr Ben Ahmed, der 331 der Fl. (beg. 15. Sept. 942) starb, unternommen, wenn nicht vielleicht Bel'ami selbst Verfasser der Übersetzung ist. Diese Arbeit scheint jedoch nicht zu allgemeiner Kunde gekommen zu sein. Bekannter ist das Werk des blindgebornen persischen Dichters Rudegi (رودكي), gewöhnlich Ostad Abu'lhasan genannt, der ebenfalls an dem Hofe des Emirs Nasr lebte und seine Übersetzung metrisch abfaßte, was ihm eine Belohnung von nicht weniger als 80,000 Silberstücken (Dirhems) einbrachte. Ungewiß bleibt, ob die Übersetzung des Belami oder die des Ibn-elmokassa zum Grunde lag. Erstres scheint zulässiger. Auch noch Andre befaßten sich vor Abu'lmeali Nasrallah mit persischen Übersetzungen unter mehr oder weniger Glück nach dem Urtheile des ebengenannten Schriftstellers. Es war nämlich unter der Regierung des Gasnewiden Abu'lmotzaffer Behramschah Ben Masud, der die Glanzperiode seiner Dynastie zu Ende neigen sah (gegen 515 der Fl., oder 1121 n. Chr.), als Abu'lmeali Nasrallah Ben Mohammed Ben Abd-el-hemid, aus innerer Lust zum Studium der Wissenschaften, nachdem er mit andern Schöngeistern wegen Unruhen den Hof des Behramschah verlassen hatte, den Entschluß faßte, an die Übersetzung zu gehen, und sein Vorbild, das Werk des Ibn-elmokassa, durch Stellen aus dem Koran und der Sunna und durch eine Menge witziger Einfälle, Versen aus Dichtern und Sprüchwörtern zu bereichern und zu erweitern. Seine Arbeit war also mehr als Übersetzung; das Arabische, das nicht in den Sinn des Persers paßte, bekam ein persisches Gewand. Dennoch scheint sein Werk kein allgemeines Publicum gefunden zu haben, sonst wäre der ihm 400 Jahre später folgende Hosein Waïz aus Herat, der 910 (beg. 14. Jun. 1504) starb, nicht so ungetheilter Aufnahme gewürdigt worden. Doch hat auch er nur das Verdienst, Nasrallahs Arbeit aufgefrischt und sie leichter und genußreicher gemacht zu haben. Abgesehen aber von den Veränderungen, die sich der Vorgänger gefallen lassen mußte, fügte Hosein Waïz eine große Menge aus Dichtern entlehnter Stellen bei, und auch die Prosa hat jenen, den Morgenländern eigenthümlichen, blühenden Styl mit dem Parallelismus der Ausdrücke und des Reimes. Anstatt der Vorreden aber, die das Arabische des Ibn-elmokassa hat, verfaßte er eine neue, ihm ganz eigenthümliche, Einleitung (deren Inhalt s. Kalil. we Dimn. ed. *de Sacy*, p. 44 sq.). Eine noch neuere Übersetzung im Persischen, die uns hier aber weniger angeht, ist die des Abu'lfadhl, der 1011 (beg. 11. Jun. 1602) einen gewaltsamen Tod fand, unter dem Titel Ezari danisch, d. i. Probirstein der Wissenschaft.

Unter diesen Übersetzungen war es, wie oben bemerkt ward, die des Hosein Waïz, die Ali Dschelebi zum Grunde legte. Auch er verfolgte die Hauptidee des Buches, ist aber auf der einen Seite fast ebenso sklavischer Nachbildner, als Hosein Waïz origineller Anordner. Es gehört zum Verständnisse seines Werks mehr Kenntniß des Persischen und Arabischen, als des Türkischen. Die persischen Verse hat er aus Anwari Soheili fast unverändert beibehalten, nur die schwerern sind durch leichtere türkische ersetzt, und auch sonst kehren häufig die Ausdrücke des Vorbildes zurück. Überdies fehlt es seiner Arbeit nicht an eingeschobenen Stellen des Korans, der Überlieferungen und türkischer Dichter. Auch neue arabische Verse hat er hinzugefügt, mehr als eine Erzählung oder Beschreibung nachgetragen, und im Ganzen kann man mit Zuversicht das Urtheil aussprechen, daß seine Redaction mit wenig Ausnahmen von Geschmack zeigt. Nur wäre das Diezsche Bekenntniß: „Ich nenne es (das Buch des Ali Dschelebi) ohne Bedenken das allerschwerste Buch, was mir auf der Welt vorgekommen ist," besser unausgesprochen geblieben. Zwar ist es voll der eigenthümlichsten Bilder, Wendungen und Gedanken, die ganz die Originalität des morgenländischen Schriftstellerthums verrathen, und genaue Kenntniß der drei durch das Band des Arabischen verschwisterten Sprachen zur Bedingung machen; dessenungeachtet theilt es aber diese Eigenschaften doch nur mit einer unzählbaren Menge anderer Werke, unter denen eine nicht geringe Anzahl an Schwierigkeiten überwiegend sein möchte. Um eine Idee vom Inhalt und Vortrage des Humajun Nameh beizubringen, mag hier eine Stelle aus seiner Vorrede, in der sich Ali Dschelebi über jenen ausspricht, nach der Diezschen Übersetzung (S. 33) Platz finden: „Während daß der Verfasser unter Tiefsinnigkeiten der Weisheit und Wissenschaft und guten Einfällen des Zeitvertreibes und Scherzes die vollkommenste Abwechselung beobachtet, so hat er beide mit einander auf der einen Seite vermischt und auf der andern verbunden, und hat die Form der Rede in Gleichnisse und Erzählungen gelegt, um die Gemüther darnach verlangen zu lassen; er hat daher von der Zunge des Wildes und aus dem Munde der Thiere und Vögel allerlei Erzählungen und Geschichten vortragen lassen, und hat in deren Inhalt alle Arten der Vortheile der Weisheit und der Segnungen der Lehre zusammengefaßt, damit Vernünftige der Lehre wegen zur Lesung der Erzählungen veranlaßt sein, und Unverständige sich um des Vergnügens willen die Erzählungen und Fabeln merken, und folglich ihre Lesung den Gelehrten und ihr Behalten den Lernenden erleichtert werden mögen."

Neben dem Persischen und Arabischen, aus denen eine große Menge Übersetzungen in neuern Sprachen gemacht worden sind, wurde auch der türkische Text zu gleichem Zweck angewandt. Galland war der erste, der das Humajun Nameh ins Französische zu übersetzen unternahm. Ob er die Übersetzung vollendet, bleibt ungewiß, da nach seinem Tode nur der erste Theil, vier Capitel enthaltend, unter dem Titel erschien: **Les contes et fables Indiennes de Bidpai et de Lokman traduites d'Ali Tschelebi Ben Saleh, auteur Turc, oeuvre posthume par M. *Galland*; première partie (Paris 1725).** Eine erste Ausgabe soll schon 1714 gedruckt und von Gueulette verbessert und vermehrt worden sein. Galland ist willkürlich mit seinem Texte verfahren, indem sämmtliche Vorreden fehlen und auch sonst Abschnitte vorkommen, die das Humajun Nameh nicht aufzuweisen

hat. Cardonne ließ deſſenungeachtet die Gallandſche Arbeit in zwei Bänden unter ſeinem frühern Titel abdrucken, und fügte in einem dritten die zehn übrigen Capitel (Paris 1778) bei. So ging auch das ganze Werk in das Cabinet des Fées et autres contes merveilleux (Tom. XVII et XVIII. Genève 1786) über. Noch früher wurden die erſten acht Capitel des türkiſchen Textes durch den von Wien nach Madrid berufenen Dolmetſch Bratutti aus Raguſa unter dem Titel: Espejo politico y moral para principes y Ministros y todo genere de personas, traduito de la lengua Turca en la Castellana (Tom. I. zwei Capitel enthaltend, Madrid 1654. 4. Tom. II. mit ſechs Cap. 1658) in das Spaniſche übertragen. Das Werk blieb unvollendet, und in dieſem Zuſtand iſt es auch vom Prof. Adam Ebert zu Frankfurt an der Oder 1725 ins Lateiniſche überſetzt, und als handſchriftliches Geſchenk an den König Friedrich Wilhelm I. in der königlichen Bibliothek zu Berlin niedergelegt worden. Der Titel dieſer Überſetzung findet ſich vollſtändig bei Diez (a. a. O. S. 154). Außerdem findet ſich in Meninski's Instit. ling. Turc. (Vindob. 1756. Ed. 2. Tom. II. p. 243—247) ein Bruchſtück von Lambecius überſetzt.

Wie es der lateiniſchen Überſetzung von Ebert ergangen, ſo theilt bis auf den heutigen Tag die teutſche von Diez daſſelbe Schickſal. Nur das Verzeichniß der Capitel und ein Stück vom Anfange des Buchs erſchien von S. 172—214 in ſeiner Vorrede zu dem obenangeführten Werk über das Humajun Nameh, das auch in dieſem Aufſatze, ſoweit ſeiner Redſeligkeit zu trauen, benutzt worden iſt. Ein größeres Verdienſt wäre erwachſen, wenn von Diez den Druck des Originals hätte beſorgen und beſtreiten wollen *).

Von Wichtigkeit für die Literaturgeſchichte des Humajun Nameh ſind überdies die einzelnen Anmerkungen von de Sacy in Not. et Extr. Tom. IX et X, und vorzüglich Kalila et Dimna p. 51. Auch vergl. man noch: Verſuch einer Literatur der Sanſkritſprache, von Friedrich Adelung (Petersburg 1830. S. 191 fg.). Im Morgenlande ſelbſt erſchien von Iſtikhár-ed-din (nicht Dſchemal-ed-din, wie Not. et Extr. X. p. 170 aus Conjectur ſteht) Muhammed El-Bekri aus Kaswin eine ſpätere türkiſche (oder tatariſche) Überſetzung; und ein Auszug, der das Ganze ungefähr auf ein Drittel zurückgeführt hat, iſt vom Molla Jahja Efendi, dem Muſti. Als der neueſte und als wohlgelungener Auszug iſt endlich noch der vom Molla Othmanzadeh, der als Kadhi in Miſr 1149 (beg. 1. Mai 1736) ſtarb, zu erwähnen.

Ein andres Humajun Nameh wird von d'Herbelot angeführt. Unter dem vielen Überflüſſigen, was von Diez (a. a. O. S. 115 fg.) über daſſelbe auf mehren Seiten ſagt, iſt nur die Vermuthung richtig, daß d'Herbelot ſeine Nachricht aus Hadſchi Chalfa genommen haben möchte. Allerdings nennt dieſer ein Humajun Nameh, das aber mit dem Werke des Ali Dſchelebi nichts als den Titel gemeinſchaftlich hat. Es iſt ein Werk über das Inscha, d. h. über den Styl bei diplomatiſchen und andern öffentlichen Verhandlungen nebſt hinzugefügten Beiſpielen. Auch iſt es perſiſch geſchrieben, und hat den Muhammed Ben Ali Ben Dſchemál-el-islám, mit dem Beinamen Schihâb El-Munſchi, d. h. Secretair, der es für den Vezir Gajáth-ed-din Khodſcha Pir Ahmed zuſammentrug und nach zehn Capiteln ordnete, zum Verfaſſer. (*Gustav Flügel.*)

HUMAJUN PADISCHAH, Großmogul und zwar der zweite Sohn des Padiſchah Babur, und Vater des größten der Großmogulen oder großen indiſchen Kaiſer, war, wie ſein Vater, Freund und eifriger Beſchützer der Wiſſenſchaften, vorzüglich der mathematiſchen. Auch als Dichter trat er auf, jedoch nur in geringem Umfange, wie man ſich aus ſeiner Biographie in dem Werke des Prinzen Sam Mirſa näher belehren kann. Sein Reich erſtreckte ſich bereits um 1550 von Kandahar bis Bengalen. (*Gustav Flügel.*)

Humana, ſ. Homona.

HUMANAI, HUMANNA, HUMENE, richtiger und gewöhnlicher HOMONNA, ein ſlowakiſcher Marktflecken, in dem nagy-mihalyer Bezirke des zempliner Comitats, in einer wunderſchönen Landſchaft, an dem Laborczfluſſe gelegen, mit einem großen Caſtell, einer katholiſchen und einer griechiſchen Pfarre, einem aufgehobenen Franziskanerkloſter und einem Salz- und Lottoamte, gehört ſammt der weitläufigen Herrſchaft den gräflichen Familien Csaky und Vandernoth, galt aber früher als das Stammhaus der berühmten Grafen Drugeth von Homonna. Der Drugeth eigentliches Vaterland ſoll aber, einer alten fortgeſetzten Überlieferung zufolge, in Italien geweſen ſein, und ſollen ſie viele Menſchenalter hindurch in Salerno die höchſten Würden bekleidet haben. Aus Salerno brachte König Karl I. zwei Brüder Drugeth mit ſich herüber nach Ungarn. Der eine wurde Hofrichter, der andere, Philipp, leiſtete dem Könige die wichtigſten Dienſte in dem Kriege gegen Matthäus von Trentſchin, wurde Graf von Zips und Ujvar, auch 1322 Palatinus, und bekleidete dieſes Amt bis zu ſeinem kurz vor dem 26. Sept. 1327 erfolgten Ende. Allem Anſcheine nach hat er zuerſt Homonna erworben. Als Palatinus folgte ihm, kurz nach dem 29. März 1328, Johann Drugeth, der dieſe Würde noch im J. 1333 bekleidete, auch im nächſten Jahr als Obergeſpan von ſechs Comitaten, Sümegh, Bacs, Tolna, Stuhlweißenburg, Zemplin und Unghvar vorkommt. Sein Sohn, Nikolaus, eben derjenige, der 1330 den König, die Königin und die königlichen Kinder auf dem Schloſſe Viſegrad vor des Felician Zahi mörderiſchem Anfall errettete, und der nachmals die Stelle eines königlichen Oberkammerherrn und Hofrichters bekleidete, folgte 1350 dem Vater als Obergeſpan des zempliner Comitats. Als Palatinus erſcheint aber ſchon 1334 ein Wilhelm Drugeth, der dieſe Würde noch 1342 bekleidete, und ſie nach König Ludwigs Krönung freiwillig niederlegte. Im J. 1403 nennt König Siegmund unter ſeinen Gegnern, und als Anhän-

*) Den Anfang der erſten Geſchichte des Humajun Nameh überſetzte Joſ. v. Hammer in den Fundgruben des Orients (2. Bd. S. 272 fg.), mit glücklicher Nachbildung der geſchmückten und gereimten Proſa. (*R.*)

gen des Königs Ladislaus von Neapel, die Edeln von Homonna. Unter denjenigen, welche den zu Schramowitz 1411 mit den Polen abgeschlossenen Waffenstillstand unterzeichneten, wird Johann von Homonna namentlich aufgeführt, der nämliche, der ein Jahr später das mit Polen errichtete Bündniß durch seine Unterschrift bekräftigte. Im J. 1449 wurde die Burg Homonna von den böhmischen Hussiten erstiegen, und die ganze Besatzung, darunter die Eigenthümer der Burg, Stephan und Bartholomäus Drugeth, in die Gefangenschaft geführt. Die beiden Herren erhielten aber schon 1450 die Freiheit wieder, nur mußte sie von dem Anführer der Hussiten, von dem berühmten Giskra, durch Abtretung des Ertrages des Bergwerks Telkibanya und der Zölle zu Sztropko und Humenau erkauft werden. Im J. 1460 bekennt Johann Thalafuz de Oztrova, einer der Anführer der Hussiten, daß er von Stephan und Bartholomäus de Humena und von Stephan de Peren die 1000 Gulden, welche sie an ihn zu Erhaltung des Friedens zu entrichten schuldig, empfangen habe. Gleichzeitig wird auch Simon von H. genannt. Im J. 1473 werden die Burgen Homonna, Sztropko und Nagy-Mihaly von den Polen genommen, von König Matthias aber bald wieder befreit. Johann von H. war einer derjenigen, welche 1505 auf dem Felde Rakos den Beschluß unterzeichneten, daß nimmermehr, wenn König Wladislaw ohne männliche Erben sterben sollte, ein König fremden Stammes und Volkes gewählt werden dürfe. Durch diesen Beschluß sollte die fernere Erhöhung des Hauses Zapolya vorbereitet werden. Im J. 1522, zu Ofen, errichtet Franz Drugeth von H. mit Anton Paloczy, Andreas Bathory, Peter Pereny und Kaspar Raskay ein Bündniß zu wechselseitiger Vertheidigung und zu des Königs Dienst; ein Dienst, in dem er bald genug, zugleich mit Paloczy, bei Mohach den Tod finden sollte. Sein Sohn, ebenfalls Franz genannt, zeichnete sich vor allen Großen Ungerns durch standhafte Anhänglichkeit an Johann Zapolya aus, daher er auch von diesem mit der durch des Anton Paloczy unbeerbten Abgang dem königlichen Fiscus heimgefallenen großen Herrschaft Unghvar (sie zählt 40 Ortschaften), in dem gleichnamigen Comitate, begnadigt wurde. Durch Briefe, d. d. Unghvar am Fastnachtdinstage 1527, foderte Franz, Obergespan von Unghvar, und Saros Rhavernicorum reg. Magister, im Auftrage seines Gebieters, alle Städte Oberungerns auf, ihre Deputirte zu gemeinschaftlicher Berathung auf den Montag nach Invocavit nach Homonna zu senden; er nahm Theil an allen Gefechten, welche Zapolya den Völkern Ferdinands, namentlich bei Tokay, an dem Hernad und Barsonyos, lieferte, er beherbergte den Zapolya zu Homonna, als dieser, nach seines Feldherrn Bodo Mißgeschick, nach Polen entwich, er setzte, während Zapolya an des Grafen von Tarnow Hofe weilte, allein den ungleichen Kampf fort. Verstärkt durch die Scharen unbeschäftigter, brodloser Heyducken, überzog er seinen eigenen Bruder, den zempliner Obergespan Stephan. Stephans Burg, Barco, war bald überwältigt, eine andere, Csicsva, that längern Widerstand, aber Franz ließ Feuer einwerfen, und nicht nur die Gebäude, sondern auch die Urkunden vieler adeligen Familien, und selbst das Comitatsarchiv, gingen im Rauch auf, Stephan aber mußte die Flucht ergreifen. Eigentlich war es allein seine zweideutige Haltung, welche des Bruders Zorn erregte. Zuerst ließ Stephan sich, 1526, von Johann Zapolya zum Obergespan des zempliner Comitats ernennen, sich auch als dessen Gesandter nach Polen verschicken, um dort die neue Königswahl anzukündigen. Aber schon im nächsten Jahre, 1527, schwuren er und Georg Drugeth, letzterer im eignen, seiner Mutter, und seiner Brüder Gabriel, Stephan, Anton und Emmerich Namen, dem Könige Ferdinand den Treueid. Später trat Stephan, immer noch Obergespan von Zemplin, abermals zu Johanns Partei über; er wurde, nach seines Bruders Franz Tode, zum Obergespan von Unghvar und zum Oberst-Feldhauptmann in Kaschau bestellt (1538), und mußte im folgenden Jahre des Zapolya Braut, die polnische Prinzessin Isabella, in Krakau übernehmen, hatte auch die Ehre, sie in Kaschau zu bewirthen. Nach Zapolya's Tode wurde Stephan mit dem Könige Ferdinand ausgesöhnt, und lebte geraume Zeit in Wien, wo ihm seine Gemahlin, Klara von Bathory, 1546 einen Sohn gebar, aber auch über der Geburt das Leben verlor. Er selbst starb 1556. Sein Sohn, Nikolaus, empfing vom Könige Ferdinand die Würde eines zempliner Obergespans als Pathengeschenk. Kaspar Drugeth wird 1567 als Mitschuldiger an des Georg Bocskai Verschwörung bestraft. Zwei Jahre später, durch den Art. 18 des Reichstagsschlusses vom 1. August 1569, wird der Ort Homonna als ein Depositarium mercium für den zempliner Comitat angeordnet. Am 2. Jan. 1570 wird Nikolaus Drugeth als Obergespan des zempliner Comitats installirt; in dem Gefechte bei Körösi, 1579, gerieth er in des Pascha von Szolnok Gefangenschaft. Er wurde erst nach Szolnok, dann aber, hauptsächlich weil er mit des gefürchteten Nikolaus Zriny Tochter, Margaretha, verheirathet, nach Constantinopel gebracht, und starb daselbst, nur 33 Jahre alt, im Kerker, während man um sein Lösegeld unterhandelte, behufs dessen auch bereits jede Porta in dem zempliner Comitate mit einer Abgabe von 100 Hellern belegt hatte.

Von Johann und der Margaretha von Zapolya, einer Schwester des Königs Johann, Söhnen, Gabriel, Anton und Emmerich, war bereits die Rede; am 14. Febr. 1542 schlossen diese drei Brüder zu Patak mit Peter Pereny, Franz Bebech und Kaspar Dragffy ein Bündniß zu gemeinsamer Vertheidigung und zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe. Gabriels auf Barco, und der Euphrosina Gyulaffy Sohn, Franz Drugeth, war in erster Ehe mit Euphrosina Gyulaffy, in anderer Ehe mit Elisabeth Pereny verheirathet. Der Sohn der ersten Ehe, Stephan, war noch ein Knabe, als er bei Kapos 1566 eine starke Horde Tataren besiegte. Nach seines Vetters Nikolaus Tode, 1580, wurde er, der bereits Erbobergespan des unghvarer Comitats, auch zum Obergespan des zempliner Comitats ernannt. Mit seinem Bruder Georg lebte er in fortwährendem Hader; als er denselben in

der Burg zu Terebes, 1582, überfiel, entsetzte sich Georgs zärtlich geliebte Gemahlin, Euphrosina Doczy, dermaßen, daß sie auf der Stelle eine unzeitige Niederkunft hatte. Der Vorfall wurde dem Vicegespan des zempliner Comitats, dem Ladislaus Barkoczy, angezeigt, und ohne Scheu foderte dieser den Obergespan vor sein Gericht, indem derselbe die Schuld der allzufrühen Entbindung, und folglich des Todes des unschuldigen Kindes geworden sei. Dieser Handel, zu dem sich bald der von Stephan an einem Bauer aus Pichnye verübte Mord gesellte, wurde endlich im J. 1588 in der Art beendigt, daß der Angeklagte schwor, er sei weder die Ursache der unzeitigen Geburt, noch des Todschlages gewesen, und daß 50 adelige Eideshelfer darüber, daß ihm zu glauben, ein juramentum credulitatis leisteten, womit er sodann aller Strafe ledig ging. In dem nämlichen Jahre 1588 befand sich Stephan in dem siegreichen Gefechte bei Szikszo, gegen Ferhates, den Pascha von Ofen, wo 2000 Türken auf dem Platze blieben. Des Obergespans Pferd stürzte, und er wurde der Türken Gefangener; allein während diese um die Theilung seiner Waffen und Kleider stritten, wurde er durch seiner Leute Vordringen befreit. Im J. 1593 belagerte Stephan das Schloß Szabadka. Tag und Nacht brachte er in den Laufgräben zu, nahm darin seine Mahlzeit und seine Ruhe, und als eine Bresche geschossen war, trat er an die Spitze der stürmenden Ungern und teutschen Knechte, deren Sprache ihm so geläufig, als die Muttersprache. Das Schloß wurde erobert und dem Erdboden gleich gemacht, seine barbarischen Vertheidiger fielen unter dem Schwert. Auch an dem Siege bei Tura, 1594, der 3300 Türken das Leben kostete, hatte er seinen reichlichen Antheil. Er erkrankte und starb auf der Burg zu Homonna, Anfangs des Jahres 1599, wie dieses sein Sohn Ladislaus am 2. März 1599 seinem vormaligen Lehrer, dem poetischen Bürgermeister von Kaschau, Johann Bocatius, berichtete. Bocatius erwiederte die Anzeige durch ein Gedicht auf Stephans Tod, welches im nämlichen Jahre zu Bartfeld im Druck erschien. Stephan wurde zu Unghvar begraben. Seine Gemahlin, Euphrosina Török de Enning, hatte ihm zwei Söhne, Ladislaus und Valentin, geboren. Der ältere, Ladislaus, folgte dem Vater als Obergespan von Zemplin, was die Vermuthung, Stephan sei Comes perpetuus in Zemplin gewesen, gar wahrscheinlich macht, stand der Provinz aber nur 14 Monate vor, und fand allem Anscheine nach einen frühen Tod; denn schon am 3. Mai 1600 schwor sein Bruder Valentin in Zemplin als Obergespan den herkömmlichen Eid.

Valentin, der neue Obergespan, war in der reformirten Confession erzogen, und sah darum mit doppeltem Ingrimme das harte Joch, welches Belgiojoso dem Königreich aufgeladen. Der kaiserliche Hof beleidigte ihn aber auch noch persönlich durch die Einziehung der Burg und Herrschaft Regetz, die zum Theil seiner Gemahlin Eigenthum war. Valentin erschien bei mehren Zusammenkünften, nahm Theil an unruhigen Bewegungen, an sträflichen Unterhandlungen mit den Türken, bewehrte seine Burgen, und wurde daher, wie Stephan Bocskai und andere Misvergnügte, durch den obersten Gerichtshof in Prag als Hochverräther verurtheilt (1604). Nichtsdestoweniger erhielt er durch den Art. 2 des Reichstagsschlusses von 1604 den Auftrag, die Miliz von Oberungern zusammenzuziehen. Bei Galszech schlug er sein Lager auf, und bald versammelte sich um ihn beinahe der gesammte Adel der obern Gespanschaften. Ihrer Stärke jetzt bewußt schickten die Misvergnügten von Galszech aus eine Gesandtschaft an Belgiojoso, um die Abstellung aller Beschwerden, die freie Übung der augsburgischen und helvetischen Lehre zu fodern, und auf seinen abschlägigen Bescheid brach mit reißender Gewalt und Schnelle die Empörung aus, die zumal unwiderstehlich wurde, nachdem Bocskai seine Vereinigung mit Homonna's Scharen bewerkstelligt hatte. Während Bocskai am 17. April 1605 zum Fürsten von Ungern und Siebenbürgen erwählt wurde, erhielt Valentin von den Insurgenten seine Bestallung als oberster Feldherr, daher er auch in einem Publicandum, d. d. Kaschau, 20. Jun. 1605, folgenden Titel annimmt: Nos comes Valentinus Drugeth de Homonna, per regnum Hungariae supremus generalis capitaneus, comitatusque Zempliniensis perpetuus comes. Valentin war des neuen Amtes wol würdig. Erfahren in der Kriegskunst, eines aufgeweckten, liebenswürdigen Gemüthes, verließ ihn selbst während des Waffengetümmels die Neigung zu den Wissenschaften nicht, und er fand Muße, nicht nur die Verhandlungen des Reichstages von Szerencs, sondern auch die Ereignisse des Bocskai'schen Krieges, an denen er Antheil genommen, zu beschreiben. Seine Handschrift wurde unter dem Titel: Diarium Valentini Drugeth, in der Bibliothek des Primas Joseph Bathiany aufbewahrt, und ist schon wegen der Anständigkeit, mit welcher überall von dem Kaiser oder von den Gebräuchen der katholischen Kirche gesprochen wird, merkwürdig *).

Seinen Feldzug beschreibt Valentin folgendermaßen. Die Fahnen trugen die Aufschrift: Laten velünk senki ellenünk. Bei Bodrog-Keresztur wurden die Truppen zusammengezogen. Am 14. Jul. 1605 aufgebrochen; der Marsch ging über Fülek, Lossoncz, Zolna, Skalitz, Neuhäusel. Hier zeichnet der Geschichtschreiber ein sehr lebhaftes Bild von dem stattlichen Schmause, welchen er am 2. Sept. den türkischen und tatarischen Hilfstruppen gab, von der Rohheit und Gier dieser Gäste. Sie wurden, des engen Raums halber, divisionsweise abgefüttert. Zum Beschlusse mußte Valentin den Sinan-Pascha von Erlau, gleichwie später den Vezir Mehmet und den Hassan-Pascha, an Vaters Stelle aufnehmen. „Drei Väter, die, traun, dem Vaterlande wohl bekommen werden." Die Belagerung von Neuhäusel zog sich in die Länge, woran Rhedei, einer von Valentins Unterfeldherren, und zugleich sein größter Neider, nicht wenig Schuld trugen.

*) Den gleichen Geist der Versöhnung athmet auch die Rede, die Valentin an Bocskai's Wahltage hielt. Er mahnt von allen Bitterkeiten gegen den Kaiser, oder dessen Minister ab, und will den bevorstehenden Krieg nur als einen Vertheidigungs-, ja nicht als einen Angriffskrieg betrachtet wissen.

mochte. Man wußte sich auch nicht zu vereinigen, wer die Festung haben sollte, indem die Bocskai'schen und die Türken mit gleichem Ungestüm ihren Besitz verlangten. Schon am 18. Sept. sollte ein Sturm versucht werden, daher die Ungern von den Türken Schonung der ungrischen Frauen begehrten, sich aber zugleich alles Antheils an den teutschen Frauen lossagten. Allein Valentin wollte nun selbst keinen Sturm mehr, der die Stadt in der Türken Gewalt liefern konnte, auch hatten Hunger und Verrath bereits die Kräfte der Besatzung gebrochen. Während Valentin von den kaiserlichen Generalen, von Basta und Kollonitz, die dringendsten Einladungen empfing, zu seiner Pflicht zurückzukehren, wurde um die Übergabe von Neuhäusel unterhandelt; sie zu beschleunigen, fand sich Illeshazy im Lager ein. Als dieser geschickte Unterhändler in die Festung eingelassen wurde, um dem Vertrage seine Vollendung zu geben, benutzte Valentin die Gelegenheit, um sich in dessen Gefolge verkleidet einzuschleichen, und sich die genaueste Kunde von den Vertheidigungsmitteln und Anstalten zu verschaffen. Die Übergabe selbst erfolgte am 17. Oct.; 59 gefangene Türken wurden auf der Stelle ohne Lösegeld, das bereits zu 16,260 Gulden berechnet war, freigegeben, aber von den Türken des Belagerungsheeres durfte keiner die Festung betreten; wüthend, daß man sie dergestalt geäfft, verließen Valentins drei Väter auf der Stelle das Lager. Auch Valentin, nachdem er hinreichend für die Sicherheit seiner Eroberung gesorgt, trat den Rückweg an, und langte am 19. Nov. zu Hause in Unghvar wieder an. Durch den Reconciliationsvertrag von Patak, vom 23. Jun. 1606, erhielt Valentin seinen Antheil an Regetz zurück.

Wichtigeres hatte Bocskai ihm zugedacht; denn in seinem Testamente, vom 17. Dec. 1606, wurde Valentin den Siebenbürgern als der Würdigste, ihren Fürstenhut zu tragen, empfohlen; allein die Stände verwarfen den Empfohlenen, vielleicht nur um ihr Wahlrecht zu behaupten, und wählten, statt seiner, seinen alten gichtbrüchigen Schwiegervater, den Siegismund Rakoczy, zum Fürsten. Valentin gebrauchte die Begleitung der Leiche und der Schätze des verstorbenen Fürsten zum Vorwand, um ein starkes Heer nach Siebenbürgen zu bringen und sich zum Herrn des Landes zu machen; allein die Stände besetzten die Grenzen, wiesen die Begleiter der Leiche, bis auf die Leibwache von 1000 Siebenbürgern, zurück und drohten dem Grafen mit den Waffen. Getäuscht in seinen Erwartungen warf sich Valentin auf Bocskai's Schätze. Sechszehn reich beladene Wagen ließ er nach Homonna schaffen; sie enthielten viele goldene und silberne Gefäße, eine unsägliche Masse baaren Geldes, zwei Kronen, die griechische und die servische, und den berühmten Karfunkel, der seitdem eine der Zierden der wiener Schatzkammer geworden ist, nachdem ihn Valentin dem Erzherzoge Matthias zum Geschenke machte. Auch bemeisterte sich Valentin der Festen Kövar und Hußth. Die Nachrichten, die er von seines Schwiegervaters klägtlichem Gesundheitszustand empfing, bewogen ihn, von weitern Feindseligkeiten abzustehen. Er eilte an Siegismunds Hof, versuchte Schmeicheleien, Bitten und Drohungen, und verlangte endlich, daß Siegismund ihm, der durch die Stimmen der ungrischen Stände schon gewissermaßen die Fürstenwürde erhalten habe, der auch in einigen der wichtigsten Festungen gebiete, die allzubeschwerliche Regierung freiwillig abtreten möge, ehe ihm der Sultan dieselbe zugleich mit seinem Leben und seinen Gütern nehme. Allein der Fürst blieb standhaft, verwies ihn an die Stände, deren Wahl allein ihm das Fürstenthum zuwenden könne, und gab ihm zuletzt den Rath, sich zu beruhigen, da es ihm schwerlich gelingen werde, viele Wahlstimmen zu erhalten. Das Letztere fühlte Valentin selbst, er wendete daher seine Blicke nach Constantinopel, wo Bocskai's Schätze ihm überall Freunde gewinnen konnten. Es wurde ihm nicht schwer, den Großvezier zu überzeugen, daß Rakoczy ein abgelebter, kranker, unbrauchbarer Mann sei, und daß die siebenbürgischen Stände sich nach einem andern Regenten um soviel mehr sehnten, da sie die von ihm mit dem Kaiser eingegangene Verbindung verabscheuten. Dem Sultane war es ebenso unerwartet als misfällig, daß Rakoczy gewissermaßen des Kaisers Hoheit anerkannt habe, und sogleich wurde beschlossen, daß Homonna den Abtrünnigen vertreiben solle; allein Rakoczy, zeitig gewarnt, und unfähig, einen Bürgerkrieg zu führen, verzichtete zu Gunsten des Gabriel Bathory von Somlyo, und des Bathory beliebter Name, verbunden mit den diplomatischen Künsten seines Freundes Gabriel Bethlen (Bethlen Gabor), der selbst nach Constantinopel reiste, vernichtete allen Eindruck, den Valentin durch sein Gold gemacht. Noch blieben ihm die Heyduken, deren Freundschaft er wol auf ähnliche Weise erworben; in der Hoffnung, neue Unruhen zu erleben, sammelten sie sich scharenweise; Valentin wurde durch sie als König von Ungarn ausgerufen, und auf eine höchst tumultuarische Weise mit einer von Bocskai's Kronen, deren Auslieferung sie von ihm durch Drohungen erzwangen, gekrönt (1607). Solches Beginnen beunruhigte den kaiserlichen Hof auf das Lebhafteste; eine Consultation wurde sofort auf den 6. Jan. 1608 nach Presburg einberufen, um die Mittel zur Abwehr zu erwägen, und Commissarien wurden nach Kaschau abgesendet, um den Grafen zu bedeuten, „daß er sofort von einem Verfahren, welches ihn des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig mache, abstehe, und überhaupt seinen Ehrgeiz nicht über das öffentliche Wohl stelle." Valentin erwiederte, er werde gehorchen, und sich sogar in der königlichen Commissarien Gewahrsam begeben, hob aber unter den Heyduken die auserlesenste Mannschaft aus, und führte solche nach Presburg, dem Erzherzoge Matthias zu Hilfe. Eine so bedeutende Verstärkung setzte den Erzherzog in den Stand, den längst vorbereiteten Entwurf auszuführen, und Matthias erzwang von seinem Bruder die Abtretung der ungrischen Krone. Zur Belohnung, daß Valentin dazu so gewichtige Hilfe geleistet, wurde er zum Obersthofrichter ernannt; er genoß aber seines Triumphes nur kurze Zeit, und starb sehr plötzlich zu Unghvar, den 9. Nov. 1609, nur 32 Jahre alt, der Sage nach an Gift. Er war

zweimal verheirathet, 1) mit Elisabeth Rakoczy, des Fürsten Siegismund von Siebenbürgen und der Judith Allaghy Tochter, mit welcher er den Antheil Regetz erheirathete; 2) mit Christiana Palocsay. Das Söhnlein dieser letzten Ehe, Stephan, überlebte den Vater nur um ein Jahr. Seine und seiner Schwestern Vormünder überlieferten zu Saros-Patak, den 30. Jun. 1610, dem Palatin Thurzo die Krone, die einst Bocskai von dem Sultan empfangen hatte.

Valentins Großvater, Franz, war in anderer Ehe mit Elisabeth Pereny verheirathet. Der Sohn dieser zweiten Ehe, Georg Drugeth, erbte 1567 von seinem Oheime, von Gabriel Pereny, das Schloß Terebes, zempliner Comitats, hatte viele Händel mit seinem Bruder Stephan, und wurde 1580 wegen des ihm zur Last gelegten Mordes eines Edelmannes, des Johann Tussay, vor dem Comitatsgerichte belangt. Er blieb aus, es erging gegen ihn ein Proscriptionsdecret, und zuletzt mußte Georg seine Zuflucht zu der königlichen Gnade nehmen, worauf ihm dann das Leben, und gegen Entrichtung einer starken Geldsumme an Tussay's Erben, auch Verzeihung geschenkt wurde (1583). Ein Jahr später stand er abermals, wegen des an einem Einwohner von Homonna verübten Mordes, vor Gericht. Sein und der Euphrosina Doczy von Nagy-Luche Sohn, Georg II., wurde 1600 zum Tode und zum Verluste seiner Güter verurtheilt, weil er in sechs Gespanschaften Gewaltthätigkeiten gegen den Adel, insonderheit gegen den Peter Zokoly und den Simon Banoczy verübt habe, und erhielt nicht ohne Schwierigkeit Begnadigung, nachdem er zuvor sein Schloß Terebes an die Hofkammer abgetreten. Durch den Art. 28 des Reichstagsschlusses von 1608 wurde er aber für unschuldig erklärt. Als Obergespan von Ungbvar, Eques auratus, Pincernarum regalium per Hungariam magister, königlicher Rath und Kämmerer, wurde er von Peter Pazman von dem reformirten zum katholischen Glauben, dessen kräftiger Verfechter er gar bald werden sollte, bekehrt. Nach seines Vetters Valentin Tode wurde er zum Obergespan von Zemplin ernannt. Der Comitat, in dem die Evangelischen die Zahlreichsten, sträubte sich gar sehr gegen den katholischen Vorsteher, unter dem Vorwande, daß die Obergespanswürde dem Söhnlein des verstorbenen Valentin gebühre; allein dieses Söhnleins Tod, im J. 1610, machte dem Zwist ein Ende, und Georg mußte allgemein anerkannt werden. Eine seiner ersten Verrichtungen als Obergespan war die Rückgabe der Güter des Klosters zu Sator-Ujheli an die seit den Bocskai'schen Unruhen zerstreuten Mönche. Im J. 1613 führte er zu Homonna die Jesuiten ein, zu deren Unterhalt er aus seinem reichen Erbgute die Possessionen Nagy- und Kis-Kemencze widmete. Nach den Bestimmungen des Fundationsinstrumentes sollten diese Güter, im Falle der Orden aufgehoben oder aus Ungern vertrieben würde, an den Fundator oder dessen Erben zurückfallen. Wie leicht zu erachten, erhob sich gegen eine solche Stiftung der heftigste Widerspruch, und 1615 sah sich Georg genöthigt, das Kloster in Homonna den Franziskanern zu übergeben, und seine Jesuiten nach Ungbvar zu

J. 1613 wurde er in Folge des Re
von 1608 in seine Herrschaft Terebes w
Im J. 1615 hatte Georg, der schon d
briel Bethlen erbitterter Gegner war, alle A
Einfall in Siebenbürgen getroffen, und
ganzen Einflusses des Palatins Thurzo,
abzuhalten. Der eigentliche Gegenstand
die wichtige Feste Ecsed, in dem szathmar
Georg, sammt Bujak, mit seiner Gem
der Tochter von Franz Nadasdy dem
Elisabeth Bathory, erheirathet hatte, die
len vorenthielt. In dem allgemeinen Ab
1619, war Georg beinahe der einzige M
tung, der sich von dem Strome nicht
Vergeblich wüthete Bethlen Gabor gegen
und seine weitläufigen Besitzungen; sein
gebend und zu schwach, um der Übern
begab sich Georg mit seiner Gemahlin un
Johann nach Polen. Dort brachte er ei
len und Kosaken, das man auf 16.000
zusammen, und damit that er einen Ein
gern. Rakoczy, der in Kaschau für
mandirte, zog ihm alsbald entgegen, un
kam es am 23. Nov. 1619 zu einem
worin Georg erstlich unterlag. Er zog
stärkungen unter dem Grafen von A
Woywoden Radul von der Walachei
folgte nun eine zweite Schlacht, die m
näckigkeit ganzer zwei Tage durch fortges
lich ergriffen die Polen scheinbar die Fl
folgen, Beute zu gewinnen, brachen
Siebenbürger ihre Ordnung, die Pole
„die Bauwren, welche dem Humanay
sich mit Sänsen sehr tapffer gebraucht u
den gethan," und Rakoczy erlitt eine
derlage. Alle seine Heyduken beinahe
leute blieben auf dem Platze. Rakoczy
Reiter, die mit ihm zu entkommen wuß
Schrecken bis Kaschau und Eperies, und
bor die Trauerpost vernahm, verzichtete
tere Unternehmungen gegen das eben v
eingeschlossene Wien, und schickte Alles,
Truppen an der March und Leitha entbe
ter Rhedei nach Oberungern, um die
furchtbaren Stoßes zu brechen. Er wa
wichtig durch seine Folge, die Befreiun
Vertheidigern beinahe aufgegebenen Kais
Erzhause in dem Laufe des ganzen K
Dienst von gleicher Bedeutung geleiste
So lange Rhedei auf dem Marsche
Georg überall den Meister; seine Kosake
koczy's und Bethlens Besitzungen mit Fe
von Ujheli bis Szerencs wurde alles verwü
alle Hausthiere wurden fortgeführt; en
Georg mit seiner reichen Beute hinter
In Polen beschäftigte er sich mit den En
neuen Feldzug, als ein Gifttrunk, wie beh

21. Jul. 1620 das Leben nahm. Seine Freunde der Gesellschaft Jesu ließen die Leiche nach Tyrnau ren, und in der Domkirche zu St. Nikolaus zur bestatten *).

Georgs sämmtliche Besitzungen wurden von Bethlen r eingezogen, nach den Stipulationen des Friedens- ges von 1621 sollten sie zwar an Georgs Sohn, Grafen Johann, Erb-Obergespan von Unghvar, zu- geben werden; allein Georg Szechy, der aus dieser scation die Herrschaften Zemplen, Barco und Te- davongetragen hatte, wußte der versprochenen Re- on mannichfaltige Hindernisse in den Weg zu legen. rfolgte erst, nachdem Szechy durch seinen eignen r ermordet worden, im J. 1625. Im J. 1627 htete Graf Johann an der Spitze der Insassen des ner Comitats, unter dem Beistand einiger polni- Hilfsvölker, eine große Tatarenschar, die von Nor- er in den Comitat eindringen wollte. Im J. 1632 er in seinem Schlosse Zemplen durch den Palati- sterhazy als Obergespan des zempliner Comitats rt, und gleich bei dem Antreten des Amtes unter- und bestrafte er den Aufstand des Peter Csaszar. 1636 wurde er an des verstorbenen Paul Ra- Stelle zum Oberstihofrichter, und an des verstorbe- Nikolaus Forgach Stelle zum Generalcapitain von ngern ernannt; im nämlichen Jahre (1636) kam die alte Fehde mit den Rakoczy nochmals zum Aus- t. Johann verlor an den Fürsten von Siebenbür- hrere Schlösser, blieb ihm aber stets furchtbar, da- Rakoczy zu Wien um Hilfe und um Auslieferung rafen bitten ließ. In Wien war es aber niemals die Freunde auszuliefern, und Johann, eines gen Schutzes gewiß, dehnte seine Feindschaft auf rotestanten der Nachbarschaft aus. Die Kirche in s nahm er ihnen 1638, um sie, gleichwie 1640 n Warano, den Katholiken zu übergeben; die letz- tte er, sowie die protestantische Kirche in Kaschau, waffneter Hand nehmen müssen. Um das durch ewaltthätigkeiten veranlaßte Murren einigermaßen wichtigen, legte er noch 1640 sein Amt als Ge- n Oberungern nieder. Im J. 1641 erfocht er lutigen Sieg über ein Corps Türken, das in den r Comitat eingebrochen war und mit reicher ach Hause ziehen wollte; er wurde auch von dem mit der Herrschaft Tokay beschenkt, die ihm jedoch Rakoczy bald wieder entriß. Als nämlich der n Siebenbürgen 1644 die Waffen gegen den griff, behauptete Johann den alten Ruhm sei- schlechts. Seine Schlösser wurden eingenommen, nd Barco gänzlich zerstört, aber er selbst blieb unerschütterlich in seiner Treue zu dem Kaiserhause. Ra- koczy ließ darum alle seine Güter confisciren, doch war des Kampfes Ausgang noch zweifelhaft, als auch Jo- hann, ob im Kampf oder auf dem Krankenlager, ob im Ausland oder im Inland, ist unbekannt, am 22. Nov. 1645 in dem Alter von 36 Jahren sein Leben beschloß. Er ruht zu Tyrnau mit dem Vater in einem Grabe. Seine Witwe, Anna Jakusich de Orbova, eines berühm- ten kroatischen Geschlechts, widersetzte sich 1647 standhaft der Wegnahme der katholischen Kirche in Warano und der dem dasigen Kloster zuständigen Possession Kajnya.

Sein Sohn, Georg III., Erb-Obergespan von Ungh- var, erhielt durch den Frieden seine Güter zurück, mit Ausnahme von Tokay, wofür ihm Rakoczy eine freilich sehr unangemessene Entschädigung von 6000 Gulden be- willigte, vermählte sich 1652 mit der Gräfin Maria Esterhazy, vertrieb, was weder sein Vater, noch sein Großvater gewagt hatten, den reformirten Prediger aus Unghvar, um dessen Wiederaufnahme die evangelischen Stände daher 1653 mit ihm unterhandelten, und wurde 1660 zum General von Oberungern ernannt. Im näm- lichen Jahre befehligte er nicht nur das Contingent des zempliner Comitats von 3410 Mann, wozu er selbst 300, die Witwe Rakoczy 500 Mann gestellt hatte, sondern auch die Contingente der anstoßenden Comitate. Er starb im J. 1662 und wurde in der Kirche zu Unghvar bei- gesetzt. Die ihm am 30. Jan. 1662 von dem P. Ste- phan Tarnoczy, S. J. zu Kaschau gehaltene Leichenrede wurde zu Kaschau bei Martin Severin in 4. gedruckt. Georgs III. und der Gräfin Esterhazy (sie starb als Witwe zu Unghvar im J. 1684) älterer Sohn, Siegis- mund, Graf Drugeth von Homonna, Erb-Obergespan von Unghvar, Eques auratus, kaiserl. königl. Geheime- rath, wurde nach des Grafen Siegismund Pethö, des bisherigen Obergespans, Tode, 1675, zum Obergespan des zempliner Comitats ernannt. Getreu dem Kaiser mußte er in dem großen Aufstande von den Tökely'schen die feindseligste Behandlung erfahren, seine Schlösser Unghvar, Csicsva, Terebes wurden mit Sturm, Ho- monna mit Accord genommen, alle seine Güter zu Tö- kely's Vortheil eingezogen. Er selbst wurde von den Rebellen gefangen (1684) und auf Tökely's Geheiß zu Kaschau hingerichtet. Seine Gemahlin, die Gräfin The- resia Keglevich, † 1710, hatte ihm nur Töchter, Ju- liana, Barbara und Klara, geboren, sein Bruder, Va- lentin, war Bischof von Corbavia und Abt von St. Job. Der Mannsstamm des Hauses konnte demnach als er- loschen angesehen werden, und die Witwe erwirkte kö- nigliche Briefe, wodurch sämmtliche, bisher nur dem Dru- gethschen Mannsstamme verliehene Güter auch ihren Töchtern und der Schwester Siegismunds, der an An- dreas Forgach verheiratheten, aber bereits verwitweten Christiana Drugeth, angeeignet wurden, mit Ausnahme des Schlosses und der Herrschaft Unghvar, welche sich der Graf Nikolaus Bercheny bereits von dem König er- beten hatte. (*v. Stramberg.*)

Humaniora, Humanismus, Humanisten, s. Al- terthumswissenschaft und Philologie (classische).

*) Die Grabschrift lautet: Sepulchrum Georgii Drugeth ..., Comitis Zempleniensium, herois longe clarissimi ..., Consiliarii, ac Cubicularii regii, die 21. Julii anno ... Polonia exstincti.

O magni Drugeth Manes! hic patria patrem,
Arma virum, pietas plangit avita Ducem.
Vincat hunc livor fidum regique Deoque,
At nunc tuta DEI pocula fonte bibit.

HUMARCHA, HUGMERCHI, ein frieſiſcher Gau. Vom heil. Willehald wird in deſſen Leben erzählt, er ſei aus dem Gaue Hoſtraga (Oſtergoo), wo er das Chriſtenthum gepredigt hatte, nach Überſetzung über den Fluß Loveke (Lauwers zwiſchen Weſtfriesland und Gröningen) in denſelben gekommen, und habe daſelbſt den Heiden den Namen Gottes gepredigt [1]); und vom heil. Luidger wird berichtet, daß ihn Fürſt Karl (der Große) zum Lehrer bei dem Volke der Frieſen von der öſtlichen Seite des Fluſſes Labeki über die fünf Gaue: Hugmerchi, Hunusga (nördlich von Gröningen), Fivilga (öſtlich von Gröningen), Emisga (an der Unterems), Fediritga [2]) (wol weſtlich von Gröningen) [3]), geſetzt habe. Daß Humarcha und Hugmerchi (die Hochmark) eins iſt, fällt in die Augen; des Gaues Lage zwiſchen dem Fluſſe Lauwers und der Ems iſt im Allgemeinen zu erkennen, und zwar, daß er, wie aus der Erzählung im Leben des heil. Willihald zu ſchließen, in der Nähe des Oſtergoo's, und auf der öſtlichen Seite des Fluſſes Lauwers in deſſen Nähe, wenn nicht an dieſem Fluſſe ſelbſt gelegen haben müſſe. Pertzens Vermuthungen ſeiner nähern Lage ſind, daß er entweder bei dem Hunſingau in der Nähe von Gröningen gelegen, oder daß er des Hunſingaues Untergau [4]), Marne, geweſen. (*Ferdinand Wachter.*)

Humata *Cav.*, ſ. **Davallia** *Sm.*

HUMATA oder **UMATA**, eine Villa auf der Weſtküſte der marianiſchen Inſel Guajan, mit 34 Häuſern und 189 Einwohnern. Dabei iſt ein durch das Eiland Dano gedeckter, jedoch wenig brauchbarer, Hafen. (*Klaehn.*)

HUMBER, ein nicht unbedeutender Fluß Englands, der ſeinen Urſprung dem Zuſammenfluſſe der Ouſe und Trent verdankt, von welchen erſtere durch die Vereinigung der ſchiffbaren Ure und Swale entſteht und dann noch durch den Warf und Derwent vergrößert wird, letztere aber in dem Newpool entſpringt, die Tame, Dove u. a. aufnimmt, und nach einem 18 Meilen langen Laufe ſich mit der Ouſe, Farfeet gegenüber, vereinigt. Beide Flüſſe führen nach ihrer Vereinigung den Namen Humber; dieſer nimmt ſodann noch die Hull auf, und mündet bei Spurnhead in das teutſche Meer, wo er einen großen Meerbuſen macht. (*R.*)

HUMBERCOURT, fälſchlich Imbercourt, bedeutendes Kirchdorf des Bezirks von Doullens (Dourlans) des franzöſiſchen Sommedepartements, hart an den Grenzen der vormaligen Provinz Artois gelegen, war in den ältern Zeiten eine Beſitzung des Hauſes Humières, vererbte ſich aber durch eine Erbtochter an ihren Gemahl, Wilhelm von Brimeu, und gab hierauf durch beinahe zwei Jahrhunderte der bedeutendſten Linie des Hauſes Brimeu den Namen Johann von Brimeu (de Brimeaus, de Brimodio), in Boulonnais, unweit Montreuil, ſtiftete 1153, zum Heile der Seelen ſeines Vaters Johann, ſeiner Mutter Clementia, und aller ſeiner Altvordern, eine Kaplanei. Ludwig von Brimeu fiel in der Schlacht bei Azincourt, mit Hinterlaſſung einer einzigen Tochter, Margaretha, durch welche die Stammherrſchaft Brimeu in das Haus Poix, ſowie ſpäter auf gleiche Weiſe in die Häuſer Lannoy, Hoorn ꝛc. getragen wurde. Ludwigs Bruder, eben der Wilhelm, der Humbercourt erheirathete, beſaß auch noch Ligny, Malincourt und Grigny, und wurde Vater von ſechs Söhnen, Dionys, David, Florimund, Jakob, Archibald und Johann. David, auf Ligny, kommt 1423 als Statthalter von Artois vor, und wurde in dem erſten Generalcapitel des Ordens vom goldnen Vließe, ſammt ſeinen Brüdern Florimund, auf Maſſincourt, und Jakob, auf Grigny, in denſelben aufgenommen. Archibald blieb vor Compiegne im J. 1430, während zugleich ſeine Brüder, Florimund und Jakob, in Gefangenſchaft geriethen. Johann erheirathete mit Maria von Boiſſy die Herrſchaft Chaulnes, die aber ſeine Tochter, Johanna von Brimeu, an ihren Gemahl, Ägidius von Ongnies, brachte. Dionys endlich, der älteſte von Wilhelms Söhnen, war Herr zu Humbercourt, und im J. 1415 Großamtmann zu Amiens. Deſſen Sohn, Johann von Brimeu, Herr von Humbercourt, Gouverneur von St. Valery im J. 1432, und Großamtmann von Amiens im J. 1435, wurde *in* ſeiner Ehe mit Maria von Mailly der Vater des berühmten Guido von Humbercourt, der um ſeiner ausgezeichneten Waffenthaten willen den Beinamen der Große empfangen hat. Aber nicht nur als Krieger machte ſich H. ſeinem Gebieter, dem Herzoge von Burgund, werth; unter den Räthen des kühnen Karls war kaum einer ihm, wie Philipp von Commines, der ſachkundige Richter, bezeugt, an Klugheit und Geſchäftskenntniß zu vergleichen. Als der Herzog im Zweifel ſtand, ob er nach des blutdürſtigen Contay Rath die 300 Geiſel der abermals aufrühreriſchen Lütticher ſchlachten ſolle (1467), da trat H. auf und rieth, alle 300 in Frieden zu entlaſſen, damit der Herzog ſein Werk mit Gott beginne, und aller Welt zeige, wie er weder grauſam, noch rachgierig ſei. Und Karl hörte damals noch auf guten Rath und die Lütticher wurden wirklich freigegeben. Nach dem großen Siege bei St. Tron oder Brüſtein, 28. Oct. 1467, ſchickte der Herzog den von H. mit 50 Lanzen, die zuſammen etwa 200 Streiter ausmachen konnten, voraus, um von der Stadt Lüttich Beſitz zu nehmen. Man hielt dieſes für eine leichte Arbeit, zumal ſchon eine zahlreiche Deputation, im Hemde, barhäuptig und barfuß, die Barmherzigkeit des Herzogs angerufen, und ihm die Stadtſchlüſſel überbracht hatte. Dem war aber nicht alſo. Die Stadt, die man verödet zu finden wähnte, wimmelte von muthigen Kriegern, und ein kühner Ritter, Raſo de la Riviere, Herr von Lintre und Hers, ſuchte zu verzweifeltem Widerſtande zu begeiſtern. Humbercourt wurde darum auch nicht eingelaſſen, ſondern genöthigt, in einem der Stadt benachbarten, einiger Vertheidigung fähigen, Kloſter ſein Quartier zu nehmen. Nachdem man ſich nothdürftig eingerichtet und verwahrt, hörte man, gegen neun Uhr Abends, die große Glocke des Biſchofshofes,

1) Vita S. Willehaldi Cap. 2, 3, bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 389. 2) Vita S. Luidgeri Cap. 19, bei demſ. a. a. O. S. 410. 3) Nach dem, was Falke (Tradit. Corb. p. 440) beibringt, vergl. Pertz a. a. O. S. 416. 4) Pagellus, wie ihn Pertz S. 380 nennt.

am 21. Jul. 1620 das Leben nahm. Seine Freunde von der Gesellschaft Jesu ließen die Leiche nach Tyrnau abführen, und in der Domkirche zu St. Nikolaus zur Erde bestatten *).

Georgs sämmtliche Besitzungen wurden von Bethlen Gabor eingezogen, nach den Stipulationen des Friedensvertrages von 1621 sollten sie zwar an Georgs Sohn, den Grafen Johann, Erb-Obergespan von Unghvar, zurückgegeben werden; allein Georg Szechy, der aus dieser Confiscation die Herrschaften Zemplen, Barco und Terebes davongetragen hatte, wußte der versprochenen Restitution mannichfaltige Hindernisse in den Weg zu legen. Sie erfolgte erst, nachdem Szechy durch seinen eignen Diener ermordet worden, im J. 1625. Im J. 1627 vernichtete Graf Johann an der Spitze der Insassen des zempliner Comitats, unter dem Beistand einiger polnischen Hilfsvölker, eine große Tatarenschar, die von Norden her in den Comitat eindringen wollte. Im J. 1632 wurde er in seinem Schlosse Zemplen durch den Palatinus Esterhazy als Obergespan des zempliner Comitats installirt, und gleich bei dem Antreten des Amtes unterdrückte und bestrafte er den Aufstand des Peter Csaszar. Im J. 1636 wurde er an des verstorbenen Paul Rakoczy Stelle zum Oberstihofrichter, und an des verstorbenen Nikolaus Forgach Stelle zum Generalcapitain von Oberungern ernannt; im nämlichen Jahre (1636) kam aber die alte Fehde mit den Rakoczy nochmals zum Ausbruche. Johann verlor an den Fürsten von Siebenbürgen mehre Schlösser, blieb ihm aber stets furchtbar, daher Rakoczy zu Wien um Hilfe und um Auslieferung des Grafen bitten ließ. In Wien war es aber niemals Sitte, die Freunde auszuliefern, und Johann, eines mächtigen Schutzes gewiß, dehnte seine Feindschaft auf alle Protestanten der Nachbarschaft aus. Die Kirche in Terebes nahm er ihnen 1638, um sie, gleichwie 1640 jene von Warano, den Katholiken zu übergeben; die letztere hatte er, sowie die protestantische Kirche in Kaschau, mit gewaffneter Hand nehmen müssen. Um das durch solche Gewaltthätigkeiten veranlaßte Murren einigermaßen zu beschwichtigen, legte er noch 1640 sein Amt als General von Oberungern nieder. Im J. 1641 erfocht er einen blutigen Sieg über ein Corps Türken, das in den zempliner Comitat eingebrochen war und mit reicher Beute nach Hause ziehen wollte; er wurde auch von dem Kaiser mit der Herrschaft Tokay beschenkt, die ihm jedoch Georg Rakoczy bald wieder entriß. Als nämlich der Fürst von Siebenbürgen 1644 die Waffen gegen den Kaiser ergriff, behauptete Johann den alten Ruhm seines Geschlechts. Seine Schlösser wurden eingenommen, Jeßenö und Barco gänzlich zerstört, aber er selbst blieb unerschütterlich in seiner Treue zu dem Kaiserhause. Rakoczy ließ darum alle seine Güter confisciren, doch war des Kampfes Ausgang noch zweifelhaft, als auch Johann, ob im Kampf oder auf dem Krankenlager, ob im Ausland oder im Inland, ist unbekannt, am 22. Nov. 1645 in dem Alter von 36 Jahren sein Leben beschloß. Er ruht zu Tyrnau mit dem Vater in einem Grabe. Seine Witwe, Anna Jakusich de Orbova, eines berühmten kroatischen Geschlechts, widersetzte sich 1647 standhaft der Wegnahme der katholischen Kirche in Warano und der dem dasigen Kloster zuständigen Possession Kajnya.

Sein Sohn, Georg III., Erb-Obergespan von Unghvar, erhielt durch den Frieden seine Güter zurück, mit Ausnahme von Tokay, wofür ihm Rakoczy eine freilich sehr unangemessene Entschädigung von 6000 Gulden bewilligte, vermählte sich 1652 mit der Gräfin Maria Esterhazy, vertrieb, was weder sein Vater, noch sein Großvater gewagt hatten, den reformirten Prediger aus Unghvar, um dessen Wiederaufnahme die evangelischen Stände daher 1653 mit ihm unterhandelten, und wurde 1660 zum General von Oberungern ernannt. Im nämlichen Jahre befehligte er nicht nur das Contingent des zempliner Comitats von 3410 Mann, wozu er selbst 300, die Witwe Rakoczy 500 Mann gestellt hatte, sondern auch die Contingente der anstoßenden Comitate. Er starb im J. 1662 und wurde in der Kirche zu Unghvar beigesetzt. Die ihm am 30. Jan. 1662 von dem P. Stephan Tarnoczy, S. J. zu Kaschau gehaltene Leichenrede wurde zu Kaschau bei Martin Severin in 4. gedruckt. Georgs III. und der Gräfin Esterhazy (sie starb als Witwe zu Unghvar im J. 1684) älterer Sohn, Siegismund, Graf Drugeth von Homonna, Erb-Obergespan von Unghvar, Eques auratus, kaiserl. königl. Geheimerath, wurde nach des Grafen Siegismund Pethö, des bisherigen Obergespans, Tode, 1675, zum Obergespan des zempliner Comitats ernannt. Getreu dem Kaiser mußte er in dem großen Aufstande von den Tökely'schen die feindseligste Behandlung erfahren, seine Schlösser Unghvar, Csicsva, Terebes wurden mit Sturm, Homonna mit Accord genommen, alle seine Güter zu Tökely's Vortheil eingezogen. Er selbst wurde von den Rebellen gefangen (1684) und auf Tökely's Geheiß zu Kaschau hingerichtet. Seine Gemahlin, die Gräfin Theresia Keglevich, † 1710, hatte ihm nur Töchter, Juliana, Barbara und Klara, geboren, sein Bruder, Valentin, war Bischof von Corbavia und Abt von St. Job. Der Mannsstamm des Hauses konnte demnach als erloschen angesehen werden, und die Witwe erwirkte königliche Briefe, wodurch sämmtliche, bisher nur dem Drugethschen Mannsstamme verliehene Güter auch ihren Töchtern und der Schwester Siegismunds, der an Andreas Forgach verheiratheten, aber bereits verwitweten Christiana Drugeth, angeeignet wurden, mit Ausnahme des Schlosses und der Herrschaft Unghvar, welche sich der Graf Nikolaus Bercheny bereits von dem König erbeten hatte. (*v. Stramberg.*)

Humaniora, Humanismus, Humanisten, s. Alterthumswissenschaft und Philologie (classische).

*) Seine Grabschrift lautet: Sepulchrum Georgii Drugeth de Homonna, Comitis Zempleniensium, herois longe clarissimi Pincernae, Consiliarii, ac Cubicularii regii, die 21. Julii anno 1620 in Polonia exstincti.

O! magni Drugeth Manes! hic patria patrem,
Arma virum, pietas plangit avita Ducem.
Toxicat hunc livor fidum regique Deoque,
At nunc tuta DEI pocula fonte bibit.

ihrer Rückkehr nach Gent fanden sie alle Spur eines ordentlichen Regiments verwischt, und die Prinzessin in den Händen eines aufrührerischen Volkes, dem sie versprechen müssen, daß sie auch nicht das Geringste ohne Zuziehung der drei Stände von Flandern thun würde. Der erste Gebrauch, den dieses Volk von seiner Souverainetät machte, war die Absendung einer zweiten Gesandtschaft an den König von Frankreich. Aber Ludwig, statt auf Geschäfte sich einzulassen, spottete der Genter, die sich berufen glaubten, an der Regierung ihres Landes Antheil zu nehmen, und zeigte ihnen einen von der Prinzessin Maria mehrentheils eigenhändig geschriebenen Brief, der den vorigen Gesandten als Beglaubigungsschreiben gedient hatte, und worin sie dem Könige meldete, daß die Leitung ihrer Angelegenheiten lediglich vier Personen, ihrer Stiefmutter, der verwitweten Herzogin, den Herren von Ravenstein, dem Kanzler Hugonet, und dem von Humbercourt anvertraut sein solle, daß er folglich Alles, was er mit ihr zu verhandeln habe, durch deren Hände gehen lassen, auch mit niemand anders deshalb verkehren wolle. Endlich ging Ludwig soweit, daß er diesen Brief den Gesandten zustellte, die, höchlich entrüstet, auf der Stelle nach Gent zurückkehrten. Sie verlangten Audienz, um von ihrer Sendung Bericht zu erstatten, und erzählten darin, wie der König ihre Behauptung, daß die Herzogin nach dem Rathe der drei Stände regieren werde, verlacht, und sich erboten habe, ihnen das Gegentheil durch Briefe zu beweisen. Die Herzogin erhob sich mit zorniger Geberde, und vermaß sich, daß das Alles eitel Lüge, daß ein solcher Brief niemals geschrieben oder gesehen worden; da zog der Rathspensionarius von Gent oder Brüssel den unglücklichen Brief aus der Tasche, und überreichte ihn der Fürstin. Augenblicklich gerieth die ganze große Stadt in Gährung, und geschäftig wurde sie durch die Feinde der beiden Minister, durch den Herzog von Cleve, den Bischof von Lüttich, den fürchterlichen Wilhelm von der Mark, durch den Grafen von St. Paul, der seines Vaters Schicksal nicht vergessen, angefacht und geleitet. In der nächsten Nacht schon wurden Humbercourt und Hugonet, die, obgleich zeitig gewarnt, nicht zu entfliehen wußten, verhaftet, und eine Deputation von Rechtsgelehrten, denen sich Humbercourts erbittertster Feind, der von der Mark, beigesellte, erhielt den Auftrag, sie zu verhören. Vier Punkte wurden ihnen vornehmlich zur Last gelegt, daß sie an des Cordes den Befehl gegeben, die Stadt Arras den Franzosen zu überliefern, daß sie Geschenke angenommen, daß sie namentlich in einem Processe der Genter gegen eine Privatperson sich von der städtischen Obrigkeit bestechen, und darauf diese ihren Proceß gewinnen lassen, daß sie endlich unter der vorigen Regierung mehrmals die Privilegien der Stadt Gent angegriffen, ein Verbrechen, welches vor allen todeswürdig sei. Der erste Punkt wurde nur leicht berührt; wirklich hatten beide Gefangene gar keinen Antheil an dem ihnen zur Last gelegten Ereignisse. Geschenke angenommen zu haben, konnten sie nicht leugnen, sie behaupteten aber, die Gelder nicht verlangt, sondern nur angenommen zu haben, wo sie ihnen dargeboten worden. Die Foderung der Genter sei eine gerechte gewesen, von einem Justizverkaufe könne daher nicht die Rede sein. Was die Eingriffe in die Privilegien der Stadt betreffe, so habe der Herzog hier persönlich gehandelt, daher könnten sie, die nicht einmal der Stadt Unterthanen, niemals verantwortlich sein. Gleichwol wurden sie, nach einer Verhandlung von sechs Tagen, von den Hochgerichtsschöffen der Stadt zum Tode verurtheilt, und ob sie gleich, in der Hoffnung eines Aufschubes, an das pariser Parlament appellirten, gab man ihnen nur drei Stunden, um zu beichten und ihr Haus zu bestellen. Schon hatten sie das Blutgerüst bestiegen, da machte die junge Herzogin den letzten verzweifelten Versuch, ihre Diener zu retten. Sie, die schon früher auf dem Stadthause erschienen war, um für sie Fürbitte einzulegen, stürzte sich in Trauerkleidern mitten unter die wüthende Volksmenge, die bewaffnet den Markt füllte, und bat mit bittern Thränen um das Leben der beiden Männer. Viele waren geneigt, ihr Flehen zu erhören, andre bestanden auf der Hinrichtung; schon bedrohten beide Parteien sich mit den Spießen, als solle eine Schlacht beginnen, aber die Blutdürstigen waren die zahlreichern, und auf ihren Wink fielen die Häupter der einst so mächtigen Gebieter (am grünen Donnerstage, 3. April 1476). Außer daß er zu wiederholten Malen den Provinzen Lüttich und Namur als Statthalter vorstand, hatte Humbercourt niemals einen andern Titel, als den eines herzoglichen Raths und Kammerherrn geführt; in dem Ordenscapitel zu Valenciennes, 3. Mai 1473, hatte er den Orden des goldnen Vließes empfangen. Die durch die Gunst des Herzogs erworbenen Reichthümer benutzte er zum Ankaufe vieler Güter; namentlich erkaufte er am 6. Febr. 1469 von Dieterich v. Batenburg die Grafschaft oder das Reich Megen, in dem brabantischen Quartiere Herzogenbusch, und 1472 von Johann von Croy die Baronie Wesemael, in dem Quartiere von Löwen. Seine Gemahlin, Antonia von Rambures, hatte ihm sechs Kinder, Karl, Adrian, Eustach, Adriana, Lambertine und Guyone geboren. Die beiden ältern Söhne starben unbeweibt; Adrian namentlich, der 1477 die Lehen über Megen empfing, blieb in der Schlacht bei Marignano (1515) gegen die Schweizer. Eustach, der durch seiner Brüder Tod Graf von Megen, Baron von Wesemael, Humbercourt ꝛc. geworden, starb 1545; aus seiner Ehe mit Barbara von Hillery, einer Enkelin des Kaisers Maximilian I., die Söhne Karl II. und Georg hinterlassend. Karl II., Graf von Megen, Herr von Humbercourt, Vicomte von Dourlans, Ritter des goldnen Vließes, Statthalter in Geldern, verkaufte 1561 Wesemael und das dieser Baronie anklebende Erbmarschallamt von Brabant, und starb um 1571 unbeweibt. Georg, Baron von Querieux, an der Somme, wurde in seiner Ehe mit Anna von Wallhausen Vater von vier Kindern. Die beiden Söhne, wovon der ältere mit einer Affaitadi verheirathet, der jüngere Domherr zu Lüttich gewesen, starben noch vor dem Oheime; die jüngere Tochter, Adriana von Brimeu, wurde an Claudius von Berlaymont, auf Hautepenne, verheirathet. Die ältere, Ma-

das bekannte Zeichen für die Bürgerschaft, sich zu versammeln, und H. zweifelte nicht, der Gegenstand ihrer Berathung werde ein Angriff auf sein Häuflein sein. „Wenn wir sie nur," sagte er, beinahe wie Pethion, bei ähnlicher Gelegenheit, „wenn wir sie nur bis Mitternacht hinhalten können, so sind wir geborgen; dann werden sie müde sein, und des Schlafs begehren. Dann werden diejenigen, die uns feindlich, die Flucht ergreifen, sintemalen sie nicht länger zweifeln können, daß ihr Anschlag zu Wasser geworden." Um das aber zu erreichen, wählte er von den sechs städtischen Deputirten, die ihm der Herzog mitgegeben, zwei, und gab ihnen auf, Vorschläge zu einem Vergleiche, die er schriftlich aufgesetzt, nach der Stadt zu tragen. Sie hatten nicht weit zu gehen, denn das Kloster lag kaum zwei Pfeilschüsse weit von dem Stadtthor, und fanden zahlreiche Haufen von Bewaffneten, die, nach ihrer verschiednen Stimmung, einen Angriff auf das Kloster verlangten oder misriethen. Die Friedensboten verkündigten mit lauter Stimme, daß sie Namens des Sire von Humbercourt einige gute Dinge vorzutragen hätten, und begehrten darum, nach dem Bischofshofe geführt zu werden. Alsbald ertönte neuerdings die Glocke, jetzt zum Troste der Burgunder, denen sie ein Zeichen war, daß man unterhandle. Die Gesandten kamen nicht wieder, und es dauerte kaum eine Stunde, so hatten der Lärm und der Auflauf an dem Thore bedeutend zugenommen; über die Mauern wurden den Burgundern grobe Schimpfreden zugerufen, und H. fühlte, daß die Gefahr jetzt dringender sei, als vor einer Stunde. Darum entwarf er ein zweites Schreiben an die Lütticher, des Inhalts, er sei schon einmal unter ihnen gewesen als des Herzogs von Burgund Statthalter, und habe sie mit Milde regiert; um keinen Preis werde er in ihren Untergang willigen; was sie ihm gewiß glauben würden, wenn sie sich erinnerten, wie er noch vor Kurzem Mitglied ihrer Schmiedezunft gewesen sei, und die Zunftkleidung getragen habe. In dem Interesse des Friedens und um der Erhaltung ihrer Stadt willen, beschwöre er sie, die beigefügten Bedingungen anzunehmen. Dieses Schreiben übergab er den vier Deputirten, die er noch bei sich hatte, und sie wanderten sofort nach der Stadt, fanden das Thor offen, und wurden von den einen mit Drohungen und Schimpfreden empfangen, während die andern, willig ihren Worten lauschend, sie nach dem Bischofshofe geleiteten. Abermals ertönte die Glocke, „deß wir große Freude hatten," schreibt Commines, „und es verstummte nach und nach der Lärm an dem Thore." Gleichwol dauerte die Berathung bis um zwei Uhr nach Mitternacht, dann wurde, hauptsächlich durch den Einfluß der auf Humbercourts Fürbitte entlassenen Geiseln, beschlossen, die Stadt zu übergeben. Auf der Stelle entfloh Herr Raso von la Riviere, mit allen seinen Spießgesellen; mit dem grauenden Morgen aber wurde H. eingeladen, sich nach dem Bischofshofe zu erheben. Dort beschwor er die zwei Artikel, um deretwillen die Bürgerschaft noch in Sorgen stand, nämlich, daß nicht geplündert, noch gebrannt werden solle; dann besetzte er das nächste Thor mit 12 Glenen und einigen Schützen, ein zweites, das vermauert gewesen, übergab er dem Bastard von Burgund, ein drittes dem Marschall von Burgund, ein viertes einigen Edelleuten, die sich zu ihm gehalten hatten. Als der Herzog selbst mit der Armee nachrückte, fand er Alles gethan, und wohl bekam es ihm; denn hätte sich die Stadt nur zwei Tage gehalten, so mußte er sein Volk entlassen. Durch einen wunderlichen Glückswechsel wurde H. ein Jahr später, 1468, ein Gefangener der nämlichen Lütticher, die sich abermals gegen ihren Bischof empört hatten, und ihn in Tongern, wo er sich eben mit H. und mehren Domherren befand, überfielen. Glücklicher wie seine Gefährten wurde H. der Gefangene des Schultheißen von Lüttich, Johanns von Hautepenne, der Wilde genannt, der ihn nicht nur dem Tod entriß, sondern ihn auch auf sein Ritterwort entließ, daher er bei dem bald darauf erfolgten Angriff auf die Stadt Lüttich, gemeinschaftlich mit dem Marschall von Burgund, die Vorhut führen konnte.

Durch so viele Dienste hatte H. sich des Herzogs von Burgund unbegrenztes Zutrauen erworben, sich aber auch mächtige Feinde gemacht, an deren Spitze der berühmte Connetable von St. Paul sich befand. So groß von beiden Seiten die Abneigung auch sein mochte, so war ein Ausbruch dennoch verhütet worden, bis in den Conferenzen von Roye, 1473, wo der Connetable sich als französischer, der von H. als burgundischer Gesandter eingefunden hatte, jener diesen, in Gegenwart vornehmer Zeugen, auf die beleidigendste Art Lügen strafte. H. entgegnete nichts weiter, als daß er diese Unbill leiden müsse aus Ehrfurcht für den König von Frankreich und für den Herzog von Burgund, dessen Person er vorzustellen die Ehre habe, daß er aber Genugthuung erhalten werde. Im nächsten Jahre, 1474, fanden zu Bouvines, bei Dinant, neue Conferenzen statt, hauptsächlich wegen dieser, dem von H. angethanen Beleidigung, die auch auf seinen Freund, den Kanzler Hugonet, ausgedehnt worden; man schied aber, ohne sich über eine Genugthuung zu einigen, jedoch wußte H. in diesen Conferenzen den Grundstein zu jener Übereinkunft zu legen, die bald dem Connetable so verderblich werden sollte, und mit dessen schmählichem Tod ihre gänzliche Vollstreckung erhielt. H. und Hugonet herrschten von nun an unbeschränkt an dem burgundischen Hofe, bis Karls des Kühnen Tod vor Nancy eine ganz neue Gestaltung der Dinge hervorrief. H., der so oft drohend vor Ludwig XI. gestanden hatte, mußte jetzt zu Peronne ihm aufwarten, und seine Barmherzigkeit zu Gunsten der verlassenen Erbin von Burgund anrufen. Er sowol als Hugonet boten ihre ganze Beredsamkeit auf, um den König für sein wahres Interesse, für die schon früher in Vorschlag gebrachte Vermählung der Prinzessin mit dem Dauphin zu gewinnen; allein blinde Leidenschaft hatte den Blick Ludwigs XI. verfinstert, und H. und Hugonet, die nur in Rücksicht dieser Vermählung ihm angehören, außerdem aber der Fürstin treu bleiben wollten, mißfielen ihm höchlich. Gleichwol wurden sie, wenn auch unverrichteter Sache, doch gnädig genug entlassen; denn der König dachte sie vielleicht zu einer andern Zeit zu benutzen. Bei

Grafengeschlechte durch reiche Erbschaft Länderzuwachs darbrachte. Daher nannte sich dieser Humbert, dessen Geburtsjahr im Dunkel schwebt, nicht nur Graf von Savoyen, Maurienne und Piemont, Herr von Chablais, Aosta, Valais und Bugey, sondern auch noch Markgraf von Susa und Italien; und kaum zur Regierung gekommen, unterwarf er sich noch das Gebiet Tarantaise, in welchem bisher die Herren von Briançon mit ihren Genossen willkürlich gewirthschaftet, und Pilger und Reisende durch Zölle und schwere Abgaben beläſtigt hatten. Der Erzbischof Heraklius von Tarantaise ersuchte Humberten, den Vorsteher der kaiserlichen Marken in Italien, um Beistand, solchem Unfug ein Ende zu machen, was im J. 1082 durch Unterjochung des Bezirkes gelang. Und als im J. 1091 seine Großmutter Adelheide, die Zierde ihres Zeitalters, starb, kam er kraft der salischen Gesetze, welche Humbert I. in seiner Familie eingeführt hatte, erst in vollkommenen Genuß der ansehnlichen Erbschaft an Ämtern, Titeln und Länderbesitz; und nirgends wird erwähnt, daß Humbert Streit oder Fehde, weder mit dem verwandten kaiserlichen Hause, noch mit den Seitenverwandten deshalb bestanden hätte; vielmehr gab ihm der friedliche Zustand seiner neuen mächtigen Stellung Anlaß, sich 1097 den begeisterten Kreuzzüglern unter Gottfried von Bouillon nach dem gelobten Land anzuschließen. Nach der Rückkehr machte er, wie es früher schon geschehen, sein Leben durch fromme Stiftungen und Schenkungen bemerkbar. Sein Tod erfolgte wahrscheinlich ums J. 1103 zu Moutiers, in dessen Kathedrale auch sein Leichnam begraben liegt. Mit seiner Gemahlin Gisela (Gilla), Tochter des Grafen Wilhelm II. von Burgund, zeugte Humbert: Amé III., Wilhelm, Bischof von Lüttich, Humbert, der ohne Nachkommenschaft 1131 starb, Guy, Abt von Namur, Reinhold, Propst zu St. Maurice, der 1140 starb, Adelheide, vermählt mit König Ludwig VI. dem Dicken von Frankreich, und nach dessen Tode mit dem Connetable Mathieu von Montmorency (eine damals nicht ungewöhnliche Erscheinung bei königlichen Witwen), und Agnes, Gemahlin Archembauds von Bourbon. Übrigens verheirathete sich Gisela nach Humberts Tode wieder mit dem Markgrafen Reinhard (Raynier, Rainer) von Montferrat, unbeschadet der Erbfolge ihrer männlichen Kinder aus erster Ehe [3]). Und so findet sich ihr Enkel

Humbert III., auch der Heilige genannt, in der Reihenfolge savoyischer Herrscher. Er war der Sohn Amé's III. und Mathildens von Alban, und zu Veillane geboren, ohne daß sein Geburtsjahr mit Sicherheit hat ermittelt werden können; vielleicht ist es 1137. Soviel ist gewiß, daß Humbert beim Tode seines Vaters, der sich am 1. April 1149 auf Cypern ereignete, noch unmündig war, und ihm dieser entweder beim Antritte seines Kreuzzuges oder auf dem Sterbebette den Bischof Amadeus von Lausanne zum Vormunde bestellte [4]). Amadeus zog den fürstlichen Knaben zur geistlichen Dienstbarkeit heran, und rief dadurch in demselben die politischen Fehler hervor, welche Humbert als selbständiger Herr in den schweren und unruhigen Zeiten Friedrichs Barbarossa beging. Genau genommen mochte er als gereifter Mann nicht selbständig wirken, sondern in weltlichen Dingen entweder durch den Drang der Umstände, oder durch die Seinigen getrieben und geschoben worden sein. Also lernt man in ihm eigentlich nur einen frömmelnden Weltbürger, in dem Kloster steckend, kennen, welcher hin und wieder aus den heiligen Gewölben hervorgelockt wurde, um sich dann wieder desto sicherer in die Klostermauern verkriechen zu können. Doch raubte ihm der Rosenkranz nicht den ritterlichen Sinn und die persönliche Tapferkeit, sicherte ihm aber den Geruch der Heiligkeit. Zuerst lockte ihn die Belagerung Montmelians durch den Dauphin von Vienne, welcher die tödtlichen Wunden seines vor denselben Mauern von Amé III. geschlagenen Vaters rächen wollte, aus dem Kloster zu Hautecombe hervor. Humbert schlug und vertrieb seinen Feind, welcher späterhin Wilhelm Taillefer, Grafen von Toulouse, einen Seitenverwandten des Dauphin, zu Grenzstreitigkeiten mit dem Grafen von Savoyen reizte; der Erzbischof von Tarantaise aber schlichtete dieselbe durch seine Vermittelung. Inzwischen sandte er 1158, zu Folge einer Einladung Kaiser Friedrichs I., seine drei Bischöfe von Maurienne, Turin und Ivrea zur Fürstenversammlung nach Roncaille, und er selbst wohnte gleich darauf der Belagerung Mailands bei, welche der Kaiser leitete. Nun geschah jedoch, daß der Kaiser mit dem Papst Alexander III. zerfiel, und daß wegen der Parteinahme eine Spaltung unter den italienischen Großen sich auswies. Da beging Humbert den Fehler, sich öffentlich 1167 für den heiligen Stuhl zu erklären, während etliche Bischöfe seines Landes sich zur kaiserlichen Partei schlugen. Des Papstes Freundschaft half ihm Nichts; denn Friedrich verachtete den Bannstrahl. Hilflos also hatte Humbert nicht nur zunächst den ansehnlichen Bischof Karl von Turin, der sich gegen ihn auflehnte, sondern auch den Markgrafen Manfred I. von Saluzzo wegen Lehensverletzungen zu bekämpfen. Beide wurden zwar 1169 gezüchtigt und wieder unterwürfig gemacht; aber die hergestellte Ruhe unterbrach Kaiser Friedrichs I. Ankunft in Italien, welcher, von seinen Anhängern aufgereizt, Susa und Veillane überfiel und sie mit den Un[illegible] verwüstete, während Humbert ohne starke [illegible] seinen Mönchen saß. Den Ka[illegible] aus Piemont nach Teutschl[illegible] schien Humbert jenseit der [illegible]

3) Siehe *du Chesne* a. a. O. p. 618 sq. *Guichenon* I. p. 213 sq. und Nouveau Théatre, III. p. 12 u. IV; dissertat. mit van der Burch a. a. O. S. 12.

4) Die undatirte Urk. bei *Guichenon* II. p. 38 [illegible] rent. Comes Pater [illegible] Amadeus) tanquam [illegible] *rem dignitatis vest*[illegible] meo diligenter evi[illegible] schofs v. 1150 S. [illegible] Humbert und die [illegible] hatten. *Chorier*, I [illegible] nen bestimmten Auf[illegible]

ria, Gräfin von Megen, Vicomteſſe von Dourlans, Frau auf Humbercourt, Housdain, Coullemont, Couſſurelet, Mondricourt, Famechon, Prumeraſſe, Hurtibus, Gorſelon, Rochefay, Eſperlegues, Geſucourt, Gorges, Joncourt, Montigny, Noli, l'Hôpital, Hondic, Sontou, Zelucques, Brimeu, Querieur, heirathete in erſter Ehe (laut Eheberedung d. d. Mecheln, 17. Nov. 1571) den Lancelot von Berlaymont, auf Hierges, und in zweiter Ehe, zu Aachen 1580, den Herzog Karl von Croy und Aerſchot. Verſchiedenheit in den religiöſen Anſichten (die Herzogin lebte und ſtarb in der reformirten Kirche) machte dieſe zweite Ehe ſehr unglücklich, und ſchon nach drei Jahren mußte das läſtige Bündniß aufgelöſt werden. Die kinderloſe Fürſtin ſtarb zu Lüttich, den 18. April 1605, nachdem ſie vorher durch Teſtament die Grafſchaft Megen und ihre ſämmtlichen mehrentheils in Artois und Picardie gelegenen Beſitzungen dem Grafen Euſtach von Roeux, des Geſchlechts von Croy, gegeben hatte, und mit ihr iſt das Haus Brimeu oder Humbercourt erloſchen.

(*v. Stramberg.*)

HUMBERT. A. Grafen v. Savoyen. Humbert I., mit weißen Händen (aux blanches mains). Dieſer Name wird vielfältig, Vbert, Vmbert, Hubert, Hugbert, Augbert, Hucbert, Hupert, Humpert geſchrieben, und jedenfalls iſt er einerlei mit Humfroy, Humphrey und Humfred, ſowie Manfroy und Manfred gleichbedeutend ſind. Doch läßt ſich daraus nicht die Abkunft von Hugo, welcher dieſes Humberts Großvater geweſen ſein ſoll, unmittelbar ableiten, ſondern Humbert iſt, nach den glaubwürdigſten und von neuern Geſchichtsforſchern berichtigten Nachrichten, Berolds (Bertholds) Sohn, eines Fürſten aus ſächſiſchem, mit den teutſchen Kaiſern nahe verwandtem Geſchlechte, welches bis auf Wittekind den Großen zurückgeführt zu werden pflegt. Die Genealogie hier ausführlich nachzuweiſen, dürfte weniger zweckmäßig ſein, als zu bemerken, daß durch die Verdienſte Berolds um das kaiſerliche Haus ſowol, als um König Rudolf III. des Faulen, von Oberburgund, ein Regentengeſchlecht in Oberitalien zu Ende des 10. Jahrh. hervortrat, und daß Berold (Berthold), wenn man alles Fabelhafte von ſeinem Leben abſtreift, mit Sicherheit als der Stammvater deſſelben genannt werden kann. Rudolf der Faule machte ihn zum Grafen von Maurienne und Savoyen, vielleicht zur Sicherung der äußerſten Grenze ſeines arelatſchen Königreichs gegen die kampfluſtigen italieniſchen Herren [1]). Soviel iſt gewiß, als Humbert I., deſſen Geburtsjahr nicht ermittelt werden kann, ſeines Vaters Amt und Grafſchaft erbte (zwiſchen 1019 und 1024), lebte er, nach deſſen Vorbilde, in Unterthänigkeit des oberburgundiſchen Königshauſes. Das Königreich ſelbſt ging zu Folge teſtamentlicher Verfügung von Rudolf auf Kaiſer Konrad den Salier über, wodurch ſich Graf Eudo von Champagne beeinträchtigt glaubte. Dieſer traf Kriegsbereitſchaft; Graf Humbert aber, einer der Erſten im Reiche, welche Konraden huldigten, zog mit ſtreitbarer Hilfe dem Kaiſer ſo lange zu, bis Eudo zur Ruhe gebracht worden war. Für dieſen Dienſt ſchenkte ihm der Kaiſer St. Maurice, Chablais und Valais. Der verwitweten Königin Irmengarde blieb Humbert ebenfalls ſo ergeben, daß ſie ihn ihren Sachwalter und Vertheidiger nannte, und ihm aus Dankbarkeit auch einige Städte überlaſſen haben ſoll, wenn die Geſchichtſchreiber ſich hier keiner Verwechſelung mit den kaiſerlichen Spendungen zu Schulden kommen laſſen. Übrigens begleitete er den Kaiſer 1032 nach Rom, und bekleidete das Reichsverweſeramt über Arelat, ſowie ſich ſein Leben ſonſt noch durch fromme Stiftungen und freigebige Schenkungen an Klöſter auszeichnet. Dieſem tapfern, wachſamen und klugen Fürſten werden zwar noch manche politiſche Handlungen zugeſchrieben, die aber der genügenden Beweiſe ermangeln, gleichwie man ſich lange geſtritten hat über den Namen und die Abkunft ſeiner Gemahlin. Sie war nicht die Adelheide von Suſa, wie Viele angenommen haben, ſondern, laut urkundlicher Beweiſe, Hanchille oder Ancilie von bis jetzt nicht entdeckter Herkunft. Man hat zwar in neuerer Zeit den Namen dieſer Fürſtin mit dem der Adelheide gleichbezeichnend und verwechſelt erklären wollen; allein ſo ſehr auch die Zeitgenoſſen die Geſchlechtsnamen verunſtaltet haben, ſo hat ſich doch in den erhaltenen Urkunden dieſe Verwechſelung nicht vorgefunden, ohne der kritiſchen Ergebniſſe Guichenons zu gedenken, die man dabei mit Unrecht überſehen hat. Ungewiß bleibt die Veranlaſſung zu Humberts Beinamen: mit weißen Händen; entweder erhielt er denſelben wegen äußerer Schönheit dieſer Gliedmaßen, oder wegen der Reinheit ſeiner Handlungen im arelatſchen Reichsverweſeramte [2]). Humbert, deſſen Sterbejahr um 1048 fällt, zeugte mit dieſer Hanchille: Amé I., Burkhard, Aimo, Otto und eine unbenannte Tochter, die Gottfrieds von Zähringen Gemahlin geweſen ſein ſoll. Erſt ein Großenkel Humberts trug als Graf von Savoyen und Maurienne dieſen Namen wieder auf längere Zeit; nämlich

Humbert II., mit dem Beinamen des Starken (Reinforciatus, laut urkundlicher Bezeichnung; Renforcé), Sohn Amé's oder Amadeus II. und Johannens von Genf, und Enkel der berühmten Adelheide von Suſa, des Grafen Otto Gemahlin, welche dem ſavoyiſchen

1) Siehe die Dissertation sur l'origine de la Maison de Savoye im Nouv. Théatre de Piemont et de la Savoye, Tom. IV.; die Histoire de la Maison de Sav. in demſelben Werke, Tom. III. p. 5 sq. *Guichenon*, Histoire généalogique de la Royale Maison de Sav. I. p. 160 sq. und *van der Burch*, Sabaudorum Docum Principumque historiae gentilitiae, p. 1 sq. So richtig Gollut in ſeinen Mémoires de Bourgogne, p. 286 sq. über das Vaſallenverhältniß der Grafen von Savoyen ſpricht, ſo verwirrt ſind S. 298 ſeine genealogiſchen Nachrichten.

2) Der unbekannte Verf. der seconde Savoisienne (1630) und van der Burch ſind weniger unterrichtet, als du Chesne in der Histoire des Roys, Ducs et Comtes de Bourgogne, p. 608 sq. Das meiſte Verdienſt aber erwarben ſich um die dunkle Periode der ſav. Geſchichte der bereits angef. Guichenon a. a. O. S. 188 fg., und der unbekannte Verf. des Nouveau Theatre, III. p. 7; doch ergibt ſich aus ſeiner Verlegenheit wegen Humberts Gemahlin, S. 8 fg., daß er die kritiſchen Arbeiten Guichenons nicht gekannt hat.

Grafengeschlechte durch reiche Erbschaft Länderzuwachs darbrachte. Daher nannte sich dieser Humbert, dessen Geburtsjahr im Dunkel schwebt, nicht nur Graf von Savoyen, Maurienne und Piemont, Herr von Chablais, Aosta, Valais und Bugey, sondern auch noch Markgraf von Susa und Italien; und kaum zur Regierung gekommen, unterwarf er sich noch das Gebiet Tarantaise, in welchem bisher die Herren von Briançon mit ihren Genossen willkürlich gewirthschaftet, und Pilger und Reisende durch Zölle und schwere Abgaben belästigt hatten. Der Erzbischof Heraklius von Tarantaise ersuchte Humberten, den Vorsteher der kaiserlichen Marken in Italien, um Beistand, solchem Unfug ein Ende zu machen, was im J. 1082 durch Unterjochung des Bezirkes gelang. Und als im J. 1091 seine Großmutter Adelheide, die Zierde ihres Zeitalters, starb, kam er kraft der salischen Gesetze, welche Humbert I. in seiner Familie eingeführt hatte, erst in vollkommenen Genuß der ansehnlichen Erbschaft an Ämtern, Titeln und Länderbesitz; und nirgends wird erwähnt, daß Humbert Streit oder Fehde, weder mit dem verwandten kaiserlichen Hause, noch mit den Seitenverwandten deshalb bestanden hätte; vielmehr gab ihm der friedliche Zustand seiner neuen mächtigen Stellung Anlaß, sich 1097 den begeisterten Kreuzzüglern unter Gottfried von Bouillon nach dem gelobten Land anzuschließen. Nach der Rückkehr machte er, wie es früher schon geschehen, sein Leben durch fromme Stiftungen und Schenkungen bemerkbar. Sein Tod erfolgte wahrscheinlich ums J. 1103 zu Moutiers, in dessen Kathedrale auch sein Leichnam begraben liegt. Mit seiner Gemahlin Gisela (Gilla), Tochter des Grafen Wilhelm II. von Burgund, zeugte Humbert: Amé III, Wilhelm, Bischof von Lüttich, Humbert, der ohne Nachkommenschaft 1131 starb, Guy, Abt von Namur, Reinhold, Propst zu St. Maurice, der 1140 starb, Adelheide, vermählt mit König Ludwig VI. dem Dicken von Frankreich, und nach dessen Tode mit dem Connetable Mathieu von Montmorency (eine damals nicht ungewöhnliche Erscheinung bei königlichen Witwen), und Agnes, Gemahlin Archembauds von Bourbon. Übrigens verheirathete sich Gisela nach Humberts Tode wieder mit dem Markgrafen Reinhard (Raynier, Rainer) von Montferrat, unbeschadet der Erbfolge ihrer männlichen Kinder aus erster Ehe [3]). Und so findet sich ihr Enkel

Humbert III., auch der Heilige genannt, in der Reihenfolge savoyischer Herrscher. Er war der Sohn Amés III. und Mathildens von Alban, und zu Veillane geboren, ohne daß sein Geburtsjahr mit Sicherheit hat ermittelt werden können; vielleicht ist es 1137. Soviel ist gewiß, daß Humbert beim Tode seines Vaters, der sich am 1. April 1149 auf Cypern ereignete, noch unmündig war, und ihm dieser entweder beim Antritte seines Kreuzzuges oder auf dem Sterbebette den Bischof Amadeus von Lausanne zum Vormunde bestellte [4]). Amadeus zog den fürstlichen Knaben zur geistlichen Dienstbarkeit heran, und rief dadurch in demselben die politischen Fehler hervor, welche Humbert als selbständiger Herr in den schweren und unruhigen Zeiten Friedrichs Barbarossa beging. Genau genommen mochte er als gereifter Mann nicht selbständig wirken, sondern in weltlichen Dingen entweder durch den Drang der Umstände, oder durch die Seinigen getrieben und geschoben worden sein. Also lernt man in ihm eigentlich nur einen frömmelnden Weltbürger, in dem Kloster steckend, kennen, welcher hin und wieder aus den heiligen Gewölben hervorgelockt wurde, um sich dann wieder desto sicherer in die Klostermauern verkriechen zu können. Doch raubte ihm der Rosenkranz nicht den ritterlichen Sinn und die persönliche Tapferkeit, sicherte ihm aber den Geruch der Heiligkeit. Zuerst lockte ihn die Belagerung Montmelians durch den Dauphin von Vienne, welcher die tödtlichen Wunden seines vor denselben Mauern von Amé III. geschlagenen Vaters rächen wollte, aus dem Kloster zu Hautecombe hervor. Humbert schlug und vertrieb seinen Feind, welcher späterhin Wilhelm Taillefer, Grafen von Toulouse, einen Seitenverwandten des Dauphin, zu Grenzstreitigkeiten mit dem Grafen von Savoyen reizte; der Erzbischof von Tarantaise aber schlichtete dieselbe durch seine Vermittelung. Inzwischen sandte er 1158, zu Folge einer Einladung Kaiser Friedrichs I., seine drei Bischöfe von Maurienne, Turin und Ivrea zur Fürstenversammlung nach Roncaille, und er selbst wohnte gleich darauf der Belagerung Mailands bei, welche der Kaiser leitete. Nun geschah jedoch, daß der Kaiser mit dem Papst Alexander III. zerfiel, und daß wegen der Parteinahme eine Spaltung unter den italienischen Großen sich auswies. Da beging Humbert den Fehler, sich öffentlich 1167 für den heiligen Stuhl zu erklären, während etliche Bischöfe seines Landes sich zur kaiserlichen Partei schlugen. Des Papstes Freundschaft half ihm Nichts; denn Friedrich verachtete den Bannstrahl. Hilflos also hatte Humbert nicht nur zunächst den ansehnlichen Bischof Karl von Turin, der sich gegen ihn auflehnte, sondern auch den Markgrafen Manfred I. von Saluzzo wegen Lehensverletzungen zu bekämpfen. Beide wurden zwar 1169 gezüchtigt und wieder unterwürfig gemacht; aber die hergestellte Ruhe unterbrach Kaiser Friedrichs I. Ankunft in Italien, welcher, von seinen Anhängern aufgereizt, Susa und Veillane überfiel und sie mit den Umgegenden verwüstete, während Humbert ohne starke Mittel zur Gegenwehr bei seinen Mönchen saß. Den Kaiser riefen wichtige Dinge aus Piemont nach Teutschland zurück, und sogleich erschien Humbert jenseit der Gebirge, stellte die alte Ord-

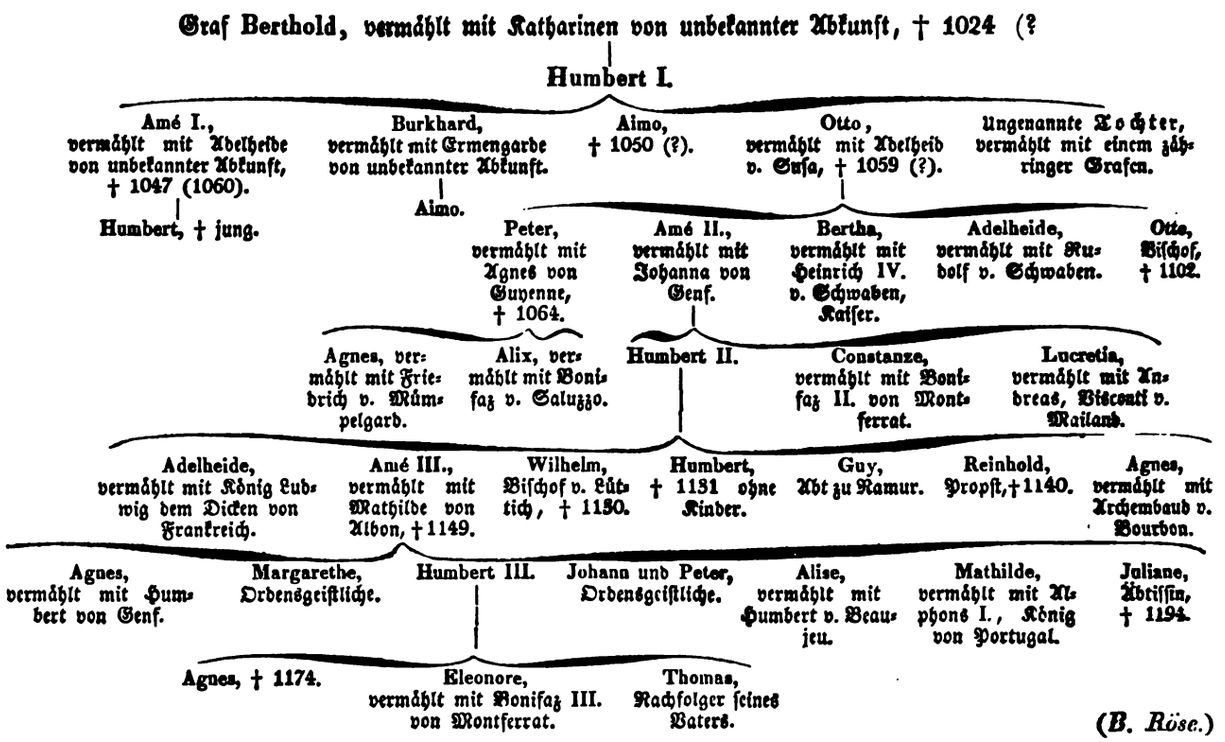
3) Siehe *du Chesne* a. a. O. p. 618 sq. *Guichenon* I. p. 213 sq. und Nouveau Théatre, III. p. 12 u. IV, dissertat. mit van der Burch a. a. O. S. 12.

4) Die undatirte Urk. bei *Guichenon* II. p. 38 sagt hierüber: Cum devoto servitio Reverent. Comes Pater vester *in suo recessu*, mihi (dem Bischof Amadeus) tanquam intimo amico studiose injunxit, vt *ad honorem dignitatis vestrae et ad incolumitatem terrae* pro modo meo diligenter evigilarem. Dagegen geht aus der Urk. des Bischofs v. 1150 S. 38 fg. unleugbar hervor, daß der unmündige Humbert und die Seinen den Bischof zum Vormunde gewählt hatten. *Chorier*, Histoire générale de Dauphiné, p. 55, gibt keinen bestimmten Aufschluß.

nung wieder her, züchtigte den heimlichen Freund Friedrichs I., den Bischof von Turin, und verjagte denselben. Kaiser Friedrich wollte den Bischof 1185 wieder einsetzen, Humbert verwarf diese Anordnung und zog sich die Reichsacht zu. Diese zu vollstrecken, erschien Friedrichs Sohn, König Heinrich, in Italien und überzog, von den Mailändern getrieben und unterstützt, Piemont mit Krieg. Veillane traf abermals ein hartes Schicksal, und wie vermuthet wird, soll Humbert zu mächtiger Gegenwehr Anstalten getroffen haben, als ihn am 4. März 1188 der Tod überraschte. Seine irdische Hülle wurde der Klosterkirche zu Hautecombe anvertraut. Diesem fürstlichen Sonderlinge, dem man Schuld gibt, das Gewand eines Cistercienserмönchs getragen zu haben, werden (obwol vielerlei Streit und Widerspruch deshalb unter den Geschichtsforschern stattgefunden) mit großer Wahrscheinlichkeit vier Gemahlinnen zugeschrieben. Zur ersten wie zur zweiten wurde er, laut glaubwürdiger Nachricht, fast gezwungen [5]). Faydive oder Faydide von Toulouse, des Grafen Alfons I. Tochter, erwählte er sich zuerst, zeugte aber mit ihr keine Kinder; dann nahm er, vielleicht aus Rücksicht gegen das gefürchtete Frankreich, eine Prinzessin von Zähringen, Herzog Bertholds IV. Tochter. Mit dieser erzielte Humbert Agnes, welche mit Johann ohne Land, dem Sohne König Heinrichs II. von England, 1173 verlobt wurde. Die Verhandlungen währten lange und hatten auch eine Zusammenkunft, wie Etliche meinen, zwischen dem englischen König und Humbert zu Limoges zur Folge, in welcher zugleich der Friede zwischen England und Frankreich geschlossen und durch Humberts Vermittelung der Streit zwischen König Heinrich und dem Grafen von Albon geschlichtet wurde; über den Heirathsvertrag hingegen wurden die Versammelten nicht einig, und Agnes starb im folgenden Jahre unvermählt. Mit der dritten Gemahlin, Beatrix von Vienne, zeugte Humbert 1) Eleonore, zuerst mit dem Grafen Guy von Vintimille, und dann mit Bonifaz III., Markgrafen von Montferrat, vermählt; und 2) Thomas, während dessen Minderjährigkeit das gräfliche Haus Savoyen mit dem Kaiser ausgesöhnt wurde. Die vierte Gemahlin Humberts, Gertrude von Flandern, soll nach dessen Tode kinderlos in eines ihrer vaterländischen Klöster zurückgegangen sein [6]). Übrigens hat sich Graf Humbert laut der erhaltenen Urkunden niemals „Von Gottes Gnaden" geschrieben, obwol sein Vater und sein Sohn es einige Male gethan haben; hingegen kann bis jetzt nicht genau erwiesen werden, ob und wie die Erbfolge in diesem Hause damals geregelt worden, wer von Humberts I. Kindern und deren Nachkommen bis auf Humbert III. der Erstgeborne gewesen war, und ob die verheiratheten Brüder neben einander regiert haben. Nur von Amé's III. Zeiten an läßt sich vermuthen, wie aus folgender Geschlechtstafel, die vom wachsenden Ansehen dieses Grafengeschlechts nach Außen hin zeugt, ersichtlich ist, daß zur Vermeidung vielfältiger Familienirrungen die nachgebornen Söhne meistens zum geistlichen Stand angehalten wurden. Außerdem herrschten diese Grafen in denselben Verhältnissen, in welchen die unmittelbaren Glieder des heil. röm. teutschen Reichs zum Kaiser standen. Ihre Geschlechtstafel von Berthold an möchte auf Folgendes bestimmt werden können:

5) Der Verf. des Nouv. Théatre, III. p. 14, sagt: Ses sujets furent obligez de lui faire violence pour l'en tirer et l'engager à se marier.

6) Vergl. *du Chesne* a. a. O. p. 622 mit 655 sq., *Guichenon* I. p. 233 sq. Nouv. Théatre, III. p. 14 sq. La seconde Savoisienne, p. 14. van der Burch a. a. O. S. 20 fg., wo aber irriger Weise dem Grafen H. die Theilnahme an König Philipp Augusts Kreuzzuge beigemessen wird, und endlich *Chorier*, p. 55 u. m. O.



(*B. Röse.*)

B. Dauphinen von Viennois.

Humbert I. war der Stammvater des dritten Herrschergeschlechts der Dauphinen von Viennois [1]). Als vierter Sohn des Baron Albert III. de Latour (della Torre) du Pin (zum Unterschiede der verwandten Linie de Latour de Vinay) und der Beatrix von Coligny wurde er mit seinem ältern Bruder Guy frühzeitig für den geistlichen Stand bestimmt, und die Nachrichten nennen ihn anfänglich als Domsänger zu Lyon, dann als Kanonikus zu Paris, wo ihm nachmals die Besitznahme der Abtei St. Germain von Lambron mancherlei gewaltthätige Beleidigungen des Grafen Robert von Auvergne zuzog, und später als Domdechanten zu Vienne. Der Tod seines kinderlosen ältesten Bruders Albert IV. aber, und das Vermächtniß von dessen Witwe Beatrix, sowie die Bitten seiner Brüder, das Bischofs Guy von Clermont und des Seneschalls Hugo von Lyon, riefen ihn aus dem geistlichen Stande hinaus in den weltlichen, wo ihn die jungfräuliche Dauphine Anna von Viennois mit 6000 Mark Silber Heirathsgut 1273 zu einem ehelichen Bündnisse lockte, um dessen willen ihm die beiden genannten Brüder, namentlich Hugo, das Meiste ihres geerbten Grundbesitzes vermachten. Obschon dadurch mächtig geworden, trachtete er doch nach größerer Herrschaft, indem er neben und um sich sah, wo Schutznahme minder mächtiger Herren oder Vasallenverbindungen ihm Vortheile verschaffen konnten. Vorzüglich begünstigte ihn der Erzbischof von Vienne bei dem Streite zweier Vasallen, wodurch die Herrschaft Pisançon am Isere als kirchliche Lehen erledigt, Humberten im J. 1274 übertragen wurde, was ihn zur Erweiterung des Gebiets durch die Wegnahme der festen Burg la Roche de Glun aufmunterte. Dadurch reizte er einen Betheiligten vom Adel, Silvian von Clairieu, zum Kriege gegen sich, wurde aber dem starken Gegner so furchtbar, daß nach seines geistlichen Gönners Tode der Erzbischof von Lyon und der Bischof von Genf in Schrecken geriethen, und den verwüstenden Krieg beizulegen suchten. Eine Zusammenkunft von Rechtsgelehrten und Geistlichen 1279 konnte nur einen dreimonatlichen Waffenstillstand erwirken, und nach Ablauf desselben schützten ihn und seine Foderungen für Kriegsschaden das große Ansehen und die Aussicht auf die Herrschaft über das gesammte Dauphinat. Hierzu kam, daß Humbert um die Freundschaft des Kaisers buhlte, nach Wien reiste und Rudolfen von Habsburg als Lehensherrn huldigte. Dafür nahm ihn dieser zu besondern Gnaden auf und gab ihm das Erbseneschallamt des Königreichs Arelat. Nun geschah, daß sein Schwager, der Dauphin Johann I. von Viennois, 1281 ohne leibliche Erben starb, und mit ihm das zweite aus burgundischen Herzogen entsprossene Geschlecht der Herrscher über das Dauphinat erlosch. Anna, Humberts Gemahlin, war durch den letzten Wil-

1) Schon Dauphin Guigo III. (IV.) zeugte mit Beatrix von Montferrat einen Sohn, Namens Humbert, welcher aber seinen Vater († 1163) nur kurze Zeit überlebte, worauf das zweite Geschlecht der Dauphinen von Viennois in der Person Andreas' von Burgund hervortrat.

es Vaters Guigo (Wigo) V. und ihres Bruders
olge bestimmt worden, sobald die männliche Linie
en würde; also trat Humbert durch den Willen
Gemahlin in die Reihe der Dauphinen ein. Der
auphin suchte sich hierauf gegen einheimische und
Feinde zu sichern. Er erwarb sich zuerst die
schaft der Grafen von Valentinois, und des Dom-
zu Vienne, von welchem er Lehen besaß. Mit
Schwiegermutter, der Beatrix von Savoyen, welche
en Vicomte Gaston von Bearn geheirathet hatte,
er sich in mehren Verträgen abzufinden; weniger
it seinem gefährlichen Nebenbuhler, dem Herzoge
II. von Burgund. Dieser machte, als Nachkomme
III., Ansprüche auf die Dauphinalländer, womit
Kaiser belehnt hatte. Die Reise Humberts an
erlichen Hof zu Baden konnte den Ausbruch des
nicht verhindern; er begann und wurde trotz der
cht des durch Amé von Savoyen unterstützten
ders, vom Dauphin mit abwechselndem Glücke
bis ihm König Philipp der Schöne von Frank-
Januar 1285 zu Paris durch einen vermitteln-
gleich ein Ende machte, in welchem Robert gegen
und Geldentschädigung auf das Dauphinat ver-
[2]). Dieser Umstand sowol als der kostspielige
atten Humberts Finanzen angegriffen; darum
dem feindselig gesinnten Grafen Amé V. von
n, der vom pariser Frieden ausgeschlossen wor-
r, mehr auszuweichen als ihn zu reizen. Der Erz-
Wilhelm von Vienne verhalf ihm noch 1285 zu
Waffenstillstande mit Amé auf zwei Jahre. In-
wußte er die Grenzen an Piemont durch Län-
mit Aymeric von Briançon zu sichern, seine
auszubreiten durch nachbarliche oder von seinen
ften eingeschlossene Lehenländer, nahm in seinen
wer denselben suchte, und kaufte auch Lehen an
e z. B. die Baronie Montauban. Dann reiste
zum Kaiser in die Schweiz, erhielt als Sene-
e Beschirmung der wichtig gelegnen Abtei St.
in der heutigen Franche-Comté, und nach seiner
stritt er sich mit dem Bischofe zu Grenoble we-
Gerichtsbarkeit, deren Grenze die Dauphinal- und
hen Beamten verwirrt hatten. Ein Vergleich im
schied sie von einander. Daneben huldigte der
Dauphin als Besitzer Gaps und Embruns dem
von Provence, während er dem Erzbischofe von
den Lehenseid versagte; hingegen trachtete er,
ber die Dauphinen vermieden hatten, nach einem
rhältnisse mit der französischen Königskrone, viel-
il Kaiser und Reich, als seine wirklichen Ober-
ren, ihm nicht mehr zusagten und Frankreich
Geld unterstützen konnte. König Philipp der

Schöne kam dem Wunsch entgegen durch Übertragung einer Lehenrente von 500 Livres aus dem Staatsschatz, und das neue Band ward 1294 zu Paris persönlich geknüpft [3]). Gegen eine Entschädigung von 10,000 Livres, welche der König zu zahlen auf sich nahm, stellte Humbert demselben 200 geharnischte Männer gegen die Engländer, auf deren Seite sich Kaiser Adolf von Nassau schlug. Des Königs Friede mit diesem 1297 schloß den Dauphin ebensowol, als später das Bündniß Philipps mit Albrecht von Österreich, mit ein, sodaß diese Beachtung, wie die mehrfachen Reisen des Dauphin an den königlichen Hof Ansehen und Wachsthum desselben beförderten. Dies hatte Humbert um so nöthiger, als er mit dem Dauphinate zugleich einen fast ewigen Krieg gegen den herrschsüchtigen Grafen von Savoyen überkommen hatte. Die nächste Ursache hierzu mag, nach Chorier, in der Heirath Bonnens von Savoyen mit Humberts Schwager, dem Dauphin Johann I., gegeben haben; den Hauptanlaß aber gaben der Neid und des Grafen Amé V. Ansprüche auf die Lehen über die Baronie de Latour du Pin, welche Humbert, auf urkundliche Beweise gestützt, zu leisten sich weigerte. Man nahm den König Karl von Neapel, welcher auch Graf der Provence war, zum Schiedsrichter an; die sicilianische Vesper aber lenkte ihn auf andre Dinge, als auf ein ernsthaftes Ausgleichungsgeschäft. Dagegen griff der Erzbischof kräftig ein, und erwirkte den vorhingenannten Waffenstillstand im J. 1285, welcher aber im folgenden Jahre wieder gebrochen wurde. Dem Dauphin standen der Erzbischof von Vienne und der Graf von Genf zur Seite. Letzterer drang in die savoyischen Staaten verheerend ein, wurde aber von Amé V. wieder hinausgeworfen und in seinem eignen Lande gezüchtigt, während Humbert die savoyischen Besitzungen in Viennois verheerte [4]); und als der siegreiche Amé diesen angreifen wollte, riethen England, Robert von Burgund und der Papst zum Frieden, welcher endlich durch besondere Hilfe des vienner Erzbischofs am 17. Nov. 1287 abgeschlossen wurde. Die Hauptpunkte bestanden in gegenseitigen Heirathen der erstgebornen Söhne beider Herrscher mit Töchtern aus ihren Häusern, dann in Zurückgabe der Eroberungen, und endlich in der Lehensbarkeit der Baronie Latour, falls Humbert aus Urkunden nicht das Gegentheil beweisen könne, worüber der König von England und der Herzog von Burgund genaue Kenntniß nehmen und die richterliche Entscheidung geben sollten. Humbert aber, seiner Rechte nicht gewiß, suchte auf Anrathen der Rechtsgelehrten, seinem ältesten Sohne, Johann, die Baronie Latour und jeglichen Besitz über der Rhone zu übertragen, damit aller Grund des Streites gehoben werden sollte, und um seine Schwiegermutter Beatrix, von Amé in allen Dingen wider den Dauphin unterstützt, zufrieden zu stellen, gab er ihr die Herrschaft Montbonod und seinen Antheil an der Erbschaft des Pe-

ollut in seinen Mémoires historiques de Bourgogne,
. schätzt die Summe auf 20,000 Livres, und bemerkt,
bgetretenen Besitzungen den Herzogen von Burgund le-
wesen wären. Sie bestanden in den Bezirken Coligni
rmont am Ain. Die frühern Streitigkeiten Humberts
Pfalzgrafen Otto von Burgund erwähnen andere Schrift-
er Gollut nicht.

3) Diese Lehenrente wurde vom Könige Ludwig Hutin auf 2000 Livres erhöht. 4) Siehe *Guichenon*, Histoire généalogique de la Maison de Savoye. I. p. 350.

ter Auruc (? Druce). Aber der Same der Zwietracht war dadurch nicht erstickt worden; denn Amé V. zog die Herren von Clermont in der Dauphiné als Lehensleute durch Güter- und Geldspendungen an sich, während Humbert sich ebenfalls Freunde zum Nachtheile des Grafen erwarb. Dies veranlaßte Klagen und endlich einen langwierigen Krieg, welcher die Heirathsversprechungen in Vergessenheit brachte. Das Waffenglück des Dauphins und die kampflustigen Vasallen desselben waren Ursache, daß die vielfältigen zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Mächten, unter andern auch von Philipp von Valois auf seiner Reise nach Italien, vermittelten Waffenstillstände und Friedensversuche keinen Bestand erhielten, und daß dieser Krieg die ersten Mächte Europa's, wie den Kaiser, Frankreich und Neapel zwar mit gespannter Aufmerksamkeit beschäftigte, aber von denselben wegen der verwickelten und drangvollen Umstände nicht ernstlich gehindert wurde, wodurch beiden kriegenden Theilen Anlaß gegeben ward, sich mehr und mehr Bundesgenossen in der Nachbarschaft zu erwerben. Der Krieg wurde also in kurzen Unterbrechungen mit Grausamkeit und Wuth fortgesetzt, der Vergleich vom 4. Mai 1304 brachte keinen wesentlichen Nutzen, und des Papstes Clemens V., wie Philipps des Schönen Bemühungen im folgenden Jahre, bereiteten blos den später nachfolgenden Frieden vor. Inzwischen aber war Humbert I. unter den Waffen alt und schwächlich geworden, und der Tod seiner Gemahlin Anna hätte ihn vor Schmerz beinahe schon 1296 in ein Karthäuserkloster zurückgescheucht, wenn ihn nicht Liebe zum Wachsthume seiner Macht abgehalten hätte. Im J. 1306 dachte er ernstlich an Übertragung des Dauphinats auf seinen ältesten Sohn, Johann, welcher zunächst auch den savoyischen Krieg fortsetzen sollte. Damit derselbe jedoch die Lande unzertheilt erhalten konnte, wie es der Vater ausdrücklich wünschte, so wurde die Baronie Latour mit dem Dauphinat unter gleichen souverainen Rechten vereint, und vom Kaiser Albrecht, wiewol ungern, da dieser Humberts Hause nicht sonderlich gewogen war, die Bestätigung gegeben, sowie die Beibehaltung des kaiserlichen Seneschallamtes über Arelat oder Hochburgund, auf welches Humbert noch großes Gewicht zu legen schien. Hierauf gestattete er zweien Juden die Gründung einer Bank zu Grenoble oder an jedem andern beliebigen Ort in der Dauphiné gegen Zahlung von 40 Livres und eines jährlichen Zinses. Humbert ging nun im September 1306 in das Karthäuserkloster St. Marie bei Valence, und unterstützte von dort aus seinen Sohn Johann mit weisem Rath in öffentlichen Sachen, starb aber schon im April 1307. Er hinterließ, außer dem erwähnten Erstgebornen, welcher zum Verdrusse des kaiserlichen Hauses mit der Königstochter Beatrix von Ungern 1296 vermählt worden war, noch acht Kinder; nämlich Hugo, Baron v. Faucigni, vermählt 1309 mit Maria von Savoyen, Tochter Amé's V.; Guy, Baron von Montauban, der den Königen von Frankreich und Sicilien diente und sich mit Beatrix von Beaux verheirathete [5]); Heinrich, Bischof von Metz, der sein Amt verwalten ließ, sich mit weltlichen Dingen beschäftigte und nach Guy's Tode 1317 Baron von Montauban genannt wurde; Alix, vermählte sich 1297 mit Grafen Johann von Forez; Maria, vermählt in demselben Jahre mit Aimar von Poitiers; Beatrix, vermählt 1302 mit Hugo von Chalons, ging aber nach dessen Tod in die väterlichen Lande zurück, wo sie zu Humberts II. Zeiten angetroffen wird; Margarethe, vermählt (vielleicht 1302) mit dem Markgrafen Friedrich von Saluzzo; und Katharine, verheirathet 1312 mit dem Fürsten Philipp von Achaja. Jede dieser fünf Prinzessinnen erhielt 20,000 Livres Mitgift. Nach Chorier hinterließ Humbert auch einen natürlichen Sohn, Wilhelm von Latour, welcher ein Vermächtniß von 30 Livres jährlicher Einkünfte empfing [6]). Übrigens war Humbert einer der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit, und verdiente so gut als sein Gegner, Amé von Savoyen, den Beinamen des Großen. Seine Klugheit half ihm seinem Feinde überlegen werden, und die Unabhängigkeit seiner Gebiete von Savoyen begründen, während er sich doch der geistlichen Lehensbarkeit fügte. So zahlreich endlich seine Nachkommenschaft war, so wenig konnte dieselbe hindern, daß sie mit dem gleichnamigen Enkel des Stifters dieses dritten Dauphinalgeschlechts erlosch, nämlich mit

Humbert II. Er, der zweite Sohn des Dauphins Johann II. und der Beatrix von Ungern, war 1312 geboren, also etwa sechs Jahre alt, als sein Vater starb. Die Mutter, der Oheim Heinrich und Geistliche mochten ihn erzogen haben, bis er 1328 nach Hugo's Tode die Baronie Faucigny, und in demselben Jahre noch eine ansehnliche Erbschaft von seiner Base, Clementine von Ungern, Ludwigs X. von Frankreich Gemahlin erhielt. Ungewiß ist, ob Humbert seinen Bruder, den Dauphin Guigo, zum französischen Heere nach Flandern begleitete; desto sicherer aber lauten die Nachrichten von seiner Reise nach Ungern, und von dort an den ihm verwandten sicilianischen Königshof zu Neapel, wo man großen Gefallen an ihm fand und ihn festhielt, zumal da der König gern sah, daß sich der junge Humbert in seine Nichte, Maria von Beaux, verliebte, welche er auch im October 1332 heirathete. Die Mitgift dieser Fürstin bestand in 1000 Unzen Gold und in den Einkünften der Grafschaft Andria. Von seinem Wohnsitze Neapel reiste Humbert bisweilen nach Rom, Montecassini, Capua, Barletta und Andria. Dieser Aufenthalt in Italien mochte ihm

5) Dieser Guy wird gewöhnlich für einen Ritter des Tempelherrenordens gehalten, als welcher er auch von Philipp dem Schönen verfolgt und verbrannt worden sei. Der Marquis von Valbonnais aber weist in seiner Histoire de Dauphiné, II. p. 154, das Irrige dieser Meinung nach.

6) Vergl. über Humbert im Allgemeinen *du Chesne*, Histoire de Bourgogne, p. 667 sq. *Guichenon* I. a. m. D. *de Gaya*, Histoire généalogique et chronologique des Dauphins de Viennois, chap. 8, hauptsächlich aber *Nicol. Chorier*, Histoire générale de Dauphiné (Lyon 1672. fol.) und des Marquis *de Valbonnais* Histoire de Dauphiné, particulièrement sous les Princes de la troisième Race (Genève 1722 in 2 Folianten). Hierbei verdient bemerkt zu werden, daß der Marquis die Chronologie verschieden von Chorier behandelt, indem er die Jahre jener Zeit von Weihnachten, dieser aber von Ostern an berechnet.

Kirchenbann zurücknehmen mußte, ohne daß dadurch der Groll zwischen beiden gänzlich gehoben wurde; vielmehr traten neue Ursachen zum Zwiespalte hervor, welcher erst durch Clemens' VI. friedfertige Gesinnungen beigelegt wurde. Fast gleichzeitig mit den Vorfällen in Vienne denkt Humbert auch an die Eroberung der demselben Prälaten gehörenden Stadt Romans, deren Einwohner bisher seine Besitzungen am Isere befehdet hatten. Wirklich nimmt er die Stadt ein, der Papst aber benutzt sogleich eine alte Sage, welche dem heiligen Stuhle die lehensherrlichen Rechte auf diese Stadt gab; darum verfügte er zu seinen Gunsten und ertheilte dem Dauphin gegen gründliche Entschädigung die Gerichtsbarkeit über Romans nur gemeinschaftlich mit dem Erzbischofe von Vienne. Diese Dinge schreckten den ehrgeizigen Humbert nicht ab, den Prinzen Jakob von Achaja und Piemont gegen eine Lehenspendung von 500 Goldgulden Grundbesitzes, und den Prinzen von Oranien gegen ein Geschenk von 4000 Goldgulden zu seinen Vasallen zu machen, und Markgraf Thomas von Saluzzo suchte, wie der Abt von Pinerolo, Schutz bei ihm, mit dem Erbieten, Alles zu gewähren, nachdem sich die Grafen von Genf früher schon als Vasallen ihm unterworfen hatten. Humbert benutzte diese Vortheile und Anerbietungen zu wenig, um sich in Italien, besonders in Savoyen, ein mächtiges Gewicht verschaffen zu können. Dennoch war es keineswegs Furcht vor letzterm Staat, obwol es Guichenon [14]) behauptet, sondern vielmehr Verlegenheit im zerrütteten Finanzzustande, daß Humbert zeitig auf das Vermächtniß seiner Dauphiné an eine bedeutende politische Macht, nicht aber an seine nächsten Verwandten bedacht war. Er übersah nicht blos die Barone von Vinai, Seitenverwandte der Latour du Pin, sondern auch Johann von Chalons, den Sohn der Beatrix von Viennois, und sah sich im J. 1337, da ihn der Tod seines einzigen leiblichen Erben zur Abdankung verstimmt hatte, nach dem Könige Robert von Neapel und Sicilien um, sandte Abgeordnete zu demselben und ließ ihm, jedoch mit ausschweifenden Bedingungen, die Nachfolge im Dauphinat anbieten. Die Gründe des Mislingens sind unbekannt geblieben. Inzwischen mochte Heinrich von Villars, Erzbischof von Lyon, welchen Humbert zu seinem Statthalter (Lieutenant, Locum-tenens) bestellt hatte, den Dauphin für Frankreich allgemach gestimmt haben, als derselbe 1343 in Avignon zur feierlichen Weihe Clemens' VI. erschien und seine Gedanken dem anwesenden Herzoge Johann von der Normandie eröffnete, welcher mit Hilfe seines Vaters und des Papstes Humberten geneigt machte, das Dauphinat an den zweiten Sohn des Königs, Herzog Philipp von Orleans, zu vermachen. Am 23. April 1343 kam zu Bois Vincennes zwischen den Abgeordneten der wichtige Vertrag, unter dem Namen le Transport de Dauphiné bekannt, zu Stande, welcher bald nachher durch eine persönliche Zusammenkunft zwischen dem Könige Philipp und dem Dauphin erläutert und befestigt, sowie vom Adel und von den Prälaten vor königlichen Commissarien beschworen wurde. In diesem Vertrage werden dem königlichen Prinzen oder einem andern vom königl. Geblüt aus Vorsorge für Sicherung wider Gefahren, Zwiespalt und Widerwärtigkeiten das Herzogthum Champsaur, das Fürstenthum Briançon, die Markgrafschaft Cesana, die Grafschaften Vienne, Albon, Graisivodan, Embrun und Gap, sammt den Baronien Latour du Pin, Valbonne, Faucigni, Meuillon, Montauban und allen vom Dauphinat abhängigen Ländern und Lehen für den Fall verschrieben, daß Humbert ohne leibliche Erben aus rechtmäßiger Ehe sterben werde. Aus dem Gewirr und der Schwerfälligkeit des in französischer Sprache verfaßten Vertrages [15]) geht ferner hervor, daß sich Humbert einigen Grundbesitz, die 2000 Livres französischer Lehen sammt 10,000 Livres jährlicher Einkünfte und einer Abfindungssumme von 120,000 florentinischer Goldgulden in drei Zahlungsfristen ausbedung; jedoch versagte er seinem Nachfolger die Vereinigung des Landes mit dem Königreich, und schrieb ihm die Dauphinalwürde mit dem herkömmlichen Wappen vor. Kaum war diese Übereinkunft berichtigt und 40,000 Gulden auf Abschlag in Empfang genommen, so bot H. schon wieder aus Geldmangel dem Könige Robert von Sicilien den sich von Frankreich ausbedungenen Grundbesitz zum Verkaufe gegen Zahlung von 30,000 Gulden an; des Königs Tod vereitelte den Handel, und da hiervon nach Frankreich Nachricht kam, so beeilte man sich, dem Dauphin die rückständigen 80,000 Gulden nachzuzahlen, während er die Einwilligung der Beatrix von Viennois und ihres Sohnes in sein Vermächtniß beibrachte.

Kaum war H. aus der Verlegenheit, so versprach er 1345 auf des Papstes Bitten Ludwig von Spanien Schiffe zur Eroberung der glücklichen Inseln zu rüsten, und kaum hatte er in demselben Jahre von des Papstes Wunsch und Reden für einen Kreuzzug gegen die Türken Nachricht erhalten, als er wider Anrathen der Vernünftigern sich zum Befehlshaber des Heerzugs anbot, sammt der kostspieligen Rüstung von 300 Mann gewaffneten Volkes, 1000 Armbrustschützen, 12 Bannerherren, 100 Reitern und mehr als fünf Schiffen [16]). Man mistrauete mit Recht seiner Fähigkeit zu diesem Amt, und des Papstes alleinigem Wohlwollen verdankte H., daß er am 25. Mai zu Avignon feierlich zum Kreuzfahrerhaupte bestellt wurde. Die Lächerlichkeiten und Unbesonnenheiten des Dauphins bei Anwerbung allen Gesindels zur Kreuzfahrt zu geschweigen, verdient blos seine Grille hier erwähnt zu werden, daß er laut einer öffentlichen Bekanntmachung hinfort Ymbert genannt sein wollte. Nachdem er den Erzbi-

14) *Guichenon* I. p. 403 sq.

15) Siehe den Vertrag bei *Valbonnais* II. p. 452 sq., ist aber hier wie in andern Werken mangelhaft und voller Fehler. Die Unsicherheit der damaligen Sprache hat du Chesne, Chorier und selbst Valbonnais auf Irrthümer geführt, wohin wir z. B. die Bezeichnung von six vingt mille Fl. d'or rechnen, welches sie für die Zahl 26,000 Fl. genommen haben; nach einer Urkunde bei *Valbonnais* II. p. 489 sq. heißt es sechsmal 20,000, folglich 120,000 Fl. 16) Chorier zählt 12 Schiffe des Dauphin, von denen das seine äußerst prachtvoll geschmückt worden war.

schof Heinrich von Lyon als Landesverweser in der Dauphiné zurückgelassen hatte, begab er sich am 1. August mit seiner Gemahlin nach Marseille, und bereitete daselbst die Einschiffung vor, welche am 2. Sept. 1345 erfolgte. In Venedig wurde er sehr ehrenvoll empfangen, zu einem Edeln der Stadt erhoben und mit mehren hundert italienischen Kreuzzüglern versehen. Zu Anfang Octobers segelte die Flotte, deren Stärke nicht erwähnt wird, nach dem Archipelagus ab, wo sie im folgenden Jahre umhersegelte und endlich bei Smyrna auf die türkische Flotte stieß, welche eine Schlacht annahm. Der Sieg blieb auf Humberts Seite, jedoch ohne vorzügliche Folgen [17]). Der Waffenstillstand wurde auf Erbieten des Sultans angenommen, und Humbert zog sich im November 1346 auf die Insel Rhodus zurück, um daselbst zu überwintern. Hier starb seine Gemahlin Marie; dies und eine tödtliche Krankheit soll den Dauphin zur Rückkehr in die Heimath bewogen haben, wozu er sich aber vorerst die päpstliche Erlaubniß erbitten zu müssen glaubte, da sein Gelübde auf einen dreijährigen Kreuzzug aus eignem Antriebe gestellt worden war. Mit Beginne des Frühjahrs 1347 segelte H. nach Venedig zurück, wo er mit Auszeichnung empfangen, seinen Weg zu Lande fortsetzte. Gleiche Ehre thaten ihm die Visconti in Mailand an, mit welchen er ein Bündniß schloß. Im September zu Grenoble angelangt, fand er, daß während seiner Abwesenheit offene Gewalt, Unordnung, Befehdung und Zwiespalt im Lande, besonders an der savoyischen Grenze, geherrscht hatten, und daß die Willkür des Sire von Beaujeu noch im Schwange ging. Doch ließ sich Humbert nicht abhalten, vier Monate hindurch an dem päpstlichen Hof in Avignon zu verweilen, und erst nach der Rückkehr im März 1348 ernstlich an Abhilfe der eingerissenen Gebrechen zu denken, insbesondre aber an die Zügelung des übermüthigen Sire von Beaujeu. Dessen gewaltsame Besitznahme von Beauregard in Bresse reizte den Dauphin zur Eroberung der feindlichen Festung Mirabel, was den Sire mit Hilfe des Grafen von Savoyen zur Fortsetzung des Kampfes trieb, und Humbert zu einem allgemeinen Aufgebot aller Mannspersonen, die ihr 15. Jahr überschritten hatten. Der König von Frankreich aber hinderte den Ausbruch des weitaussehenden Krieges durch einen vermittelten Waffenstillstand, während dessen die Abdankung Humberts bewerkstelligt wurde.

Als nämlich H. seit der Rückkehr aus Griechenland nach Avignon gekommen, dem heiligen Vater Bericht erstattet hatte, rieth ihm dieser zur Wiedervermählung, wozu Blanka, des Grafen Amé von Savoyen Tochter, in Vorschlag gebracht wurde; als aber der Vater dieser Prinzessin Schwierigkeiten in den Weg legte, so rieth man ihm Johanna von Bourbon an. Die mit Eifer betriebenen Verhandlungen gediehen bis zum Abschlusse, da verlangte Johanna's Vater, der in Paris war, unter mancherlei Vorwand, ohne Zweifel auf Betrieb des französischen Hofes, einen wiederholten Aufschub der Vermählung, wogegen H. mistrauisch sein Versprechen zurücknahm. Indessen knüpfte der Herzog von Bourbon zu Anfange des Jahres 1349 die Unterhandlungen persönlich wieder an, die H. nach einigem Bedenken durch die plötzliche Erklärung abbrach, daß er sich nie wieder verheirathen werde. Hierin bestärkten ihn namentlich der Erzbischof Heinrich von Lyon und vor Allem der vielvermögende Karthäusergeneral Johann Birel. Dieser wußte des Dauphins Hang zum Klosterleben, welcher sich durch Stiftung mehrer Einsiedeleien in den Gebirgen um Grenoble kundthat, zu heben und zu entflammen. Und da im Lande bei Adel und Unadel über das Vermächtniß Unzufriedenheit herrschte, suchte H. noch vor seinem Abschiede mancherlei Verfügungen zu treffen. Er machte z. B. die Jagd wieder allgemein, ordnete das Münzwesen, Maß und Gewicht, erleichterte die Abgaben, hob das barbarische Recht der todten Hand (manus mortua) auf, befestigte Begünstigungen und Vorrechte, führte ein Municipalgesetz, unter dem Namen Dauphinalstatuten, ein, und schickte erfahrene Männer im Lande umher, damit sie bei Adel und Gemeinden die Gebrechen aufnehmen und ihm zur Abstellung derselben berichten sollten. Unter solcher nützlichen Thätigkeit drängte ihn Frankreich zur Abdankung; und zu Tournon wurde im Februar 1349 verabschiedet, daß nicht des Königs zweitem Sohne, sondern dessen Enkel, Karl, Herzogs Johann von der Normandie Sohne, die Dauphinalregierung erblich übertragen wurde. Humbert hingegen behielt den Titel Dauphin und die Souverainetät über sein Haus und Gesinde. Am 16. Jul. geschah zu Lyon, zur großen Unzufriedenheit des Landes, hauptsächlich des Adels [18]), die persönliche Übergabe der Dauphinalrechte und Besitzungen an den Prinzen Karl, der sich inzwischen mit Johanna von Bourbon verlobt hatte. Die Feierlichkeit wurde durch das Scepter, den Ring, den Banner und den alten Dauphinaldegen bewirkt. Tages darauf trat Humbert in den Dominikanerorden, und bezog als Novize und Klosterbruder, dessen Gläubiger der neue Regent befriedigen mußte, das Schloß zu Beauvoir. In dieser Prüfungszeit, erzählt Chorier, wollte sich H. nach und nach nicht gefallen, und dachte an den Rücktritt in die Welt; Birel aber, der ihn nicht aus den Augen verlor, bearbeitete seinen Wankelmuth dergestalt, daß Humbert am 24. Dec. 1350 zu Avignon vom Papste Clemens VI. in Gegenwart des Königs von Frankreich, der Prinzen von Geblüt und vieler Großen der Krone als Unterdiakonus eingeweiht wurde, und am Weihnachtstage vor der glänzenden Versammlung wirklich die Messe las [19]). Acht

17) Chorier a. a. O. S. 319 will wissen, daß der Sultan nach der Niederlage seinen siegreichen Gegner habe kennen lernen wollen, und daß H. wider den Rath seiner Freunde die Zusammenkunft zugesagt, und in derselben der Türke die persönliche Schwäche des Dauphin kennen und ihn nachher verachten gelernt habe.

18) Man stellte z. B. nach Chorier S. 329 den Leuten des neuen Dauphin nach, und nahm dessen Kanzler auf einem Spaziergange gefangen, der aber wieder freigelassen werden mußte.

19) Ce fut, bemerkt Chorier p. 344, avec tout de piété et de devotion, que si le Roy fut satisfait en ce moment de voir le Dauphiné asseuré à sa Maison, le Pape ne le fut pas moins

Tage nachher salbte ihn der heilige Vater zum Patriarchen von Alexandrien und zum Prior des Jakobinerklosters in Paris ein. Bald darauf bestellte ihn derselbe zum beständigen Verweser des Erzbisthums zu Rheims. Sobald als Humbert im Februar 1351 den neuen Bischof in Grenoble eingeweiht hatte, reiste er zu seiner Bestimmung nach Frankreich ab, stiftete in seinem pariser Kloster ein theologisches Seminar für 26 Studenten. Im Anfange des J. 1355 wollte H. die Verwaltung des erzbischöflichen Amtes abgeben und sich auf Verlangen Königs Johann zum Bischofe von Paris erheben lassen. Dieserhalb sandte er an den Papst, und er selbst wartete zu Clermont die Entscheidung ab; allein er verfiel in eine tödtliche Krankheit, verfügte im letzten Willen zum Besten mehrer Kirchen und Klöster, sowie über die Bezahlung rückständiger Schulden, und starb am 22. Mai desselben Jahres. Der Leichnam wurde nach Paris in die Jakobinerklosterkirche neben der Königin Clementine feierlich beigesetzt. Der König von Frankreich ehrte sein Andenken durch das Gepräge einer Münze mit dem Thurme, den Lilien und dem Kreuze[20]). (*B. Röse.*)

C. Bischof von Würzburg.

Humbert, 833—842 Bischof zu Würzburg, war früher Chorbischof des Erzbischofs Heistolf von Mainz, und unterzeichnete 815 als Domherr von Würzburg einen Vertrag seines Bischofs Wolfger mit der Abtei Fuld. Als Bischof wohnte er 835 der Reichsversammlung auf dem Landhause von Theodo bei, und 837 unterzeichnete er den Beschluß des Kirchenraths zu Carissia an der belgischen Grenze. Im nämlichen Jahr erhielt er vom Kaiser Ludwig dem Frommen, durch den Bischof Drogo von Metz, die Bestätigung eines Privilegiums für sein Bisthum, welches Kaiser Karl der Große seinem Vorgänger Bernwelf ertheilt hatte. Im J. 837 wurde er vom Abte Rhaban zu Fuld in das Kloster Holzkirchen eingeladen, damit er die Gebeine der heil. Märtyrer, Januarius und Magnus, erst ansehe, ehe sie in eine steinerne Kapsel gebracht würden. Ebenso ertheilte er dem Abte Rhaban die Genehmigung, daß die Gebeine der heil. Cäcilia in die Kirche Ratesdorf gebracht wurden. Am 15. Jul. 837 weihte er die von ihm gebaute Kirche zu Lauf am Neckar, und ließ den Leib der heil. Reginswindis daselbst verwahren. Er war einer der drei Bischöfe, welche den Abt Rhaban veranlaßten, eine Erläuterung der Bücher Mosis zu schreiben. Ihm widmete Abt Rhaban seine Erläuterung des Buches Josua, Ruth und der Richter. Da er auch vom Abt über die für Verehelichungen verbotenen Grade der Blutsverwandtschaft um Rath gefragt wurde, so ist zu schließen, daß er als Beförderer der Wissenschaften verehrt worden sei. Er starb den 9. März 842 *). (*Jaeck.*)

de voir une ame si bonne, et si sainte asseurée à Dieu. In den Urkk. über ihn, als Geistlichen, liest man nebenbei stets den Titel Dalphinus Viennensis antiquior.

20) Vergl. *du Chesne* a. a. O. p. 673 sq., *de Gaya* a. a. O. chap. 9 und die ausführlichen, bereits angeführten Werke von Chorier und Valbonnais.

*) *Mabillon*, Annal. ord. s. Bened. T. II. p. 454. *du Chesne*, Script. Franc. T. II. p. 696. *Baluzii* Misc. L. III. c. 50. *Eccard* T. II. p. 834. Acta Sanctorum ap. *Bolland.* Jul. T. IV. p. 90. *Ussermann*, Episc. Wirceb. p. 21—23. Ludewig, Geschichtschreiber von Würzburg, S. 416—418.

HUMBERT (Abraham von), aus einer altadeligen französischen Familie entsprossen, die ursprünglich ihren Sitz in Lothringen hatte, aber wegen der damaligen Verfolgungen der Reformirten sich im J. 1630 nach Metz begab, wo der Großvater von diesem H. Procurator beim Parlamente war. Ein Sohn desselben, ein angesehener Handelsmann, floh später, als nach Widerrufung des Edicts von Nantes die Reformirten auch hier nicht sicher waren, nach Berlin und bald nach seiner Ankunft wurde ihm Abraham im April 1689 geboren. Dieser zeigte schon in seiner frühen Jugend entschiedene Neigung für den Militairstand, und beschäftigte sich deshalb vorzugsweise mit der Mathematik, trat 1708 als Cadet in holländische Dienste, kehrte nach beendigtem Feldzuge nach Berlin zurück, nahm sodann 1711 sächsische Dienste, wohnte als Fähnrich dem in demselben Jahre stattfindenden Feldzuge nach Pommern bei, wurde in der Schlacht bei Gadebusch 1712 am 20. Dec. gefangen und nach Wismar gebracht. Nach sieben Jahren verließ er als Lieutenant die sächsischen Dienste, ging 1719 wieder nach Berlin, trat hier als Hauptmann bei dem königl. preuß. Ingenieurcorps ein, und wurde nach Memel gelegt, wo er sich 1725 mit der Witwe des Bürgermeisters Stürzel, und da ihm diese schon im folgenden Jahre durch den Tod entrissen wurde, später mit einer Tochter des reform. Predigers Balleer verheirathete. Im J. 1731 wurde er, um die Festungswerke einzurichten, nach Stettin beordert und kam hier mit mehren Gelehrten in Berührung, die Veranlassung wurden, daß er sich der Schriftstellerei hingab. Im J. 1737 wurde er als Ingenieurmajor nach Küstrin versetzt, vom Könige Friedrich II. aber 1740 nach Berlin zurückberufen und ihm der Unterricht der beiden jüngsten Prinzen in der Mathematik anvertraut. Humbert genoß hier eine vorzügliche Achtung, wurde 1743 als Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgenommen, auch zum königl. geheimen Rath und Beisitzer des französisch-reformirten Consistoriums ernannt. Er starb zu Berlin 1761 am 12. Jan., und hat viele, vorzüglich Geographie und Baukunst betreffende, Schriften hinterlassen, von denen zu erwähnen sind: die Lettres d'un Officier Ingénieur sur quelques sujets de fortification et de géometrie pratique (Berl. 1734. 4.). Über diese Briefe, deren Werth übrigens mehrfach gerühmt wurde, gerieth er mit dem Ingenieurcapitain Joh. Chr. Glaser, der ihn des Plagiats beschuldigte, in Streit, vertheidigte sich aber wacker in seinen Reflexions sur un écrit de Monsieur le Capitaine Glaser, intitulé: Lettres à trois demandes (Stett. 1737. 4.), und wurde auch von einem erfahrnen sächsischen Ingenieurcapitain Herlin in einer teutschen Schrift vertheidigt. Ferner gab er Lettres politiques, historiques et galantes (Amsterd. 1741. 1743. 2 Tom. 12.) heraus; Der Angriff und die Vertheidigung der Festungen durch den Herrn von Vauban in französ. Sprache

beſchrieben und nunmehr auf hohen Befehl ins Teutſche überſetzt, auch zu deſto bequemerem Gebrauch der preuß. Herren Officiers mit einigen Anmerkungen erläutert, 2 Bände (Berlin 1744 u. 1745. 4.); Traité des Sièges pour servir de supplément à l'attaque et à la défense des Places de Mr. *de Vauban* (ib. 1747. Teutſch Potsdam 1747); Ouvrages divers sur les belles lettres, l'Architecture civile et militaire, les Méchaniques et la Géometrie (Berlin 1747); Nouveau Traité du Nivellement (ib. 1750); L'Art de génie pour instruction des Gens de guerre (ib. 1755, auch Teutſch Bernburg 1756) und m. a. Außerdem aber hat H. mit mehren kleinen Aufſätzen die Mémoires de l'Acad. de Berlin, ſowie die Bibliothèque germanique und das Journal de Berlin bereichert *). Sein Bildniß findet ſich in Bruckers Bildersaal in der neunten Decade. (*R.*)

HUMBERTIA *Commers* (*Herb.*). Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Convolvuleen und der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe, deren Charakter folgender iſt: Ein lederartiger, fünfgetheilter Kelch; eine glockenförmige, außerhalb zottige Corolle mit ausgeſchweiftem, faſt ungetheiltem Rande, herausſtehende Staubfäden, eine ausgerandete Narbe, und eine holzige, von einer Beere umſchloſſene Kapſel mit meiſt dreiſamigen Fächern. Die einzige bekannte Art, welche Commerſon auf Madagaskar entdeckt hat, H. madagascariensis *Lam.* Enc. (H. aeviternia Commers. herb., Endrachium madagascariense *Juss.* et *Gmel.* Syst. veg., Thoninia spectabilis *Sm.* Ic. ined. I, t. 7.) iſt ein hoher Baum mit zerſtreut ſtehenden, umgekehrt eiförmig-lanzettförmigen, ausgerandeten Blättern, und in den Blattachſeln ſtehenden, einblumigen Blüthenſtielen. Abb. *Lam.* Illustr. t. 103. S. *Spr.* Syst. I, 589. (*Sprengel.*)

HUMBERTUS oder HUBERTUS, 1) ein Mönch des 13. Jahrh., war von Romans aus Dauphiné in dem alten Königreiche Burgund, weshalb er von Einigen für einen Burgunder gehalten wird; ſtudirte zu Paris kanoniſches Recht und Theologie, wurde Magiſter und trat 1229 in den Convent des heil. Jakob Benedictinerordens, lehrte hernach zu Liſon, ward Prior, alsdann Provincial von Toscana, 1254 General ſeines Ordens in Frankreich, und ging in dieſem Jahre zum Convente nach Ofen in Ungern, 1263 in gleichen Geſchäften nach London, legte 1264 ſein Ordensgeneralat freiwillig nieder, ſchlug das Patriarchat zu Jeruſalem aus, und ſtarb am 14 Jul. 1277. Er ſchrieb: Officium ecclesiasticum universum tum nocturnum quam diurnum ad ordinis Praedicatorum usum; Expositio Regulae Augustini (Hagenau 1505. 4. Paris 1513. Dillingen 1581. 4.); Liber de instructione officialium Ord. Praedicat. (Mailand 1505. Vened. 1507. Lyon 1515); De eruditione Praedicatorum (Hagenau 1508. 4. Vened. 1603. 4. Barcellona 1607. 4.); Sermones de variis argumentis et epistola de tribus votis religionis substantialibus (Hagenau 1508. fol. Dillingen 1581. Vened. 1603 und 1609) u. a. m. *). (*Rotermund.*)

2) ſ. Hubert und Humbert.

HUMBLE (Gustav Adolf), geb. 1674 zu Jönköping. Mit einem Reiſeſtipendium König Karls XI. beſuchte er Roſtock, Wittenberg und andre teutſche und holländiſche Univerſitäten; 1700 ward er Paſtor und Propſt zu Eskilſtuna, 1709 Hofprediger und Beichtvater der verwitweten Königin Hedwig Eleonora, 1719 Admiralitäts-Superintendent zu Karlskrona und Doctor der Theologie, 1730 Biſchof von Werió. Von ſchönem Körperbaue, hatte er große Kanzelgaben, beſaß gründliche Gelehrſamkeit, eiferte für die Reinheit der Lehre, war ſehr thätig für das Kirchen- und Schulweſen ſeines Stifts, ein pünktlicher und tüchtiger Geſchäftsmann und ein liebenswürdiger Geſellſchafter. Er ſtarb 1741. Seine gedruckten Schriften beſtehen insbeſondere in Predigten. (*v. Schubert.*)

HUMBOLDTIA *Vahl.* Symb. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminoſen und der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe, deren Charakter in einem viergetheilten Kelche, fünf, faſt gleichförmigen Corollenblättchen, Staubfäden, welche dem Kelch eingefügt ſind, und einer ablangen, zuſammengedrückten Hülſenfrucht beſteht. Die einzige bekannte Art, H. laurifolia *Vahl.* Symb. (Batschia laurifolia *Ej.* Symb. t. 56.) iſt ein auf Ceylon wachſender Baum mit gegliederten, röhrenförmig-hohlen, viereckigen Zweigen, abgebrochen-gefiederten, glatten Blättern und trauben-förmigen Blüthen. S. *Spr.* Syst. I, 794. — Humboldtia *R.* et *P.* S. Stelis. *L.* (*Sprengel.*)

Humboldtilith und Humboldtin, ſ. den folg. Art.

HUMBOLDTIT. Dem großen Naturforſcher Alexander von Humboldt zu Ehren ſind mehre Mineralien benannt, die aber, da nur ein Mineral dieſen Namen führen kann, zum Theil verſchiedene andere Benennungen erhalten haben, oder die man durch verſchiedene Endſylben des Namens zu unterſcheiden ſucht. Dieſe ſind:

Humboldtilith nach Covelli [1]) kommt in kleinen quadratiſchen Prismen mit abgeſtumpften Endkanten von gelber oder gelblichgrüner Farbe, von Feldſpathhärte, mit einem ſpecif. Gewichte von 3,1 am Veſuv vor. Die Abſtumpfungen der Endkanten ſtammen von einer Quadratpyramide ab, deren Grundkantenwinkel 68° und die Polkantenwinkel 133° 25′ betragen. Vor dem Löthrohr iſt das Mineral ſchwierig ſchmelzbar, in Salpeterſäure gelatinirt es. Seine Beſtandtheile ſind: 43,96 Kieſel-

*) Vergl. Mathlef, Geſch. jetztlebender Gelehrten. 5. Th. S. 63 fg. Strodtmann, Gelehrtes Europa 5. Th. S. 193 fg. Leipziger, hiſtor. Handb. 3. Th. S. 306. Adelung zum Jöcher 2. Th. Col. 2186. Meuſel, Lexikon d. verſtorb. teutſchen Schriftſt. 6. Bd. S. 171 fg. Außerdem ſehe man ſein Eloge von J. L. A. Koumer in der Hist. de l'Acad. des Sciences de Berlin T. XVIII. p. 116 sq.

*) Sein Leben hat Franz Diago beſchrieben; es ſteht in der Bibl. P. P. Lugd. T. XXV. p. 421 sq. Vergl. *Echard*, Bibl. Praedicat. T. I. p. 141. *Oudin*, Commentar. de script. eccles. antiq. T. II. p. 251. *Possevin* in apparatu sacro, T. I. p. 773. Jöcher, Gelehrten-Lexikon.

1) *Montiulli* et *Covelli*, Prodromo della Min. Vesuv. p. 375. Breislack, Lehrbuch d. Geolog., überſ. v. Strombeck. III. S. 275. Schweigger-Seidel, Neues Jahrb. d. Phyſ. u. Chemie. 1832. S. 293.

11,20 Thonerde, 31,96 Kalkerde, 6,10 Talkerde, Eisenoxydul, 4,28 Natron, 0,38 Kali. Der von ndini beschriebene Zurlit dürfte nicht verschieden sein. humboldtin findet sich in Braunkohlenlagern bei in Böhmen und Almerode in Hessen, gewöhnlich utten oder kleintraubig, mit faseriger Structur, die n dichten, unebenen und selbst erdigen Bruch über- doch finden sich auch haarförmige und pyramidale Krystalle, die von rhombischen Pyramiden herzu- en scheinen. Seine Farbe ist strohgelb, ohne Durch- keit, seine Härte die des Gypses und sein specif. ht ungefähr = 2. Nach Rivero [2]) besteht er aus Sauerkleesäure und 53,86 Eisenprotoxyd. In den neuern Lehrbüchern wird er unter dem, von Breit- vorgeschlagenen, Namen Oxalit aufgeführt, auch ist r dem Namen Faserresin bekannt.

humboldtit. Mit diesem Namen hat man ein, Geisalpe bei Sonthofen in Tyrol in Kalkspath mendes, Mineral belegt, das aber einerlei mit h ist. S. Datolith. (*Germar.*)

HUMBRACHT (Johann Maximilian von) *), mag r 1653 geboren worden sein, weil er nach Zedler cher 61 Jahre alt war, als er am 4. Oct. 1714 Er stammte aus einer altadeligen Familie zu Frank- n Main, zeigte von Jugend an große Liebe zur hte, Genealogie und Heraldik, und sammelte zei- träge zur Genealogie höchster und hoher europäi- amilien. Auf solche Weise spürte er auch das ge- ische Manuscript aus, welches der Kurfürst Georg ch von Mainz durch G. Helwig aus archivalischen chten hatte entwerfen und durch seinen Verwand- reiffenklau von Vollraths, vermehren lassen. Hum- zog es aus dessen Familienarchive hervor, arbei- mit seinen Zusätzen, jedoch ohne strenge alphabe- Ordnung der Geschlechter, in 293 Stammtafeln Wappen der reichsfreien rheinischen, schwäbischen ränkischen Ritterschaft mit deren anverwandten Fa- aus, und führte dieselben, wenn auch nicht Alle, seine Zeit herab. Das Werk erschien zu Frank- n Main 1707 unter dem Titel: Die höchste Zierde lands, und Vortrefflichkeit des teutschen Adels ꝛc. Folio. Von seinem Leben und seinen Schicksa- nichts bekannt geworden, als daß er Rathsherr in Vaterstadt gewesen ist. (*B. Röse.*)

UME (David), einer der größten Philosophen Jahrh., war der jüngere Sohn eines schottischen väterlicher Seite aus dem Geschlechte der Grafen oder Hume, und mütterlicher Seite aus dem des avid Falconer, und geboren zu Edinburgh am il 1711. Seinen gebildeten Vater verlor er früh- und die junge schöne Mutter, die sich seiner und beiden Geschwister Erziehung annahm, bestimmte egen unbeträchtlicher Vermögensumstände, für die issenschaften, während sich in ihm der unbeug- same Hang zu allgemeiner Gelehrsamkeit entwickelte und feststetzte, wozu er ausdauernden Fleiß bewies. Heimlich studirte er die alten Classiker, besonders Virgil und Ci- cero, mit solcher Anstrengung, daß er, geschwächt, auf eine den Körper beschäftigende Lebensart denken mußte. Er begab sich daher nach Bristol in ein Kaufmannshaus, wo er aber in kurzer Zeit der neuen Thätigkeit überdrüs- sig wurde. Nun eilte er nach Edinburgh zurück und vollendete daselbst seine vielseitigen akademischen Studien, die sich sowol auf das classische Alterthum und die Na- tionalliteratur der britischen Inseln, als auch auf die Beobachtung des öffentlichen Lebens, das mit jenen in gewisser Wechselwirkung stand, erstreckte. Allerdings hätte dies in ihm eine überwiegende Neigung zum Praktischen und Gemeinnützigen erzeugen können; allein sein philo- sophisches Denken, allerdings wol veredelt durch die Art seiner Studien, wich sehr ab von seinem Handeln. Hume nämlich faßte das Streben der Menschen, unabhängig vom Erfolge, genau auf, suchte die Sittlichkeit der Hand- lungsweise von Verdunkelung oder Entstellung zu säu- bern, ging dann zur Staatsverfassung und zum bürger- lichen Leben über, und was er darin auffaßte, behan- delte oder betrachtete er mit kalter Vernunftmäßigkeit und prüfender Zweifelhaftigkeit. Daraus floß für seine phi- losophischen Studien ein sehr strenger Skepticismus, der den Locke'schen Empirismus heftig erschütterte, indem er die Objectivität der philosophischen Erkenntniß, sowie die Realität der metaphysischen Speculation bestritt und alle Vorstellungen von instinctartigen Eindrücken oder Em- pfindungen der Erfahrung und subjectiven Angewohnhei- ten ableitete; folglich mußte ihm alles Wissen, mit Aus- nahme des mathematischen, ungewiß und zufällig, und die positiven Satzungen des Christenthums zweifelhaft erscheinen, sowie er die Sittenlehre auf Principe des sittlichen Gefühls oder auf Triebe des Wohlwollens be- gründete, d. h. auf die moralische Sinnesart, in der Alle übereinstimmen, und leitete auch daraus die ursprüngliche Identität der Sittlichkeit und des Rechts her. Staat sammt Staatsverfassung führte er auf das, nach sittlichem Gefühl anerkannte Gemeinbeste und den Gemeinsinn zu- rück, ohne bedacht zu haben, daß allgemeine Beistimmung zur Gründung eines Staates wol nie stattgefunden habe, sondern daß sie hauptsächlich auf gewaltsame Weise her- vorgetreten sei. Mit diesem Ideale, zu welchem Wahr- heit und Wirklichkeit nicht immer stimmt, ging Hume zur Geschichte über, in der er fast heftigere Widersacher gefunden hat, als in der Philosophie. Natürlich kann ein Mann, der seine Ansicht schon zur Geschichte bringt, und sie nicht erst aus vorsichtigen und beharrlichen For- schungen gewinnt (desto merkwürdiger, je mehr ihn seine Skepsis zur sorgfältigen Prüfung hätte hinleiten sollen!), keine Ansprüche auf großes Quellenstudium machen, son- dern man bewundert ihn, wenn er sich, wie Hume, aus- zeichnet in der Art der Behandlung seines Stoffes und der Darstellung. Wirklich steht er hierin unter den Mei- stern der neuen historischen Kunstschule oben an, und half den aus Frankreich auf die britischen Inseln verbreiteten Geschmack historischer Kunst fördern und pflegen. Sei-

Annal. de Chim. et de Phys. XVIII. p. 207.

In seinem Werke nennt er sich nicht von H., sondern acht, edlen Geschlechtes. Seine Vorfahren schrieben Humpracht, Humbrecht oder Humprecht.

ner psychologisch-pragmatischen Darstellungsweise mangelt aber Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit der Forschung und gerechter, ruhiger Gleichmuth in der Auffassung, sodaß man ihm noch heute Befangenheit vorwirft, während er sich alle Parteien seiner Landsleute zu Feinden machte, sowie seine Schreibart immer verschiedenen Urtheilen unterworfen gewesen ist. Ein Mann, wie Hume, der in seinen Ansichten von dem Gewöhnlichen abwich, und in seinen Schriften Religion und Glauben erschütterte, sodaß er in den Ruf eines Atheisten kam, war vielen Anfechtungen des Lebens ausgesetzt; nur seine ruhige, gelassene und feste Gemüthsstimmung, eine Art menschlicher Glückseligkeit, sammt der ihm eigenthümlichen, heitern und trockenen Laune, half ihm Hohn, Spott, Verachtung und Schmähung ertragen. Mit bewundernswürdiger Fassung und Ruhe hörte oder las er die Schmähungen, in welche sich seine gelehrten Feinde durch Schriften gegen ihn ergossen; mit Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit sah er auf die Armen, welche in seiner Nachbarschaft gegen ihn aufgehetzt wurden; aber dann wurde er leidenschaftlich, wenn sein literarischer Ruhm empfindlich angegriffen wurde. Zwar soll er fest entschlossen gewesen sein, Keinem seiner Widersacher zu antworten; allein gegen Tytler, der in einer historisch-kritischen Untersuchung die Unschuld der schottischen Königin Maria gegen ihn vertheidigte, schrieb Hume eine bittere Bemerkung in der erneuerten Ausgabe seiner Geschichte; er wollte seit der Zeit nie wieder mit ihm in Gesellschaft sein, und wo sich Beide trafen, mußte Einer von ihnen jedesmal plötzlich weichen. Mit Beattie soll er in ähnlichen Verhältnissen gestanden haben, weil ihm dieser bei Besetzung der Moralprofessur zu Edinburgh vorgezogen wurde. Mit einem seiner vertrauten Freunde, einem Geistlichen (eine Ausnahme, da er sonst die Geistlichen hasste), zerfiel er, weil jener in einem Scherz auf seine philosophischen Grundsätze anspielte; ein Knabe verstimmte ihn gänzlich in einer Gesellschaft durch die Frage, ob er der Atheist Hume sei. Dagegen nahm er die Frau eines Lichtzieh[illegible]lers, die ihn in ihrem heiligen Eifer bekehren wollte, freundlich auf, hörte ihr gelassen zu, und bat sie, da sie ihm die Theilhaftigkeit des innern Lichtes anwünschte, ihn künftig doch auch mit dem äußern Lichte zu versorgen, worüber das Weib beruhigt, ihm von nun an stets Lichter brachte. Im Übrigen führte er ein ehrbares, züchtiges, strengsittliches Leben, ohne Pracht und Prahlerei, und ohne den Gelehrten zu verrathen, der er wirklich war. Leutseligkeit und Zugänglichkeit milderten seinen verschrienen Ruf, und große Männer, wie Ferguson, Adam Smith, Blair und Black, waren seine vertrautesten Freunde. Spärliches Auskommen und das Bestreben, dasselbe zu verbessern, nöthigten ihn zu einer verschiedenartigen Lebensweise. So ging er nach vollendeten akademischen Studien 1734 in eine strenge, sparsame Einsamkeit nach Frankreich, um seine Unabhängigkeit behaupten zu können. Hier lebte er theils zu Rheims, theils zu la Fleche in Anjou, und schrieb seinen Treatise on human nature, welcher zu London 1738 u. fg. (3 Bde.) gedruckt wurde, und, teutsch von Ludw. H. Jakob bearbeitet, zu Halle 1790 u. fg. (3 Bde.) erschien. Er selbst ging nach drei in Frankreich verlebten Jahren nach Hause zurück, und obschon seine Abhandlung unbemerkt blieb, so betrat er doch mit Heiterkeit die schriftstellerische Laufbahn zum zweiten Mal in dem ersten Theile seiner Essays moral, political and litterary (Edinb. 1742; dann zu London mit den Fortsetzungen erschienen 1768. 2 Thle. 4. 1770. 1784. 4 Thle. 1810. 2 Thle.). Diese fanden Beifall. Hierauf widmete er sein einsames Leben der griechischen Sprache, die er früher vernachlässigt hatte; übernahm dann ein Jahr lang die Führung eines jungen Edelmannes, und ging nun zum Gesandtschaftssecretariat bei dem General St. Clair am wiener und turiner Hof über, wo man ihn in der Uniform eines Generaladjutanten sah. Nach Verlauf etlicher Jahre (1749) zog er sich mit 1000 ersparten Pfunden Sterling auf das Landgut seines Bruders in Schottland für die einsamen Studien zurück, und arbeitete hier seinen ersten jugendlichen Versuch um, der zu London 1748 erschien, unter dem Titel: Enquiry concerning hum. understanding, teutsch übersetzt von Sulzer (Hamb. u. Leipzig 1755) und von Tennemann, nebst einer Abhandl. v. Reinhold über den Skepticismus (Jena 1793). Diese Schrift, unter seinen philosophischen die beste, weil seine Ansichten am Bündigsten und Lichtvollsten darin vorgetragen worden sind, gab Kant insbesondere Anlaß, weitere Untersuchungen über die Kräfte und Schranken der menschlichen Erkenntnisse zu verhängen. An diese Arbeit schloß sich chronologisch an sein Enquiry concerning the principles of moral (Lond. 1751. 12.); später in die Essays and treatises on several subjects (Lond. 1770. 4 Thle.) aufgenommen. Hume gab hierin dem bei den Briten beliebten Systeme des moralischen Sinnes, gestützt auf seine sittliche Tendenz und den Reichthum trefflicher Beobachtungen und Betrachtungen, durch scharfsinnige Gedanken Gehalt und Festigkeit. Er selbst hat, mit vielen Kunstrichtern, diese Schrift für die beste seiner philosophischen Werke erklärt. Auf diese, gleichfalls große Aufmerksamkeit erregende [1]), Schrift folgte seine Natural history of Religion (Lond. 1755), im freigeisterischen Sinne seines Jahrhunderts. Und so hatte man nun eine Sammlung von Schriften Hume's, worin er mit „furchtbar folgerichtigem Skepticismus" das Dasein Gottes, Vorsehung, Wunder und Unsterblichkeit der Seele angriff, in Zweifel setzte und sogar den Selbstmord für nicht unmoralisch hielt. Letzteres legte er besonders in seinen Essays on suicide and the immortality of the soul dar, die jedoch erst nach seinem Tode zu London 1789 erschienen. Seine Ansichten fanden bei seinen Landsleuten, bei Franzosen wie bei Teutschen, Anklang, wie die Geschichte der Philosophie uns ähnliche, gleichzeitige Erscheinungen darbietet, sodaß Hume bald

1) Aufmerksam wurde man namentlich in seinem Vaterlande auf ihn durch die Gegner seiner Meinungen, wie D. Warburton, Th. Reid, James Beattie, Th. Oswald und Joseph Priestley. Der Letzte griff ihn besonders in den Lettres to an philosophical unbeliever containing an examination of the princ. objections to the doctrines of natural religion and especially those contained in the writings of Mr. Hume (Bath 1780) an.

ſchlaff und trockenhäutig ſind, einen drüſigen Fruchtbehälter und Samen ohne Krone. Die einzige bekannte Art dieſer Gattung, H. elegans *Sm.* (Ex. bot. t. 1. — Calomeria amarantoides *Vent.* malm. t. 73), wächſt in Neuholland, und iſt ein klafterlanges, einfaches Kraut, mit ſtielumfaſſenden, ablangen, zugeſpitzten, faſt runzligen Blättern, ſehr äſtiger Riſpe, und überhängenden, röthlichen Blüthen. S. *Spr.* Syst. III, 459. (*Sprengel.*)

HUMECTANTIA (Remedia humectantia, anfeuchtende Arzneien, Ὑγραινοντα. Ὑγραντικα), nennt man diejenigen Heilmittel, welche vermöge ihrer feuchten Beſchaffenheit den Theil, welchem ſie aufgelegt werden, benetzen und feucht machen, und ſo die durch das Austrocknen herbeigeführte Härte und Unbiegſamkeit deſſelben heben. Zwar beſitzen alle Flüſſigkeiten das Vermögen, anzufeuchten, doch bedient man ſich, um eine dauerndere Wirkung ſich zu ſichern, hierzu hauptſächlich der ſchleimigen und öligen Mittel. (*Wiegand.*)

Humeiris, ſ. Ismaeliten.

Humelius, ſ. Hommel.

Humeyris, ſ. Ismaeliten.

HUMFELD, Bauerſchaft im Amte Sternberg des Fürſtenthums Lippe-Detmold. Sie liegt an der Bega, die hier eine Mühle treibt und an der von Pyrmont über Barntrup nach Lemgo führenden Kunſtſtraße. (*Klaehn.*)

Humfried, ſ. Bohun.

HUMIERES, Kirchdorf des Bezirks von St. Paul, des franzöſiſchen Departements Pas-de-Calais, früher in das Amt Hesdin, Provinz Artois, gehörig, liegt an der Straße von Hesdin nach St. Paul, zwei Stunden nordöſtlich von Hesdin entfernt. Johann, Herr von Humieres, von dem benachbarten Humereuil, und von Milleſau, ſchenkte mit Willen ſeiner Gemahlin, Richilde von Foſſeux, ſeiner Söhne Hugo, Matthäus und Simon, und ſeiner Tochter, Aleydis, 1150 der Abtei Mont St. Martin alle ſeine Güter bei Forenville. Ein andrer Johann von H., der mit Agnes von Renty verheirathet war, ſchenkte 1199 der Abtei St. Aubert, zu Cambray, 13 rasières Land, in der Markung von Queant, und möchte wol der nämliche ſein, deſſen Grabſchrift: hic jacet nobilis domūs Johannes del Humiers qui obiit Colonie aō MCCIII. Id. sept., Roſel aufbewahrt hat. Sein Sohn, Matthäus, war Statthalter in dem Theile von Artois zwiſchen der Schelde und Scarpe, beſchäftigte ſich aber lediglich mit ſeinen Pferden, oder mit der Beſichtigung ſeiner Heerden, plagte die Hirtenmädchen mit ſeinen Liebſchaften, ſtrickte Jagdnetze, oder hänſelte ſeine Untergebenen, bis das Volk ſich im Unwillen erhob, und den Statthalter zum Lande hinaustrieb. Johann von H. diente dem Könige von Frankreich als Generalcapitain der Grenzen von Flandern und Hennegau, in den Feldzügen von 1340 und den folgenden Jahren, ſowie auch in der Schlacht von Poitiers, 1356. Die ordentliche Stammreihe beginnt aber erſt mit Matthäus von H., der 1372 und 1402 vorkommt, und mit Johanna von Azincourt verheirathet war. Zwei ſeiner Söhne, Matthäus und Johann, fielen in der Schlacht bei Azincourt, während der älteſte, Andreas (Drieu), auf Humieres, Humereuil, Bouzincourt, Baux-les-Boulencourt, der Engländer Gefangner wurde. Andreas war ſeit dem 3. Mai 1402 mit Iſabella von Willerval, Frau auf Willerval, Sains, Flers ꝛc. verheirathet, und Vater von fünf Söhnen, von denen der zweite, Balduin, zugenannt der Lütticher, die um den Anfang des 17. Jahrh. erloſchene Linie in Vitermont ſtiftete. Der älteſte, Andreas II. auf H., Bouzincourt ꝛc., war einer der eifrigſten Anhänger des Herzogs von Burgund, wurde in deſſen Dienſte 1432 von der Beſatzung von Creil zum Gefangenen gemacht, jedoch nach Bezahlung eines ſchweren Löſegeldes entlaſſen, erkaufte 1434 um 1400 goldene Saluts alle die Lehen, die bisher Matthäus von Feſſancourt zu Humieres inne gehabt, befehligte bei der Erſteigung von Luxemburg (22. Nov. 1443) ein eignes Truppencorps, wurde am 30. Nov. 1445 mit dem Orden des goldnen Vließes bekleidet, war in der Schlacht bei Rupelmonde, im Januar 1452, einer der Ritter, welchen der Herzog von Burgund die Beſchützung ſeiner Perſon anbefohlen hatte, und ſtarb den 21. Nov. 1458, aus ſeiner Ehe mit Johanna von Nedonchel die Söhne Johann, Philipp und Andreas hinterlaſſend. Der älteſte, Johann, war Propſt zu Foſſeux und Domdechant zu Lüttich, der jüngſte, Andreas, wird unter den 25 Rittern genannt, welche bei der Vermählung Karls des Kühnen mit Margaretha von York, zu Brügge 1463, das Turnier gegen den Ritter vom goldnen Baum und deſſen Gefährten beſtehen mußten, und kommt auch noch 1500 vor. Philipp endlich, Herr von H., Bouzincourt und Nedonchel, verheirathete mit Blanka von Falvy, vermählt am 21. Jun. 1460, die Herrſchaften Ribecourt, Ronquerolles und Laſſigny, und wurde Vater von ſechs Kindern, worunter doch nur die beiden älteſten Söhne, Johann und Wilhelm, zu merken. Wilhelm beſaß, laut des väterlichen Teſtaments, Laſſigny und la Taulette, war Gouverneur von Mouzon, als dieſe Stadt 1521 von den Kaiſerlichen, unter dem Grafen von Naſſau, erobert wurde, und diente auch noch 1538 in Piemont. Mit ſeinen Söhnen, Wilhelm und Claudius, iſt aber dieſe Linie in Laſſigny wieder erloſchen. Johann, Philipps älteſter Sohn, Herr auf H., Ribecourt, Sauchey ꝛc, wurde am 13. März 1497 mit der Herrſchaft Mouchy-le-pierreux, bei Compiegne, belehnt, und ſtarb den 31. Jul. 1514, nachdem er bereits durch Schenkung vom J. 1507 dem einzigen Sohn aus ſeiner Ehe mit Johanna von Hangeſt, dem Johann II. die Herrſchaften H., Nedonchel, Becquencourt, Mouchy, Vignemont und Vandelicourt übergeben hatte. Dieſer Johann II. war königlicher Rath und Kammerherr, ſeit 1517, Gouverneur von Peronne, Montdidier und Roye ſeit 1519, ging 1527 als Geſandter nach England, um das Bündniß der beiden Kronen zu unterhalten und zu befeſtigen, war einer der Commiſſarien für die Execution des Friedens von Cambray 1529, und überlieferte als ſolcher den Kaiſerlichen die Citadelle von Hesdin, wurde 1535 zum Lieutenant-général für Dauphiné, Savoyen und Piemont, und zu einem der Gouverneure des Dauphin ernannt, und 1536 mit der Erhebung der königlichen Einkünfte in Savoyen, Piemont

und Saluzzo beauftragt, wurde Kammerherr des Dauphin und Gouverneur seiner Prinzen den 1. Oct. 1546, und starb im Julius 1550, aus seiner Ehe mit Franziska von Contay, Frau auf Contay bei Amiens, Forêt, Marcourt, Fricourt und Nointel, die Söhne Johann III., Karl, Ludwig und Jakob, dann eilf Töchter hinterlassend. Die älteste Tochter, Charlotte, wurde durch Vertrag vom 13. April 1522 mit Franz von Montmorenci, dem Herrn von la Rochepot, verheirathet, und gab Louise von Nesle, der jungen Eheleute gemeinsame Anverwandte, ihnen, um dieser Vermählung willen, die Herrschaften Offemont, Merlou, Ancre und Bray-sur-Somme. Charlotte starb kinderlos im J. 1563, und verschaffte durch Testament Offement und Merlou den Montmorenci; ein Umstand, der zwischen diesen und den Humieres wüthende Feindschaft erzeugte, und nicht wenig beitrug, die Humieres zu den eifrigsten Liguisten zu machen. Der älteste Sohn, Johann III., Herr von H. und Becquencourt, Hauptmann der Gardes-du-corps und einer Compagnie von 50 Lanzen, Gouverneur von Peronne, Montdidier und Roye, starb im J. 1553, aus seiner Ehe mit Sidonia von Merouilliers nur Töchter hinterlassend; die jüngere, Franziska, nahm den Schleier, die ältere, Eleonore, wurde an Wilhelm von Montmorenci, den Herrn von Thoré, verheirathet, entsetzte sich aber dergestalt über die Vorrichtungen zu Poltrots Hinrichtung, daß sie auf der Stelle des Todes sein mußte. Karl von H., Johanns II. anderer Sohn, Abt von St. Riquier, St. Quentin zu Beauvais, von St. Martin-au-bois, und von St. Barthelemy zu Noyon, Bischof von Bayeur, bekleidete vom 12. Jul. 1559 bis zum Todestage des Königs Franz II., bis zum 6. Dec. 1560, die Stelle eines Großalmoseniers von Frankreich, gleichwie er schon seit 1543 dieses Königs, als Dauphin, Almosenier gewesen, starb den 5. Dec. 1571, und wurde in seiner Domkirche zu Bayeur beigesetzt. Der dritte Sohn, Ludwig, Herr von Contay, wurde durch seine Tante, die Frau von Nesle, seiner Schwester Charlotte in dem Besitze der Herrschaften Offemont, Merlou, Ancre und Bray-sur-Somme substituirt, theilte am 9. Febr. 1550 mit seinen Brüdern, gerieth 1553 in Piemont in kaiserliche Gefangenschaft, und war noch kriegsgefangen, als sein Bruder, Johann III., ihm die Herrschaften Mouchy und Vignemont schenkte, erhielt 1554 das Gouvernement von Peronne, Montdidier und Roye, und starb (1560?), ohne Kinder aus seiner Ehe mit Charlotte von Arces zu haben. Der vierte Sohn, Jakob, Sire d' Humieres, Marquis von Ancre, Herr von Becquencourt, Bouzincourt, Mouchy, Ronquerolles, Frechancourt, Humereuil, kommt in der Brudertheilung vom 9. Febr. 1550 als Kammerherr und Garderobemeister des Dauphin, und 1559 als königl. Rath und Kammerherr vor. Nach seines Bruders Ludwig Tode wurde er am 15. Dec. 1560 zum Forstmeister und Gouverneur von Peronne, Montdidier und Roye, und 1567 zum [illegible]ann über 50 Lanzen ernannt. Das Friedens[illegible]n Mai 1576 war vorzüglich das Werk des Mar[illegible]on Montmorenci; es erschien als unausbleibliche [illegible]aß dieser, den hierdurch gewonnenen Einfluß benutzend, dem ganzen Königreiche gebieten würde; dieses zu verhüten, des verhaßten Nebenbuhlers Triumph wenigstens zu erschweren, entwarf Jakob den Plan zu der berühmten katholischen Ligue. Den Vorwand dazu gab das dem Prinzen von Conté zugesagte Gouvernement der Picardie, mit dem der Besitz von Peronne, als einer Garantiestadt, verbunden sein sollte; ferner die den Hugenotten im Allgemeinen bewilligte Gewissensfreiheit. Unter Jakobs Vorsitze traten die Prinzen, Herren, Edelleute und andre Einwohner der Picardie, sowol geistlichen als adeligen und bürgerlichen Standes, am 13. Febr. 1577 im Stadthause zu Peronne zusammen, und beschworen in Jakobs Hände den ersten Bundesbrief, der für alle andern, und selbst für die Erklärung des Reichstags von Blois, das Muster geworden ist. Zwei Jahre früher, 1575, hatte der von H. von Ghislain de la Vieuville, als Herrn von Anvin, die Lehen über Humereuil empfangen. Bei der Stiftung des heil. Geistordens wurde er zum Ritter ernannt, auch als solcher am 31. Dec. 1578 aufgenommen; er starb aber bald darauf, in den ersten Wochen des J. 1579. Seine Witwe, Renata von Averton, Frau auf Belin in Maine, und Milly in Gâtinais, vermählte sich zum zweiten Male, laut Eheberedung vom 14. August 1582, mit Johann Franz von Faudoas-Serillac. Dem von Humieres hatte sie drei Kinder, Karl, Anna und Jakobine, geboren. Karl, Sire d' H., Marquis von Ancre, Herr von Bray und Miraumont, Ritter der königl. Orden, Gouverneur von Compiegne für die Ligue, und später Lieutenant-général in der Picardie, erscheint in seiner Schwester Anna Ehecontracte vom J. 1585 als königl. Kammerherr und Hauptmann von 100 Lanzen. Von dem Vater erbte er die Herrschaften Mouchy, Baugy, Braine, Bienville, Villers, Bois-d'Oisemont, Vignemont, Vandelicourt, Janville, Choisy, Coudun, Ronquerolles, Nointel, Humieres, Humereuil, Baur, Becquencourt, Ancre, Bray, Meaulle, Bouzincourt, Friencourt, Misaumont, Contay, Agnicourt, Biencourt, Fressencourt, Ville-sous-Corbie, Mercourt, Lully, St. Saulieu, Achaux, Leauvillier, Ribecourt, Dreslincourt, Bechenent, Grandrus und Lassigny. Er war unter den ersten Edeln, welche der Ligue entsagten, und sein Abfall um so folgenreicher, da er sich als einen ihrer tapfersten Streiter bewährt hatte; seitdem kämpfte er für den König, namentlich in den Schlachten von Senlis und Ivry, bis ihn die tödtliche Kugel eines spanischen Büchsenschützen bei einer der verwegensten Unternehmungen des ganzen Krieges, bei der Einnahme von Ham, am 10. Jun. 1595, traf. Er war, laut Eheberedung vom 28. Jul. 1585, mit Magdalena von Ongnies vermählt, aber kinderlos, gleichwie seine Schwester Anna, die durch Vertrag vom nämlichen Datum mit Ludwig von Ongnies, Grafen von Chaulnes, vermählt wurde, aber von des Gemahls Hand, wie man argwöhnt, einen frühen Tod fand. Die ganze Erbschaft des Hauses, außer den obengenannten auch noch die Herrschaften Milly, Beauregard, Pis, Isles, Herel, fiel daher an die jüngere Schwester, Jakobine, die im J. 1604 zu Hesdin die Lehen über Humieres empfing, und deren Ge-

mahl, Ludwig II. von Crevant, Vicomte von Brigueil, seitdem der Marquis von Humieres genannt wurde.

Ein Raoul von Crevant, Alberts Sohn, kommt bereits 1069 vor. Archibald von Crevant erscheint 1306 als Herr von Bauché in Touraine, und diese Herrschaft blieb seinen Nachkommen, bis die Erbtochter der Hauptlinie, Maria Angelika von Crevant, sie 1692 in das Haus Turpin trug. Johanns von Crevant, † im Nov. 1485, und der Katharina Brachet jüngerer Sohn, Jakob, erheirathete mit Isabella von Salignac die Herrschaft Cingé, und wurde Vater von vier Söhnen. Der älteste, Franz, auf Cingé, Jumilhac, Chaulnes, Villaret, wurde durch seine Vermählung mit Louise Ronsard, auf Villegaye, der Schwager des berühmten Dichters Peter Ronsard, und Vater zweier Kinder. Der Sohn, Ludwig I. auf Cingé, Azay-le-Feron in Touraine, le Puy-de-Villaines ꝛc., vermählte sich, laut Eheberedung vom 20. Febr. 1561, mit Jakobine von Reilhac, und erheirathete mit ihr unter andern die Herrschaft Brigueil. Dessen jüngerer Sohn, Renat, stiftete die uns nicht weiter interessirende Speciallinie in Cingé, der ältere, Ludwig II., ist der Vicomte von Brigueil, der mit der Erbin von Humieres alle Besitzungen dieses großen Hauses erlangte. Ludwig II. war auch Herr auf Azay, Argy, Ozillac, Ritter der königl. Orden, Staatsrath, Hauptmann über 50 Lanzen, sowie über die 100 Edelleute des königlichen Hauses, Gouverneur von Ham, und sodann von Compiegne, und starb in seinem Schlosse zu Azay-le-Feron, 82 Jahre alt, den 2. Nov. 1648. Ludwigs II. älterer Sohn, Karl Herkules von Crevant, Marquis von Humieres, erster Kammerherr des Königs, Hauptmann über 50 Lanzen und Gouverneur von Compiegne, blieb vor Royan, den 12. Mai 1622, der andere, Ludwig III., Herr von Argy, nachmals aber Marquis von Humieres, starb den 20. März 1648 als erster Kammerherr des Königs und Hauptmann der zweiten Compagnie der 100 Edelleute des königl. Hauses. Seine Gemahlin, Isabella Phelypeaux, des Staatssecretairs Raymund Phelypeaux Tochter, vermählt am 14. Jul. 1627, hatte ihm neun Kinder geboren. Der zweite Sohn, Jakob, Marquis von Preuilly, war dem geistlichen Stande bestimmt, und bereits mit der Abtei St. Mairant versorgt, starb aber als Generallieutenant von der Flotte, zu Messina, im J. 1675, nachdem er sich kurz vorher, am 11. Febr. 1675, bei dem glücklichen Angriff auf die feindliche Flotte vor Messina, gar sehr ausgezeichnet hatte. Damals war er nur erst Chef d'escadre gewesen. Der dritte Sohn, Roger, Bailly und Großkreuz des Malteserordens, starb zu Malta den 18. Jul. 1687. Der vierte, Balthasar, war des Malteserordens Comthur zu Villiers-au-liège, auch Abt von St. Mairant und von St. Peter zu Preuilly, und starb den 20. Sept. 1684, der fünfte, Raymund Ludwig, den 20. Jun. 1688. Letzterer war Generallieutenant von der Flotte, Marquis von Preuilly und Herr von Lassigny. Der älteste endlich, Ludwig IV. von Crevant-Humieres, Herzog von Humieres, Vicomte von Brigueil, Baron von Preuilly, Herr von Mouchy und Contay, Ritter der königl. Orden, Marschall von Frankreich, Großmeister und Generalcapitain der Artillerie (seit 1685), Gouverneur von Bourbonnais, sodann Gouverneur und Lieutenant-général der Provinzen Flandern und Hennegau, auch der Städte Lille und Compiegne, Oberster der Füsilier- und Bombardierregimenter und Hauptmann der ersten Compagnie von den 100 Edelleuten des königl. Hauses. Er wurde Generallieutenant im J. 1657, nach dem pyrenäischen Frieden Lieutenant-de-roi in der Picardie, Marschall von Frankreich den 8. Jul. 1668; in dem Feldzuge von 1676 eroberte er Aire und das Fort Link, 1677 Saint-Guilain, 1683 Courtray und Dirmuyden, 1688 Huy, und commandirte 1689 nicht ohne Glück die Hauptarmee in den Niederlanden, wiewol er in dem Angriff auf die Postirung bei Walcourt mit Verlust zurückgeschlagen wurde. Durch königl. Briefe vom April 1690 wurden seine Herrschaften Mouchy, Coudun, Baugy, Brennes, Villers, Vignemont, Vandelicourt, Marigny, Giraumont, Beaumanoir, die Vicomté Choisy, endlich die Herrschaft Humieres selbst zu einem Herzogthum unter dem Namen Humieres, als welcher Name speciell auf Mouchy radicirt sein sollte, erhoben. Als Jakob II. den englischen Thron bestieg, wurde der Marschall an ihn abgesendet, um die herkömmlichen Glückwünsche darzubringen. Ludwig XIV. glaubte den neuen Monarchen zu ehren, indem er ihn durch denjenigen seiner Unterthanen, den er selbst am meisten schätzte, begrüßen ließ; und der Marschall war der Achtung seines Königs allerdings würdig. Er besaß alle Vorzüge, die an Höfen und in der großen Welt gelten, und verband mit ihnen den Anstand und die Haltung eines Fürsten. Streng rechtlich, und darum gegen die Minister stolz, war er doch ein sehr gewandter Hofmann. Er liebte die Pracht in allen Dingen, stand mit dem König auf einem Fuße, den man vertraulich nennen konnte, und wurde von demselben auf mancherlei Art ausgezeichnet. Die Vornehmsten und die Würdigsten rechneten es sich zur Ehre, sein Haus zu besuchen; und vornehmlich galt dieses von den Prinzen des königl. Hauses, die er beinahe täglich bei sich sah. Er legte sich aber um ihretwillen so wenig, wie überhaupt um Jemanden, auch nicht den mindesten Zwang auf; niemals aber war die Freiheit, die er sich nahm, beleidigend, sie schien nur andere einzuladen, sich ähnlicher Freiheiten zu bedienen. Als Spieler hatte er die possierlichsten Zornanfälle, die den Reiz seiner Gesellschaft gar sehr erhöhten. Allgemein beliebt in seinem Gouvernement Flandern, war er dort stets von einem Hof umgeben, den nicht sowol die Ehrfurcht für seinen Rang, als der Zauber seines Umgangs versammelte; der König selbst besuchte ihn gern in Mouchy, und half ihm diesen Prachtsitz verschönern. Dem Minister Louvois bezeigte der Marschall stets große Anhänglichkeit; der Minister hatte sein Glück begründen helfen, und namentlich seinen ganzen Einfluß angewendet, um dem Marschall die Herzogskrone und zugleich das beinahe einzige Privilegium zu erwirken, daß er das Herzogthum demjenigen zuwenden dürfe, der mit des Königs Genehmigung seine jüngste Tochter heirathen würde. Übrigens war nicht zu verkennen, daß der Marschall,

wenn es auf das Handeln ankam, brauchbarer im zweiten als im ersten Range war. Sterbend bezeugte er die lebhafteste Reue über drei Dinge, die er jetzt endlich als die wichtigsten ansah, nämlich, daß er zu wenig seine Angelegenheiten, seine Gesundheit und sein Seelenheil bedacht habe. Er starb, nachdem er in seinen letzten Augenblicken den geistlichen Beistand dreier merkwürdiger Antagonisten, des Theatiners Caffaro, und der Kirchenfürsten Bossuet und Fénélon empfangen, an einem zurückgetretenen Podagra, zu Versailles, den 30. Aug. 1694, in dem Alter von 66 Jahren. Seine Witwe, Louise Antonia Theresia de la Chartre, vermählt den 8. März 1653, folgte ihm in die Ewigkeit den 2. Dec. 1723. Sie hatte ihm sechs Kinder geboren. Der ältere Sohn, Heinrich Ludwig von Crevant-Humieres, Marquis von Humieres, Oberster des Infanterieregiments seines Namens, wurde vor Luxemburg, den 13. Mai 1684, erschossen. Der jüngere, Ludwig Franz Xaver, Graf von Brigueil, starb den 7. Sept. 1679. Die älteste Tochter, Maria Theresia, wurde am 10. Februar 1677 mit Johann Alfons de Gand, dit Vilain, Prinzen von Isenghien, verheirathet, und starb als Witwe den 20. August 1732. Die zweite, Marie Louise, starb als Äbtissin der Abtei zu U. L. Frauen in Mouchy, den 20. Jan. 1710. Dom Michael Felibien, Benedictiner der Congregation von St. Maur, gab im J. 1711 ihre Lebensbeschreibung heraus. Die dritte Tochter, Anna Louise, vermählte sich im August 1682 mit Ludwig Alexander, Grafen von Bassé und Vidame von Mans, und zum zweiten Male, nachdem sie seit dem 7. Aug. 1684 Witwe gewesen, mit Karl Ludwig d'Hautefort, Marquis von Surville, entzweite sich aber darüber mit ihrem Vater, der diese letzte Ehe nicht billigte, für lange Zeit. Sie starb den 21. April 1732. Die jüngste Tochter, Anna Louise Julie, Herzogin von Humieres durch die Bestimmung des königl. Patents vom April 1690, wurde am 5. Mai 1690 mit des Herzogs Ludwig Maria Victor von Aumont Sohne zweiter Ehe, mit Ludwig Franz von Aumont, Marquis von Chappes, getraut, als welcher, nach Vorschrift des Ehecontracts, den Namen und das Wappen von Humieres annehmen mußte. Ludwig Franz, Gouverneur von Compiegne seit 1695, wurde General-Lieutenant den 26. Oct. 1704, Gouverneur von Boulogne und Boulonnais im October 1724, und starb den 6. Nov. 1751, nachdem er seit 1749 Witwer gewesen. Seine einzige Tochter, Louise Franziska d'Aumont de Crevant-Humieres, wurde den 2. März 1710 mit Anton Ludwig Armand von Grammont, Herzog von Louvignies und nachmals von Grammont, verheirathet, starb aber kinderlos den 9. Sept. 1742. Dessenungeachtet ist das Herzogthum Humieres den Grammonts bis auf die Revolutionszeiten geblieben, nachher wurde es vereinzelt.

Das Wappen von Humieres ist ein schwarzes Gitter im silbernen Felde; jenes von Crevant von Silber und Blau geviertet. Die von Crevant-Humieres führten einen gevierteten Schild: 1 und 4 Crevant, 2 und 3

(*v. Stramberg.*)

IATEN, oder Gedemüthigte, sind Ordens-Ursprung immer sehr verschieden angegeben wurde, bis Helyot, der um die Geschichte der Religiosen Vielverdiente, durch möglichst genaue Untersuchungen auch in die Historie dieses Ordens mehr Licht brachte, wenn auch noch Manches eines reichern und sorgfältigern Quellenstudiums benöthigt ist. Da jedoch selbst weit weniger verborgene Quellen, als diese, in Italien aus Mangel an Unterstützung sogar von solchen Freunden der Geschichte, die dort leben, nur selten zu Tage gefördert werden, so müssen wir uns mit den Berichten der vorzüglichsten Kenner der Mönchshistorie begnügen, bis ein glücklicher Zufall das noch hin und wieder Dunkle oder Ungewisse ins helle Licht setzt. Im Grund ist Alles, was noch schwankend genannt werden muß, von einer solchen Beschaffenheit, daß es auf das Pragmatische der Geschichte dieses Ordens wenig oder gar keinen Einfluß hat.

Wenn viele Schriftsteller vor Helyot den Orden der Humiliaten schon 1017 unter der Regierung Heinrichs II., oder des Heiligen, entstehen ließen, Andere dagegen in mancherlei Abstufungen bis zum J. 1196 hinaufstiegen, so widersprechen ihre Angaben mehren geschichtlichen, von Allen angenommenen und nach den Chroniken des Ordens sichern Erzählungen so auffallend, daß die erste Jahreszahl für viel zu früh, die andere für zu spät anzusehen sind, gesetzt auch, die Chronikenschreiber des Ordens gäben eine solche Jahreszahl selbst an, was hier wirklich der Fall ist. Es trifft sich nach unsern Erfahrungen nicht gar zu selten, daß die Mönchsscribenten ihre Klostergeschichten besser kennen als die weltliche Geschichte, und daher in der Übereinstimmung heiliger und profaner Erzählungen nicht stark sind. In solchen widerstrebenden Fällen wird man das Zuverlässige die allermeisten Male dann finden, wenn man das Weltgeschichtliche nach den heiligen Erzählungen umändert. So berichtet der älteste Chronikenschreiber dieses Ordens, der Pater Hieron. Torecchio, Propst des Humiliatenklosters am neuen Thore zu Mailand, 1419, vom Ursprunge des Ordens: Heinrich der Fromme habe die aufrührischen Städte der Lombardei, vorzüglich Cremona, Lodi und Pavia, wieder zum Gehorsam gebracht und die gefangenen Vornehmen nach Teutschland geführt. Dort habe der selige Guido (dessen Lebensgeschichte ganz ungewiß ist und selbst im Mscr. des Puricelli, das in Mailand aufbewahrt wird, nicht deutlich wird und offenbar viel chronologisch Irriges enthält) sie in ihrem Unglücke dahin bewegt, die Eitelkeit der Welt zu fliehen. Die Barone hätten 1017 aschgraue Kleider angelegt und eine Mütze von derselben Farbe getragen, dabei sich mildthätig und fromm gegen die Armen erwiesen. Als sie darauf der Kaiser zu sich berief, haben sie sich weinend zu seinen Füßen geworfen, worauf der Kaiser zu ihnen gesagt habe: „So seid ihr denn endlich gedemüthigt." (Daher der Name Humiliaten.) Auf ihre Versicherung beständiger Treue gegen ihn und die ergriffene Lebensweise habe er ihnen die Freiheit gegeben, nach ihrem Vaterlande zurückzukehren. Bei ihrer Ankunft wollten ihnen ihre Frauen nicht nachstehen, bekleideten sich gleichfalls bräunlichgrau, fingen auch an Wolle zu spinnen, da ihre Männer die Verfertigung des wollenen Zeuches

zu ihrer Kleidung selbst betrieben. Da sich nun der heil. Bernhard in Mailand aufhielt, baten ihn die Humiliaten oder Barettiner von der Buße (ihrer Mütze, Barettino, wegen so genannt), er möge ihnen Lebensordnungen vorschreiben. Der Heilige rieth ihnen Absonderung von ihren Frauen und Klostergemeinschaft, wobei er sie ermahnte, sich unter den Schutz der heil. Jungfrau zu begeben, und zum Zeichen der Reinigung ihrer Herzen die graue Kleidung in eine weiße umzuwandeln. Helyot, der aus den ältesten der bis jetzt bekannten Schriftsteller des Ordens diesen Anfang ihrer Geschichte genau erzählt, bemerkt ganz richtig, daß beide mit einander verbundene Angaben sich gegenseitig widersprechen. Der heil. Bernhard begab sich 1134 nach Mailand. Es müßten also die Humiliaten 117 Jahre lang ohne Vorschrift geblieben sein, was sie selbst nicht zugeben, was auch gradehin gegen die Vorstellung des P. Torecchio liefe, der sie diese Lebensweise kurz nach ihrer Entstehung ergreifen läßt. Mit Recht schließt darum Helyot selbst, man müsse für Heinrich II. den V. setzen und ihren Ursprung ins Jahr 1117 verlegen, wo Alles in Übereinstimmung kommt, da auch Heinrich V. die lombardischen Städte mit Waffengewalt sich wieder unterwarf, die seine Oberherrschaft nach dem Tode der vielgenannten Gräfin Mathildis nicht anerkennen wollten.

In diesen überall erzählten Ursprungsbegebenheiten, die nur den Jahreszahlen nach verschieden sind, liegt zugleich die Schilderung des ersten Zustandes dieses Ordens. Die sogenannten Barettiner von der Buße kleideten sich grau und machten eine fromme Verbrüderung aus, welche die Wollenarbeiten in Oberitalien in lebhaftern Umschwung brachten, viele Arme damit theils beschäftigten, theils von dem erübrigten Gewinn unterstützten. Sie sollen auch später die Verfertigung von gold- und silberdurchwirkten Stoffen in Oberitalien eingeführt haben. In den ersten Zeiten ihrer frommen Gesellschaft lebten sie noch mit ihren Frauen in Verbindung, bis der heil. Bernhard 1134 sie davon zurückbrachte, sie zu eigentlichen Mönchen machte und so den zweiten Zustand ihres Ordens herbeiführte. Die Farbe ihrer in Schnitt und Art unveränderten Bekleidung wurde weiß, der Grund zu ihrem ersten Kloster in Mailand (im Stadtviertel Brera) gelegt und der Name Baretiner in Humiliaten verwandelt, der oben angeführten Ursache wegen. Auch in diesem zweiten Zustande blieb der Orden nicht lange. Nachdem der heil. Johann von Meda (vom Orte seines Besitzes in Oberitalien so genannt), aus der mailändischen Familie Odrati, auf besondern Antrieb der heil. Jungfrau sich in ihr Kloster zu Brera begeben hatte, wurde ihre ganze Einrichtung noch mönchischer. Alle Klosterbrüder bestanden damals aus Mönchen ohne Ordination; der heil. Johann war der einzige Priester unter ihnen, der schon darum eines großen Ansehens genoß, noch mehr seiner Tugenden und Beredsamkeit wegen. Das Jahr seiner Ankunft finden wir nicht angegeben; es muß gegen 1145 gewesen sein. Dieser wurde bald zu ihrem Vorsteher erwählt, und als solcher wußte er sie zur Annahme der für sie besonders eingerichteten Regel des heil. Benedicts zu bewegen. Von jetzt an wurden sie Chorherren anstatt Mönche genannt, mehre unter ihnen, die einige Wissenschaft besaßen, erhielten die Weihe; zu ihrer Kleidung nahmen sie noch ein Scapulier mit einer kleinen Kapuze, und über dem großen Mantel wurde noch ein kleines weißes Bischofsmäntelchen getragen. Diese drei verschiedenen Einrichtungen dieses frommen Vereins werden auch wol die drei Orden der Humiliaten genannt. Johanns Eifer für die Verbreitung seiner Brüderschaft gewann so bedeutenden Einfluß, daß die Zahl der Brüder sehr zunahm, und daß sich noch mehre willig fanden, dem Orden mit ihren Gütern aufzuhelfen. Es wurden mehre Klöster erbaut, und der erste Ort, den Johannes an sich kaufte, war Rondenario, derselbe, wo er seine ersten vorzüglichen Frömmigkeitsübungen vorgenommen hatte. Hier ließ er natürlich ein Kloster bauen mit einer sehr schönen Kirche. Mit Recht wird er daher der Fortpflanzer der Humiliaten genannt, denen er bis an seinen Tod in großer Frömmigkeit vorstand. Er starb am 26. Sept. 1159 und wurde in der Kirche zu Rondenario begraben. Die Wunder, die schon im Leben von ihm verrichtet wurden (z. B. daß das Öl, welches er in einer Theurung unter die Armen verschenken ließ, sich nicht erschöpfen lassen wollte), gingen auf seinem Grabe fort, weshalb er denn von Alexander III. unter die Heiligen gesetzt wurde. Mit dem Todesjahre dieses Heiligen trat nach Hadrians IV. Tod ein Schisma ein. Die meisten Cardinäle hatten Alexander III. gewählt, die übrigen Victor IV., welchen letztern der Kaiser Friedrich Barbarossa sammt der Lombardei anerkannte. Bald aber, nachdem sich Frankreich und England für Alexander erklärt hatten, wandte sich die immer unruhige Lombardei auf Alexanders Seite, wegen welcher Abtrünnigkeit der Kaiser das vorzüglich hartnäckige Mailand scharf belagerte, aushungerte und endlich 1162 schleifen ließ, mit Ausnahme der Kirchen. Die Gefangenen gelobten, zu den Humiliaten sich zu gesellen und eine Kirche auf dem Boden des verödeten Mailands zu bauen, wenn Friedrich sie begnadigen wolle, wozu der Kaiser seine Einwilligung gab. So entstand die prächtige Kirche im Stadtviertel Brera, die später ein Eigenthum der Jesuiten wurde. Nach wiederhergestelltem Frieden griff der Orden immer mehr um sich und erlangte die Billigung vieler Päpste, die ihm auch ansehnliche Privilegien schenkten. Im J. 1246 nahm daher der Superior des Ordens den Titel eines Generals an, deren erster Bertrand von Brescia war. In den Zeiten des Ruhms dieses Ordens zählten sie ihre Heiligen und Seligen, lieferten auch der Kirche Männer zu hohen geistlichen Ämtern. Die Reichthümer stürzten endlich auch diesen Orden; vorzüglich war es die Habgier ihrer Superioren oder Pröpste, die nach Willkür mit den Einnahmen schalteten, wenig Mönche aufnahmen und sogar die Zahl der Klöster verringerten, um desto mehr für sich zu behalten. Das Leben derselben wird als im höchsten Grade sittenlos beschrieben. Bald übertrafen sie hierin die unbewachten Mönche ihrer vernachlässigten Klöster.

Dieser beklagenswerthe Zustand jammerte ihren Beschützer, den heil. Karl, welcher um Abwendung dieser Übel

Generalcapitel hielt und zugleich einen Abgeordneten den Papst Pius IV. (zu den Zeiten des tridentinischen Concils) sendete. Durch den geringen Erfolg nicht abgeschreckt, verdoppelte er vielmehr seine Bemühungen unter Pius V., welcher auch in zwei Breven verordnete, daß die Pröpste nicht mehr lebenslang angestellt werden sollten, daß ein ordentliches Noviziat eingerichtet und zum Unterhalte desselben der zehnte Theil der Einkünfte aller Propsteien verwendet werden sollte. Für die Durchführung desselben und zu anderweitig nöthiger Reformation des Ordens wurde ein apostolischer Commissar ernannt. Der heil. Karl rief also 1568 ein neues Generalcapitel nach Cremona zusammen, wo die Gemeinschaft der Güter der Religiosen durchgesetzt und ordentliche Obermeister erwählt wurden. Die Pröpste sollten ihre Würde nur drei Jahre verwalten, und der neue Ordensmeister wurde der bisherige Propst zu St. Katharina in Mailand, Ludovico de la Basilicata. Die Mönche fügten sich willig, nicht so die Pröpste, gegen deren Ränke der Cardinal Karl, dem der Papst die Sache übergeben hatte, unerschütterlich blieb. Drei derselben verschworen sich endlich gegen das Leben des heil. Karl, gewannen noch mehre Theilnehmer, und waren schon darauf bedacht, ihr Werk zu setzen, als sich ein Priester, Hieron. Donato mit dem Zunamen Farina, meldete, für Geld die That zu vollbringen. Dieser Lohn der Ungerechtigkeit wurde mit einem Theile der Summe bezahlt, welche die Pröpste aus dem Verkaufe des Silbers und des Schmucks der Kirche in Brera lösten. Der gottlose Farina schlich sich nun am 26. Oct. 1569 in die Kapelle des heil. Karl (Cardinals) und schoß nach ihm, während er mit den Seinen das Abendgebet hielt. Die Kugel hatte jedoch den frommen Mann nur gestreift, ohne ihm Schaden zu thun. Der Thäter war nicht zu entdecken. Der Papst setzte daher die Untersuchung fort, und sendete deshalb den Bischof von Lodi, Anton Scarampa, nach Mailand. Der angedroheten Strafen wegen oder durch ihr Gewissen getrieben, entdeckten zwei Pröpste das Verbrechen. Die Verschwornen wurden eingezogen mit dem Bruder, der Soldat in Savoyen geworden war. Mehre Leute, unter ihnen die Pröpste zu Vercelli und Calco, wurden am 28. Jun. 1570 enthauptet und die übrigen mit dem Farina gehängt.

Dieses schreckliche Ereigniß brachte den Papst zu dem Entschlusse, den Orden aufzuheben, zum Schrecken nicht nur der Mönche, sondern auch der ganzen Stadt Mailand. Man wendete sich an den heil. Karl, welcher rieth, der General der Humiliaten solle sich dem Papste zu Füßen werfen und Gehorsam gegen alle Verbesserungen geloben; der Rath zu Mailand möge eine schriftliche Fürbitte einreichen, was Karl auch selbst zu thun versprach; Alles ließ Pius V. ungerührt und der Orden wurde am 8. Febr. 1571 aufgehoben. Zur Zeit seines Verfalls bestand er aus 94 Klöstern, in welchen zusammen mehr als 170 Mönche sich befanden. Er zählte im [illegible] nerale. Die Propsteien wurden vertheilt. [illegible]er heil. Karl zu frommer Verfügung, an[illegible]die Karthäuser, Franziskaner, Dominikaner ꝛc. Über die noch vorhandenen Humiliaten wurde verordnet: 28 Priester und 7 Laienbrüder sollten in der Propstei zu Brera leben; 16 Priester mit 4 Laienbrüdern in Cremona zu St. Abunda, und zu St. Katharina daselbst 8 Priester und 4 Laien; 8 Priester und 2 Laienbrüder zu Verona ꝛc. Überall sollten sie gemeinschaftlich beten und das heilige Amt halten, wozu ihnen Einkünfte angewiesen wurden bis an ihren Tod.

Das Wappen des Ordens war ein auf dem Boden liegendes Lamm, das einen Papierstreif im Munde hielt mit der Inschrift: Omnia vincit humilitas.

Die Klosterfrauen dieses Ordens traf damals das Loos der Unterdrückung ihrer Vereinigung nicht; mehre ihrer Klöster bestanden bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts. Von den allerneuesten Zeiten, wo so viele Klostervereine eingegangen sind, fehlen uns genaue Nachrichten. Der erste Zustand derselben ist bereits im Vorigen erörtert. Den zweiten führte gleichfalls der heil. Bernhard im J. 1134 herbei. Auf seinen Rath schieden sich mit Bewilligung der Männer viele Ehen. Ihr erstes Kloster erbauten auch sie zu Mailand in Brera, wozu sie ein Haus, das Gefängniß genannt, einrichteten, und es der heil. Katharina weiheten. Weil die ersten Stifterinnen aus dem Geschlechte der Blassoni stammten, wurden diese Nonnen auch Anfangs die Blassonischen Klosterfrauen genannt. Das Haus wurde bald zu klein; sie gründeten ein zweites in dem Stadtviertel Borgo nuovo, auch der heil. Katharina geweiht, was darauf das Hospital von der Observanz genannt wurde, nachdem sie ein Hospital für Hautkranke daselbst angelegt hatten. In neuern Zeiten erhielt es den Namen Hospital des heil. Erasmus. Auch sie fanden großen Beifall in Oberitalien und ihre Klöster verbreiteten sich sehr ansehnlich, sogar bis nach Rom. Die römischen Nonnen der Humiliaten weichen jedoch in einigen Einrichtungen von denen in Oberitalien ab, weshalb sie die mailändischen nicht für ihre Schwestern erkennen wollten, obgleich die Römerinnen dieselbe Kleidung trugen und den Namen führten. Der Untergang dieses Mönchsordens zerstörte die Blüthe der Nonnenvereine dadurch, daß ihnen ein großer Theil ihres Vermögens zu Grunde ging. Die Frauenklöster Oberitaliens hatten nämlich von jeher unter der Gerichtsbarkeit der Mönche gestanden, die auch deren Einkünfte verwalteten. Durch den Geiz der Pröpste waren sie nicht allein um Vieles gebracht worden, sondern es war auch durch das wüste Leben dieser entarteten Klostervorsteher dahin gekommen, daß vielen Frauenklöstern ihre Documente verloren gegangen waren, weshalb viele das gemeinschaftliche Leben nicht mehr fortsetzen und sich nur, jede für ihre Person, mit einigen mühsam sich verschafften Jahrgeldern erhalten mußten. Dadurch geschah es, daß 1750 nur noch 13 Frauenklöster dieses Ordens bestanden. Gehörten sie nicht grade zu den strengsten Orden, so war es ihnen doch unverbrüchliches Gesetz, Mittwochs ohne Fleisch zu leben, Freitags, an vielen heiligen Abenden und im Advent zu fasten, sowie in der allgemeinen Fastenzeit sich dreimal wöchentlich zu geißeln. Die Mailänderinnen haben das alte Ordensbrevier bei-

behalten, die übrigen das römische angenommen, was eine der Ursachen abgeben mochte, warum die mailänder Humiliatennonnen die römischen nicht als die ihrigen anerkennen wollten. Ihr Rock mit dem Scapulier ist weiß; im Winter tragen sie, wenn auch nicht in allen Klöstern, einen grauen (nach alter Weise) darüber. Gewöhnlich sind ihre Schleier weiß, in einigen, wie in Rom, schwarz. Die Laienschwestern, die auch noch den alten Namen Barettinerinnen führen, gehen grau. Die Humiliatinnen zu Varese, die sich ganz weiß kleiden, weichen auch in der Form der Kleidung von den meisten ab. (*G. W. Fink.*)

HUMILIMONT, eigentlich St. Martin d'Humilimont de Marsens (auch nur Marsens und Humilis mons), eine ehemalige Prämonstratenserabtei in der Pfarre Vuippens, im schweizerischen Canton Freiburg, im Amte Bulle. Sie lag am Fuße des Giebelberges in einem anmuthigen Thal, und soll 1136 von den Edeln, Johann, Herrn zu Grüningen und Wippingen, Ulrich, Herrn zu Pont, und Josselin von Arcomis, nach Andern von Anselm Gui und Burkhard, Herren zu Everdes, gestiftet sein. Vergabungen aller dieser Edelleute an die Abtei sind der Grund dieser Verschiedenheit der Angaben. Das Kloster gelangte zu großem Reichthume, welcher dann die Habsucht der Jesuiten reizte. Diese brachten es dahin, daß ein Beschluß der freiburgischen Regierung, welchen eine Bulle Gregors XIII. vom J. 1580 bestätigte, das Kloster mit allen seinen Einkünften dem Jesuitercollegium zu Freiburg einverleibte. Um das Andenken des Klosters und der Art, wie sie diese Besitzungen erwarben, zu vernichten, ließen dann die Jesuiten das ganze Gebäude, mit einziger Ausnahme des Chors der Kirche, abtragen, und bauten in der Entfernung von einer Viertelstunde beim Dorfe Marsens in reizender Lage ein schönes Landhaus, welches 1730 erneuert und verschönert wurde. Außer den Gütern des ehemaligen Klosters erwarben sie noch in diesem Dorfe mehre andre. (*Escher.*)

HUMILITAS (die heilige), wurde 1226 von adeligen Ältern zu Faenza geboren, und bewies schon in zarter Jugend große Anlage zur Frömmigkeit. Als sie Jungfrau geworden war, verschmähete sie es sogar, dem Antrag eines Fürsten, der sie zur Gemahlin begehrte, Gehör zu geben. Dennoch brachte es der Wunsch ihrer Ältern etwas später dahin, daß sie sich mit einem ihrer Mitbürger, Namens Ugolatto, aus dem Geschlechte der Caccianimici, vermählte. Nachdem beide neun Jahre mit einander in Friede und Freude gelebt hatten, war es ihr gelungen, ihren Eheherrn soweit bekehrt zu haben, daß sie beide sich in klösterliche Einsamkeit zurückzogen, wornach längst ihr Herz sich gesehnt hatte. Sie begab sich in ein unweit ihrer Geburtsstadt gelegenes Kloster der heil. Perpetua, wo ihre Mitschwestern schon viel Ausgezeichnetes an ihr bemerkten. Vorzüglich auffallend schien es Allen, daß sie hier auf einmal vollkommen fertig lesen konnte, da sie doch früher in dieser Kunst ganz unbewandert gewesen war. Da es ihr in diesem Kloster immer noch nicht einsam genug vorkam, erschien ihr einst ein Engel, der ihr zu Liebe bereit war, sie aus diesen Mauern in ein anderes Kloster der Clarissinnen über den Fluß zu führen; allein selbst die Wahl des Engels hatte für ihre Einsamkeitslust nicht den besten Ort ausersehen. Sie entfernte sich auch hier wieder und nahm ihre Zuflucht zu einem befreundeten Soldaten, welcher ihr eine Zelle neben der Kirche des heil. Apollinaris erbauen ließ, wo sie, von einem frommen Abt eingeführt, 12 Jahre lang in einem äußerst strengen Leben zubrachte zur Erbauung der ganzen Umgegend. Der Ruf ihrer Heiligkeit vermochte viele angesehene Geistliche, die ihr eine größere Wirksamkeit wünschten, sie so anhaltend zu bitten, bis sie sich entschloß, in der Nähe ihrer Geburtsstadt ein neues Kloster zu gründen, das dem Orden von Vallumbrosa einverleibt wurde. Hier wurde sie Äbtissin und erhielt vom Evangelisten Johannes den Befehl, ihm zu Ehren noch ein zweites Kloster zu Florenz anzulegen, dem sie hernach vorstand. Immer war sie eine große Verehrerin der heil. Jungfrau Maria gewesen, zu welcher sie in allen Dingen ihre Zuflucht nahm. Maria erschien ihr daher auch nicht selten; ja sie gab ihr einmal den besondern Auftrag, für ihr Jesuskind ein Mäntelchen zu verfertigen. Nach ihrem sel. Tode, der 1310 erfolgte, wurde sie in der Kirche des Evangelisten Johannes feierlich beigesetzt. Hier ereigneten sich so viele Wunder, daß sie heilig gesprochen wurde. Sie gehört namentlich zu den Heiligen, aus deren Gräbern ein wundersam heilendes Öl quillt. Später ist ihr Leib in die Kirche des heil. Salvius gebracht, 1562 an einen neuen, ihr eignen Altar gelegt worden, wo man ihre Überreste 1623 noch unversehrt fand. Einen ihrer Arme hat man zu Faenza behalten. Die Heilige hat auch einige Schriften hinterlassen, die in lateinischer Sprache abgefaßt, später ins Italienische übersetzt worden sind: De Curia Paradisi; Laudes B. Mariae und Sermones (nur einige) und Vitae suarum sanctarum Matrum. Ihr kirchliches Fest (mit einer Octava) ist am 22. Mai gehalten worden. Die Feier ihres Festes soll schon 1311 begonnen haben, wozu 1317 Indulgenzen verwilligt wurden. Ein eignes Psalterium monasticum des Ordens von Vallumbrosa (gedruckt zu Florenz 1566) enthält zwei Hymnen und drei Sermonen über diese Heilige. Ihr Leben hat besonders der Florentiner P. D. Ign. Guiducci, ein Mönch ihres Ordens und Abt des Klosters der heil. Christina, beschrieben, worin er auch ihre lateinischen Schriften ins Italienische übersetzte. Damit vergl. man Acta Sanctorum *Bolland.* T. V. p. 203 (Antverpiae 1685). (*G. W. Fink.*)

HUMIT [1]). Am Monte Somma bei Neapel finden sich mit Glimmer verwachsen kleine, gelbe, in das Braune ziehende, glänzende, mehr oder weniger durchsichtige, prismatische Krystalle, von einer Härte, welche die des Feldspaths übertrifft, und einem specifischen Gewichte von 3,1 bis 3,2. Die Krystalle sind grade rhombische Prismen mit Winkeln von 129° 40', mit abgestumpften, scharfen Seitenkanten, und bilden häufig Zwillinge. Der Bruch ist muschelig, die Spaltbarkeit ist unvollkommen

1) Nach Hume, Vicepräsidenten der geologischen Gesellschaft zu London, benannt.

geht parallel der Endfläche des Prisma's. Vor dem rohre bleibt das Mineral unschmelzbar, verliert aber der Oberfläche die Durchsichtigkeit. Die Analyse fehlt . Bournon [2]) gab ihm den Namen Humit, und es int dem Aragonit verwandt zu sein. (*Germar.*)

HÜMME, Kirchdorf im kurhess. Kreise und Justiz- Hofgeismar, am Flüßchen Esse, ¼ Stunden von Stadt Trendelburg, mit 148 Wohnhäusern und 825 w., deren Erwerbsquellen im Ackerbaue, Flachsbau Spinnerei bestehen. Schon im 11. Jahrh. hatte das ster Helmarshausen in Hümme (Hummi) Besitzungen; ter gehörte es zur Herrschaft Schöneberg. (*G. Landau.*)

HUMMEL oder HUMMELSCHLOSS, in älte- Zeit auch Landfriede genannt, Burgruine in der gl. preuß. Provinz Schlesien und dem Kreise Glaz; der Stadt Reinerz ⅝ Meilen nordwestl.; auf der n eines kegelförmigen, und seitwärts der Straße Reinerz nach Lewin einzeln stehenden Berges, dessen höhe nach Jungnitz und Lindener 2472, nach Andern 2250 paris. Fuß beträgt. Die Ruine besteht aus 6 Fuß dicken Umfassungsmauer des obern Hofraums, 74 breslauer Ellen lang und 30 breit ist, und aus untern Theil eines Thurmes in der Mitte dieses s, dessen innerer nur 12 Fuß weiter Raum von 9 Fuß dicken und noch 20 Ellen hohen Umfassungs- er eingeschlossen wird. Nach der bergmännisch ge- ten Untersuchung im J. 1819 sind keine Gewölbe Höhlen in dem Burgfelsen vorhanden. Ehemals nt ostwärts noch eine Vorburg gewesen zu sein, und gegen Osten stand ein Vorwerk auf einer Stelle, bis auf die neuere Zeit Hofestätte genannt wurde. einzige Zugang ist an der Südostseite der Burg. Aussicht von Oben ist so schön als umfassend. Man im Norden das heuscheuer, im Osten das silberber- und reichensteiner Gebirge mit dem Passe bei Wartha, Süden das nahe Gebirge der hohen Mense und böhmischen Kämme, und im Westen über Lewin bis Schloßthurme von Nachod. Ein Hauptpaß aus nen wurde durch diese Burg beschützt. Erbaut wurde ahrscheinlich im Anfange des 12. Jahrh. Ihr erster er soll ein böhmischer Ritter, Homole, gewesen sein, von diesem auch ihr Name herrühren. Von 1346 wo die Familie von Pannwitz im Besitze der Burg der zu ihr gehörenden Herrschaft war, kennt man Namen ihrer Herren. Im J. 1427 kaufte Trczka lausch Herrschaft und Burg, die aber 1428 von den ten, deren Feind er war, eingenommen, und einem Pollak verkauft wurde. Dieser war ein höchst küh- Raubritter, den jedoch 1433 die Breslauer und reitnitzer auf der Burg gefangen nahmen. Im J. erhielt sie Hildebrand v. Kauffung, Erbauer des es Kauffung, Kreis Schönau, und Verwandter des schen Prinzenräubers Kunz von Kauffungen, von g Heinrich von Münsterberg zu Lehen, dessen Sohn, mund von Kauffung von Landsred, abermals Wege- ng trieb; 1526 sogar den Kaiser befehdete, aber in Wien enthauptet wurde. Im J. 1561 löste der Kaiser die Herrschaft ein, die 1684 vereinzelt wurde. Die Burg, schon 1595 die wüste genannt, scheint seit 1579 nicht mehr bewohnt gewesen, und dadurch allmälig von selbst verfallen zu sein. Im J. 1776—77 wurde das alte Vorwerksgebäude in zwei Coloniehäuser verwandelt, deren Reinerz mehre anlegte. (*Knie.*)

Hummel, s. Bombus.

HUMMEL, 1) Albrecht, geboren zu Pfuhl bei Ulm am 7. Nov. 1773, seit 1807 Privatdocent in Göttingen, wo er 1830 verstorben ist. Er hat herausgegeben: Beiträge zur Berichtigung und Erweiterung des positiven Rechts. 1. Bd. (auch unter dem Titel: Berichtigungen der gewöhnlichen Theorie über die Arten, Verbindlichkeiten aufzuheben, nach römischem und teutschem Rechte.) (Gießen 1804); Encyklopädie des gesammten positiven Rechts. 1. Bd. (auch unter dem Titel: Einleitung in das positive Recht.) (Gießen 1805); 2. Bd. (auch unter dem Titel: Propädeutik zur gründlichen Kenntniß des heutigen positiven Rechts.) (Ebend. 1805); 3. Bd. (Verfall des positiven Rechts.) (Ebend. 1806); alle drei Bände wiederum unter dem Gesammttitel: Handbuch der Rechtsgeschichte, ein Commentar über Hugo. 4. Bd. 1. Abth. (Periode vom Consulate Napoleons bis zur Auflösung des teutschen Bundes. 1813); Elementarlehre der gesammten Rechtswissenschaft (Gießen 1805); Encyklopädie des heutigen positiven Rechts. Erste Abtheilung: wissenschaftliche und historische Vorkenntnisse (Gießen 1813); Kurzer Grundriß der Encyklopädie aller Wissenschaften (Göttingen 1818). (*Spangenberg.*)

2) Bernhard Friedrich, war den 14. Dec. 1725 zu Reusch im fränkischen Rittercanton Odenwald geboren, und der Sohn eines dortigen Predigers. Den ersten Unterricht verdankte er seinem Vater und einigen Hauslehrern. Er ward hierauf Zögling der Schule zu Uffenheim und späterhin der St. Lorenzschule in Nürnberg. Seit dem J. 1743 besuchte er das dortige Ägidianum und bezog dann die Universität Altdorf. Dort widmete er sich viertehalb Jahre dem Studium der Theologie, beschäftigte sich aber auch, unter der Leitung des Professors Schwarz, viel mit den schönen Wissenschaften. Bald nachdem er (1748) unter Wills Vorsitz in Altdorf disputirt, zeigten sich ihm Aussichten, das Rectorat zu Weinheim an der Bergstraße in der untern Pfalz zu erhalten. Diese Stelle entging ihm aber, als er Bedenken trug, eine seiner Neigung nicht entsprechende Ehe mit der ältesten Tochter des bisherigen Rectors zu schließen. Genöthigt, auf andre Mittel zu seiner Subsistenz zu denken, wendete er sich nach Frankfurt am Main, wo er, an den Consistorialrath und Senior des dortigen evangelischen Ministeriums, Joh. Phil. Fresenius, empfohlen, sich mit dem Unterrichte der Jugend zu beschäftigen gedachte. Bald aber sah er sich seiner Freiheit beraubt. Sein ansehnlicher Wuchs und Mangel an Welt- und Menschenkenntniß führte ihn in preußische Kriegsdienste, nachdem es ihm eine Zeitlang gelungen war, den fortwährenden Nachstellungen der Werber zu entgehen. Obgleich ihm eine Unterofficiersstelle in dem damaligen v. Kleist'schen Regimente versprochen worden war, mußte er

Catalog. 52.

Musketier werden und kam nach Gardelegen ins Quartier. Einigen Trost fand er in seinem Misgeschick, als sich ihm Gelegenheit darbot, einige Edelleute und Officiere im Lateinischen, in der Geographie, im teutschen Styl und in andern Elementarwissenschaften zu unterrichten. Durch diesen Unterricht, wie durch Anfertigung von Briefen, Listen und andern militairischen Schreibereien für hohe und niedere Officiere, Adjutanten und Feldwebel erweiterte er seine Einkünfte, und erwarb sich zugleich so allgemeine Gunst, daß er mit sichtbarer Achtung behandelt ward. Zu Stendal, wohin er mit dem ersten Bataillon seines Regiments versetzt ward, eröffneten sich ihm neue Erwerbsquellen durch das Copiren bei dem dortigen Obergerichte, bei der Registratur und Kanzlei. Daneben unterrichtete er die Töchter des Hauptmanns v. Rohr.

Aber die innere Abneigung gegen den Militairstand machte ihn unzufrieden mit seiner Lage. Im J. 1756 zeigte sich ihm eine Aussicht, jenen drückenden Verhältnissen entrissen zu werden. Der Obergerichtspräsident Bismark hatte dem Major Ziethen, unter dessen Compagnie er stand, 300 Rthlr. für Hummels Abschied geboten, den er als Secretair bei seiner Correspondenz brauchen, und ihm späterhin eine Kanzellistenstelle verschaffen wollte. Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges (1756) machte diese Unterhandlungen rückgängig, und Hummel folgte noch im August des genannten Jahres seinem Regiment auf dem Feldzuge nach Böhmen. In der Schlacht bei Lowositz war er verwundet, doch nach Beendigung jenes Treffens zum Unterofficier ernannt worden. Verpflegt in dem Cadettenhause zu Dresden genas er in kurzer Zeit und begab sich zu seinem Regimente, welches zu Döbeln im Meißnischen im Winterquartiere lag. Als im Frühjahre 1757 die preußische Armee wieder nach Böhmen rückte, wohnte zwar Hummel der Schlacht bei Prag nicht bei, weil das Kleist'sche Regiment nicht dazu befehligt war; doch befand er sich während der Belagerung der genannten Stadt, vom 6. Mai bis 18. Jun., oft in Lebensgefahr. Als die Armee, die langsam wieder nach Sachsen zurückgegangen war, sich verstärkt gegen die Niederlausitz und die böhmischen Grenzen wendete, und vor Bautzen ein Lager schlug, fand Hummel dort (den 12. August 1757) eine günstige Gelegenheit, sich in Freiheit zu setzen. Er eilte durch Sachsen über Jena, Koburg und Bamberg, und kam glücklich in Nürnberg an, nachdem er mit der Witterung, mit Hunger und Anstrengung einen furchtbaren Kampf gekämpft hatte. Sein Vetter, B. Hummel, Cantor an der St. Sebaldkirche, nahm ihn auf in seiner Wohnung, und mehre seiner ehemaligen Universitätsfreunde verwandten sich thätig für ihn. Verdient machte er sich durch eine, mit vieler Sorgfalt angefertigte, vollständige Sammlung aller Additionaldecrete, die nach und nach den nürnberger Statuten beigefügt worden waren. Sowol durch diese Arbeit, als durch seinen Unterricht in angesehenen Familien gab er so unzweideutige Beweise seiner gründlichen Kenntnisse in mehren wissenschaftlichen Zweigen, daß man kein Bedenken trug, ihn (1763) zum Rector an der Schule zu Altdorf zu ernennen. Dies Lehramt eröffnete er mit seiner Rede: De damno, quod sibi inferunt juvenes litteris consecrati ludicrorum scriptorum lectioni nimium indulgentes. Die teutsche Gesellschaft zu Altdorf wählte ihn zu ihrem Secretair, und die heimstädtische zu ihrem Mitgliede.

Durch Rechtschaffenheit und Amtstreue erwarb er sich allgemeine Achtung. Als Lehrer wußte er Strenge mit Milde zu paaren. Er war unermüdet in seinem Wirken, und höchst gewissenhaft in der Verwaltung eines Amtes, dessen Einkünfte kaum hinreichten, die Kosten seines Haushaltes zu decken. Er corrigirte daher für Druckereien, verfertigte Kataloge, taxirte Bücher ꝛc. Fruchtlos blieben seine Bemühungen, weiter befördert zu werden, ungeachtet er in dieser Absicht mehrmals zu Fuße nach Nürnberg gegangen war. Seine mäßige Lebensweise und eine ungetrübte Heiterkeit schienen ihm ein hohes Alter zu versprechen. Doch ward er zu Ende der achtziger Jahre von manchen körperlichen Leiden heimgesucht; Wassersucht und Auszehrung beschleunigten seinen Tod im 66. Lebensjahre den 4. März 1791.

Seit dem J. 1764 war er verheirathet gewesen und hinterließ eine Witwe und zwei Kinder. Sein Charakter als Mensch zeigte sich in mehrfacher Hinsicht von einer sehr liebenswürdigen Seite. Bei sehr ausgebreiteten Kenntnissen war er frei von Eigendünkel und Eigennutz, dienstfertig, rastlos thätig, höchst genügsam und ein Freund des geselligen Umgangs. Manche drückende Verhältnisse in seiner Jugend hatten ihm nicht den angebornen Frohsinn rauben können, der, gepaart mit Zufriedenheit und Vertrauen auf Gott, ihn auch durch sein späteres, nie ganz von Sorgen befreites, Leben begleitete.

Als Schriftsteller ist Hummel, außer einigen Übersetzungen und andern kleinen Arbeiten [1]), vorzüglich im bibliographischen Fache mit Ruhm aufgetreten. Er war Mitarbeiter an der Bibliotheca libror. rarior. universalis, die unter J. J. Bauers Namen zu Nürnberg in den Jahren 1770—1771 herauskam [2]). Von seiner neuen Bibliothek von seltenen Büchern und kleinen Schriften erschienen in den Jahren 1775—1782 3 Bde. oder 12 Stücke, zu Nürnberg in Octav gedruckt. Fast noch größere Verdienste erwarb er sich um die teutsche Alterthumskunde. Er schrieb, außer einer Biographie des Ritters Sebastian Schärtlin von Burtenbach (Frankf. u. Leipzig 1777) eine Bibliothek der teutschen Alterthümer, die er systematisch ordnete und mit Anmerkungen begleitete. Zu diesem Werke, das 1787 zu Nürnberg erschien, wurde 1791 noch ein Supplementband mit schätzbaren Zusätzen von Kinderling, Meusel u. A. hinzugefügt. Im J. 1788

1) Chr. Gottwaldt, Physikalisch-anatomische Bemerkungen über die Schildkröten. Aus dem Lateinischen übersetzt, mit 10 Kupfertafeln (Nürnb. 1781. gr. 4.). Dessen physikalisch-anatomische Bemerkungen über den Biber. Aus dem Latein. übersetzt (Ebend. 1782. gr. 4.). Mit 7 Kupfertafeln u. a. m. S. das Verzeichniß von Hummels sämmtlichen Schriften in Meusels Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorb. Schriftst[illegible] 174 fg. 2) Von der Mitte des Buchstaben [illegible] er das Meiste geliefert. Die Buchstaben S—[illegible] Supplementbände (Nürnberg 1774—1791) rühren [illegible] ihm her. Unter der Vorrede zum 3. Supplementbande

ließ er ein Compendium teutſcher Alterthümer drucken, und in einer mit Noten und einem Gloſſar vermehrten neuen Ausgabe J. D. Kölers Disquisitio de inclito libro poetico Theuerdanek (Norimb. 1790. 4.). Nach ſeinem Tode erſchienen noch, von ſeinem Sohne C. F. K. Hummel herausgegeben, Briefe und Urkunden zur Geſchichte des Ritters Götz von Berlichingen, als ein Beitrag zur Geſchichte des ſchwäbiſchen Bundes und des Bauernkriegs. Dies Werk erſchien zu Fürth 1792 und in demſelben Jahre zu Nürnberg eine Beſchreibung entdeckter Alterthümer in Teutſchland [3]). (*Heinr. Döring.*)

3) Johann Bernhard, ein Sohn des bekannten Muſikalien-Verlegers Joh. Julius, welcher ſeine Verlagshandlung zuerſt in Amſterdam anfing, und ſich dann nach Berlin wendete, wo er den Titel eines Commerzienraths erhielt. Seine Zinnſtiche, die er meiſt ſelbſt beſorgte, zeichneten ſich ſeit 1770 durch Schönheit vor allen andern aus. Namentlich iſt ihm die muſikal. Welt dadurch verpflichtet, daß er 36 Symphonien Joſ. Haydns veröffentlichte. Da ſeine Tochter Eliſe Chriſt. einen Hrn. v. Mettingh in Amſterdam heirathete, überließ er ihnen dort den Vertrieb aller ſeiner Ausgaben. Als er am 27. Febr. 1798 (75 Jahre alt) in Berlin ſtarb, kehrte ſein Sohn, Joh. Bernhard, von Warſchau, wo er als Componiſt und Clavierſpieler lebte, nach Berlin zurück, um das Geſchäft ſeines Vaters zu übernehmen. Er hat ſich mit mehren Sonaten und Variationen für ſein Inſtrument bekannt gemacht, die meiſt in Wien gedruckt wurden; desgl. durch einige Liederſammlungen. Außer dem noch jetzt lebenden berühmten Pianoforte-Virtuoſen und claſſiſchen Componiſten (in ſeinen Hauptwerken) Joh. Nepomuk, haben wir noch einen Organiſten dieſes Namens zu Hildburghauſen zu nennen (ſtarb gegen 1800); einen geſchätzten Violin- und Lautenmacher, Matthäus H., in Nürnberg 1720, und einen Waldhorniſten, Georg Peter, gegen 1760—1780, einen Schüler des dresdener Anton Joſeph Hampel, welcher um 1750 die beſte Art Inventionshörner erfand, für welche bald darauf die Sordinen erfunden wurden, die das Horn weder höher noch tiefer ſtimmen. (*G. W. Fink.*)

HUMMELFÄNGER (ſollte eigentlich Dronenfänger heißen), eine Maſchine, welche eine ſolche Einrichtung hat, daß, wenn ſie zu der Zeit, wo die Dronen von den gemeinen Arbeitsbienen verfolgt und getödtet werden, vor dem Flugloch eines Bienenſtockes angebracht wird, die kleinern gemeinen Arbeitsbienen gar wol aus- und einfliegen, die größern dickern Dronen aber, welche ausgeflogen waren, nicht in den Stock zurückkehren können, und daher leicht vom danebenſtehenden Bienenwärter getödtet werden. (*Fr. Heusinger.*)

Hummelschloss, ſ. Hummel.

3) S. Schwabachſche Schulzeitung. 1764. S. 142 fg. *W. Jaegeri* Progr. in memoriam B. F. Hummelii (Altd. 1791. fol.). Waldau, Neue Beiträge zur Geſch. Nürnbergs. 10. Heft. S. 116 fg. Will, Geſch. der Stadt Altdorf. S. 277. Deſſen Nürnbergiſches Gelehrtenlexikon (fortgeſetzt von Nopitſch). 6. Th. S. 139 fg. Schlichtegroll, Nekrolog auf d. J. 1791. 1. Bd. S. 184 fg. Gräter, Bragur. 1. Bd. S. 383 fg. Baader, Lexikon verſtorb. baieriſcher Schriftſteller. 1. Bd. 1. Th. S. 246 fg.

HUMMELSHAYN, Pfarrdorf im vereinigten Amte Leuchtenburg und Orlamünda des Herzogthums Altenburg, hat Oberforſtmeiſterei, Jagdſchloß, Rieſeneck genannt, wo das Wild im Winter gefüttert wird, 300 Einwohner. (*G. F. Winkler.*)

HUMMELWALD, eine Berggegend im Bezirk Obertoggenburg des eidgenöſſiſchen Cantons St. Gallen. Sie enthält 39 ſehr zerſtreute Wohnhäuſer, die zum Pfarrdorfe Wattweil gehören, und iſt wegen der Landſtraße, die aus dem Toggenburg über dieſen Bergrücken an den Züricherſee und nach Glaris führt, zu bemerken. Die Anlegung derſelben auf ihre eignen Koſten wurde 1701 von dem Fürſtabte von St. Gallen den Einwohnern geboten; der Hauptzweck war erleichterte Verbindung mit den fünf kathol. Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, theils um von ihnen in ſeinen Unterdrückungsplänen gegen die Toggenburger überhaupt, und gegen die Reformirten daſelbſt insbeſondere deſto leichter unterſtützt zu werden, theils um dieſen Cantonen ſelbſt die Kornzufuhren aus Schwaben zu erleichtern, wenn die Anſchläge des Abtes einen neuen innern Krieg in der Eidgenoſſenſchaft herbeiführen würden. Die deſpotiſche Härte, womit der Abt die Anlegung der Straße erzwang, war einer der vielen Gründe, welche wirklich 1712 den Krieg von Zürich und Bern gegen den Abt zum Ausbruche brachten. Schon vor dem Ausbruche hatte aber der Abt den Streitigkeiten eine religiöſe Farbe zu geben, und dadurch auch von Anfang an jene fünf Orte in denſelben hineinzuziehen gewußt. Die Geſchichte dieſes ſogenannten Zwölfer- oder Toggenburgerkrieges ſ. in dem Artikel Toggenburg. (*Escher.*)

HUMMER (homari), gehören zu Cuviers zweiter Abtheilung der langgeſchwänzten Krebſe. Die eßbare Art aus der Gattung Edelkrebs (Astacus gammarus *Fabr.*) ſieht ſchwarz marmorirt, gekocht roth aus, iſt gewöhnlich 6—8 Zoll, zuweilen auch einen Fuß und darüber lang, ja man hat 3 Fuß große und 12 Pfund ſchwere gefangen. Sie kommen häufig in nördlichen europäiſchen Meeren vor, und werden da beſonders auf felſigem Boden, tief in Felſenritzen verſteckt gefunden. Man fängt ſie jetzt mit eigenen Körben und verführt ſie weit, zu Lande abgeſotten, zu Waſſer aber in eigenen Hummerſchiffen. Die beſten kommen aus Norwegen. Gewitter und Geſchützdonner tödten ſie oft. Von Oſtern bis Johannis ſind ſie am vollſten. Man ſpeiſt ſie gewöhnlich geſotten, mit Eſſig und Öl. Das Fleiſch, zumal der ältern Hummer, iſt zwar derb und ſchwerverdaulich, aber doch nahrhaft, und vorzüglich jenes der Weibchen hier und da als Leckerbiſſen beliebt. Indeſſen erregen ſie bei gewiſſen Perſonen Schmerzen im Schlunde, Hautausſchläge, ſelbſt Magenbeſchwerden und Gliederreißen. Gewöhnlich ſind die auf dem Markte zu London ꝛc. verkäuflichen nicht gar gekocht, damit ſie ſich länger halten ſollen, dann aber deſto unverdaulicher, wenn ſie nicht mit gewürzhaften Zuſätzen und reizenden Brühen genoſſen werden. Ja man will ſogar dergleichen Marktwaare vergiftet gefunden haben, weil ſie in unverzinnten grünſpanfleckigen Kupfergefäßen geſotten war. (*Th. Schreger.*)

Musketier werden und kam nach Gardelegen ins Quartier. Einigen Trost fand er in seinem Misgeschick, als sich ihm Gelegenheit darbot, einige Edelleute und Officiere im Lateinischen, in der Geographie, im teutschen Styl und in andern Elementarwissenschaften zu unterrichten. Durch diesen Unterricht, wie durch Anfertigung von Briefen, Listen und andern militairischen Schreibereien für hohe und niedere Officiere, Adjutanten und Feldwebel erweiterte er seine Einkünfte, und erwarb sich zugleich so allgemeine Gunst, daß er mit sichtbarer Achtung behandelt ward. Zu Stendal, wohin er mit dem ersten Bataillon seines Regiments versetzt ward, eröffneten sich ihm neue Erwerbsquellen durch das Copiren bei dem dortigen Obergerichte, bei der Registratur und Kanzlei. Daneben unterrichtete er die Töchter des Hauptmanns v. Rohr.

Aber die innere Abneigung gegen den Militairstand machte ihn unzufrieden mit seiner Lage. Im J. 1756 zeigte sich ihm eine Aussicht, jenen drückenden Verhältnissen entrissen zu werden. Der Obergerichtspräsident Bismark hatte dem Major Ziethen, unter dessen Compagnie er stand, 300 Rthlr. für Hummels Abschied geboten, den er als Secretair bei seiner Correspondenz brauchen, und ihm späterhin eine Kanzellistenstelle verschaffen wollte. Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges (1756) machte diese Unterhandlungen rückgängig, und Hummel folgte noch im August des genannten Jahres seinem Regiment auf dem Feldzuge nach Böhmen. In der Schlacht bei Lowositz war er verwundet, doch nach Beendigung jenes Treffens zum Unterofficier ernannt worden. Verpflegt in dem Cadettenhause zu Dresden genas er in kurzer Zeit und begab sich zu seinem Regimente, welches zu Döbeln im Meißnischen im Winterquartiere lag. Als im Frühjahre 1757 die preußische Armee wieder nach Böhmen rückte, wohnte zwar Hummel der Schlacht bei Prag nicht bei, weil das Kleist'sche Regiment nicht dazu befehligt war; doch befand er sich während der Belagerung der genannten Stadt, vom 6. Mai bis 18. Jun., oft in Lebensgefahr. Als die Armee, die langsam wieder nach Sachsen zurückgegangen war, sich verstärkt gegen die Niederlausitz und die böhmischen Grenzen wendete, und vor Bautzen ein Lager schlug, fand Hummel dort (den 12. August 1757) eine günstige Gelegenheit, sich in Freiheit zu setzen. Er eilte durch Sachsen über Jena, Koburg und Bamberg, und kam glücklich in Nürnberg an, nachdem er mit der Witterung, mit Hunger und Anstrengung einen furchtbaren Kampf gekämpft hatte. Sein Vetter, B. Hummel, Cantor an der St. Sebaldkirche, nahm ihn auf in seiner Wohnung, und mehre seiner ehemaligen Universitätsfreunde verwandten sich thätig für ihn. Verdient machte er sich durch eine, mit vieler Sorgfalt angefertigte, vollständige Sammlung aller Additionaldecrete, die nach und nach den nürnberger Statuten beigefügt worden waren. Sowol durch diese Arbeit, als durch seinen Unterricht in angesehenen Familien gab er so unzweideutige Beweise seiner gründlichen Kenntnisse in mehren wissenschaftlichen Zweigen, daß man kein Bedenken trug, ihn (1763) zum Rector an der Schule zu Altdorf zu ernennen. Dies Lehramt eröffnete er mit seiner Rede: De damno, quod sibi inferunt juvenes litteris consecrati ludicrorum scriptorum lectioni nimium indulgentes. Die teutsche Gesellschaft zu Altdorf wählte ihn zu ihrem Secretair, und die helmstädtische zu ihrem Mitgliede.

Durch Rechtschaffenheit und Amtstreue erwarb er sich allgemeine Achtung. Als Lehrer wußte er Strenge mit Milde zu paaren. Er war unermüdet in seinem Wirken, und höchst gewissenhaft in der Verwaltung eines Amtes, dessen Einkünfte kaum hinreichten, die Kosten seines Haushaltes zu decken. Er corrigirte daher für Druckereien, verfertigte Kataloge, taxirte Bücher ꝛc. Fruchtlos blieben seine Bemühungen, weiter befördert zu werden, ungeachtet er in dieser Absicht mehrmals zu Fuße nach Nürnberg gegangen war. Seine mäßige Lebensweise und eine ungetrübte Heiterkeit schienen ihm ein hohes Alter zu versprechen. Doch ward er zu Ende der achtziger Jahre von manchen körperlichen Leiden heimgesucht; Wassersucht und Auszehrung beschleunigten seinen Tod im 66. Lebensjahre den 4. März 1791.

Seit dem J. 1764 war er verheirathet gewesen und hinterließ eine Witwe und zwei Kinder. Sein Charakter als Mensch zeigte sich in mehrfacher Hinsicht von einer sehr liebenswürdigen Seite. Bei sehr ausgebreiteten Kenntnissen war er frei von Eigendünkel und Eigennutz, dienstfertig, rastlos thätig, höchst genügsam und ein Freund des geselligen Umgangs. Manche drückende Verhältnisse in seiner Jugend hatten ihm nicht den angebornen Frohsinn rauben können, der, gepaart mit Zufriedenheit und Vertrauen auf Gott, ihn auch durch sein späteres, nie ganz von Sorgen befreites, Leben begleitete.

Als Schriftsteller ist Hummel, außer einigen Übersetzungen und andern kleinen Arbeiten [1]), vorzüglich im bibliographischen Fache mit Ruhm aufgetreten. Er war Mitarbeiter an der Bibliotheca libror. rarior. universalis, die unter J. J. Bauers Namen zu Nürnberg in den Jahren 1770—1771 herauskam [2]). Von seiner neuen Bibliothek von seltenen Büchern und kleinen Schriften erschienen in den Jahren 1775—1782 3 Bde. oder 12 Stücke, zu Nürnberg in Octav gedruckt. Fast noch größere Verdienste erwarb er sich um die teutsche Alterthumskunde. Er schrieb, außer einer Biographie des Ritters Sebastian Schärtlin von Burtenbach (Frankf. u. Leipzig 1777) eine Bibliothek der teutschen Alterthümer, die er systematisch ordnete und mit Anmerkungen begleitete. Zu diesem Werke, das 1787 zu Nürnberg erschien, wurde 1791 noch ein Supplementband mit schätzbaren Zusätzen von Kinderling, Meusel u. A. hinzugefügt. Im J. 1788

1) Chr. Gottwaldt, Physikalisch-anatomische Bemerkungen über die Schildkröten. Aus dem Lateinischen übersetzt, mit 10 Kupfertafeln (Nürnb. 1781. gr. 4.). Dessen physikalisch-anatomische Bemerkungen über den Biber. Aus dem Latein. übersetzt (Ebend. 1782. gr. 4.). Mit 7 Kupfertafeln u. a. m. S. das Verzeichniß von Hummels sämmtlichen Schriften in Meusels Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorb. Schriftsteller. 6. Bd. S. 174 fg. 2) Von der Mitte des Buchstaben M an bis R hat er das Meiste geliefert. Die Buchstaben S—Z aber, und drei Supplementbände (Nürnberg 1774—1791) rühren ganz allein von ihm her. Unter der Vorrede zum 3. Supplementbande steht sein Name

ließ er ein Compendium teutſcher Alterthümer drucken, und in einer mit Noten und einem Gloſſar vermehrten neuen Ausgabe J. D. Kölers Disquisitio de inclute libro poëtico Theuerdanck (Norimb. 1790. 4.). Nach ſeinem Tode erſchienen noch, von ſeinem Sohne C. F. K. Hummel herausgegeben, Briefe und Urkunden zur Geſchichte des Ritters Götz von Berlichingen, als ein Beitrag zur Geſchichte des ſchwäbiſchen Bundes und des Bauernkriegs. Dies Werk erſchien zu Fürth 1792 und in demſelben Jahre zu Nürnberg eine Beſchreibung entdeckter Alterthümer in Teutſchland [3]). (*Heinr. Döring.*)

3) Johann Bernhard, ein Sohn des bekannten Muſikalien-Verlegers Joh. Julius, welcher ſeine Verlagshandlung zuerſt in Amſterdam anfing, und ſich dann nach Berlin wendete, wo er den Titel eines Commerzienraths erhielt. Seine Zinnſtiche, die er meiſt ſelbſt beſorgte, zeichneten ſich ſeit 1770 durch Schönheit vor allen andern aus. Namentlich iſt ihm die muſikal. Welt dadurch verpflichtet, daß er 36 Symphonien Joſ. Haydns veröffentlichte. Da ſeine Tochter Eliſe Chriſt. einen Hrn. v. Mettingh in Amſterdam heirathete, überließ er ihnen dort den Vertrieb aller ſeiner Ausgaben. Als er am 27. Febr. 1798 (75 Jahre alt) in Berlin ſtarb, kehrte ſein Sohn, Joh. Bernhard, von Warſchau, wo er als Componiſt und Clavierſpieler lebte, nach Berlin zurück, um das Geſchäft ſeines Vaters zu übernehmen. Er hat ſich mit mehren Sonaten und Variationen für ſein Inſtrument bekannt gemacht, die meiſt in Wien gedruckt wurden; desgl. durch einige Liederſammlungen. Außer dem noch jetzt lebenden berühmten Pianoforte-Virtuoſen und claſſiſchen Componiſten (in ſeinen Hauptwerken) Joh. Nepomuk, haben wir noch einen Organiſten dieſes Namens zu Hildburghauſen zu nennen (ſtarb gegen 1800); einen geſchätzten Violin- und Lautenmacher, Matthäus H., in Nürnberg 1720, und einen Waldhorniſten, Georg Peter, gegen 1760—1780, einen Schüler des dresdener Anton Joſeph Hampel, welcher um 1750 die beſte Art Inventionshörner erfand, für welche bald darauf die Sordinen erfunden wurden, die das Horn weder höher noch tiefer ſtimmen. (*G. W. Fink.*)

HUMMELFÄNGER (ſollte eigentlich Dronenfänger heißen), eine Maſchine, welche eine ſolche Einrichtung hat, daß, wenn ſie zu der Zeit, wo die Dronen von den gemeinen Arbeitsbienen verfolgt und getödtet werden, vor dem Flugloch eines Bienenſtockes angebracht wird, die kleinern gemeinen Arbeitsbienen gar wol aus- und einfliegen, die größern dickern Dronen aber, welche ausgeflogen waren, nicht in den Stock zurückkehren können, und daher leicht vom danebenſtehenden Bienenwärter getödtet werden. (*Fr. Heusinger.*)

Hummelschloss, ſ. Hummel.

3) S. Schwabachſche Schulzeitung. 1764. S. 142 fg. *W. Jaegeri* Progr. in memoriam B. F. Hummelii (Altd. 1791. fol.). Waldau, Neue Beiträge zur Geſch. Nürnbergs. 10. Heft. S. 116 fg. Will, G.ſch. der Stadt Altdorf. S. 277. Deſſen Nürnbergiſches Gelehrtenlexikon (fortgeſetzt von Nopitſch). 6. Th. S. 139 fg. Schlichtegroll, Nekrolog auf d. J. 1791. 1. Bd. S. 184 fg. Gräter, Bragur. 1. Bd. S. 383 fg. Baader, Lexikon verſtorb. bairiſcher Schriftſteller. 1. Bd. 1. Th. S. 246 fg.

HUMMELSHAYN, Pfarrdorf im vereinigten Amte Leuchtenburg und Orlamünda des Herzogthums Altenburg, hat Oberforſtmeiſterei, Jagdſchloß, Rieſeneck genannt, wo das Wild im Winter gefüttert wird, 300 Einwohner. (*G. F. Winkler.*)

HUMMELWALD, eine Berggegend im Bezirk Obertoggenburg des eidgenöſſiſchen Cantons St. Gallen. Sie enthält 39 ſehr zerſtreute Wohnhäuſer, die zum Pfarrdorfe Wattweil gehören, und iſt wegen der Landſtraße, die aus dem Toggenburg über dieſen Bergrücken an den Züricherſee und nach Glaris führt, zu bemerken. Die Anlegung derſelben auf ihre eignen Koſten wurde 1701 von dem Fürſtabte von St. Gallen den Einwohnern geboten; der Hauptzweck war erleichterte Verbindung mit den fünf kathol. Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, theils um von ihnen in ſeinen Unterdrückungsplänen gegen die Toggenburger überhaupt, und gegen die Reformirten daſelbſt insbeſondere deſto leichter unterſtützt zu werden, theils um dieſen Cantonen ſelbſt die Kornzufuhren aus Schwaben zu erleichtern, wenn die Anſchläge des Abtes einen neuen innern Krieg in der Eidgenoſſenſchaft herbeiführen würden. Die deſpotiſche Härte, womit der Abt die Anlegung der Straße erzwang, war einer der vielen Gründe, welche wirklich 1712 den Krieg von Zürich und Bern gegen den Abt zum Ausbruche brachten. Schon vor dem Ausbruche hatte aber der Abt den Streitigkeiten eine religiöſe Farbe zu geben, und dadurch auch von Anfang an jene fünf Orte in denſelben hineinzuziehen gewußt. Die Geſchichte dieſes ſogenannten Zwölfer- oder Toggenburgerkrieges ſ. in dem Artikel Toggenburg. (*Escher.*)

HUMMER (homari), gehören zu Cuviers zweiter Abtheilung der langgeſchwänzten Krebſe. Die eßbare Art aus der Gattung Edelkrebs (Astacus gammarus *Fabr.*) ſieht ſchwarz marmorirt, gekocht roth aus, iſt gewöhnlich 6—8 Zoll, zuweilen auch einen Fuß und darüber lang, ja man hat 3 Fuß große und 12 Pfund ſchwere gefangen. Sie kommen häufig in nördlichen europäiſchen Meeren vor, und werden da beſonders auf felſigem Boden, tief in Felſenritzen verſteckt gefunden. Man fängt ſie jetzt mit eigenen Körben und verführt ſie weit, zu Lande abgeſotten, zu Waſſer aber in eigenen Hummerſchiffen. Die beſten kommen aus Norwegen. Gewitter und Geſchützdonner tödten ſie oft. Von Oſtern bis Johannis ſind ſie am vollſten. Man ſpeiſt ſie gewöhnlich geſotten, mit Eſſig und Öl. Das Fleiſch, zumal der ältern Hummer, iſt zwar derb und ſchwerverdaulich, aber doch nahrhaft, und vorzüglich jenes der Weibchen hier und da als Leckerbiſſen beliebt. Indeſſen erregen ſie bei gewiſſen Perſonen Schmerzen im Schlunde, Hautausſchläge, ſelbſt Magenbeſchwerden und Gliederreißen. Gewöhnlich ſind die auf dem Markte zu London ꝛc. verkäuflichen nicht gar gekocht, damit ſie ſich länger halten ſollen, dann aber deſto unverdaulicher, wenn ſie nicht mit gewürzhaften Zuſätzen und reizenden Brühen genoſſen werden. Ja man will ſogar dergleichen Marktwaare vergiftet gefunden haben, weil ſie in unverzinnten grünſpanfleckigen Kupfergefäßen geſotten war. (*Th. Schreger.*)

HUMMER, der Theil der Stengen (a. sogleich anzuf. O. j j) unter den Saalings (daf. x), welcher dicker als der darunter befindliche Theil und gewöhnlich achteckig ist. In dem nautischen Plane von Bd. VIII. dieser Sect. ist in Fig. 1 g 2 an den Bramstengen (y y) der Hummer (tz) unter dem Top oder obern Theile derselben. Im Hummer ist entweder ein mit einer Scheibe versehenes Loch, wodurch das Drayreep fährt, womit die Raaen aufgehißt werden, oder es sind ein oder zwei Blöcke (a. a. O. unter x) daran befestigt, die dazu dienen. (*C. H. Müller.*)

HUMMERGAT, das mit einer Scheibe versehene Loch im Hummer. (*C. H. Müller.*)

HUMOR (Humoristen, Humoristisch). Der Humor ist ein ganz eigenthümliches Capitel der modernen Ästhetik, und hängt, soviel besondre und abweichende Ansichten sich auch zur Erklärung seines Wesens und zur Motivirung des für dasselbe üblich gewordenen Namens aufstellen lassen mögen, doch sehr genau und entschieden mit dem allgemeinen Charakter der modernen Bildung und Weltanschauung zusammen, deren natürlich hervorgegangener Ausdruck er ist. Ob die Alten bereits das gehabt und gekannt, was wir heute Humor und humoristisch nennen, dürfte wenigstens eine interessante Frage der Untersuchung sein, obwol sich dieselbe im Wesentlichen bereits dadurch erledigt, daß wir, wie noch weiter ausgeführt werden soll, das Humoristische als einen eigenthümlichen Ausdruck der modernen Weltanschauung bezeichneten. Die einfache antike Natur bewegte sich, ohne großen Kampf innerer Gegensätze, in jener schönen Einheit und Harmonie der Bildung, die von den Griechen am liebsten unter dem umfassenden Namen der *μουσικὴ* bezeichnet und erstrebt wurde, und der Staat umschloß und befriedigte mit jenem erhabenen und Alles in sich fassenden Begriffe der freien Öffentlichkeit, zu der sich Jegliches herausbildete, auch die besondersten innern Bedürfnisse des Individuums. So war ein Einklang der Lebensbestrebung mit den vorhandenen Zuständen der Wirklichkeit da, der jeden ernstern und schmerzlichern Conflict des Persönlichen mit dem Allgemeinen hinderte, indem deren ursprüngliche Neigung, mit einander zu harmoniren, vielmehr die bestimmteste Grundlage des antiken Wesens war. Mochte daher auch die kräftige Heiterkeit und Befriedigung aus dem Leben der Alten in unverkümmerter Frische in ihre Poesie und Kunstgebilde übergehen, so vermochten sie doch, im Gebiete des Heitern, bei aller Anmuth ihres Scherzes, bei allem Sinnreichen ihrer Komik, wozu sie es nur bringen konnten, nichts zu erzeugen, das ein Höheres, als Scherz und Komik gewesen wäre, nämlich Humor, weil dieser ihrer ganzen Weltanschauung fremd und fern lag. Nur in der Komödie des Aristophanes regte sich bereits ein unsern heutigen Begriffen von Humor verwandtes Element, und zwar hier auf einer Stufe des Unterganges und Überganges des antiken Lebens, auf der jener Höhepunkt der humoristischen Anschauung in der künstlichen Überlegenheit, welche sich der Genius des Komikers im Geist über sein entsittlichtes und aus den alten Normen gewichenes Zeitalter gab, erreicht werden konnte; denn in einer solchen Zeit beginnt in der That die eigenthümliche Aufgabe und Stellung des Humors für die Welt wie für die Poesie.

Humor ist ein künstlicher Sieg der Gesinnung über den Zwiespalt des Individuums mit dem Allgemeinen der Weltordnung, er ist gewissermaßen eine burleske Philosophie. Die Philosophie, auf rein gedankenmäßigem Wege jene Conflicte des Individuellen und Allgemeinen überwindend, baut mit allem ehrbaren Ernste der Logik und der ganzen Mühsamkeit einer gewissenhaften Consequenz die Weltharmonie in der Idee auf, welche der Humor, der auf der lächelnden Höhe einer reinen, kindlichen, durch sich selbst sieghaften und im gewissen Siegesübermuthe spielenden und scherzenden Gesinnung Alles vermag, auf Einmal wie im Fluge erringt. Gleich der Philosophie, ist auch der Humor im Beginne seiner Operationen durchaus ein Skeptiker, der an allem durch Autorität Gegebenen zweifelt, aber indem er sich mit diesem Zweifeln belustigt, indem er sinnig Gegensatz gegen Gegensatz spielen läßt, und durch die wunderbare Gewalt seiner witzigen Combinationen allem Bestehenden das Ansehen und die Geltung streitig zu machen droht, hat er doch zugleich unvermerkt auf luftigen Flügeln die Wahrheit auf den Thron gehoben, deren streithafter Verfechter er nur gewesen. Diese Feier der Wahrheit, die er in bunten Festkleidern veranstaltet, gibt dem Humor zugleich jederzeit ein durchaus geistiges Element, einen geistigen Hintergrund, ohne den er niemals auftritt, und wodurch er sich seinem Wesen nach von seinen Dienern und Genossen, Witz und Laune, unterscheidet, die nur etwas Untergeordnetes gegen den Humor sind. Witz und Laune sind bloße Mittel des Humors, die auch an vereinzelten, zufälligen und äußerlichen Weltbeziehungen sich einfinden und geübt werden können, wie z. B. der Witz oft blos als Wortwitz, die Laune oft blos als grillenhaftes Moment einer besondern Charakteranlage erscheint, während dagegen die ideellere Natur des Humors aus keiner solchen Einzelnheit der Verstandes- oder Charakterrichtung sich erzeugt, sondern bei dem Individuum, in dem er hervortritt, immer den ganzen Menschen ausfüllt und herauskehrt, sowie in der Weltgegend, die er beleuchtet, einen Überblick des ganzen Himmelsgesichtskreises verräth. So tritt der Humor in dem modernen christlichen Leben, dessen Weltanschauung vornehmlich an jenen Zwiespalt der persönlichen Freiheit mit der allgemeinen Nothwendigkeit verfallen ist, als Versöhner der Gegensätze hervor, indem er ein künstliches Reich der Freiheit bildet, das die drückende Luft der Erdatmosphäre überwunden, und auf seiner Höhe die unter ihm liegende Welt von der Vogelperspective aus betrachtet. Daher hat er bei aller Miene der Überlegenheit, die er annimmt, und bei aller Schärfe des Zersetzens und Aussonderns, die er gegen die Theile ausübt, um zum Ganzen zu gelangen, doch zugleich etwas Weiches und kindlich Naives in seinem Wesen, das bisweilen sogar an Sentimentalität grenzen kann, und wodurch er sich hauptsächlich von der Ironie unterscheidet, die sonst eine ähnliche Aufgabe bis auf gewisse Punkte mit ihm gemein hat. Der Humor geht jedoch über die Ironie noch hinaus, und ist etwas Zu-

sammenfügendes, während die Ironie etwas Trennendes ist, d. h. die Ironie beruht wesentlich in der kühnen Entgegensetzung des Subjects gegen eine bestehende Welt, indem sie durch diesen mit aller Macht des Selbstbewußtseins von ihr festgehaltenen und aufgezeigten Gegensatz etwas ausdrücken will, das nur in ihm und durch ihn sich bemerklich machen läßt; sie ist also die eigentliche, unerbittliche Kraft des Gegensatzes selbst, die sich Geltung verschafft, und daher bei aller Weisheit, die aus der Stellung, welche sie sich gibt, hervorleuchtet, doch zugleich das Strenge und Schonungslose, das meistentheils in ihrem Charakter vorherrschend erscheint, obwol man auch *hin* und wieder von einer sogenannten leisen und gelinden Ironie zu sprechen pflegt, die jedoch in der Regel dem Ausdrucke bloßer Laune gleichkommt. Der Humor dagegen, den wir etwas Zusammenfügendes genannt haben, erweist sich in dieser Eigenschaft schon durch die vermittelnde Natur, die wir an ihm erkannt hatten. Er kann die Gegensätze, welche die Ironie hervorruft, nicht in dieser Trennung bestehen lassen, sondern es ist eben sein Wesen, sie sogleich zu verallgemeinern und in den reinen Äther seiner lachenden Weltansicht aufzulösen. Der Humor gewinnt hierin zugleich einen idealisirenden Charakter, er idealisirt überhaupt jeden materiellen Stoff, den er berührt, indem er ihn mit einer höchsten Weltordnung, wie sie gedacht werden kann, in Beziehung setzt, und in dieser sichernden Beziehung zum Unendlichen, von der er trunken scheint, bewegt er sich im Endlichen mit dieser großen Heiterkeit, Muthwillen und selbst Ausgelassenheit. Man muß daher mit Jean Paul übereinstimmen, wenn er (in seiner „Vorschule der Ästhetik") den Humor „das umgekehrte Erhabene" nannte, und dies umgekehrte Erhabene besteht in nichts Anderem, als in dem mit allem Endlichen spielenden Geistesübermuth einer Gesinnung, die sich tief im Unendlichen heimisch und gesichert fühlt.

Weil der Humor nun auf diese Weise so innig mit der Weltanschauung zusammenhängt, daß er vielmehr immer als ein besonderer Ausdruck derselben auftritt, so liegt darin zugleich ausgesprochen, daß er unter allen Künsten, in denen er productiv zu werden vermag, vorzugsweise in der Poesie seine Stätte und seinen eigensten Wirkungskreis finden muß, weil diese die eigentliche Kunst der zur Gestalt werdenden Weltbetrachtung ist. Der Humor ist in der That ein Lebenstheil der Poesie selbst, der von derselben gar nicht abgetrennt werden kann, und die moderne Poesie würde ohne den Humor ebenso wenig vollständig ihre Aufgabe und Bedeutung lösen, als der Humor in einer andern Kunst, denn in der Poesie, erschöpfend und in seinem ganzen Umfange hervorzutreten im Stande wäre. Das humoristische Element, dessen sich die Musik hin und wieder mächtig gezeigt hat, vermag indessen nicht über die ihrer ideellen Wirkung gesetzten Grenzen hinauszugehen, in welchen diese Kunst durch ihre unbestimmten Mittel, einen Gedanken auszudrücken,

…iben genöthigt ist, und der Humor übt
…arke grade in der Art und Weise einer
…rung aus. Dennoch scheinen die Verdienste,
…ponisten, wie z. B. Rossini, grade als Humoristen haben, noch nicht hinlänglich in ihrer Eigenthümlichkeit anerkannt zu sein. Was die Malerei anbetrifft, so ist in derselben, wo es auf heitere oder bizarre Effecte ankommt, in Situationen und Charaktergestalten die Komik an ihrer Stelle, und es würde den Begriff des Humoristischen unnöthig zerstreuen und verallgemeinern heißen, wenn man ihm überhaupt in der Plastik eine eigenthümliche Wirksamkeit einräumen wollte. Der Humor weist schon durch seinen Namen (humor, engl. humour, franz. humeur) auf das Flüssige hin, indem er dadurch die geistige Beweglichkeit und das Umherschweifen in allen Regionen und Richtungen des Geistes bezeichnet, das sein besonderes Eigenthum ist und wodurch er sich wesentlich hervorbringt. Die plastische Kunst, der es vornehmlich um eine abgegrenzte Situation zu thun sein muß, kann daher die flüssigen Motive des Humoristischen wenig brauchen, während diese mit der Poesie, welche die beweglichste, unruhigste und umhergreifendste aller Künste ist, naturgemäß sich zusammenfinden und aus derselben hervorquellen.

Der Humor ist in seiner wahren und höchsten Bedeutung noch nicht lange als ein heimisches Element der teutschen Poesie anzusehen. Lessing unterschied zwar schon an einer Stelle seiner Dramaturgie Humor und Laune, woraus hervorgeht, daß er den eigenthümlichen Begriff des erstern ahnen mochte, aber der ganze Umfang desselben lag damals, obwol Shakespeare eben in Teutschland bekannt zu werden anfing, noch keineswegs durchmessen vor. Man kann wol sagen, daß grade von England aus, und zwar vorzüglich durch Shakespeare, Swift und Sterne, eine gewisse Gattung des Humoristischen zuerst und am reichsten in die teutsche Literatur überging. Die barocken Contraste, die dem englischen Nationalcharakter eigen sind, jene Mischung von Schwermuth, Tiefsinn, Naivetät und Laune, scheinen hier für den Humor einen vorzugsweise fruchtbaren Boden abgegeben zu haben, wodurch ein origineller Typus desselben geschaffen wurde, der besonders bei uns einen lebhaften Anklang fand. In mehren Lustspielen von Lenz waltet ein echt Shakespeare'scher Humor, mit einer Freiheit der Behandlung, die für jene Zeit der Literatur als etwas Ausgezeichnetes geachtet werden muß. Der Einfluß Swifts und Sterne's trat in Hippel, diesem ersten großen Humoristen der Teutschen, nicht minder deutlich hervor, obwol man bei der hohen Originalität dieses Geistes nur die Anregung auf jene Einflüsse zurückführen kann. Zugleich erhielt der Humor bei Hippel ein entschieden philosophisches Element zu seiner Grundlage, das der teutschen Natur vornehmlich zuzusagen schien. In dieser Richtung war jedoch schon in Hamann, wenn auch zu seiner Zeit fast nicht gekannt, etwas Eigenthümliches hervorgetreten, das man mit dem Namen eines metaphysischen Humors bezeichnen könnte. Andere Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts, wie Thümmel, der immer als ein genialer Humorist genannt zu werden verdient, neigten sich mehr der französisch gesellschaftlichen Manier zu. In Jean Paul Friedrich Richters Individualität traf eine besonders glückliche Constellation für die humoristische Poesie zusammen. Phi-

losophisch und reflectirend wie Hippel, scharf und schlagend in seinen Combinationen wie Swift, zartsinnig und naiv wie Yorik, besaß er zugleich mehr dichterische Kraft und Productivität als alle diese, aber dennoch hinderte ihn oft sein manierirtes und formloses Wesen, das Höchste in der humoristischen Gestaltung zu leisten. Eine künstlerische Form gewann der Humor in der sogenannten romantischen Schule, besonders durch Tieck, der, außer den feinen geistigen Beziehungen, die er überall damit zu verbinden wußte, sich besonders als Meister in der Darstellung humoristischer Gestalten und Charaktere erwies. Hierin ist Tieck noch unübertroffen und kaum dürfte ihm irgend ein früherer teutscher Dichter an Gestaltenreichthum und psychologischer Feinsinnigkeit des Humors gleichgestellt werden. Zwar ist auch bei ihm nicht zu verkennen, wie er sich an großen Vorbildern herangebildet hat, namentlich an Cervantes, dessen Einfluß auf die Tieck'sche Poesie fast ebenso groß ist als der des Shakespeare, aber Tieck verstand die geistige und psychologische Grundlage des Humors noch reicher herauszukehren, als er sich in Cervantes findet. Die neueste gegenwärtige Periode der teutschen Poesie hat ebenfalls ihre eigenthümlichen Humoristen aufzuweisen. Hier ist es besonders der politische Oppositionsgeist, der eine originelle Färbung des Humors hervorgebracht hat, wie in Börne, Heine und einigen Andern. Man könnte ihn den liberalen Humor nennen, zum Unterschiede des psychologischen Humors der frühern Dichterschule. (*Theodor Mundt.*)

Humoralpathologie, s. Pathologie.

Humoristen, Humoristisch, s. Humor.

HUMPHREY, Eiland im australischen Ocean, im Nordwest der Societätsinseln, unter dem Winde der Insel Reirson in 10° 6′ südl. Br. und 199° 5′ östl. Länge von Greenwich. Es ist am 13. Oct. 1822 von dem Ostindienfahrer Good Hope entdeckt, gehört zu den niedrigen Koralleninseln und ist nur von geringer Größe und unbewohnt. (*Klaehn.*)

HUMPHREY (Humphredus), 1) Laurentius, war zu Newport Pagnell, einer Stadt der Grafschaft Buckingham in England, um 1527 geboren, bildete sich zu Cambridge, wurde 1547 in das Magdalenencollegium zu Oxford aufgenommen und zwei Jahre später ordentliches Mitglied desselben. Im J. 1552 nahm er die Doctorwürde in derselben an, wurde um dieselbe Zeit Professor der griechischen Sprache im Magdalenencollegium, erhielt die Weihen und im J. 1555 die Erlaubniß, in auswärtige Länder zu reisen. Er beobachtete aber die ihm gestellte Bedingung, die ketzerischen Gegenden zu vermeiden, durchaus nicht, und ging nach Zürich, wo er mit einigen der Religion wegen dahin geflüchteten Engländern Bekanntschaft machte. Ihr Glaube gefiel ihm und er eilte aus diesem Grunde nicht sehr, nach England zurückzukehren, wo die Königin Maria die Protestanten sehr heftig verfolgte. Erst nach dem Tode dieser Fürstin ging er nach England zurück, und erhielt seine Stelle im Magdalenencollegio wieder, die er bereits verloren hatte, weil er über den erhaltenen Urlaub ausgeblieben war. Im J. 1560 wurde er Professor der Theologie zu Oxford, und im folgenden Jahre der Erste seines Collegiums. Im J. 1560 erhielt er die Doctorwürde in der Gottesgelehrsamkeit, und ward 1570 Dechant von Gloceſter, zehn Jahre später dasselbe zu Wincheſter. Zu höhern Pfründen gelangte er nicht. Man muß solches seiner Abneigung gegen die Gebräuche und Meinungen der englischen Kirche beimeſſen, welche er von Zürich mitgebracht hatte; denn er kam als ein guter, kluger und gelinder Calvinist, doch ohne Verfolgungsgeist, zurück. Unter der Regierung der Königin Elisabeth verheirathete er sich und wurde Vater von sieben Söhnen und fünf Töchtern, führte ein ziemlich eingezogenes Leben, starb am 11. Febr. 1590 und wurde in der Kapelle seines Collegiums begraben. Seine Schriften sind: Epistola de graecis literis et Homeri lectione et imitatione (steht vor *Hadrian Junius*, Cornu Copiae [Basil. 1558. fol.]); De religionis conservatione et reformatione, deque primatu Regum (Basil. 1559); De ratione interpretandi autores (ibid. 1559); Obadias Propheta hebr. et lat. et Philo de judice, gr. et lat. (bei der vorhergehenden Abhandlung); Optimates, s. de nobilitate ejusque antiqua origine, natura, officiis, disciplina etc. (Basil. 1560, ins Engl. von einem Ungenannten übersetzt Lond. 1563); Philo Judaeus de nobilitate, übersetzt; Oratio Woodstochiae habita ad Reginam Elisab. 3. Aug. 1572 (Lond. 1572. 4.); Joh. Ivelli, Episcopi Sarisburiensis, vita et mors ejusque verae doctrinae defensio (Lond. 1573. 4.); Orat. in Aula Woodstochiana hab. ad Reginam Elisab. 1575 (Lond. 1575. 4.); De fermento vitando. Concio in Matth. 16, Marci 8, Luc. 12: cavete fermento Pharisaeorum (Lond. 1582, Rupellae 1585); Jesuitismi Pars I. (Lond. 1582); Praxis Rom. curiae contra Respubl. et principes. Pars II. Puritano-Papismi s. doctrinae Jesuiticae aliquot rationibus ab Edm. Campiana comprehensae et a Jo. Duraeo defensae, confutatio (Lond. 1584); Apologetica Epist. ad Acad. Oxoniens. Cancellarium (Rupellae 1585); Sieben Predigten wider die Verrätherei (englisch Lond. 1588); Concio in die cinerum. Übersetzte und verbesserte *Joh. Shepreve*, summa et synopsis Novi Testamenti distichis ducentis sexaginta comprehensa (Argent. 1556, Oxon. 1586) *). (*Rotermund.*)

2) Pelham, geb. 1647, war einer der ersten Chorknaben oder Kapellknaben der ersten Classe, welche nach Wiederherstellung der engl. Kirchenmusik unter Karl II. gegen 1660 von dem Capitain Henry Cook gebildet wurden. Sein Lehrer war bis hierher für den besten Sänger zur Laute gehalten worden; Humphrey übertraf ihn bald und erregte schon dadurch den Neid seines Lehrers. Als er nach dem Verluste seiner Stimme im Januar 1666 in die königl. Kapelle aufgenommen wurde, versuchte er sich mit allerlei Compositionen. Man fand seine Anthems und Motetten bald so schön, daß man ihn auch hierin über Cook setzte, worüber Cook vor Gram 1672 starb. Gerbert und noch Thomas Busby in se

*) Vergl. Athenae Oxon. Tom. II. p. 41, und Hist. Univ. Oxon. *Larrey*, Hist. d'Angleterre. Tom. II. Jöcher, Gelehrten-Lexikon.

ner allgemeinen Geschichte der Musik berichten, der König habe den jungen talentvollen H. nach Paris gesendet, um sich unter Lully vollends auszubilden; allein Gerber, der in seinem alten Lex. dasselbe nacherzählt, berichtigt im neuen Lex. der Tonkünstler, daß damals Lully kaum aus der Küche in die Violinschule gekommen war. Die mißliche Behauptung mag wol hauptsächlich darin ihren Grund haben, daß die englischen Tonsetzer zum Anfange der Restauration des Königreichs weit mehr sich nach französischer als italienischer Musik richteten, bis des Königs Liebhaberei sich für italien. Compositionen entschied, weshalb mehre anfingen, der italischen Weise zu folgen. Unter diesen war auch Humphrey, der nicht blos Lehrer der Kinder, sondern überhaupt an die Stelle Cooks zum Master of the children ernannt wurde. Er überlebte seinen Lehrer nur zwei Jahre und starb schon am 14. Jul. 1674. Seine Kirchengesänge werden in England noch immer in Ehren gehalten. Hawkins theilt uns Einiges von ihm mit; auch liest man einige Anthems in verschiedenen englischen Sammlungen zerstreut. (*G. W. Fink.*)

HUMPHRIES, Grafschaft in der Westhälfte des nordamerikanischen Staates Tenessee, zählte im J. 1820 4067 Einw., von denen 542 Sklaven und drei freie Farbige waren. Die Grafschaft wird nördlich von Stewart, östlich von Dickson, südlich von Perry und westlich von Cabroll begrenzt, und der westliche Theil derselben von dem Tenessee, in welchen hier der 18 Meilen weit für Boote fahrbare Duck mündet, durchströmt. Hauptort ist Reynoldsburgh an der Mündung des Richland mit einem Postamte. (*R.*)

HUMPOLETZ, Stadt im czaslauer Kreise des Königreichs Böhmen, mit starker Tuchweberei und Strumpfwirkerei und gegen 1800 Einw. In der Nähe befinden sich die Ruinen des Schlosses Worlik. (*R.*)

Humpracht, Humprecht, s. **Humbracht**.

HUMULUS *L.* (Hopfen). Eine Pflanzengattung, welche, mit den Urticeen verwandt, zu der fünften Ordnung der 22. Linné'schen Classe gehört. Ihr Charakter ist folgender: Die männlichen Blumen stehen in Rispen beisammen, und bestehen aus einem fünfblätterigen Kelche, keiner Corolle, und zweifächerigen Antheren; die weiblichen Blumen bilden einen Blüthenzapfen, und bestehen aus vier bracteirten Schuppen, vier Fruchtknoten und zwei Griffeln; die Frucht ist ein Achenium, welches von einem Schlauch eingeschlossen ist. Die einzige bekannte Art, **H. Lupulus**, ist eine in Europa und Amerika wachsende, rauh anzufühlende Schlingpflanze, mit herzförmigen, drei- bis fünflappigen, gesägten Blättern, und zwei bis vier herzförmigen, zweigespaltenen Afterblättern. Die Früchte werden bekanntlich zum Bierbrauen benutzt, und bewirken, daß dieses Getränk sich besser hält und der Gesundheit zuträglicher wird. Die jungen Hopfenschößlinge, nach Art des Spargels zubereitet, geben eine angenehme und gesunde Speise. In der schwedischen Provinz Jämtland wird aus den Ranken des Hopfens ein Garn bereitet, welches zwar dem Flachsgarn an Weiße und Feinheit nachsteht, aber sowol dieses als das Hanfgarn an Festigkeit übertrifft. (*Sprengel.*)

Der Hopfen wächst bekanntlich hier und da theils wild, als Hecken- oder Staudenhopfen, theils wird er in England, Holland, Böhmen, Polen, Teutschland ꝛc. in eigenen Gärten cultivirt (Garten- oder Berghopfen). Am besten gedeiht er in einem gutgedüngten Boden, welcher Kalktheile enthält, und dessen Ackerkrume einige Schuh tief ist. Bei uns sind vorzüglich beliebt: der böhmische und bairische Hopfen (s. Hersbrucks [bei Nürnberg] Hopfenbau, von T. E. v. Reider [Bamberg u. Leipzig 1819]; Beiträge zur Geschichte des Hopfens in dem ehemaligen Fürstenthume Bamberg, von Paul Österreicher [Bamb. 1823]; Anleitung zur einfachsten und vortheilhaftesten Art des Hopfenbaues ꝛc, von F. A. Röber [Meißen 1826]). Über die periodischen Veränderungen der Hopfenzapfen, s. Kastners Archiv der gesammten Naturlehre ꝛc. 1825. IV. S. 116 fg.

Um einen sichern Hopfenbau zu betreiben, kommt fast das Meiste auf die Art des Hopfens an, den man baut, denn zwischen den Hopfensorten ist bekanntlich ein großer Unterschied. Ein größerer ist noch in dessen Gerathen und in dem Ertrage. Der Frühhopfen, der Späthopfen, der rothrebige Hopfen verhalten sich im Gedeihen und Ertrage wie 1—2—3. Die Kenntniß dieser verschiedenen Hopfenarten ist die Grundlage einer sichern Hopfencultur. Schon im 12. Jahrh. benutzte man die Häupter, oder reifen weiblichen Kätzchen (Fruchtzapfen, strobuli) der Hopfenpflanze bei der Bierbrauerei (vergl. den Art. Bier), ohne daß sie bis jetzt einen ganz genügenden Stellvertreter gefunden hätten. Sie müssen groß, gehörig geschlossen, schön grünlichgelb oder gelbbraun von Farbe, reif genug, sodaß ihr gelber Blüthenstaub sich leicht ausschütteln läßt, ferner gut getrocknet, und mit nur wenigen einzelnen Blättchen vermengt sein, in der Hand gerieben stark gewürzhaft, in Menge betäubend riechen, und nicht unangenehm bitter schmecken, händevoll zusammengedrückt ankleben, sehr fettig sich anfühlen, mehl- oder samenreich, und in guten, dichtleinenen Säcken oder Züchen scharf eingepreßt sein. Geringer ist der zu frische, noch nicht genug ausgelegene und getrocknete, der überreife, dessen Schuppen aus einander fallen, der samenleere, der noch unreife, grüne, sowie der zu alte, verlegene, verrochene, kraftlose, samenarme, und der nasse, erhitzte, moderige oder sonst verdorbene Hopfen. Die böhmischen Hopfenhändler sollen bairischen Hopfen aufkaufen und, mit ihrem alten Gewächse vermengt, statt böhmischen Guts verkaufen; ein Betrug, den auch der erfahrenste Bierbrauer nicht leicht entdecken kann. Der wilde Hopfen fällt immer kleiner, leichter und geringer aus. Wasser und Weingeist ziehen aus dem Hopfen einen gleich aromatischen Bitterstoff. Das wirksame Princip (der Drüsenstaub der Hopfenzapfen), welches W. A. Ives Lupulin (s. Lupulin) nennt, und das der dreijährigen weiblichen Pflanze besonders angehört, soll nicht mehr als $\frac{1}{6}$ des Gewichts vom Hopfen ausmachen, so, daß von 6 Pfund desselben etwa 14 Unzen Lupulin sich abscheiden lassen, und ein ganz feines gelbes Pulver geben, wovon 120 Gran 5 Gr. Gerbstoff, 10 Extractivstoff, 11 Bitterstoff, 12 Wachs, 36 Harz und 46 Lignin

enthalten*). Seitdem will Raspail (Mém. de la Soc. d'Hist. nat. de Paris. III. p. 209 sq.) gefunden haben, daß dieses Lupulin nichts anderes, als ein Organ, eine Drüse, oder vielmehr ein hohles Gefäß des Hopfens sei, welches sehr große Ähnlichkeit mit den Staubbeuteln habe, und so wie diese auf dem Wasser platze. Dieses Lupulin soll sich nicht blos auf den Schuppen der weiblichen Hopfenblüthe, sondern auch häufig an den Drüsen der untern Fläche aller jungen Hopfenblätter und der Schößlinge finden, und in dem Maße abfallen, als das Blatt größer wird. Wenn man nämlich die jungen Blätter und Schößlinge auf einem Siebe trocknet, und dann das Sieb beutelt, so läßt sich daraus verhältnißmäßig ebenso viel Lupulin gewinnen, als aus den Hopfenzapfen. Auch haben jene Pflanzentheile ganz den specifischen Hopfengeruch. Nach Raspail (a. a. O.) scheint das Lupulin in Wasser, Ammonium und mit Jod dieselbe Erscheinung zu geben, wie der Antheren-Pollen, mithin auch dessen Function zu haben. Ein gleicher, nur viel feinerer Drüsenstaub soll sich an den Trieben und Hüllen der weiblichen Hanfblüthe finden, der wol auch zur Bereitung des Bieres anwendbar wäre.

Gleich den Hopfenhäuptern wirkt das Lupulin fast wie Opium. Beide lassen sich arzneilich benutzen, bei Magenschwäche, schlechter Verdauung, Scorbut, Skrofeln, Gicht, Rheumatismus und hektischem Husten mit Schlaflosigkeit, übrigens als harn- und wurmtreibende Mittel im Aufguß oder Absud mit Wasser, wovon ½—1 Pfund früh getrunken wird. Auch hat man das Seltenerwerden der Steinkrankheit zu London von dem häufigen Genusse des daselbst gewöhnlichen stark gehopften Bieres herleiten wollen. Äußerlich wendet man den Hopfen zu Umschlägen bei Quetschungen, Lähmungen, Wassergeschwülsten ꝛc. an, das trockene Hopfenbad aber bei hartnäckigen Hautausschlägen, alten scorbutischen Geschwüren ꝛc.; die Lagerung auf Hopfenkissen gegen Schlaflosigkeit, doch mit großer Vorsicht wegen oft zu betäubender Einwirkung. Die Hopfentinctur ist, wenigstens in England, neben der Opiumtinctur das beliebteste Narcoticum, und wird dort, gleich dieser, drachmen- ja unzenweise bei Lähmungen und Starrkrampf ꝛc. gemisbraucht. Das Extractum Lupuli Lipp. enthält blos den Bitterstoff des Hopfens; Dosis: 20—30 Gran in Wasser aufgelöst, oder in Pillen. Die Species ad foment. Boruss. enthalten unter andern auch Hopfen. Die jungen Hopfenkeime oder Sprossen dienen zu Salat und Gemüse; sie sind sehr wenig nährend, wirken aber anfeuchtend und eröffnend, wenn man sie soweit genießt, als sie vollkommen weich gekocht, und nicht zäh, oder faserig sind.

Technisch setzt man den Hopfen oder sein Lupulin für sich, oder ein Extract aus den Fruchtzapfen, oder deren Ätheröl, das sich in Menge aus ihnen abdestilliren läßt, zur Bierwürze, oder man fängt die öligen Hopfendünste in einer kupfernen Maschine auf, worin sie sich verdichten, und dann mit den in Gährung gesetzten Braumaterialien vermischt werden. Außer dem Wohlgeschmack und der stärkenden Kraft, welche Hopfen dem Biere gibt, schlägt er auch, vermöge seines adstringirenden Stoffes, den Pflanzenschleim nieder, und entfernt somit jenen Bestandtheil, welcher das Bier gähren macht; ohne Hopfenzusatz müßten wir dasselbe entweder jung und trübe oder alt und sauer trinken (vergl. die Art. Bier und Bierbrauerei). Frischer Hopfen kommt mit zur trockenen Kunstbärme (s. d. Art. Bärme), zum Honigweine ꝛc. Blätter und blühende Stengel, frisch und getrocknet, färben die mit Wismuth gebeizte Wolle zimmtbraun. Die Hopfenranken lassen sich wie Hanf bearbeiten. Ihren Saft empfiehlt Berthollet zu einer sehr dauerhaften braunen Farbe. (*Th. Schreger.*)

HUMUS (Pflanzenhumus, Ackerkrume, Oberkrume, Damm-Stauberde). Humus, jenes pulverförmige, braune oder schwarzbraune, leichtverbrennliche Moderproduct der Fäulniß und Verwesung organischer Körper (größtentheils der Pflanzen), trägt sehr viel zum Wachsthume der Pflanzen bei, ohne doch dazu absolut nothwendig zu sein, weil viele Gewächse auch ohne ihn vegetiren. Je nach seinen chemischen und physischen Eigenschaften, oder nach dem Verhalten, welches er gegen Pflanzenwachsthum zeigt, läßt sich der Pflanzenhumus in verschiedene Unterabtheilungen bringen. Man nennt denjenigen Humus mild, der viel vom sogenannten Extractivstoff enthält, und augenscheinlich die Vegetation befördert; man nennt ihn halbverkohlt, sobald er ein schwarzbraunes, den Kohlen ähnliches, Ansehen hat, und Wasser, welches damit gekocht wird, nicht gelb färbt; man sagt ferner, der Humus oxydire sich, wenn aus der Auflösung des Extractivstoffes in Wasser, beim Zutritte der Luft, ein brauner Körper zu Boden fällt, der sich nicht wieder in Wasser auflöst, und nennt ihn endlich sauer, wenn er das Lackmuspapier röthet und sich unthätig gegen viele Pflanzen zeigt, oder ihr Wachsthum wol gar unterdrückt. Diesen Humusarten zählt Sprengel in Göttingen noch den Erdharz- und wachshaltigen Humus bei.

Überhaupt bildet der gemeine Humus, als Dungstoff der Ackererde, den Hauptbestandtheil der fruchtbaren Erdrinde, und, als Torfmaterie, größtentheils den Torf; auch kommt er, nach Jameson, im bituminösen Holze vor*). In tiefen und wasserreichen Gründen ist er als saurer Humus, aus dessen kalischer Auflösung Säuren, nicht in Überschuß zugesetzt, Moderstoff, als ein dunkelbraunes, nicht saures Pulver niederschlagen, und welcher, nach Einhof Wasser, Phosphor- und Essigsäure, Ammonium, brenzliches Öl, kohlensaures und brennbares Gas nebst Kohle enthalten soll, der Vegetation ganz ungünstig, denn hier, wo Licht und Wärme nicht auf

*) Eine frühere sehr sorgfältige chem. Analyse des englischen Hopfens s. in *J. J. de Rockes*, Diss. de humuli lupuli viribus medicis (Edinb. 1803). Vergl. *A. Freake*, Observ. on the humul. lup. etc. (Lond. 1807). A. Payen u. Chevallier in Trommsdorffs neuem Journal d. Pharm. ꝛc. VII, 1. Planche ebendaselbst.

*) Unter der auf abgehauenen Baumstämmen liegenden verfaulten Holzerde (Holzhumus, terreau) fand neulich Zenneck (s. Kastners Archiv für die gesammte Naturlehre XII, 4) Anhäufungen von halbverfaulter Holzasche, welche vermittels humussaurer Feuchtigkeit zu Cylinder conglomerirt waren.

ihn einwirken können, wird er immer mit Sauerstoff angefüllt sein müssen, welcher nun leicht zur Bildung der in dieser Erdart vorkommenden Säuren beitragen, somit ihn unfruchtbar machen kann. Daher wird ein solcher Boden durch Trockenlegen und durch den wohlthätigen Einfluß des Lichts, das aus ihm die zu große Menge Sauerstoff entbindet, nachdem zugleich durch Kalk ꝛc. die freien Säuren hinweggeschafft worden sind, zum fruchtbarsten Erdreich umgeschaffen. Übrigens dürfte die Fruchtbarkeit des obenliegenden Humus nicht blos darin bestehen, daß er durch seine allmälige völlige Zersetzung den Vegetabilien die zu ihrer Nahrung geschickten Theile, z. B. Kohlensäure ꝛc., zubereitet, sondern vorzüglich darin, daß er während der Nacht und Thauzeit aus der Atmosphäre den Sauerstoff anzieht, und dadurch die während der Sonnenhitze am Tage des Sauerstoffs zu sehr beraubten Pflanzen mit diesem Stoffe zur Nacht- und Thauzeit wieder erquickt.

Ein sogenannter fetter, zur Vegetation vieler Pflanzen vorzüglich tauglicher Boden ist daher ein solcher, der viel milden Humus, mit der eigentlichen Erde wohlgemengt, enthält; ein magerer, dürrer dagegen, welcher wenig dergleichen Humus hat. Der animalisch-vegetabilische Dünger verbessert den magern Boden, indem er durch die Verwesung zu Humus wird. Der Humus ist im getrockneten Zustand eine erdähnliche, feste, spröde, leicht zu Staub zerreibliche, grauschwärzliche, formlose Materie, die sich leicht mit Wasser befeuchten und dann zusammenballen läßt. Sowie er in der Natur auf dem Boden der Äcker, Wiesen, Waldungen ꝛc. gefunden wird, ist er gemeiniglich feucht, obenauf noch mit unvollkommen verwesten Pflanzentheilen ꝛc. bedeckt, und mit der eigentlichen Erdkrume desselben Bodens, mit Sand, Thon, Kalk ꝛc. vermengt. Er ist keine reine Erde, sondern gleichsam eine auf dem nassen Weg entstandene Kohle. Die flüchtigen Stoffe sind, wie bei der Verkohlung auf dem trockenen Wege, durch die Fäulniß, nur viel langsamer, ausgeschieden, sodaß der Kohlenstoff frei geworden ist, welches er jedoch nicht so frei, als die auf dem trockenen Weg entstandene Kohle enthält, sondern mit weit mehr Wasserstoff, als diese, und mit Sauerstoff verbunden, weshalb er auch vorher in einer bis zum Siedgrade des Wassers reichenden Hitze getrocknet, und in einer Retorte geglüht, Kohlenwasserstoffgas und kohlensaures Gas, brandige Säure oder Ammonium, und brandiges Öl liefert. Aller seiner flüchtigen Stoffe durch Glühen beraubt wird er endlich zu eigentlicher Kohle, die sich in freiem Feuer einäschern läßt, und dann erst in ihrer Asche Erde gibt, aber weit weniger, als der Humus selbst enthält.

Völlig ausgebildeter Humus besteht aus Humussäure (s. d. Art.), humussauren Salzen und Kieselerde; ferner aus salz-, schwefel-, salpeter- und kohlensauren Salzen. Die Humussäure und ihre Salze erleiden unter Anziehung von Sauerstoff fortwährend eine Zersetzung, welche [illegible] langsam geschieht, sodaß darüber oft Jahrzehen. Concentrirte Schwefel- und Salzopien, nach Th. v. Saussure, in der Hitze jeg- mus. Durch Wasser von allem Auflöslichen gereinigt und befeuchtet, verwandelt er das atmosphärische Sauerstoffgas in kohlensaures Gas, und tritt jetzt an Wasser eine braune Materie ab, Extractivstoff des Humus, die sich aus der wässerigen Lösung an der Luft allmälig wieder in braunen, unauflöslichen Häuten, als oxydirter Extractivstoff des Humus, oder oxydirter Humus, absetzt. Durch wiederholte Ausstellung an die Luft und durch Ausziehen des gebildeten Extractivstoffes mit Wasser, wird der Humus zu einer kohlenstoffreichen, bei der trockenen Destillation mehr Kohle liefernden Substanz, die aber bei längerer Einwirkung der Luft und des Wassers ganz auflöslich zu werden scheint. Ein Jahr lang feucht unter einer mit Queckſilber gefüllten Glocke aufbewahrt erleidet der Humus, nach Saussure, keine Zersetzung; allein in einem gesperrten, mit Sauerstoffgas gefüllten Gefäß eine Zeitlang liegend, vermindert er dieses beträchtlich, und, in atmosphärischer Luft ebenso eine Zeitlang aufbewahrt, entzieht er derselben den Sauerstoff und verwandelt sie in stick- und kohlensaures Gas. Während die organischen Körper, nach überstandener Fäulniß, zu Humus werden, erzeugt sich in ihnen, nach Maßgabe des mehr oder weniger freien Zutritts der atmosphärischen Luft, Salpeter, und gewöhnlich von der Kalkerde, welche mit dem Humus vermengt, oder in ihm selbst enthalten ist, meist Kalksalpeter, weniger eigentlicher Salpeter, davon nur in dem mit Asche vermengten Humus mehr gebildet wird. Humus, aus Körpern entstanden, welche Colla, oder thierischen Faserstoff, oder Eiweißstoff enthalten, gibt unter übrigens gleichen Umständen geschwinder und mehr Salpeter, wahrscheinlich weil diese Stoffe reichlich Salpeterstoff enthalten.

Das Düngen der Felder und Wiesen hat zum Zwecke, letztere gleichsam in ausgebreitete Salpeterpflanzungen zu verwandeln, und dadurch salpetersaures Kali und Ammonium zu erzeugen, welche Salze als Reizmittel zur Steigerung der Vegetation dienen, jenes galvanischen Processes, der in den Samen durch das Wasser und dessen Sauerstoffgas eingeleitet wird, wo Wasser- und Kohlenstoff, als zwei einander entgegenstehende Pole, wirken. Man kann daher auch Pflanzen in einem nicht erdigen Stoff erziehen, ja zum Reifwerden und Samentragen bringen, wenn man sie mit Wasser begießt, das etwas salpetersaures Ammonium enthält. Vergl. Ingenhouß, Über Ernährung der Pflanzen und Fruchtbarkeit des Bodens, übersetzt von Fischer (Leipz. 1798.) 30—34. Heft. C. W. Böckmann in Gilberts Annalen d. Physik. VII, 2. S. 214. Trommsdorff in s. Journal d. Pharm. VIII, 1. S. 22. Th. v. Saussure in Gehlens allg. Journ. d. Chem. IV. S. 644 fg. Einhof, Ebendas. VI. S. 381. Crome's Schrift: Der Boden u. sein Verhältniß zu den Pflanzen. 1812. Dan im Correspondenzbl. des landwirthschaftl. Vereins in Würtemberg. 1823. Bergsma in Buchners Repertor. XXI. S. 198 fg. *Davy*, Elements of agricultural chemistry, teutsch von Wolff. S. 181 fg. Die chem. Unters. der Erdarten s. im Monatsblatte der königl. preuß. märk. ökon. Gesellsch. zu Potsdam u. Frankf. a. d. O. Jahrg. 1824. Nr. 94. Sprengel zu Göttingen in

Musketier werden und kam nach Gardelegen ins Quartier. Einigen Trost fand er in seinem Misgeschick, als sich ihm Gelegenheit darbot, einige Edelleute und Officiere im Lateinischen, in der Geographie, im teutschen Styl und in andern Elementarwissenschaften zu unterrichten. Durch diesen Unterricht, wie durch Anfertigung von Briefen, Listen und andern militairischen Schreibereien für hohe und niedere Officiere, Adjutanten und Feldwebel erweiterte er seine Einkünfte, und erwarb sich zugleich so allgemeine Gunst, daß er mit sichtbarer Achtung behandelt ward. Zu Stendal, wohin er mit dem ersten Bataillon seines Regiments versetzt ward, eröffneten sich ihm neue Erwerbsquellen durch das Copiren bei dem dortigen Obergerichte, bei der Registratur und Kanzlei. Daneben unterrichtete er die Töchter des Hauptmanns v. Rohr.

Aber die innere Abneigung gegen den Militairstand machte ihn unzufrieden mit seiner Lage. Im J. 1756 zeigte sich ihm eine Aussicht, jenen drückenden Verhältnissen entrissen zu werden. Der Obergerichtspräsident Bismark hatte dem Major Ziethen, unter dessen Compagnie er stand, 300 Rthlr. für Hummels Abschied geboten, den er als Secretair bei seiner Correspondenz brauchen, und ihm späterhin eine Kanzellistenstelle verschaffen wollte. Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges (1756) machte diese Unterhandlungen rückgängig, und Hummel folgte noch im August des genannten Jahres seinem Regiment auf dem Feldzuge nach Böhmen. In der Schlacht bei Lowositz war er verwundet, doch nach Beendigung jenes Treffens zum Unterofficier ernannt worden. Verpflegt in dem Cadettenhause zu Dresden genas er in kurzer Zeit und begab sich zu seinem Regimente, welches zu Döbeln im Meißnischen im Winterquartiere lag. Als im Frühjahre 1757 die preußische Armee wieder nach Böhmen rückte, wohnte zwar Hummel der Schlacht bei Prag nicht bei, weil das Kleist'sche Regiment nicht dazu befehligt war; doch befand er sich während der Belagerung der genannten Stadt, vom 6. Mai bis 18. Jun., oft in Lebensgefahr. Als die Armee, die langsam wieder nach Sachsen zurückgegangen war, sich verstärkt gegen die Niederlausitz und die böhmischen Grenzen wendete, und vor Bautzen ein Lager schlug, fand Hummel dort (den 12. August 1757) eine günstige Gelegenheit, sich in Freiheit zu setzen. Er eilte durch Sachsen über Jena, Koburg und Bamberg, und kam glücklich in Nürnberg an, nachdem er mit der Witterung, mit Hunger und Anstrengung einen furchtbaren Kampf gekämpft hatte. Sein Vetter, B. Hummel, Cantor an der St. Sebaldkirche, nahm ihn auf in seiner Wohnung, und mehre seiner ehemaligen Universitätsfreunde verwandten sich thätig für ihn. Verdient machte er sich durch eine, mit vieler Sorgfalt angefertigte, vollständige Sammlung aller Additionaldecrete, die nach und nach den nürnberger Statuten beigefügt worden waren. Sowol durch diese Arbeit, als durch seinen Unterricht in angesehenen Familien gab er so unzweideutige Beweise seiner gründlichen Kenntnisse in mehren wissenschaftlichen Zweigen, daß man kein Bedenken trug, ihn (1763) zum Rector an der Schule zu Altdorf zu ernennen. Dies Lehramt eröffnete er mit seiner Rede: De damno, quod sibi inferunt juvenes litteris consecrati ludicrorum scriptorum lectioni nimium indulgentes. Die teutsche Gesellschaft zu Altdorf wählte ihn zu ihrem Secretair, und die helmstädtische zu ihrem Mitgliede.

Durch Rechtschaffenheit und Amtstreue erwarb er sich allgemeine Achtung. Als Lehrer wußte er Strenge mit Milde zu paaren. Er war unermüdet in seinem Wirken, und höchst gewissenhaft in der Verwaltung eines Amtes, dessen Einkünfte kaum hinreichten, die Kosten seines Haushaltes zu decken. Er corrigirte daher für Druckereien, verfertigte Kataloge, taxirte Bücher ꝛc. Fruchtlos blieben seine Bemühungen, weiter befördert zu werden, ungeachtet er in dieser Absicht mehrmals zu Fuße nach Nürnberg gegangen war. Seine mäßige Lebensweise und eine ungetrübte Heiterkeit schienen ihm ein hohes Alter zu versprechen. Doch ward er zu Ende der achtziger Jahre von manchen körperlichen Leiden heimgesucht; Wassersucht und Auszehrung beschleunigten seinen Tod im 66. Lebensjahre den 4. März 1791.

Seit dem J. 1764 war er verheirathet gewesen und hinterließ eine Witwe und zwei Kinder. Sein Charakter als Mensch zeigte sich in mehrfacher Hinsicht von einer sehr liebenswürdigen Seite. Bei sehr ausgebreiteten Kenntnissen war er frei von Eigendünkel und Eigennutz, dienstfertig, rastlos thätig, höchst genügsam und ein Freund des geselligen Umgangs. Manche drückende Verhältnisse in seiner Jugend hatten ihm nicht den angebornen Frohsinn rauben können, der, gepaart mit Zufriedenheit und Vertrauen auf Gott, ihn auch durch sein späteres, nie ganz von Sorgen befreites, Leben begleitete.

Als Schriftsteller ist Hummel, außer einigen Übersetzungen und andern kleinen Arbeiten [1]), vorzüglich im bibliographischen Fache mit Ruhm aufgetreten. Er war Mitarbeiter an der Bibliotheca libror. rarior. universalis, die unter J. J. Bauers Namen zu Nürnberg in den Jahren 1770—1771 herauskam [2]). Von seiner neuen Bibliothek von seltenen Büchern und kleinen Schriften erschienen in den Jahren 1775—1782 3 Bde. oder 12 Stücke, zu Nürnberg in Octav gedruckt. Fast noch größere Verdienste erwarb er sich um die teutsche Alterthumskunde. Er schrieb, außer einer Biographie des Ritters Sebastian Schärtlin von Burtenbach (Frankf. u. Leipzig 1777) eine Bibliothek der teutschen Alterthümer, die er systematisch ordnete und mit Anmerkungen begleitete. Zu diesem Werke, das 1787 zu Nürnberg erschien, wurde 1791 noch ein Supplementband mit schätzbaren Zusätzen von Kinderling, Meusel u. A. hinzugefügt. Im J. 1788

1) Chr. Gottwaldt, Physikalisch-anatomische Bemerkungen über die Schildkröten. Aus dem Lateinischen übersetzt, mit 10 Kupfertafeln (Nürnb. 1781. gr. 4.). Dessen physikalisch-anatomische Bemerkungen über den Biber. Aus dem Latein. übersetzt (Ebend. 1782. gr. 4.). Mit 7 Kupfertafeln u. a. m. S. das Verzeichniß von Hummels sämmtlichen Schriften in Meusels Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorb. Schriftsteller. 6. Bd. S. 174 fg. 2) Von der Mitte des Buchstaben M an bis R hat er das Meiste geliefert. Die Buchstaben S—Z aber, und drei Supplementbände (Nürnberg 1774—1791) rühren ganz allein von ihm her. Unter der Vorrede zum 3. Supplementbande steht sein Name

ließ er ein Compendium teutſcher Alterthümer drucken, und in einer mit Noten und einem Gloſſar vermehrten neuen Ausgabe J. D. Kölers Disquisitio de incluto libro poëtico Theuerdanck (Norimb. 1790. 4.). Nach ſeinem Tode erſchienen noch, von ſeinem Sohne C. F. K. Hummel herausgegeben, Briefe und Urkunden zur Geſchichte des Ritters Götz von Berlichingen, als ein Beitrag zur Geſchichte des ſchwäbiſchen Bundes und des Bauernkriegs. Dies Werk erſchien zu Fürth 1792 und in demſelben Jahre zu Nürnberg eine Beſchreibung entdeckter Alterthümer in Teutſchland [3]). (*Heinr. Döring.*)

3) Johann Bernhard, ein Sohn des bekannten Muſikalien-Verlegers Joh. Julius, welcher ſeine Verlagshandlung zuerſt in Amſterdam anfing, und ſich dann nach Berlin wendete, wo er den Titel eines Commerzienraths erhielt. Seine Zinnſtiche, die er meiſt ſelbſt beſorgte, zeichneten ſich ſeit 1770 durch Schönheit vor allen andern aus. Namentlich iſt ihm die muſikal. Welt dadurch verpflichtet, daß er 36 Symphonien Joſ. Haydns veröffentlichte. Da ſeine Tochter Eliſe Chriſt. einen Hrn. v. Mettingh in Amſterdam heirathete, überließ er ihnen dort den Vertrieb aller ſeiner Ausgaben. Als er am 27. Febr. 1798 (75 Jahre alt) in Berlin ſtarb, kehrte ſein Sohn, Joh. Bernhard, von Warſchau, wo er als Componiſt und Clavierſpieler lebte, nach Berlin zurück, um das Geſchäft ſeines Vaters zu übernehmen. Er hat ſich mit mehren Sonaten und Variationen für ſein Inſtrument bekannt gemacht, die meiſt in Wien gedruckt wurden; desgl. durch einige Liederſammlungen. Außer dem noch jetzt lebenden berühmten Pianoforte-Virtuoſen und claſſiſchen Componiſten (in ſeinen Hauptwerken) Joh. Nepomuk, haben wir noch einen Organiſten dieſes Namens zu Hildburghauſen zu nennen (ſtarb gegen 1800); einen geſchätzten Violin- und Lautenmacher, Matthäus H., in Nürnberg 1720, und einen Waldhorniſten, Georg Peter, gegen 1760—1780, einen Schüler des dresdener Anton Joſeph Hampel, welcher um 1750 die beſte Art Inventionshörner erfand, für welche bald darauf die Sordinen erfunden wurden, die das Horn weder höher noch tiefer ſtimmen. (*G. W. Fink.*)

HUMMELFÄNGER (ſollte eigentlich Dronenfänger heißen), eine Maſchine, welche eine ſolche Einrichtung hat, daß, wenn ſie zu der Zeit, wo die Dronen von den gemeinen Arbeitsbienen verfolgt und getödtet werden, vor dem Flugloch eines Bienenſtockes angebracht wird, die kleinern gemeinen Arbeitsbienen gar wol aus- und einfliegen, die größern dickern Dronen aber, welche ausgeflogen waren, nicht in den Stock zurückkehren können, und daher leicht vom danebenſtehenden Bienenwärter getödtet werden. (*Fr. Heusinger.*)

Hummelschloss, ſ. Hummel.

3) S. Schwabachſche Schulzeitung. 1764. S. 142 fg. *W. Jaegeri* Progr. in memoriam B. F. Hummelii (Altd. 1791. fol.). Waldau, Neue Beiträge zur Geſch. Nürnbergs. 10. Heft. S. 116 fg. Will, Geſch. der Stadt Altdorf. S. 277. Deſſen Nürnbergiſches Gelehrtenlexikon (fortgeſetzt von Nopitſch). 6. Th. S. 139 fg. Schlichtegroll, Nekrolog auf d. J. 1791. 1. Bd. S. 184 fg. Gräter, Bragur. 1. Bd. S. 383 fg. Baader, Lexikon verſtorb. bairiſcher Schriftſteller. 1. Bd. 1. Th. S. 246 fg.

HUMMELSHAYN, Pfarrdorf im vereinigten Amte Leuchtenburg und Orlamünda des Herzogthums Altenburg, hat Oberforſtmeiſterei, Jagdſchloß, Rieſeneck genannt, wo das Wild im Winter gefüttert wird, 300 Einwohner. (*G. F. Winkler.*)

HUMMELWALD, eine Berggegend im Bezirk Obertoggenburg des eidgenöſſiſchen Cantons St. Gallen. Sie enthält 39 ſehr zerſtreute Wohnhäuſer, die zum Pfarrdorfe Wattweil gehören, und iſt wegen der Landſtraße, die aus dem Toggenburg über dieſen Bergrücken an den Züricherſee und nach Glaris führt, zu bemerken. Die Anlegung derſelben auf ihre eignen Koſten wurde 1701 von dem Fürſtabte von St. Gallen den Einwohnern geboten; der Hauptzweck war erleichterte Verbindung mit den fünf kathol. Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, theils um von ihnen in ſeinen Unterdrückungsplänen gegen die Toggenburger überhaupt, und gegen die Reformirten daſelbſt insbeſondere deſto leichter unterſtützt zu werden, theils um dieſen Cantonen ſelbſt die Kornzufuhren aus Schwaben zu erleichtern, wenn die Anſchläge des Abtes einen neuen innern Krieg in der Eidgenoſſenſchaft herbeiführen würden. Die deſpotiſche Härte, womit der Abt die Anlegung der Straße erzwang, war einer der vielen Gründe, welche wirklich 1712 den Krieg von Zürich und Bern gegen den Abt zum Ausbruche brachten. Schon vor dem Ausbruche hatte aber der Abt den Streitigkeiten eine religiöſe Farbe zu geben, und dadurch auch von Anfang an jene fünf Orte in denſelben hineinzuziehen gewußt. Die Geſchichte dieſes ſogenannten Zwölfer- oder Toggenburgerkrieges ſ. in dem Artikel Toggenburg. (*Escher.*)

HUMMER (homari), gehören zu Cuviers zweiter Abtheilung der langgeſchwänzten Krebſe. Die eßbare Art aus der Gattung Edelkrebs (Astacus gammarus *Fabr.*) ſieht ſchwarz marmorirt, gekocht roth aus, iſt gewöhnlich 6—8 Zoll, zuweilen auch einen Fuß und darüber lang, ja man hat 3 Fuß große und 12 Pfund ſchwere gefangen. Sie kommen häufig in nördlichen europäiſchen Meeren vor, und werden da beſonders auf felſigem Boden, tief in Felſenritzen verſteckt gefunden. Man fängt ſie jetzt mit eigenen Körben und verführt ſie weit, zu Lande abgeſotten, zu Waſſer aber in eigenen Hummerſchiffen. Die beſten kommen aus Norwegen. Gewitter und Geſchützdonner tödten ſie oft. Von Oſtern bis Johannis ſind ſie am vollſten. Man ſpeiſt ſie gewöhnlich geſotten, mit Eſſig und Öl. Das Fleiſch, zumal der ältern Hummer, iſt zwar derb und ſchwerverdaulich, aber doch nahrhaft, und vorzüglich jenes der Weibchen hier und da als Leckerbiſſen beliebt. Indeſſen erregen ſie bei gewiſſen Perſonen Schmerzen im Schlunde, Hautausſchläge, ſelbſt Magenbeſchwerden und Gliederreißen. Gewöhnlich ſind die auf dem Markte zu London ꝛc. verkäuflichen nicht gar gekocht, damit ſie ſich länger halten ſollen, dann aber deſto unverdaulicher, wenn ſie nicht mit gewürzhaften Zuſätzen und reizenden Brühen genoſſen werden. Ja man will ſogar dergleichen Marktwaare vergiftet gefunden haben, weil ſie in unverzinnten grünſpanfleckigen Kupfergefäßen geſotten war. (*Th. Schreger.*)

HUMMER, der Theil der Stengen (a. sogleich anzuf. O. j j) unter den Saalings (daſ. x), welcher dicker als der darunter befindliche Theil und gewöhnlich achteckig iſt. In dem nautiſchen Plane von Bd. VIII. dieſer Sect. iſt in Fig. 1 g 2 an den Bramſtengen (y y) der Hummer (tz) unter dem Top oder obern Theile derſelben. Im Hummer iſt entweder ein mit einer Scheibe verſehenes Loch, wodurch das Drayreep fährt, womit die Raaen aufgehißt werden, oder es ſind ein oder zwei Blöcke (a. a. O. unter x) daran befeſtigt, die dazu dienen. (*C. H. Müller.*)

HUMMERGAT, das mit einer Scheibe verſehene Loch im Hummer. (*C. H. Müller.*)

HUMOR (Humoriſten, Humoriſtiſch). Der Humor iſt ein ganz eigenthümliches Capitel der modernen Äſthetik, und hängt, ſoviel beſondre und abweichende Anſichten ſich auch zur Erklärung ſeines Weſens und zur Motivirung des für daſſelbe üblich gewordenen Namens aufſtellen laſſen mögen, doch ſehr genau und entſchieden mit dem allgemeinen Charakter der modernen Bildung und Weltanſchauung zuſammen, deren natürlich hervorgegangener Ausdruck er iſt. Ob die Alten bereits das gehabt und gekannt, was wir heute Humor und humoriſtiſch nennen, dürfte wenigſtens eine intereſſante Frage der Unterſuchung ſein, obwol ſich dieſelbe im Weſentlichen bereits dadurch erledigt, daß wir, wie noch weiter ausgeführt werden ſoll, das Humoriſtiſche als einen eigenthümlichen Ausdruck der modernen Weltanſchauung bezeichneten. Die einfache antike Natur bewegte ſich, ohne großen Kampf innerer Gegenſätze, in jener ſchönen Einheit und Harmonie der Bildung, die von den Griechen am liebſten unter dem umfaſſenden Namen der *μουσική* bezeichnet und erſtrebt wurde, und der Staat umſchloß und befriedigte mit jenem erhabenen und Alles in ſich faſſenden Begriffe der freien Öffentlichkeit, zu der ſich Jegliches herausbildete, auch die beſonderſten innern Bedürfniſſe des Individuums. So war ein Einklang der Lebensbeſtrebung mit den vorhandenen Zuſtänden der Wirklichkeit da, der jeden ernſtern und ſchmerzlichern Conflict des Perſönlichen mit dem Allgemeinen hinderte, indem deren urſprüngliche Neigung, mit einander zu harmoniren, vielmehr die beſtimmteſte Grundlage des antiken Weſens war. Mochte daher auch die kräftige Heiterkeit und Befriedigung aus dem Leben der Alten in unverkümmerter Friſche in ihre Poeſie und Kunſtgebilde übergehen, ſo vermochten ſie doch, im Gebiete des Heitern, bei aller Anmuth ihres Scherzes, bei allem Sinnreichen ihrer Komik, wozu ſie es nur bringen konnten, nichts zu erzeugen, das ein Höheres, als Scherz und Komik geweſen wäre, nämlich Humor, weil dieſer ihrer ganzen Weltanſchauung fremd und fern lag. Nur in der Komödie des Ariſtophanes regte ſich bereits ein unſern heutigen Begriffen von Humor verwandtes Element, und zwar hier auf einer Stufe des Unterganges und Überganges des antiken Lebens, auf der jener Höhepunkt der humoriſtiſchen Anſchauung in der künſtlichen Überlegenheit, welche ſich der Genius des Komikers im Geiſt über ſein entſittlichtes und aus den alten Normen gewichenes Zeitalter gab, erreicht werden konnte; denn in einer ſolchen Zeit beginnt in der That die eigenthümliche Aufgabe und Stellung des Humors für die Welt wie für die Poeſie.

Humor iſt ein künſtlicher Sieg der Geſinnung über den Zwieſpalt des Individuums mit dem Allgemeinen der Weltordnung, er iſt gewiſſermaßen eine burleske Philoſophie. Die Philoſophie, auf rein gedankenmäßigem Wege jene Conflicte des Individuellen und Allgemeinen überwindend, baut mit allem ehrbaren Ernſte der Logik und der ganzen Mühſamkeit einer gewiſſenhaften Conſequenz die Weltharmonie in der Idee auf, welche der Humor, der auf der lächelnden Höhe einer reinen, kindlichen, durch ſich ſelbſt ſieghaften und im gewiſſen Siegesübermuthe ſpielenden und ſcherzenden Geſinnung Alles vermag, auf Einmal wie im Fluge erringt. Gleich der Philoſophie, iſt auch der Humor im Beginne ſeiner Operationen durchaus ein Skeptiker, der an allem durch Autorität Gegebenen zweifelt, aber indem er ſich mit dieſen Zweifeln beluſtigt, indem er ſinnig Gegenſatz gegen Gegenſatz ſpielen läßt, und durch die wunderbare Gewalt ſeiner witzigen Combinationen allem Beſtehenden das Anſehen und die Geltung ſtreitig zu machen droht, hat er doch zugleich unvermerkt auf luftigen Flügeln die Wahrheit auf den Thron gehoben, deren ſtreithafter Verfechter er nur geweſen. Dieſe Feier der Wahrheit, die er in bunten Feſtkleidern veranſtaltet, gibt dem Humor zugleich jederzeit ein durchaus geiſtiges Element, einen geiſtigen Hintergrund, ohne den er niemals auftritt, und wodurch er ſich ſeinem Weſen nach von ſeinen Dienern und Genoſſen, Witz und Laune, unterſcheidet, die nur etwas Untergeordnetes gegen den Humor ſind. Witz und Laune ſind bloße Mittel des Humors, die auch an vereinzelten, zufälligen und äußerlichen Weltbeziehungen ſich einfinden und geübt werden können, wie z. B. der Witz oft blos als Wortwitz, die Laune oft blos als grillenhaftes Moment einer beſondern Charakteranlage erſcheint, während dagegen die ideellere Natur des Humors aus keiner ſolchen Einzelnheit der Verſtandes- oder Charakterrichtung ſich erzeugt, ſondern bei dem Individuum, in dem er hervortritt, immer den ganzen Menſchen ausfüllt und herauskehrt, ſowie in der Weltgegend, die er beleuchtet, einen Überblick des ganzen Himmelsgeſichtskreiſes verräth. So tritt der Humor in dem modernen chriſtlichen Leben, deſſen Weltanſchauung vornehmlich an jenen Zwieſpalt der perſönlichen Freiheit mit der allgemeinen Nothwendigkeit verfallen iſt, als Verſöhner der Gegenſätze hervor, indem er ein künſtliches Reich der Freiheit bildet, das die drückende Luft der Erdatmoſphäre überwunden, und auf ſeiner Höhe die unter ihm liegende Welt von der Vogelperſpective aus betrachtet. Daher hat er bei aller Miene der Überlegenheit, die er annimmt, und bei aller Schärfe des Zerſetzens und Ausſonderns, die er gegen die Theile ausübt, um zum Ganzen zu gelangen, doch zugleich etwas Weiches und kindlich Naives in ſeinem Weſen, das bisweilen ſogar an Sentimentalität grenzen kann, und wodurch er ſich hauptſächlich von der Ironie unterſcheidet, die ſonſt eine ähnliche Aufgabe bis auf gewiſſe Punkte mit ihm gemein hat. Der Humor geht jedoch über die Ironie noch hinaus, und iſt etwas Zu-

nächsten Jahr ein erfreulicher Wirkungskreis. Er ward bei der durch Brambilla eingerichteten medicinisch-chirurgischen Schule in dem Militairhospitale zu Gumpendorf als ordentlicher Professor angestellt. Dort lehrte er Anatomie mit Physiologie verbunden, allgemeine Pathologie und Therapie, und las über Chirurgie in Verbindung mit der Lehre von den Operationen. Zugleich leitete er in einem großen Krankensaale die chirurgische Klinik. Späterhin (1784), als die Anstalt durch drei Professoren erweitert wurde, übernahm Hunczovski blos den Unterricht über die Operationen, die Geburtshülfe, die gerichtliche Semiotik und die Medicinalpolizei. Zum Behufe seiner Vorlesungen schrieb er damals (1785) eine brauchbare Anweisung zu chirurgischen Operationen, welche 1794 die dritte, sehr vermehrte Auflage erlebte. Die Resultate der medicinisch-chirurgischen Beobachtungen, die er auf seinen Reisen durch England und Frankreich, besonders über die Einrichtung der Spitäler angestellt, hatte er bereits 1783 durch den Druck bekannt gemacht. Auch die Ärzte und Heilungsanstalten Italiens lernte er kennen, als er im J. 1791 den Kaiser Leopold II. auf seiner Reise durch jenes Land bis nach Neapel begleitete. In gerechter Anerkennung der unterweges geleisteten Dienste ward er von jenem Monarchen zum kaiserl. königl. Leibchirurgus ernannt. Er starb, nachdem ihm zwei Gattinnen vorangegangen waren, mit denen er, besonders mit der letzten, sehr glücklich gelebt, den 4. April 1798 an den Folgen einer unglücklichen Fingerverletzung, die er sich zehn Wochen vorher bei einer chirurgischen Operation zugezogen [2]). Die Josephinische Akademie ehrte sein Andenken in einer zahlreichen Versammlung ihrer Mitglieder, als sein Freund und College, J. A. Schmidt, ihm eine geistvolle Gedächtnißrede hielt [3]).

Einer wissenschaftlichen Erziehung und besonders seinen Reisen hatte Hunczovski einen seltenen Grad von Bildung zu danken. Eigenthümlich war seinem sanguinischen Temperament ein lebhaftes Interesse für das Schöne aller Art in der Natur und Kunst. Er war ein großer Freund von Mineralien, Gemälden, Kupferstichen, Zeichnungen, Prachtausgaben von alten und neuen Classikern. Nur insofern, als er damit seine Lieblingsneigungen befriedigen konnte, hatte das Geld einen Werth für ihn. Umgeben in seinem Zimmer von zahlreichen Producten der Natur und Kunst schien dies Chaos sein eigentliches Lebenselement zu sein. Er glaubte, der Reiz des Schönen gehe verloren durch eine geordnete Stellung seiner zahlreichen Kunst- und Naturschätze.

Unter den gebildeten Ständen fand er überall Zutritt durch seinen heitern Humor und sein einnehmendes Äußere. In der Jugend war seine Physiognomie schön, im Mannesalter hatte sie etwas Edles. Seine Tracht war einfach, mehr nachlässig als steif und geputzt. Besonders war er in Gesellschaften, wo seiner Witz sein munteres Wesen trieb, eine willkommene Erscheinung. Er hatte sich in jüngern Jahren in lebhafter Unterhaltung mit geist- und phantasiereichen Köpfen hinlänglich geübt, um bedeutende und unbedeutende Erscheinungen im Umgange leicht verbinden, trennen und vergleichen zu können, daß sie interessant wurden oder eine beachtenswerthe Seite darboten. Zum treffendsten Spotte wurde sein Witz in gereizter Stimmung. Er sprach mit vieler Fertigkeit Englisch, Französisch und Italienisch, und konnte durch diese Sprachkenntniß auch in den gemischten Cirkeln der höhern Welt glänzen. So mannichfache Talente verschafften ihm einen ausgebreiteten Umgang mit Personen aus allen Ständen, mit angesehenen Geschäftsmännern, Gelehrten und Künstlern vom ersten Range. Sein moralischer Charakter hatte manche schöne Seiten. Gutmüthigkeit und rege Theilnahme waren ihm in hohem Grad eigen. Unglück, Armuth und körperliche Leiden seiner Mitmenschen rührten ihn tief, und in solchen Stimmungen war er wohlwollend und wohlthätig. Einen schönen Beweis hiervon gab er während seines Aufenthalts in England, als er mit vieler Wärme und Sachkenntniß die Vertheidigung eines Mädchens übernahm, das wegen eines angeschuldigten vorsätzlichen Kindermordes durch einen Criminalproceß zum Tode verurtheilt war [4]). Seinem Geiste fehlte es, besonders in jüngern Jahren, nicht an Feuer und Energie. Doch sich anhaltend mit Einem Stoffe zu beschäftigen, war seine Sache nicht. Überhaupt waren seine Fähigkeiten größer als seine Fertigkeiten. Er suchte gewöhnlich das Neue und Anziehende in der Materie, war aber nicht geübt genug, das Gewohnte so verschieden zu modificiren, daß es für ihn den Reiz der Neuheit behalten hätte. Rastlos strebte sein Geist nach neuen Materialien, aber sie zu verarbeiten fehlte es ihm nicht selten an Kraft. Er hätte, minder zurückgeschreckt durch Hindernisse mannichfacher Art, seine Geistesthätigkeit mehr üben und anstrengen müssen, um sich zu einer psychologischen Freiheit zu erheben. Stets blieb er abhängig von äußern Bestimmungsgründen; innere bestimmten selten seine Thätigkeit. Er war leicht angeregt durch einen glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen, durch eine gute Meinung von Menschen und Dingen, die er eben behandelte. Fast immer leiteten zufällige Ereignisse seine Handlungen. Ohne daß er sie zu lenken wußte, folgte er den Umständen, und ward so oft getäuscht durch Scheinfreuden, niedergebeugt vom Schicksal und von Andern verkannt. Am hervorstechendsten unter seinen Geistesanlagen war offenbar der Scharfsinn. Er entdeckte und verglich selbst versteckte Merkmale der Begriffe; aber ihm fehlte das Vermögen, sie in ihre feinsten Theile zu zerlegen und sich zu dem Urstoff eines Gedankens zu erheben. Der eigentliche Tiefsinn mangelte ihm. Er besaß mehr die Gabe, zu beobachten, als das Talent, sich eine eigne Gedankentheorie zu bilden. Dessenungeachtet war sein Lehrvortrag höchst anziehend durch Reinheit der Sprache und äußern Anstand. Er bediente

2) In Hartenkeil's Salzburger medicinisch-chirurgischer Zeitung (Jun. 1798) findet man eine Beschreibung seiner letzten Krankheit. 3) J. A. Schmidt, Rede zum Andenken des kaiserl. königl. Raths und Professors D. J. Hunczovski (Wien 1798. 4.).

4) S. die nähere Beschreibung jenes Vorfalls in Schlichtegrolls Nekrolog auf das J. 1798. 2. Bd. S. 306—310.

sich keines Hefts, und konnte eine Stunde lang sehr zusammenhängend von einem Gegenstande sprechen. Außer seinem bereits erwähnten Compendium über chirurgische Operationen [5]), verfaßte er nie ordentliche Hefte. „Ich bewahre," sagt Schmidt [6]), „noch ein Fragment von ihm, das er mir zurückließ, als er seine letzte Reise nach Italien machte, und ich seine Stelle ein Vierteljahr vertreten mußte. Er sollte mir seine Schriften übergeben, und er übergab mir unter mehren Bruchstücken eins von fünf Zeilen, wonach ich in drei Vorlesungen die Verrenkungen der obern Gliedmaßen abzuhandeln hatte."

Mit der Literatur seiner Wissenschaft hatte Hunczovski lange gleichen Schritt gehalten. Erst seit dem J. 1790 schien sein Eifer für die Akademie durch manche Irrungen und Misverständnisse erkaltet zu sein. Seitdem las er, obgleich er sie kaufte, wenig neue Schriften. Aber seine reiche Erfahrung ersetzte in seinen Vorlesungen den Mangel einer fortgesetzten Lectüre. Jene Erfahrung hatte ihn auch gelehrt, wie wohlthätig die operative Heilkunst in verzweifelten Fällen wirke, wenn sie mit einer von dem Verstande geleiteten Kühnheit gepaart sei. Als er indessen ein Paar gefährliche Operationen unter höchst bedenklichen Umständen unternahm, ohne, aller Sorgfalt ungeachtet, die Operirten retten zu können, ward er ängstlich und muthlos. Gelähmt war sein früherer Unternehmungsgeist, und wo er konnte, wich er seitdem in zweifelhaften Fällen allen über Leben und Tod entscheidenden Operationen aus. Doch verrichtete er die meisten mit glücklichem Erfolge nach der in seinem Compendium beschriebenen Methode. Auch läßt sich nicht leugnen, daß er alle Eigenschaften besaß, die dem operirenden Arzte nicht fehlen dürfen, einen geübten Gefühlsinn, Gewandtheit, Geistesgegenwart und einen an Kälte grenzenden Gleichmuth. Vieles Zutrauen genoß er auch in der nichtchirurgischen Praxis bei dem großen Publicum in Wien. Er verrieth innige Theilnahme während der Behandlung der Kranken, und ihr Wohl lag ihm sehr am Herzen. Er schien mit sich selbst unzufrieden zu sein bei dem Mislingen einer unternommenen Cur, und wenn diese selbst einem Individuum aus der niedrigsten Volksclasse galt.

In der Literatur erwarb sich Hunczovski, außer den bereits angeführten Schriften [7]), durch die Übersetzung eines Werks von Hamilton [8]) und durch die Herausgabe der Bibliothek der neuesten medicinisch-chirurgischen Literatur [9]), mit seinem Freunde, J. A. Schmidt. Auch war er ein thätiger Mitarbeiter an der wiener Realzeitung und an der jenaischen allgemeinen Literaturzeitung. In spätern Jahren schien seine literärische Betriebsamkeit zu erkalten. Doch würde er, hätte ihn nicht der Tod übereilt, vielleicht noch seine „Erfahrungen in der Chirurgie" und seine „Beobachtungen über die Hospitäler Italiens" zum Drucke befördert haben. Bei aller Gewandtheit im Teutschen, Englischen, Französischen und Italienischen wurde ihm übrigens das Schreiben nicht leicht. Sein Styl genügte ihm selten, und oft vertilgte er aus kritischer Ängstlichkeit das bereits Geschriebene. In seinen für die öffentliche Bekanntmachung geeigneten Urtheilen über Andre war er bescheiden; doch bewahrte er sich eine Unabhängigkeit der Meinung über medicinische und chirurgische Gegenstände. In seinen öffentlichen Verhältnissen erschien er ohne Ausnahme als ein rechtschaffener Mann, der seine Amtspflichten treu erfüllte [10]).

(*Heinr. Döring.*)

HUND; die allgemeine zoologische Charakteristik s. unter Canis; hier nur über das Jagdwissenschaftliche. Der Hund (Canis familiaris *L.*), des Menschen, vorzüglich des Waidmanns, treuester Gefährte und Gehilfe aus dem Thierreiche, gleich ihm auf der ganzen Erde verbreitet und ebenso wahrscheinlich, als sein Herr und Gebieter, mehren Stammvätern entsprossen, oder in Folge von Klima, Lebensart und Erziehung in die mannichfachsten Gestaltungen umgewandelt, mit ihm schon in den ältesten Zeiten einwandernd aus dem fernsten Osten; kurz, ungetrennt und in Verbindung mit dem Menschen allerwärts und allzeitig erscheinend. Die zur Jagd gebräuchlichen Hunde sind:

A. Der Hühnerhund (Vorsteh-Hund, Canis familiaris avicularius). Der Hühnerhund steht unter den Hunden, die der Jäger braucht, oben an; denn es gibt Gegenden, wo, ja es ist eine Zeit, in welcher er dem Waidmann Alles in Allem sein, die Stelle des Schweiß- und Leithundes, des Saufinders ꝛc. vertreten muß. Er ist aber auch so bildsam, daß er sich zu jedem Jagdgebrauche leicht gewöhnen läßt; denn er muß haben und hat auch: Gehorsam, einen scharfen Geruch und den steten Trieb, das Wild aufzuspüren, zu erlauern und zu beschleichen. Er hat einen starken Kopf, eine lange starke Schnauze mit breiter Nase, einen weiten, stark bezähnten Rachen, tief herabhängende Ohren, einen verhältnißmäßig langen Hals, starken Leib mit breiter Brust, muskelkräftige Beine und einen fleischigen, nicht allzulangen Schwanz. Spielarten an Gestalt und Farbe sind häufig; sie entscheiden wenig, Alles aber die Naturanlagen und die Gemüthsart des Hundes.

B. Der Wasserhund (polnischer Hühnerhund, Niederländer, Canis familiaris aquatilis), stammt aus Polen, ist kürzer und gedrungener gebaut als der vorige, hat einen stärkern Kopf, eine kürzere Schnauze, breitere Nase, kürzere Ohren, besonders starke Brust und Beine, und langes krauses Haar, das an den Ohren Zotten und am Schwanz eine Fahne bildet, gewöhnlich

5) Wien 1785. 3. Aufl. Ebend. 1794. 6) S. dessen bereits angeführte Rede. 7) Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften liefert Meusel in seinem Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorb. teutschen Schriftst. 6. Bd. S. 179 fg. 8) R. Hamilton, über die Pflichten der Regimentschirurgen; aus dem Engl. frei übersetzt, und vorzüglich zum Gebrauche der österreichischen Feldchirurgen mit Anmerkungen versehen (Wien 1790). 9) Des 2. Bds. 1—4. St. (Wien 1790—1791), u. des 3. Bds. 1. St. (Ebend. 1791). (Den ersten Band hat ein Anderer herausgegeben.)

10) Vergl. J. A. Schmidt, Rede zum Andenken des kaiserl. königl. Raths und Professors D. J. Hunczovéki (Wien 1798. 4), (im Auszug in der Beilage zu Nr. 64 der medicinisch-chirurgischen Zeitung vom J. 1798. S. 225 fg.). Schlichtegroll, Nekrolog auf das J. 1798. 2. Bd. S. 299 fg. Allgem. literar. Anzeiger. 1800. S. 1980. Meusel a. a. O. 6. Bd. S. 179 fg.

braun und weiß gefleckt, oder getigert ist. Er geht von Natur gern ins Wasser.

C. Der Schweißhund (Pürsch- und Riemenhund, Canis familiaris scoticus). Für den Waldjäger und Pürschgänger der nöthigste Hund, weil er dem Schweiße verwundeten Wildes folgt, und anzeigt, wo selbiges sich befinde. Er ist gewöhnlich von mittler Größe (also zwischen Hühnerhund und Dachshund), mit gestrecktem Kopf und Leibe, starker Schnauze, breiten, tiefhängenden Ohren, mittelmäßigen Beinen, gradem, gefahntem Schwanz und ziemlich langem Haare, das meist gelbroth, braun oder schwarz gefärbt ist.

D. Der Leithund (Canis familiaris venaticus). Dieser zur Aufsuchung des Aufenthalts eines einzelnen Edelhirsches, auch wol Damhirsches und Keilers nöthige Hund, der deshalb mit dem besten Geruchsorgane versehen sein muß, ist von mittler Größe, untersetztem Körperbaue, starker Brust, verhältnißmäßigen Beinen, hat einen starken, herabhängenden Schwanz, kurzen Kopf, mit starker Schnauze und breiter Nase, dicke, breite, tiefhängende Ohren und ein kurzes Haar, das braun, gelblich, weiß, oft auch gefleckt ist. Wird in Teutschland nur noch da gefunden, wo Bestätigungs- und Parforcejagden im Schwange sind.

E. Der Dachshund (Dächsel, Dachsschlieser, Canis familiaris vertagus). Gehört unter die kleinen Hunde und hat die niedrigsten Beine; beides, um zur Dachs- und Fuchsjagd, auch wol zur Biber-, Fischotter- und Kaninchenjagd unter der Erde brauchbar zu sein. Er hat einen dicken Kopf, eine lange, starke Schnauze, ein sehr scharfes Gebiß, breite, hängende Ohren, einen langgestreckten Leib mit etwas gesenktem Rücken, einen abhängenden, dünngespitzten, kaum gekrümmten Schwanz (Otterrutde), kurze aber stämmige Beine, deren vordere stark einwärts gekrümmt, dickzehig und mit langen, scharfen Nägeln bewaffnet sind, dichtes, kurzes, fest anliegendes Haar, an Farbe in der Regel schwarz, nur an den Backen, über den Augen, an der Brust und an den Füßen rothbraun oder dunkel gelbroth gezeichnet. Doch gibt es mancherlei Spielarten in der Farbe.

F. Der Jagdhund (Bracke, Canis familiaris agax). Dieser ist zum Aufsuchen, Verfolgen, Fangen und zum Treiben in die Netze bestimmt, also die älteste Art für den Jagdgebrauch. Ihm sind für diese Zwecke ein schlanker Kopf, hohe Beine, eine gute Nase, tiefe Suche und laute Stimme bei Entdeckung des Wildes nöthig. In der Jägerei unterscheidet man den teutschen, französischen, englischen und polnischen Jagdhund.

a) Der teutsche Jagdhund. Ist fast 3½′ lang, über 1½′ hoch, hat einen starken Kopf mit hoher Stirn, langer Schnauze, breiter Nase, einem in den Ecken belappten und stark bezähnten Rachen, vorliegenden finsterblickenden Augen, breiten und tiefhängenden Ohren; ferner einen starken Hals, schlanken Leib, einen an der Wurzel starken und nach der Spitze hin aufwärts gebogenen Schwanz, hohe Beine mit starken Lenden und Füßen, an denen sich hinten eine Wolfsklaue befindet; endlich glattes kurzes Haar von hell- oder rothbrauner Farbe, oft mit weißen Abzeichen.

b) Der französische Jagdhund (Parforcehund). Ist etwas größer, hat einen länglichen Kopf, eine breite Stirn, lange, hängende Ohren, hohe Hüften und einen langen, gestreckten Leib, ist am Bauche lang- und grobhaarig, von Farbe geschäckt, weiß, mit großen braunen und schwarzen Flecken.

c) Der englische Jagdhund (Fuchshund). Ist kleiner, hat einen dünnern Kopf mit längerer Schnauze und minder tiefhängenden Ohren, schwarzes oder grau und schwarz gesprenkeltes Haar. Er wird in England zur Hauptjagdlust der Briten, zur Fuchshetze, vorzugsweise gebraucht.

d) Der polnische Jagdhund (Waldbracke). Ist größer als der teutsche, überhaupt schwer, stark von Gliedern, sehr lang behangen und hat langes, zuweilen gekräuseltes Haar von wolfsgrauer, fahler oder schwarzer Farbe. Doch trifft man auch geschäckte an.

G. Der Stöberhund (Steinbracke, Canis familiaris irritans). Ist der Jagdhund im verjüngten Maßstabe, in Teutschland schwerlich reine Race, eher Blendling vom Schweiß- und Dachshund oder von diesem und dem Jagdhunde. Rein dagegen scheint die Race des englischen Stöberhundes (Pinscher) zu sein. Dieser hat eine kürzere Schnauze, minder tiefhängende Ohren, die man, wie die gekrümmte Ruthe, gewöhnlich stutzt, dünnere, höhere Beine als der englische Jagdhund. Er ist schwarz oder braun, mit rostfarbenen Extremitäten und Flecken, selten geschäckt. Er jagt, kriecht und geht auch auf den Schweiß.

H. Der Windhund (Canis familiaris grajus). Unstreitig der schönste Hund von Gestalt, aber nicht so gelehrig, zuthätig und treu als die meisten andern Hunde. Er ist überall schlank und schön geformt, groß, gewöhnlich 3½′ hoch und bis zum Schwanze 4½′ lang, hat einen kleinen, hinten erhabenen, in eine spitze, etwas gebogene Schnauze auslaufenden Kopf mit kurzen Lippen, scharfem Gebisse, vorliegenden Ohren. Der Hals ist lang, der Leib schlank, hinten sehr eingezogen, der Rücken erhaben; die Beine sind hoch, mager, mit muskelkräftigen Lenden und starken Zehen; der Schwanz hängt herab, ist lang, dünn zugespitzt und von der Mitte an etwas aufwärts gebogen; das Haar in der Regel kurz und glatt, fahl oder rehfarbig mit weißer Kehlzeichnung, doch oft auch weiß, semmelgelb, grau, braun, schwarz und gefleckt. Glatthaarig heißt der gemeine Windhund, zottig der polnische Windhund, der überall stärker gebaut, herzhafter, in echter Race meist wolfsgrau oder braun und grau geflammt ist, und in Polen oft zur Wolfshetze, in Teutschland auf Hirsche und Sauen gebraucht wird. Das Gesicht ist des Windhundes Hauptsinn.

I. Der Hetzhund (Saupacker, Canis familiaris agitator). Werden in leichte, schwere und mittelmäßige eingetheilt, blos zum Fangen und Halten des Wildes gebraucht und sind, mit Ausnahme des Bullenbeißers, keine Urracen, sondern Blendlinge.

Zu den leichten Hetzhunden rechnet man:

a) Den obgedachten zottigen Windhund.

b) Den irischen Hund (Canis familiaris hibernicus). Dieser stammt wahrscheinlich von der englischen Dogge und vom Windhund. Er hat eine stumpfere Schnauze als dieser, stämmigere Beine, einen ebenso gestreckten Leib, langen und magern Kopf, kurze, halbhängende Ohren, etwas gekrümmten Schwanz, glattes Haar und die Größe der Dogge.

c) Der Kurshund (kurische Hund, Pürschhund; Canis familiaris cursorius). Soll ein Abkömmling des Windhundes und des dänischen Hundes sein. Der Kopf ist lang, die Stirn platt, die Schnauze mittelmäßig stark, die Ohren sind klein und hängend, der Leib ist schlank, die Beine sind hoch und fleischig, das Haar am Halse, Bauch und Schwanz ist etwas länger, die Farbe weiß, mit gelben, grauen und schwarzen Flecken. Den Namen Pürschhund hat er von dem Gebrauche, mit ihm angeschossenes Wild einzuholen. Er ist in Kurland und Preußen heimisch.

Die schweren Hunde sind:

a) Der Bullenbeißer (Bärenhund; Canis familiaris molossus). Ein schwerer, starker, gedrängtleibiger, kurz- und stumpfköpfiger Hund, größer als der Wolf. Die Schnauze ist dick, kurz, etwas aufgeworfen, schlaff und faltenlippig; die Ohren sind klein, herabhängend und werden meist gestutzt; der Hals ist dick, der Leib stark, die Beine sind muskelkräftig und verhältnißmäßig hoch, der Schwanz ist stark, zugespitzt aufwärts und mit der Spitze vorwärts gebogen, das Haar kurz, fahl, gewöhnlich blaß- oder erbsgelb; Ohren und Schnauze sind schwarz. Sein finsteres und boshaftes Wesen macht ihn bei weitem nicht so tüchtig zum Hetzen, als die von ihm gezogenen Blendlinge. Er fängt, hält und würgt Hirsche, Sauen, Bären und Elche.

b) Der englische Hund (Dogge; Canis familiaris anglicus). Noch größer als der vorhergehende, gestreckter an Leib und Schnauze, 3′ hoch bis zum Rücken und 5′ lang. Die Lippen sind schlaff, die Beine, besonders die vordern, stämmig; die Ruthe ist stark, lang, niederhängend, gegen die Spitze etwas in die Höhe gebogen, das Haar kurz, glatt, von Farbe gelb, weiß, oft mannichfach geschäckt. Er soll vom Bullenbeißer und vom großen Bauerhund oder dänischen Hund abstammen. Wird zur Hirsch-, besonders zur Saujagd gebraucht.

c) Der Saurüde (Pommer, pommerscher Rüde, Wolfshund; Canis familiaris suillus). War einst in Teutschland der gewöhnliche Hund zur Sauhetze. Größe und Gestalt ist wie die der großen Schäferhunde in Südfrankreich und Hinterpommern, welche die Viehheerden gegen die Wölfe vertheidigen. Der Kopf ist stark, mit ziemlich flacher Stirn, hinten dicker, vorn spitziger Schnauze, und schmalen, hängenden Ohren. Der Leib ist gestreckt, nach Hinten verdünnt, die Beine sind hoch und muskelkräftig, das Haar ist mehr oder minder lang, am längsten am Bauche, Schwanz und an den Beinen, die Farbe weiß, mit schwarzen Flecken, auch ganz braun oder schwarz.

Zu den Mittelhunden zählt man:

a) Den dänischen Blendling (Canis familiaris danicus). Wird für den besten Hetzhund geachtet, ist 2½′ hoch und 4′ lang, hat einen kleinen, von der Wurzel an aufwärts gezogenen Schwanz. Abstammung: von dem englischen Hund und dem Windhunde; wenigstens haben Kopf, Leib und Glieder von beiden verhältnißmäßig Gestalt und Stärke. Der Kopf ist lang und läuft in eine starke, an der Spitze etwas gebogene, Schnauze aus, der Leib stark, hinten etwas eingezogen; Brust und Keulen sind stark und die Beine fleischig. Farbe: weiß, braun und grau gefleckt, stichelhaarig, gestreift und getigert. Sie bekommen oft Glasaugen.

b) Der pommersche Blendling (Canis familiaris suillus spurius). Da dieser Hund von einem englischen Hund und von einer pommerschen Rüde abstammt, so hat er auch die mittlere Gestalt zwischen beiden. Man lobt ihn gleich dem vorigen.

c) Der große Bauerhund (Canis familiaris domesticus). Dieser Hund, den man gewöhnlich aus den Wolfsgegenden Südfrankreichs unter dem Namen des französischen Schäferhundes erhält, ist fast so hoch und lang als ein Bullenbeißer, hat einen langen Kopf, eine flache Stirn, starke Schnauze, kleine, halbhängende Ohren, einen starken, gestreckten Leib, hohe, fleischige Beine, einen halbzirkelförmig gekrümmten Schwanz, an Kehle, Hals, Bauch und Schenkeln längeres Haar als am übrigen Leibe, und eine weiße Farbe, mit grauen, schwarzen oder braunen Flecken, wobei zuweilen die Fleckenfarbe Grundfarbe wird, oder beide gemischt sind.

K. Der Saufinder (Saubeller, Canis familiaris aprinus). Ist eine reine Race; man hat deren groß und klein; diese stellen und verbellen nur die Sauen in Dickichten, jene verfolgen und packen sie auch. Beide Arten stammen vom gemeinen Schäferhunde (Canis familiaris pommeranus) ab, haben also eine gestreckte Schnauze, ganz zugespitzte oder nur an der Spitze hängende Ohren, eine sehr gekrümmte Ruthe, sind meist zottig oder stachelhaarig. Aus einer Mischung leichter oder mittler Hetzhunde entsprossen, haben sie die Gestaltmischung derselben. Die Farbe wechselt unter grau, braun, schwarz und geschäckt.

L. Der Pudel (Wasserhund, Canis familiaris aquaticus). Der gelehrigste und treueste Hund, zu allen Jagdverrichtungen, außer dem Hetzen, brauchbar. Er steht vor, geht auf den Schweiß, ist bei der Wasserjagd ohne große Mühe anwendbar. Mit Unrecht hält der Zunftjäger es unter seiner Würde, ihn zu gebrauchen. Für den Federschützen ist ein wohldressirter Pudel unbezahlbar und in mancher Hinsicht dem Hühnerhunde weit vorzuziehen. Referent hatte vor 20 Jahren einen solchen und hat seitdem die Überzeugung gewonnen, daß es schwer halten dürfte, unter den besten Hühnerhunden an Gehorsam, Sicherheit in der Arbeit, guter Suche und Ausdauer seines Gleichen zu finden. Des Pudels Gestalt ꝛc. zu beschreiben, dürfte überflüssig sein.

Unter den vielen merkwürdigen Eigenschaften der Hunde steht der außerordentlich feine Geruch oben an; eigenthümlich sind überdies: das Bellen, unter dem ge-

mäßigten Himmelsstrich am ausgebildetsten, in der heißen und kalten Zone mehr oder minder verschwindend; ferner das behagliche Wälzen auf allem Aase; endlich eine Wachsamkeit sonder Gleichen. (*Benicken.*)

Im Mythos der Perser spielt der Hund eine bedeutende Rolle. Seine Schöpfung, Gestalt, Eigenthümlichkeit und Wichtigkeit für den Schutz der Heerden spricht er deutlich aus. Ormuzd und Ahriman, die zwei Hauptgegensätze im Parsismus, spiegeln sich gleichsam im Hund und Wolf ab. Den ursprünglich nomadisch lebenden Persern gewährte der Hund durch seine Wachsamkeit und Feindschaft gegen den Wolf Schutz für ihre Heerden; daher die Schonung und Verehrung desselben. Der Mord eines brauchbaren Hundes und einer tragenden Hündin zog den Tod nach sich. Er galt ihnen als das vornehmste und wichtigste Thier der Erde. Nur der Mensch steht über ihm. Gegen Ahriman, alle böse Erdmächte, die von tausend Seiten her eindringen, stellt er sich in jeder Mitternacht, d. h. zu jeder Zeit, wo der Mensch sein Eigenthum nicht bewacht, den Feind nicht einmal sehen kann; darin besteht sein Werth. Er schützt die Heerde gegen reißende Thiere, ahnt mit seiner Spürkraft das Fremde, fällt die Räuber an, sichert die Straßen und unterhält das Band der Völker. Tausend Riemenstreiche dem, der einen nützlichen Hund beschädigt, der Tod dem, der ihn grausam mordet. Über die Eigenschaften des Hundes spricht Zoroaster sehr ausführlich, und preist ihn als den Inbegriff aller Vollkommenheiten, die an Menschen und Thieren zu finden sind [1]). Es ist reiner Naturdienst, Verehrung aller einzelnen Naturkörper, die sich darin offenbart. Er pflanzte sich nach Ägypten über und wurde da symbolisch, wie er es bei der gestiegenen Bildung unter den Persern ward. Vergl. auch Hermanubis, Hermes und Thiercult.

Zu den Reinigungsgebräuchen des alten Zendvolkes gehörte es, an das Lager des Leichnams einen Hund und einen Hahn (Kehrkas), welcher an der Stelle des himmlischen Hahns (Hufraschmodads), eines Planeten, mit seiner starken Stimme zum Gebete weckt und ebenso wacker gegen Ahriman steht, zu bringen, damit sie ihn anschauen und durch ihren Blick den bösen Geist, Devs Nesosch, der den Todten eingenommen hat, verscheuchen. So verunreinigt der Körper diejenigen nicht, welche ihn mit bedeckten Händen waschen und die trockenen, von allem Fleisch und Flüssigen freien, reinen Knochen in alte Kleider hüllen und in einer besondern, mit Steinen eingefaßten Grube aufbewahren. Hier erscheint der Hund als Abbild des Hundsterns, welchen Ormuzd geschaffen hatte zum φύλακα καὶ προόπτην [2]). Er führt heilige Seelen, die Gutes gethan haben, unter dem Schutze des Hundes und mit Glanze bedeckt, zur Brücke Tschinerad, und heißt Suro, Σείριος. Dem Sterbenden ist das Anschauen des Hundes (Sagdid) ein hoffnungsvolles Bild des ewigen Schutzes gegen das Böse, des Sieges alles Guten, der seligen Unsterblichkeit. Auch dem sterbenden Mithrasstiere steht der tröstende Hund zur Seite [3]). Den heutigen Persern weissagen der Hund und die Raubvögel das künftige Loos ihrer Todten. Sie halten es für Vorbedeutung eines glücklichen, wenn jener zuerst nach dem Brode giert, welches in dem Munde des Verstorbenen steckt, und wenn diese den ersten Angriff auf das rechte Auge machen. Elend aber ist sein Loos, wenn der Hund sich gar nicht an den Leichnam wagt und die Vögel auf das linke Auge fallen [4]).

Von Persien erbte Ägypten, von diesem Griechenland und Rom die Verehrung des Hundes in verschiedenen Beziehungen. Daß er Hermes begleitet, ist bekannt. Als man noch das Sonnenjahr nicht kannte und noch mit den Versuchen, ein solches zu entdecken und festzustellen, umging, war Hermes der Vertraute der Isis und ihr Begleiter, und als Osiris den ersten Zug um die Welt wagte, ließ er seiner Gemahlin diesen Freund zurück. Sein Symbol, der Hund, war von ihr unzertrennlich. Die Beobachtungen waren, so lange man an der Entdeckung und Berichtigung des Jahres arbeitete, vornehmlich auf den Mond gerichtet, um aus demselben die möglich genaueste Bestimmung des Zeitmaßes auszumitteln. Von dieser Zeit an war der Hund der Wächter der Mondgöttin und ihr Gefährte, der sie in Ägypten nimmer verließ. Nur in Griechenland, wo man Demeter (Isis) der Aufsicht über den Mond entband, wurde er ihr ungetreu, und schloß sich dafür an Artemis, ihre Tochter, an, die dafür ihre geliebte Katze verlor. Durch diese Versetzung wurde der geschäftigen Einbildungskraft Stoff zu neuen Zusammensetzungen geboten. Von dem Hunde begleitet erkannte man sie, wie auch an ihrer Kleidung, als Jägerin, wozu ihr nachtwandelndes Leben sich eignete. Der Hund suchte das Lager des Wildes auf. Nicht so traulich erscheint er in Hekate's Gesellschaft, der unterweltlichen Göttin, an deren Seite er dreiköpfig einhergeht, ein schreckbares Ungeheuer, welches die Thore der Unterwelt bewahrt [5]). Am 30. jedes Monats veranstaltete der Grieche ihr Sühnopfer und Reinigungsfeste, an welchen junge Hunde geopfert wurden. Was davon übrig blieb, legte man auf Kreuzwege, und mit Begierde fielen Arme darüber her [6]). Nur daran erinnern wollen wir, daß zwei Hunde bei den beiden Gleichungen Wache halten, einer am Eingang in das Unterreich, der andere am Ausgang aus demselben, und ein dritter im Abgrunde selbst neben dem Sonnenschiffe, welcher durch seinen Morgenaufgang den Ägyptern die letzte Ergänzung des Sonnenjahres verrieth. Aus ihrer Zusammensetzung muß die Gestalt hervorgehen, die wir bald neben Hekate sehen, bald an Aidoneus' Throne, bald ruhig zu Persephone's Füßen oder mit auffahrendem Ungestüme schreckend die Schatten der Ankömmlinge in der Unterwelt. Nur dem Hermes als Seelenführer stand die

1) Rhode, Die heilige Sage und das ganze Religionssystem der Baktrer ꝛc. S. 309. 2) *Plutarch.* de Is. c. 47. 3) Creuzer, Symbol. 1. Th. S. 751. 2. Ausg. 4) Meiners, Allgem. krit. Gesch. d. Rel. 1. Th. S. 217. 5) *Sophocl.* Trach. 1098. *Euripid.* Herc. fur. p. 612, 1282. 6) *Heindorf* zu *Horat.* Serm. 1, 35, 181. *Hemsterhuis* zu *Lucian.* Dial. Mort. 11. p. 399. ed. Bip.

Geschlecht dauerhaft fort, und erwarb sich das Rittergut Siebenhufen bei Görlitz. Einer seiner Söhne, Friedrich Ludwig (geb. 1670, gest. 1740) zu Ebersbach, zeichnete sich als kursächs. Oberst in allen damaligen Feldzügen in Teutschland, Polen, Ungern und den Niederlanden vortheihaft aus. Dessen Enkel, Christian Ludwig (geb. 1749), war ebenfalls königl. sächs. Oberst, und seine Nachkommen sind wahrscheinlich diejenigen, die sich noch in königl. sächs. Kriegsdiensten befinden. Das Wappen: Im blauen Feld ein silberfarbiger Hund, mit goldenem Halsband und Ring; auf dem Helme rechts sieben oder neun gefüllte rothe Nelken an langen grünen Stengeln, welche, jeder zu beiden Seiten, einige grüne Blätter haben. Die mittelste dieser Blumen steht grade in die Höhe; die übrigen neigen sich zu den Seiten und bilden dadurch gleichsam einen halben Zirkel; auf dem Helme links, zwischen zwei Büffelshörnern, eine schrägrechts gelehnte Leiter von sieben Sprossen, und oben an den Leiterbalken krumme Haken.

(*Albert Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

Hund von Altenstein, s. Hund von Wenkheim; **Hund von Holzhausen** und **Hund von Kirchberg**, s. Hund.

HUND von Lautterbach, ein seit 1703 gräfliches Geschlecht, welches seinen Beinamen vom Schlosse Lautterbach im Königreiche Baiern führt. Hans Hund erscheint schon in der Mitte des 14. Jahrh. in Urkunden. Einer seiner Nachkommen, Wilhelm H., war mit Barbara Dachau verheirathet. Mit dessen Urenkeln, Engelmann und Albert, theilte sich das Geschlecht in zwei Linien. Albert hinterließ einen Sohn, Georg, welcher im J. 1529 in der von den Türken belagerten Stadt Wien sich so tapfer hielt, daß er zum Ritter geschlagen wurde. Von seiner Frau, Barbara Rehlinger aus Augsburg, hinterließ letzterer Wiguleus III., der sich vorzüglich durch das bairische Stammbuch (Ingolst. 1581 u. 1598. 2 Bde. in Fol.) und mehre andere historische Schriften ausgezeichnet hat *). In dem nicht herausgegebenen dritten Bde. des Stammbuches (Manuscript der königl. bair. Bibliothek zu München) hat er mit einigen Worten seine Lebensschicksale aufgezeichnet. Darnach war er 1514 geboren, ging in Augsburg zur Schule, wo Konrad Rehlingers Hausfrau (Witwe des Jakob Fugger), seine Muhme, lebte, und wo er mit dem nachher berühmten Vicekanzler Selden Freundschaft schloß. Im J. 1530 kam er unter der Aufsicht des Johannes Agrikola nach Ingolstadt, besuchte 1535 die hohe Schule zu Bologna, mit Unterstützung der Rehlingischen Familie, wurde 1537 Professor der Rechte in Ingolstadt und 1540 Hofrath in München, wo er mit dem Vermögen seiner ersten Gattin, einer Witwe des Hofraths Schwab, geb. Kemmater, die Hofmark Sulzemos erkaufte. Im J. 1548 wurde er vom bairischen Kreise zum Kammergerichte nach Speier präsentirt, ging aber an die Stelle eines niederbairischen Kanzlers zu Landshut 1551 in sein Vaterland zurück, hielt sich meist in München auf, wurde seit 1552 aber bleibend für diese Stadt selbst bestellt, und schloß 1553 Namens Baiern den heidelberger Bund mit ab. Im J. 1555 erhielt er die Pflege Dachau, und vom Domcapitel zu Augsburg die Propstei Geißenhausen. Er verheirathete sich zum zweiten Male 1554 mit einem Hoffräulein, Anastasia von Frauenberg, die 1569 in ihrem zwölften Wochenbette verschied. Im J. 1570 entschloß er sich, eine betagte ehrliche Jungfrau, „die ihm nützer, als eine junge sei," Ursula von Pienzenau, zu ehelichen, mit der er im kleinen Thun Beilager gehalten. Er starb den 18. Febr. 1588 als geheimer Rathspräsident zu München, und liegt dort in der Franziskanerkirche begraben. Unter seinen Kindern waren vier Söhne, die sich in seine Güter Sulzemos, Leuting und Steinau theilten und sich verheiratheten. Aber nur Wiguleus IV., der die Herrschaft Adelshausen erwarb, und 1618 bei diesem Schloß eine besondere Wallfahrtskapelle, Maria-Stein, erbaute, hatte Kinder; doch auch mit dessen Urenkel, Christoph Ferdinand, erlosch 1688 diese Linie. Engelmann H. (gest. 1520), Landrichter zu Dachau, ist Stifter der noch jetzt blühenden Linie der Grafen Hund von Lautterbach. Im J. 1681 erhielt der kurbairische Kammerherr Franz Servatius Maximilian von dem Kurfürsten Max Emanuel die freiherrliche und am 1. Mai 1703 die gräfliche Würde. Sein Enkel, Maximilian (geb. 1771) H. zu Lautterbach und Weigertshofen, königl. bairischer Kammerherr und adeliger Stallmeister, ist das Haupt dieses Geschlechts. Das Wappen: Ein vierfach getheiltes Schild; das erste und vierte rothe Feld mit zwei silbernen und schwarz dreifach quergetheilten Adlerflügeln. Das zweite und dritte silberne Feld rothe Mauerspitzen. Auf dem rechten Helm ein rother Mannsrumpf mit den im Wappen angeführten Flügeln; auf dem linken eine rothe silberverbrämte ungrische Mütze, deren Spitze mit drei roth und silbernen Straußfedern geschmückt ist.

(*Albert Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HUND von Saulheim, ein altes rheinisches, sehr ausgebreitetes, nun ausgestorbenes Rittergeschlecht, das zur Unterscheidung von dem gemeinschaftlichen Stammnamen Saulheim sich Erlenhaupt, Hirt, Hund, Mok und Selten nannte. Saulheim war ein berühmtes Gau-

*) Der erste Theil des bair. Stammbuches wurde 1598 zu München (nicht zu Ingolstadt) wieder aufgelegt, der zweite scheint nur ein neues Titelblatt erhalten zu haben. Seine andern Schriften sind: Metropolis Salisburgensis continens primordia christianae relig. per Bojariam et loca quaedam vicina etc. (Ingolst. 1582. fol.), fortgesetzt und mit zwei Theilen vermehrt von Christoph Gewold (München 1620. 3 Bde. Fol.); Anmerkungen zur Erläuterung teutscher und lateinischer Urkunden und anderer bairischer Historien u. Alterthümer (im zweiten Theile des Stammbuches). Finauer hat diesen Auszug dem zweiten Theile seiner Bibliothek zum Gebrauche der bairischen Geschichte einverleibt. Eine von ihm verfaßte fürstlich-pfälzische und bairische Genealogie nebst andern zur pfalzbairischen Geschichte gehörigen Sachen wurde erst 1632 zu Augsburg in Fol. gedruckt; die Handschrift davon befindet sich in der Ebnerschen Bibliothek zu Nürnberg (*Murr*, Memorab. Bibl. Norimb. P. II. p. 63). Eine Genealogie der Herzoge in Baiern, und geograph. polit. Beschreibung von Baiern, liegt noch im Manuscripte. Vergl. Kobold, Baier. Gelehrten-Lexikon. S. 347. Vorzüglich Joh. Tob. Köhler, Leben und Schriften Wigul. Hunds (Göttingen 1750. 4.), und in S. W. Otter, Histor. Bibl. 2. Th. S. 225. (*Rotermund.*)

erbenhaus und hatte ein kaiserl. freies Rittergericht, wie die pfälzischen Burgen zu Oppenheim und Alzei. Werner Hund von Saulheim, Ritter zu Oppenheim, stiftete für sich und seine verstorbene Frau von einigen Korngülten zu Oppenheim ein Seelengeräth in dem Antoniterkloster daselbst (1300), und hinterließ einen Sohn, Hermann I. H. v. S., der als Burgmann zu Oppenheim mit den übrigen Burgmännern das Patronatrecht daselbst, welches sie von Nassau zu Lehen trugen, im J. 1314 ausübte. Hermanns Schwester, Adelheid, war an Gerhard von Kramburg verheirathet. Von seinen Söhnen, Hermann II. und Wilhelm I., pflanzte letzterer das Geschlecht fort. Ersterer wurde Geistlicher (1371) und starb 1389. Wilhelms Söhne, Arnold, Peter und Jakob H. v. S., kommen 1429 als Burgmänner zu Alzei vor; nur der mittlere war verheirathet. Mit Friedrich I. und Hermann VI. theilt sich im Anfange des 16. Jahrh. das Geschlecht in zwei Linien. Hermann VI. H. v. S., Burgmann zu Kreuznach, erzeugt mit Barbara von der Hauben drei Söhne: Georg, der als teutscher Ordenscomthur zu Frankfurt 1560 starb; dann Friedrich II. und Johann, welche sich verheiratheten und Kinder hinterließen. Von Friedrichs II. Söhnen wurde Johann Friedrich H. v. S. im J. 1612 zum Johannitermeister und Großprior der teutschen Lande erwählt (starb 1635), und Wilhelm starb als Domherr zu Mainz und Speier 1598; Georg dagegen, Christoph und Eberhard waren verheirathet. Doch erloschen mit ihren Töchtern diese beiden Linien auch wieder. Dietrich I. H. v. S., Burgmann zu Odernheim, hinterließ Jakob II. und Friedrich III., Gewaltsbott zu Mainz. Von ihnen geht ebenfalls eine Theilung in zwei Linien aus. Die erstere davon starb mit dessen Enkeln, Johann Philipp, Domherrn zu Mainz, Johann Reinhard, Domdechanten zu Speier, und Adolf, Domherrn zu Würzburg und Dompropst zu Mainz während des dreißigjährigen Krieges aus; die letztere aber erst mit dessen Urenkeln, Johann, Domherrn zu Worms und Würzburg, und Adolf, teutschem Herrn, im Anfange des 18. Jahrhunderts. Das Wappen: Im silbernen Felde drei rothe wachsende Monde, in deren Mitte ein schwarzer sechseckiger Stern; auf dem Helm ein liegender halber Mond, woraus sieben Hahnenfedern wachsen.

(*Albert Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HUND von Wenkheim, ein altes fränkisches Geschlecht, welches in der Grafschaft Wertheim den wenkheimischen Grund, worin das Stammhaus Wenkheim und das Dorf Steinbach liegt, als ein würzburgisches und wertheimisches Lehen besaß. Die Schlösser Homburg am Main oberhalb Wertheim und Grünsfeld bei Bischofsheim erhielt es von den Bischöfen von Würzburg als Pfandschaften, und eine Linie nannte sich sogar davon. Dadurch erwarb es sich mehre Güter, Zinsen und Zehnten bei diesen später wieder eingelösten Schlössern, die mit ihren Zubehörungen würzburgische Oberämter waren. [illegible]hrh. nannte sich dieses Geschlecht blos Wenk[illegible]den Beinamen Hund; dieser scheint später, [illegible]ach dem Wappen angenommen zu sein, um [illegible]nennung nach den Schlössern ein Zeichen gemeinschaftlicher Abkunft zu sein. Hermann von Wenkheim tritt 1291 als einer der Zeugen auf, welche die Schenkung eines Zehntens an das Kloster Langheim durch den Grafen Konrad von Wildberg bestätigen. Wahrscheinlich ist er der nämliche, welcher als Ritter unter den Zeugen 1315 vorkommt, in deren Beisein Graf Bertold von Henneberg an den Johanniterorden den Burgstadel sammt Vorwerk zu Kühndorf um 400 Mark Silber verkaufte. Der Orden besaß schon das Schloß Kühndorf, und des Grafen Bertolds zweiter Bruder, auch Bertold genannt, war Comthur daselbst. Dieser Hermann wurde mit Albrecht von Bartorf von dem Grafen Bertold von Henneberg-Schleusingen und dem Grafen Heinrich von Henneberg-Aschа zum Schiedsrichter erwählt, wegen der Lehen und Gerichte zu Sulzfeld unterm Wildberg (am 29. Jan. 1320). In dem hennebergischen Lehensverzeichnisse des Grafen Bertold von Henneberg vom J. 1317 trugen die Brüder Hermann, Heinrich und Richolf von Wenkheim folgende Güter von demselben zu Lehen: die Dörfer und Voigteien zu Waldsassen und Heynbuchen nebst zwei Theilen des Zehnten daselbst und zu Hausen, die Vorwerke zu Sulzfeld, Großbartorf, Tundorf, Lauringen und eine Mühle zu Schonungen. Hermann für sich allein: das Dorf Rudenhausen, ein Burggut zu Niederlauringen, den Knoblauchzehnten und drei Gärten daselbst; desgleichen Gülten und Land zu Bartorf, Wildberg und Baunach. Heinrich für sich allein: die Zehnten zu Owelin und Oberlauringen nebst einer Mühle und einem Weinberge daselbst, die Vorwerke zu Sulzfeld, Lyntach und Königshofen, wie auch 50 Malter Hafer und 50 Hühner zu Bedheim. Richolf für sich allein: die Zehnten zu Richalmshausen, Gochsheim, Attenhausen und Hessebach, Gülten zu einem Burggute zu Eberhardtshausen und Schweinfurt, und Alles, was er zu Schwanfeld besitzt. Die Brüder Konrad, Hans, Dietrich und Heinrich (1308 als teutscher Ordenscomthur erwähnt), die unter dem Beinamen Hund von Wenkheim 1303 vorkommen, besaßen die Dörfer Ober- und Untereuerheim, zwischen Wonfurt und Schweinfurt, die jetzt den Grafen von Schönborn gehören, und den Zehnten in dem dabei liegenden Grettstadt. Konrad H. v. W. hatte wahrscheinlich Heinrich II. und Richolf II. zu Söhnen. Dieser Heinrich II., Edelknecht, kommt 1350 als Schiedsrichter zwischen Eberhard von Wittstadt und dessen Söhnen mit dem Kloster Gerlachsheim vor, worin erstere ihre Ansprüche auf die Güter ihrer Muhme, Agnes Stolz, zu Gunsten des Klosters aufgeben. Richolf II., Ritter, war 1355 mit Konrad von Heßberg von dem Grafen Johann von Henneberg ernannt, den Vertrag zwischen ihm und dem Markgrafen Friedrich von Meißen abzuschließen. Der dritte Bruder, Hans I. H., welcher mit Agnes von Randsacker Hans II., Adam und Dietrich II. erzeugt hatte, erhielt das Schloß und Amt Grünsfeld als Pfandschaft von dem Bischofe von Würzburg, nahm davon den Beinamen an und stiftete eine besondere Linie; 1346 wird er schon als todt erwähnt. Der Sohn, Hans II., bekam 1404 das Schloß und Dorf Ingolstadt, als eine würzburgische Pfandschaft, da-

her er Grünsfeld seinem Bruder Dietrich II. überließ. Obgleich er zwei Söhne, Hans III. und Leonhard, und eine Tochter, die an Eberhard Sturmfeder verheirathet war, hinterließ, so erlosch doch diese Seitenlinie und die Pfandschaft ging auf den Tochtermann über. Dietrich II. H. v. Grünsfeld erwarb sich von dem Grafen von Wenkheim das Schloß Homburg am Main, wahrscheinlich als Pfandschaft. Er und seines verstorbenen Bruders Adams Söhne, Dietrich III. und Adam II., errichteten 1430 mit dem Pfalzgrafen Otto einen Burgfrieden auf dem Schlosse Homburg. Diese beiden Letztern erhielten nach Absterben Ulrichs von Dörzbach ein Drittheil vom Schloß und Gerichte Dörzbach, als den Antheil ihrer Mutter, und wurden 1445 von dem edlen Herrn Konrad, Erbschenken zu Limburg, wieder damit beliehen. Ihre Schwester, Elisabeth, verheirathet an einen von Vellberg, stiftete im J. 1428 ein ewiges Licht im Kloster Gerlachsheim. Mit ihren Brüdern scheint dieser Ast zu Grünsfeld erloschen zu sein. In welchem verwandtschaftlichen Grade Butze, der Ritter, war, und Lutze, welche 1359 die Anwartschaft auf 90 Pfund Heller jährliche Gülte zu Hildburghausen hatte, die der Burggraf Albrecht von Nürnberg an den Voigt zu Sonneberg, Dietrich Schott, um 600 Pfund Heller versetzte, mit den andern aus diesem Geschlechte Genannten standen, ist nicht zu bestimmen. Einer von den beiden hatte Dietrich IV. und Hans IV. H. v. u. z. W. zu Söhnen, die in Urkunden mit dem Beinamen „die Alten" vorkommen. Dietrich IV. vertrug 1385 Götz-Schetzel wegen der Gült auf seinen Hof zu Üttingen mit dem Kloster Holzkirchen. In seinem Testamente vom J. 1401 legirte er zwei Malter Korngülten von seinen Gütern zu einem Jahrgedächtniß an das Kloster Gerlachsheim, worin seine Schwester 1419 zur Meisterin erwählt wurde. Hans IV. besaß das Dorf Dietwar bei Bischofsheim an der Tauber 1380, und hinterließ zwei Söhne, Hans V. und Adam III. Letzterer, der bei der Theilung Dietwar bekam, hatte auch einen Antheil an dem Schlosse Dornburg, weswegen er mit Kunz von Wittstadt in Streitigkeiten gerieth, die aber von Ludwig von Sickingen 1425 beigelegt wurden. Hans V., welcher mit Würzburg wegen seiner Besitzungen 1412 einen Vertrag abschloß, erwarb 1414 das Schloß und Dorf Steinbach unweit Wenkheim, von dem Erzbischofe zu Magdeburg um 1000 Goldgülden. Seine Söhne waren: Friedrich, Kanonikus zu St. Stephan in Bamberg, und Eberhard, der mit Anna Zobel von Altertheim verheirathet war, und Georg I. und Andreas hinterließ. Eberhard wurde 1438 von Würzburg und 1436 von Wertheim mit Wenkheim belehnt. Georg I. und Andreas, alle beide verheirathet; der erstere mit Margaretha von Züllnhard und der zweite mit Margaretha von Würzburg. Nur Ersterer pflanzte den Stamm mit fünf Söhnen: Ruprecht, Hans VI., Leonhard II., Burkhard und Georg II. fort, wovon Hans VI. und Georg II. Urheber zweier Linien waren. Georg II., H. v. W., erhielt in der brüderlichen Theilung ein Drittheil von Wenkheim und erwarb sich das Rittergut Bockstadt. Mit den Grafen Hans und Wilhelm von Wertheim hatten sie wegen mancherlei Gerechtsame, vorzüglich wegen der Jagd, große Streitigkeiten, die endlich der Kaiser Friedrich 1472 zu ihren Gunsten entscheiden ließ. Seine Kinder waren Seifried, Domherr zu Mainz († 1548), Veronika, Äbtissin zu Kitzingen († 1544) und Georg III., welcher mit Anna von Harheim Hans Jakob, fürstl. bambergischen Kämmerer, und Martin erzeugte, die von ihren Vettern, den Hunden zu Altenstein, die andere Hälfte von Wenkheim erwarben. Mit Hans Jakobs Enkel, Heinrich Alexander H. v. u. z. W., der von seiner Frau, Regina von Herda zu Brandenburg, nur drei Töchter hinterließ, erlosch die Hauptlinie zu Wenkheim. Würzburg und Löwenstein zogen ihre Lehen ein, woraus ein doppelter Proceß entstand, indem die Tochtermänner, Philipp Christoph von und zu Adelsheim, Johann von Leubelfing zu Gartshofen, und Ludwig Gremp von Freudenstein das Mannlehen der Güter leugneten, welches auch schon der Schwiegervater beim würzburger Lehenhof im J. 1624, vorzüglich den wertheimer Lehensverband nicht geständig, angezeigt hatte, und die Linie von Wenkheim zu Altenstein als nächste Agnaten die Erbfolge verlangten. Der dreißigjährige Krieg, und der Umstand, daß alle Prätendenten der augsburgischen Confession zugethan waren, ist wahrscheinlich Schuld, daß man das Lehenversäumniß der altensteiner Linie bei der letzten Muthung mit Einziehung des Lehens bestrafte. Da die Tochtermänner, wovon die beiden ersten in schwedischen Diensten als Rittmeister und Oberster 1648 standen, kinderlos starben, so stand auch von dieser Seite kein Hinderniß im Wege, die Besitzergreifung der Lehenhöfe streitig zu machen.

Die Linie zu Altenstein. Hans H. v. W. war Rath und Landvoigt bei dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, mit dem er am 19. Mai 1493 nach dem gelobten Lande zog, und wurde mit dem Kurfürsten vom Ritter Heinrich von Schaumburg, der mit in dem Gefolge und schon früher in Jerusalem war, zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen. Bei seiner Zurückkunft belieh 1496 der Kurfürst diesen treuen Diener mit dem Schloß und Gericht Altenstein am Thüringerwalde, welches aus dem Marktflecken Schweinau, den Dörfern Steinbach, Gumpelstadt, Waldfisch und einigen Höfen bestand. Da sein Sohn Wolf unbeerbt starb, gab der Kurfürst das Schloß an Hansens Bruder, Burkard, der ebenfalls die Stelle eines heimlichen Rathes und Statthalters von Gotha bekleidete. Dieser war es, der vom Kurfürsten mit Kaspar von Berlepsch, Schloßhauptmanne zu Wartburg, den Auftrag erhielt, den vom Reichstag in Worms zurückkehrenden D. Martin Luther aufzuheben und ihn zur Sicherung vor dessen Feinden nach der Wartburg zu bringen, welches auch am 20. Mai 1520 unweit des Schlosses Altenstein im Walde vollführt wurde. Burkard H. v. W. erkaufte nach Aussterben der Herren von Willprechtsroda das nicht weit davon entfernt liegende Schloß und Gericht Willprechtsroda mit seinen Zubehörungen. Von seiner Frau, Elisabeth von Wangenheim, hinterließ er einen Sohn, Bartholomäus, der, mit Margaretha Rüd von Kollenberg verheirathet, sechs Söhne

erbenhaus und hatte ein kaiserl. freies Rittergericht, wie die pfälzischen Burgen zu Oppenheim und Alzei. Werner Hund von Saulheim, Ritter zu Oppenheim, stiftete für sich und seine verstorbene Frau von einigen Korngülten zu Oppenheim ein Seelengeräth in dem Antoniterkloster daselbst (1300), und hinterließ einen Sohn, Hermann I. H. v. S., der als Burgmann zu Oppenheim mit den übrigen Burgmännern das Patronatrecht daselbst, welches sie von Nassau zu Lehen trugen, im J. 1314 ausübte. Hermanns Schwester, Adelheid, war an Gerhard von Kramburg verheirathet. Von seinen Söhnen, Hermann II. und Wilhelm I., pflanzte letzterer das Geschlecht fort. Ersterer wurde Geistlicher (1371) und starb 1389. Wilhelms Söhne, Arnold, Peter und Jakob H. v. S., kommen 1429 als Burgmänner zu Alzei vor; nur der mittlere war verheirathet. Mit Friedrich I. und Hermann VI. theilt sich im Anfange des 16. Jahrh. das Geschlecht in zwei Linien. Hermann VI. H. v. S., Burgmann zu Kreuznach, erzeugt mit Barbara von der Hauben drei Söhne: Georg, der als teutscher Ordenscomthur zu Frankfurt 1560 starb; dann Friedrich II. und Johann, welche sich verheiratheten und Kinder hinterließen. Von Friedrichs II. Söhnen wurde Johann Friedrich H. v. S. im J. 1612 zum Johannitermeister und Großprior der teutschen Lande erwählt (starb 1635), und Wilhelm starb als Domherr zu Mainz und Speier 1598; Georg dagegen, Christoph und Eberhard waren verheirathet. Doch erloschen mit ihren Töchtern diese beiden Linien auch wieder. Dietrich I. H. v. S., Burgmann zu Odernheim, hinterließ Jakob II. und Friedrich III., Gewaltsbolt zu Mainz. Von ihnen geht ebenfalls eine Theilung in zwei Linien aus. Die erstere davon starb mit dessen Enkeln, Johann Philipp, Domherrn zu Mainz, Johann Reinhard, Domdechanten zu Speier, und Adolf, Domherrn zu Würzburg und Dompropst zu Mainz während des dreißigjährigen Krieges aus; die letztere aber erst mit dessen Urenkeln, Johann, Domherrn zu Worms und Würzburg, und Adolf, teutschem Herrn, im Anfange des 18. Jahrhunderts. Das Wappen: Im silbernen Felde drei rothe wachsende Monde, in deren Mitte ein schwarzer sechseckiger Stern; auf dem Helm ein liegender halber Mond, woraus sieben Hahnenfedern wachsen. (*Albert Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HUND von Wenkheim, ein altes fränkisches Geschlecht, welches in der Grafschaft Wertheim den wenkheimischen Grund, worin das Stammhaus Wenkheim und das Dorf Steinbach liegt, als ein würzburgisches und wertheimisches Leben besaß. Die Schlösser Homburg am Main oberhalb Wertheim und Grünsfeld bei Bischofsheim erhielt es von den Bischöfen von Würzburg als Pfandschaften, und eine Linie nannte sich sogar davon. Dadurch erwarb es sich mehre Güter, Zinsen und Zehnten bei diesen später wieder eingelösten Schlössern, die mit ihren Zubehörungen würzburgische Oberämter waren. Im 13. Jahrh. nannte sich dieses Geschlecht blos Wenkheim ohne den Beinamen Hund; dieser scheint später, vielleicht nach dem Wappen angenommen zu sein, um bei der Benennung nach den Schlössern ein Zeichen gemeinschaftlicher Abkunft zu sein. Hermann von Wenkheim tritt 1291 als einer der Zeugen auf, welche die Schenkung eines Zehntens an das Kloster Langheim durch den Grafen Konrad von Wildberg bestätigen. Wahrscheinlich ist er der nämliche, welcher als Ritter unter den Zeugen 1315 vorkommt, in deren Beisein Graf Bertold von Henneberg an den Johanniterorden den Burgstadel sammt Vorwerk zu Kühndorf um 400 Mark Silber verkaufte. Der Orden besaß schon das Schloß Kühndorf, und des Grafen Bertolds zweiter Bruder, auch Bertold genannt, war Comthur daselbst. Dieser Hermann wurde mit Albrecht von Bartorf von dem Grafen Bertold von Henneberg-Schleusingen und dem Grafen Heinrich von Henneberg-Aschа zum Schiedsrichter erwählt, wegen der Lehen und Gerichte zu Sulzfeld unterm Wildberg (am 29. Jan. 1320). In dem hennebergischen Lehensverzeichnisse des Grafen Bertold von Henneberg vom J. 1317 trugen die Brüder Hermann, Heinrich und Richolf von Wenkheim folgende Güter von demselben zu Lehen: die Dörfer und Voigteien zu Waldsassen und Heynbuchen nebst zwei Theilen des Zehnten daselbst und zu Hausen, die Vorwerke zu Sulzfeld, Großbartorf, Tundorf, Lauringen und eine Mühle zu Schonungen. Hermann für sich allein: das Dorf Rudenhausen, ein Burggut zu Niederlauringen, den Knoblauchzehnten und drei Gärten daselbst; desgleichen Gülten und Land zu Bartorf, Wildberg und Baunach. Heinrich für sich allein: die Zehnten zu Owelin und Oberlauringen nebst einer Mühle und einem Weinberge daselbst, die Vorwerke zu Sulzfeld, Lyntach und Königshofen, wie auch 50 Malter Hafer und 50 Hühner zu Bedheim. Richolf für sich allein: die Zehnten zu Richalmshausen, Gochsheim, Attenhausen und Hessebach, Gülten zu einem Burggute zu Eberhardtshausen und Schweinfurt, und Alles, was er zu Schwanfeld besitzt. Die Brüder Konrad, Hans, Dietrich und Heinrich (1308 als teutscher Ordenscomthur erwähnt), die unter dem Beinamen Hund von Wenkheim 1303 vorkommen, besaßen die Dörfer Ober- und Untereuerheim, zwischen Wonfurt und Schweinfurt, die jetzt den Grafen von Schönborn gehören, und den Zehnten in dem dabei liegenden Grettstadt. Konrad H. v. W. hatte wahrscheinlich Heinrich II. und Richolf II. zu Söhnen. Dieser Heinrich II., Edelknecht, kommt 1350 als Schiedsrichter zwischen Eberhard von Wittstadt und dessen Söhnen mit dem Kloster Gerlachsheim vor, worin erstere ihre Ansprüche auf die Güter ihrer Muhme, Agnes Stolz, zu Gunsten des Klosters aufgeben. Richolf II., Ritter, war 1355 mit Konrad von Heßberg von dem Grafen Johann von Henneberg ernannt, den Vertrag zwischen ihm und dem Markgrafen Friedrich von Meißen abzuschließen. Der dritte Bruder, Hans I. H., welcher mit Agnes von Randsacker Hans II., Adam und Dietrich II. erzeugt hatte, erhielt das Schloß und Amt Grünsfeld als Pfandschaft von dem Bischofe von Würzburg, nahm davon den Beinamen an und stiftete eine besondere Linie; 1346 wird er schon als todt erwähnt. Der Sohn, Hans II., bekam 1404 das Schloß und Dorf Ingolstadt, als eine würzburgische Pfandschaft, da-

Auftritte in der Handlungsschule, und sogar öffentliche Kränkungen, wegen zu großer Strenge, unverdient zu ertragen. Er war auch Kenner der ältern teutschen Sprache und Literatur, worüber er Vorlesungen im bremischen Museum hielt. Er hat einige Schriften, namentlich Handbücher für Schulen, herausgegeben; in der bremer Zeitung (1828) steht von ihm eine kräftige, religiös-moralische Auffoderung zur Unterstützung der Taubstummen und der in Bremen neuerrichteten Taubstummenschule unter Leitung von Ortgins, einem aus dem Preußischen gebürtigen, vielfach erfahrenen und tüchtigen Manne, der sich an ihn gewendet hatte. Man rühmte auch besonders H.'s stillen, frommen und bescheidenen Sinn und seine hohe Religiosität. (*Karl Iken.*)

Hundekrankheit, Hundelaune, s. Hundeseuche.

HUNDELSHAUSEN (Hunoldshusen), Kirchdorf in einem romantischen Thale des Meißners an der Gelster, im kurhess. Kreise Witzenhausen und Justizamte Ludwigstein, mit 88 Wohnh. und 628 Einw. Nach ihm nennt sich eine zahlreiche hessische Familie, die hier ihren ersten Stammsitz hatte, den sie jedoch in späterer Zeit nach dem benachbarten Harmuthssachsen (Ermensassen) verlegte, über dem man auf einer niedern Höhe noch die Reste der alten Burgsitze sieht. Im 13. Jahrh. tritt die Familie zuerst auf, meist in Zeugenunterschriften. Im Anfange des 14. Jahrh. hatte sie schon einen Burgsitz auf dem Schlosse Fürstenstein, 1341 erwarb sie auch einen solchen in Allendorf und 1342 Heinrich das Marktrecht in Witzenhausen. Im J. 1358 errichtete sie in dem ihnen halb zustehenden Dorfe Kappel mit den von Schlutwingsdorf eine Ganerbschaft, in deren Folge ihr beim Aussterben derselben im J. 1391 die andere Hälfte zufiel. Im J. 1363 erkaufte sie von den von Kappel die Hälfte der Dörfer Harmuthssachsen, Hasselbach, Eichendorf, Küchen und Diemerode, und errichtete mit denselben gleichfalls eine ganerbschaftliche Verbindung. Im J. 1379 erwarb sie Güter im Gerichte Schwarzenberg und beschenkte 1382 das Kloster Germerode. Nachdem sie 1391 und 1413 auch die noch übrigen Theile von Harmuthssachsen an sich gebracht, schlug sie, wenn nicht schon früher, in dem dasigen Schloß ihren Hauptsitz auf und errichtete darüber 1431 einen Burgfrieden. Im J. 1456 erhielt Burghard einen braunschweigischen Burgsitz zu Friedland. Im J. 1477 war Philipp Amtmann zu Reichenbach, sowie 1484 und 1486 zu Bilstein. Er hatte 1484 einen Streit wegen verschiedener Güter in den Gerichten Spangenberg, Rotenburg und Sontra mit Thimo v. Wildungen, der jedoch gütlich vermittelt wurde. Die Familie theilte sich schon früh in verschiedene Linien, die zum Theil wieder erloschen sind. Selbst ihre Wappen waren verschieden; das was sie noch jetzt führt, ist ein roth, schwarz und weiß in die Breite getheiltes Schild. Ihre Güter sind nicht unbeträchtlich. (*G. Landau.*)

HUNDEMÄUSLEIN (Musculus caninus), veraltete Benennung des Hebemuskels des Mundwinkels (Musc. levator anguli oris), z. B. bei Kulmus [1]) und Santorini [2]). (*Wiegand.*)

1) Anat. Tab. T. 28. 2) Observ. anat. c. 1. §. 24, 36.

HUNDENENDEN eines Taues. Das Ende eines neuen Taues, womit es, während es gedreht wurde, am Dreher (vergl. den nautischen Plan zu Bd. VIII. dieser Sect. unter Fig. 11 a b) befestigt war, und wo alle Kabelgarne zusammenlaufen. (*C. H. Müller.*)

HUNDENHAUS, hölzerne Lukenkappen, welche bei schlechtem Wetter gebraucht werden, und an einer Seite eine Öffnung haben, um hineinzusteigen. Diese Öffnung wird an die Lenseite oder an die Seite unter dem Winde gesetzt, damit das Wasser nicht hineinschlagen kann. (*C. H. Müller.*)

HUNDENPINT, ein spitz zulaufendes Ende eines Taues, welches gemacht wird, indem die Duchten oder Stränge nach und nach abgeschnitten und der ganze spitz zulaufende Theil mit einem Gewebe von Garn überzogen wird. Das spitze Ende wird mit einem Auge versehen, wozu man einige Duchten etwas länger läßt. (Vergl. den nautischen Plan zu Bd. VIII. dieser Section unter Fig. 14.) (*C. H. Müller.*)

HUNDENWACHE, die erste Wache von Mitternacht an, welche um vier Uhr Morgens abgelöst wird. (*C. H. Müller.*)

HUNDEPOST (sibirische und kamtschadalische Posthunde). Wie die Grönländer, Lappländer, westlichen Samojeden, Tungusen, Korjäken und andere westsibirische Völker der Rennthiere sich zum Fahren, Reiten und Reisen bedienen, so gebrauchen die Kamtschadalen, Ostjäken, die östlichen Samojeden, Tungusen, und selbst mehre Stämme der Mandschuren, die Hunde zum Ziehen und Fahren. Diese in allen Weltgegenden durch ihre Treue, Anhänglichkeit, Dienstfertigkeit und Folgsamkeit den Menschen auf so mannichfaltige Weise nützlichen Thiere müssen im nordöstlichen Asien Dienste verrichten, die man ihnen in keinem andern Lande zumuthet, und zwar bei einem Futter, welches kein europäischer Hund anrühren würde. In ganz Kamtschatka, bei den Tschuktschen, Jukagiren, Jakuten und Lamuten fährt man auf den daselbst regelmäßig angelegten Poststationen gewöhnlich mit Posthunden. Die Stationen sind sehr ungleich, manche sind 4, 6, 7, andere sogar 8—10 teutsche Meilen von einander entfernt. Jeder, der mit dieser Hundepost reist, erhält einen Begleiter, den Eigenthümer der Posthunde, welcher vorausfährt, und dem die andern willig folgen. Auf jeder Station werden 20—30 solcher Posthunde, sowie in Europa Postpferde, gehalten; fast jeder Kamtschadale, Tschuktsche ꝛc. hat ihrer 6, 8, 10, mancher 15, 20 bis 30, die er mit den Überbleibseln von Fischen, Gräten, faulen Fischen, Aas u. dergl. füttert, und die ihm alle die Bedürfnisse erleichtern und verschaffen helfen müssen, welche man in der Regel von andern stärkern Zugthieren zu erhalten pflegt. In diesen wilden, öden und rauhen Gegenden, wo Pferde und Rennthiere entweder gar nicht, oder äußerst selten vorhanden sind, gebraucht man die Hunde, vornehmlich im Winter, zum Schlittenziehen. Es geschieht dieses auch schon in der Gegend um Beresow am Ob [1]), am nördlichen Jenisei

1) Pallas, Reisen. 3. Th. S. 19.

und an der Lena. Aber nirgends werden sie zu diesem Behufe mehr genützt als in Kamtschatka, weil der Hund das einzige Hausthier der Nationaleinwohner dieses entfernten Himmelsstriches ist. Gewöhnlich werden ihrer 5—6, bisweilen 8 und mehre vor einen Schlitten gespannt. Die Reisenden fahren sich selbst, jeder in einem Schlitten. In Cooks letzter Reise (2. Bd. S. 356) findet man einen solchen Anspann mit fünf Hunden abgebildet und beschrieben. Fremde Hunde, die nicht Posten fahren, taugen zu einem solchen Postzuge nicht, denn sie ziehen schlechterdings nicht am Postschlitten, wenn ihr Herr nicht dabei ist. Vier bis fünf Hunde bringen einen Reisenden auf einem leichten Schlitten, mit wenigem Gepäcke, schnell fort; sechs Hunde ziehen einen Schlitten von 640 Pfund, ohne große Anstrengung, meilenweit. Mit guten Hunden kann man, ohne zu wechseln, drei Tage hinter einander, höchstens 40 Meilen fahren, wobei sie blos etwas gedörrte oder frische Fische zu fressen bekommen; aber dann ist auch ein Rasttag nöthig. Gewöhnliche Posthunde laufen $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meilen in einer Stunde, und desto hurtiger, je näher sie der folgenden Station kommen, weil sie zu wissen scheinen, daß sie dann gefüttert werden. Ist die Schlittenbahn gleich gut, so kann man auch für jede Stunde eine gleich weite Entfernung rechnen, welche die Hunde zurücklegen. Bei einem guten Postzuge bedarf es weder Zaum noch Leitriemen, sondern nur der Worte. Die wohlabgerichteten Leithunde (von denen mancher mit 40—50 Rubel Silbermünze bezahlt wird) werden den Zughunden vorgespannt und gehorchen aufs Wort. Es geschieht nämlich bisweilen, daß ein Wild ihnen aufstößt oder quer über den Weg läuft, hinter welchem die Zughunde nachsetzen wollen. Dieses verhindert der vorgespannte Leithund dadurch, daß er sich mitten im Wege niederwirft und die Stränge oder Riemen verwickelt, wodurch die übrigen so lange aufgehalten werden, bis der Wolf, Hase, Zobel ꝛc. ihnen aus den Augen ist. Der kamtschadalische Führer ruft ihnen dabei in seiner Sprache zu: kachkach! (rechts) hucha, hucha! (links) haha! (schnell) ahng! (langsam) ꝛc.

Das Schicksal dieser armen Thiere ist äußerst traurig und ihr Loos scheint ganz mit der harten Leibeigenschaft des Menschen zu verschmelzen. Steller [2]), Storch [3]) und Sonntag [4]) schildern uns in ihren Beschreibungen der östlich-asiatischen Hundepost den Gebrauch dieser Thiere und ihren schrecklichen Zustand mit so lebhaften Farben, daß wol jeder auch für das Schicksal der seufzenden, leidenden Thierwelt sich interessirende Mensch die nähern Nachrichten von ihrer Behandlung gewiß nicht ungern und ohne besondere Theilnahme lesen wird.

„Nirgends," sagt Steller a. a. O., „ist wol die Zucht dieser Thiere so wichtig und nothwendig, als in Kamtschatka, wo sie die einzige Gattung von zahmen einheimischen Thieren ausmachen, und wo man ihrer ebenso wenig entbehren kann, als in andern Ländern des Hornviehes oder der Pferde. Die kamtschatka'schen Hunde sind in der Größe und Gestalt nur wenig von den großen russischen Bauerhunden verschieden [5]); aber ihre Sitten haben sie durch die Art ihrer Erziehung fast gänzlich geändert. Durch die Sklaverei, in welcher man sie hält, werden sie tückisch, boshaft und verlieren alle Liebe zu ihrem Herrn, welche sonst diese Thiergattung so vortheilhaft auszeichnet. Sie werden für die besten und dauerhaftesten Läufer unter allen sibirischen Hunden gehalten, und ihr Feuer ist so groß, daß sie sich oft im Ziehen die Glieder verrenken, und daß ihre Haare sich von der heftigen Anstrengung, durch welche das Blut in die äußern Theile getrieben wird, röthlich färben. Der hohe Schnee, über welchen die Hunde, ohne einzubrechen, weglaufen; die steilen Gebirge und engen Thäler; die dichten, unwegsamen Wälder, die vielen Ströme und Quellen, die entweder gar nicht, oder nicht fest genug zufrieren; die Stürme, welche den Schnee verwehen und keine gebahnten Wege möglich machen [6]); — alle diese Umstände zusammengenommen würden das Reisen mit Pferden, selbst bei dem größten Überfluß an denselben, im Winter wenigstens, verhindern; es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die Hunde, auch bei einer höhern Cultur, die Kamtschatka erhalten könnte, immer die vorzüglichsten und brauchbarsten Zugthiere bleiben werden. Auch ist die Liebhaberei für Hunde hier so groß, als sie es anderwärts für Pferde ist, und nicht selten wendet man beträchtliche Summen auf den Ankauf derselben und auf die Schönheit ihres Geschirres."

„Die Art, wie diese Thiere zu ihrer seltsamen Bestimmung erzogen werden, hat einen so großen Einfluß auf die individuellen Eigenthümlichkeiten der ganzen Gattung, daß ihre Beschreibung selbst für den philosophischen Leser nicht ohne Interesse sein wird. Zu eigentlichen Zughunden sucht man vorzüglich diejenigen aus, die hohe Füße, lange Ohren, eine spitze Schnauze, ein breites Kreuz und dicke Köpfe haben, und eine größere Munterkeit verrathen. Sobald diese Thiere sehen können, werden sie in eine finstere Grube geworfen, wo sie so lange eingeschlossen bleiben, bis man sie für stark genug hält, einen Versuch mit ihnen anstellen zu können. Alsdann spannt man sie mit andern gelernten Hunden an den Schlitten, vor welchem sie aus allen Kräften laufen, weil sie durch das Licht und durch so viele unbekannte Gegenstände in Schrecken gesetzt sind. Nach dieser kurzen Probe werden sie abermals in ihre finstern Kerker gesperrt, und diese Übung wird so lange wiederholt, bis sie des Ziehens gewohnt und ihrem Führer folgsam geworden sind. Von diesem Augenblick an beginnt ihr härtestes Schicksal, das nur durch die kurze Erholung ge-

2) Beschreibung von Kamtschatka. S. 132—140 und S. 370—374. 3) Gemälde des russischen Reichs. 2. Bd. S. 252 fg. 4) Monatsschrift zur Kenntniß der Geschichte ꝛc. des russischen Reichs. Novemberstück 1790. S. 278 fg.

5) Nach Cooks letzter Reise (2. Bd. S. 356) kommen sie der Bildung nach dem Spitz oder Pommer am nächsten, nur daß sie größer und stärker sind. 6) Man kann noch hinzusetzen, die mancherlei wilden Thiere, welche dem Reisenden oft in den Weg laufen.

Thür in beide Reiche offen, da ein befreundetes Thier, ehedem sein Begleiter, an ihrer Schwelle lag. Jasion, Liebling der Demeter, wird als Seelenführer vom Hunde begleitet [7]). Auch Kybele hat oft den Hund zum Begleiter, und man meint, weil man seine Beziehung zu dieser Göttin nicht deutlich erforschen kann, die Attribute der Hekate seien mit denen der Kybele vermischt [8]). Als heiliges und symbolisches Thier kommt der Hund im griechischen Mythos noch öfter vor. Im römischen erinnert an die Hitze des Hundsterns und den Schaden, welchen der sengende Sonnenstrahl oft anrichtet, der Hund neben dem Gotte Robigus, oder der Göttin Robigo, welche von den Umbrern nach Rom kamen. Ihm zu Ehren feierten sie die Robigalien und opferten eine trächtige Kuh und einen Hund [9]). Den schützenden und wachenden Hausgöttern, Lares, gaben sie den Hund gern zum Vorsteher, ja sie machten ihn selbst zum Lar. Man bekleidete die Larenbilder mit Hundefellen. Sehr charakteristisch. (*Schincke.*)

Der Orden des Hundes und des Hahns ist eine der vielen Erscheinungen im ritterthümlichen Mittelalter, welche kein hohes Alter erreichten, und deren Entstehung und Untergang im Dunkeln liegt. Andreas du Chesne erzählt in seiner genealogischen Geschichte des französischen alten Adels, daß Karl von Montmorney den Orden des Hundes und Hahns, aus Liebe zu seiner Gattin, Johanna von Roucy, welche in ihrem Wappen vier Hirsche gehabt, gestiftet habe. Das Ordenszeichen sei eine goldene Medaille mit dem Gepräg eines Hundes gewesen, welche an einer aus Hirschköpfen bestehenden Kette auf der Brust gehangen. Wann er gestiftet wurde, und wann und warum er erlosch, bleibt unbekannt.

Einen andern Orden des goldenen Hirsches stiftete der letzte piastische Herzog von Liegnitz, Georg Wilhelm, im J. 1672 für seine Jagdgefährten. Mit seinem Tod erlosch er aber schon wieder. (*F. Gottschalck.*)

HUND, 1) der Grosse. Dieses südlich von der Ekliptik stehende Sternbild befindet sich westlich vom Schiffe, südlich vom Einhorn und östlich vom Orion. Es zeichnet sich durch einen Stern erster Größe Sirius aus, der unter allen Sternen erster Größe der glänzendste ist, und sich am Maule des Hundes befindet. Es ist zu bemerken, daß man wol glauben darf, die Farbe des Lichts dieses schönen Sterns habe sich seit den Zeiten des alten Astronomen Ptolemäus geändert, indem sich aus dessen Ausdrücken schließen läßt, daß derselbe damals mit rother Farbe geglänzt habe, während jetzt sein Licht sich bläulich weiß zeigt.

2) der Kleine. Dieses Sternbild befindet sich viel nördlicher als der große Hund, steht aber immer noch südlich von der Ekliptik unter den Sternbildern der Zwillinge und des Krebses. Es zeichnet sich ebenfalls durch einen Stern erster Größe, Namens Procyon, aus. (*Eduard Schmid.*)

HUND, auch **HUNT**, ein beim Bergbaue gebräuchliches Fördergefäß, bestehend in einem vierseitigen Kasten mit mehren Rädern, worin die gewonnenen Berg- oder Gangmassen meist von Menschen, doch mitunter auch von Pferden, an den Tag gefördert werden. Man unterscheidet hauptsächlich teutsche und ungrische Hunde. Erstere, in der Regel größer, gehen mit vier Rädern auf besonders vorgerichteten hölzernen oder eisernen Bahnen, von denen sie nicht weichen können, zu welchem Behuf entweder Spuren an den Haupträdern oder besondere Leiträdchen angebracht werden. Der ungrische Hund hingegen hat zwar auch vier Räder, läuft aber, wenn er gut gestoßen wird, nur auf den zwei größern, welche sich wenig hinter der Mitte seiner Länge befinden, indem ihn der, dahinter befindliche, Hundstößer so balancirend erhält; er geht ohne alle Leitung auf einer 10 bis 12 Zoll breiten Pfoste, und seine beiden kleinen Vorderräder dienen blos dazu, daß er bei etwaigen Schwankungen nicht vorn aufstößt. Der ungrische Hund erfodert einen weit geübtern Stößer, als der teutsche. Die teutschen Hunde hat man von einem Fassungsraume von 3 bis 12 sächs. Kübel (à 2500 leipz. Cubikzoll) und darüber, die ungrischen in der Regel nur von 2½ bis 4 Kübel. Da, wo man leichte, mehr ins Volumen gehende Fördermassen (z. B. Kohlen) und dazu sehr geräumige Strecken hat, oder wo man die Kosten für eine, namentlich eiserne, Bahn nicht zu scheuen braucht, ist der teutsche Hund vorzüglicher; hingegen bei schweren, nicht voluminösen Massen, bei minder geräumigen und regelmäßigen Strecken und wo man keine kostbaren Bahnen anlegen kann, da ist der ungrische Hund vorzuziehen *). (*O. Freiesleben.*)

HUND (rother), veraltete Benennung des Scharlachs, auch des Purpurfrieselfs, nach dem belgischen Roodhond, oder Rood-hond, wo es wie Roodjong, Roodgrond, Roodvonk auch jede exanthematische Hautentzündung bedeutet. (*Wiegand.*)

HUND, eins der ältesten und angesehensten Uredelgeschlechter des niedern Adels in Hessen. Seine alte Stammburg, die Hundsburg, jetzt spurlos verschwunden, lag auf einem hohen, dicht bewaldeten Berg am linken Ufer der Schwalm, am Ausgange des löwensteiner Grundes, unfern Fritzlar. Nachdem diese schon zerfallen, hatte sie ihre Hauptsitze auf den Burgen Kirchberg, Falkenstein, Naumburg und zu Holzhausen. Schon seit ihrem Auftreten theilte sich diese Familie, von deren Ursprunge mancherlei Sagen im Munde des Volkes gehen, in zwei Linien, in die der Hunde und die der (Hunde) von Holzhausen. Giso Hund (canis) lebte zwischen den Jahren 1123—1131, Adelbert v. Holzhausen befand sich 1163 mit vielen hessischen Edeln in dem Gefolge des Herzogs Heinrich des Löwen zu Goslar. Otto v. Holzhausen lebte 1213, Burghard 1228, Dietrich und Heinrich Hund 1247. Hermann v. Holzh. beschenkte 1233

7) Creuzer, Symbol. 3. Th. S. 528. 8) Creuzer, 1. Th. S. 125. 9) *Virgil.* Georg. I, 150. *Gellius*, Noct. Att. V, 12.

*) Ausführliches über die ungrische Hundeförderung, wie sie in ihrem Geburtslande, Ungern, in größter Vollkommenheit anzutreffen ist, findet man in Beckers bergmännischer Reise nach Ungern.

HUNDERT ist diejenige Zahl, zu deren Begriff die Völker durch Vervielfachung der Fingerzahl eines Menschen mit sich selbst gelangt sind; sie schließt daher die zweite Zahlenreihe, wie zehn die erste, und tausend die dritte; und wie die Zehner als Einheit der zweiten Zahlenreihe gelten, so die Hunderte als Einheit der dritten, sodaß die Zahl zehn in hundert ebenso vielmal enthalten ist, als hundert in tausend. So wenig es nun befremden kann, daß man, die Gegenstände zuerst an den Fingern abzählend, mit zehn die erste Zahlenreihe schloß, und so je zehn als eine Einheit nehmend zum Begriffe von hundert, sowie durch zehn Hunderte zum Begriffe von tausend gelangte; so bemerkenswerth scheint es doch, daß alle Völker die zweite Zahlenreihe mit hundert, wie die dritte mit tausend geschlossen haben, ungeachtet nicht Alle grade Zehn zum Schlusse der ersten Zahlenreihe wählten. Denn wenn sie, wie die Botocuden in Brasilien, nur für eins und zwei besondere Wörter erfanden, so beschloß die Fingerzahl einer Hand oder fünf, nach Vervielfachung der Zwei durch sich selbst, die erste Zahlenreihe, welche nach der Zahl der Hände verdoppelt auf zehn führte. Nun konnte man zwar, wenn man, wie im tuskisch-römischen Ziffersysteme, welches auch die alten Griechen annahmen, die Fingerzahl einer Hand und zweier Hände durch besondere Zeichen bezeichnete, auf gleiche Weise zur Bezeichnung von fünf oder zehn Zehnern, oder funfzig und hundert, wie weiter zu fünf- und zehnhundert oder tausend gelangen. Aber wenn man, wie die Botocuden, nach Beendigung der Fingerzahl beider Hände, die Zehen der Füße zu Hilfe nahm, so wurde man dadurch auf die Zahl zwanzig als die Zahl aller Finger und Zehen eines Menschen geführt. Dennoch hat nicht leicht ein Volk, wenn es auch nicht sowol nach Zehnern, als nach Zwanzigern, weiter aufzählte, die Vervielfachungszahl von Zwanzig mit sich selbst oder vierhundert zum Schluß einer zweiten Zahlenreihe gewählt, sondern mit fünfmal zwanzig oder hundert eine neue Zahlenreihe begonnen.

Ein Volk, welches, wie das unsrige, sogleich von Anfang an drei verschiedene Zahlwörter erfand, sodaß nicht einmal drei zählen zu können als die größte Dummheit galt, wurde, nach Vervielfachung dieser Zahl mit sich selbst, sofort auf den Begriff von zehn geleitet, ohne die Vermittelung der Fingerzahl einer Hand zu bedürfen. Da aber 10 nur durch 2, nicht auch durch 3 theilbar war, so fand man es für den Gebrauch im gemeinen Leben gerathener, noch bis 12 fortzuzählen, und ebenso die zweite und dritte Zahlenreihe bis zu 12 Zehnern und Hunderten fortzusetzen, ohne deshalb die ursprüngliche Zehnzahlsrechnung zu verändern, indem man sich mit der Unterscheidung eines Klein- und Großhunderts, wie eines Klein- und Großtausends, begnügte, wovon jenes 100 und 1000, dieses 120 und 1200 Einer umfaßte. Auch erfand man für 11 und 12 keine neue Wörter, sondern bezeichnete diese Zahlen durch ainlik und twalif, eins und zwei über, wie die Esthen, Finnen und Lappen eins und zwei fehlend für 9 und 8 sagen, und bei den Römern der Ausdruck undecentum und duodecentum sogar auf die Bezeichnung IC und IIC für 99 und 98 führte. Die ersten drei Zahlen durch die einfachen Laute a, be, se bezeichnend, woraus im Lateinischen as, bis, ter ward, benutzten die alten Perser die Verdoppelung sese, hebräisch schesch, lateinisch sex, zur Bezeichnung von 2 mal 3 oder 6, wie man für 5 péantsché, 2 und 3, indisch pandsch, oder nach englischer Schreibart in der Bezeichnung des Getränks von fünf Ingredienzien punch sagte; und sowie die alten Perser durch se die Vielheit oder den Plural bezeichneten, so die Römer, deren Würfelzahlen nach uraltem Gebrauche, welcher die Zahl 7 zu einer heiligen Zahl schuf, nicht über 6 hinausgingen, eine große Zahl, welche die meisten Völker durch hundert, wie auch durch tausend, die Griechen durch *μύριοι* oder 10,000 ꝛc. bezeichnen, durch sexcenti; aber kein Volk hat irgend eine Zahlenreihe mit sechs geschlossen, obwol 60 und $360 = 6^2 . 10$ den Astronomen und Geometern ebenso bequeme Zahlen zu ihrem Gebrauche dünkten, als 12 im gemeinen Leben für Maß und Gewicht.

Nur einige der weitverbreiteten malayischen Sprachen weichen von den obigen Bemerkungen auf eine merkwürdige Weise ab, da diese ursprünglich nur bis fünf zählten, diese Zahl selbst durch lima oder rima Hand bezeichneten, höhere Zahlen aber durch Zusammensetzungen, wie in der Endé-Mundart limása $= 5 + 1$, limázua $= 5 + 2$, ruabútu $= 2 \times 4$, trása $= 3 \times 3$, sabúlu $= 1$ pulu oder 10. Gleich den andern Malayen bilden nun nach Cooks Bemerkung die Otaheiten die Zahlwörter von 11—19 durch den Zusatz mehr, haben aber für 20 ein eigenes Wort, mit welchem sie bis 200 zählen, dann wieder ein eigenes Wort für 200, mit welchem sie bis 2000 steigen können. Indessen haben doch andere malayische Völker eigene Wörter für 100 und 1000, und entlehnen die höhern Zahlwörter aus der Kawi-Sprache, nach welcher láksa 10,000, kéti 100,000, yúta eine Million, bára 10 Millionen und mémeng 100 Millionen bedeutet. Nach neuern Nachrichten hat auch die tahitische Sprache für manche Zahlen zweierlei Benennungen, und außerdem ein Praefixum *a* für Zahlen der Vergangenheit und Gegenwart, und ein Praefixum *e* für Zahlen der Gegenwart und Zukunft, z. B. aono oder afene, 6 für heute wie gestern, aber eono oder efene, 6 für heute wie morgen. Über ahuru oder ehuru (zehn) hinaus zählen sie dann 10 + 1 ꝛc. bis 2 mal 10, 3 mal 10 ꝛc., und 100 heißt ran, 1000 mano, 10,000 manotini, 100,000 rehu, eine Million ihu. So weit brachten es die alten Einwohner Brasiliens nicht, da sie die ersten neun Zahlen aus den drei ersten Zahlwörtern gîpi, moconhim und busapû zusammensetzten, und was darüber war, als unzählbar bezeichneten. Auch heutzutage zählen die Brasilier in ihrer Sprache nicht über drei, weil sie die übrigen Zahlwörter von den Portugiesen entlehnen: ojepé 1, mocóĩ 2, moçapyr 3, obwol man auch in einem Missionsberichte monheron-dye für 4 liest.

Artikel: Wagners (königl. preuß. Postdirectors zu Graudenz) Völkergeschichte während seiner Gefangenschaft in Sibirien.

Fünf heißt dann ojepé xé pó einmal meine Hand, 10 xé pó beide Hände, 20 xé pó, xé py Hände und Füße. Für 100 gebrauchen sie das Wort papaçaba Zählung, da dann ojepé papaçaba ein Hundert, dez papaçaba zehn Hunderte oder 1000 bedeutet.

Auf eine ähnliche Weise läßt Notker auch unser Wort tausend entstehen, wenn er zu Ps. 89, 5 sagt: Weleat du *mile* diuten after site *dusent*, so bechenne daz dazselba wort anderest *corruptum* (ferwerit) ist. Romani chedent *vulgariter* (in walescan) fure *decies centum* (zenstunt zenzech) *des cent*; darfure cheden wir *dusent*. So chedent wir *einhunt*, *zweihunt*, *triuhunt*, d. h. willst du Mille nach Sitte tausend deuten, so erkenne, daß dasselbe Wort anderswoher corruptum (verwirrt) ist. Die Romaner sagen vulgariter (auf Wälsch) für decies centum (zehenmal zehenzig) des cent; dafür sagen wir dusent. So sagen wir einhunt, zweihunt, triuhunt. Dem entspricht tius chunde zehn Hundert in den malbergischen Glossen nach der Schilterschen Handschrift, wofür andere Handschriften auch tusunde, thosunde oder tosondi schreiben, statt tus chunde oder tos chunde in der Schilterschen Handschrift. Auch im Isländischen hieß tausend thús-hund oder thús-hundrad, wovon Rask, der in seiner Preisschrift über den Ursprung der nordischen Sprache (S. 134) thus für ein slavisches Wort hält, in seiner isländischen Sprachlehre thúsund ableitet. Wirklich hatten die Slaven den Ausdruck tyschianz oder tiszenta vom lithauischen szimtas, hundert, in welcher Sprache übrigens tuxtantis, wie im Albanischen túkstoti, vom slavischen tisjaśta, zigeunerisch desch werschel, tausend bedeutete. Wenn nun die Slaven auch táwshent sagen für das russische tuisjatscha, wie die Esthen tuhhat, die Finnen tuhatta, so darf es nicht befremden, daß auch Ulfila's thusundi keine Vergleichung mit twa hunda für 200, der Form nach aushält, da den alten Teutschen tausend, wie in potz tausend, eine Schwindelgröße dünkte, welche der Schwabe noch tusig nennt. Ist doch auch das lateinische mille oder meile bei Lucilius mit moles und multum, *μύριοι*, verwandt, und sagt noch Notker Ps. 57, 18: Cen dusendig (decem millium multiplex) daz chit mannigfaltig, wannda iro nehein zala ne ist.

Aber selbst das Wort hundert ist auf eine ganz eigene Weise entstanden. Vergleicht man das Hundrata der Runenschrift, Hunterit in dem alten Gedicht auf den heiligen Anno, isländisch hundrad, schwedisch hundrade, dänisch hundrede, englisch hundred, mit dem schwedischen attraed, 80, niraed, 90, und dem isländischen tiraett, Kleinhundert, tolfraett, Großhundert, so sieht man Adelungs Meinung bestätigt, daß hund in den ältesten Zeiten auch nur zehn bezeichnete, rad aber eine Reihe oder Zählung (*ἀριθμὸς*), wie im Schwedischen noch irad reihenweise, sexradig sechsreihig oder sechsstrahlig (sex radiis) heißt. Wir brauchen uns nicht einmal auf die noch üblichen Benennungen Ries, schwedisch Ris, wallisisch Rhes, italienisch Risma, englisch Ream, französisch Rame, Riemen, Rudel, Ramus, Radius, Ruthe, weil man nach Zweigen oder Stäben zu zählen pflegte, zu berufen; schon Otfrid hat raitan für Zählen, wie Ulfila rathjan für Rechnen, und noch jetzt bedeutet raiten oder reiten im Oberteutschen rechnen, sowie noch überall in Teutschland die Rechnungsführer bei einem Salzwerke, Hüttenwerk oder einer Münze Salzreiter, Hüttenreiter, Münzreiter genannt werden. Daß aber auch hund bei unsern Vorfahren nur für eine große Zahl von unbestimmtem Begriffe gebraucht wurde, erhellt aus dem Gebrauche der Angelsachsen, 70 durch hundseofontig, 80 durch hund-eahtatig, 90 durch hund-nigontig, 100 durch hundteontig, 110 durch hundenlufontig, 120 durch hund-twelftig zu bezeichnen. Im Lateinischen war centum ursprünglich ein neutrales Substantiv, dessen Plural ginta die Zehnzahlen von 30—90 bildete, wie auch in der Sendsprache peantscha setém 50 heißt, von peantsche seté 500; nur viginti für 20 erhielt eine männliche Endung, als hätte man sich dabei die höchste Zahl der Persönlichkeit eines Menschen gedacht, während 100 als höchste Zahl für Sachen, und 1000 als höchste Zahl der Vorstellung galt.

Daß bei den Griechen auf gleiche Weise *Fείκατι* aus *ἑκατὸν* entstand, vermittels des Vorsatzes *Fει* für das altpersische bé, welches durch den vorgesetzten Artikel zum plattteutschen twei ward, wie se oder sre zu drei, erhellt aus der Form *εἴκοσι* oder *ἐείκοσι* für *ἐFείκοσι*, wenn man damit *διᾶκοσιοι*, *τριᾶκοσιοι* ꝛc. vergleicht. Wie in diesem Wort ein *ε* vorgeschoben ward, so auch in *ἑκατὸν* für das indisch-persische śad, dem gleich auch die alten Gothen in der Krim nach der Bemerkung des flandrischen Gelehrten Busbeg 100 durch sada bezeichneten; und wie die Griechen erst in der Pluralform der Zahlen von 30—90 ein n einschoben, so die Lateiner schon in centum, albanisch kinnt, und die Gallier in cañt, woher bei *Columella* V, 1, med. und *Isidor.* Origg. XV, 15. eine Strecke von 100 Fuß candetum heißt. Noch jetzt heißt im Kymrischen eine Zahl von hundert kañdved, während auf eine sonderbare Weise auch der erste keñta, oder mit vorgesetztem Artikel ar cheñta, weiblich ar geñta, heißt; und wie sich aus dem kymrischen ugeñt für 20 das lateinische viginti erklärt, so aus der dieser Sprache eignen Veränderlichkeit der Anfangslaute der Übergang von kañt in das chunna oder chunnas der malbergischen Glossen zum salischen Gesetz, und des Ulfila hund, pl. hunda, althochteutsch hunt, welches, wie die Declination zeigt, ebenfalls ein neutrales Substantiv war, gleich dem Hundert und Tausend unserer heutigen Sprache, und dem mille im Lateinischen für das gallische mil. Man muß sich aber hüten, auch die gothischen Zahlwörter sibuntêhund für 70, ahtáutêhund für 80, niuntêhund für 90, aus dem neutralen Substantive hund für 100 abzuleiten; vielmehr zeigt das gleichbedeutende taihuntêhund, wie wir in der oben angeführten Stelle Notkers noch zênzëch für einhunt lesen, und nicht nur im Althochteutschen zëhanzoc für hunt, sondern noch im Elsaß zehenzig für hundert gesagt wird, welchem ähnlich auch die nordischen Völker tiutiu für 100, wie ellifutiu für 110 sprachen, daß

tehund ein neutrales Substantiv für das griechische δέκας war, welchem in den Zahlen von 20—50 ein masculines Substantiv tigus entsprach, altschwedisch tijugh oder tiug, isländisch tugr.

Möglich ist es allerdings, daß man, wenn hund überhaupt eine große Zahl bedeutete, tehund als Bezeichnung einer kleinern Größe, wie thusundi als Bezeichnung einer Schwindelgröße betrachtete, und darum der Begriff dieser Zahlen so schwankend war, daß die Schweden blos tjugo, die Dänen tyve, die Runen tiuhu für das isländische tutigu und gothische twaimtigus zwanzig sagen, wofern nicht diese Wörter, wie thveio oder thvio in den malbergischen Glossen, aus thve, thvo, tva für zwei gebildet sind. Merkwürdig ist aber, daß die alten Gothen in der Krim, welche nach Busbeq thyn ita, thyne tua, thyne tria, zehn eins, zehn zwei, zehn drei für 11, 12, 13 ꝛc., aber threithyen, drittzehn für 30, fuordeithyen, viertzehn für 40 ꝛc. sagten, 20 durch stega bezeichneten, wovon sich noch im Hochteutschen eine Steige Eier, Steine, Thaler, im Niederteutschen eine Stiege Linnen oder Garben, im Englischen ein Esticke Aale erhalten hat. Dieses Wort, welches im Mittellatein steca oder stica geschrieben, im Dänischen aber mit skees, im Englischen mit score (Kerbholz) vertauscht wurde, scheint mit Stück und Stock verwandt, wovon das erste ein einzelnes Ding, das andere aber, wie in Eierstock, eine unbestimmte Menge von Dingen Einer Art bezeichnet. Während Stecken und Stab als Holz- und Längenmaß in Gebrauch kamen, ward im Isländischen stockr für eine Myriade gebraucht, wie stock and block im Englischen zur Bezeichnung des Ganzen, im Teutschen ward aber steige Bezeichnung der Zwanzigzahl, wie Zimmer für 40, schock für 60, wall für 80, hund für 100. Wie schwall im Teutschen, skockr im Isländischen, skock im Schwedischen, skok im Dänischen, shock im Englischen nur eine Menge ausdrückt, so ist auch Zimmer, im Mittellatein timbrum oder timbria, englisch und französisch timbre, schwedisch timmer, bei verschiedenen Pelzen verschiedener Gegenden eine verschiedene Zahl; aber schon in den malbergischen Glossen bezeichnet zymis 40 Deute, wie val im Schwedischen und oel im Dänischen eine Zahl von 80.

Aus allem geht aber hervor, daß die Teutschen ursprünglich ebenso nach Zwanzigen zählten, wie die Georgianer, Osseten und andere Völker des Kaukasus, und wie die alten Gallier, wovon die Franzosen noch quatre-vingt für 80 sagen. Mit den Galliern haben die Dänen das gemein, daß sie 50 durch halvhundrede bezeichnen, wie die Kymren durch hañter kañt, und höhere Zahlen nach Zwanzigen aufzählen; aber während die Kymren nur für 30 das besondere Wort trégont haben, für 40 aber daou-ugeñt (deux vingt) sagen, haben die Dänen fyrretyve für 40, wie tredive für 30 eingeführt, wodurch sie genöthigt sind, bei 60 und 80 das Wort sinds (mal) einzuschieben, und tresindstyve für das kymrische tri-ugeñt, fürsindstyve für das kymrische pevar-ugeñt zu sagen. Während ferner die Kymren immer von eins bis zwanzig zählen, wie noch die Franzosen von Soixante bis Quatre-vingt, und von Quatre-vingt bis Cent, indem sie 70 durch dék-ha tri-ugeñt, 90 durch dék-ha pevar-ugeñt bezeichnen, und so selbst bis 20 mal 20 oder pevar chañt (400) fortfahren, bilden die Dänen nach altteutscher Weise ein Dritthalb-, Vierthalb- und Fünfthalbmalzwanzig für 50, 70, 90. Mit der kymrischen Art zu zählen stimmt nicht nur die gaelische überein, in welcher schon 30 durch deich thar fichid, wie 50 durch deich agus da fichid ꝛc. bezeichnet wird, sondern auch die baskische, in welcher 30 oguei eta amar, 40 berroguei, 50 berroguei eta amar = 2 . 20 + 10 lautet. Daß die baskische Bezeichnung oguei für 20 aus dem gallischen ugeñt stammt, wird auch durch milla für 1000 wahrscheinlich; auffallend aber ist es, daß das baskische eun oder héun für 100 dem chunna in den malbergischen Glossen ähnlicher lautet, als dem cañt der Gallier, dessen gaelische Bezeichnung durch cèad oder coig fichid (cinq vingt) mehr dem lateinischen centum und quinquies viginti gleicht, nur daß jedes n dieser Zahlwörter abgeworfen ist, das im Lithauischen szimtas für 100 und deszimt für 10 zu m ward.

Wünscht man die verschiedene Aussprache des Wortes hundert in den Hauptmundarten der germanischen, und den Volksmundarten der teutschen Sprache kennen zu lernen, so braucht man nur die Gleichnisse vom Säemanne zu vergleichen, welche Radlof in seinen Sprachen der Germanen gesammelt hat. Wünscht man aber alle diejenigen Völker kennen zu lernen, welche durch eine ähnliche Weise, bis 100 zu zählen, ihre nähere Verwandtschaft zu uns verrathen, so findet man diese in dem Aufsatz über die teutschen Zahlwörter im dritten Stücke der Abhandlungen des frankfurter Gelehrtenvereins für teutsche Sprache. Das Mittelglied von allen bildet aber das zuletzt angeführte lithauische und altpreußische szimtas, wenn man sie also ordnet: Send śeté, Sanskrit śata, ossetisch śadda, esthnisch sadda, hunnisch sede, ungrisch száz, finnisch szád oder ssata, lappisch szate oder zhisette, lithauisch szimtas, slavisch seto oder sto, wallachisch sutä oder tschiunt, albanisch tshint oder kiñt, griechisch ἑκατόν, lateinisch centum, gallisch kañt, gaelisch céad, baskisch héun, fränkisch chunna, gothisch hund, teutsch hundert. Dies sind nur die Hauptstämme der unter sich verwandten Völker, die sich wieder in fast unzählige Mundarten theilen; und merkwürdig ist es, daß der Name des Hundes fast in allen jenen Sprachen ähnliche Lautveränderungen erfährt, und im Teutschen ebenso von einem Rudel Hunde gesprochen wird, wie das Wort hundert aus der umgekehrten Zusammensetzung hund-rata entstand. Es heißt nämlich der Hund im Send śag, altmedisch spaka, sanskritisch schwa oder śvan, armenisch schun, ossetisch kchuds, griechisch κύων, albanisch kien oder chien, lateinisch canis, gothisch hunds, sowie die Hündin im Sanskrit schuni, georgisch dsag'ti, daher schakál, russisch śuka, lettisch und livisch śuni; und noch aus vielen andern Sprachen ließen sich ähnliche Bezeichnungen anführen.

Es theilen sich aber alle die angeführten Sprachen in drei Äste nach dem Gebrauche der Benennung für zehn, da die asiatischen Sprachen des indisch-persischen Stammes nach dem Zahlworte zehn die Hand, der griechisch-lateinische Stamm in Südeuropa die Finger, die germanischen Sprachstämme in Nordeuropa aber die Zehen des Fußes benannten. So heißt

in	Send	zehn	deśé,	Hand	zesté,	hundert	śeté,	Hund spaka, śag.
"	Sanskrit	"	dascha,	"	hasta,	"	schata,	" schwa, śvan.
"	Afghanisch	"	laś,	"	laś,	"	śel, śil,	" spei.
"	Zigeunerisch	"	desch,	"	wašt,	"	schel,	" schukl'i, schikel.
"	Persisch	"	deh,	"	deśt,	"	śad,	" śek, śeg.
"	Kurdisch	"	da, tga,	"	daśt,	"	śad,	" śai, śeh.
"	Griechisch	"	δεκα,	Finger	δακτυλος,	"	ἑκατὸν,	" κύων.
"	Lateinisch	"	decem,	"	digitus,	"	centum,	" canis.
"	Albanisch	"	diett,	"	gišt,	"	cint,	" kien.
"	Italienisch	"	dieci,	"	dito,	"	cento,	" cane.
"	Französisch	"	dix,	"	doigt,	"	cent,	" chien.
"	Gothisch	"	taihun,	Zehe *)	tains,	"	hund,	" hunds.
"	Holländisch	"	tien,	"	teen,	"	honderd,	" hund.
"	Niederteutsch	"	tein,	"	teen,	"	hunnert,	" hund.
"	Angelsächsisch	"	tyn,	"	tá,	"	hund,	" hund.
"	Englisch	"	ten,	"	toe,	"	hundred,	" hound, hunt.

Bei Ulfila kommt zwar keine Bezeichnung der Fußzehe vor, aber wol tains für Zweig und tainjo für Zaine, und da er den Finger figgrs nennt, dessen angelsächsische Benennung fifner auf die Fingerzahl fif, gothisch fimf, als Stamm hinweist, so leidet es keinen Zweifel, daß der Gothe auch die Fußzehe auf eine ähnliche Weise, wie der Angelsachse oder Niederländer, benannte. Der griechisch-lateinische Sprachstamm hat für Finger und Zehe denselben Namen.

Es ist gar nicht schwer, die analogischen Bezeichnungen der Hunde und Hände, der Finger und Zehen, durch mehre Sprachen fortzusetzen; nur muß man nicht die erste beste Benennung, welche sich darbietet, zum Maßstabe der Verwandtschaft oder Verschiedenheit der Völker wählen, weil sich, besonders von den Hunden, immer mehrerlei Namen neben einander finden, die zum Theil aus den fremdartigsten Sprachen aufgenommen sind. Auch Zahlwörter gehen durch den Handelsverkehr häufig von einem Volke zu dem andern über; aber dennoch gibt die Zählungsweise eines Volkes von 1—100 immer den besten Aufschluß über die Völkerverwandtschaft, da man aus dem sonstigen Charakter einer Sprache bald erkennt, ob die Zahlwörter nur von einem andern Volk entlehnt, oder in das Innerste der Sprache verwebt sind. Ihre bestimmte Stufenfolge leitet mit Sicherheit auch durch die größten Verdrehungen, und verhütet zugleich am besten eine Vergleichung völlig gleichlautender, aber in sich ganz verschiedener Wörter, wie des arabischen elf für 1000, und unsers eilf für 11. Man lernt aus den allmäligen Übergängen eines sendischen tschetveré in unser vier, und péantsché in unser fünf am besten die Art der Lautveränderungen kennen, und in der Art, wie jedes Volk aus den Urzahlwörtern höhere Zahlen bildet, spiegelt sich ein besonderer Charakter desselben ab. Ja! diese Bildung höherer Zahlen bestimmt oft den höhern oder geringern Grad der Sprachverwandtschaft, sowie man aus der größern oder geringern Menge gleicher Zahlwörter die Bildungsstufe der Völker und die Zeit ihrer einstigen Trennung bestimmen kann. Statt der 300 Wörter also, welche einst die große Katharina in allen Sprachen sammeln ließ, wäre es viel gerathener gewesen, nur die Zählungsweise von 1—100 mit möglichster Genauigkeit zu bestimmen, deren verschiedene grammatische Beschaffenheit dann leicht zu tiefern Bemerkungen führt.

Ein Volk, welches bis 100 zählt, hat sich den Weg zu allen höhern Wissenschaften gebahnt; wie roh erscheint dagegen ein Volk, das, wie die Botocuden, schon drei als eine Menge bezeichnet. Viel weiter waren unsere Vorfahren noch nicht, als sich die Malayen und Chinesen von ihnen trennten, da sich höchstens in den drei ersten Zahlen eine Verwandtschaft nachweisen läßt. Daher bezeichnet auch der Hebräer vier durch ein Wort, das ursprünglich, wie רִבְבָה μύριοι, viel bezeichnet, und weil er die Zehenzahlen durch eine Pluralform ausdrückt, ist ihm 40 eine runde Zahl, wie Sieben und 70, geworden, die auch durch die Araber zu den Persern in Tschil minar oder 40 Säulen für Hezar sutun oder 1000 Säulen als Bezeichnung der Ruinen von Persepolis übergegangen ist. Die Ostjäken vermögen noch heutzutage nur bis fünf zu zählen, und auch die schwedischen Lappen gehen nicht über Zehn hinaus. Daß auch bei Homeros noch zehn eine unbestimmt große Zahl andeutet, ist bekannt; und vielleicht ist aus dem hebräischen עֶשֶׂר und עֲשָׂרָה für 10, mit עשיר reich verwandt, das indische hazar für 1000, sanskritisch sahasra, persisch hezar ꝛc., hervorgegangen. Doch ist bei Hebräern und Griechen schon früh 100 und 10,000 eine Bezeichnung für große Zahlen geworden, wie 1000 bei Persern und Teutschen. Schon 2 Sam. 24, 3 und 1 Chron. 21, 3 bezeichnet noch 100 mal soviel jede beliebige Anzahl, wie hundertfältig (Matth. 19, 29. Marc. 10, 30), oder die 100 Schafe (Luc. 15, 4), die 100 Tonnen Öls und 100 Malter Weizen (Luc. 16, 6 fg.), und sowie Jesus im Gleichnisse vom Säemanne das gute Land (Luc. 8, 8) hundertfältige Frucht tragen läßt, so nennt auch Sokrates bei Xenophon (Oec. II, 3) einen großen Gewinn hundertfältig. Auch legt Xenophon mit Recht dem Perserkönige Kyros Hekatontarchen (Cyrop. II, 1, 75) oder Centurionen bei,

da schon Moses auf seines Schwähers Jethro Rath (Exod. 2, 18. 21 u. 25) Obersten über 1000, über 100, über 50 und über 10 zu Richtern bestellte.

Ob ἑκατόμβη bei Homeros als Bezeichnung eines großen Opfers, dergleichen Odyss. III, z. A. beschrieben wird, eine Zusammensetzung, wie ἑκατόμβοιος (Iliad. II, 449. VI, 236) sei, kann noch bezweifelt werden; aber schon aus älterer Mythologie kannte er den Ausdruck ἑκατόγχειρος (Iliad. I, 402) oder Centimanus, wornach er ἑκατόντζυγος (Iliad. XXI, 247) bildete, und das ägyptische Theben (Iliad. IX, 383) ἑκατόμπυλος, wie Kreta mit seinen 90 Städten (Odyss. XIX, 174) ἑκατόμπολις (Iliad. II, 649) nannte. Pindaros bildete nicht nur ἑκατονταέτης (Pyth. IV, 10), wie wir ein seculum oder Menschenalter Jahrhundert nennen, sondern erlaubte sich auch ἑκατονταπάρηνος (Pyth. I, 31), ἑκατόγκρανος (Pyth. VIII, 20) und ἑκατογκεφάλας (Ol. IV, 51) zu sagen, wie Horatius, der auch (Epist. II, 1, 36) hundert Jahre als eine unbestimmte Zahl ansetzt, belua centiceps (C. II, 13, 34., vgl. C. III, 11, 17). Ebenso sagte der Römer centipeda oder millepeda für multipeda oder πολύπους, Vielfuß, woher auch der Franzose eine giftige Schlange in Siam, cent-pieds, Hundertfuß, nennt; und der Name der Rose centifolia verleitete sogar die Neuern, die nach den Kentauren benannte Pflanze, centaurium oder centaureum, Tausendgüldenkraut zu übersetzen, wie wir auch Tausendfuß, Tausendschön und tausendschmetterig von der Kehle der Nachtigall sagen. Die Procentrechnung war schon durch die Römer eingeführt, da sie Eins vom Hundert, centesimae genannt, als monatlichen Zins für ein entliehenes Capital bestimmten; aber die Neufranken fügten in ihrem Decimalsysteme zum Centnergewichte von 100 Pfunden noch die Namen centiare, centigrade, centigramme, centilitre, centime, centimètre, centistère. Im Altnordischen verstärkte der Vorsatz hund den Begriff, wie hundgemall (centennis) für abgelebt, hund-margr (centuplus) für sehr viel, hund-vîs (centiscius) für vielwissend ꝛc.; ob dazu auch das teutsche hund-müde zu zählen sei, macht das Einschieben eines s in hunds-müde zweifelhaft. Daß der Orient dafür den Ausdruck 1000 liebt, beweist die Tausend und eine Nacht, verglichen mit dem französischen cent et un und vingt-un.

Das gallische Candetum für eine Strecke von 100 Fuß haben wir schon oben kennen gelernt; aber auch die Hundschaften am Niederrheine bezeichnen nach Minola Bauerschaften von 100 Feuerstellen oder Familien, zu Lateinisch centena, woraus sich die centeni comites in des Tacitus Germania und der Name des Centgrafen sowol als des Zehntners für centenarius comes erklärt. Im Angelsächsischen wurde eine solche Hundschaft Hundrede genannt, wallisisch cantred, wovon man wieder das italienische contrada, französische contrée, und englische country ableitet, wiewol es der Teutsche Gegend übersetzt, als wäre es von contra abgeleitet. Ob auch der schweizerische canton vom gallischen cant abzuleiten sei, oder wie das britische Cantium, Kent, und Cantabrigia, Cambridge, mit Kante (Ecke) zusammenhänge, ist schwer zu bestimmen; aber Alles nach der Zahl 100 zu bestimmen war den alten Teutschen so gewöhnlich, daß auch von den Sueven behauptet wird, sie hätten 100 Gaue bewohnt. Daß dieser Ausdruck ebenso wenig scharf zu nehmen sei, wie wenn Homeros das ägyptische Theben hundertthorig, und die Insel Kreta hundertstädtig nennt, leuchtet aus dem Obigen zur Genüge ein. Die Ausdrücke Zehn, Hundert, Tausend sind gleich unbestimmte Begriffe, obwol nach geringerer oder größerer Menge unterschieden, wie Vierzig bei den Hebräern und Sechshundert bei den Lateinern. Ein Menschenalter, das schon im 90. Psalm auf 70—80 Jahre geschätzt wird, wurde von den römischen Kaisern nach der runden Zahl von 100 Jahren bestimmt, wie schon Herodot zu nicht geringer Verwirrung der Chronologie drei Generationen oder Menschenzeugungen auf 100 Jahre rechnete; weil aber ein Mensch nicht leicht ein Alter von 100 Jahren erreicht, so wurde die Hälfte dieser Zeit um so mehr als eine Amtsjubelfeier angeordnet, da Moses schon die auf 7 mal 7 folgende Zahl 50, der wir auch das Pfingstfest und mehre andere Bestimmungen des Kalenders verdanken, als Jubelzahl geheiligt hatte. Die Päpste der katholischen Kirche fanden die Jubelfeier so einträglich für ihren Stuhl, daß sie dieselbe viermal in einem Jahrhunderte zu feiern anfingen; und da auch selten ein Ehepaar das 50. Jahr seiner Ehe durch eine goldene Hochzeit zu feiern vermag, so wird es immer gewöhnlicher, mit dem 25. Jahr eine silberne Hochzeit zu feiern; es liegt aber bei allen solchen Bestimmungen der Begriff der Hundertzahl zum Grunde. (*Grotefend.*)

HUNDERTBÜCHELN, ungarisch **Százhalom** (d. h. Hundert-Hügel), walach. **Hunderbek**, sächs. Dorf in Siebenbürgen, in Sachsenland, großschenker Stuhl, mit einem Jahrmarktsprivilegium. In dieser Gegend sind viele Hügel, woher der teutsche und ungarische Name (der walachische Name ist aus dem Teutschen entstanden) kommt; denn der Hügel heißt in der siebenbürgisch-sächsischen Mundart: Brachel oder Büchel. (*Rumy.*)

Hundertjähriger Kalender, s. unter **Calender.**

Hundertjährige Spiele, s. **Ludi saeculares.**

Hundertmänner, s. **Hundred.**

HUNDERTMARK (Karl Friedrich), Sohn des am 21. Nov. 1739 zu Zeitz verstorbenen Doctors Heinrich Elias, war ebendaselbst am 11. April 1715 geboren und bezog, nach Beendigung seiner Schuljahre in seiner Geburtsstadt die Universität Leipzig, wurde hier 1740 nach Vertheidigung der Dissertation: **De singulari usu frictionis et unctionis in curatione morborum** (ib. 1740. 4.) zum Doctor der Medicin promovirt, erhielt daselbst 1748 eine außerordentliche, 1754 aber eine ordentliche Professur der Physiologie und bald darauf auch der Anatomie und Chirurgie. Außerdem war er Mitglied der Akademie der Naturforscher und der stockholmischen und bolognesischen Gesellschaft der Wissenschaften, starb am 8. Mai 1762 und hinterließ eine ziemliche Menge akademischer Schriften, von denen wir nur folgende anführen: **Commentatio de principibus diis artis medicae tutelaribus apud veteres Graecos et Roma-**

nos (Lips. 1735. 4.); Diss. de incrementis artis medicae, per expositionem aegrotorum apud veteres in vias publicas et templa (ib. 1739. 4. und 1749. 4.); beide werden noch jetzt geschätzt als wackere Beiträge zur Geschichte der Medicin; ferner: Diss. de mercurii vivi et cum salibus varie mixti summa in corpus humanum vi atque efficacitate ejusque cum sulphure laxius vel arctius conjuncti virtute in idem nulla (ib. 1754. 4.), worin er eine ebenso lächerliche als unverständliche Theorie von der Wirkung des Queckſilbers auf den thierischen Körper aufstellt, und seine Gelehrsamkeit ohne Geschmack verschwendet; Exercitatio academica de sacchari saturni usu interno salutari, in qua simul varia chemiae capita illustrantur (ib. 1741. 4., auch in den Actis Acad. Naturae Curios. Vol. VII. App. p. 95 sq.) u. a. m. *). (*R.*)

HUNDESEUCHE, auch Staupe genannt, ein Nervenfieber der Hunde, welches durch ein Zucken in den Gliedern angezeigt wird; das kranke Thier frißt wenig und endlich gar nicht, geht traurig, still und einsam, und der Schleim fließt ihm aus der Nase; bei einem stärkern Anfalle wird es an den Hinterbeinen vor Schwäche lahm, meist ist es Anfangs hartleibig. Durch Spießglanzleber (ohne und späterhin mit Glauberſalz), wodurch Erbrechen und Durchfall bewirkt wird, kann der Hund gerettet, und bald wieder hergestellt werden. Bei hartnäckiger Verstopfung müssen jedoch Klystire aus Seife, Wasser, Salz und Leinöl zu Hilfe genommen werden; gegen die Schwäche an den Hinterbeinen werden Eiterbänder an den Lenden angelegt, das Hintertheil aber wird mit einer Mischung von Kampher- und Salmiakgeist und Spanisch-Fliegentinctur oft bestrichen, und in die frühere Kraftäußerung versetzt. (*Fr. Heusinger.*)

HUNDESHAGEN (Johann Balthasar), war den 17. Febr. 1734 zu Cassel geboren. Sein Vater war früher Regimentschirurgus bei dem hessischen Cavallerieregimente Prinz Maximilian gewesen, hatte aber diese Stelle im J. 1728 niedergelegt. Den ersten Unterricht erhielt H., der früh Neigung zeigte, sich den Wissenschaften zu widmen, in dem Pädagogium seiner Vaterstadt. Ausgerüstet mit gründlichen Vorkenntnissen, eröffnete er (1752) seine akademische Laufbahn in Marburg. Sein Hauptstudium blieb dort Jurisprudenz, und im Gebiete dieser Wissenschaft waren besonders Estor und Hombergk seine Führer. Er machte so rasche Fortschritte, daß er bereits im September 1754, nach vorhergegangener öffentlicher Prüfung, für tüchtig befunden ward, die Advocatur bei den Obergerichten in Cassel zu übernehmen. Der Rath seiner Lehrer bestimmte ihn zu dem Entschlusse, sich der Laufbahn eines akademischen Docenten zu widmen. Er blieb daher noch einige Zeit in Marburg, um sich zu jenem Lehramt und zur Annahme der Doctorwürde vorzubereiten. Kränklichkeit seines Vaters nöthigte ihn gleichwol zur Rückkehr nach Cassel, wo er bis zum J. 1761 als Advocat lebte. Um diese Zeit erhielt er die Stelle eines Professors der Rechte an dem Gymnasium zu Hanau. Im J. 1762 ward er zugleich Syndicus bei dem dortigen reformirten Consistorium. Fünf Jahre später erhielt er den Charakter eines Consistorialassessors, und bei der in Hanau errichteten Militairakademie ward ihm das Lehramt der Geschichte übertragen. Bald nachher (1769) fand er in Dorothea Charlotte Stein, der Tochter eines fürstlichen Kammerdieners zu Cassel, eine in vieler Hinsicht seiner würdige Gattin, mit der er in einer durch mehre Kinder gesegneten Ehe lebte. Während eines hitzigen Gallenfiebers, das ihn im Herbste des Jahres 1775 befiel und Besorgnisse für sein Leben erregte, trat hinsichtlich der von ihm bisher bekleideten Ämter eine wesentliche Veränderung ein. Er ward in dem genannten Jahre zum Advocatus Fisci mit dem Charakter eines Hofgerichtsraths ernannt. Den Antrag, Regierungs- und Consistorialdirector in Neuwied zu werden, lehnte er (1779) ab. Im J. 1782 ward er Regierungsrath, wobei ihm zugleich die bereits seit dem J. 1780 verwaltete Besorgung der Reichsprocesse, nebst Sitz und Stimme im Regierungscollegium in solchen Angelegenheiten übertragen ward. Die völlige Stelle eines Regierungs- und Hofgerichtsraths erhielt er, mit einstweiliger Beibehaltung der Advocatura Fisci, im J. 1783. Er starb mit dem Charakter eines geheimen Regierungsraths, den er 1798 erhalten, den 22. Jun. 1800. Hundeshagen war ein vielseitig gebildeter Mann. Neben seinem Hauptstudium, der Jurisprudenz, hatte er sich mit mehren andern wissenschaftlichen Zweigen beschäftigt. Ein besonderes Interesse hatte für ihn das Studium des hessischen Staatsrechts [1]) und der vaterländischen Geschichte. Zu diesen Studien war er durch seine Lehrer Estor und Hombergk ermuntert worden, von welchen ihm jener seine beträchtliche Büchersammlung zu freiem Gebrauch eröffnete. Aus Cassel erhielt er durch den dortigen Rath und Bibliothekar Arckenholz viele seltene Werke und Handschriften, die er bei seiner 1756 zu Cassel in 4. herausgegebenen „Untersuchung der Trennung der Landgrafschaften Hessen und Thüringen" fleißig benutzte. Noch in dem genannten Jahre ward ihm der Auftrag, die von dem nachherigen herzogl. holsteinischen Justizrathe Groschuf angefangene Beschreibung der Stadt Cassel zu vollenden und zum Drucke zu befördern. Die unvollständigen Materialien nöthigten ihn zu einer gänzlichen Umarbeitung des Manuscripts. Indessen verzögerte sich die Herausgabe jenes Werkes durch die eingetretenen Kriegsunruhen, den Tod des Landgrafen Wilhelm VIII. und durch seinen Amtswechsel bis zum J. 1766. Um diese Zeit ward ihm auf Befehl des Landgrafen Friedrich II. die Handschrift abge-

*) Vergl. Adelung zum Jöcher 2. Bd. Col. 2194. Biographie médicale. Tom. V. p. 314, 315. Meusel, Lexikon der verstorb. Schriftst. 6. Bd. S. 180.

1) Eine ausführliche Darstellung desselben lag, wie man aus der gothaischen gel. Zeitung, 1781. 40. St. S. 336, sieht, in seinem Plane, wiewol dieser Nachricht in den hessischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit und Kunst (1781. 1. St. S. 91) widersprochen wurde. Doch ist nichts im Druck erschienen von jenem Werke, das aus zwei Theilen bestehen, und wovon der erste die Gesammtrechte, der zweite das besondere Territorialrecht des fürstlichen Hauses Hessen-Cassel enthalten sollte.

fodert. Sie erschien, revidirt und mit Zusätzen vermehrt von Schminke, zu Cassel 1767 im Druck, unter dem Titel: Versuch einer genauen und umständlichen Beschreibung der hochfürstl. hessischen Residenz- und Hauptstadt Cassel. Anonym ließ Hundeshagen seine Abhandlung: Der wahre Grund der wider die Pachtsteigerung und Abkündigung der Güter ergangenen Landesgesetze in Teutschland (Hanau 1767), drucken. Manche beachtenswerthe Beiträge empfing von ihm das hanauische Magazin. Dahin gehören die Aufsätze: Denkwürdigkeiten Herzog Heinrichs II. zu Lothringen und Brabant, als Landgrafen zu Thüringen und Hessen (1778. 1. Bd. 8. St. S. 57 fg.); Von der geistlichen Verfassung der Grafschaft Hanau vor der Reformation (2. Bd. 17—20. St. S. 129 fg.); Materialien zu einer Topographie der Stadt Hanau (3. Bd. 26. St. S. 217 fg.); Etwas zur Geschichte des reichsständischen Postwesens in Teutschland u. a. m. Der ebenfalls in dem hanauischen Magazin (27—29. St. S. 225 fg.) abgedruckte Versuch einer geographischen Beschreibung der Grafschaft Hanau-Münzenberg nach ihrem dermaligen Zustand erschien späterhin, mit Wegeners Geschichte der Herren und Grafen zu Hanau vereinigt [2]), unter dem Titel: „Geographische Beschreibung der Grafschaft Hanau-Münzenberg und Geschichte der ehemals regierenden Herren und Grafen zu Hanau überhaupt, mit den daher entstandenen Münzenbergischen und Lichtenbergischen Linien, nebst einer neuen Landkarte und Geschlechtstafel" [3]). (*Heinr. Döring.*)

Hundesorden, s. unter Hund.

Hundestaupe, s. Hundeseuche.

Hundestösser, s. unter Hund (Bergb.).

Hundetollheit, s. Hundswuth.

HUNDETRAGEN, eine ursprünglich bei den Franken und Schwaben, dann im ganzen teutschen Reich und in der Lombardei üblich gewesene Strafe des Landfriedensbruchs. Die zum Tode verurtheilten Landfriedenstörer mußten, bevor das Todesurtheil an ihnen vollzogen wurde, waren es Dienstleute, einen Sattel, waren es Landleute, ein Pflugrad, waren es Geistliche, einen Codex, waren es aber Edelleute, einen Hund aus einem Gau in den andern, oder in die nächste Grafschaft tragen. Man deutete das Hundetragen symbolisch als Bestrafung der Verletzung der Treue, und es sollte diese Strafe vielleicht auch soviel heißen, als: du hättest, statt zu kriegen, das Geschäft, das dir im Frieden zukommt, treiben sollen, und dieses war für die von edler Geburt, die Jagd *).

So ließ Otto der Große 938 die Anführer der Anhänger des den Landfrieden störenden Herzogs Eberhard, und Kaiser Friedrich I. 1155 den mächtigen Pfalzgrafen Hermann bei Rhein, welcher mit dem Erzbischof Arnold von Rhein gekriegt, und seine Anhänger Hunde tragen. (*Alex. Müller.*)

HUNDHEIM, kathol. Pfarrdorf im großherz. badischen Bezirksamte Wertheim, dem Fürsten von Leiningen zuständig, eine Meile südlich von der Amtsstadt Wertheim, auf der Hauptstraße von Frankfurt über Mergentheim nach Bischofsheim und Würzburg, mit einer Posthalterei, 134 Familien und 754 kathol. Einw.; gehörte ehemals dem Erzstifte Mainz, bis es 1803 an das fürstl. Haus Leiningen und 1806 mit allen leiningischen Besitzungen unter badische Landeshoheit kam.

(*Thms. Alfr. Leger.*)

Hundíngialand, Hundíngar (die Hundingen), s. **Hundíngr.**

HUNDÍNGR (sprich Hundingur), ohne Zeichen des Nominativs Hunding, lat. Hundingus, bedeutet Abkömmling eines Hundes oder eines Mannes, Namens Hund. 1) **Hundingr**, König von Hundland oder Hundingia-Land, der sagenberühmte Gegner Helgi's, des Hundingstödters. Über seine Händel mit seinem Besieger und Erleger s. **Helgi**. Als Helgi nach Walhall kam, und Othin ihm anbot, in Allem mit ihm zu herrschen, sprach ersterer: Hundingr, Du sollst jedem Manne das Fußbad bereiten und das Feuer anzünden, die Hunde binden, Hengste hüten, den Schweinen Sud geben, bevor du schlafen gehst [1]). Sowie also im Leben der Besiegte des Siegers Sklave wurde, wie z. B. die in der teutoburger Schlacht gefangenen vornehmen Römer zu Hirten und Haushütern von den Siegern gemacht wurden [2]), so ward auch in Walhall der Erleger des Erlegten Sklave, wenn nämlich Othin dem Sieger die Gewalt

---

2) Hanau 1782. Vergl. goth. gel. Zeitung. 1782. 84. St. S. 697. Allgem. teutsche Bibliothek. 53. Bd. S. 444. Meusel, Historische Literatur. 1782. 8. St. S. 115. Leipziger gel. Zeitung. 1783. 11. St. S. 81. 3) S. Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrtengeschichte. 6. Bd. S. 236 fg. 11. Bd. S. 342. (Die ihm dort beigelegte Schrift: über Wilhelm IX., Landgrafen zu Hessen, ist nicht von ihm, sondern von W. Beck.) 12. Bd. S. 357. 13. Bd. S. 351. K. W. Justi in den hessischen Denkwürdigkeiten. 4. Th. 2. Abth. S. 102 fg. Meusel, Lexikon vom J. 1750—1800 verstorb. teutschen Schriftsteller. 5. Bd. S. 181 fg.

*) Otto Frising. de rebus gestis Friderici Barbarossae, lib. II. c. 28: „Denique vetus consuetudo pro lege apud Suevos et Francos inolevit, ut si quis nobilis, ministerialis, vel colonus coram suo judice pro hujusmodi excessibus reus inventus fuerit, antequam mortis sententia puniatur, ad confusionis suae ignominiam, nobilis canem, ministerialis sellam, rusticus aratri rotam de Comitatu in proximum Comitatum gestare cogatur." Über den Ursprung und die Ursache dieser Strafe vergl. *Jo. Heinr. Meibom.* De *Κυνοφορια* sive canis portatione ignominiosa, epistola per Silium Henric. Meibomium edita (Helmst. 161, Lips. 1749); auch in: Nova librorum rariorum collectione (Hal. 1709). Fasc. III. p. 467 sq. *Jac. Andr. Crusius*, D. de Canum portatione, poena antiquis temporibus apud Saxones, aliosque populos usitata; in dessen: Opusc. var. polit. jurid. historicis (Mind. 1668. 4.). Vol. V. Wilh. Friedr. Pistorius, Ob vor Zeiten Grafen und Herren durch die Strafe des Hundetragens von dem niedern Adel distinguirt worden; in dessen histor. und juridischen Anmerkungen über allerhand den Ursprung und Historie, Vorrechte ꝛc. der Reichsgrafen betreffende Materien. 1. Th. Cap. 3. Sam. Wilh. Hötter, Untersuchung der Frage: ob die Personen, die den Landfrieden gebrochen haben, die Hunde zur Strafe führen oder tragen müssen (Augsb. 1784). Lenz, Über die Strafe des Hunde-, Sattel- und Pflugtragens; in dessen diplomat. Historie des Stifts Magdeburg, S. 169 fg. *Du Fresne* im Glossar. voc. Canis.

1) Helga-Quida Hundíngsbana II. gr. Ausg. d. Edda Sám. 2. Th. S. 109. 2) *Seneca*, Ep. 47.

dazu ertheilte. Sowie Hunding selbst einen sagenwichtigen Namen als harter Hunding hat [3]), so auch und noch mehr Hundings Söhne, von denen zwar auch ihre besondern Namen bekannt, die aber noch häufiger blos die Hundingssöhne (Hundings-synir) genannt werden; ein Theil derselben, nämlich Alf, Eólf, Hiörvarth (nach der Volsunga-Saga Hagbard) und Hávarth oder Hervarth, fielen durch Helgi in der Schlacht bei den Logafiöll unter dem Aarasteine, der übrige Theil, nämlich König Lyngvi und seine drei Brüder (die Sigurdar-Quida nennt sie nicht, nach der Volsunga-Saga war wieder ein Hiörvard darunter), fanden durch die Schlacht, welche Helgi's Halbbruder, Sigurd, der Fafnistödter, schlug, dessen Vater Siegmund und Muttervater Eylimi sie in einer frühern Schlacht erschlagen hatten, alle ihren Untergang [4]). Nach der Nornagests-Saga wurden von Hundings Söhnen drei, Eyulf, Herraud und Hiörvard, erschlagen; Lyngvi und seine beiden Brüder, Alf und Heming, entkamen, und fielen dann in der Schlacht gegen Sigurd. Sie waren damals als die tapfersten Helden berühmt, und vor Allen Lyngvi. Dabei waren sie zauberkundig, hatten viele Kleinkönige bezwungen, viele Kämpfer erschlagen, viele Burgen verbrannt und in Spanierland und Frankenland die größten Verheerungen angerichtet. Damals aber war das Kaiserreich noch nicht über die Gebirge hierher nach Norden gekommen. Hundings Söhne hatten sich das Reich unterworfen, welches Sigurd im Frankenlande hatte, und waren daselbst sehr männerreich [5]). Diese Angabe, sowol in Hinsicht auf die Zeitbestimmung, man bezieht nämlich das erwähnte Kaiserreich nicht unwahrscheinlich auf die Erneuerung desselben durch Karl den Großen [6]), als in Hinsicht auf die Lage und Ausdehnung von Hundings und seiner Söhne Reich hat die größte Aufmerksamkeit der Geschichtforscher erregt, welche aus der Sage geschichtliche Ergebnisse zu ziehen suchen. Nach Saxo Grammatikus nämlich war Hunding des Königs Syrich von Sachsen Sohn, ward von Helgi bei der Stadt Stade in der Schlacht besiegt und im Zweikampf erlegt [7]). Unmittelbar darauf erzählt Saxo Grammatikus, Helgi habe das Recht und die Verwaltung des den Sachsen entrissenen Jütland den Herzogen Heska, Eyr und Ler anvertraut; er denkt sich also aller Wahrscheinlichkeit nach Hundings Reich über Jütland verbreitet, und seinen Sitz oder auch seinen letzten Zufluchtsort zu Stade. Die Erzählung in ungebundener Rede Fra Vaulsúngom (von den Volsungen) in der Lieder-Edda (S. 88) sagt: Hundingr hieß ein mächtiger König. Nach ihm ist Hundland genannt. In der Volsunga-Saga (26. Cap. S. 46) ist Hunding durch Hundingia-kóngr bezeichnet, es wird nämlich von Hundings Söhnen gesagt: Synir Hundingia-kongs (die Söhne des Königs der Hundinger) und S. 45 heißt es von ihnen: I riki Hundingia-sona (im Reiche der Söhne der Hundinger, der Hundingen-Söhne), während ihre häufige Bezeichnung in der Volsunga-Saga, sowie in der Edda und der Nornagests-Saga Hundings-synir ist; wir haben also, wenn wir von den Hundingen, ohne Misverständnisse zu veranlassen, reden wollen, in dreierlei Bedeutungen zu unterscheiden. 1) Hundingen in engster Bedeutung für Hundings-synir (Hundings-Söhne); 2) für Glieder aus Hundings Geschlecht, auch in aufwärts steigender Linie; 3) als Benennung der Beherrschten auf diese von den Beherrschern übergetragen, ähnlich wie im Mittelalter Frankreich Karlingen von Karl hieß, und Lothringen und die Lothringer von Lothar ihren Namen haben. Aber wo Hundland, welches nach der Sage von Hunding seinen Namen hatte, oder nach anderer Benennung das Hundingialand (Land der Hundingen) lag, hierüber sind die Meinungen der Alterthumsforscher sehr getheilt. Nach Suhm, welcher Saxo folgt, und den Hunding von Helgi'n zu Stade erschlagen läßt, herrschte dieser über die Sachsen im Süden der Elbe, und Hundland nimmt er, sich auf das Zeugniß Saxo's berufend, als einen Theil Sachsens an [8]). Doch bleibt diese Annahme, wenn die Erzählung bei Saxo auch als Geschichte gelten könnte, immer noch mislich, da Stade eben nur Hundings letzter Zufluchtsort gewesen sein kann. Nach Finn-Magnusen stammten die hundingischen Sachsen aus Teutschland, sind aber in Dänemark, wovon Helgi einen Theil besaß, eingedrungen, und haben einen großen Theil von Jütland sich durch Waffengewalt unterworfen. Ihm ist wahrscheinlich, daß mehre ihrer Könige Hunding geheißen. Alle Umstände führen ihn zu der Meinung, daß die in den Liedern von Helgi den Hundingstödter besungenen Kriege mit den Hundingen im Norden von Seeland geführt worden, und ihr Schauplatz im nördlichen Jütland zu suchen. Hier werden aus Hund oder Hunn gebildete Ortseigennamen mit Leichtigkeit gefunden. Hundland und das in den altnordischen Sagen noch berühmtere Hunaland (Land der Hunnen) sind ihm eins, nämlich in Beziehung auf das Hunaland, welches er in Jütland sucht, und Hunnia Cimbrica nennt. Um Hundland, welches allerdings, wie aus der Erzählung Fra Vaulsúngom zu schließen, einen wirklichen Grund und Boden hatte, und nicht wie das von der nordischen Heldensage nach Nordteutschland gelegte und das selbst in Jütland vermuthete Hunaland im Gesange seinen Grund und Boden hatte, oder, mit andern Worten, rein mythisch war, in Jütland aufzufinden, nimmt er die allerdings wegen ihrer Häufigkeit in Beziehung auf das von Hunding genannte Hundland merkwürdigen Ortsnamen zu Hilfe, nämlich nach den Suhm-Langebeck-

3) Helga-Quida Hundingsbana I. Str. 10, 11. S. 61. Frá Vaulsúngom, p. 81—87. H. Q. H. II. Str. 1, 2. S. 88—90. Str. 9. S. 92, 95. Sigurdar-Quida, Str. 15. S. 105, 160, 161. Str. 26. S. 106. 4) Volsunga-Saga, Cap. 16 bei v. d. Hagen, Altnordische Sagen und Lieder, welche zum Fabelkreise des Heldenbuches und des Nibelungenliedes gehören. S. 24, 25. Cap. 26. S. 44—46. 5) Sogu thattur af Norna-Gesti (eine Episode aus der großen Olafs Saga Tryggvasonar), Cap. 3—5 bei v. d. Hagen a. a. O. S. 9—15. 6) *Torfaeus*, Hist. Norv. I. p. 468. 7) *Saxo Grammaticus*, Histor. Dan. Lib. II. Ausg. v. Stephanius, S. 28.

8) Suhm, Historie af Danmark. 1. Th. S. 192. 2. Th. S. 207.

schen Landkarten, welche das alte Jütland nach Urkunden und andern Denkmälern des Mittelalters darstellen [9]), im Thye-Land, Hundborg und Hunbjerg; in Wandelsyssel Hundslund (Hunds Hain), zur Zeit des Heidenthums, wie man aus den vielen Denkmälern auf den anliegenden Grundstücken schließt, eine ausgezeichnete Burg, dann in den Tagen des Katholicismus ein berühmtes Kloster, und jetzt ein bekanntes Gut mit in Dronninglund (Königin-Hain) verändertem Namen. Da die Reiche anderer in den hierher bezüglichen Eddaliedern besungenen Fürsten von der Heldensage nach Nordjütland versetzt werden, nämlich des Hialpreks, des Pflegevaters Sigurds des Fafnirstödters, des Halbbruders Helgi's des Hundingtödters, nach Thjód (Thye) [10]), welches er nach Finn-Magnusens Meinung, nachdem Hunding erschlagen und seine Söhne aus der Eroberung vertrieben worden, entweder wieder erhielt, oder erst erlangte, und das Reich Eylimi's, des Muttervaters Sigurds in Warmithsyssel, so hegt Finn-Magnusen keinen Zweifel, daß Hundland, d. h. das von Hunding eroberte Land, der nämliche Landstrich mit dem jetzt Hundborgherred genannten Amtsbezirk und den benachbarten im Stift Aalborg gelegenen Gegenden sei, wo sich jetzt noch die Orte Hundborg, Hundstrup, Hundslund, der Amtsbezirk Hunneherred, und die Dörfer Hunetorp und Hune finden, in welchem letztern nach alter von Pontoppidan (Danske Atlas) aufbewahrter Überlieferung vormals sieben, schon längst eingegangene Edelhöfe gewesen. Hierdurch glaubt Finn-Magnusen die Erzählung bei Saxo Grammatikus von Vertreibung der Sachsen aus Jütland nach Hundings Falle bestätigt. Auf Schönings Landkarten findet man Hundingialand (Land der Hundingen) in das heutige Rußland gesetzt. Nach Finn-Magnusen ist dieses Hundingialand von Hundland gänzlich verschieden, und vielleicht allein nur aus den mährchenhaften Schriften, z. B. der Sturlaugs Saga starfsama, genommen [11]). Nach unserer Meinung sind dieses Hundingialand und Hundland nur insofern verschieden, als verschiedene Sagenschreiber sie in verschiedenen Gegenden dachten, hingegen in reinmythischer Bedeutung, d. h. als Schauplatz der in Hundland und Hundingialand spielenden Handlungen, ohne Rücksicht auf die Lage, welche dem Lande gegeben ward, sind jenes Hundingialand und dieses Hundland eins und dasselbe. So ist es, um das allbekannteste Beispiel zu wählen, in rein heldensaglicher Bedeutung völlig gleich, ob das Heunenland oder Hunaland der Schauplatz des letzten großen Kampfes der Nibelungen nach Etzelsburg (Ofen) ins Ungerland oder nach Susat (Sust) ins Engerland verlegt wird. Insofern aber die Heldensage nicht ganz frei von geschichtlichen Rücklängen ist, so hat in dieser Beziehung das Hundland in Jütland mehr Wichtigkeit als Hundingialand in Rußland.

2) **Hundingr**, König von Schweden, wurde von dem Könige Hadding von Dänemark, nachdem dieser Hundings Bruder, den König Uffo von Schweden, erschlagen, dem besiegten Volke vorgesetzt, damit das Reich nicht an das Ausland gekommen, sondern in Asmunds Familie verblieben scheinen möchte, feierte von einer falschen Nachricht von Haddings Untergange bewogen, dessen Todtenfeier mit den Großen des Reichs, verrichtete hierbei das Schenkenamt in eigner Person, fiel dabei in das ungeheuer große, in die Mitte gestellte Bierfaß, und fand darin seinen Tod. Hundings Gattin war Thorild, die Verfolgerin ihrer Stiefsöhne Regner und Thorald [12]).

(*Ferdinand Wachter.*)

HUNDISBURG, ehemals **Hunoldsburg**, adeliges Pfarrdorf im Kreise Neuhaldensleben des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg, an der Bever und Garve, mit einem Rittergute (des betriebsamen Nathusius), 90 Häusern, 860 Einwohnern, einem Kupferhammer, einem Mauersteinbruch und einer Feldmark von 3420 Morgen Ackerland, 98 Fuder Wiesen, 62 Morgen Gärten und 2124 Morgen Wald. Eine Viertelmeile nordwestl. vom Dorfe liegen die Ruinen eines alten Thurmes, der Sage nach Reste der Kirche des daselbst vor Alters gestandenen Dorfes Nordhausen. (*Klaehn.*)

Hundland, s. **Hundingr**.

HUNDORF (**Johann**), zu Erfurt 1603 geboren, bekleidete daselbst 40 Jahre lang ein geringes Schulamt, war zugleich Universitätspedell, und starb 1667. Nach diesen Verhältnissen würde sein Name längst vergessen sein, wenn er nicht durch seine Schriften: **Encomium Erfurtinum**, das ist: Beschreibung aller denkwürdigen Stücke der Stadt Erfurt; und **Encomii Erfurtini Continuatio**, oder fernere Beschreibung der Stadt Erfurt ꝛc. (Erfurt 1650—1651. 4.), der Erste geworden wäre, der in einem gedruckten Buche die Geschichte von Erfurt in einem weitern Umfange (wenngleich weder vollständig, noch kritisch) bearbeitete. Da die Fortsetzung sich vornehmlich mit den seit der Reformation zu Erfurt gewesenen evangelischen Predigern beschäftigt, so haben sich darin auch für die Gelehrtengeschichte manche Notizen, die außerdem vielleicht ganz verloren gegangen sein würden, erhalten. (*H. A. Erhard.*)

HUNDRED, angelsächs. *thaet* **hundrede**, *thaet* **hundred** (das Hundert, die Hundertschaft), altfranzösisch *le hundred*, latinisirt **Hundredum** (Mehrzahl **Hundreda**), bisweilen auch dem lateinischen **centuria**, wie es übersetzt wird, nachgebildet; **Hundreda** (Mehrzahl **Hundredae**), auch manchmal **Hundredus**, heißt noch jetzt eine Unterabtheilung einer Shire (Grafschaft) in England und ist selbst mit nach Nordamerika hinübergenommen worden, und besteht hier auch in den Freistaaten noch. Nach den englischen Geschichtschreibern wandelte, da bei Gelegenheit der Räubereien, welche die Dänen trieben, auch die Eingeborenen sich dergestalt auf Raub legten, daß ohne Waffenschutz aller Verkehr unmöglich war, allererst König Alfred die Gaue (pagos) von ganz

Langebeck et *Suhm*, Scriptt. Rer. Dan. med. aev. T.

10) F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth.

11) Finn-Magnusen zur großen Ausg. der . Th. S. 54, 61, 87, 88, 95, 881, 882.

12) *Saxo Grammaticus*, Lib. I. p. 17, 19, 22.

England und die Districte (provincias) [1]) in Grafſchaften um, und theilte die Grafſchaften in Hundrede und in Teodthungen (Zehnſchaften) [2]). Kraft dieſer Eintheilung mußte jeder Eingeborene, jeder Angel, der geſetzlich lebte, ſowohl zu einer Hundertſchaft, als zu einer Zehnſchaft gehören. Wurde Jemand eines Verbrechens, namentlich des Straßenraubes, beſchuldigt, oder deſſen verdächtig, ſo mußte er ſogleich aus der Hundertſchaft und der Zehnſchaft einen ſtellen, der für ihn Bürgſchaft leiſtete. Wer keinen Bürgen fand, war der Strenge der Geſetze verfallen, denn er galt als verdammt. Floh aber ein Schuldiger vor der Stellung eines Bürgen, oder nachher, ſo fielen Alle aus der Hundertſchaft und der Zehnſchaft in des Königs Strafe. Die Vorgeſetzten der Provinzen (Herreds), die vorher Vicedomini waren, zerfielen nach Alfreds Einrichtung in zweierlei Beamten, nämlich in Richter, die nun (als Ingulph ſchrieb) Juſticiarer hießen, und in Vicecomites, die jetzt (als Ingulph ſchrieb) noch dieſelbe Benennung hatten. Durch die Sorgfalt derſelben erblühte in Kurzem im ganzen Lande ſo großer Friede, daß ein Wanderer Abends eine noch ſo große Summe Geld auf den Feldern oder öffentlichen Scheidewegen laſſen konnte, und wenn er den Morgen darauf, oder nach einem Monat zurückkehrte, ſicher war, die ganze Summe wieder unberührt zu finden [3]). Wenn Ingulph ſagt, König Alfred habe die Einrichtung der Eintheilung des Landes in Grafſchaften, Hundrede und Zwölfſchaften unter Allen zuerſt getroffen, ſo hat er wol blos England im Auge, oder er wußte nicht, daß dieſe Eintheilung ſchon im Reiche der Franken ſich fand (ſ. den Art. Centgerichte). Nach du Freſne [4]) erfand daher Alfred dieſe Einrichtung nicht erſt, ſondern nahm ſie aus dem Reiche der Franken herüber; jedoch ſcheint ihm, was die Geſchichtſchreiber von der unter den Eingeborenen feſtgeſetzten Sicherheit und der gegenſeitigen Verbürgung erzählen, gänzlich Alfreds Einrichtung. Über die Alfreden zugeſchriebene Sicherung des Eigenthums durch Befeſtigung des Landfriedens vergleiche jedoch die ähnlichen Sagen vom Dänenkönige Frodi [5]), und über die Bürgenſtellung das dritte Capitular Karls des Großen vom J. 803 [6]), welches in Beziehung auf die, welche das Geſetz zu halten unterlaſſen, beſtimmt, daß ſie durch Bürgen in die Gegenwart des Königs geführt werden ſollen. Entlehnte alſo Alfred die Eintheilung in Hundertſchaften von den Franken, ſo konnte er ebenſo gut auch die Bürgenſtellung entlehnen, und ſie nach ſeinem Zwecke ſchärfer ſo ausbilden, daß wer in ſeiner Hundertſchaft und Zehnſchaft keine Bürgen fand, verurtheilt ward und die Strafe erlitt. Was es mit der Bürgſchaftſtellung für eine Bewandtniß hatte, wird deutlich aus Edgars und Äthelreds Geſetzen. Nachdem erſteres (l. 4. Cap. S. 101) von den Gemoten (den Dingen, d. h. Gerichtsverſammlungen) gehandelt, und namentlich des Hundrede-gemotes gedacht, beſtimmt es (5.), daß Jeder zuſehen ſollte, daß er einen Bürgen habe, und daß der Bürge ihn dann zu jedem Rechte leite (d. h. vor Gericht ſtelle) und halte (d. h. dafür ſorge, daß er dem Urtheile Folge leiſte) [7]);

1) Iſt als Unterabtheilung von einem Gau in der Bedeutung gebraucht, wie auch das isländiſche haerad in Islands Landnamabok durch provincia überſetzt wird. Vergl. das däniſche Herred, Amtsdiſtrict. 2) Wir brauchen nämlich den Ausdruck, wie er ſich in Knuts Geſetzen in angelſächſiſcher Sprache (I, 19. S. 154 bei Schmid) on hundrede and on *teodhunge* ſich findet. Die Geſchichtſchreiber, die von Alfred reden, haben: In centurias, id est, hundredas, et in decimas, id est, in *trithingas* (*Ingulph*); centurias, quas hundred dicunt, et decimas, quas trithingas vocant (*Wilhelm. Malesbur.*). Decimae und decaniae, wie auch gebraucht wird, wäre alſo nicht genaue Überſetzung, denn trithingas (von tri, drei, und tyn, zehn) bedeutete Dreizehnſchaft. Die Annal. Wintonienses und Matthaeus Westmonsteriensis zum J. 892, welche von derſelben Einrichtung Alfreds reden, brauchen tithingas, und die Urkunde Königs Johann von England für die Freiheiten der engliſchen Kirche *te*thinga (Einmal); man könnte es vom angelſächſiſchen tu, twi, zwei, und tyn, zehn, ableiten, und erhielt alſo Zwei-Zehnſchaften, d. h. Zwölfſchaften. Da im ganzen germaniſchen Alterthume die Zahl 12 ſo beliebt war, ſo muß man vor Allem geneigt werden, unter der tithinga eine Zwölfſchaft, und trithinga eine Dreizehnſchaft, d. h. aus drei Hausvätern und einem Vorſteher beſtehend, zu verſtehen, und bei hundred die im Alterthume beliebte Rechnung nach dem großen Hundert (120) anzunehmen, wiewol die lateiniſchen Ausdrücke entgegen ſind; ſo heißt es z. B. in den Leg. Henrici I. Cap. p. 227 (bei Schmid, Geſetze d. Angelſachſen. 1. Th. S. 227): ipsi vero comitatus in centurias et sipessoina (ſtatt sithessoina) distinguuntur, Centuriae vel Hundreda in Decanias vel Dicimas et in Dominorum plegios. Doch der Erklärung von teodhung, daß es aus twa, ti, tu, zwei, und tyn, als Zwölfſchaft, ähnlich wie twelf (zwölf) aus twa und leof (vgl. endleof) gebildet ſei, ſteht entgegen, daß nach den Leg. Edovard. Confessoris (ihm gewöhnlich zugeſchrieben) Cap. 26, 32, p. 291 der Richter über die zehn Freiburgen (Freoburgos, Friburgos, Frithburgos) tienheofod oder tende heved hieß, und durch caput de decem (Haupt von zehn) erklärt wird, und daß, was die Angeln Freiburgen nannten, bei den Yorkern tien manna tala, tene mentale (decem hominum numerus) hieß, und daß, wenn einer unter der Zehn-Bürgſchaft (sub decennali fideijussione) Unrecht that, von den übrigen Neun vor Gericht geſtellt werden mußte. Teodhung, Tiding, wenn es Zehnſchaft bedeuten ſoll, muß alſo aus tiende, tende, der zehnte, gebildet, und das n verſchluckt ſein. Das Triding aber muß entweder als fehlerhafte Lesart für Tinding oder als Verwechſelung mit trithinga angenommen werden, welches der dritte Theil einer Provincia (d. h. Herred) war, und drei oder vier oder mehre Hundrede umfaßte. Daher ſind die trithingas oder tithingas, wie doch z. B. *du Fresne*, Gloss. Lat. unter Thritinga thut, mit den trihingis, welches man blos für eine Abſchweifung des zweiten t halten könnte, nicht als eins und daſſelbe zu nehmen.

3) *Ingulph* p. 28. *Brompton* p. 818. Chron. S. Petri de Burgo p. 22. *Wilh. Gemetic.* zum Jahre 892. 4) *Du Fresne*, Gloss. Lat. unter Hundredus, frankfurter Ausg. v. 1681. P. I. p. 811. 5) *Wilhelm. Malmesbury*, De Gestis Regum Angl. Lib. II. Cap. 4. Mit dieſen Sagen von den von Alfred an den Scheidewegen aufgehängten und von Niemand berührten Armbändern, und der Sicherheit des Eigenthums zu Alfreds Zeit, vergleiche die Sage, wie der Dänenkönig Frodi goldene Armbänder aufhängt, um zu ſehen, ob jemand ſeine Geſetze zu übertreten wagt (*Saxo Grammaticus*, Histor. Dan. Lib. V. Ausg. von Stephanius S. 92, 95), und wie zur Zeit des nach ihm benannten Frodi's Frieden kein Dieb oder Räuber war, ſodaß ein Goldring lange auf Jollangursheide lag, und Keiner ihn aufnehmen wollte (Jüngere Edda, 66. Dämeſaga). 6) De illis, qui legem servare contempserint, ut per fideijussores ad praesentiam regis deducantur. Capitulare III. an. 803. Cap. 4 bei Georgiſch S. 664. Capitularium Lib. III. Cap. 34. p. 1354. Lib. VI. Cap. 219. p. 1356. 7) Man vergl. Äthelreds Geſetz I. Cap. 1, be borgum (von Bürgen; bei Schmid, Geſetze der Angelſachſen.

und wenn dann einer Unrecht that und entfloh, so mußte der Bürge tragen, was jener tragen sollte. War es Diebstahl und konnte der Bürge den Entwichenen binnen 12 Monaten erlangen, so stellte er ihn zu Recht, und man gab ihm zurück, was er früher zahlte. Wenn Jemand anrüchig und ohne Vertrauen beim Volke war und deshalb das Gemot (Ding, Gerichtsversammlung) vermied (forbuge, ausbeuge), so mußten Etliche von dem Gemote zu ihm reiten, und er Bürgen sich verschaffen, wenn er vermochte. Konnte er dieses aber nicht, so mußte man sich seiner bemächtigen, wie es ging, lebend oder todt, ihm Alles nehmen, was er hatte, und dem Kläger sein Ersatzgeld (ceapgyld, wörtlich Kaufgeld) einfach zahlen, und der Grundherr erhielt zur Hälfte, und das Hundrede (thaet hundrede) zur Hälfte (nämlich die als Strafgeld eingezogene Habe des Anrüchigen ohne Bürgen). Versagte Jemand, Verwandter oder Fremde, den Ritt zum Anrüchigen, so mußte er dem Könige 120 Schillinge [8]) zahlen. Diese Rechtsbestimmungen, daß jeder Dingpflichtige (s. den Art. Dingpflichtig) zur Rechtspflege mitwirken mußte, wird zugleich Licht auf die berühmte Stelle des Tacitus werfen, nach welcher der in den Dörfern Rechtsprechende von hundert Männern als Rath und Macht umgeben war. Während nämlich Spelman, Hume und Andre mit den ältern Geschichtschreibern die Einrichtung der Hundrede Alfreden zuschreiben, und du Fresne sie als den Franken entlehnt annimmt, gehen Dithmar und Joh. G. Wachter über die Franken zurück, und finden nicht unwahrscheinlich, daß die Wiege dieser Einrichtung dem alten Germanien gehöre, und die Sachsen den Gebrauch mit nach Britannien, und die Franken nach Gallien gebracht [9]); denn die Eintheilung in Hundrede fand bei den alten Teutschen sowol in Beziehung auf den Kriegsdienst, als in der Rechtsverfassung statt, aus dem Fußvolke wurden aus jedem Gaue 100 ausgewählt, nach dieser Zahl benannt [10]) und unter die Reiterei vermischt ins Vordertreffen gestellt. Hier finden wir also, wiewol in anderer Beziehung und auf andere Art und Weise, die Eintheilung in Hundrede, und die Benennung Hundrede nach dieser Eintheilung. Die Scharen oder Keile waren außerdem nicht durch zufällige Zusammenhäufung gebildet, sondern nach Familien und Verwandtschaften, oder, um mit den Schotten zu reden, nach Clans geordnet. Die Ordnung der Keilschlacht erfodert aber genaue Berücksichtigung der Zahlenverhältnisse. Daher läßt sich mit Sicherheit vermuthen, daß die Scharen im Vordertreffen nicht allein aus Hundreden bestanden, sondern diese Eintheilung in Beziehung auf das ganze Heer statthatte, wenigstens fand dieses erweislich bei den Nordgermanen später statt, und man legte so hohen Werth auf die Aufstellung des Heeres hundertweis in Rotten, daß man sie den Lehrorakeln Odins zuschrieb. Die Aufstellung fand statt, mochten auch die Züge einer Keile, aus welchen die große Keilschlachtordnung gebildet wurden, verschieden geordnet werden, nämlich einmal so, daß die erste Reihe eines Zuges aus zwei, die dritte aus vier, die vierte aus acht bestand, und so fort jede folgende Reihe immer um das Zwiefache stärker als die vorhergehende war, oder nach der andern Art, daß die erste Reihe des Zuges aus zwei, die zweite aus drei, die dritte aus vier gebildet ward, und so fort die folgende Reihe immer um einen Mann stärker als die vorhergehende war [11]). Die Kriegs-Hundrede mußte also England vor Alfred von den Dänen und übrigen Nordmannen gesehen haben, wollten wir auch das Unwahrscheinliche annehmen, den Sachsen und Angeln wären sie nicht, wie den übrigen Nordgermanen, eigenthümlich gewesen. Auch die Rechts-Hundrede brachten die Angeln und Sachsen wahrscheinlich mit nach Britannien; denn Tacitus sagt, wo er von dem handelt, was allen germanischen Völkern gemeinsam war: **Eliguntur in iisdem conciliis et principes, qui jura per pagos vicosque reddunt. Centeni singulis ex plebe comites, consilium simul et auctoritas adsunt.** Da die Zahl 100 Beisitzer zu groß schien, so machte man aus **centeni certi** und **septeni**. Andre glaubten, daß in **centeni** die teutsche **zehn** verborgen, und machten Zehntgrafen daraus. Andere übersetzten **centeni comites** durch Zentmänner oder Zentener, nämlich in dem **centeni** sei ein altteutsches Wort **Zente**, ein kleiner Theil eines Gaues, verborgen, fanden in **centeni** die Benennung einer Würde des Zehntners, ohne Bezug auf eine Zahl [12]), und nahmen, da in

---

1. Th. S. 107), wo bestimmt wird, jeder Frei-Mann (freie Mann, freoman) solle einen guten Bürgen (getreowne borh) haben, damit der Bürge ihn zu jedem Rechte halte (anhalte, d. h. zur Erfüllung jeder Rechtsbestimmung), wenn er bezüchtigt werde; wenn er aber oft bezüchtigt sei, solle er zum dreifältigen Ordale gehen ꝛc., und Cap. 5 (S. 109), wenn Jemand allem Volke (dem ganzen Volke) untreu sei (d. h. gegen dasselbe handele), so solle des Königs Gerefa zufahren, und ihn unter Bürgschaft bringen, damit er ihn zu Rechte leite (zu Rechte, d. h. vor Gericht stelle), denen, die ihn ansprechen, wenn er aber keine Bürgschaft habe, so solle man ihn als Schuldigen erschlagen.

8) Die Rechtsbestimmungen in Edgars Gesetze I. Cap. 7. (S. 101) be tythbysigun (von Unrichtigen) haben auch Knuts Gesetze I. Cap. 23 de infidis accusatis (S. 155), und Wilhelms Gesetze I. Cap. 45. (S. 187), nur haben letztere statt der 120 Schillinge 6 Pfund (VI lib.), und der Anfang lautet: wenn Jemand bezüchtigt, und Zeugnisse über seine Illegalität vorhanden sind (e cil qui redte e testemoniet de delante) und das Gemot (le plait, gebildet aus placitum, s. den Art. Ding, Rechtsalterthümer) dreimal vermeidet (escuit), und die Vorfoderer (li sumenour, summonitores) thun beim vierten Male sein dreimaliges Ausbleiben kund ꝛc. Vergl. Wilhelms Gesetze, III. Cap. 14. p. 191.

9) *Jo. Geo. Wachter*, Glossar. Germ. p. 766.

10) Definitur et numerus: centeni ex singulis pagis sunt: *idque ipsum inter suos vocant.* *Tacit.*, Germ. 7.

11) *Saxo Grammaticus*, Histor. Dan. Lib. I. p. 17, 19. Lib. VII. p. 138, 139. Lib. VIII. p. 146, 147. Sage-Bruchstück von der Bravallaschlacht bei *Göranson*, Svea Rikes Kon. Hist. p. 73, 74, 83. Vergl. *v. Laurenberg* bei *Stephanius*, Not. Vber. p. 55—57, 163, 164, vorzüglich aber s. das kriegswissenschaftliche Werk von F. H. Jahn, Almindelig Udsicht over Nordens Krigshistorie (Kiöbenh. 1825). S. 280—295. Mit der nordischen Keilschlacht vergl. die Beschreibung der südgermanischen bei *Agathias*, Lib. II. bei *Muratori*, Scriptt. Rer. Ital. T. I. P. I. p. 391.

12) Haus, Alterthumskunde von Germanien. 1. Th. S. 72. Die Stelle des Tacitus überträgt er: „Es werden auch in diesen Volksversammlungen Vorstände gewählt, in den Gauen und Dörfern Recht zu sprechen, deren ein jeder die Zentner aus den Wehren und dem Rathe zum Beistande hat.“

England nach altsächsischer Gewohnheit 12 Geschworene sind, bei jedem zum Richter erwählten Fürsten 12 Zentmänner an [13]). Andere stoßen sich an die Zahl 100 als Beisitzer nicht und sagen, die jedem Gaurichter zugegebenen Personen seien das gewesen, was nachmals die Schöppen [14]) waren. Andere denken dabei an eine Wache und einen Rath; so sagt Gibbon: to each (nämlich jeder erwählten obrigkeitlichen Person) was given, by the public, a guard and a council of an hundred persons [15]). Wenn Arndt sagt: Hundert aus dem Volke saßen Jeglichem bei, zugleich als Rath und als Macht [16]), so hat er die Thatsache am treuesten wiedergegeben, ohne daß er sie jedoch durch eine Erklärung aufhellt. Alles jedoch wird erklärlich, wenn wir schon bei den alten Germanen Hundrede [17]) annehmen, und bedenken, daß zwar Tacitus im Berichte der Thatsachen ein sicherer Führer und also in die Thatsache, daß der Richter, wenn er Recht sprach, von 100 Männern mit Rath und Macht umgeben war, kein Zweifel zu setzen ist, aber wir müssen zugleich bedenken, daß den Römern das, was sie bei den Germanen sahen, nicht Alles klar ward. Nach der altteutschen Verfassung waren nämlich die Volksversammlungen zugleich Gerichtsversammlungen (s. den Art. Ding, Rechtsalterthümer). Alle im Dingbezirke Angesessene erschienen, ja mußten erscheinen vermöge der Dingpflichtigkeit (s. den Art. Dingpflichtig). War nun ein Centding, wie es später mit halblateinischem Ausdrucke hieß, ein Hundredegemote [18]), wie es die Angelsachsen nannten, ein Hundrededing, d. h. ein Ding (eine Volks- und Gerichtsversammlung) in einem Hundrede (Abtheilung des Gaues oder der Grafschaft, 100 Angesessene umfassend), so war der Rechtsprechende von 100 umgeben. Sie waren aber keine bloßen Zuschauer, sondern mußten Auskunft geben und, wie wir aus Edgars Gesetzen ersehen, überhaupt zur Rechtspflege thätig mitwirken. Auch bildeten sie in anderer Beziehung noch die Macht des Rechtsprechenden, denn sie waren es, welche den Verurtheilten verhinderten, in das nächste Heiligthum zu entfliehen; mißfiel ihnen hingegen des Richters Spruch, so ließen sie den Verurtheilten das Heiligthum erreichen, die Dingplätze waren nämlich in der Nähe der Opferstätten (s. den Art. Ding, vgl. Dingstuhl, wo zugleich von den Dingstätten gehandelt wird). Wenn wir die Gesetze der verschiedenen Könige überblicken, werden wir zu dem Glauben berechtigt, daß die Sage ihrem Geiste gemäß, die immer sich steigernde Strenge der Gesetze, die nach und nach unter verschiedenen Königen sich gebildet, dem berühmtesten, dem Alfred, zuschrieb. Alfreds oder wahrscheinlicher seiner Nachfolger Einrichtung bestand also nach unserer Meinung nicht in erster Einführung der Hundrede in England, sondern darin, daß er oder sie die Mitwirkung der Glieder derselben bei der Rechtspflege in so weit beschränkten, daß es nicht nur nicht mehr in ihrer Willkür stand, den Verurtheilten entrinnen zu lassen, sondern sie selbst, wenn der Verbrecher auch ohne ihre Mitwirkung entrann, die Buße zahlen mußten, welche auf das Verbrechen gesetzt war. Die Stelle des Tacitus, daß Hundert den Rechtsprechenden mit Rath und Macht umgeben, geht aber natürlich nur auf die, welche in den Dörfern Recht sprachen, nicht auf die Gaurichter, auf welche man es auch bezogen hat; denn ward das Gauding oder das Grafending, oder das Scirgemote, Sciregemote bei den Angelsachsen, gehalten, waren auch alle in dem Gau oder der Grafschaft (angelsächs. scire, später shire geschrieben) Angesessene zugegen, und den Rechtsprechenden umgaben so mehre, ja viele Hunderte, und der Römer fand dann nichts Besonderes darin, denn er betrachtete es als eine Volksversammlung, auf welcher außer den übrigen Berathungen zugleich die Rechtspflege geübt ward (S. *Tac. Germ.* XII. Vgl. über diese Stelle den Art. Opfer bei den Germanen). Das Verhältniß des Hundrededing zu dem Gaudinge ward ihm nicht klar. Merkwürdig gegen die Berichte der englischen Geschichtschreiber von Einrichtung der Hundrede durch Alfred sticht ab, daß in Alfreds Gesetzen sich nichts davon findet, während Äthelstans Gesetze eine Constitutio de hundredis enthalten, mit der Überschrift: Hoc est judicium, qualiter hundredum teneri debeat. Von erster Einrichtung der Hundrede kommt auch in ihr nichts vor, sondern sie nimmt sie als schon bestehend an. Die vornehmsten Rechtsbestimmungen sind diese: Das Hundredesgemote (Gerichtsversammlung des Hundrede) mußte alle vier Wochen (oder nach dem Ausdrucke der Leg. Henrici pr. 51. p. 244: „jeden Monat d. i. das Jahr hindurch zwölfmal") gehalten werden, und Jeder dem Andern leisten, was das Recht erforderte. War ein Diebstahl vorgefallen, so mußte er sogleich den Leuten des Hundrede angezeigt werden, und diese es nachher den Leuten der Zehnschaften (decimarum) anzeigen, und Alle mußten gehen und suchen und das vom Gesetze zur Zeit des Königs Eduard Vorgeschriebene leisten, und das Ersatzgeld (ceapgyld, wörtlich Kaufgeld) erhielt der, welchem das Vieh gehörte, und das Übrige (nämlich von der eingezogenen Habe des Diebes) wurde in zwei Theile getheilt,

13) D. G. Herzog, Vers. einer allgem. Gesch. der Cultur d. teutschen Nation. S. 239—296. 14) Remer, Abriß des gesellschaftl. Lebens in Europa bis zum Anfange d. 16. Jahrh. nach d. ersten Theile von Robertsons Leben Karls V. bearbeitet. S. 56. 15) *Gibbon*, The history of the decline and fall of the Roman empire. chap. IX. Vol. I. p. 229. Zweite londoner Ausg. v. 1776. 16) E. M. Arndt, Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte. 1. Th. S. 96. 17) Luden, Gesch. d. teutschen Volks. 1. Bd. S. 504, nimmt die Gaueintheilung in Hunderte zwar schon bei den alten Teutschen an, aber er stützt (s. die Anmerkungen S. 725) sich auf den centenarius bei den Franken und auf die Hundrede bei den Sachsen in Britannien. Die Stelle des Tacitus überträgt er (S. 504): „Den Einzelnen stehen je hundert Gehülfen zur Seite," und bemerkt, daß diese Worte weder an sich einen deutlichen Sinn geben, noch mit den Einrichtungen unter den folgenden Geschlechtern zusammenstimmen. 18) Edgars Gesetze I. Cap. 5. Be gemotum (bei Schmid, Die Gesetze der Angelsachsen. 1. Th. S. 101. [Leipz. 1832.]), wo außer dem Hundredegemote auch das burhgemote (Burgding) und scirgemote, sciregemote (Grafschaftding s. auch Knuts Gesetze I. Cap. 17. p. 153) aufgeführt werden. Vgl. Alfreds englische Gesetze, Cap. 30. p. 49. Leg. Edovardi Conf. 29, 35. p. 294, in Beziehung auf das folcgemote (Volkding), und Leg. Henrici I. Cap. 78. p. 261, in Beziehung auf Hallmot.

einen für das Hundrede, den andern für den Her-
außer der Beute; dieſe erhielt des Diebes Herr alle.
n das Hundrede eine Spur in ein anderes Hundrede
lgte, und den Leuten dieſes Hundrede anzeigte, mußte
it ihm gehen und im Unterlaſſungsfalle dem Könige
30 Schillingen büßen. Wer dem Urtheile des Hun-
nicht Folge leiſtete, oder es verwarf, mußte dem
rede 30 Pfennige (denarios) geben, und das zweite
60 Pfennige, die Hälfte dem Hundrede, die Hälfte
Herrn, und das dritte Mal 10 Schillinge; beim
n Male verlor er Alles, was er hatte, und ward
g (id est enul vel enlen, wie erklärend hinzugeſetzt
, nach teutſchem Ausdruck: ehrlos und rechtlos), wenn
König ihn nicht mit der Heimathſchaft begnadigte.
Hundrede, ſowie auf jedem Volkgemote (in omni
co), ſollte in jeder Sache gerichtet und zur Erfül-
des Urthels eine Friſt geſetzt werden. Wer die Friſt
außer wenn ihn der Herrenbann (d. i. Herrendienſt)
Krankheit abhielt, mußte mit 30 Schillingen büßen
n einem feſtgeſetzten Tage thun, was er früher ge-
Unbekanntes Vieh durfte Niemand kaufen ohne
nſchaft eines Mannes, des Hundrede oder der Män-
er Zehnſchaft (**hominum decimalium**)[19]). Edgars
e beſtimmen, daß jeder Mann ſowol innerhalb als
halb der Burgen (d. h. befeſtigten Orte, mit zu-
enhängenden Wohnungen, aus welchen nachmals
Städte ſich bildeten) unter Bürgſchaft ſtehen, und
s nicht war[20]), in eine Burg oder ein Hundrede
werden ſolle. In jeder Burg mußten 33 zur Zeu-
aft erkoren ſein, in kleinen Burgen und in jedem
rede 12, doch konnte ſie auch mehr wählen. Jeder-
mußte mit dem Zeugniſſe von zwei oder drei von
ir Zeugenſchaft Erkorenen, welche beeidigt wurden,
Sache kaufen und verkaufen, mochte es in einer
oder einem Wäpentak (andere Benennung für
rede) ſein. Wer auf einen Kauf ritt, mußte es
Nachbarn verkünden, wohin er ritt, wonach er
nd wenn er heimkam, kundthun, auf weſſen Zeug-
den Kauf abſchloß; letzteres mußte er auch bei
unerwarteten Kauf ohne verkündete Ausfahrt, und
hatte, wenn es lebendiges Vieh war, es mit dem Zeug-
niſſe ſeiner Tunſchaft (Ortsbewohnerſchaft) auf die ge-
meine Weide zu bringen. That er es nicht vor fünf
Nächten, ſo mußten es die Tunmänner (Ortsbewohner)
dem Hundrede-Ältern (**hundrodesealdor**, **hudrode-
sealdor**, dem Vorſteher der Hundertſchaft) verkünden,
und ſie ſelbſt und ihre Hirten blieben ohne Strafe, aber
der, welcher es hergebrachte hatte, verlor ſein Vieh, weil
er es den Nachbarn nicht hatte bekannt machen wollen, und
der Grundherr (**landrica**) erhielt die Hälfte, und die Hälfte
das Hundred. Blieb es aber fünf Nächte unverkündigt
auf der gemeinen Weide, ſo mußte überdies auch jeder
Hirte noch mit der Haut büßen. Sagte der, welcher
das Vieh gebracht, aber aus, daß er es mit dem Zeug-
niſſe der Männer kaufte, die zur Zeugenſchaft ernannt
waren, war es in einer Burg oder in einer Hundert-
ſchaft, und der **Hundrodesealdor** (Vorſteher der Hun-
dertſchaft) brachte in Erfahrung, daß es wahr war, ſo
verlor jener dennoch ſein Vieh, weil er es ſeinen Nach-
barn nicht hatte verkünden wollen, noch auch dem **Hun-
drodesealdor**, und er hatte weiter keinen Harm (Nach-
theil). War aber ſeine Ausſage falſch, ſo mußte er als
Dieb mit dem Kopf und Allem büßen, was er hatte[21]).
Nach Knuts Geſetzen mußte jeder Freimann (**freomann**,
Freier) über 12 Winter (Jahr), wollte er der Reinigung
und der Were[22]) (des Wergeldes), wenn ihn Jemand
bezichtigte, würdig ſein, in ein Hundrede und eine Zehn-
ſchaft (**teodhung**) gebracht ſein, oder er war hinfort kei-
nes Freirechtes (keines Rechtes eines Freien) würdig,
mochte er herdfeſt (anſäſſig) oder Folger (in eines An-
dern Gefolge) ſein. Jeder mußte nicht nur in ein Hun-
drede, ſondern auch unter Bürgſchaft gebracht ſein, und
der Bürge ihn zu jedem Rechte leiten und halten (I, 19;
154. Vergl. 23. S. 155, deſſen Inhalt ſchon oben
bei Edgars Geſetzen von der Bürgenſtellung vorkam).
Jeder glaubwürdige (**getriwa**) Mann, der nicht öfter
beſchuldigt war, und dem weder ein Eid noch ein Or-
dal mißlang, war in ſeinem Hundrede einfacher Rei-
nigung würdig, aber einem unglaubwürdigen (**untrivan**,
untreuen) Manne mußte man einen einfachen Eid in drei
Hundreden und dreifachen Eid, ſo weit das Gebiet der
Burg reichte, kieſen, oder er zum Ordale gehen (I, 20.
S. 154). War Jemand ohne Vertrauen bei dem Hun-
drede und oft bezichtigt, ſo blieb ihm dann, wenn ihn
drei (nach Wilhelms Geſetzen I, 50. S. 187 vier)
Männer auf einmal anklagten, nichts übrig, als zum
dreifachen Ordal zu gehen (nach Wilhelms Geſetzen I, 50.
S. 158 ſich ſelbſt 12 [mit 11 Eideshelfern] zu reinigen;
entfloh er, mußte der Herr ſein Wergeld entrichten (li

) Wie die Gerefen überhaupt alle vier Wochen ein Gemot
mußten, ſ. Edwards Geſetze. II. Cap. 10. p. 63. Äthel-
ieſetze. VII. Cap. 1—5, 7. p. 92, 93. 20) Edgars
II. B. Cap. 1. p. 104, das and the hit naes könnte
neigt ſein, auf das Folgende zu beziehen, nämlich, daß
n ſolle, jeder, der noch in keiner Burg oder keinem Hun-
i, ſolle in eine ſolche oder ein ſolches geſetzt werden,
ars Geſetze, I. B. Cap. 6 be borgum (von Burgen) und
be tyhtbysigan (S. 101) ſchon feſtgeſetzt haben, daß jeder
ſolle, einen Bürgen zu haben, auch wenn er in einem Hun-
par. Aber hier iſt nicht von der abſoluten Nothwendigkeit,
inem Bürgen ſtehen zu müſſen, die Rede. Aus Verglei-
von Geſetz I und VII geht alſo hervor, wer in keiner Burg
nem Hundrede war, mußte nothwendig unter einem Bür-
en, wenn er nicht in eine Burg oder ein Hundrede geſetzt
wollte. War er in einer Burg oder einem Hundrede, ſo
hae Bürgen ſein, ward er aber eines Verbrechens
r er, wenn er nun keinen Bürgen mehr fand,
len, und das Hundrede bemächtigte ſich ſeiner
de.

21) Edgars Geſetze. II. B. Cap. 1—10. p. 104—106, wo
man die Rechtsbeſtimmungen über das Bewahren des geſtohlenen
Viehes durch den Grundherrn, bis der Eigenthümer es zurück
erhielt, einzeln angegeben findet, nicht minder, wie die Tun-
männer und ihre Hirten bei des Königs und ſeiner Degen Vieh
ebenſo gut, wie bei ihrem eigenen Viehe Nachſuchung halten durf-
ten. 22) d. h. der Sicherheit, welche ſeine Perſon dadurch
genoß, daß ſein Todtſchläger oder Verletzer das Wergeld eines
Freien, oder die Buße für Wunden zahlen mußte.

Sire rende sun were). Sagte der Herr (hlaford), daß ihm weder Eid noch Ordal fehlschlug, seitdem das Gemot zu Wincheſter war, ſo mußte ſich der Herr zwei glaubwürdige (getriwe) Männer aus dem Hundrede nehmen und beſchwören, daß ihm weder Eid noch Ordal mißlang und er keine Diebesbuße erlegte, es war denn, daß er einen Gerefen hatte, der das zu thun würdig war. Leiſteten die Zwei aus dem Hundrede den Eid, ſo mußte der Bezichtigte einfaches Ordal vollziehen, wenn die Sache ein Pfund, in den drei Hundreden hingegen, wenn ſie 30 Pfennige betrug. Wagten die Drei aus dem Hundrede den Eid nicht zu leiſten, mußte er zum dreifachen Ordale gehen (Knuts Geſetze I, 27. S. 157. Leges Henrici primi, cap. 65. §. 2. p. 258). Wer in dem Gemote ſich ſelbſt oder ſeine Mannen durch Gegenbeſchuldigungen vertheidigen wollte, hatte das Alles umſonſt geſagt und mußte dem, wie es dem Hundrede recht dünkte, antworten (d. h. die Rechtsbeſtimmungen erfüllen, Knuts Geſetze I, 24. S. 1256). Jeder Herr (hlaford) mußte ſeine Hausleute oder Geſindeſchaft (hiredmen) unter ſeiner Burgſchaft haben, und wenn man ihn irgend einer Sache zieh, im Hundrede antworten (Rede ſtehen, die Rechtsbeſtimmungen erfüllen), Knuts Geſetze 28. S. 158. Vgl. die Leg. Edov. Conf. vulgo adscr. 2127. p. 289, nach welchen der Hausherr auch bei den Übelthaten der drei- und mehrnächtigen Gäſte dem Hundrede verantwortlich war, da er ſie, wie ſeine Geſindeſchaft (familia), unter ſeiner Burgſchaft haben mußte. Knuts Geſetze I, 16. S. 153, ſowie auch Wilhelms Geſetze I, 41. S. 186 beſtimmen, daß Niemand den König ſuchen dürfte, außer wenn er ſein Recht in ſeinem Hundrede nicht erlangen konnte, und das Hundredsgemote (Hundrede-Gerichtsverſammlung) ſuchen mußte bei Strafe, ganz ſo, wie es Recht war, es zu ſuchen. Wilhelms Geſetze III. 14. Cap. S. 191, da, wo ſie davon reden, wie man das Hundrede und die Shire (Grafſchaft) ſuchen ſolle, wie die Vorgänger feſtgeſetzt, beſtimmen, daß die, welche geſetzlich erſcheinen ſollten und nicht erſchienen, einmal vorgemahnt werden und, wenn ſie zum zweiten Male nicht erſchienen, ein Ochſe (nach den Leg. Henr. pr. Gr. p. 244 30 Denare, wenn die Schuld gegen das Hundrede war und keine geſetzlich gültige Säumniß ſie verhindert hatte), und wenn zum dritten Male nicht, ein zweiter Ochſe (nach den Leg. Henr. 30 Denare), und wenn zum vierten Male nicht, von der Habe dieſes Menſchen das Erſatzgeld für das, was er begangen, das Ceapgyld, genommen und überdies die Strafe für den König wegen des Gerichtsbruchs, oder, wie die Leg. Henrici pr. ſich ausdrücken, die volle Wette (Strafe, plena wyta) genommen werden mußte. Nach Knuts Geſetzen I, §. 14. S. 153 und Wilhelms Geſetzen I, 41. S. 185 hatte, wer zu leiſten verſagte, was Rechte, Geſetze und Gerechtigkeit erfoderten, als Strafe an den verwirkt, welchem ſie zuſtand, wenn an den König, 120 Schillinge (nach Wilhelms Geſetzen VI livres, 6 Pfund), wenn an den Earl (Wihelms Geſetze Cunte, Grafen) 60, und wenn an das Hundrede, 30 Schillinge; wir ſehen zugleich, wie man die Rechnung nach dem großen Hunderte liebte, der König erhielt ein großes Hundert, der Earl die Hälfte eines ſolchen und das Hundrede ein Drittel eines ſolchen, ſodaß wenn das Hundrede noch ein großes Hundert [23]) war, an ein Glied deſſelben ½ Schilling kam. Niemand durfte ein Pfand weder innerhalb der Shire, noch außerhalb derſelben nehmen, bevor er in dem Hundrede dreimal um ſein Recht gebeten (Knuts Geſetze I, 18. S. 153. Wilhelms I, 42. S. 186). Knut beſtimmte, daß ſeine Forſtbedienten aller drei Stufen von der Dingpflichtigkeit der Hundrede frei ſein ſollten [24]). Wilhelm der Eroberer verbot den Biſchöfen und Archidiakonen, daß ſie Gemote in kirchlichen Angelegenheiten im Hundrede halten ſollten, damit geiſtliche Sachen nicht von Weltlichen gerichtet wurden [25]). In Beziehung des Mordes eines Nordmannes oder Franken (Franzoſen), oder jedes Überſeeiſchen ſetzte Wilhelm der Eroberer feſt, daß wenn das Vermögen des Todtſchlägers eines ſolchen nicht ausreiche, das Hundrede, in welchem der Todſchlag geſchehen, das Übrige zahlen ſollte [26]). Wurde nach Heinrichs I. Geſetzen ein ermordeter Überſeeiſcher (denn für einen Angel durfte das Murdrum nicht bezahlt werden) auf freiem Felde gefunden, ſo mußte das Murdrum vom ganzen Hundrede gemeinſchaftlich, nicht von dem, dem das Land gehörte, bezahlt werden. Der Hundredeſealdor (Aldermannus Hundredi) mußte, wenn ein ſolcher Ermordeter gefunden wurde, Pfand zur Sicherheit der Zahlung ſetzen. Ging ein Verwundeter in ein anderes Hundrede und ſtarb hier, ſo mußte hier das Murdrum bezahlt werden. Wollte das Hundrede beweiſen, daß der Ermordete kein Franzoſe ſei, mußten 12 von den beſten Männern des Hundrede ſchwören, und es ward ihnen geglaubt [27]). Sieben Hundrede galten, wenn man ſie vor Gericht foderte, einer Shire (Grafſchaft) gleich [28]). Was die Angeln hundred nannten, nannten die auch unter dem Geſetze der Angeln lebenden Grafſchaften Warwichſhyre,

23) Bei der Liebe der Germanen zur zwölf kann man ſicher annehmen, daß das Hundrede urſprünglich aus einem großen Hundert beſtand; anders war es ſpäter. So heißt es in den Eduard dem Bekenner zugeſchriebenen Geſetzen (Leg. Eduard. Conf. 26, 32. p. 291), daß die Centurionen oder Centenarien über hundert Freibürgen gerichtet, und über zehn Dekananen (angelſächſ. tien heofod, tende heved, Haupt von Zehn, Richter über Zehn) geſetzt geweſen. 24) Knut (Constitutio de foresta, Cap. 9. p. 172) drückt dieſes ſo aus: immunes, liberi et quieti ab omnibus provincialibus summonitionibus et popularibus placitis, quae *Hundred-laghe* Angli dicunt. Hundred-laghe bedeutet Hundreds-Geſetze. 25) Constitutio Guilelmi Nothi bei *Seldenus*, Janus. Lib. II. §. 14. Vergl. Charta Edw. III. pro Abbatia S. Remigii Remens. in den Monast. Anglic. T. II. p. 998, wo verboten wird, die Mönche dieſes Kloſters zu mahnen, zu den Hundreden und den Shyren zu gehen, ſondern ſie ſollen die Pröpſte oder einen von ihren Leuten ſchicken. 26) Wilhelms Geſetze, III. Cap. 3. p. 189, 190. 27) Leges Henrici I. Cap. 91, 92. p. 270—272, ſ. daſelbſt auch noch andere Rechtsbeſtimmungen, namentlich darüber, wenn ein Baron ſein Land aus dem Hundrede nehmen wollte, wenn er wegen eines daſelbſt gefundenen Ermordeten hatte Pfand ſetzen müſſen. Über das Verhältniß der Barone zu den Hundreden ſ. Cap. 48. p. 242, wo beſtimmt wird, daß kein Baron allein Gericht über ein Hundred oder über das, was mehre angehe, Gericht halten ſolle. 28) S. das Nähere in Leg. Henr. I. Cap. 48. §. 1.

ılſhyre, Notinghamſhyre, Leyceſterſhyre, Northamp-
hyre, bis nach Watlingſtrete und acht Meilen über
tlingſtrete hinaus, Wäpentak (latiniſirt Wapenta-
m) d. h Waffenberührung, und Beſtätigung durch
Waffenberührung [29]). Wenn nämlich Jemand das Vor-
ramt einer Wäpentak (eines Hundrede) erhielt, er-
n ſich alle Ältere, ſobald er auf dem Verſammlungs-
e (Dingplatze) vom Roſſe ſtieg, vom Sitz und gingen
hm; er nahm mit emporgehobener Lanze von Allen
Bündniß an, indem Jeder mit ſeiner Lanze des
n Vorſtehers Lanze berührte. Es hieß alſo jene Ver-
mlung Wäpentak, weil ſie durch gegenſeitige Berüh-
g mit den Waffen ſich mit einander verbündet hatten.
die Eduard dem Bekenner zugeſchriebenen Geſetze.
Dudo wiſſen wir, daß auch die Dänen beim Schlie-
von Bündniſſen ihre gegenſeitige Zuſtimmung durch
nanderſchlagen der Waffen kundgaben [30]). Aus
itus Germ. (12) iſt bekannt, daß die Germanen über-
t auf Volksverſammlungen ihren Beifall einer vor-
genen Sache durch Zuſammenſchlagen der Framen
ıße) gaben. Nicht minder lehrreich iſt die nordiſche
nsart bei Verelius: daemt med wapnataki (geur-
mit Waffenberührung), d. h. Beſtätigung des Ur-
des Richters, indem deſſen Speer die Beiſitzenden
ihren Speeren berührten. Wir brauchen daher nicht
Sommer (Dict. AS.) Wäpentak ſo zu erklären, als
m, ſo oft ein neuer Herr geweſen, die Vaſallen ihm,
Zeichen ihrer Unterwürfigkeit, ihre Waffen über-
n. Auch iſt in der betreffenden Stelle der Leg.
v. nicht vom Herrn des Hundredes, ſondern vom
keher deſſelben die Rede; denn es heißt: cum quis
acciperet *praefecturam* Wapentachii, und nicht
inium. Nach Spelman (unter Wapentake) und
e (Geſch. von England, 2. Cap.) war außer den
ıtlichen Zuſammenkünften der Hundrede noch eine
che Zuſammenkunft zu einer allgemeinen Unterſuchung
Polizei angeſetzt, wo die Verbrechen unterſucht, die
räuche der Magiſtrate verbeſſert und alle Perſonen
ungen wurden, die Decanarie anzuzeigen, worin ſie
zeichnet waren. Das Volk kam hier nach der Weiſe
Vorfahren, der alten Teutſchen, mit den Waffen
mmen; weswegen ein Hundrede zuweilen (war
gauthümlicher Gebrauch) eine Wapentake genannt
e, und ſein Gericht diente blos zur Erhaltung der
ßzucht und zur Verwaltung der bürgerlichen Gerech-
t. Wir glauben, wenn wir Obiges betrachten, viel-
, Wäpentak (Waffenberührung und Beſtätigung durch
Berührung) habe man zuſammenfaſſend auf diejenigen
getragen, welche jene Beſtätigung übten, nämlich auf
Gerichtsverſammlung im Gegenſatze zum Richter.

Während alſo Hundrede den Namen von der Anzahl ſeiner Mitglieder hatte, hatte ihn Wäpentak von ſeiner Verrichtung. In Äthelreds Geſetzen, II (Concilium Wanetungense), welche Cap. 4. S. 110 (vgl. Leg. Edovardi Conf. 25, 31. p. 291) beſtimmen, was man geben mußte, wenn man den Frieden in einer Wäpentake oder einem Hundredesgemote brach, hat Cap. 9 vorzüglich die Aufmerkſamkeit der engliſchen Geſchichtſchreiber, ſo z. B. Hume's, auf ſich gezogen, weil ſie darin den Urſprung der Gerichte der Geſchworenen bewundern und verehren. Äthelreds Geſetz beſtimmt nämlich, daß man das Gemot in jeder Wäpentak haben und die 12 älteſten Degen (thegnas, Thane) und der Gerefa mit hinausgehen, und auf das Heiligthum ſchwören ſollten, welches man ihnen in die Hand gab, daß ſie keinen Schuldloſen beklagen und keinen Schuldhaften verhehlen wollten. Was in den Wäpentaken oder Hundreden nicht ausgemacht werden konnte, ging an die Thrihingen. Trihing hieß nämlich der dritte Theil einer Provinz und umfaßte drei, vier oder mehre Hundrede, und die Vorgeſetzten der Thrihingen hießen Thrihingerefas. Der Wirkungskreis der Tidingen oder Teodungen war alſo himmelweit von dem der Thrihingen verſchieden; denn dieſe ſtanden unter den Hundreden, und ihre Wirkſamkeit beſchränkte ſich auf Einfoderung von Bußen wegen Gerichtsbrüche, auf Schließung von Vergleichen über Weiden, Wieſen, Felder, und andere Streitigkeiten unter den Nachbarn, während, wie wir oben beiläufig ſahen, die Hundrede vorzüglich mit Beſtrafung von Diebſtählen, namentlich des hauptſächlichſten Reichthums, des Viehes, ſich beſchäftigten. Der Vorſteher einer Teodung hieß tienheofod, Haupt von Zehn (Leg. Edov. Conf. cap. 26—28, 32—34. p. 291—293). Der Vorſteher eines Hundrede, angelſächſiſch Hundrodesealdor, hieß lateiniſch hundredarius und praepositus hundredi, und ward urſprünglich aller Wahrſcheinlichkeit nach [31]) vom Volke gewählt, nachher wurde er von Kanzler, Schatzmeiſter und den Baronibus scacarii deſignirt (Statutum Edw. II. an. 9). Als endlich alle Hundrede, wie es früher geweſen, den Grafſchaften zurückgegeben und ihnen einverleibt wurden, erhielten die Vicecomites den Befehl, taugliche Hundredaren und andere Diener zu wählen (Statuta Edw. III. ann. 2. cap. 13 et ann. 14. cap. 9). Dieſes galt nämlich nach Spelman von den Hundreden, welche unter dem Könige ſtanden, nicht von denen, welche mit Erbrecht durch königliche Privilegien an Andere gegeben waren. Nach du Freſne wäre hundredarius und praepositus hundredi mit dominus hundredi gleich, wir glauben aber, daß ein Hundrede, wenn es vom Könige verſchenkt war, ſowol einen Hundredesherren, als einen Hundredesältern (Richter) hatte. Bei Verleihung von Hundreden wurde natürlich auch der Grund und Boden mit vertheilt. Eine Hundrede in dieſer Beziehung

29) Anglice enim arma vocantur *waepnu* et *taccare*, conre; quasi armorum confirmatio, vel ut magis expresse semen lingnam Anglicam dicamus, Wapentac, armorum tactus waepnu enim arma sonat, *tac* tactus est. Leg. Edovardi ssoris (ei vulgo adscriptae) Cap. 27, 33. p. 292. Berühanrühren, heißt gothiſch tekan, angelſächſ. taekan, engl. altnord. lat taka, bän. tage. 30) *Dudo*, De moribus tis Normannorum. Lib. III.

31) Dieſes läßt ſich aus der germaniſchen Verfaſſung mit Sicherheit ſchließen. Du Freſne unter Hundredarii, p. 811, will dieſes auch unter Wapentachium lehren, doch kann jene Stelle auch nur auf die Beſtätigung des Hundredars bezogen werden.

dazu ertheilte. Sowie Hunding selbst einen sagenwichtigen Namen als harter Hunding hat [3]), so auch und noch mehr Hundings Söhne, von denen zwar auch ihre besondern Namen bekannt, die aber noch häufiger blos die Hundingssöhne (Hundings-synir) genannt werden; ein Theil derselben, nämlich Alf, Eólf, Hiörvarth (nach der Volsunga-Saga Hagbard) und Hávarth oder Hervarth, fielen durch Helgi in der Schlacht bei den Logafiöll unter dem Aarasteine, der übrige Theil, nämlich König Lyngvi und seine drei Brüder (die Sigurdar-Quida nennt sie nicht, nach der Volsunga-Saga war wieder ein Hiörvard darunter), fanden durch die Schlacht, welche Helgi's Halbbruder, Sigurd, der Fafnistödter, schlug, dessen Vater Siegmund und Muttervater Eylimi sie in einer frühern Schlacht erschlagen hatten, alle ihren Untergang [4]). Nach der Nornagests-Saga wurden von Hundings Söhnen drei, Eyulf, Herraud und Hiörvard, erschlagen; Lyngvi und seine beiden Brüder, Alf und Heming, entkamen, und fielen dann in der Schlacht gegen Sigurd. Sie waren damals als die tapfersten Helden berühmt, und vor Allen Lyngvi. Dabei waren sie zauberkundig, hatten viele Kleinkönige bezwungen, viele Kämpfer erschlagen, viele Burgen verbrannt und in Spanierland und Frankenland die größten Verheerungen angerichtet. Damals aber war das Kaiserreich noch nicht über die Gebirge hierher nach Norden gekommen. Hundings Söhne hatten sich das Reich unterworfen, welches Sigurd im Frankenlande hatte, und waren daselbst sehr männerreich [5]). Diese Angabe, sowol in Hinsicht auf die Zeitbestimmung, man bezieht nämlich das erwähnte Kaiserreich nicht unwahrscheinlich auf die Erneuerung desselben durch Karl den Großen [6]), als in Hinsicht auf die Lage und Ausdehnung von Hundings und seiner Söhne Reich hat die größte Aufmerksamkeit der Geschichtforscher erregt, welche aus der Sage geschichtliche Ergebnisse zu ziehen suchen. Nach Saxo Grammatikus nämlich war Hunding des Königs Syrich von Sachsen Sohn, ward von Helgi bei der Stadt Stade in der Schlacht besiegt und im Zweikampf erlegt [7]). Unmittelbar darauf erzählt Saxo Grammatikus, Helgi habe das Recht und die Verwaltung des den Sachsen entrissenen Jútland den Herzogen Heska, Eyr und Ler anvertraut; er denkt sich also aller Wahrscheinlichkeit nach Hundings Reich über Jútland verbreitet, und seinen Sitz oder auch seinen letzten Zufluchtsort zu Stade. Die Erzählung in ungebundener Rede Fra Vaulsúngom (von den Volsungen) in der Lieder-Edda (S. 88) sagt: Hundingr hieß ein mächtiger König. Nach ihm ist Hundland genannt. In der Volsunga-Saga (26. Cap. S. 46) ist Hunding durch Hundingia-kongr bezeichnet, es wird nämlich von Hundings Söhnen gesagt: Synir Hundingia-kongs (die Söhne des Königs der Hundinger) und S. 45 heißt es von ihnen: I riki Hundingia-sona (im Reiche der Söhne der Hundinger, der Hundingen-Söhne), während ihre häufige Bezeichnung in der Volsunga-Saga, sowie in der Edda und der Nornagests-Saga Hundings-synir ist; wir haben also, wenn wir von den Hundingen, ohne Misverständnisse zu veranlassen, reden wollen, in dreierlei Bedeutungen zu unterscheiden. 1) Hundingen in engster Bedeutung für Hundings-synir (Hundings-Söhne); 2) für Glieder aus Hundings Geschlecht, auch in aufwärts steigender Linie; 3) als Benennung der Beherrschten auf diese von den Beherrschern übergetragen, ähnlich wie im Mittelalter Frankreich Kärlingen von Karl hieß, und Lothringen und die Lothringer von Lothar ihren Namen haben. Aber wo Hundland, welches nach der Sage von Hunding seinen Namen hatte, oder nach anderer Benennung das Hundingialand (Land der Hundingen) lag, hierüber sind die Meinungen der Alterthumsforscher sehr getheilt. Nach Suhm, welcher Saxo folgt, und den Hunding von Helgi'n zu Stade erschlagen läßt, herrschte dieser über die Sachsen im Süden der Elbe, und Hundland nimmt er, sich auf das Zeugniß Saxo's berufend, als einen Theil Sachsens an [8]). Doch bleibt diese Annahme, wenn die Erzählung bei Saxo auch als Geschichte gelten könnte, immer noch mislich, da Stade eben nur Hundings letzter Zufluchtsort gewesen sein kann. Nach Finn-Magnusen stammten die hundingischen Sachsen aus Teutschland, sind aber in Dänemark, wovon Helgi einen Theil besaß, eingedrungen, und haben einen großen Theil von Jútland sich durch Waffengewalt unterworfen. Ihm ist wahrscheinlich, daß mehre ihrer Könige Hunding geheißen. Alle Umstände führen ihn zu der Meinung, daß die in den Liedern von Helgi den Hundingstödter besungenen Kriege mit den Hundingen im Norden von Seeland geführt worden, und ihr Schauplatz im nördlichen Jútland zu suchen. Hier werden aus Hund oder Hunn gebildete Ortseigennamen mit Leichtigkeit gefunden. Hundland und das in den altnordischen Sagen noch berühmtere Hunaland (Land der Hunnen) sind ihm eins, nämlich in Beziehung auf das Hunaland, welches er in Jútland sucht, und Hunnia Cimbrica nennt. Um Hundland, welches allerdings, wie aus der Erzählung Fra Vaulsúngom zu schließen, einen wirklichen Grund und Boden hatte, und nicht wie das von der nordischen Heldensage nach Nordteutschland gelegte und das selbst in Jútland vermuthete Hunaland im Gesange seinen Grund und Boden hatte, oder, mit andern Worten, rein mythisch war, in Jútland aufzufinden, nimmt er die allerdings wegen ihrer Häufigkeit in Beziehung auf das von Hunding genannte Hundland merkwürdigen Ortsnamen zu Hilfe, nämlich nach den Suhm-Langebeck-

3) Helga-Quida Hundingsbana I. Str. 10, 11. S. 61. Frá Vaulsúngom, p. 81—87. H. Q. H. II. Str. 1, 2. S. 88—90. Str. 9. S. 92, 95. Sigurdar-Quida, Str. 15. S. 105, 160, 161. Str. 26. S. 106. 4) Volsunga-Saga, Cap. 16 bei v. d. Hagen, Altnordische Sagen und Lieder, welche zum Fabelkreise des Heldenbuches und des Nibelungenliedes gehören. S. 24, 25. Cap. 26. S. 44—46. 5) Sogu thattur af Norna-Gesti (eine Episode aus der großen Olafs Saga Tryggvasonar), Cap. 3—5 bei v. d. Hagen a. a. O. S. 9—15. 6) *Torfaeus*, Hist. Norv. I. p. 468. 7) *Saxo Grammaticus*, Histor. Dan. Lib. II. Ausg. v. Stephanius, S. 28.

8) Suhm, Historie af Danmark. 1. Th. S. 192. 2. Th. S. 207.

schen Landkarten, welche das alte Jütland nach Urkunden und andern Denkmälern des Mittelalters darstellen [9]), im Thye-Land, Hundborg und Hunbjerg; in Wandelsyssel Hundslund (Hunds Hain), zur Zeit des Heidenthums, wie man aus den vielen Denkmälern auf den anliegenden Grundstücken schließt, eine ausgezeichnete Burg, dann in den Tagen des Katholicismus ein berühmtes Kloster, und jetzt ein bekanntes Gut mit in Dronninglund (Königin-Hain) verändertem Namen. Da die Reiche anderer in den hierher bezüglichen Eddaliedern besungenen Fürsten von der Heldensage nach Nordjütland versetzt werden, nämlich des Hialpreks, des Pflegevaters Sigurds des Fafnirstödters, des Halbbruders Helgi's des Hundingtödters, nach Thjód (Thye) [10]), welches er nach Finn-Magnusens Meinung, nachdem Hunding erschlagen und seine Söhne aus der Eroberung vertrieben worden, entweder wieder erhielt, oder erst erlangte, und das Reich Eylimi's, des Muttervaters Sigurds in Warwithsyssel, so hegt Finn-Magnusen keinen Zweifel, daß Hundland, d. h. das von Hunding eroberte Land, der nämliche Landstrich mit dem jetzt Hundborgherred genannten Amtsbezirk und den benachbarten im Stift Aalborg gelegenen Gegenden sei, wo sich jetzt noch die Orte Hundborg, Hundstrup, Hundslund, der Amtsbezirk Huneherred, und die Dörfer Hunetorp und Hune finden, in welchem letztern nach alter von Pontoppidan (Danske Atlas) aufbewahrter Überlieferung vormals sieben, schon längst eingegangene Edelhöfe gewesen. Hierdurch glaubt Finn-Magnusen die Erzählung bei Saxo Grammatikus von Vertreibung der Sachsen aus Jütland nach Hundings Falle bestätigt. Auf Schönings Landkarten findet man Hundingialand (Land der Hundingen) in das heutige Rußland gesetzt. Nach Finn-Magnusen ist dieses Hundingialand von Hundland gänzlich verschieden, und vielleicht allein nur aus den mährchenhaften Schriften, z. B. der Sturlaugs Saga starfsama, genommen [11]). Nach unserer Meinung sind dieses Hundingialand und Hundland nur insofern verschieden, als verschiedene Sagenschreiber sie in verschiedenen Gegenden dachten, hingegen in reinmythischer Bedeutung, d. h. als Schauplatz der in Hundland und Hundingialand spielenden Handlungen, ohne Rücksicht auf die Lage, welche dem Lande gegeben ward, sind jenes Hundingialand und dieses Hundland eins und dasselbe. So ist es, um das allbekannteste Beispiel zu wählen, in rein heldensaglicher Bedeutung völlig gleich, ob das Heunenland oder Hunaland der Schauplatz des letzten großen Kampfes der Nibelungen nach Etzelsburg (Ofen) ins Ungerland oder nach Susat (Sust) ins Engerland verlegt wird. Insofern aber die Heldensage nicht ganz frei von geschichtlichen Rückklängen ist, so hat in dieser Beziehung das Hundland in Jütland mehr Wichtigkeit als Hundingialand in Rußland.

9) *Langebeck* et *Suhm*, Scriptt. Rer. Dan. med. aev. T. VII. 10) F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 83, 84. 11) Finn-Magnusen zur großen Ausg. der Edda Säm. 2. Th. S. 54, 61, 87, 88, 95, 881, 882.

2) **Hundingr**, König von Schweden, wurde von dem Könige Hadding von Dänemark, nachdem dieser Hundings Bruder, den König Uffo von Schweden, erschlagen, dem besiegten Volke vorgesetzt, damit das Reich nicht an das Ausland gekommen, sondern in Asmunds Familie verblieben scheinen möchte, feierte von einer falschen Nachricht von Haddings Untergange bewogen, dessen Todtenfeier mit den Großen des Reichs, verrichtete hierbei das Schenkenamt in eigner Person, fiel dabei in das ungeheuer große, in die Mitte gestellte Bierfaß, und fand darin seinen Tod. Hundings Gattin war Thorild, die Verfolgerin ihrer Stiefsöhne Regner und Thorald [12]).

(*Ferdinand Wachter.*)

HUNDISBURG, ehemals **Hunoldsburg**, adeliges Pfarrdorf im Kreise Neuhaldensleben des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg, an der Bever und Garve, mit einem Rittergute (des betriebsamen Nathusius), 90 Häusern, 860 Einwohnern, einem Kupferhammer, einem Mauersteinbruch und einer Feldmark von 3420 Morgen Ackerland, 98 Fuder Wiesen, 62 Morgen Gärten und 2124 Morgen Wald. Eine Viertelmeile nordwestl. vom Dorfe liegen die Ruinen eines alten Thurmes, der Sage nach Reste der Kirche des daselbst vor Alters gestandenen Dorfes Nordhausen. (*Klaehn.*)

Hundland, s. **Hundingr**.

HUNDORF (Johann), zu Erfurt 1603 geboren, bekleidete daselbst 40 Jahre lang ein geringes Schulamt, war zugleich Universitätspedell, und starb 1667. Nach diesen Verhältnissen würde sein Name längst vergessen sein, wenn er nicht durch seine Schriften: **Encomium Erfurtinum**, das ist: Beschreibung aller denkwürdigen Stücke der Stadt Erfurt; und **Encomii Erfurtini Continuatio**, oder fernere Beschreibung der Stadt Erfurt ꝛc. (Erfurt 1650—1651. 4.), der Erste geworden wäre, der in einem gedruckten Buche die Geschichte von Erfurt in einem weitern Umfange (wenngleich weder vollständig, noch kritisch) bearbeitete. Da die Fortsetzung sich vornehmlich mit den seit der Reformation zu Erfurt gewesenen evangelischen Predigern beschäftigt, so haben sich darin auch für die Gelehrtengeschichte manche Notizen, die außerdem vielleicht ganz verloren gegangen sein würden, erhalten. (*H. A. Erhard.*)

HUNDRED, angelsächs. *thaet* **hundrede**, *thaet* **hundred** (das Hundert, die Hundertschaft), altfranzösisch *le hundred*, latinisirt **Hundredum** (Mehrzahl **Hundreda**), bisweilen auch dem lateinischen **centuria**, wie es übersetzt wird, nachgebildet; **Hundreda** (Mehrzahl **Hundredae**), auch manchmal **Hundredus**, heißt noch jetzt eine Unterabtheilung einer Shire (Grafschaft) in England und ist selbst mit nach Nordamerika hinübergenommen worden, und besteht hier auch in den Freistaaten noch. Nach den englischen Geschichtschreibern wandelte, da bei Gelegenheit der Räubereien, welche die Dänen trieben, auch die Eingeborenen sich dergestalt auf Raub legten, daß ohne Waffenschutz aller Verkehr unmöglich war, allererst König Alfred die Gaue (pagos) von ganz

12) *Saxo Grammaticus*, Lib. I. p. 17, 19, 22.

und wenn dann einer Unrecht that und entfloh, so mußte der Bürge tragen, was jener tragen sollte. War es Diebstahl und konnte der Bürge den Entwichenen binnen 12 Monaten erlangen, so stellte er ihn zu Recht, und man gab ihm zurück, was er früher zahlte. Wenn Jemand anrüchig und ohne Vertrauen beim Volke war und deshalb das Gemot (Ding, Gerichtsversammlung) vermied (forbuge, ausbeuge), so mußten Etliche von dem Gemote zu ihm reiten, und er Bürgen sich verschaffen, wenn er vermochte. Konnte er dieses aber nicht, so mußte man sich seiner bemächtigen, wie es ging, lebend oder todt, ihm Alles nehmen, was er hatte, und dem Kläger sein Ersatzgeld (ceapgyld, wörtlich Kaufgeld) einfach zahlen, und der Grundherr erhielt zur Hälfte, und das Hundrede (thaet hundrede) zur Hälfte (nämlich die als Strafgeld eingezogene Habe des Anrüchigen ohne Bürgen). Versagte Jemand, Verwandter oder Fremde, den Ritt zum Anrüchigen, so mußte er dem Könige 120 Schillinge [8]) zahlen. Diese Rechtsbestimmungen, daß jeder Dingpflichtige (s. den Art. Dingpflichtig) zur Rechtspflege mitmirken mußte, wird zugleich Licht auf die berühmte Stelle des Tacitus werfen, nach welcher der in den Dörfern Rechtsprechende von hundert Männern als Rath und Macht umgeben war. Während nämlich Spelman, Hume und Andre mit den ältern Geschichtschreibern die Einrichtung der Hundrede Alfreden zuschreiben, und du Fresne sie als den Franken entlehnt annimmt, gehen Dithmar und Joh. G. Wachter über die Franken zurück, und finden nicht unwahrscheinlich, daß die Wiege dieser Einrichtung dem alten Germanien gehöre, und die Sachsen den Gebrauch mit nach Britannien, und die Franken nach Gallien gebracht [9]); denn die Eintheilung in Hundrede fand bei den alten Teutschen sowol in Beziehung auf den Kriegsdienst, als in der Rechtsverfassung statt, aus dem Fußvolke wurden aus jedem Gaue 100 ausgewählt, nach dieser Zahl benannt [10]) und unter die Reiterei vermischt ins Vordertreffen gestellt. Hier finden wir also, wiewol in anderer Beziehung und auf andere Art und Weise, die Eintheilung in Hundrede, und die Benennung Hundrede nach dieser Eintheilung. Die Scharen oder Keile waren außerdem nicht durch zufällige Zusammenhäufung gebildet, sondern nach Familien und Verwandtschaften, oder, um mit den Schotten zu reden, nach Clans geordnet. Die Ordnung der Keilschlacht erfodert aber genaue Berücksichtigung der Zahlenverhältnisse. Daher läßt sich mit Sicherheit vermuthen, daß die Scharen im Vordertreffen nicht allein aus Hundreden bestanden, sondern diese Eintheilung in Beziehung auf das ganze Heer statthatte, wenigstens fand dieses erweislich bei den Nordgermanen später statt, und man legte so hohen Werth auf die Aufstellung des Heeres hundertweis in Rotten, daß man sie den Lehrorakeln Odins zuschrieb. Die Aufstellung fand statt, mochten auch die Züge einer Keile, aus welchen die große Keilschlachtordnung gebildet wurden, verschieden geordnet werden, nämlich einmal so, daß die erste Reihe eines Zuges aus zwei, die dritte aus vier, die vierte aus acht bestand, und so fort jede folgende Reihe immer um das Zwiefache stärker als die vorhergehende war, oder nach der andern Art, daß die erste Reihe des Zuges aus zwei, die zweite aus drei, die dritte aus vier gebildet ward, und so fort die folgende Reihe immer um einen Mann stärker als die vorhergehende war [11]). Die Kriegs-Hundrede mußte also England vor Alfred von den Dänen und übrigen Nordmannen gesehen haben, wollten wir auch das Unwahrscheinliche annehmen, den Sachsen und Angeln wären sie nicht, wie den übrigen Nordgermanen, eigenthümlich gewesen. Auch die Rechts-Hundrede brachten die Angeln und Sachsen wahrscheinlich mit nach Britannien; denn Tacitus sagt, wo er von dem handelt, was allen germanischen Völkern gemeinsam war: **Eliguntur in iisdem conciliis et principes, qui jura per pagos vicosque reddunt. Centeni singulis ex plebe comites, consilium simul et auctoritas adsunt.** Da die Zahl 100 Beisitzer zu groß schien, so machte man aus **centeni certi und septeni.** Andre glaubten, daß in **centeni** die teutsche **zehn** verborgen, und machten Zehntgrafen daraus. Andere übersetzten **centeni comites** durch Zentmänner oder Zentener, nämlich in dem **centeni** sei ein altteutsches Wort **Zente**, ein kleiner Theil eines Gaues, verborgen, fanden in **centeni** die Benennung einer Würde des Zehntners, ohne Bezug auf eine Zahl [12]), und nahmen, da in

1. Th. S. 107), wo bestimmt wird, jeder Frei-Mann (freie Mann, freoman) solle einen guten Bürgen (getreowne borh) haben, damit der Bürge ihn zu jedem Rechte halte (anhalte, d. h. zur Erfüllung jeder Rechtsbestimmung), wenn er bezüchtigt werde; wenn er aber oft bezüchtigt sei, solle er zum dreifältigen Ordale gehen ꝛc., und Cap. 5 (S. 109), wenn Jemand allem Volke (dem ganzen Volke) untreu sei (d. h. gegen dasselbe handele), so solle des Königs Gerefa zufahren, und ihn unter Bürgschaft bringen, damit er ihn zu Rechte leite (zu Rechte, d. h. vor Gericht stelle), denen, die ihn ansprechen, wenn er aber keine Bürgschaft habe, so solle man ihn als Schuldigen erschlagen.

8) Die Rechtsbestimmungen in Edgars Gesetze I. Cap. 7. (S. 101) be tythbysigun (von Unrichtigen) haben auch Knuts Gesetze I. Cap. 23 de infidis accusatis (S. 155), und Wilhelms Gesetze I. Cap. 45. (S. 187), nur haben letztere statt der 120 Schillinge 6 Pfund (VI lib.), und der Anfang lautet: wenn Jemand bezüchtigt, und Zeugnisse über seine Illegalität vorhanden sind (e cil qui redte e testemoniet de delante) und das Gemot (le plait, gebildet aus placitum, s. den Art. Ding, Rechtsalterthümer) dreimal vermeidet (escuit), und die Vorsoderer (li sumenour, summonitores) thun beim vierten Male sein dreimaliges Ausbleiben kund ꝛc. Vergl. Wilhelms Gesetze, III. Cap. 14. p. 191.

9) *Jo. Geo. Wachter*, Glossar. Germ. p. 765.

10) Definitur et numerus: centeni ex singulis pagis sunt: *idque ipsum inter suos vocant. Tacit.*, Germ. 7.

11) *Saxo Grammaticus*, Histor. Dan. Lib. I. p. 17, 19. Lib. VII. p. 138, 139. Lib. VIII. p. 146, 147. Sage-Bruchstück von der Bravallaschlacht bei *Göranson*, Svea Rikes Kon. Hist. p. 73, 74, 83. Vergl. *v. Laurenberg* bei *Stephanius*, Not. Vber. p. 55—57, 163, 164, vorzüglich aber s. das kriegswissenschaftliche Werk von F. H. Jahn, Almindelig Udsicht over Nordens Krigshistorie (Kiöbenh. 1825). S. 280—295. Mit der nordischen Keilschlacht vergl. die Beschreibung der südgermanischen bei *Agathias*, Lib. II. bei *Muratori*, Scriptt. Rer. Ital. T. I. P. I. p. 391.

12) Haus, Alterthumskunde von Germanien. 1. Th. S. 72. Die Stelle des Tacitus überträgt er: „Es werden auch in diesen Volksversammlungen Vorstände gewählt, in den Gauen und Dörfern Recht zu sprechen, deren ein jeder die Zentner aus den Wehren und dem Rathe zum Beistande hat."

Sire rende sun were). Sagte der Herr (hlaford), daß ihm weder Eid noch Ordal fehlschlug, seitdem das Gemot zu Wincheſter war, ſo mußte ſich der Herr zwei glaubwürdige (getriwe) Männer aus dem Hundrede nehmen und beſchwören, daß ihm weder Eid noch Ordal mißlang und er keine Diebesbuße erlegte, es war denn, daß er einen Gereſen hatte, der das zu thun würdig war. Leiſteten die Zwei aus dem Hundrede den Eid, ſo mußte der Bezichtigte einfaches Ordal vollziehen, wenn die Sache ein Pfund, in den drei Hundreden hingegen, wenn ſie 30 Pfennige betrug. Wagten die Drei aus dem Hundrede den Eid nicht zu leiſten, mußte er zum dreifachen Ordale gehen (Knuts Geſetze I, 27. S. 157. Leges Henrici primi, cap. 65. §. 2. p. 258). Wer in dem Gemote ſich ſelbſt oder ſeine Mannen durch Gegenbeſchuldigungen vertheidigen wollte, hatte das Alles umſonſt geſagt und mußte dem, wie es dem Hundrede recht dünkte, antworten (d. h. die Rechtsbeſtimmungen erfüllen, Knuts Geſetze I, 24. S. 1256). Jeder Herr (hlaford) mußte ſeine Hausleute oder Geſindeſchaft (hirodmen) unter ſeiner Burgſchaft haben, und wenn man ihn irgend einer Sache zieh, im Hundrede antworten (Rede ſtehen, die Rechtsbeſtimmungen erfüllen), Knuts Geſetze 28. S. 158. Vgl. die Leg. Edov. Conf. vulgo adscr. 2127. p. 289, nach welchen der Hausherr auch bei den Übelthaten der drei- und mehrnächtigen Gäſte dem Hundrede verantwortlich war, da er ſie, wie ſeine Geſindeſchaft (familia), unter ſeiner Burgſchaft haben mußte. Knuts Geſetze I, 16. S. 153, ſowie auch Wilhelms Geſetze I, 41. S. 186 beſtimmen, daß Niemand den König ſuchen dürfte, außer wenn er ſein Recht in ſeinem Hundrede nicht erlangen konnte, und das Hundredesgemote (Hundrede-Gerichtsverſammlung) ſuchen mußte bei Strafe, ganz ſo, wie es Recht war, es zu ſuchen. Wilhelms Geſetze III. 14. Cap. S. 191, da, wo ſie davon reden, wie man das Hundrede und die Shire (Grafſchaft) ſuchen ſolle, wie die Vorgänger feſtgeſetzt, beſtimmen, daß die, welche geſetzlich erſcheinen ſollten und nicht erſchienen, einmal vorgemahnt werden und, wenn ſie zum zweiten Male nicht erſchienen, ein Ochſe (nach den Leg. Henr. pr. Gr. p. 244 30 Denare, wenn die Schuld gegen das Hundrede war und keine geſetzlich gültige Säumniß ſie verhindert hatte), und wenn zum dritten Male nicht, ein zweiter Ochſe (nach den Leg. Henr. 30 Denare), und wenn zum vierten Male nicht, von der Habe dieſes Menſchen das Erſatzgeld für das, was er begangen, das Ceapgyld, genommen und überdies die Strafe für den König wegen des Gerichtsbruchs, oder, wie die Leg. Henrici pr. ſich ausdrücken, die volle Wette (Strafe, plena wyta) genommen werden mußte. Nach Knuts Geſetzen I, §. 14. S. 153 und Wilhelms Geſetzen I, 41. S. 185 hatte, wer zu leiſten verſagte, was Rechte, Geſetze und Gerechtigkeit erfoderten, als Strafe an den verwirkt, welchem ſie zuſtand, wenn an den König, 120 Schillinge (nach Wilhelms Geſetzen VI livres, 6 Pfund), wenn an den Earl (Wihelms Geſetze Cunte, Grafen) 60, und wenn an das Hundrede, 30 Schillinge; wir ſehen zugleich, wie man die Rechnung nach dem großen Hunderte liebte, der König erhielt ein großes Hundert, der Earl die Hälfte eines ſolchen und das Hundrede ein Drittel eines ſolchen, ſodaß wenn das Hundrede noch ein großes Hundert [23]) war, an ein Glied deſſelben ½ Schilling kam. Niemand durfte ein Pfand weder innerhalb der Shire, noch außerhalb derſelben nehmen, bevor er in dem Hundrede dreimal um ſein Recht gebeten (Knuts Geſetze I, 18. S. 153. Wilhelms I, 42. S. 186). Knut beſtimmte, daß ſeine Forſtbedienten aller drei Stufen von der Dingpflichtigkeit der Hundrede frei ſein ſollten [24]). Wilhelm der Eroberer verbot den Biſchöfen und Archidiakonen, daß ſie Gemote in kirchlichen Angelegenheiten im Hundrede halten ſollten, damit geiſtliche Sachen nicht von Weltlichen gerichtet wurden [25]). In Beziehung des Mordes eines Nordmannes oder Franken (Franzoſen), oder jedes Überſeeiſchen ſetzte Wilhelm der Eroberer feſt, daß wenn das Vermögen des Todtſchlägers eines ſolchen nicht ausreiche, das Hundrede, in welchem der Todſchlag geſchehen, das Übrige zahlen ſollte [26]). Wurde nach Heinrichs I. Geſetzen ein ermordeter Überſeeiſcher (denn für einen Angel durfte das Murdrum nicht bezahlt werden) auf freiem Felde gefunden, ſo mußte das Murdrum vom ganzen Hundrede gemeinſchaftlich, nicht von dem, dem das Land gehörte, bezahlt werden. Der Hundredeſealdor (Aldermannus Hundredi) mußte, wenn ein ſolcher Ermordeter gefunden wurde, Pfand zur Sicherheit der Zahlung ſetzen. Ging ein Verwundeter in ein anderes Hundrede und ſtarb hier, ſo mußte hier das Murdrum bezahlt werden. Wollte das Hundrede beweiſen, daß der Ermordete kein Franzoſe ſei, mußten 12 von den beſten Männern des Hundrede ſchwören, und es ward ihnen geglaubt [27]). Sieben Hundrede galten, wenn man ſie vor Gericht foderte, einer Shire (Grafſchaft) gleich [28]). Was die Angeln hundred nannten, nannten die auch unter dem Geſetze der Angeln lebenden Grafſchaften Warwichſhyre,

23) Bei der Liebe der Germanen zur zwölf kann man ſicher annehmen, daß das Hundrede urſprünglich aus einem großen Hundert beſtand; anders war es ſpäter. So heißt es in den Eduard dem Bekenner zugeſchriebenen Geſetzen (Leg. Eduard. Conf. 26, 32. p. 291), daß die Centurionen oder Centenarien über hundert Freibürgen gerichtet, und über zehn Dekananen (angelſächſ. tien heofod, tende heved, Haupt von Zehn, Richter über Zehn) geſetzt geweſen. 24) Knut (Constitutio de foresta, Cap. 9. p. 172) drückt dieſes ſo aus: immunes, liberi et quieti ab omnibus provincialibus summonitionibus et popularibus placitis, quae *Hundred-laghe* Angli dicunt. Hundred-laghe bedeutet Hundred-Geſetze. 25) Constitutio Guilelmi Nothi bei *Seldenus*, Janus. Lib. II. §. 14. Vergl. Charta Edw. III. pro Abbatia S. Remigii Remens. in den Monast. Anglic. T. II. p. 998, wo verboten wird, die Mönche dieſes Kloſters zu mahnen, zu den Hundreden und den Shyren zu gehen, ſondern ſie ſollen die Pröpſte oder einen von ihren Leuten ſchicken. 26) Wilhelms Geſetze, III. Cap. 3. p. 189, 190. 27) Leges Henrici I. Cap. 91, 92. p. 270—272, ſ. daſelbſt auch noch andere Rechtsbeſtimmungen, namentlich darüber, wenn ein Baron ſein Land aus dem Hundrede nehmen wollte, wenn er wegen eines daſelbſt gefundenen Ermordeten hatte Pfand ſetzen müſſen. Über das Verhältniß der Barone zu den Hundreden ſ. Cap. 48. p. 242, wo beſtimmt wird, daß kein Baron allein Gericht über ein Hundred oder über das, was mehre angehe, Gericht halten ſolle. 28) S. das Nähere in Leg. Henr. I. Cap. 48. §. 1.

Nicolshyre, Notinghamshyre, Leycestershyre, Northamptonshyre, bis nach Watlingstrete und acht Meilen über Watlingstrete hinaus, Wäpentak (latinisirt Wapentachium) d. h Waffenberührung, und Bestätigung durch die Waffenberührung [29]). Wenn nämlich Jemand das Vorsteheramt einer Wäpentak (eines Hundrede) erhielt, erhoben sich alle Ältere, sobald er auf dem Versammlungsplatze (Dingplatze) vom Rosse stieg, vom Sitz und gingen zu ihm; er nahm mit emporgehobener Lanze von Allen das Bündniß an, indem Jeder mit seiner Lanze des neuen Vorstehers Lanze berührte. Es hieß also jene Versammlung Wäpentak, weil sie durch gegenseitige Berührung mit den Waffen sich mit einander verbündet hatten. So die Eduard dem Bekenner zugeschriebenen Gesetze. Aus Dudo wissen wir, daß auch die Dänen beim Schließen von Bündnissen ihre gegenseitige Zustimmung durch Aneinanderschlagen der Waffen kundgaben [30]). Aus Tacitus Germ. (12) ist bekannt, daß die Germanen überhaupt auf Volksversammlungen ihren Beifall einer vorgetragenen Sache durch Zusammenschlagen der Framen (Spieße) gaben. Nicht minder lehrreich ist die nordische Redensart bei Verelius: **daemt med wapnataki** (geurtheilt mit Waffenberührung), d. h. Bestätigung des Urtheils des Richters, indem dessen Speer die Beisitzenden mit ihren Speeren berührten. Wir brauchen daher nicht mit Sommer (Dict. AS.) Wäpentak so zu erklären, als hätten, so oft ein neuer Herr gewesen, die Vasallen ihm, zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit, ihre Waffen übergeben. Auch ist in der betreffenden Stelle der Leg. Edov. nicht vom Herrn des Hundredes, sondern vom Vorsteher desselben die Rede; denn es heißt: **cum quis enim acciperet** *praefecturam* **Wapentachii**, und nicht *dominium*. Nach Spelman (unter Wapentake) und Hume (Gesch. von England, 2. Cap.) war außer den monatlichen Zusammenkünften der Hundrede noch eine jährliche Zusammenkunft zu einer allgemeinen Untersuchung der Polizei angesetzt, wo die Verbrechen untersucht, die Misbräuche der Magistrate verbessert und alle Personen gezwungen wurden, die Decanarie anzuzeigen, worin sie eingezeichnet waren. Das Volk kam hier nach der Weise seiner Vorfahren, der alten Teutschen, mit den Waffen zusammen; weswegen ein Hundrede zuweilen (war aber gauthümlicher Gebrauch) eine Wapentake genannt wurde, und sein Gericht diente blos zur Erhaltung der Kriegszucht und zur Verwaltung der bürgerlichen Gerechtigkeit. Wir glauben, wenn wir Obiges betrachten, vielmehr, Wäpentak (Waffenberührung und Bestätigung durch die Berührung) habe man zusammenfassend auf diejenigen übergetragen, welche jene Bestätigung übten, nämlich auf die Gerichtsversammlung im Gegensatze zum Richter. Während also Hundrede den Namen von der Anzahl seiner Mitglieder hatte, hatte ihn Wäpentak von seiner Verrichtung. In Äthelreds Gesetzen, II (Concilium Wanetungense), welche Cap. 4. S. 110 (vgl. Leg. Edovardi Conf. 25, 31. p. 291) bestimmen, was man geben mußte, wenn man den Frieden in einer Wäpentake oder einem Hundredesgemote brach, hat Cap. 9 vorzüglich die Aufmerksamkeit der englischen Geschichtschreiber, so z. B. Hume's, auf sich gezogen, weil sie darin den Ursprung der Gerichte der Geschworenen bewundern und verehren. Äthelreds Gesetz bestimmt nämlich, daß man das Gemot in jeder Wäpentak haben und die 12 ältesten Degen (thegnas, Thane) und der Gerefa mit hinausgehen, und auf das Heiligthum schwören sollten, welches man ihnen in die Hand gab, daß sie keinen Schuldlosen beklagen und keinen Schuldhaften verhehlen wollten. Was in den Wäpentaken oder Hundreden nicht ausgemacht werden konnte, ging an die Thrihingen. Trihing hieß nämlich der dritte Theil einer Provinz und umfaßte drei, vier oder mehre Hundrede, und die Vorgesetzten der Thrihingen hießen Thrihingerefas. Der Wirkungskreis der Tidingen oder Teodungen war also himmelweit von dem der Thrihingen verschieden; denn diese standen unter den Hundreden, und ihre Wirksamkeit beschränkte sich auf Einfoderung von Bußen wegen Gerichtsbrüche, auf Schließung von Vergleichen über Weiden, Wiesen, Felder, und andere Streitigkeiten unter den Nachbarn, während, wie wir oben beiläufig sahen, die Hundrede vorzüglich mit Bestrafung von Diebstählen, namentlich des hauptsächlichsten Reichthums, des Viehes, sich beschäftigten. Der Vorsteher einer Teodung hieß **tienheofod**, Haupt von Zehn (Leg. Edov. Conf. cap. 26—28, 32—34. p. 291—293). Der Vorsteher eines Hundrede, angelsächsisch **Hundrodesealdor**, hieß lateinisch **hundredarius** und **praepositus hundredi**, und ward ursprünglich aller Wahrscheinlichkeit nach [31]) vom Volke gewählt, nachher wurde er von Kanzler, Schatzmeister und den **Baronibus scacarii** designirt (Statutum Edw. II. an. 9). Als endlich alle Hundrede, wie es früher gewesen, den Grafschaften zurückgegeben und ihnen einverleibt wurden, erhielten die Vicecomites den Befehl, taugliche Hundredaren und andere Diener zu wählen (Statuta Edw. III. ann. 2. cap. 13 et ann. 14. cap. 9). Dieses galt nämlich nach Spelman von den Hundreden, welche unter dem Könige standen, nicht von denen, welche mit Erbrecht durch königliche Privilegien an Andere gegeben waren. Nach du Fresne wäre **hundredarius** und **praepositus hundredi** mit **dominus hundredi** gleich, wir glauben aber, daß ein Hundrede, wenn es vom Könige verschenkt war, sowol einen Hundredesherren, als einen Hundredesältern (Richter) hatte. Bei Verleihung von Hundreden wurde natürlich auch der Grund und Boden mit vertheilt. Eine Hundrede in dieser Beziehung

29) Anglice enim arma vocantur *waepnu* et *taccare*, confirmare; quasi armorum confirmatio, vel ut magis expressè secundum linguam Anglicam dicamus, Wapentac, armorum tactus est; waepnu enim arma sonat, *tac* tactus est. Leg. Edovardi Confessoris (ei vulgo adscriptae) Cap. 27, 33 p. 292. Berühren, anrühren, heißt gothisch tekan, angelsächs. taekan, engl. take, altnord. lat taka, dän. tage. 30) *Dudo*, De moribus et gestis Normannorum. Lib. III.

31) Dieses läßt sich aus der germanischen Verfassung mit Sicherheit schließen. Du Fresne unter Hundredarii, p. 811, will dieses auch unter Wapentachium lehren, doch kann jene Stelle auch nur auf die Bestätigung des Hundredars bezogen werden.

bestand aus einigen 100 Hyden, eine Hyde aus 100 Äckern [32]). Hundredes-penny hießen die Leistungen, welche vom Hundrede an die Vicecomites und Vorsteher der Hundrede gegeben werden mußten [33]); Hundretsetena die Satzungen, Verfassung des Hundreds [34]). (*Ferdinand Wachter.*)

Hundsblatter, s. Schalblase.

HUNDSFELD, Stadt der königl. preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, im Fürstenthum und Kreis Öls. Von Breslau nur eine Meile nordöstl. an der Straße nach Öls und dem rechten Ufer der Weida, 403 Fuß über der Ostsee; offen, mit 96 Häusern, 809 Einw. (385 kathol., 354 evangel., 70 jüd.). Die Stadt, 1206 durch Herzog Heinrich I. von Schlesien dem Vinzentinerkloster der Prämonstratenser in Breslau für das ihm wichtigere Ohlau überlassen, gehörte dem Kloster bis zu dessen Aufhebung 1810, jetzt zur Herrschaft Hundsfeld, auch unter das Patrimonialgericht der Herrschaft. Am Orte sind ein Polizeimagistrat, ein königl. Untersteueramt (der herzogl. ölsische Zoll hat aufgehört), eine sehr alte kathol. Pfarrkirche, eine kathol. Schule, eine von der Commun 1793 gegründete evangel. Kirche und Schule, eine Synagoge. Ackerwirthschaft, geringer Handwerksbetrieb, zwei Krammärkte. Ein Gefecht zwischen Kaiser Heinrich V. und Herzog Boleslaus III. von Polen, im J. 1109, nach welchem viele Hunde sich einfanden, um die Leichen der Erschlagenen zu verzehren, und woher der Name Hundsfeld rühren soll, ist mehr geschichtlich widerlegt als erwiesen; richtiger ist es dagegen, daß der Ort bisweilen Friedrichsfeld genannt wird, weil Friedrich der Große im J. 1743 seine erste schlesische Revue hier hielt, und im Pfarrhofe quartierte. Das herrschaftliche Dominium Hundsfeld, nur ein Vorwerk, liegt am Ostende der Stadt, und es gehören außerdem zur Herrschaft Karlowitz und Schottwitz im breslauer, Sackrau im ölser und Pawelwitz im trebnitzer Kreise; die ganze Herrschaft aber unter das Fürstenthumsgericht Öls. (*Knie.*)

HUNDSFOT, kleiner Strop, womit der Läufer eines Takels (vergl. den nautischen Plan an Bd. VIII. dieser Sect. Fig 1. b) an den Strop eines Blocks (a. a. O. unter e) befestigt wird. (*C. H. Müller.*)

Hundsgrotte, s. unter Agnano.

HUNDSHÜBEL, Amtsdorf im Amte Schwarzenberg, erzgebirgischer Kreis, Königreich Sachsen; hat ansehnliche Spitzenklöppelei und Handel mit Spitzen und Eisenwaaren; 900 Einw. (*G. F. Winkler.*)

HUNDSHUNGER. Um das instinctartige, periodisch wiederkehrende Gefühl des Hungers zu beschwichtigen, nimmt der Mensch Speisen in den Magen auf, deren Menge je nach dem Lebensalter, dem Geschlechte, der Beschäftigung, aber auch ganz unabhängig von diesen Verhältnissen je nach der Individualität sehr verschieden ist. In Folge übler Gewohnheit geschieht es, daß manche Personen fortwährend, oder wenigstens so oft sich ihnen Gelegenheit dazu darbietet, ungeheure Quantitäten Speisen auf einmal zu sich nehmen, dann aber auch wenigstens das Gefühl der Sättigung bekommen. Ein solcher Zustand kann nicht wol den Krankheiten zugezählt werden, da sich solche Personen im Übrigen ganz wohl befinden; doch kommt es bei ihnen leicht allmälig zur Vielfräßigkeit, sodaß nicht sowol auf die Qualität, als auf die Quantität der aufzunehmenden Substanzen Rücksicht genommen wird, und so weiterhin wol selbst zum Verschlucken von unverdaulichen Dingen, von Messern, Glas u. dergl., welchen Zustand man mit dem Namen der Allotriophagie bezeichnet. Anders verhält es sich mit jenen Personen, die ebenfalls wol große Quantitäten von Speisen zu sich nehmen, aber das Gefühl der Sättigung ihres Hungers gar nicht, oder nur auf sehr kurze Zeit bekommen, und somit durch ein fortwährendes Hungergefühl zur Aufnahme neuer Speisen getrieben werden. Dieser Zustand ist als eine Krankheit anzusehen, die man mit dem Namen des Ochsenhungers (**Bulimos**, s. Bulimia, s. Bulimiasis, von *βοῦς*, der Ochse, und *λιμὸς*, der Hunger) belegt hat. Man unterscheidet übrigens drei Varietäten oder Formen des Bulimos:

a) Hundshunger (**Fames canina** s. **Cynorexia**, richtiger **Cynorexis**, von *κύων*, der Hund, und *ὄρεξις*, das Verlangen, die Begierde), wenn das Genossene nach einiger Zeit unverdaut wieder ausgebrochen wird.

b) Wolfshunger (**Fames lupina** s. **Lycorexia**, richtiger **Lycorexis**, von *λύκος*, der Wolf, und *ὄρεξις*), wenn das Genossene nach kurzer Zeit unverdaut durch den Stuhl abgeht.

c) Eigentlicher **Bulimos**, wenn es weder zum Erbrechen, noch zu einer vorzeitigen Entleerung durch den Stuhl kommt. Diese Form findet sich selten als ein anhaltendes Übel, weil sie bei einiger Andauer in die erste oder zweite Form übergeht; dagegen findet sie sich öfter als ein periodisch eintretender Zufall, z. B. nach anstrengenden Märschen, selbst bei Menschen, die im Übrigen ganz gesund sind. Es entsteht Druck und Angst in der Herz- und Magengegend, Abspannung des ganzen Körpers, ohnmachtartige Zufälle, die schnell durch den Genuß von etwas Speise beseitigt werden, selbst wenn auch erst vor kurzer Zeit eine Speiseaufnahme stattgefunden hatte. Man bezeichnet diesen Zufall als Heißhunger. Übrigens scheinen die griechischen Ärzte das Wort Bulimos nur vom Heißhunger und nicht in der weitern Ausdehnung gebraucht zu haben, die es jetzt in der ärztlichen Sprache hat. So heißt es bei Galenus (Definitiones medicae, No. 256. Edit. *Kühnii*. T. XIX. p. 418): „Unter Bulimos versteht man, wenn schon nach sehr kurzen Zwischenräumen das Verlangen nach Sp entsteht. Die daran Leidenden werden schwach, b ohnmächtig und bekommen kalte Extremitäten; es ent

32) *Gervasius Tilberiensis*, Lib. de Scacario p. 1. Cap. penult. 33) S. über diese Leistungen Charta Henrici II. Reg. Angl. Monast. Angl. T. II. p. 184. 34) Privilegium Edmundi Regis Angl. dat. 944 apud *Malmesbur.* Lib. II. de Gest. Reg. Angl.: jura, consuetudines et omnes forisfracturas omnium terrarum suarum, id est, burggerita et *hundretsetena*, athas et ordalas etc. Spelman fragt, ob nicht secatena? zu lesen, doch Sommer verwirft eine Änderung, da im Text. Roff. steht: debent habere constitutionem hundredi, quod Angli dicunt *Hundretsetene*.

nen Schnüren zum Fischangeln. Die Spitzen ihrer Pfeile und Speere bestehen aus Knochen, Horn und Feuersteinen, zuweilen auch aus Eisen, das sie theils von ihren Nachbarn eintauschen, mehrentheils aber vom Sklavenfort beziehen, wohin sie die Ausbeute der Jagd verkaufen. Die Keulen, deren sie sich im Kriege bedienen, sind Rennthierhörner, wovon die Zacken abgenommen sind.

Ihr Charakter ist ruhig und ernst, jedoch furchtsam und geizig, daher sie sich häufig Betrügereien im Handel zu Schulden kommen lassen. Werden sie dabei ertappt, so dulden sie geduldig die härtesten Strafen, rächen sich aber fürchterlich, wenn sie unschuldig beleidigt werden. Mit den Eskimoern leben sie nebst ihrem ganzen Stamm in beständiger Fehde, die sich auch, um ihren unversöhnlichen und grausamen Feinden zu entgehen, nach dem höchsten bewohnbaren Norden zurückgezogen haben. Unter sich leben sie im Frieden, der jedoch, wenn ihnen erst der unglückbringende Brannt ein bekannt geworden ist, gewiß öfter gestört werden wird. Ihre Sprache ist hart und rauh und schwer zu erlernen. Sie zeigen große Zärtlichkeit gegen ihre Kinder, aber auch gleiche Fühllosigkeit gegen schwache und hilfsbedürftige Greise, die sie unbekümmert ihrem Schicksal überlassen, jedoch nicht tödten, wie dieses bei vielen rohen Völkern der Fall ist. Dem Andenken Verstorbener bezeugen sie große Achtung, trauern lange Zeit um dieselben, und schneiden sich zum Zeichen der Trauer die Haare ab.

Nach ihrer einfachen Naturreligion glauben sie an ein höchstes gutes und ein höchstes böses Wesen, und an eine künftige Fortdauer, die ihnen, je nach ihrem Wandel, Strafe oder Belohnung bringen wird. Die Guten werden sich in einem ewigen Freudenrausche befinden, die Bösen aber bis an das Kinn im Wasser stecken, und nie die glücklichen Inseln, den Wohnsitz der ewigen Freude, erreichen. (*D. J. C. Schmidt.*)

HUNDSRÜCKEN (Tractus Hunnorum) ist 1) der Name des hohen Gebirglandes zwischen dem Rheine, der Mosel und Nahe. Der alte pagus Hunesruck, oder auch Hundesruck, wie er in fränkischen Urkunden vorkommt, hatte die nämliche Begrenzung. Die Ableitung des Namens ist mannichfaltig versucht worden. Vielleicht verdient folgende vom gelehrten Freher den Vorzug [1]). Die von Constantin I. und von Constantius überwundenen, und auch von Valentinian I. und Gratian bekriegten Sarmaten, mit denen Gothen und Hunnen vermischt waren, sollen von letztgenannten Kaisern, die fast beständig zu Trier wohnten, zum Theil in jenen ungünstigen Landstrich zum Ansiedeln versetzt worden sein. Man beruft sich in dieser Hinsicht auf eine Stelle des Ausonius [2]). Der fürchterliche Zug Attila's in der Mitte des 5. Jahrh. vom Rheine her über diese Bergrücken nach Trier und weiter nach Gallien mag der Benennung das Siegel aufgedrückt haben. Von dem Andenken der Hunnen zeugen vielleicht auch die Benennungen des Schlosses Hunoldstein (im Volksausdrucke Hundstein), des Ortes Kastellaun (Kastelhun, Castellum Hunnorum), des Dorfes Huntheim, Honthausen, und des Brunnens Hunenborn bei Simmern.

Dies hohe Gebirgsland gehört zu dem großen Schieferzuge, der sich von Marburg im Hessischen bis nach Tournay erstreckt, und in seinen übrigen Theilen die Benennungen Taunus, Westerwald, Eifel, Ardennen erhält. Die Streichlinie der Gebirgschichten des Hundsrückens ist regelmäßig Südwest bis Nordost, und nach einigen Messungen, die bei Trier angestellt wurden [3]), machte sie mit der Erdachse einen Winkel von 53 — 80°, während das Fallen bald nach Nordwest, bald nach Südost, bald bei dem doppelten Blätterdurchgange vorzüglich des Thonschiefers, nach beiden Richtungen zu gleicher Zeit hervortritt. Das erste Lager dieser Streichlinie findet man zu Stromberg und Winterburg, das zweite bei Idar und Abentheuer, das dritte zu Ozenhausen und Nonnweiler, das vierte zwischen Hunoldstein und der Papiermühle bei Drohe in der Drohe, und zwischen Mettloch und der Hammerfähre oberhalb Saarburg an der Saar; das fünfte endlich, worauf Ehrenbreitstein bei Coblenz liegt, findet sich zwischen Lutzerath und Wittlich in der Eifel wieder. Ähnliche Lager streichen ebenso mächtig durch die hohe Eifel, die Schnee-Eifel und die Ardennen. Denselben, die entweder überall ausstehen, und felsige Gebirgsabhänge, oder nackte hohe Felsenkämme bilden, oder nur von niedriger Dammerde bedeckt sind, ist die Unfruchtbarkeit und Armuth aller ebengenannten Gebirgsgegenden zuzuschreiben.

Als einzelne locale Ausscheidungen aus dem Meere, welches diese Schiefergebirge gebildet hat, ist der Schieferkalk bei Stromberg auf dem Hundsrücken, dann bei Limburg an der Lahn, und zwischen Gerolstein und Blankenheim in der Eifel anzusehen, der häufig der Kunst einen schönen Marmor liefert. Quarzlager sind selten; die bedeutendsten fand Prof. Steininger bei Hunoldstein, von wo sie nach der Saar hinauf und dem Rheine hinabziehen. Nach dem Schiefergebirge, vielleicht da es schon lange Zeit als eine große Insel vom Meer umflutet wurde, und mit dem Innern der Vogbesen, der Bergstraße, dem Spessart, dem Harze und einigen ältern westeuropäischen Gebirgen, eine größere Inselgruppe in den westlichen Meeren bildete, wo jetzt jüngerer Meeresboden diese alten Reste des festen Landes der Erde, zu einem neuen festen Lande vereinigt und Europa bildet, nach dem Schiefergebirge setzte sich aus einem jüngern Meere das Kohlengebirge nieder, das von Düppenweiler bei Saarlouis, bis an den Donnersberg sich an den Schieferzug des Hundsrückens anlegte, und zum Theil in alte Thäler des Urgebirges lagerte. In dem Kohlengebirge wechseln Schichten von Conglomerat und Sandstein mit Schieferthon, Thoneisenstein, Rotheisenstein, Eisennieren, Kohlenschie-

1) Orig. Palat. Part. II. C. 10, wie auch in seinem Comment. ad *Auson.* Mosellam. 2) In Mosella v. 9, wo er seine Reise von der Nahe bis an die Mosel beschreibt, und sagt: Arvaque Sauromatum *nuper* metata Colonis.

3) Ich habe diese bisher noch nicht bekannt gemachten geognostischen Beobachtungen der Mittheilung meines Collegen, Steininger, Prof. am Gymnasium zu Trier, zu verdanken.

fer, Steinkohlen, dichtem kohlensaurem Kalke, Basalt, Wacke, Mandelstein und Grünstein, die in den hinziehenden schmalen Höhen, den regellos durch einander geworfenen Kegelbergen, und den engen tiefen Thälern, den Naturforscher auf tausend Weisen beschäftigen. Der Basalt ist bei Oberkirchen nordöstlich von St. Wendel, bei Kirn und am Donnersberg in dichte basaltische Lava umgeändert, und verhält sich allda gegen die Elektricität, wie dichte Lava vom Vesuv. Das dichte Graubraunsteinerz bei Wadern, die Queckſilberberge der Pfalz, und die Achate der Gegend machen das Gebirge noch in einer andern Rücksicht merkwürdig. Das bunte Sandsteingebirge umgibt nun, als ein viel jüngeres Erzeugniß des Meeres, unsere angezeigten ältern Gebirge. (*Wyttenbach.*)

2) Ein nicht unbedeutendes waldreiches Gebirge im kurhessischen Kreis Eschwege, und der südlichste Theil der hessischen Werraberge. Von den Dörfern Langenhain und Datterode, wo es sich erhebt, zieht sich sein langer schmaler Rücken, stets in nordöstlicher Richtung, bis zu den Ufern der Werra bei Wanfried. Ein Theil dieses Gebirges ist der berühmte Basaltfelsen, die Blaukuppe. (*G. Landau.*)

Hundsstern, s. Sirius.

HUNDSVEILCHEN (Viola canina *L.*), wird von Schweinen und Schafen gefressen; es erregt bei häufigem Genuß Erbrechen und Laxiren, und kann als Brechmittel gebraucht werden. (*Fr. Heusinger.*)

HUNDSWUTH (Tollwuth, Hundetollheit, Wuth-, Beißsucht, Wuthkrankheit, rabies canina), ist jene eigenthümliche, selbständige, ansteckende Krankheit, welche ursprünglich am häufigsten bei Hunden und Wölfen, seltener bei Füchsen, Dachsen und Katzen vorkommt. Auf Menschen übergetragen heißt sie auch, vermöge ihrer secundairen Wirkungen ꝛc., Wasser-, Luft- und Lichtscheu (Hydro-, besser Hygrophobia, Pneumato- und Photophobia).

Unter den Hunden sollen die Pudel, das Windspiel, der Hühnerhund, die Ketten-, Fuhrmanns- und Karrenhunde, gleich jenen der Fleischhauer und Wasenmeister oder Abdecker ꝛc. viel seltener toll werden, als die Spitze, Pinscher, Dachshunde, und überhaupt alle verzärtelte Stuben- und Schooßhunde; allein nach mehren Erfahrungen fallen Hunde von jeder Race, von jeglichem Alter und Geschlecht, unter jeder Art ihres Verhaltens in Pflege und Wartung, zu allen Jahreszeiten und bei jeglicher Witterung in diese Krankheit. Auch werden sie von einem wirklich wüthigen Hunde gebissen, oder auch nur wund geleckt, ebenso leicht toll, wie andere Säugethiere, und wie der Mensch. Der erste tolle Hund soll immer ein Männchen sein. Hunde vom ersten Wurfe sollen eine besondere Anlage zur Wuthkrankheit haben. Ihr häufigeres oder selteneres Vorkommen hängt mehrentheils davon ab, ob von herumschweifenden tollen Hunden viele oder wenig andere Hunde ꝛc. verwundet und angesteckt worden sind. Endlich kann die Hundswuth auch von einem besondern, noch geheimen Einflusse der Atmosphäre entstehen, wie andere Epizootien.

Aus den in der berliner Veterinärschule neulich von Hertwig angestellten Impfungsversuchen mit Hundswuthgift (s. in Dessen unten angeführten Beiträgen), hat sich ergeben, daß allerdings auch in der zweiten Generation die Fortpflanzung desselben möglich sei, und daß es hierbei sehr auf die verschiedene Empfänglichkeit ankomme, die sich etwa wie 6 zu 1 verhält, und daß folglich von mehren durch einen tollen Hund gebissenen Menschen der eine die Wuth bekommen könne, und kein anderer, welches freilich zu so vielen mit Unrecht gepriesenen Heilmitteln Gelegenheit gegeben habe.

Als Gelegenheitsursachen der Hundswuth nimmt man an: 1) die Hundeseuche und Staupe, nebst deren nervösen Folgekrankheiten; 2) Würmer; 3) Zahnschmerzen bei jungen Hunden während des Durchbruchs ihrer Zähne; 4) die große Geilheit der Hunde, und die Schwierigkeit, diesen Trieb bei Minderzahl der Hündinnen genügend zu befriedigen; 5) Genuß des Aases von Thieren, die an bösartigen und ansteckenden Krankheiten gefallen sind; 6) die Materie des Weichselzopfs, einer in den Weichselgegenden vorzüglich heimischen Haarkrankheit der Menschen und Hausthiere; 7) muß das Übel um so öfter sich entwickeln, je mehr der Hund seinen natürlichen Verhältnissen im freien und wilden Zustand entfremdet ist, woraus folgt, daß zur Verhütung der ursprünglichen Hundswuth nichts sicherer wirken möchte, als den Hund so zu behandeln, daß sein Zustand sich dem in der Freiheit möglichst nähere, wie in Ägypten, wo diese Thiere zu Hunderten frei umherlaufen, und die Hundswuth ganz unbekannt ist; 8) Abmattung der Hundemännchen mit einer läufigen Hündin; 9) bei Hündinnen das Wegnehmen ihrer Jungen; 10) Hunger und Mangel an gutem Getränk, oder auch unpassende Nahrungsmittel, und Verweichlichung der Stuben- und Schooßhunde, Entziehung der Fleisch- und Knochennahrung ꝛc. Dieser Fall tritt auch bei beißsüchtigen und deshalb wuthverdächtigen Füchsen ein, wie neulich im Großherzogthume Baden (s. Martin in den Annalen für d. gesammte Heilkunde ꝛc. [Karlsruhe 1828]. III, 2. Nr. 3).

Es gibt zwei Hauptformen der Hundswuth, die stets gesondert vorkommen, und von so wesentlich gleicher Natur sind, daß sie durch Ansteckung ineinander übergehen: 1) die stille Wuth; der Hund zeigt ein verändertes Betragen, wird still, ruhig, ja traurig; sein Maul steht mehr oder weniger offen, weshalb er fast gar nichts, selbst nichts Flüssiges, schlingen kann, vielmehr weit stärker geifert, als der rasend tolle Hund. Seine Beißlust ist zuweilen kaum bemerkbar, ebenso wenig dessen Unruhe und sein Trieb zum Fortlaufen. Häufig ragt die Zungenspitze etwas zwischen den Zähnen aus dem Maule hervor. Die Stimme ist, wenn sie sich ja hören läßt, ganz umgeändert, oder oft ganz lautlos; das Thier scheint förmlich stumm geworden zu sein. In Bezug auf Bewußtsein, Appetit zu Futter und Getränk, Abwesenheit der Wasserscheu, Leibesverstopfung, schnelle Abmagerung ꝛc. verhält es sich im Wesentlichen ganz gleich, wie bei den rasend tollen Hunden. Der Verlauf des Übels ist bei beiden Formen sehr verschieden und ganz unbestimmt. Es führt in allen Fällen den Tod herbei,

gewöhnlich durch allmälige, täglich zunehmende, Erschöpfung der Lebenskraft, binnen 6—8 Tagen nach dem ersten Erkranken. Zuweilen tritt der Tod früher ein, und die Thiere sterben dann plötzlich wie durch einen Schlagfluß.

2) Die wichtigsten Zeichen der rasenden Hundswuth, welche am öftersten vorkommt, bestehen in Folgendem: Die Hunde werden munterer, dienstwilliger, zum Zorne geneigter, oder träge und verdrießlich; doch wechselt diese Stimmung, sowie überhaupt die meisten Zufälle sich nicht anhaltend zeigen. Viele Hunde sind Anfangs sehr geneigt, an kalten Gegenständen zu lecken. Die meisten verrathen sogleich mehr oder weniger Unruhe, weshalb sie oft das Haus ihres Herrn verlassen, aber auch nicht selten dahin zurückkehren. Alle erkennen fast während der ganzen Krankheit ihre Herren und Pfleger, und geben ihre Anhänglichkeit durch Wedeln mit dem Schwanze, durch freundliches Entgegenkommen und Winseln zu erkennen, ja sie folgen noch in der ersten Zeit ihrem Herrn, verrichten auf dessen Befehl erlernte Kunststücke ꝛc. Ihre Freßunlust, besonders zu festen Nahrungsmitteln, dauert die ganze Krankheit hindurch; doch verschlingen sie in einzelnen Momenten Holz, Torf, Stroh, Glasscherben, zuweilen sogar ihren eignen Koth, welches Zeichen höchst charakteristisch ist. Alle wuthkranke Hunde können Wasser und andere Flüssigkeiten sehen, lecken und saufen in jeder Periode der Krankheit, ja manche suchen es mit großer Gier, manche können es ihres angeschwollenen Halses wegen nur nicht recht verschlucken. Blos einige sind gegen helles Licht krankhaft empfindlich; bei andern findet sich weder Licht-, noch Glanz-, noch Luftscheu. Alle leiden einige Zeit lang an hartnäckiger Verstopfung. In der Regel zeigen sie keinen vermehrten Begattungstrieb. Das wichtigste und bei allen bemerkbare entscheidendste Kennzeichen ist eine ganz eigene Veränderung ihrer Stimme, und die Art ihres Bellens; die ausgestoßenen Töne sind bald höher, bald tiefer, dabei etwas rauh und heiser, widerlich und ängstlich klingend. Der erste Anschlag des Bellens geht allemal in ein kurzes Geheul über mit etwas in die Höhe gehaltenem Maule. Die Neigung zum Beißen ist bei beißigen Hunden von hitzigem Temperamente heftiger, als bei gutmüthigen und phlegmatischen, ja sie geht sogar in wahre Mordsucht über, wo sie dann über alles Lebendige und Leblose in der Nähe herfallen, und selbst ihren eigenen Körper angreifen und zerfleischen. Zuerst beißen sie gern Katzen, am spätesten Menschen, und insgemein ganz stillschweigend, heimtückisch, ohne Knurren und Bellen; das Beißen besteht mehrentheils nur in einem hastigen Schnappen und Reißen mit den Zähnen. Andere Hunde pflegen sie häufig am Maul, After und an den Geschlechtstheilen zu beriechen, dabei mit dem Schwanze zu wedeln und dann ganz unverhofft und heftig zuzubeißen. Sehr viele schnappen oft in die Luft, als wenn sie Fliegen oder Mücken fangen wollten. Das äußere Ansehen ist in der ersten Zeit wenig oder gar nicht verändert; um den zweiten Tag aber werden die Augen etwas geröthet, und zuweilen wegen Empfindlichkeit gegen das Licht verschlossen. Die Haut an der Stirn und über den Augen fältelt sich, wodurch die Thiere wie schläfrig, mürrisch und verdrießlich aussehen. Später werden die Augen trübe, matt, oft wie mit einem feinen Staube bestreut, niemals aber feuriger und lebhafter. Manchen schwillt der ganze Kopf, andern nur die Nase oder Zunge mehr oder weniger an; die meisten bekommen ein struppiges Ansehen, und alle werden im Kurzen sehr mager. Ihr Maul ist meist mehr trocken als feucht, und in der Regel ohne Schaum und Geifer. So lange sie noch etwas kräftig sind, tragen sie den Schwanz ganz wie sonst und wedeln damit; nur bei zunehmender Schwäche lassen sie denselben schlaff herunterhängen. In der ersten Zeit der Krankheit gehen sie ganz wie gesunde Hunde, späterhin werden sie schwach am Hintertheil, und zuletzt kreuz- oder lendenlahm. Endlich werden sie immer schwächer, schleppen sich mühsam fort, straucheln häufiger, bleiben liegen, und enden binnen kürzerer oder längerer Zeit unter Zuckungen. Den zehnten Tag, vom Anfange der Krankheit gerechnet, überlebt kein toller Hund. Endlich stellt ein englischer Arzt noch folgendes Kriterium der wirklichen Hundswuth auf: Gesunde, selbst an Größe und Stärke überlegene Hunde sollen sich nie gegen einen wuthkranken, wenn er sie beißt, zur Wehre setzen, welches die Beobachtung von D. v. Martius in Nossen an seinem eigenen Hunde (s. Zeitschr. für Natur- u. Heilkunde. V, 2. S. 238 fg.) bestätigt fand.

Bemerkt man an einem Thiere die genannten offenbaren Wuthzeichen, so muß man es sogleich tödten, tief vergraben, und die Stelle mit Steinen oder ungelöschtem Kalk überdecken. Aber einen blos wuthverdächtigen Hund, der ohne Anlaß Jemanden anfällt und beißt, sollte man mit Vorsicht einfangen. Der Fänger muß durch starke, mit Leder überzogene Kleidung geschützt sein, und bedarf außerdem, um das Thier fassen, festhalten, fortschaffen, und bei mislungenem Angriffe sich vertheidigen zu können, einer 3—4 Zoll langen Schlinge aus Messingdraht, an einem mehre Zoll langen Hefte befestigt, oder eines, 4—5 Zoll langen, mit Eisenbleche beschlagenen Stabes, zugleich als Wehr und Waffe, oder einer eisernen Zange. Das eingefangene Thier muß sicher verwahrt, gut verpflegt und lange genug vorsichtig beobachtet werden, um zu sehen, ob es auch wirklich toll sei, oder noch toll werde, damit im entgegengesetzten Falle die etwa von ihm Verwundeten nicht ohne Noth sich ängstigen, und, wie Beispiele lehren, allein vor Furcht und Schrecken wüthend und wasserscheu werden [1]).

Um das fürchterliche Übel möglichst zu verbannen, sollte die Mehrzahl männlicher Hunde castrirt, und kein Luxushund geduldet werden. Alle Hunde sollten mehr

1) Das alte, vor Kurzem wieder empfohlene Petitsche Erkennungsmittel der Tollheit eines getödteten Hundes ist ganz verwerflich. Man soll nämlich ein Stück Fleisch oder Brod mit dessen Geifer reiben, und einem gesunden Hunde vorwerfen; nimmt er es nicht an, so sei dies ein Zeichen, daß der getödtete toll gewesen sei; im andern Falle könne man sich beruhigen. Allein nicht genug, daß ein gefräßiger Hund alles ihm Vorgeworfene verschlingt, so hat auch der Geifer nicht in jedem Grade der Tollheit den specifischen Geruch, der für andere Hunde abschreckend ist.

Freiheit und Fleischnahrung bekommen, überhaupt naturgemäßer behandelt, bei strenger Kälte von der Nähe geheizter Öfen abgehalten werden, müßten mehr unter polizeilicher Aufsicht stehen, Jahr aus Jahr ein Beißkörbe oder Beißriemen tragen ꝛc. Wenn ein Mensch von einem wirklich tollen Hunde gebissen, oder auch nur wund geleckt [2]), oder der Giftspeichel durch die aufgesprungene, zerkratzte, oder sonst frisch verwundete Haut aufgenommen, oder auch nur durch den Druck der Zähne in einer sehr feinen Oberhautstelle abgelagert wird, so kann früher oder später Ansteckung erfolgen, bei Manchen schon nach wenigen Tagen, bei Andern nach Monaten, ja sogar erst nach Jahren die Wasserscheu eintreten.

Die Zeichen der wirklichen Ansteckung sind aber folgende: Der verletzte Theil fängt an zu schmerzen, dieser Schmerz wird bald stärker und verbreitet sich weiter in dem ganzen Theile. Die Wunde, die oft in den ersten Tagen nach dem Bisse von selbst zuheilt, fängt an röther zu werden, sich zu entzünden, Bläschen zu bekommen, geht auch nicht selten wieder auf, und schwitzt eine dünne, scharfe Jauche aus. Die Gemüthsstimmung des Verletzten ist merklich verändert; er ist entweder ungewöhnlich heiter, fröhlich oder verdrossen zur Arbeit, unruhig, traurig, er seufzt ꝛc. Kein Bissen schmeckt ihm, sein Schlaf wird unruhig, von ängstlichen Träumen unterbrochen, und er klagt öfter über Frost und Hitze. Seine Unruhe nimmt zu, wird ängstlicher. Er hat den heftigsten Durst, aber jedes ihm gereichte Getränk, ja schon einen glänzenden Becher ꝛc. verabscheut er desto mehr, je höher die Krankheit gestiegen ist. Mit der Zunahme von dieser kann er dann auch dunkelgefärbte Flüssigkeiten, wie Biere, die er Anfangs noch hinunterschlucken konnte, als ihm Wasser schon zuwider war, und späterhin sogar trockene, feste Speisen, nicht mehr schlingen; auch der leiseste Luftzug ist ihm unerträglich. Er athmet schwer, keucht und stöhnt, was man sonst mit dem Gebell eines Hundes verglichen hat. Der Speichel wird zähe, läßt sich nur mit aller Anstrengung auswerfen, oder er fließt reichlich im Munde zusammen, weshalb der Kranke viel speiet und geifert, und, bewußtlos, Alles, was sich ihm nähert, anspeiet. Er fängt an zu toben, wüthet, raset, und redet irre. Endlich verfällt er in Zuckungen, und gibt so, bilflos bleibend, meist schon nach drei Tagen in einem höchst jammervollen Zustande seinen Geist auf.

Nur selten rettet man solche Unglückliche durch folgende Behandlung: Nach vorausgeschicktem, starkem Aderlaß und Brechmittel lasse man sofort die blutende Wunde durch einen auf sie geleiteten Strom siedenden Wassers ꝛc. fortbluten, in die nicht blutende mache man kleine, blutende Einschnitte, und erhalte so lange wie möglich deren Fortbluten. Oder man schneide lieber die Bißstelle, wo es angeht, ganz aus, amputire stracks die verwundete Hand, Finger ꝛc., und ätze die Wunden mit Urin, warmem Salzwasser, Aschenlauge, Chlorkalkwasser, oder brenne sie mit angezündetem Schießpulver, heißem Siedwasserstrahl, noch besser mit einem Glüheisen, ganz aus, und halte sie durch Kantharidensalbe ꝛc. lange in Eiterung; zugleich kann man über das ganze Glied eiskalte Überschläge immerfort legen lassen. Die fernere Behandlung des Kranken übernehme bald der Arzt. Auch dieser suche dessen geschrecktes Gemüth zu beruhigen und zu ermuntern, vermeide Alles, was seine Furcht vergrößern könnte; denn Furchtsame werden bekanntlich eher von der Wuth befallen, als ruhige, phlegmatische oder unerschrockene Menschen. Alles schnelle Gehen, alle erhitzenden Speisen, Getränke und Affecte müssen jetzt wegfallen, selbst bei Reconvalescenten, die zugleich jede örtliche Reizung der Wunden und Wundnarben, jede starke Gemüthsbewegung, den sinnlichen Geschlechtsgenuß ꝛc. vermeiden müssen, wenn sie nicht nach halben, ja ganzen Jahren noch der Wuthkrankheit erliegen sollen; es müßte denn etwa eine andere fieber- oder krampfhafte Krankheit sein, die durch Angst und Schrecken entstanden sein konnte (Hydrophobia symptomatica oder nervosa), oder auch manche Form von Tobsucht wegen des besonders hervortretenden Symptoms der Wasserscheu, fälschlich für wahre Hundswuth gehalten werden. So gibt es Beispiele von freiwilliger Wasserscheu nach unterdrücktem, starkem Fußschweiße. Noch schwieriger, als in der ersten, ist die Hilfe in der zweiten Periode des Übels, die jetzt bei neuentzündeten und heftig schmerzenden Wundennarben, mit einem Frösteln, und bei beiden Geschlechtern mit vermehrtem Geschlechtsdrang eintritt, sich durch Veränderung des Blickes und der Sinnenthätigkeit des Kranken, durch dessen ungewöhnliche Traurigkeit, entsetzliche Angst ꝛc. charakterisirt, und bei Unvermögen zum Schlingen, Scheu vor Wasser (obgleich hydrophobische Kranke, denen schon ein einziger Wassertropfen Zuckungen verursachte, wasserhaltigen Branntwein trinken konnten), Scheu gegen Licht und alle glänzende Gegenstände, Schaum vor dem Munde, vielem Speichelauswerfen, temporellem Irrereden oder Rasen ꝛc., in die dritte Periode, Wuth und Wasserscheu, übergegangen ist. Jetzt hüte man sich vor dem Bisse des Tobenden, wogegen er zuvor oft selbst warnt, weiche seinem Speichelauswurf aus, verdunkele sein Gemach, versichere sich seiner, bestelle Wächter, die ihn schonend, doch klug behandeln, und zugleich alle ärztliche Anstalten pünktlich befolgen müssen. Stirbt der Kranke, so müssen die zuletzt von ihm gebrauchten Kleidungsstücke und Betten verbrannt, und alle seine Utensilien, sowie Wände, Fußboden, Bettgestelle ꝛc. mit Lauge ꝛc. sorgfältig gereinigt werden. Vgl. unter andern: Der tolle Hund und tolle Hundsbiß ꝛc., von E. A. W. Schmalz; mit einem Vorworte von D. Müller; mit 2 Abbild. (Görlitz 1821); Die Geschichte der Hundswuth u. der Wasserscheu u. deren Behandl. ꝛc., von J. Ch. O. Krügelstein (Gotha 1826); Über die verschied. Volksmittel gegen Wasserscheu; s. Hufelands ꝛc. Journal d. prakt. Heilkunde. 1828. VI, VII; Hertwig Ebendas. Supplementheft. 1828 fg.; Allgem. faßliche Beschreib. üb. d. Kennzeichen u. d. Verhütung d. Hundswuth (Berl. 1829); J. W. Sieber in Okens Isis ꝛc. 1829. III, IV, in den Anzeigen; Hertwigs Beitr. zur

2) So leckte ein für ganz gesund gehaltener Hund den Milchrahm von einem Fußgeschwüre seines Herrn ab, und ward mit diesem erst später, nach der Heilung des Geschwürs, selbst toll.

nähern Kenntniß d. Wuthkrankheit oder Tollheit d. Hunde, nebst Vorwort von C. W. Hufeland, aus dessen Journal besonders abgedruckt (Berl. 1829). (*Th. Schreger.*)

HUNDSZÄHNMUSKEL, bei Schaarschmidt (myolog. Tabell. T. 4.) der Hebemuskel des Mundwinkels. (S. Hundemäuslein.) (*Wiegand.*)

HUNDT (Magnus), auch wol, nach der latinisirenden Sitte seiner Zeitgenossen, Magnus Canis genannt, war zu Magdeburg (daher Parthenopolitanus) im J. 1449 geboren, studirte zu Leipzig, wurde daselbst 1477 Magister, in der Folge Collegiat des großen Fürstencollegiums und Professor der Physik, auch, nachdem er 1499 schon das Rectorat der Universität bekleidet hatte, noch Doctor der Medicin, endlich aber 1505 Doctor und Professor der Theologie, und als solcher 1512 Domherr des Hochstifts Meißen. Während die Universität Leipzig, wegen einer in dieser Stadt herrschenden Pest, für einige Zeit nach Meißen verlegt worden war, starb er daselbst im J. 1519. Er gehörte in Leipzig noch zu den letzten und berühmtesten Scholastikern, zeichnete sich übrigens sowol durch den, in seiner Art, großen Umfang seiner Kenntnisse, als durch seinen ernsten und strengen Charakter aus, und schrieb eine Menge Bücher über Grammatik, fast alle Theile der Philosophie, Theologie, kanonisches Recht u. dergl. m., die theils gedruckt wurden, theils handschriftlich liegen blieben [1]). Unter allen diesen ist gegenwärtig keins mehr von Interesse, als das Anthropologium de hominis dignitate, natura et proprietatibus, de elementis, partibus et membris humani corporis, de juramentis, nocumentis, accidentibus, vitiis, remediis et physionomia ipsorum, de excrementis et exeuntibus, de spiritu humano ejusque natura, partibus et operibus, de anima humana et ipsius appendiciis. Per *Magnum Hundt Parthenopolitanum*, Ingenuarum artium Magistrum in gymnasio Liptzensi. Ad laudem Dei et communem studiosorum hominum utilitatem quam accuratissime ex philosophorum libris congestum. Impr. Liptzick per Baccal. Wolfg. Monacensem, 1501. 4. Obgleich dieses Werk, seinem Geist und seiner ganzen Einrichtung nach, mehr der scholastischen Philosophie, als der Medicin angehört, indem die anatomische Beschreibung des menschlichen Körpers in einer Fluth von unfruchtbaren und geschmacklosen scholastischen Speculationen schwimmt, überdies bloße Compilation ist, und von eigener, wahrer Naturforschung auch nicht die entfernteste Spur zeigt, so hat es doch in der Geschichte der Medicin dadurch eine gewisse Bedeutung erlangt, daß es eins der ersten Bücher ist, worin sich anatomische Abbildungen finden. Nur zwei Bücher streiten mit ihm um den Rang, dergleichen Abbildungen zuerst zu geben, nämlich *Jo. de Ketham*, Fasciculus medicinae, worin sich jedoch (wenigstens in der Ausgabe Venet. 1495. fol.) nur eine einzige eigentlich anatomische Abbildung befindet, nämlich ein weiblicher Körper, in welchem der Uterus mit seinen Nebentheilen nicht ganz schlecht dargestellt ist; und *Jo. Peiligk*, Compendium Philosophiae naturalis, dessen erste Ausgabe (Lips. 1499. fol.), nach der Angabe des Platnerschen Katalogs (S. 123), schon Figuren enthalten soll, die doch nicht von großem Belange sein können, da Platner selbst nicht durch sie verhindert worden ist, in M. Hundt den ersten Urheber anatomischer Abbildungen zu erkennen [2]). Diese Abbildungen sind indessen nur wegen ihres Alters beachtenswerth; denn übrigens sind sie in Holzschnitt sehr roh gearbeitet, in sehr kleinem Maßstab, und der Natur so unähnlich, daß man annehmen muß, der Verfasser selbst habe die Theile in der Natur nie gesehen. Am besten ist noch die Abbildung des Schädels mit den Suturen der Schädelknochen gelungen; das Herz, der Magen, die Leber, die Nieren u. a. sind hingegen so dargestellt, daß es unmöglich sein würde, sie hiernach in der Natur wieder zu erkennen. Indessen verdient doch dies Buch, mit allen seinen Fehlern und Mängeln, nicht vergessen zu werden, da es, wenigstens in Teutschland, beinahe zuerst, die Aufmerksamkeit auf einen bis dahin ganz vernachlässigten Gegenstand lenkte, und damit eine Bahn brach, der nachher Andere geschickter und glücklicher folgten. (*H. A. Erhard.*)

HUNDTPISS von Waldtrams und Ratzenried, ein ausgestorbenes, reichsfreies Geschlecht in Schwaben, welches in den Rittercantonen Hegau, Allgau und am Bodensee die Schlösser Amtzell, Bottenreutin, Brockenzell, Grieningen, Hassenstein, Hombold, Ratzenried, Seitingen, Sicken, Senftenau und Warndorf, und im Rittercanton am Neckar die Herrschaft Wellendingen, mit Hundersingen, Wernberg und Schonburg besaß. Im 14. Jahrh. theilten sich die Söhne von Eitel Hundtpiß, Friedrich I. und Jost, in die schwarze und weiße Linie, oder wie sie sich später nannten, nach den Schlössern Waldtrams und Ratzenried.

Friedrich I. H. hatte mit Elisabeth von Montprat einen Sohn, Eitel II. (1397), erzeugt, dessen vier Söhne, Jakob I., Johann, Friedrich II. und Jost, die Linien zu Sicken, Brockenzell, Waldtrams und Senftenau stifteten. Die Linie zu Sicken war diejenige, welche die andern Linien nach und nach beerbte. Jakobs I. Enkel, Jakob II., wurde auf seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem im J. 1548 zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen. Von seinen Söhnen waren Johann Wolfgang und Johann Friedrich H. Domherren zu Eichstädt (1520), Johann Christoph H. teutscher Ordensritter (1580), und Johann Siegismund, mit Susanna von Falkenstein vermählt, welcher ebenfalls vier Söhne und drei Töchter hinterließ, wovon Johann Ulrich Domdechant zu Eichstädt († 1601), Johann Adalbert Domherr daselbst und Johann Christoph teutscher Ordensritter waren; Jakob Siegismund aber, der Reichsritterschaft in Schwaben

1) Der ungenannte Verf. der Centuria Scriptorum insignium etc. (ed. a *Joach. Jo. Madero*, Helmst. 1660. 4.) No. XLVIII. zählt eine lange Reihe von Hundts Schriften auf.

2) De Magno Hundt, tabularum anatomicarum, ut videtur, auctore (Lips. 1734. 4.), und in *Jo. Zach. Platneri* Opusc. T. II. (Lips. 1749. 4.) p. 35 sq.

Rath, war mit Veronika von Breitenlandenberg verheirathet, führte diese Linie durch Franz Jakob fort, der vom Kaiser Ferdinand in den Freiherrenstand erhoben wurde. Aus dieser Ehe entsproßte eine Tochter, Marie Franziska, welche 1720 zur gefürsteten Äbtissin zu Lindau erwählt wurde und 1730 starb; und ein Sohn, Markard Jakob, der als fürstl. fürstenbergischer Geheimerath und Regierungspräsident zu Heiligenberg und der schwäbischen Reichsritterschaft Cantons Hegau Director 1724 starb. Mit den von seiner Frau, Maria Johanne, Freiin von Muggenthal zu Hexenacker, hinterlassenen zwei Söhnen und zwei Töchtern: Joseph Clemens, fürstlich constanz. Kammerjunker und Hofrath († 1728), und Karl Anton, Domcapitular zu Kempten († 1756), erlosch diese Linie. Die Töchter: Maria Antonie war Franziskanerin zu Pfullendorf, und Marianne Stiftsdame zu Lindau. Der Stifter der Linie zu Waldtrams, wovon sich der ganze schwarze Stamm nannte, war Friedrich II., der, mit Agnes von Mülek, Erbtochter, vermählt, das Schloß Waldtrams als Mitgift erhielt. Sein Enkel, Friedrich IV. H. v. W., war mit Herzog Ludwig von Würtemberg als dessen Truchseß auf dem vom Kaiser Rudolf II. im J. 1583 abgehaltenen Reichstage zu Augsburg. Von dessen Enkeln sind bemerkenswerth: Johann Joachim, Domherr zu Eichstädt († 1613), Johann Eitel, teutscher Ordensritter, und Helena, Stiftsdame zu Lindau; Hubert H. v. W., der im Namen des Bischofs von Eichstädt den Reichstagsabschluß zu Regensburg unterschrieb (1654), und Friedrich V., der seine Linie mit Elisabeth Hundtpiß in Sicken fortpflanzte, aus deren Ehe sieben Söhne und fünf Töchter entsprangen, wovon Johann Karl, Johann Jakob, Johann Franz und Johann Friedrich als Domherren zu Eichstädt und Augsburg, und Anna Christina als Äbtissin des gefürsteten Stifts Lindau, starben. Die andern zwei Brüder starben in der Jugend, bis auf Johann Konrad, mit dessen Tochter, Maria Anna, an den Freiherrn Franz Philipp Stein zu Jettingen verheirathet, im J. 1694 auch diese Linie erlosch.

Die weiße Linie oder zu Ratzenried.

Jost H. erkaufte das Schloß Ratzenried von Veit von Sirgenstein im J. 1350, wovon sich seine Nachkommen nannten, die auch die Herrschaft Wellendingen erwarben. Sein Urenkel, Johann Jakob H., der im J. 1500 unter die Ritter des schwäbischen Bundes gezählt wurde, pflanzte mit Margaretha von Riedheim diese Linie fort, durch einen Sohn, Jost Ludwig, der im J. 1548 das Erbkämmereramt vom Bisthume Kostnitz erhielt. Da seine Nachkommen größtentheils den geistlichen Stand erwählten, so starb der weiße Stamm im 16. Jahrh. aus. Das Wappen der Linie von Hundtpiß zu Waldtrams: ein vierfach getheiltes Wappenschild; im ersten und vierten silbernen Feld ein wachsender schwarzer Widder; im zweiten und dritten schwarzen Felde drei weiße laufende Jagdhunde über einander. Auf dem Helm ein schwarzer wachsender Widder. Die Linie zu Ratzenried im ersten und vierten Feld eine Sonne, und im zweiten und dritten Felde drei weiße laufende Jagdhunde. (*Albert Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HUNDWEIL oder **HUNDWYL** (Canivilla), reformirte Pfarrgemeinde in den äußern Rhoden des eidsgenössischen Cantons Appenzell. Sie zählt in 270 Häusern 1409 Seelen. Die meisten Häuser sind weit zerstreut. Um die Kirche und das Rathhaus sind nur 26 Häuser. Bis zum J. 1750 gehörte auch die Gemeinde Am Stein dazu. Damals erstreckte sie sich vier bis fünf Stunden in die Länge. Sie wird in die obere und untere Rhode eingetheilt, und ist eine der vier ältesten Gemeinden des Landes, die zuweilen unter dem Namen der vier Reichsländchen erscheinen; die andern drei sind Appenzell, Urnäschen und Teuffen. Früher hatte sie eigene Edelleute, die Herren von Hundwyl. Auch lag im Umkreise der Gemeinde die Burg der Edelleute von Urstein, welche nachher an die Herren von Rosenberg kam, und 1273 in den damaligen Kämpfen zweier Nebenbuhler um die Abtei St. Gallen zerstört wurde. Unter der Herrschaft der Äbte von St. Gallen behielt die Gemeinde ihr eigenes Panner, Gericht und Siegel. Seitdem die Appenzeller sich im Anfange des 15. Jahrh. von der Herrschaft der Äbte befreit hatten, bildete Hundweil zwei von den 12 Rhoden, in welche das ganze Land getheilt war. Hundweil ist diejenige Gemeinde des Appenzellerlandes, wo die Reformation zuerst gepredigt und angenommen wurde. Walter Klarer oder Glarer, von hier gebürtig, hatte von 1518—1522 zu Paris studirt; sobald er nach Hause kam, fing er an, zu Hundweil gegen Ablaß, Bilder ꝛc. zu predigen, und seine Wirksamkeit dehnte sich von seiner Pfarrgemeinde auch bald über andere Gegenden des Landes aus. Er starb 1567 zu Hundweil. Seit der Theilung des Appenzellerlandes 1597 wird die Landesgemeinde der äußern Rhoden alle zwei Jahre auf dem Platz im Dorfe Hundweil, das andere Jahr hingegen zu Trogen gehalten. Das Rathhaus dient zugleich als Pfarrwohnung. Das Hundweiler-Tobel ist eine enge und sehr tiefe Kluft, welche die wilde Urnäsch zwischen hohen Sandsteinlagern durchströmt. Der Weg führt durch dieselbe über eine Brücke von Hundweil nach dem eine Stunde entfernten Herisau; ist aber nur zu Fuße gangbar. Der Contrast zwischen dieser Wildniß und den fruchtbaren Gegenden, welche dieselbe begrenzen, ist überraschend. (*Escher.*)

Hunebert, der heilige, s. **Cunibert.**

Hunedeus, s. **Hunideus.**

HÜNEN. Hünenbetten, Hünen-, Heunen-, Sorben-, Wenden-, Riesen- und Reusengräber, heidnische Todtengräber, altteutsche, germanische Grabhügel, Irrküppel ꝛc., nennt man diejenigen Grabhügel unserer teutschen Voráltern, welche man in Teutschland noch allenthalben, theils in Reihen und Menge, theils einzeln auf Anhöhen, in Wäldern und großen Forsten, in bald hohen, bald niedern Erdaufwürfen, von verschiedener, mehrentheils aber runder, Form vorfindet. Die Urbarmachung des Bodens mag die Ursache sein, daß wir gegenwärtig diese Hünen nur noch einzeln, und zwar größtentheils auf Höhen, besonders aber in Walddistricten, mit Hecken und Bäumen überwachsen, finden, indem man

sie in den gegenwärtigen ebenen Feldmarkungen schon längst durch die Cultivirung des Landes und den Ackerbau geebnet hat. Ihre Größe ist durchaus nicht gleich; ihr Umfang beträgt von 20—90, 100—130 Fuß und manchmal noch mehr, die Höhe 3—12 Schuhe ꝛc. Findet man sie an manchen Orten beisammen, so sind sie zuweilen nahe beisammen, manchmal aber auch weit von einander getrennt, überhaupt bieten große, mittlere und kleine Hünenbetten sich in bunter Mischung die Hände. Da man in allen Gegenden Teutschlands, im Königreiche Baiern, im Fürstenthum Eichstädt, im Großherzogthume Hessen und Nassau, in Kurhessen, Thüringen, Sachsen, in der Lausitz, an der Elbe, schwarzen Elster, am Rhein und Main, an der Regnitz und Fulda ꝛc. gleiche Gräber von Außen und Innen mit gleichen und ähnlichen Gefäßen, Waffen und Metallgeräthschaften gefunden hat, so ist die Behauptung gewiß richtig, daß diese einer und der nämlichen Nation angehören müssen, und zwar der germanischen und sorbenwendischen. Die Gräber bestehen in der Regel aus bloßen, mit Dammerde und Rasen überzogenen, runden Sandhaufen. Beim Eingraben finden sich schon in den obersten Erdschichten Kohlen mit Asche vermischt, Scherben von Urnen und etwas tiefer die Brandstätte, auf welcher die Erde röthlich und von besonderer Härte ist. Tiefer stößt man auf Gefäße und Urnen von allerlei Art und Form. Die Umgebung des Grabes ist manchmal ein künstliches, mit Feldsteinen zusammengesetztes, Gewölbe, andere haben bloße Steinkränze und bei andern befindet sich auf der Spitze des Hügels nur ein großer Sandstein. Die gefundenen Aschenkrüge, Urnen, Beigefäße, Thränennäpfchen, Kinderspielzeuge ꝛc., sind von verschiedenem, schwarzem, gelbem, braunem, rothem und grauem Thon, und haben allerlei Formen, je nachdem sie altgermanischen, slavischen, sorbenwendischen und semnonischen Ursprungs sind. Die Gestalt des größten Theils dieser Gefäße, welche beim Aufgraben weich und zerbrechlich sind, und erst beim Aussetzen der Luft nach und nach wieder erhärten, fällt angenehm in die Augen, ist proportionirt, gefällig im Umrisse, gebildet nach abwechselnden, graden und auf mancherlei Weise gekrümmten Linien, und die, bei aller Einfachheit der Formen dennoch so große Mannichfaltigkeit derselben, gibt den Reichthum der Ideen zu erkennen, welche die noch auf der so niedern Stufe der Cultur stehenden, alten Germanen und Slaven hatten. Man behauptet, die Triangularzeichnung auf diesen Urnen wäre rein germanisch, die schwarze, glänzende Farbe nur den Gefäßen der Germanen eigen; beides war aber auch den Sorben, Winiden und Semnonen nicht fremd. Findet man in solchen Urnen calcinirte Knochen von Menschen und Thieren (welche letztere unsere Vorahnen bei den Todtenschmäußen und Mahlen verzehrten), so läßt sich auf keine Weise zweifeln, daß bei den Germanen und Wenden das Verbrennen der Todten Sitte war, worüber wir auch bei Tacitus hinlängliche Bestätigung finden.

In diesen über 1000, vielleicht 2000, Jahre alten Grabhügeln finden sich, nebst den benannten Urnen und Aschenballen, auch noch verschiedene Metallgeräthe aus Kupfer oder Erz, die ohne Ausnahme mehr oder weniger mit edlem Roste (aerugo nobilis) umlaufen sind. Sie bestehen in grünen kupfernen Spießen, in deren Hülse sich meistens noch die Nieten finden, mit welchen der Schaft, von dem sich das verfaulte Holz vorfindet, befestigt war; in Ringen aller Form und Art, von Hals- und Armringen, bis herunter, deren zuweilen mehre auf einander liegen; in Bandringen und Spiralfedern von Kupfer; kupfernen Messern und Dolchen, Haften, Kettchen und Knöpfen, Schildchen und Blättchen; in herrlichen bronzenen oder kupfernen Haarnadeln, Schreibgriffeln, Spindeln, Meißeln, Wurfbeilen und Wurfspitzen, welche alle grün überzogen sind. Weniger finden sich Ringe, Spieße, Schwerter, Dolche, Frameen ꝛc. von Eisen, und werden sie angetroffen, so sind sie vom Roste stark zernagt. Einzeln findet sich auch Bernstein und davon gemachte Knöpfe ꝛc. Die vorgefundenen Knochen (besonders in den wendischen Hügeln) sind von Ochsen, Pferden, Schweinen, Hirschen, Rehen, Bibern, Ziegen, hundartigen Thieren, sogar Vögeln. In denselben findet man ferner: Eberzähne, Hirschgeweihe, Rehgeweihe, Ochsen- und Ziegengehörne, Schaufeln von Elenthieren und Damhirschen, welche sich im halbversteinerten Zustande befinden, nachdem sie zuvor eine Art Feuerprobe auszuhalten genöthigt gewesen zu sein scheinen. Auch knöcherne Pfeilspitzen und andere aus Knochen spitz gearbeitete Geräthe, sowie Nadeln von Knochen, Eisen, oder vielmehr einem diesen ähnlichen Metall, und von Bronze, mitunter auch mit einem Öhre versehen und künstlich gearbeitet, findet man darunter. Auf einigen Stellen liegt der gebrannte reine Weizen, zuweilen mit Erbsen untermengt, desgleichen auch Hirsen, dünnschichtig und mit Asche vermengt, sodaß der Augenschein das hier stattgefundene Verbrennen des Getreides in der Garbe oder im Strohe darstellt. Seltener werden in den Hünengräbern Menschengerippe gefunden, und ist dieses der Fall, so sind sie mehrentheils verwesen und nicht herauszuheben. Übrigens haben diese Skelette diejenige Riesengröße, wie sie schon die Römer beschrieben haben, von sechs bis sieben Fuß und noch mehr. Hierher gehören als die merkwürdigsten, bis gegenwärtig bekannten, die in der Gegend von Sinsheim, auf einer von Buchen und Eichen bedeckten Waldhöhe. Sie bestehen in einer Reihe regelmäßig abgerundeter Erdaufwürfe, in der Richtung von Morgen nach Abend. Diese Gräber haben beinahe Nichts mit den römischen Grabkammern, noch mit den keltischen Hünengräbern, noch mit den gallischen Schlachthügeln, wie mit den amberger Hügeln gemein, sondern sie bestehen fast aus ganz auf bewunderungswürdige Weise festgemachter Erde, sodaß sie bisher, obgleich alles Schutzes und aller Bedeckung von Steinen entbehrend, dennoch vielen Jahrhunderten getrotzt haben. In den völlig wie unsere Gräber von Innen ausgestochenen Hügeln liegen Skelette ohne alle bestimmte Richtung nach einer Himmelsgegend. Die Skelette selbst, kräftige Gestalten, sind von sechs bis zehn Fuß rheinl. groß und zum Theil noch ziemlich gut erhalten; sie zeichnen sich durch ihre schönen und völlig mit dem weißesten Schmelze versehenen Zähne aus.

Manche sind ganz zu Erde geworden, andere sind mehr oder minder vermodert; der Schädel ist der kaukasische. Die dürren Armröhren dieser Gerippe liegen noch über den verrosteten Schwertern, sie haben noch ihren ganzen Schmuck, jedoch nichts von Gold oder Silber; derselbe besteht in den bekannten elastischen Haften mit beweglicher Nadel, in Armringen am Oberarm und der Handwurzel, Fußringen, Ohrringen, Fingerringen, Schnallen, in Halsringen von Erz und Eisen. Am Kopfe werden schöne, zum Theil in Eisendraht gefaßt gewesene, blaue, gegossene Glaskorallen, sowie Bernsteinkorallen gefunden, ebenso Amulette, unter welchen Stückchen Bergkrystall sind. Auch fehlen einfache, glasurlose, blos angestrichene Urnen, Stein- und Donnerkeile, sowie Töpfchen, Schalen und Scherben in diesen Gräbern nicht. Nach dem Inhalte der alten Grabhügel kann man vier Arten auf teutschem Boden unterscheiden: 1) Hügel ohne alle Leichname und Urnen, 2) Hügel mit Leichnamen allein ohne Urnen, 3) Hügel mit Urnen ohne Leichname, und 4) Hügel mit Urnen und Leichnamen zugleich. (*Schneider.*)

HÜNENBERG, katholische Gemeinde im westlichen Theile des eidsgenössischen Cantons Zug, zwischen dem Zugersee und der Reuß. Sie enthält 121 Wohnhäuser mit 880 Einwohnern. Die Gegend ist sehr fruchtbar und bietet dem Auge mannichfaltige Abwechselung von Wiesen, Fruchtbäumen, Äckern und Waldung dar. Das eigentliche Dorf Hünenberg besteht aus 20 Wohnhäusern. Unweit desselben auf einem sanften Hügel, am rechten Ufer der Reuß, steht die Ruine eines Thurmes, das einzige Überbleibsel des Wohnsitzes der mächtigen Herren von Hünenberg (s. d. folg. Art.). (*Escher.*)

HÜNENBERG (Edle von), ein im 11., 12., 13. und 14. Jahrh. sehr mächtiges Geschlecht, dessen Besitzungen in der Schweiz in den jetzigen Cantonen Zürich, Luzern, Zug und Aargau lagen. Die Stammburg lag nahe bei dem gleichnamigen Dorfe (s. d. vor. Art.). Der Name kommt in den Urkunden mit verschiedener Schreibart vor. Am richtigsten scheint Hünaberg, oder Hünoberg; ferner kommt vor Hinterberch, Hüneburc, Hünungen, Hinnoberk. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß dieses Geschlecht mit demjenigen v. Hüneburg in den Voghesen zusammenhing (*Schöpflin.*, **Alsatia illustr.** p. 218), wenigstens hat das Wappen Rudolfs v. Hünenberg, der in der Schlacht bei Sempach fiel, Ähnlichkeit mit demjenigen der elsassischen Edlen v. Hüneburg. Vom 11. Jahrh. an läßt sich die Genealogie des Geschlechts bis ins 14. urkundlich nachweisen. (Man findet dieselbe in dem Werke: Die Schweiz in ihren Ritterburgen ꝛc., herausgegeben v. Schwab. 1828. 1. Bd. Beilage A.) Ebenso ergibt sich aus Urkunden ihr Besitzthum, das südlich bis an die Thore von Luzern, westlich bis Sins und Mußwangen reichte, nördlich über einen Theil des jetzigen Cantons Zürich auf beiden Seiten der Albiskette bis an den Zürchersee sich erstreckte, und im jetzigen Cantone Zug die fruchtbaren Gegenden von Chaam, Risch und Steinhausen, ferner am rechten Ufer des Zugersees Walchwyl und das Land bis an den Lauerzersee begriff. Ihnen gehörte auch die Burg St. Andreas am Zugersee, die Burg in der Stadt Zug und eine Menge zerstreuter Güter, Zehenten und herrschaftlicher Rechte. Oft erscheinen die reichen und mächtigen Hünaberger in Urkunden des 13. und 14. Jahrh. als Zeugen und Schiedsrichter. Ihr Leben war das gewöhnliche Ritterleben; Fehden und Raub wechseln mit friedlichem Genusse des reichen Besitzthums und mit Vergabungen an Kirchen und Klöster zur Sühne begangener Frevel. Aber auch dieses Geschlecht mußte dem Gange der Zeit erliegen. Theilungen, Fehden, Vergabungen und Verschwendung erschöpften seinen Reichthum; darin ist die Geschichte anderer adeliger Geschlechter auch die der Hünaberger, aber beschleunigt wurde ihr Fall durch die Lage ihres Gebietes zwischen den eidsgenössischen Städten und Ländern, deren Freiheitskämpfen sie nicht fremd bleiben konnten. Nicht ob sie ferner in stolzer Unabhängigkeit von ihren Burgen aus ihre Unterthanen beherrschen, und dem Kampfe der Nachbarn ruhig zusehen wollten, sondern, nur für welche Partei sie sich erklären würden, kam in Frage. Die verschiedenen Zweige des Geschlechts ergriffen entgegengesetzte Entschlüsse; wer sich von ihnen an Österreich hielt, ging im Kampfe zu Grunde; wer aber, die Zeit erkennend, an die Eidsgenossen sich anschloß, rettete für seine Nachkommen Freiheit und Überbleibsel des zersplitterten Gutes. Ob vor dem eidsgenössischen Bunde schon Parteiung und Feindschaft in dem Geschlechte der Hünaberger gewesen, oder ob dieselbe erst durch die Freiheitskämpfe der Eidsgenossen veranlaßt worden sei, ist schwer zu ermitteln; das Erstere ist jedoch wahrscheinlicher, und schon im J. 1315 sehen wir ein Glied der Familie den Eidsgenossen zugethan. Als Herzog Leopold, der Sohn des ermordeten Kaisers Albrecht, im J. 1315 seine Scharen bei Zug versammelte, um Rache an Uri, Schwyz und Unterwalden wegen Vertreibung der österreichischen Vögte zu nehmen, und die Unterjochung dieser freien Länder zu erzwingen, war er ungewiß, ob er über Ägeri und Morgarten, oder längs dem Zugersee und Art ins Land Schwyz einzudringen versuchen werde. Die Schwyzer bewachten auf beiden Punkten ihre Letze (Grenzverschanzungen; die Zeit der Erbauung ist ungewiß); aber wo sie den Hauptangriff abzuschlagen haben würden, wußten sie nicht. Da schoß am Abende vor der Schlacht Heinrich von Hünaberg einen Pfeil über die Letze, mit daran befestigtem Zettel: „Hütet Euch am Morgarten." Dem treuen Rathe folgend eilten die Schwyzer mit ihren Bundesgenossen von Uri und Unterwalden dorthin, und erfochten den ruhmvollen Sieg am Morgarten, der mit Recht dem Siege der Athenienser bei Marathon an die Seite gesetzt wird. Sehr wahrscheinlich war dieser Heinrich v. Hünaberg derjenige, welcher als Kirchherr zu Art (dies bedeutet ebenso wol den Pfarrer selbst, als denjenigen, welcher das Patronat, die Collatur einer Pfarrei besitzt,) in Urkunden vorkommt. Zu Art besaßen die Hünaberger Rechte und Einkünfte, und früher erscheint wirklich ein Hünaberger als Pfarrer daselbst. Von diesem Heinrich v. H. werden jetzt noch lateinische Gedichte aufbewahrt, wodurch es wahrscheinlich wird, daß er Geistlicher war. Später im 14. Jahrh.

erscheinen die einen Hünaberger auf verschiedenen Burgen hausend, mit dem Zunamen Wolf, als Dienstleute der Österreicher in ihren Reihen; andere als Bürger zu Zürich, Zug und Luzern, mit dem Zunamen Storch, unter den Eidsgenossen. Zu Zug lebten noch weit ins 15. Jahrh. hinein Hünaberger in Würden und Ämtern. Die österreichisch Gesinnten hingegen erschöpften sich in den Kriegen gegen die Eidsgenossen, bis die Schuldenlast so groß war, daß die Herzoge von Österreich sie nöthigen konnten, gleich manchem andern Geschlechte, das für sie das Seinige aufgeopfert hatte, ihnen ihre Besitzungen abzutreten. So sahen sich Gottfried v. Hünaberg und seine Söhne im J. 1370 gezwungen, die wichtige Burg St. Andreas bei Chaam mit den reichen dazu gehörigen Ländereien an Österreich zu verkaufen. Die übrigen Söhne dieses Gottfrieds verschwinden, aber einer, Friedrich, ist theils durch seine Schicksale merkwürdig, theils weil sein Enkel ein Beispiel gibt, wie einzelne gesunkene Edelleute in den Bürger- und Bauernstand übergingen. Wir entheben diese Erzählung dem oben angeführten Werke. Friedrich gerieth auf einer Pilgerfahrt nach Palästina in Gefangenschaft der Ungläubigen. Nach mehren Jahren wurde ihm erlaubt, einen Diener heimzusenden, das Lösegeld zu holen. Um dasselbe aufzubringen verpfändeten seine Verwandten einen Theil seines Besitzthums. Friedrich kam zurück; wann er gestorben, wird nicht gemeldet. Sein einziger Sohn, Gottfried, starb im J. 1415. Auch dieser hinterließ nur einen Sohn, Hartmann, der im Kloster Cappel erzogen wurde. Für ihn kaufte der Vormund ein Haus von der zuger Familie Bengg zu Brämen, und diesen Namen behielt Hartmann, um wie es in alten Familienschriften seiner Nachkommen, der Benggen, heißt, „in dieser Zeit kein Aufsehen zu machen." Der Name Hünaberg schien gefährlich. Die Stammburg Hünaberg wurde von den Eidsgenossen nach der Schlacht bei Sempach (1386) verbrannt. Ihr Besitzer, Hartmann, verkaufte dann seinen Angehörigen alle seine Güter und Rechte. So verkauften auch die übrigen Zweige im Anfange des 15. Jahrh., was sie noch an Besitzungen und Rechten hier und dort hatten, und mit dem Verlust ihrer Besitzungen verschwinden diese österreichisch gesinnten Zweige. (*Escher.*)

Hünenbetten, s. Hünen.

Hunenfeld (Huno von), s. Schurzfleisch.

Hünengräber, s. Hünen.

HÜNENTHRÄNEN (Paläontologie), ist eine früher hin und wieder vorgekommene, und nach Rosinus *) an einigen Orten Westfalens übliche Benennung der Trochiten oder Crinoideen-Gelenkstücke, weil das Volk diese für versteinerte Thränen von Riesen gehalten habe. (*H. G. Bronn.*)

HÜNERDORF, ein zum Herzogthume Braunschweig gehöriges, im Kreisamte Calvörde belegenes, unmittelbar an den Flecken Calvörde stoßendes Dorf mit 40 Feuerstellen und 350 Einwohnern. Es befindet sich daselbst ein für 12 Arme eingerichtetes Hospital, und bildet jetzt der Ort mit Calvörde in kirchlicher und polizeilicher Hinsicht Eine Gemeinde. (*Bode.*)

HUNERICH, HUNORICUS, HONORICIUS, König des Vandalenreichs in Afrika, ältester Sohn des berühmten Giserichs (Genserichs). Seinen Namen erklärt Hugo Grotius [1]) als Hundricus durch centuriis pollens, und Joh. Geo. Wachter [2]) gibt Hunerich durch virtute pollens, es nämlich von kun, kühn, ableitend. Wenn wir jedoch die bekannteste und beliebteste, wenn auch weniger gelehrt scheinende, Ableitung des Namens seines Vaters durch gänse-reich [3]) berücksichtigen, so ist die Deutung Hunerichs, Hundrichs, Honorichs durch Hühnerreich der Sache ganz entsprechend und der Sprache [4]) völlig angemessen. Sie verliert ihre scheinbare Lächerlichkeit, wenn wir bedenken, wie der Reichthum an Vieh bei den Germanen dergestalt der beliebteste war, daß Vieh selbst die Bedeutung von Reichthum erhielt [5]), und uns erinnern, daß man den Thieren so wenig abhold war, daß man sich selbst nach ihnen nannte; so die berühmten sächsischen Edelinge Hengest (Hengst) und Horsa (Stute), welche sich in Britannien Besitzungen eroberten. Daß auf dem Gänse-reich ein Hühner-reich folgt, ist für die Niederlassung der Vandalen im südlichen Spanien und dann im noch heißern Afrika sehr bezeichnend, da in diesen warmen, wasserarmen Ländern die Hühnerzucht besser, als in Germanien die Gänsezucht gedeiht [6]). Der Ableitung von Hunerichs Namen muß um so mehr ge-

*) *Rosinus*, De Lithozois, in der Vorrede.

1) *Hugo Grotius*, Index propriorum nominum Gothicorum, Vandalicorum, Langobardicorum bei *Muratori*, Scriptt. Rer. Ital. T. I. p. 375. 2) *Joh. Geo. Wachter*, Glossar. p. 894. 3) Auch die Form des Namens Gaiserich, Giserich, nämlich von Gos mit dem Umlaut in ei oder i (niederteutsch Goos, Mehrzahl Göse, angelsächs. Gos, engl. Goose, Mehrzahl Geese, altnord. Gás, Mehrzahl Gaes, dän. Gaas, Mehrzahl Giaes) ist dieser Ableitung nicht nur nicht zuwider, sondern bestätigt sie, da sie mit der Form Genserich eine Bedeutung erhält, während wenn wir Genserich mit Aventin durch ganz-reich oder ganzes Reich, mit Hugo Grotius durch plane pollens, und Giserich, Gaiserich mit Hugo Grotius viris fortibus pollens, und mit Joh. Geo. Wachter S. 579 durch Gesus potens, nämlich vom gallischen Gesus, vir fortis (*Servius* in VIII. Aen.) erklären, in Genserich und Geiserich nicht einen Namen von verschiedenen mundartlichen Formen, sondern zwei verschiedene Namen, Namen von verschiedenen Zusammensetzungen, erhalten. 4) Nämlich huno, hono, hone, ist der alte Genitiv von hon, Huhn. 5) Der Bericht des Tacitus (Germ. 5), daß bei den Germanen das Vieh der einzige und beliebteste Reichthum sei, wird auf das Herrlichste durch das gothische faihu, angelsächs. feo, feoh, altnord. fé, Vieh, Vermögen, Reichthum, bestätigt. 6) Wie sehr die Germanen die Gänsezucht in ihrem Vaterlande liebten, geht daraus hervor, daß ihre weißen Gänse selbst bei den Römern berühmt waren, s. *Plinius*, Hist. Nat. Lib. X. Cap. 22. Vergl. Grettis Saga Cap. 16, wo der Isländer Asmundr á Byarga seinen Sohn Grettir bittet, Acht auf seine zahmen Gänse zu haben, wovon er allein achtzig Alte hatte, woraus wir zugleich ersehen, wie die Sorge für diese Thiere nicht unehrenvoll war. Geiserich hatte seinen Namen schon vor der Wanderung der Vandalen nach Spanien. Er war ein Bastard, nämlich der Sohn des Königs Godegisil und einer Magd, während sein Bruder Gundarich aus einer rechten, d. h. standesmäßigen, Verbindung entsprossen war; s. *Sidonius Apollinaris*, X. p. 19. *Procopius*, De B. Vand. I. Cap. 3. Vergl. Mascov, Gesch. d. Teutschen. 2. Th. Anm. S. 32. Um so erklärlicher wird Geiserichs Name. Hatte er ihn einmal, so war es ganz der

dacht werden, da die Bedeutung desſelben faſt das einzige Nichtabſtoßende iſt, was die Geſchichte deſſen, der ihn trägt, darbietet. Als Geiſerich im J. 435 nach ſeinem Sieg über Bonifacius und Aſpar aus kluger, wohlberechneter Mäßigung ſich im Vergleiche mit dem Kaiſer Valentinian III. zu einem jährlichen Tribute von Afrika verſtand, ſandte er auch ſeinen Sohn Hunerich zu Geiſel, und der kluge Sieger wußte ſich ſo geſchickt zu benehmen, daß die freundſchaftlichen Verhältniſſe in dem Maß anſcheinend wuchſen, daß er ſeinen Sohn zurück erhielt [7]), nämlich um 439, da Geiſerich, nachdem er im Wiederbeſitze ſeines Sohnes war, im J. 439 ſeine Maske wieder ablegte, und die Feindſeligkeiten durch Eroberung Karthago's im September des genannten Jahres begann [8]). Hunerichs Geiſelſchaft in Italien konnte auf ſeine Ausbildung nicht ohne Einfluß ſein, ähnlich wie auch für Theoderich den Großen ſeine Geiſelſchaft zu Conſtantinopel [9]) eine gute Schule geweſen, nur mit dem Unterſchiede, daß, wie Hunerichs Geſchichte zeigt, dieſer weit mehr von den verdorbenen Grundſätzen der weſtrömiſchen Welt, als der Beſieger Odowakers von denen des oſtrömiſchen Hofes annahm. Hierzu kam noch, daß Hunerich auch nicht das beſte Beiſpiel an ſeinem Vater hatte. Zur erſten Gemahlin hatte Hunerich die Tochter des weſtgothiſchen Königs Theoderich. Aus bloßem Verdachte wegen Giftmiſcherei ward ſie, an Naſe und Ohren verſtümmelt, ihrem Vater zurückgeſchickt, welche Greuelthat jedoch wahrſcheinlicher auf die Rechnung Geiſerichs als Hunerichs zu ſetzen, da Jordanes bei ſeiner Erzählung doch wol eher Geiſerichen als Hunerichen meint [10]). Die Mishandlung und Zurückſendung von Hunerichs Gemahlin war politiſch wichtig, da Geiſerich aus Furcht vor Theoderichs Rache Attila zu ſeinem Zuge gegen Weſten im J. 451 anreizte. Als Geiſerich im J. 451 ſich Roms bemächtigt hatte, führte er die Kaiſerin Eudoxia, erſt die Gemahlin des Kaiſers Valentinian III., deſſen Muhme ſie war, dann wider Willen Gattin des Petronius Maximus, gegen welchen ſie den König der Vandalen nach Rom berufen hatte, nebſt ihren beiden Töchtern, Placidia und Eudoxia, mit ſich nach Afrika, und vermählte Letztere [11]) mit ſeinem Sohne Hunerich, und verſchwägerte ſich ſo mit dem Kaiſer Theodoſius, da Eudoxia, die Mutter der gleichnamigen Tochter, des Theodoſius Tochter war. Eudoxia ward in der Ehe mit Hunerich Mutter Childerichs, des ſiebenten bekannten Königs der Vandalen, des fünften derſelben in Afrika [12]). Nachdem Eudoxia 16 Jahre mit Hunerich gelebt, wollte ſie es als eine katholiſch Gläubige nicht länger ertragen, daß ſie einen Arianer zum Gatten hatte, ſondern entfloh im J. 472 nach Jeruſalem, wo ſie kurz darauf ſtarb [13]). Als Geiſerich den 25. Jan. 477 nach langer, thatenreicher Regierung ſein

---

Gewohnheit gemäß, ihn auf ſeinen Sohn in einer Variation fortzupflanzen. Man liebte nämlich ähnliche Namen in einem und demſelben Geſchlechte. Man erinnere ſich z. B. unter den Merovingern der Chlothare und Chlodewige, der Childeperte, Childeriche und Chilperiche.

7) *Procopius*, B. Vand. I. Cap. 4. Mascov 1. Th. S. 404 findet es in Betracht der Vortheile, in welchen Geiſerich ſich befunden, kaum wahrſcheinlich, daß er ſich zu einem Tribute verſtanden, und ſeinen Sohn Hunerich zu Geiſel gegeben. Doch bemerkt Prokopius ausdrücklich, daß es Geiſerich aus Behutſamkeit gethan, und dieſe war für die Stellung eines Eroberers allerdings ſehr nöthig; denn er mußte ſich erſt in ſeiner neuen Eroberung zu befeſtigen ſuchen, und ihm ſo ein einſtweiliger Friede ſehr erwünſcht ſein, bis er ſeine Maske wieder abwerfen und auf ſeiner Eroberbahn weiter gehen konnte. Vgl. v. Gagern, Die Nationalgeſchichte der Teutſchen. 2. Th. S. 721, welcher auch darauf aufmerkſam macht, daß Geiſerichs erſtes Hauptaugenmerk ſein mußte, feſten Fuß zu faſſen, und daß ſolche Geiſelſchaft, wie die ſeines Sohnes Hunerich, damals oft Mittel der Erziehung und der Erforſchung geweſen. 8) *Idatius* bei *Rösler*, Chronica medii aevi. T. I. p. 298. 9) *Jordanes*, De Rer. Get. Cap. 51 bei *Muratori*, Scriptt. Rer. Ital. T. I. P. I. Cap. 52. p. 217. Sp. 2. Cap. 55. p. 218. Sp. 1. 10) *Jordanes*, Cap. 36. p. 206. Sp. 1: Hujus (Attilae) ergo mentem ad vastationem orbis paratam comperiens Gizericus Rex Vandalorum, multis muneribus ad Vesegothorum bella praecipitat, metuens ne Theodoricus, Vesegothorum rex, filiae ulcisceretur injuriam, quae Hunericho Gizerici filio juncta, prius quidem tanto conjugio laetaretur, sed postea, ut erat illo et in sua pignora truculentus, ob suspicionem tantum veneni ab ea parati, eam naribus abscissis, truncatisque auribus spolians naturali decore, patri suo ad Gallias remiserat. Muratori, Geſchichte von Italien. 3. Th. (Leipzig 1746). S. 165, verſteht die Stelle ſo: Genſerich, ein Mann, der auch gegen ſeine Kinder grauſam geweſen, habe der Schwiegertochter aus bloßem Verdacht, als wenn ſie ihn mit Gift vergeben wollen, die Ohren und Naſe abſchneiden laſſen; Mascov 1. Th. S. 470 ſagt, daß Genſerich Theoderichs Tochter wieder nach Hauſe geſchickt habe, und 2. Th. VIII. Anm. S. 35 läßt er die Zurückſendung durch Hunerich üben. Fr. v. Gagern, 2. Th. S. 293, 332, 333, faßt es auch, wie Muratori, am wahrſcheinlichſten ſo auf, daß Geiſerich ſeine Schwiegertochter beſchuldigt, ihm nach dem Leben getrachtet zu haben, und ſie gröblich mishandelt habe. Vielleicht, vermuthet v. Gagern, habe ſie entweder den Sohn, ihren Gemahl, gegen Geiſerich aufgeregt gehabt, oder wahrſcheinlicher ſei ſie wegen verbotenen Liebeshandels von Geiſerich ſo gezüchtigt worden. Von denen, welche die Zurückſendung von Hunerichs Gemahlin durch deſſen Vater geſchehen laſſen, bemerken wir noch Schmidt, Geſch. d. Teutſchen. 1. Th. Ulmer Ausg. von 1784. S. 164.

11) Blos das einzige Chron. Alexandr. nennt Hunerichs Gemahlin Honoria und nicht Eudoxia, und deshalb glauben du Cange und Pagi, ſie habe beide Namen geführt, und Letzterer nimmt ſelbſt an, ſie habe den Namen Honoria von ihrem Gemahle Honorich, wie Hunerich häufig, vorzüglich bei den griechiſchen Schriftſtellern, heißt, während er ſich ſelbſt (ſo in ſeinem Reſcripte bei Victor Vitalis), Hunerix (nämlich das s als Zeichen des Nominativs der gothiſchen Sprache, welche auch die der Vandalen war *Procop.*, B. V. L. I. C. 2) nennt, erhalten. Auch Priscus (Excerpt. de legat.) ſoll, nach Pagi, Hunerichs Gemahlin Honoria nennen, doch hat er ſich hierbei nur an die latein. Überſetzung gehalten, während im griechiſchen Texte *Εὐδοξία* ſteht. 12) *Procop.*, B. V. Lib. I. Cap. 5 et 9. *Isidorus*, Chron. Vandal. bei *Hugo Grotius*, Goth. et Longobard. Rer. Scriptt. p. 229. Über Childerich, Hunerichs Sohn, ſ. auch *Nicephorus*, Lib. XVII. Cap. 11. Nach der Historia Miscella, Lib. XIV. bei *Muratori*, Scriptt. Rer. Ital. T. I. P. I. p. 1. Sp. 2, und Lib. XVI. p. 102. Sp. 2, iſt Eudoxia Mutter Childerichs von Thraſamund, dem vierten Könige der Vandalen, und Hunerichs Gemahlin iſt Amalafreda, Amalafrida (d. h. die Liebe der Amalen), die Schweſter des oſtgothiſchen Königs, Theoderich des Großen, während Amalafreda Thraſamunds Gattin war (ſ. *Victor Tunensis* ad an. 523 (Maximo cos.). *Procop.*, B. V. Lib. I. Cap. 8. *Jordanes*, De R. G. Cap. 58. p. 220. 13) *Theophanes*, Chron. p. 3. Alſo war Hunerich, als er im J. 477 ſeinem Vater als König der Vandalen und Alanen folgte, nicht mehr mit Eudoxia vermählt, wie doch Fr. v. Gagern (2. Th. S. 208) berichtet.

Leben beschloß, hinterließ er seinem ältesten Sohne Hunerich das Reich in einem blühenden Zustand. Es umfaßte den ganzen Theil von Afrika, vom atlantischen Meere bis an Cyrene, welcher vormals den Römern gehört hatte, und Einwohner von drei Hauptarten: 1) die alten Mauritanier und Numidier, und die Nachkommen der phönikischen Pflanzstädte unter eigenen Häuptern stehend, und von Prokopius unter dem Namen Mauren begriffen, 2) die römischen Provinzialen, 3) die Vandalen und Alanen, nach welchen sich Hunerich König der Vandalen und Alanen nannte. So lange Hunerich regierte, führten die Vandalen Krieg mit keinem Volk, außer mit den Mauren, welche vorher aus Furcht vor dem gewaltigen Helden und ebenso großen Politiker Geiserich nichts zu unternehmen gewagt, jetzt aber, da der Löwe den Todesschlaf schlief, sich sogleich regten, und den Vandalen große Verluste zufügten, aber auch von ihnen zugefügt erhielten. Ein Theil der Mauren befestigte sich in dem zehn Tagereisen von Karthago gelegenen Gebirge Auràs (Oreß) so stark, daß sie weder Hunerich, noch seine Nachfolger wieder zum Gehorsam bringen konnten [14]). Rühmlich war für Hunerich, daß er kein Freund des Seeraubes war, den sein Vater so stark getrieben hatte; aber unrühmlich für seine Stellung als Beherrscher eines durch Eroberung gegründeten Reiches war, daß er sich den Ergötzlichkeiten und einem wollüstigen Leben ergab, und kein Heer schlagfertig hielt, wie sein Vater stets gethan hatte. Als Widerspiel zu diesem bezeigte er den größten Abscheu gegen den Krieg, auch wenn er nöthig war. Unter Hunerich sanken daher die Vandalen so in Weichlichkeit aller Art, daß sie den Römern keine Furcht mehr einflößten [15]). So zerrüttend für sein Reich in dieser Beziehung Hunerichs Regierung war, so war sie doch in anderer noch viel trauriger. Geiserich hatte das von ihm durch Tapferkeit und Klugheit gestiftete Reich am besten zu befestigen geglaubt durch die von ihm seinen zu diesem Behufe versammelten Söhnen gegebene Erbfolgeordnung, daß allemal der Älteste aus seinem Hause auf dem Hochstuhle folgen sollte [16]). Er wollte dadurch allen Streit um das Reich unter seinen Söhnen verhüten. Die Germanen kannten nämlich das Erstgeburtsrecht noch nicht, und die Wahl des neuen Königs hing vom Volk ab. Nicht selten regierten auch die Brüder zugleich, nämlich durch Theilung der Leute, und so, daß sie die Macht des Reichs nur bei Gefahren oder großen gemeinsam beabsichtigten Unternehmungen vereinigten. Ganz weise war Geiserichs Verfügung, da durch sie allemal der Erfahrenste den Herrscherstab erhielt. Aber er, der doch sonst mit so durchdringendem, vorausschauendem Verstande begabt war, hatte, sowie kein Mensch von Irrthümern frei ist, bei seiner Erbfolgeordnung die menschlichen Leidenschaften übersehen, daß der jedesmalige König darnach trachten würde, und die Macht dazu in den Händen hätte, einem seiner Söhne durch Hinwegräumung der andern Glieder des Hauses die Nachfolge zu sichern. So bereitete Geiserich dem von ihm in Afrika gestifteten Vandalenreiche den baldigen Untergang. Schon unter seinem nächsten Nachfolger, unter Hunerich, spielte die erste Handlung des Trauerspiels. Hunerich wünschte seinen Söhnen nach seinem Tode das Reich zuzuwenden, und verfolgte deshalb grausam seinen Bruder Theoderich und dessen Söhne, und die Söhne seines Bruders Gento. Zuerst legte er der schlauen Gemahlin seines Bruders Theoderich ein Verbrechen bei, und ließ sie mit dem Schwert umbringen, weil er, wie Bischof Victor von Vita glaubt, fürchtete, daß die mit vielem Verstande Begabte heimlich ihrem Gatten oder ältesten Sohne Rathschläge gegen den König an die Hand geben möchte. Nach ihr ließ er ihren ältesten, wissenschaftlich gebildeten, Sohn, welcher unter Hunerichs Neffen der Älteste war, und vermöge der Verordnung Geiserichs nach Hunerichs und Theoderichs Tode das Reich erhalten mußte, des Lebens berauben. Mitten in der Hauptstadt, unter dem Umstehen des Volkes, ließ er einen Bischof seiner Religion, den Patriarchen Jocundus, verbrennen, darum, weil er im Hause seines Bruders Theoderich sehr beliebt war, und vielleicht durch seine Stimme dem erwähnten Hause zur Gelangung auf den Thron behilflich sein konnte. Damals sandte er auch Gento's ältesten Sohn, Godag, nebst dessen Gattin, ohne Beistand eines Knechtes oder einer Magd, ins Elend; auf gleiche Weise auch entblößt und verlassen seinen Bruder Theoderich, nachdem er dessen Gattin und ältesten Sohn umgebracht. Nach Theoderichs Tode stieß er dessen noch übrigen Sohn, ein kleines Kind, und seine beiden erwachsenen Töchter auf Esel gesetzt in unglücksvolle Verbannung [17]). In der Verbrennung des Arianischen Patriarchen sahen die Katholischen ihr Schicksal voraus, indem sie zu einander sagten: Wie wird der, welcher so grausam an seinem Priester handelt, unsere Religion und uns verschonen? Schon unter Hunerichs Vater hatten die katholischen Priester Verfolgung erlitten, und konnten dieser unter Hunerich um so weniger entgehen, je weniger sie ihr Gelüst, Proselyten zu machen, zu bezähmen vermochten, und den deshalb vom König erlassenen Verboten Folge leisten wollten. Die katholische Partei hatte, so lange sie die herrschende gewesen, scharfe Befehle gegen die Andersgläubigen von den Kaisern ausgewirkt. Da Zwang und Gewalt in Religionssachen einmal eingeführt worden, bewog nun die unter den Vandalenkönigen herrschende Partei durch dieselbe Vorspiegelung von Gründen, daß ihre Lehre die wahre sei, die Vandalenkönige zur Verfolgung derjenigen Partei [18]), welche den Vandalen als

14) *Procop.*, B. V. I. Cap. 9. Wegen des von ihm beschriebenen auraſischen Gebirges vergl. *Morgan*, History of Algiers. p. 103. 15) *Malchus*, Inter Excerpt. Legat. p. 95. 16) *Procop.*, B. V. Lib. I. Cap. 7. *Jordanes*, De R. G. Cap. 33. p. 207. Sp. 2. *Victor Vitensis*, Episcopus, Historia persecutionis Vandalicae. Lib. II. Cap. 5, bei *Ruinart*, Histor. persecut. Vandal. P. I. p. 25.

17) *Victor Vitensis:* Post cujus mortem filium, qui supererat, infantulum duasque filias adultus *impositas asinis longius affligendo projecit.* 18) S. *Victor Vitensis*, Lib. IV. Cap. 1, wo er klagt, daß man sich nicht geschämt, das Gesetz, welches die christlichen Kaiser der Römer gegen die Arianer und andere Ketzer zur Ehre der katholischen Kirche gegeben, gegen die

die unwahre galt, und um so heftiger mußte diese Verfolgung sein, je hartnäckiger die Partei, die nicht mehr die herrschende war, sich noch als solche geltend machen wollte. So als der König dem Bischof Eugenius von Karthago gebot, daß er Niemanden in Vandalentracht in seine Kirche zulassen sollte, gab der homousianische Bischof die Antwort, das Gotteshaus stehe Allen offen; um so eher glaubte er dem Könige so antworten zu dürfen, da die teutsche Tracht nicht blos die Vandalen, sondern auch die Katholischen trugen, die im Dienste des Königs waren. Der König ließ nun Folterer an die Kirchthüren stellen, welche den Männern und Frauen in Vandalentracht mit zackigen Kolben die Haare sammt der Haut ausrissen. Durch diese Strafart verloren einige zugleich die Augen, andere starben vor Schmerz. Die so gestraften Weiber wurden überdies noch zur Schau durch die Stadt geführt [19]). Zu solchen und andern Grausamkeiten gab die Hartnäckigkeit der katholischen Geistlichkeit die Veranlassung. Diese Widerspenstigkeit wird auch durch das merkwürdige Rescript bezeugt, welches Hunerich, König der Vandalen und Alanen, an sämmtliche homousianische Bischöfe den 20. Mai im siebenten Jahre seiner Regierung erließ. Oftmals war nämlich den homousianischen Bischöfen verboten worden, in den Loosen der Vandalen (sortibus Vandalorum, d. h. den Landestheilen, welche den Vandalen bei Verloosung des eroberten Landes zugefallen war) Zusammenkünfte zu feiern, damit sie nicht, wie Hunerich sich ausdrückt, durch ihre Verführung Christenseelen verderben möchten. Aber die meisten hatten gegen das Verbot Messen in den Loosen der Vandalen gehalten, indem sie versicherten, sie wären im Besitze der richtigen Norm des wahren christlichen Glaubens. Da Hunerich in den ihm von Gott verliehenen Provinzen kein Ärgerniß dulden wollte, so verordnete er durch Gottes Vorsehung mit Einstimmung seiner heiligen Bischöfe, sie sollten den künftigen 1. Jan. mit Unterlassung aller Entschuldigung, daß sie sich fürchteten, alle nach Karthago kommen, damit sie mit seinen ehrwürdigen Bischöfen über den Grund des Glaubens streiten und den von ihnen vertheidigten Glauben der Homousianer aus den heiligen Schriften beweisen möchten und damit erkannt werden möge, ob sie die richtige Norm des Glaubens hätten [20]). Man sieht, Hunerich wäre alles Preises würdig, wenn er in dieser schwierigen Angelegenheit sich nicht die katholischen Kaiser und seinen homoiusianischen jene nachahmenden Vater zum Vorbilde genommen, sondern sich alles Zwanges enthalten, und nicht weiter gegangen wäre, als dieses sein Rescript besagt. So jedoch steht er auch in Beziehung auf Religion als Wütherich da, und um so mehr, als blos im Allgemeinen seine Verfolgung der Homousianer berichtet, und der Hergang nicht dargelegt wird, wie die Gegenpartei durch ihre Hartnäckigkeit und Sucht, Arianer zu sich hinüberzuziehen, den König zu der greuelvollen Verfolgung gereizt hat. Auch uns gestattet der Raum nur diese Andeutung des Herganges und die Angabe ihres traurigen Resultates. Hunerich nahm den weltlichen Personen das Recht, Ämter bei Hof oder im Kriege zu verwalten, und ließ sowol ihre Güter, als die der Bischöfe, welche mit Tod abgingen, einziehen, sowie die der Kirchen und der mit Strafen belegten Personen. Gefängniß, Landesverweisungen, auch zuweilen Zungenabschneidung und andere Martern wurden geübt. Die Zahl der zu verschiedenen Zeiten ins Elend theils nach Sardinien, theils in die Wüsten verwiesenen Bischöfe, Priester, Diakonen und andern Geistlichen, wird auf 5000 angegeben. Auch einige Märtyrer wurden gemacht. Alle Kirchen der Homousianer wurden verschlossen. Doch wütheten die homoiusianischen Bischöfe, Presbyter und Kleriker grausamer, als der König und die Vandalen, wie Victor von Vita, der sonst Hunerich so schrecklich als möglich schildert, gesteht [21]). Als Anreizer des Königs zur Verfolgung und als dessen Vollstrecker der Verfolgung, namentlich an dem homousianischen Bischof Eugenius von Karthago, machte sich der homoiusianische Bischof Cirola den in der katholischen Welt übel berüchtigtsten Namen [22]). Hunerich erneuerte (im J. 480) den Frieden mit dem Kaiser Zeno, und gestattete auf dessen Fürbitte und die der Placidia, der Witwe des Kaisers Olybrius, der Kirche zu Karthago, sich wieder einen Bischof wählen zu dürfen. Er starb im December 484 [23]). Als Verfolger der Katholischen hatte er sich einen zu verhaßten Namen gemacht, als daß sich nicht hätten Sagen an seinen Tod knüpfen sollen; so nach der einen fiel er in Raserei, zerfleischte sich selbst mit den Zähnen und fand in dieser Pein seinen Tod [24]), nach der andern starb er an der Läusesucht [25]). Vermöge der Verordnung Geiserichs folgte auf Hunerich nicht sein Sohn Childerich, sondern seine Neffen, erst Guntamund, dann Thrasamund, und nach dessen Tod erst Childerich.

(*Ferdinand Wachter.*)

HÜNERKOCH (Johann Wilhelm), war zu Wettin an der Saale den 29. Jun. 1718 geboren, und ein Sohn des Bergschreibers Johann Nikolaus, den er aber schon im fünften Jahre seines Alters verlor. Durch die

Katholiken anzuwenden. So erbittert auch Victor von Vita schreibt, so lehrreich ist doch seine Beschreibung der Verfolgung der Katholiken durch die Vandalenkönige, da sie zeigt, daß diese eben nicht anders gegen die Katholiken verfuhren, als die römischen Kaiser gegen die Arianer und andere Ketzer verfahren waren.

19) *Victor Vitensis*, Lib. II. Cap. 3, 4. p. 24. 20) Rescript des Königs Hunerich bei *Victor Vitensis*, Lib. IV. Cap. 2.

21) *Victor Vitensis*, Lib. V. Cap. 11. Er beschreibt Lib. II—V die Verfolgung durch Hunerich umständlich. Vergl. *Procopius* l. c. *Victor Tunensis*, Chron. p. 33 sq. *Isidorus*, Chron. Vandal. p. 228, gibt die Zahl der mit hartem Exile bestraften Mönche und Laien gegen 4000 an. 22) S. z. B. *Gregor. Turonens.*, Hist. Lib. II. Cap. 3. (bei *Freher*, Corp. Histor. Francor. T. II. p. 27—31). Gregor macht aber Honorichen, wie er Hunerichen nach der eigentlich bei den griechischen Schriftstellern gewöhnlichen Weise nennt, zu Trasimunds Nachfolger, und Childerich zu Hunerichs Nachfolger. 23) Vergl. Pagi zum J. 480. N. 2., zum J. 484. N. 23. 24) Gregor von Tours, S. 31. 25) — — divinitus percussus, *scatens vermibus* exspiravit. *Hermann. Contract.* Chron. ad an. 484, bei *Ussermann*, Germaniae sacrae Prodromus. T. I. p. 55. *Sigbert. Gemblac.*, Chronogr. ad an. 484, bei *Pistorius*, Struve'sche Ausg. T. I. p. 725.

Fürsorge seines Vormundes, des Bergsyndicus Franz Ulrich Bergmann, wurde ihm jedoch seine bedrängte kümmerliche Lage sehr erleichtert, und er durch seine Fürsprache vom Pastor Freylingshausen unter die Waisenkinder in Halle aufgenommen. Er blieb in dieser wohlthätigen Anstalt, bis er den 6. April 1739 zur dortigen Friedrichs-Universität übergehen konnte, um Theologie zu studiren. Seinen irdischen Unterhalt verschaffte er sich nebenbei durch den Unterricht, welchen er den Kindern einiger Vornehmen ertheilte. Zu Michaelis 1741 ward er Hofmeister des jungen Christian Karl Kunschigk von Breitenwalde zu Grüningen bei Halberstadt, erhielt nach vorhergegangener Prüfung 1742 die Erlaubniß, in den preußischen und brandenburgischen Landen zu predigen, und wurde 1745 Rector der reformirten Schule zu Aschersleben. Nach einer hier gehabten fünfjährigen sehr sparsamen Einnahme erhielt er 1750 das Conrectorat an der reformirten Schule zu Köthen, und es glückte ihm, seiner Classe eine ganz neue und bessere Gestalt zu geben. Im J. 1758 ward er Pfarrer zu Klein- und Großwülknitz im Köthenschen und starb am 5. März 1773. Man hat von ihm: Der Geiz und das Banquet Heliogabali, nebst einem Anhange von drei Gesprächen, als von dem Nutzen der Fabeln Phaedri, von den Verächtern der Gelehrsamkeit und von dem Hochmuthe der Spanier (Köthen 1753); Licitam esse scriptorum, qui non sunt Christiani, lectionem (ibid. 1756. 4.); Meditatio in martyrium J. C. ad Jes. LIII. (ibid. 1757. 4.); Lateinisch-teutsches Wörterbüchlein und teutsches Spruchbüchlein für Kinder, nebst einer Vorrede, wie das Wörterbüchlein zu tractiren ist ꝛc. (Ebend. 1757); Die Beschaffenheit und der Nutzen einer Schul-Strafcasse (Ebend. 1758) *). (*Rotermund.*)

Hunesgow, Hunusga, s. Hunsingow, Hunsingo. Hunesrück, s. Hundarück.

HUNEVANDSSYSSEL, Bezirk im Norder- und Ostertiertel der dänischen Insel Island am Hunefiorden, mit ungefähr 2900 Einw. und dem Handelsplatze Skagastrand. (*R.*)

HÜNFELD, 1) Kreis in der kurhessischen Provinz Fulda, besteht aus den Ortschaften der Ämter Hünfeld, Burghaun und Eiterfeld, und enthält 3372 Wohnstätten und 26,273 Seelen. 2) Justizamt, wird, nebst der Stadt Hünfeld, aus 25 Ortschaften gebildet, und zählt 1289 Häuser und 9282 Seelen. 3) Stadt, am rechten Ufer des Hun- oder Haunflusses, von welchem es auch den Namen hat, zählt mit der Haun- und Brückenmühle 279 Häuser und 1887 Seelen. Diese an der cassseler und leipziger Straße gelegene Municipalstadt, welche sehr fleißige Einwohner hat, hat ein Kreis-, Justiz- und Postamt, einen Kreisphysicus, Amts- und mehre Wundärzte, einen Kreisthierarzt, eine Apotheke, ein Hospital und eine unter der Aufsicht und dem Unterrichte des Stadtpfarrers und Stadtkaplans stehende Schule. In dieser Stadt wird der Linnenhandel lebhaft getrieben, und es fehlt nicht an Gasthäusern zur guten Unterkunft für Reisende und Handwerkern aller Art. (*Schneider.*)

HUNGA, Eiland im Australi-Ocean zum Tunga-Archipel gehörig, im Süden der Insel Wawao. Auf ihrer Westseite ist eine merkwürdige Höhle, ein 60 Fuß hohes Gewölbe in einem Felsen; sie enthält Stalaktiten. Ihr Eingang liegt 6 Fuß unter der Oberfläche des Meeres. Das Eiland ist bewohnt. (*Klaehn.*)

HUNGA-HAPPI, Felseninsel des Tunga-Archipels, durch einen $\frac{3}{4}$ Meilen breiten Kanal, welchen Cook durchsegelte, von Hunga-Tunga getrennt. Beide Inseln erhielten von dem Spanier Maurelle, welcher sie 1781 entdeckte, den Namen Culebras. Hunga-Happi hat $\frac{1}{4}$ Meile im Umfange, ist öde, jedoch von einigen Menschen bewohnt. (*Klaehn.*)

HUNGAR (Johann Michael), geboren zu Rappersweil 1634. Nachdem er seine Studien vollendet, widmete er sich der Malerkunst und fand zu Mailand Gelegenheit, sich darin unterrichten zu lassen. Sein Gefühl leitete ihn so richtig, daß er sich keiner bestimmten Manier hingab, sondern nur das Bessere der großen Meisterwerke zu benutzen suchte. Der Aufenthalt in Bologna, Rom und Venedig entsprach diesen seinen Absichten am besten, weshalb er sich dort aufhielt. Endlich wählte er sich Annibal Carracci zum Muster. Je mehr er sich in der Zeichnung vervollkommnete, desto mehr bemühte er sich, auch in der Farbe gleiche Vortheile zu erlangen und nahm sich Tizian darin zum Meister. Nachdem er in verschiedenen Orten Italiens Proben seiner Geschicklichkeit hinterlassen hatte, reiste er nach Frankreich, besuchte Teutschland und kehrte 1656 in sein Vaterland zurück, wo er sich völlig niederließ. Geachtet von seinen Mitbürgern und in seiner Kunst ausgezeichnet, fehlte es ihm nicht an Beschäftigung; Kirchen und Klöster in Teutschland und Italien schmückte er mit schönen Werken. In seiner Vaterstadt befindet sich eins seiner Hauptwerke, den heil. Laurenzius darstellend; eine genaue Beschreibung desselben gibt Füßli's Gesch. und Abbild. d. besten Maler in d. Schweiz. 4. Th. Anhang, S. 35. Hungar starb wohlhabend und geehrt im J. 1714. (*A. Weise.*)

HUNGARICUS MONS ist ein den Teutschen durch ihre zu Ende des J. 1002 daselbst erlittene Niederlage traurig bekannt gewordener Berg. Sein Name [1]) rührt wahrscheinlich von einem Ereignisse bei den Raubzügen der Ungern in Italien im 9. und 10. Jahrh. her [2]). Des Berges Lage eine halbe Tagereise vom Gefilde von

*) Vergl. Rust, Nachr. von jetztlebenden anhalt. Schriftst. 1. Th. S. 57. Adelung zum Jöcher. Meusel, Lex. verstorb. Gelehrten. 6. Bd. S. 166. Schmidt, Anhaltisches Schriftstellerlex. 1780. S. 164.

1) Dithmar von Merseburg (Wagnersche Ausg. S. 124) sagt blos ad Hungaricum montem, und *Adelbold*, Vita Heinrici (bei *Ludewig*, Scriptt. Bamberg. p. 799, bei *Leibnitz*, Scriptt. Brunsv. T. I. p. 435): juxta montem quendam, qui Vngarius nescio, qua de causa vocatur, und weiter unten ad Vngaricum montem. 2) So durchzogen diese 899 die Gegend von Verona, eroberten Pavia, kamen hierauf, von Berengars großem Heere verfolgt, auf ihrer Flucht wieder auf die Felder von Verona (in campos Veronenses), siegten dort im Vorspiele der Schlacht, ergriffen aber, als eine stärkere Macht der Italiener nahte, wieder

Verona (Campania Veronensis), in der Richtung nach der Brenta hin, wird aus folgender Andeutung der Ereignisse im J. 1002 erhellen. Nach Kaiser Otto's III., Königs von der Lombardei, Tode war Harduin von Ivrea den 25. Febr. 1002 zum Langobardenkönige gewählt worden, hatte aber eine mächtige Partei gegen sich, an deren Spitze der Erzbischof Arnulf von Mailand stand, und ließ, von der gefürchteten Ankunft des Königs Heinrich II. beängstigt, die Engwege (von den Anwohnenden Clusen [Clausen] d. i. Verschließungen genannt), die von Teutschland aus nach der Lombardei führten, durch Krieger bewachen. König Heinrich sandte unter andern Otto, den Herzog von Kärnthen und Markgrafen von Verona, im Vertrauen auf die von den Italienern versprochenen Hilfstruppen, und die Teutschen kamen in den Gebirgen an [3]) der Brenta zusammen, wo die Großen aus Kärnthen und Friaul aber nur mit wenigen Mannen zu ihnen stießen. Da ein Theil von Heinrichs Anhängern den Ausgang unthätig abwartete, so war Harduin im Stande, die Übrigen an ihrer Vereinigung mit den Teutschen zu hindern. In der Nähe Verona's erstürmte Harduin die dortigen, vom Bischofe von Verona, Heinrichs Anhänger, bisher bewahrten Engpässe (Clusen, noch jetzt bezeichnet der Ort Chiusa an der Etsch die Gegend, wo eine jener Pfadverschließungen gewesen). Während er auf Verona's Gefilde Weihnachten 1002 (nach damaliger Zeitrechnung den Anfang des Jahres 1003) feierte, kam die teutsche Schar an den Hungaricus Mons; Herzog Otto ließ durch eine Gesandtschaft Harduin auffodern, entweder sie durch die Clausen zu lassen, oder er möge, indem sie sich zurückzögen, zu ihnen kommen (denn die Teutschen wollten redlich auf offenem Felde mit den Wälschen kämpfen). Der listige Harduin hielt die Gesandten eine Nacht ohne Antwort hin, machte sein Heer zum Kampfe bereit, folgte mit ihm bei Anbruche des Tages den zurückkehrenden Gesandten auf dem Fuße, und erreichte zu Mittage den Berg, wo Otto die Botschafter erwartete. Ungeachtet der Ungleichheit der Streitkräfte war doch nach heftigem Gefechte der Sieg der Teutschen kaum mehr zweifelhaft, als Otto, der Bruder des Bischofes Gebhard von Regensburg, durch seine Flucht die ohnedies schon schwache Schar der Teutschen noch mehr schwächte und in Unordnung brachte [4]).

(*Ferdinand Wachter.*)

Hungarn, s. **Ungern.**

Hungarung-Pass, der, s. unter **Himalaya.**

HUNGA-TUNGA, eine Felseninsel, zum Tonga-Archipel gehörig. Sie hat etwa ¼ Meile im Umfang, ist öde, unbewohnt und nur von zahlreichen Seevögeln umschwärmt. (*Klaehn.*)

HUNGEN, Städtchen im Großherzogthume Hessen, im Landrathsbezirke gleiches Namens, an der von Grünberg nach Friedberg führenden Chaussee, am Flüßchen Harloff. Es gehört dem Fürsten von Solms-Braunfels, ist der Sitz des einen Landgerichts des Bezirks, eines Consistoriums und des Steuercommissairs, hat in 174 Häusern 1027 Einw., die (bis auf fünf Katholiken und 53 Juden evangelisch) sich stark mit Branntweinbrennen beschäftigen, ein Schloß, zwei Mühlen, eine Post, bedeutende Thoneisengruben, und hält jährlich drei Vieh- und Krämermärkte. Der Ort kommt 782 bei Güterschenkungen Karls des Großen an das Kloster Hersfeld unter dem Namen Houngun vor, und 1361 soll er Stadtrechte erhalten haben. Die Münzenberger brachten H. an die Falkensteiner, nach deren Aussterben es 1419 an das Solmsische Haus gekommen ist. Nachdem sich dieses 1409 in die Linien Solms-Braunfels und Solms-Lich getheilt hatte, kam Hungen an erstere, und im J. 1806 unter hessische Hoheit. (*Wagner.*)

Hüngen, s. **Hüngheim.**

HUNGER (Fames, Esuries, Esurigo, Esuritio) bezeichnet im Allgemeinen das Innewerden des Bedürfnisses, feste Substanzen (Speisen) in den Organismus aufzunehmen, mag dieses Bedürfniß wirklich vorhanden, oder durch krankhafte Zustände des Organismus regelwidrig hervorgerufen sein. Nimmt man blos auf den im gesunden Zustande vorkommenden Hunger Rücksicht, so kann man diesen vom physiologischen Standpunkt aus bezeichnen als das instinktartige Gefühl, daß dem im lebenden Körper ununterbrochen stattfindenden Ausscheidungsprocesse durch Aufnahme fester Substanzen aus der Außenwelt kein Gleichgewicht gehalten wird. Denn die beständige Ausscheidung fester sowol als flüssiger Substanzen aus dem thierischen Körper fodert ja nothwendiger Weise, daß derselben eine entsprechende Aufnahme von neuen Stoffen aus der Außenwelt parallel gehe, wenn sich der Körper erhalten oder selbst noch an Masse zunehmen soll, und zu dieser Aufnahme ermahnt als treuer Wächter des thierischen Lebens der Hunger, dessen Befriedigung zugleich auch mit einem gewissen Wohlbehagen verbunden ist.

Der Hunger gibt sich zunächst durch ein Gefühl von Leerheit, Druck, Ziehen, Spannen in der Herzgrube zu erkennen, womit sich meistens ein schwaches Kollern und Poltern im Unterleibe vergesellschaftet. Erfolgt keine Befriedigung desselben, so entsteht geringe Übelkeit, Aufstoßen, Gähnen, übler Geruch aus dem Munde, und der unbehagliche Zustand, der Anfangs auf den Darmkanal beschränkt zu sein scheint, breitet sich über den ganzen Organismus aus, indem das Gefühl allgemeiner Abgespanntheit und Mattigkeit entsteht. Die Energie der Gehirnverrichtungen, welche sich bei der ersten Regung des Hungers bemerklich machte, geht allmälig in eine gewisse Unruhe des Geistes, in Schlaflosigkeit über. Die Secretionen der verschiedenen Secretionsorgane erscheinen allmälig nicht nur in geringerer Menge, sondern sie ver-

die Flucht, und siegten in der Schlacht an der Brenta. *Luitprand*, Hist. Lib. II. Cap. 4—6, bei *Reubner*, Scriptt. Ausg. v. Joannis, S. 152, 153. Vgl. Annal. Alamann. bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. I. p. 53.

3) In Adelbolds *super* aquam, quae Brenta vocatur, ist super aller Wahrscheinlichkeit nach und dem Gebrauche des mittelalterlichen Lateins nicht zuwider, in der Bedeutung des französischen *sur* zu nehmen. 4) Dithmar, S. 123—126, 138 fg. Adelbold bei Ludewig, S. 799, 800, 805, 806. Vgl. Annalista Saxo bei *Eccard*, Corp. Hist. Med. Aev. T. I. p. 388, 389, 396.

ändern auch ihre Beschaffenheit und werden consistenter oder saturirter: die Stuhlausleerung erfolgt selten und sparsam, das Entleerte ist hart und dunkel gefärbt; der in geringer Menge entleerte Harn ist dunkel gefärbt, schwer, weil er verhältnißmäßig mehr Harnsalze und Harnstoff enthält, dabei übelriechend; die Speichelabsonderung, obwol Anfangs etwas vermehrt, mindert sich ebenfalls nach einiger Zeit; ebenso wird auch wol weniger ausgedünstet und die Haut wird trocken und spröde. (Nach manchen Angaben soll zwar die Hautthätigkeit vermehrt sein; doch gilt dies wol nur von ihrer einsaugenden, und nicht von ihrer aushauchenden Thätigkeit.) Bei säugenden Frauen mindert sich die Absonderung der Milch, bei Männern jene des Samens, und eiternde Flächen trocknen ab. Der Puls wird klein und selten, die Anzahl der Athemzüge mindert sich und es sinkt die Temperatur des Körpers. Es entsteht Blässe des Gesichts, Abplattung des Unterleibes, Faltung und Runzelung der Haut in Folge einer Aufsaugung des ins Zellgewebe abgesetzten Fettes, wodurch die mangelnde Stoffaufnahme von Außen einige Zeit hindurch ersetzt wird, Abmagerung des ganzen Körpers und Verminderung seines absoluten Gewichtes. Das Blut nimmt nicht nur an Menge ab, es verändert auch seine Beschaffenheit: die Blutkügelchen scheinen sich in geringerer Menge darin zu finden und sind zugleich blasser roth gefärbt; das ganze Blut soll später in Fäulniß übergehen, als das von gesunden Personen. Zuletzt entstehen Ohnmachten, Sinnestäuschungen, Zuckungen und Wuthanfälle, mit dem Bestreben, das peinigende Hungergefühl zu bekämpfen, selbst mit Aufopferung des Theuersten, und wäre es das an der vertrocknenden Brust saugende Kind. Dem Tode selbst gehen bisweilen noch blutige Ergießungen in der Mund- oder Magenhöhle, in der Gebärmutter ꝛc. vorher.

Nach dem Tode findet man den Magen ins linke Hypochondrium gedrängt und stark zusammengezogen, aber doch immer etwas durch Luft ausgedehnt, sodaß sich seine blaß aussehenden Wände keineswegs berühren; auch der übrige Darmkanal befindet sich in einem contrahirten Zustand. Andere Male findet man auch Spuren von Entzündung, oder selbst schon brandige Durchlöcherung des Darmkanales, namentlich im Dünndarme und am Magenmunde. Der Dünndarm enthält meistens etwas Galle, mit der auch die Gallenblase erfüllt ist; außerdem ist der Darmkanal leer und nur mit einer geringen Menge eines dicken, zähen Schleimes bedeckt. Milz und Leber erscheinen oftmals mit Blut überfüllt. Das kleine und große Netz sind vergrößert, in Folge der starken Magencontraction, und zugleich blutreicher. An den Wänden der serösen Höhlen bemerkt man weniger Glanz, als im gewöhnlichen Zustande, weil auch in ihnen die Secretion gemindert worden war; dagegen sollen die faserigen Gebilde einen silberartigen Glanz besitzen. Die Leichname gehen im Allgemeinen weniger schnell in Fäulniß über.

Wenn das Misverhältniß zwischen der Stoffaufnahme und Stoffausgabe des Organismus der entfernte und letzte Grund des Hungers ist, so drängt sich die Frage auf, ob sich nicht nähere Ursachen nachweisen lassen, durch die er im Organismus hervorgerufen wird. Am natürlichsten bietet sich die Ansicht dar, im Darmkanale, namentlich im Magen, den Sitz oder die nächste Ursache des Hungers zu suchen, weil sich hier die ersten und wichtigsten Erscheinungen desselben wahrnehmen lassen, und diesen Punkt hat man auch bei den mehrfachen chemischen, mechanischen und dynamischen Theorien des Hungers im Auge behalten. Die chemische Theorie nahm einen anfangenden Zersetzungs- oder Faulungsproceß der im Magen enthaltenen Substanzen als Ursache des Hungers an, oder sie beschuldigte die Schärfe des Speichels, des Magensaftes, der Galle, welche Flüssigkeiten die Magenwände reizten, chemisch angriffen und in Ermangelung anderer umzuwandelnder Substanzen zu assimiliren suchten. Allein einestheils kommt es im gesunden Zustand innerhalb des Darmkanals zu keinem Faulungsproceß, am wenigsten in dessen oberm Theil; anderntheils lehren die Versuche an Thieren, daß bei einem leeren Zustande der Magenhöhle gar kein Magensaft abgeschieden wird, daß ebenso wenig in der ersten Zeit des Fastens Galle in den Darmkanal tritt, wenngleich sich späterhin nicht selten etwas Galle innerhalb des Magens findet, daß man endlich auch keine Anhäufung von Speichel im Magen hungernder Thiere beobachtet, mithin also ein feindlicher Angriff dieser Flüssigkeiten auf die Magenwände nicht wohl als Ursache des Hungers angesehen werden kann. Den chemischen Theorien des Hungers könnte man auch die Annahme zuzählen, daß demselben ein Mangel an brennbaren Stoffen und ein Überfluß von Sauerstoff innerhalb des Organismus zu Grunde liegt, wenn nicht damit mehr die entfernte als die nähere Ursache des Hungers bezeichnet würde. Vom mechanischen Standpunkt aus glaubte man eine Zusammenpressung der Magennerven durch die stark contrahirten Magenhäute annehmen zu dürfen, oder selbst ein Zusammenreiben der innern Wände des Magens. Für die letztere Ansicht erklärte sich selbst noch der berühmte Albrecht von Haller (**Elementa Physiologiae. Tom. VI. p. 185**). Allein der Magen ist nicht so stark contrahirt, daß sich seine Wände berührten und sich reiben könnten, am allerwenigsten schon einige Stunden nach dem Genusse von Speisen; aus demselben Grunde wird also auch kein besonders großer Druck auf die Magennerven stattfinden. Endlich hat man auch eine dynamische Ursache des Hungers in der Ermüdung und Erschlaffung der contrahirten Muskelfasern des Magens angenommen. Dies wäre aber einerseits das einzige Beispiel von periodischer Ermüdung eines unwillkürlichen Muskels, da ja z. B. an dem stets thätigen Herzmuskel niemals etwas Ähnliches bemerkt wird, und andererseits befinden sich die Muskelfasern des Magens grade im nüchternen Zustand in Ruhe, und erst während der Verdauung kommen sie in Thätigkeit.

Als die nähere Ursache des Hungers läßt sich nur ein Afficirtwerden des Nervus sympathicus magnus bezeichnen, der den Digestionsapparat, namentlich auch den Magen, mit Nerven versieht; denn die Empfindung des Hungers gehört offenbar zu den vom Gemeingefühl aus-

gehenden, also unter der Herrschaft des Sympathicus magnus stehenden Erscheinungen. Nur ist es bis jetzt nicht gelungen, nachzuweisen, ob ein besonderes mechanisches, chemisches oder dynamisches Moment, oder ob mehre zugleich dabei wirksam sind.

Das Bedürfniß, Speisen aufzunehmen, kehrt periodisch wieder, und mehre Umstände sind auf die schnellere oder langsamere Wiederkehr desselben im gesunden Zustande von Einfluß. Kinder hungern öfter als Erwachsene, weil bei ihnen der ganze Lebensproceß rascher von Statten geht, das Misverhältniß zwischen Stoffausgabe und Stoffaufnahme sich also schneller herausbildet. Dasselbe gilt hinsichtlich eines vorübergehend oder anhaltend arbeitsamen, die Muskelkraft anstrengenden Lebens im Verhältnisse zu einer müßigen, ruhigen Lebensweise. Im Greisenalter tritt der Hunger seltener und weniger intensiv auf, weil die Lebhaftigkeit des Stoffwechsels immer mehr sinkt. Bei zu großer Kälte ebenso wol als bei zu großer Wärme macht er sich weniger bemerklich. Auch übt die Gewohnheit einen merkwürdigen Einfluß auf den Hunger aus; denn die regelmäßige Aufnahme von Speisen zu bestimmten Tagesstunden bewirkt, daß der Hunger auch nur eintritt, sobald diese Zeit erscheint, und daß er wol selbst ohne Speiseaufnahme verschwindet, sobald die gewöhnliche Essensstunde vorüber ist. Eine angestrengte Geistesthätigkeit läßt das Gefühl des Hungers gar nicht auftreten oder wenigstens in schwächerm Grad empfinden. Auch wird das Hungergefühl durch den Genuß narkotischer Substanzen, durch Opium, Tabaksrauchen u. dgl., sowie durch das Zusammenschnüren des Unterleibes beschwichtigt. Endlich verdient noch bemerkt zu werden, daß auch das blose Anfüllen des Magens mit unverdaulichen Dingen, die also dem wirklich vorhandenen Bedürfnisse des Organismus keineswegs genügen können, das Hungergefühl zu beseitigen vermag. Nach von Humboldts Nachrichten (Ansichten der Natur. 1. Bd. S. 142) sind die Otomaken am Orinoco Erdfresser; ohne Zweifel trieb sie zuerst Nahrungsmangel zur Aufnahme von Erde, und nur erst allmälig in Folge der Gewohnheit fanden sie darin einen Genuß. Vergessen darf man dabei übrigens nicht, daß die gewöhnliche Erde immer geringe Antheile thierischer und vegetabilischer Körper, also assimilationsfähige Bestandtheile, enthält.

Die Alten unterschieden hin und wieder den natürlichen und den thierischen Hunger. Unter dem natürlichen verstand man das durch den Zustand des Gesammtorganismus entstehende Bedürfniß, Speisen aufzunehmen und zu assimiliren; unter dem thierischen das in der Sphäre des Digestionsapparates sich kundgebende Hungergefühl. Der thierische Hunger kann, wie eben angegeben wurde, gestillt werden, ohne daß dem natürlichen Gnüge geleistet wird.

Über das Ertragen des Hungers und über die besondern Umstände, welche auf den Eintritt des Hungertodes von Einfluß sind, s. d. Art. Verhungern; über die krankhaften Arten des Hungers d. Art. Hundshunger. (*Fr. Wilh. Theile.*)

Man kann zwar nicht behaupten, daß jeder aus Hunger verübte Diebstahl zurechnungslos und unstrafbar sei; wohl aber ist anzunehmen, daß dann eine solche Zurechnungslosigkeit eintritt, wenn die Entwendung in einem Nothstande geschah, wo wirklich Gefahr des Verhungerns eintrat und kein anderes Mittel übrigblieb, um diesem Nothstand abzuhelfen, sodaß also die Stimme der Vernunft bei dem Diebe völlig übertäubt wurde. War ein solcher Nothstand eingetreten, so ist die That zurechnungslos, mithin unstrafbar. Bei einem geringern Grade des Nothstandes ist dagegen das Vorhandensein desselben nur als ein Milderungsgrund bei Abmessung der nothwendig zu erkennenden Strafe anzusehen.

Von diesen Sätzen bewirkt aber der Umstand keine Ausnahme, daß der Nothstand durch eigene Schuld zugezogen worden ist, weil der Zustand, welcher zur Unternehmung der Entwendung nöthigt und alle Wahl des Gegentheils ausschließt, immer einer und derselbe bleibt, möge er durch Schuld entstanden sein oder nicht, und nur dieses kann erfodert werden, daß er nicht absichtlich hervorgebracht worden sei, um während seines Daseins und unter Berufung auf ihn die Entwendung straflos verüben zu können. Noch weniger kommt darauf etwas an, ob die Entwendung an Jemandem verübt war, der sie, ohne selbst in einen gleichen Nothstand zu gerathen, nicht verschmerzen konnte, da die Erkenntniß des Eintritts einer solchen Folge, den Drang sich zu retten, in dem Gemüthe des Nothleidenden weder zu mindern, noch aufzuheben im Stand ist. Auch kann der Begriff des Nothstandes auf die eigene Noth des Handelnden nicht eingeschränkt werden; er findet vielmehr ebenso gut statt, wenn die Noth Andere trifft, für deren Erhaltung der Handelnde nicht anders als durch die Entwendung sorgen konnte. Die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. Art. 166 scheint zwar in diesem letztern Falle vorauszusetzen, daß der Handelnde durch persönliche Pflicht zur Fürsorge verbunden sein muß, sie erwähnt nur des Hungerleidens von Weib und Kindern des Diebes; schon längst aber ist diese Gesetzesstelle durch die Praxis dahin erweitert, daß es gleichgültig sei, ob denselben eine persönliche Pflicht oder Menschenliebe überhaupt zu der That antrieb. Auch ist es nicht erfoderlich, daß die Entwendung grade Eßwaaren betraf, um sie als unstrafbar darzustellen; vielmehr ist es gleichviel, ob Diebstahl aus Hungersnoth, aus einer Entwendung von dergleichen Eßwaaren, oder von andern Sachen bestand, durch deren Verkauf Lebensmittel angeschafft werden konnten. Zwar redet der gedachte Artikel der peinlichen Gerichtsordnung nur von dem Stehlen „essender Dinge," *allein* im Art. 175 wird auch der Diebstahl an geweiheten Sachen für einen solchen erklärt, der wegen Hungersnoth entschuldigt werden könne. Dagegen aber muß die Entwendung nicht größer, als um das Bedürfniß damit zu befriedigen, sein, wenn sie straflos bleiben soll, wiewol auch dann, wenn das Entwendete das zu befriedigende Bedürfniß an Werth übersteigt, eine billige Rücksicht darauf genommen werden muß, ob der Dieb aus Hungersnoth nichts anderes stehlen konnte, als grade die werthvollere Sache; denn sollte dieses nachgewiesen werden können, so bleibt die diebische

Handlung ebenfalls genöthigt und zurechnungslos. Vgl. übrigens noch den Artikel Nothrecht*). (*Spangenberg.*)

HUNGER 1) Albert, Sohn des Rechtsgelehrten Dr. Wolfg. Hunger, geb. 1545 zu Kehlheim in Baiern, studirte im 17. Jahre Philosophie zu Ingolstadt, wurde Magister, begab sich nach Rom in das teutsche Collegium, studirte dort drei Jahre Theologie und machte 1565 eine Reise durch mehre italienische Städte, wurde zu Padua Baccalaureus, 1567, noch nicht 22 Jahre alt, öffentlicher Lehrer der Weltweisheit, und 1570, nach erhaltener Doctorwürde, ordentlicher Professor der Gottesgelehrsamkeit. 1575 gab ihm der Herzog Albert die Propstei Pfaffenmünster, welche er nach drei Jahren freiwillig wieder abtrat. 1578 wurde er Prokanzler und Superintendent der hohen Schule, zugleich auch Kanonikus an der Domkirche zu Eichstädt, Domherr zu Passau-Eichstädt, wohnte 1601 dem Religionsgespräche zu Regensburg bei und starb den 11. Febr. 1604. Er hat viele Disputationen, darunter mehre gegen Flacius Illyr. und andere Protestanten gehaltene, welche in Kobolds baier. Gel. Lex. S. 351 fg. und in Gandershofers Nachträgen, S. 166 und 347 fg. verzeichnet sind, aber jetzt keinen Werth mehr haben. Seine sämmtlichen Reden hat Christ. Gewold gesammelt und zu Ingolstadt 1601 und 1602 in drei Bänden herausgegeben †). (*Rotermund.*)

2) Christoph Frdr., geb. 1718, kam als Lehrling nach Dresden zu dem damals berühmten Violinenmacher Jaug, dessen vielverbreitete Instrumente er in der Folge am geschicktesten zu repariren verstand. Nachdem er sich in Leipzig seine Werkstatt aufgeschlagen hatte, wurden vorzüglich seine Violoncellen und Bratschen weit gesucht. Der gute Ruf seiner Arbeit erhielt sich bis in sein Alter. Er starb 1787.

3) Gottlieb Gottw., geb. 1736 in Dresden, studirte in Leipzig Jura, und machte sich zugleich als geschickter Clavierspieler und Flötenbläser beliebt. Als Flötist bei den Abonnementconcerten im Gewandhause angestellt, hatte er Gelegenheit, sein musikalisches Talent weiter zu bilden und sich auf beiden Instrumenten öffentlich hören zu lassen, bis er 1768 als Advocat zu prakticiren anfing und das öffentliche Spiel aufgab. Der Kunst aber blieb er treu, componirte auch mehre Sonaten und vorzüglich 1772 Melodien zu Weisens Kinderliedern, die zu jener Zeit sehr geschätzt wurden. Er starb als Accisinspector zu Leipzig 1796. (*G. W. Fink.*)

4) Johann Christian, geb. 13. Nov. 1670 zu Roßwein, kam 1684 in die Fürstenschule zu Meißen und 1691 auf die Universität Leipzig, wo ihm der nachherige Bürgermeister D. Sept. Flor. Rivinus den Unterricht seiner Kinder anvertraute. Er blieb sieben Jahre in Leipzig, wurde 1698 Magister der Philosophie, ging nach Dresden, wurde 1702 Pfarrsubstitut in Dohna, 1705 Pastor in Glashütte, 1719 dasselbe zu Oederan, zugleich auch Adjunctus der freibergischen Superintendentur und starb am 16. Juni 1735. In seinen Studentenjahren und als Prediger in Glashütte half er dem M. Adami Mysander bei der Herausgabe seiner Schriften, besonders an den Deliciis Evangelicis, und gab selbst Deliciae Catecheticae, oder Katechismus-Ergötzlichkeiten in fünf Bänden (Dresden und Leipzig 1716) heraus. Nach Dietmann [1]) war er sehr belesen, gelehrt und ein exemplarischer Prediger [2]). (*Rotermund.*)

5) Wolfgang, geb. zu Wasserburg in Baiern, ward zuerst Professor der Rechte zu Ingolstadt, dann Kanzler in Freisingen und zuletzt Reichskammergerichtsrath zu Speier, wo er 1555 gestorben ist. Man hat von ihm Anmerkungen zu *Cuspiniani* Caesares, und eine neue Ausgabe der Vorlesung des *Bartholomaeus Bologninus* über die Authentica: Habita C. Ne filius pro patre. Außerdem hat er aus dem Spanischen und Italienischen übersetzt: Exeitatorium aulicorum de officio aulici ut gratiam principis consequatur et conservet.

(*Spangenberg.*)

HUNGERBERG, Name mehrer Orte im Großherzogth. Baden, worunter bemerkenswerth ein Bergrücken in der ehemaligen Herrschaft Hauenstein, am Rheine, der Coblenz in der Schweiz gegenüber sich erhebt, zwischen den Städten Waldshut und Thiengen vorbei, eine teutsche Meile nach Norden bis gegen Bannholz hin, sich erstreckt. Auf ihm haben die Hunnen (daher auch Hunnenberg) oder Hungern um 925 gelagert und ihr Holz gehauen, und noch vor einiger Zeit hat man auf dieser Höhe über Gurtweil Spieße ausgeackert.

(*Th. Alfr. Leger.*)

HUNGERBLUME. Die Frühlings-Hungerblume (Draba verna) ist für Schafe ein angenehmes und gesundes, nur wenig Nahrungsstoff lieferndes Frühlingsfutter auf Rangen und Äckern; dieses Gewächs enthält kreßartige Säfte. Auch heißt so Chrysanthemum Leucanthemum, auch Wucherblume genannt, und chr. segetum, Getreidhungerblume, auch Ackergoldblume genannt, mit gelber Blume. Diese Pflanze unterdrückt oft die Saat durch ihre weit ausgebreiteten Äste und saugt den Boden aus. Äcker, welche mit ausgefallenem Samen derselben angefüllt sind, können kaum davon befreit werden, weil der Same gar lange keimfähig bleibt, wenn man nicht viele Jahre hindurch solche Gewächse darauf baut, die vor der Blüthe der Hungerblume geerntet werden können, und auch dann muß man dafür sorgen, daß keine Pflanzen derselben in den Furchen stehen bleiben. Wenn man die blühenden ausjätet, darf man sie nicht auf den Acker oder in die Furchen werfen, weil sie fortblühen und noch späterhin ihren Samen ausfallen lassen. Die Blumen geben getrocknet und mit Alaun gekocht eine gelbe Farbe, und dann mit dem Blau der mit Alaun

*) S. die Commentatoren *Kress* und *Boehmer* ad C. C. C. art. 166; die verschiedenen Schriftsteller, welche über das Nothrecht handeln, und von den Criminalisten vorzüglich: Tittmann, Handb. der Strafrechtswissenschaft. §. 98. Henke, Handb. des Criminalrechts. 1. Bd. §. 48. S. 318 fg. u. a. m.

†) *Mederer*, Annal. Ingolstad.

1) Sächs. Priesterch. 1. Bd. S. 458. Anmerk. 2) Vergl. Wilisch, Kirchenhist. der Stadt Freiberg, nebst den eingepfarrten Städten und Dörfern dieser Superintendentur. 2. Th. S. 491, und Adelungs Ergänz. zum Jöcher.

gekochten Beeren der Rainweide vermischt, ein schönes Grün; nur Ziegen und Schafe fressen dieses Gewächs.

(*Fr. Heusinger.*)

HUNGERCUR. Man versteht unter der Hungercur die eine längere Zeit hindurch fortgesetzte methodische Schmälerung der Speisemenge, die zur Stillung des gesunden Hungers eines Individuums erfoderlich ist, in der Absicht, besondere krankhafte Zustände im Organismus des betreffenden Individuums dadurch zu tilgen. Sie bildet vom therapeutischen Standpunkt aus eine besondere Modification jener Heilmethode, die man als **Methodus extenuans** bezeichnet; denn sie bewirkt auf indirecte Weise eine Verdünnung oder Verminderung der ernährenden Flüssigkeiten im Organismus, nämlich durch verminderte Überführung ernährender Stoffe in denselben. Es lassen sich aber drei Grade der Krankheitsbehandlung durch verminderte Speisemenge oder Diät unterscheiden:

a) Einfache Diätcur, wenn dem Kranken weder die Qualität noch die Quantität der zu genießenden Nahrungsmittel genau vorgeschrieben, sondern blos verordnet wird, schwerverdauliche Speisen und alle für den vorliegenden Krankheitszustand unpassende Nahrungsmittel und Getränke zu vermeiden, und bei kaum eingetretener Sättigung vom fernern Genuß abzustehen.

b) Entziehungscur, wenn dem Kranken die Qualität der Nahrungsmittel mehr oder weniger genau bestimmt und ihm zugleich zur Pflicht gemacht wird, kaum bis zur nothdürftigsten Sättigung von diesen immer nur wenig reizenden Substanzen zu genießen.

c) Hungercur, wenn nicht nur die Qualität, sondern auch die Quantität der Speisen genau bestimmt, und die letztere so niedrig gestellt wird, daß der Kranke fast fortwährend vom nagenden Gefühle des Hungers leidet.

Der erste Grad findet fast in allen Krankheiten Anwendung, insbesondere aber bildet er unter andern einen wesentlichen Bestandtheil der prophylaktischen Behandlung von Aneurysmen nach Valsalva's Methode; übrigens ist er gar sehr verschieden von der Hungercur. Dagegen läßt sich die Entziehungscur nicht füglich von der Hungercur trennen, da beide auf die nämliche Weise und nur dem Grade nach verschieden wirken. Auch sind mehre von den als Hungercuren beschriebenen Fällen und Behandlungen streng genommen nur Entziehungscuren; gleichwie man andererseits die eigentliche Hungercur, um die Kranken nicht durch das harte Wort abzuschrecken, nicht selten mit dem mildernden Namen der Entziehungscur belegt. Eine häufigere Anwendung des ausgezeichneten Heilmittels würde wohl gegen mehre hartnäckige Krankheiten, als es bis jetzt geschehen, stattfinden können, wenn das Qualvolle desselben dadurch gemindert würde, daß man nur eine strenge Entziehungscur in Anwendung zöge, statt überall gleich zur eigentlichen Hungercur zu greifen.

Wirkungen der Hungercur.

Die nächsten Wirkungen der Entziehungs- oder Hungercur werden im Ganzen mit jenen übereinstimmen, die bei der vollständigen Enthaltung von allen Speisen hervortreten (s. d. Art. Hunger). Zuvörderst wird sich im Verlaufe der Cur in einem allmälig immer stärker werdenden Grade das nagende Hungergefühl einstellen, welches immer nur auf kurze Zeit durch die Aufnahme der vorgeschriebenen geringen Speisequantität unterbrochen wird. Der Magen bleibt dabei fortwährend in dem verkleinerten contrahirten Zustande, worin er sich bei gesunden Menschen vier bis sechs Stunden nach einer vorgängigen Speiseaufnahme befindet, weil die geringe Speisemenge, welche bei der Hungercur auf einmal zu nehmen gestattet ist, seine Höhle nicht besonders auszudehnen vermag; es wird somit die Contractionskraft des Magens erhöht. Dabei werden aber die wenigen Substanzen, welche in den Magen gelangen, aufs Vollkommenste in Chymus umgewandelt, und aus diesem wird weiterhin im Dünndarm ein gehörig beschaffener Chylus bereitet, den die einsaugenden Gefäße des Darmes mit Leichtigkeit aufnehmen. So gewinnt also die assimilative Seite des Verdauungsprocesses an Energie. Es wird ferner die Quantität der verschiedenen Secretionen und Excretionen allmälig immer mehr verringert, und die Stoffe selbst werden saturirter. So erfolgt namentlich die Stuhlentleerung bei der Hungercur selten, alle drei bis acht Tage, in der Form kleiner harter kugeliger Massen, wie Schafkoth; denn die in den Magen aufgenommenen Substanzen enthalten keine oder nur höchst wenige unassimilirbare Bestandtheile, die als Koth entleert zu werden brauchten; bei der stattfindenden Energie des Verdauungsapparates wird alles Assimilirbare umgewandelt; die Einsaugungsthätigkeit des Darmkanals, wie des ganzen Körpers, ist in reger Thätigkeit; die zum Mastdarme gelangenden faeces häufen sich hier in so geringer Menge an, daß sie nicht mechanisch zur Entleerung reizen können; endlich befindet sich auch der Darm, gleich dem Magen, in einem contrahirten Zustande. Die Herabsetzung des Secretionsprocesses durch die Hungercur macht sich auch in den pathologischen Secretionsorganen, in eiternden und geschwürigen Wunden bemerklich, durch Beschränkung oder selbst allmäliges Aufhören der Eiter- und Jauchebildung. Endlich wird bei derselben der Puls kleiner und seltener, und es mindert sich die Frequenz der Respirationsbewegungen.

Sobald nun die Zufuhr der gewohnten und zum gleichmäßigen Fortbestehen des Organismus nöthigen Menge assimilirbarer Stoffe aus der Außenwelt ins Gefäßsystem sich mindert, regt sich die Heilkraft der Natur, um das Mangelnde auf die thunlichste Weise zu ersetzen. Alles im Organismus, was für seine Fortdauer einen relativ mindern Werth hat, wird von den einsaugenden Gefäßen in den Kreislauf zurückgeführt, und dadurch erhält sich die Blutflüssigkeit eine Zeit lang qualitativ und quantitativ mehr oder weniger vollkommen in Integrität. Es entsteht daher Abmagerung des ganzen Körpers durch Aufsaugung seiner niedrigsten Bildungsmasse, des Zellgewebes und vornehmlich des im Zellgewebe als Nahrungsdepot niedergelegten Fettes. Neben der vermehrten Aufsaugung (wenn überhaupt eine absolut vermehrte Thätigkeit der aufsaugenden Gefäße stattfindet) trägt aber noch

ein anderes Moment zur allmäligen Abmagerung des Körpers bei. Dies ist die absolute Verminderung der Ernährung der einzelnen Gebilde und Organe, der Stoffabsetzung aus dem kreisenden Blut an dieselben. Allen Gebilden und Organen werden durch den Reproductionsproceß fortwährend einzelne Bestandtheile des Blutes zugefügt, und diesem Stoffansatze geht eine Stoffwegnahme durch die einsaugenden Gefäße parallel. Wenn nun in Folge der Hungercur dem Circulationssysteme das hinreichende Stoffquantum entgeht, so tritt die Heilkraft der Natur in der Weise in Thätigkeit, daß sie das einzelne Gebilde oder Organ unvollkommen ernährt und gleichsam aufopfert, um das Ganze zu erhalten. Diese geminderte Ernährung (oder die relativ vermehrte Aufsaugung) trifft zunächst, wie eben erwähnt, die niedrigsten Gebilde, das Zellgewebe mit seinem Fette. Solche niedrige Gebilde sind aber auch die Geschwülste, die Auswüchse, die Wucherungen, die Eingeweidewürmer, überhaupt alle Afterproductionen des Organismus; sie sterben bei der Hungercur durch Nichternährung gleichsam ab, und werden zum Theil durch den sich gleichbleibenden (relativ gesteigerten) Resorptionsproceß aufgesaugt.

Dabei kommt ferner als ein sehr wichtiger Punkt in Betracht, daß man die Hungercur nicht leicht für sich allein anwendet, sondern daß gleichzeitig meistens noch eigentliche Arzneimittel gegeben werden. Am gewöhnlichsten werden dabei sogenannte Holztränke in großer Menge genossen. Diese enthalten hauptsächlich Substanzen, welche vorzugsweise auf die Haut, auch wol auf die Nieren und Lungen wirken, die Thätigkeit dieser Organe erhöhend. Sie dienen einestheils als sogenannte blutreinigende Mittel zur Unterhaltung ihres Secretionsprocesses, der sich in Folge der reinen Hungercur vermindern würde, und unterstützen dadurch die normale Säftemischung (wohin auch die oftmals interponirten Abführungsmittel wirken); sie machen aber auch andererseits ein leichteres und längeres Ertragen der Cur möglich, weil sie in so reichlicher Menge genossen werden, daß ihr Gehalt an extrahirten festen Theilen das nagende Hungergefühl mehr oder weniger zu besänftigen vermag. Ferner werden nach der gegenwärtig am meisten benutzten Vorschrift nebenbei reichliche Gaben von narkotischen Substanzen, namentlich Cicuta, gegeben. Die Narcotica sind aber schon für sich gegen mancherlei Afterproductionen und Abnormitäten der Säftemischung im Gebrauch, und bei der Hungercur nützen sie außerdem wol auch noch dadurch, daß sie, die Reizbarkeit des Darmkanals herabstimmend, das peinigende Hungergefühl mildern und ebenfalls ein längeres und leichteres Ertragen der Cur möglich machen. Das während der Cur gestattete Tabakrauchen wirkt auf die nämliche Weise. Endlich werden auch nach einzelnen Vorschriften noch andere specifisch gegen die zu beseitigende Krankheit wirkende Mittel angewendet; Osbeck gibt z. B. bei der Syphilis gleichzeitig Sublimat.

Indicationen der Hungercur.

Die Wichtigkeit der strengen Diät, welche die an acuten Krankheiten, an Störungen des Darmkanals ꝛc. Leidenden meistens von selbst instinktartig befolgen, ist allgemein anerkannt und kommt hier nicht in Betracht, wo nur von den Indicationen zur Entziehungs- und Hungercur die Rede ist. Nur kann nicht unerwähnt bleiben, daß eine höchst strenge, an die Entziehungscur angrenzende Diät bei der Magenerweiterung (Duplay in den Archives générales. 1833. Tom. III.), sowie nach Struve bei der sogenannten Magenschwäche und auch wol bei der Atrophie der Kinder von Überfütterung, neben der Anwendung anderweitiger geeigneter Mittel, sehr vortheilhafte Wirkung verspricht. Dieselbe wird auch zweckmäßige Anwendung finden, wenn bei fetten, saftreichen Subjecten eine übermäßige Production obwaltet, die zu Wallungen, Kopfschmerzen, Schwindelanfällen, Neigung zu Schlagfluß, Schwerathmigkeit, Polypponie ꝛc. Veranlassung gibt.

Die eigentliche Entziehungs- und Hungercur wird vermöge ihrer Wirkungen vorzüglich bei den chronischen sogenannten Säftekrankheiten ihre Stelle finden, bei veralteten Geschwüren, bei bösartigen Flechtenausschlägen, besonders Herpes exedens, bei eingewurzelter Gicht und Rheumatismus, bei bösartigem weißem Flusse, bei Skrofeln, bei Syphilis, bei der Marschkrankheit und andern Formen der Pseudo-Syphilis, bei Merkurialkrankheit, bei Lepra ꝛc.; nur nicht beim Scorbute, da andauerndes Hungern allmälig selbst einen Krankheitszustand hervorbringt, der dem Scorbut ähnelt. Man hat sie ferner bei vegetativen Geschwülsten im Unterleib, im Knochensystem angewendet, und ebenso verdient sie bei Skirrhus und Krebs, beim Markschwamme (Baring, Über den Markschwamm des Hoden. [Göttingen 1833.] S. 182), bei Caries der Wirbelsäule (Rolffs in Rusts Magazin, 40. Bd. 2. Stück), bei Epilepsie und Wahnsinn (C. Müller in Hufelands Journal, 20. Bd. 1. Stück. S. 171) alle Beachtung.

Von selbst versteht es sich, daß auch die Anwendung der Hungercur, wie jedes Heilmittels, ein sorgfältiges Individualisiren erheischt. „Die Hungercuren," sagt Struve [1]), bedürfen selbst in den Säftekrankheiten einer umsichtigen Berücksichtigung ihrer Zulässigkeit. Denn da durch sie die Säftemasse zwar verbessert, aber auch zugleich bedeutend vermindert wird, da sich ihre Wirkungen gleichfalls in Verminderung des Volumens der festen Theile, bei gleichzeitiger Verbesserung ihrer constituirenden Theilchen, und in Schwächung der Äußerung der Lebenskraft, bei weniger sichtbarer Regulirung ihrer Wirkungsart, ausspricht: so erhellt hieraus, daß die Hungercur in den Säftekrankheiten nur dann ihre Anwendung finden kann, wenn der Nutzen, der aus der Verbesserung der Mischung der constituirenden Theile des Organismus und aus der Regulirung der Kraftäußerung entspringt, den Nachtheil, der aus der Verminderung der Masse und der Schwächung der Wirkungen der Lebenskraft entstehen

1) Über Diät-, Entziehungs- und Hungercur in eingewurzelten, chronischen, namentlich syphilitischen und pseudosyphilitischen Krankheiten, von D. Ludwig August Struve in Elmshorn. (Altona 1822. 4.).

muß, bedeutend überwiegen wird, und zwar so, daß aus diesen nothwendig nachtheiligen Nebenwirkungen der Hungercur keine bleibenden bösen Folgen für den zur Gesundheit zurückzuführenden Organismus resultiren. Würde man z. B. einen an der allgemeinen Lustseuche daniederliegenden Kranken, bei dem sich schon hektisches Fieber mit nächtlichen Schweißen, großer Abmagerung und eitrigem Lungenauswurf eingefunden hat, noch durch die Hungercur zu heilen versuchen: so würde man, ehe man die sogenannte Säftekrankheit durch diese Curart getilgt hätte, die wenige demselben noch inwohnende Kraft aufreiben, und die schon in einem hohen Grade verringerte Masse der festen und flüssigen Theile so sehr vermindern, daß die Organisation nicht dabei bestehen könnte, und das Endresultat von diesem unzeitigen Versuche würde sein, daß man den Kranken um einige Zeit früher dem unvermeidlichen Tod übergeben würde. Dagegen würde man einen in gleichem Grad an der Syphilis leidenden, übrigens aber gesunden Menschen gewiß mit Sicherheit und dauernd durch diese Curmethode heilen können.

Wird die Hungercur zu lange oder zu intensiv angewendet, so entsteht große Hinfälligkeit, Schwindel, Kurzathmigkeit, Erbrechen und Diarrhöe **ex inanitione**, außerdem nach Rusts Beobachtung Verminderung des Pulsschlages bis zu 40 — 35 Schlägen und Aussetzen jedes dritten oder zweiten Schlages, Dunkelheit vor den Augen, Ohrenklingen, Starrkrampf der Zunge und der Gliedmaßen, Ohnmacht ꝛc. Beim Erscheinen dieser Symptome muß sogleich in der strengen Cur nachgelassen und allmälig zur gewohnten Lebensweise übergegangen werden. Die letztgenannte Vorsicht gilt natürlich auch von der Beendigung jeder Hungercur.

Übrigens möchte es, wie bereits erwähnt, räthlich sein, nicht immer sogleich zu der qualvollen eigentlichen Hungercur zu greifen, sondern lieber die leichter zu ertragende geringe Entziehungscur in Anwendung zu ziehen, wozu auch Handschuch räth (Die syphilitischen Krankheitsformen und ihre Heilung. [München 1831.] S. 164). Mindestens ist eine Feststellung des Minimum der täglich zu verabreichenden Speisen für alle Fälle nicht zulässig. Es kommt dabei viel auf die Gewohnheit und den regelmäßigen Speisebedarf der einzelnen Individuen an; die Verkürzung der Speisen bei zwei Personen kann vielleicht verhältnißmäßig die nämliche sein, wenn man der einen täglich ein Pfund und der andern nur ein halbes Pfund gibt. Bei der strengen Entziehungscur wird die Grenze der möglichen Ausdauer später erreicht, als bei der eigentlichen Hungercur, und die Heilkraft der Natur kann mithin allmälig die erzielten Veränderungen im Organismus zu Stande bringen. So wird zwar die ganze Cur etwas länger dauern, als bei der eigentlichen Hungercur; das Qualvolle derselben wird aber gemildert. Dabei werden auch jene gefährlichen Symptome der übermäßigen Hungercur gar nicht oder wenigstens seltener zum Vorscheine kommen.

Anwendungsweise der Hungercur.

Wenngleich aus zahlreichen Stellen der Hippokratischen Schriften erhellt, welchen großen Werth der Arzt von Cos bei acuten Krankheiten auf eine strenge Diät legte, so scheint er doch eine eigentliche Entziehungs- oder Hungercur nicht gekannt und angewendet zu haben. Dagegen fand die letztere, freilich in anderer Weise ausgeführt, als wir sie jetzt anzuwenden pflegen, eine sehr ausgebreitete Anwendung durch die Methodische Schule, welche von Asklepiades aus Prusa in Bithynien (100 v. Chr.) begründet, und von dessen Schüler Themison, besonders aber von Thessalus (50 n. Chr.) weiter ausgebildet wurde. Diese Schule, ohne auf die entferntern Ursachen der Krankheiten Rücksicht zu nehmen, suchte bei der Heilung nur die sogenannten Communitäten aufzufassen, darnach forschend, ob Spannung oder Erschlaffung, oder ein gemischter Zustand zugegen sei. Die Heilanzeige ging dahin, bei der Spannung zu erschlaffen, bei der Erschlaffung anzuspannen, und bei einem gemischten Zustande den Atomen des Organismus das richtige Verhältniß zu den Poren wieder zu verschaffen. Das bei einem gemischten Zustand angewendete Heilverfahren nannte man **Metasyncrisis** oder **Metaporopoësis**, im Lateinischen **Recorporatio**. Gegen alle langweiligen Übel wurde die **Metasyncrisis** in Anwendung gezogen, von welcher Galenus und besonders Cälius Aurelianus Nachricht gibt. Zur Vorbereitung diente der *κύκλος ἀναληπτικὸς* (**Circulus resumtivus**), der angeblich den Körper zur Ertragung der eigentlichen Cur stärken sollte, in der That aber ihr nur den Weg bahnte. Der Kranke erhielt am ersten Tage sehr wenige Speisen und Wasser, oder er mußte auch wol ganz fasten, wenn er bei Kräften war. Am zweiten Tage mußte er sich Bewegung machen und mit Öl einreiben lassen; dabei erhielt er den dritten Theil der gewohnten Nahrungsmenge, bestehend aus Brod, Gemüse, leicht verdaulichen Fischen, zartem Geflügel, Gehirn von Schweinen oder jungen Ziegen ꝛc. Bei dieser Diät blieb man, je nach den Kräften des Kranken, zwei bis drei Tage stehen. Dann wurde ein Drittheil der gewohnten Speisemenge zugefügt, und nach drei bis vier Tagen das letzte Drittheil. Die Menge des zu genießenden Weines wurde dem Kranken nach derselben Norm bestimmt; außerdem mußte er Wasser trinken. Dabei durfte es nicht an Bewegung fehlen. Hierauf folgte nun der eigentliche **Circulus metasyncriticus**. Den Anfang machte ein dreitägiges Fasten, und dann wurde alle drei Tage, wie früherhin, mit der Speisemenge und dem Wein um ein Drittheil gestiegen, bis die gewohnte Menge erreicht wurde. Bäder und Einreibungen verband man damit je nach den Umständen. Der Hauptunterschied von der vorbereitenden Cur, mit der die Metasynkrise hinsichtlich der Speisemenge übereinstimmte, bestand in dem fortwährenden Genusse scharfer, auf die Secretionsorgane wirkender Substanzen, Kapern mit Senf, eingemachter unreifer Oliven, Zwiebeln, Salzfische. Man nannte dies die scharfe Diät (*δριμυφαγία*), und es war erlaubt, je nach dem Geschmacke des Kranken mit gleichwirkenden Speisen abzuwechseln. Es wurde dabei eine bestimmte Bewegung angeordnet, und es wurden auch roth machende Mittel und Hautreize verschiede-

ner Art zu Hilfe genommen, z. B. Erhitzen einzelner Theile durch Kohlfeuer, Schröpfköpfe, Pechpflaster, Senfumschläge ꝛc. Dieser metasynkritische Cyklus wurde auch nach Befinden der Umstände wiederholt, oder durch eine Brechcur ersetzt.

Offenbar war das Verfahren der Methodiker eine Hungercur. Nur wurde dieselbe nicht in Einem Cyklus, sondern in mehren kleinern Cyklen vollendet, und statt der jetzt gebräuchlichen Holztränke, die vorzugsweise die excernirende Thätigkeit der Haut in Anspruch nehmen, wandten die Methodiker scharfe Substanzen an, die in stärkerm Grad auf die Nierenexcretion einwirken.

In manchen Fällen fand auch eine Abänderung des angegebenen Verfahrens statt. So empfiehlt Celsus (Lib. III. c. 23.) bei der Epilepsie, Blut zu entziehen, zu purgiren, den Kopf mit Öl und Essig einzureiben, alle Schädlichkeiten zu vermeiden und 14 Tage lang einen Tag um den andern zu fasten. Derselbe rühmt bei der Gelbsucht (Lib. III. c. 24.) folgendes Verfahren: Der Kranke muß am ersten Tage hungern, wird am zweiten purgirt, und nimmt hierauf drei Tage lang nur wenig Speise und gesalzenen griechischen Wein, um die Abführung zu unterhalten; dann nimmt er drei Tage lang kräftige Speisen, kehrt aber hierauf, während des nämlichen Zeitraumes, zu der frühern schmalen Kost zurück, und wechselt in dieser Weise eine Zeit lang ab. Daneben waren Leibesbewegung, Bäder, Öleinreibungen nöthig.

Den Hungercuren ist ferner die Behandlung der Syphilis durch das Guajak- oder Franzosenholz beizuzählen, die im 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts in Gebrauch kam, und durch Ulrich von Hutten besondern Ruf erlangte. Die Cur dauerte vier Wochen oder länger. Die Kranken genossen ein starkes Decoct des Guajakholzes in bestimmten Quantitäten, und zur Stillung des Durstes diente ein schwächeres Guajakdecoct. Die starken Schweiße mußten sie sorgfältigst abwarten. Dabei genossen sie möglichst wenige Speisen, mit Vermeidung alles Gewürzhaften und stark Nährenden, sodaß sie im Verlaufe der Cur abmagerten und allmälig ganz von Kräften kamen. (Ernst Anton Nicolai, Bemühungen in dem theoretischen und praktischen Theile der Arzneiwissenschaft. Sechstes Stück. [Halle 1749.] S. 792.) Nach Struve (a. a. O. S. 32) war diese Curart zu Anfange des 19. Jahrh. noch im Holsteinischen gegen Syphilis und Marschkrankheit als erfolgreiches Volksmittel im Gebrauche.

Im 17. und 18. Jahrh. trat der berühmte Friedrich Hoffmann in Halle als Lobredner der Hunger- und Entziehungscur auf [2]). Er wendete bald nur eine strenge Diät an, die er selbst als Diaeta emacians bezeichnet, bald eine förmliche Entziehungscur, wobei die Kranken nach vorgängigem Purgiren, vielleicht auch Blutentziehen, drei Wochen bis zwei Monate lang täglich nur ½ Pfund gebratenes Fleisch mit Zwieback, Rosinen, gekochten Pflaumen oder borsdorfer Äpfeln genossen, und zum Getränk ein Decoct. Lignorum bekamen. Fleisch und Brod durften nur in kleiner Quantität auf einmal verzehrt werden. Hoffmann benutzte diese Cur bei Übernährung, bei eingewurzelten rheumatischen, gichtischen und katarrhalischen Übeln, bei Apoplexie, Hautausschlägen, bösartigen Geschwüren, Syphilis ꝛc. Sie stimmt im Wesentlichen mit der jetzt gebräuchlichen Hungercur überein, mit dem Unterschiede, daß Hoffmann blos wohlgenährte, vollsaftige Individuen dieser Methode unterwarf, die Menge der Speisen nicht genau festsetzte und nicht so karg einrichtete, auch keine Narcotica nebenbei gab.

Nach Hoffmann gerieth die geregelte Anwendung der Entziehungscur allmälig in Vergessenheit, bis sie in den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts Fr. Christ. Winslow, Professor der Chirurgie in Kopenhagen, gegen chronische Ausschläge und Geschwüre, sowie gegen eingewurzelte Syphilis mit Glück anwandte und auf eine bestimmte Norm festsetzte. Winslow hat seine Methode nicht selbst beschrieben; Folgendes war aber nach Fr. Ludw. Bang (Praxis medica [Hafniae 1789]. p. 575) die Vorschrift: Als tägliche Speise zum Frühstücke 4 Loth gekochtes oder gebratenes mageres Fleisch und 4 Loth Brod; zu Mittage die nämliche Quantität. Statt alles Getränkes täglich das Decoct von 2 Unzen rad. Sassaparillae oder rad. Chinae, mit 5 Pfunden Wasser auf die Hälfte eingekocht. Ferner Morgens und Abends Pillen aus Extr. Cicutae, bis zu 6 Gran pro dosi. Die Heilung erfolgt meistens innerhalb 6 Wochen.

Bei Winslow hatte der schwedische Chirurg Karl Gustav Osbeck die Anwendung der Hungercur und ihre große Wirksamkeit gegen Syphilis kennen gelernt. Er wandte sie theils in seiner Privatpraxis, theils als Chirurg bei einem kleinen Hospitale zu Wadstena am Westernsee in Schweden mit solchem Erfolg an, daß er im J. 1811 der schwedischen Regierung antrug, seine als neue Entdeckung angekündigte Curmethode einer Commission zur Prüfung vorlegen zu dürfen, mit dem Versprechen, sie gegen eine Belohnung zu veröffentlichen. Die Versuche fielen zu großer Zufriedenheit aus, und eine große Anzahl schwedischer Ärzte und Chirurgen bestätigte bald die Wirksamkeit der Methode, besonders bei Pseudosyphilis und übermäßiger Queckfilbereinwirkung, als Osbeck dieselbe gegen eine Belohnung von der Regierung in schwedischer und französischer Sprache bekannt gemacht hatte [3]). Seine Vorschrift war folgende: Die Kranken erhielten in den ersten 6 Wochen täglich 10 Loth mageres gebratenes Fleisch ohne Brühe, und 12 Loth in

2) Diss. de inedia, magnorum morborum remedio (Halae 1698); und Diss. de inediae noxa atque utilitate (Ibid. 1739). *Fr. Hoffmanni* Opera [Genevae 1748. fol.]. Tom. V. p. 328—338. Supplementum secundum, p. 253—264. Die zuerst genannte Abhandlung steht auch übersetzt und etwas erweitert in: Fr. Hoffmann, Gründliche Anweisung, wie ein Mensch sich gesund erhalten kann ꝛc. 5. Th. (Halle 1719). S. 400—459.

3) Exposé de la méthode pour guérir les maladies vénériennes dégénérées (Stockh. 1811). Teutsch: Die Heilart der ausgearteten venerischen Krankheit, von Karl Gustav Osbeck, a. d. Franz. vom Hofrathe Meyer (Bremen 1813).

Wasser eingeweichtes Brod, wovon die eine Hälfte Mittags und die andere Abends verzehrt wurde. War die Zeit vom Abendbrode bis zum Mittagsessen zu lange, so ward die tägliche Portion an Fleisch und Brod in drei Portionen getheilt, und eine Portion zum Frühstücke genossen. Hungerten die Kranken gar zu heftig, so ward täglich 2 Loth Fleisch mehr gegeben, und in einzelnen Fällen wurde gleich mit 12 Loth Fleisch täglich angefangen und wöchentlich um 2 Loth gestiegen. Zum Getränk erhielten sie täglich das Decoct von 2 Unzen rad. chinae, mit 4 Pfund Wasser bis auf 2½ Pfund eingekocht; reichte diese Quantität zur Stillung des Durstes nicht hin, so wurde das Decoct durch Zusatz von Wasser verdünnt, oder die bereits abgekochten Wurzeln wurden zum zweiten Mal abgekocht. Sie erhielten ferner früh und Abends 6 Gran Extr. Chaerophylli sylvestris in Pillenform statt der Cicutapillen bei Winslow, weil Osbeck bemerkt haben wollte, daß die Apotheker in Kopenhagen statt der Cicuta häufig Chaerophyllum sylvestre einsammelten. Nach Verlauf der dritten Woche ward das Extr. Chaerophylli nur noch des Abends gereicht, und des Morgens eine Sublimatpille nach der Vorschrift der Pharmacopoea Suecica. Mit der vollendeten sechsten Woche ward der erste Cursus der Hungercur geschlossen. Der Kranke durfte seine gewohnte Lebensweise wieder anfangen und ausgehen; nur mußte er sich vor hitzigen Getränken hüten. War durch diese erste Hungercur das Übel noch nicht gehoben, so fing nach Verlauf von drei Wochen die ärztliche Behandlung wieder an, und ward sechs Wochen lang wie in den ersten drei Wochen des ersten Cursus fortgesetzt, also ohne Sublimat in Anwendung zu ziehen. War der Körper des Kranken mit großen, bösartigen Geschwüren bedeckt, so wurden diese mit einer Auflösung von einer Drachme Merc. dulcis in einem Pfunde Kalkwasser verbunden. Hatten sich die Geschwüre gereinigt, so verband Osbeck mit Decoct. rad. Chinae und Myrrhe 2 Unzen Myrrhe auf jedes Pfund des Decocts. Machten die Geschwüre endlich Miene zu heilen, so verband er sie mit einem Umschlag aus einem Pfunde Decoct. rad. Chinae mit einer Unze Extr. Saturni.

Offenbar ist Osbecks Methode keine neue, sondern die modificirte Winslowsche, die er nach Schweden verpflanzte. Nur gab Osbeck seinen Kranken etwas mehr zu essen; er gebrauchte zu seinen Holztränken stets nur rad. Chinae; er nahm statt des Extr. Cicutae das unkräftigere Extr. Chaerophylli sylvestris, und legte diesem die hauptsächlichste Wirkung bei seiner Methode bei; er gab ferner nach der dritten Woche Sublimatpillen, während Winslow niemals gleichzeitig Quecksilber reichte; er wendete endlich bisweilen drei Wochen nach Beendigung der Hungercur eine neue sechswöchentliche Cur an, während Winslows Cur mit einem Cyklus beendigt wurde.

Den Gebrauch der Sublimatpillen hielt Osbeck übrigens für kein nothwendiges Bedingniß der Heilung, und in einer Mittheilung vom J. 1828 in Froriep's Notizen (23. Bd. Nr. 2. S. 31) über Osbecks Verfahren scheint derselbe auch damals kein Quecksilber mehr gegeben zu haben. Zugleich ergibt sich aus dieser, der Zeitschrift La Clinique entlehnten, Nachricht, daß Osbeck damals den Kranken nur 8 Loth mageres Fleisch und 10 Loth Brod täglich gab, sich also hinsichtlich des Speisequantums ebenfalls der Vorschrift von Winslow genähert hatte. Dagegen gab er noch Extr. Chaerophylli sylvestris.

Die Hungercur fand namentlich in Schweden allgemein die verdiente Anerkennung ihres ausgezeichneten Nutzens, aber auch außerhalb Schweden fand sie allmälig immer mehr Anklang. So hat sie sich jetzt das Bürgerrecht einer specifischen Heilmethode erworben, zumal seit dem Erscheinen der obenerwähnten Schrift von Struve im J. 1822. Struve führt die Hungercur der Hauptsache nach ganz in Winslows Sinne durch; er beschreibt seine Methode, die wol gegenwärtig am meisten befolgt wird, in folgender Weise:

Des Morgens 6 Uhr nimmt der Kranke 5 Cicutapillen, nach der nebenstehenden Vorschrift:

℞ Extr. Cicutae ℥ij
Saponis medicati ℥ß
Pulv. hb. Cicutae q. s. ut fiant
Pilulae ponder. gr. ij

bereitet, und trinkt ein Bierglas bis eine halbe Bouteille voll eines sogenannten blutreinigenden Holztrankes nach. Zu diesem Holztranke wende ich entweder, und zwar in den meisten Fällen, die rad. Chinae mundatae für sich allein an, indem ich 4—10 Loth derselben mit 3—6 Bouteillen Wasser auf die Hälfte einkochen lasse, oder ich verordne auch die nachfolgenden Species:

℞ Rad. Sassaparill.
— Chin. mundat. ⌢ aa. ℥xij
— Bardan. ℥iij
Folior. Sennae ℥ij
Rad. Liquirit. ℥j M. f. Spec.

Um neun Uhr Vormittags erhält der Kranke hierauf seine erste kleine Mahlzeit, die aus 4 Loth altem Weißbrod und ebenso viel abgekochtem kaltem Kalbfleisch, an dem gar kein Fett sein darf, besteht. Kann für den Kranken kein Kalbfleisch aufgetrieben werden, so kann ihm dafür auch mageres, gekochtes Ochsen- oder Hammelfleisch gereicht werden. Nachmittags vier Uhr bekommt der Kranke noch einmal etwas zu essen, welche Mahlzeit ganz ebenso eingerichtet ist, wie die des Vormittags. Abends neun Uhr nimmt der Kranke abermals fünf der erwähnten Pillen ein, und trinkt wiederum von einem Bierglase bis zu einer halben Bouteille voll Kräuterdecoct nach. Sollte der Kranke es lieber sehen, wenn er täglich dreimal etwas zu essen bekommt, so erhält er Morgens neun Uhr zum Frühstücke zwei Loth Brod und zwei Loth Fleisch, sowie die gleiche Portion Abends sechs Uhr zum Abendbrod, und Mittags 12 Uhr das Doppelte zum Mittagsessen. In den gewöhnlichen Fällen bleibt es während der ganzen Hungercur bei fünf Cicutapillen, die Morgens und Abends genommen wurden, und nur in einigen Fällen stieg ich allmälig bis auf 15 Pillen zweimal täglich. So oft sich während der Cur das Gefühl des Hungerns quälend einstellt, so oft muß der

Kranke seine Zuflucht zum Holztranke nehmen, und das Hungergefühl durch einen Trunk aus seiner Flasche zu dämpfen suchen, und so verbraucht derselbe nach Maßgabe der stärkern Verdauungskraft seiner Digestionsorgane täglich anderthalb bis vier Bouteillen dieser Holztränke, und in einem Fall beobachtete ich, daß täglich drei bis vier Kannen des Holztrankes zur Mäßigung des Hungergefühls verbraucht wurden. Da es für die meisten Kranken zu hart ist, wenn man die Cur gleich mit der geringen Portion von vier Loth altem Brod und ebenso viel gekochtem Fleische für jede der beiden täglichen Mahlzeiten beginnen wollte, so gebe ich gewöhnlich beim Anfange der Hungercur die doppelte Portion, also acht Loth Brod und acht Loth Fleisch für jede Mahlzeit, welche Quantität, ihrer Trockenheit und Insipidität wegen, gemeiniglich nur mühsam aufgezehrt werden kann, und lasse täglich die Portion um ein Loth Brod und Fleisch vermindern, sodaß der Kranke am fünften Tage auf das minimum von vier Loth von jeder der beiden genannten Speisen kommt, und wenn man dieses Verfahren einschlägt, so kann der Kranke sich schon eher in die kargen Mahlzeiten finden. Kann der Patient das alte Brod und das trockene, abgekochte Fleisch nicht gut trocken consumiren, so ist es ihm nur erlaubt, bei der Mahlzeit von seinem Holztranke zu trinken; doch könnte, wenn ihm ein Gefallen damit geschähe, und der Genuß des kargen Mahles ihm dadurch lieblicher würde, ihm ein Glas Brunnenwasser als Getränk bei der Mahlzeit erlaubt werden.

Ist die nach Gewicht bestimmte Menge der täglich zu verzehrenden festen Nahrungsmittel für den Kranken wirklich relativ zu gering, was ich nur in einem Fall in einem auffallenden Grade beobachtete, wo es sich durch ein unerträgliches Gefühl des Hungerns und heftigen Schmerz in der Magengegend zu erkennen gab, zu dem sich bald ein höchst schmerzhaftes, fruchtloses Erbrechen, durch das nichts als etwas Schleim und Galle aufgebracht wurde, hinzugesellte, so muß man sogleich von der zu strengen Diät abstehen. Unter diesen Umständen ließ ich die Mahlzeit am Vormittag eine Stunde früher, also Morgens acht Uhr, halten, ließ dann dem Patienten Mittags 12 Uhr einen halben Suppenteller voll dünner Milch- oder Wassergrütze reichen, und die Mahlzeit des Nachmittags ward dann auf den Abend sechs oder sieben Uhr verlegt, und bei diesem Verfahren waren alle Zufälle des übermäßigen Hungerns schnell beseitigt. In dem Falle, daß dem Kranken der Genuß des kalten Fleisches im Verfolge der Cur gänzlich zuwider ward, was ich einige Male beobachtete, ließ ich ihn ganz allein altes Brod genießen, von dem ich ihm neun Loth statt der vier Loth Brod und Fleisch zu jeder Mahlzeit reichen ließ.

Nur in einzelnen Fällen leistet die Hungercur Anfangs alles, was man nur zu wünschen wagt, nach kürzerer oder längerer Dauer derselben scheint sich aber ihre Wirksamkeit zu verlieren, und die Heilung steht still, unter welchen Umständen es immer am gerathensten ist, für den Augenblick gänzlich von ihr abzustehen, und entweder ein anderes Heilverfahren einzuschlagen, oder nach einiger Zeit sie noch einmal zu versuchen. Die Dauer der Hungercur beträgt in den gewöhnlichen Fällen vier, sechs bis acht Wochen; selten sind schon vor der vierten Woche alle krankhaften Erscheinungen verschwunden, und nur in sehr bösartigen Fällen dauert die Cur über acht Wochen, oder muß wol gar aus Furcht vor zu großer Entkräftung der Kranken geschlossen werden, um späterhin aufs Neue wieder mit ihr zu beginnen. Wenn übrigens ein Kranker nicht durch die erste auf acht Wochen und darüber ausgedehnte Hungercur geheilt wurde, so ist das Zutrauen, welches ich sonst im hohen Grade zu dieser Curmethode hege, bei mir geschwunden, und ich mache mir nur wenig Hoffnung, den Kranken alsdann durch den zweiten Versuch zu heilen.

Sind alle krankhaften Erscheinungen während der Hungercur und durch dieselbe gänzlich aufgehoben, so kann man mit dieser strengen Diät, ohne Furcht vor Rückfällen, wenige Tage nach dem Verschwinden der letzten krankhaften Symptome, gänzlich aufhören. Alsdann lasse man aber den Kranken nicht sogleich zur vollen Kost zurückgehen, sondern lege ihm täglich etwas mehr zu, bis er sich allmälig wieder an eine bis zur Sättigung genossene Mahlzeit gewöhnt hat. Durch plötzliche Anfüllung des während der Hungercur so karg gehaltenen Magens würde man leicht eine solche Indigestion vorbereiten, die lebensgefährlich werden könnte. Man gebe dem Kranken leichte Milchspeisen, dünne Grütze, dünnen Reisbrei, das Gelbe von Eiern, Fleischbrühe, schwache Weinsuppen, leichte Fleischspeisen und dergleichen, und zwar erst allmälig bis zur Sättigung. Gewöhnlich lasse ich den Kranken, wenn ich mit der Hungercur aufhöre, noch Anfangs bei seiner einfachen Lebensweise, ich gebe ihm Morgens und Abends nach wie vor Brod und Fleisch, welches ich täglich um ein oder zwei Loth vermehre, und erlaube ihm zum Mittagsessen einen Teller voll Grütze, und, wenn ich denselben so ungefähr noch acht Tage hingehalten habe, gestatte ich ihm erst mehr Auswahl in den Speisen zu treffen. Auch ist es anzurathen, daß die Holztränke nach vollendeter Cur noch einige Wochen in kleinern Quantitäten fortgetrunken werden, sowie es alsdann dem Genesenen noch dringend anzuempfehlen ist, daß er sich eine Zeit lang vor schwer verdaulichen und scharfen Speisen, als Speck, gesalzenem und geräuchertem Fleische, schweren und fetten Mehlspeisen, frischem Brode ꝛc., in Acht nehme.

Äußerlicher Heilmittel bedarf es, selbst wenn die örtlichen Symptome noch so bösartig sind, durchaus gar nicht, denn alle örtlichen krankhaften Erscheinungen verschwinden von selbst. Sind Geschwüre vorhanden, so sorge man für Reinlichkeit derselben, was durch das öftere Abwaschen mit lauem Wasser, oder allenfalls mit dem Holztrank, oder, wenn man will, mit einer Cicutaabkochung mit einem Zusatze von Kalkwasser leicht bewerkstelligt werden kann. Gegen die Hautausschläge braucht man gar nichts zu thun; sie fallen gewiß von selbst ab, und nur im Anfange, wenn sie schmerzhaft brennen, ist das Bedecken derselben mit einer in laues

Waſſer oder in eine Cicutaabkochung eingetauchten Compreſſe angenehm und wohlthätig. Einreibungen von Queckſilberſalbe oder andern Linimenten in vorhandene Knochengeſchwülſte oder Anſchwellungen der Weichgebilde ſind wenigſtens überflüſſig, wenn auch nicht ſchädlich, obwol ich die Merkurialſalbe öfter äußerlich in ſehr kleiner Menge in Gebrauch gezogen habe. So wendete ich auch zuweilen, ohne weitern örtlichen Erfolg, das Liquamen Myrrhae zum Bepinſeln der Naſengeſchwüre an, oder ich ließ vorhandene Halsgeſchwüre mit einer Cicutaabkochung mit Kalkwaſſer oder Myrrheneſſenz ausſpülen ꝛc. Im Allgemeinen aber bin ich überzeugt, daß es eigentlich unnöthig ſei, örtliche Mittel bei dieſem Heilverfahren anzuwenden, ſowie ſelbſt einige Kranke durchaus keine ſolchen Mittel, namentlich die Myrrheneſſenz und Bleiſalben, vertragen können, weil die Geſchwüre gleich nach ihrer Application wieder ſchmerzhaft werden.

Mein Verfahren bei dem ſchwächern Grade der Cur, bei der Entziehungscur, iſt folgendes: Der Kranke trinkt zum Frühſtücke zwei Taſſen gewöhnlichen Thee, wozu er ein nicht ſehr großes Stück Weißbrod, oder ausgeſichtetes Roggenbrod, welches ſchon mehre Tage alt ſein muß, erhält. Dieſes Brod kann er entweder trocken genießen, oder mit Syrup, oder mit ſehr friſcher, ungeſalzener Butter beſtreichen. Zur Mittagsmahlzeit bekommt er entweder Buchweizen- oder Hafergrütze, oder dünne Kalbfleiſchbrühe, wozu ihm gleichfalls ein Stück trockenes Brod gegeben wird. Nachmittags erhält er wieder zwei Taſſen Thee mit etwas Brod, und Abends gleiche Speiſe, wie des Mittags, nur in geringerer Quantität. Jede andere Speiſe iſt dem Kranken verboten, und es wird ihm dabei dringend zur Pflicht gemacht, ſich nur nothdürftig zu ſättigen, und ſchon dann vom Genuß abzuſtehen, wenn es ihm noch recht gut ſchmeckt. Überall müſſen jedoch die Portionen ſo eingerichtet werden, daß der Kranke ſich nicht völlig ſatt eſſen kann, und das richtige Verhältniß für die täglich zu conſumirende Quantität an Nahrungsmitteln möchte, gegen das ſtrengere Verfahren in der Hungercur geſtellt, faſt wie drei oder höchſtens vier zu eins ſein, ſodaß der Kranke täglich bei der Entziehungscur ungefähr anderthalb bis zwei Pfund theils feſter, theils flüſſiger Nahrung erhalten darf. Das eigentlich therapeutiſche Verfahren wird dabei ganz nach den Umſtänden eingerichtet. Ich gab bei dieſer beſtimmten Diät innerlich bald Cicutapillen und Holztränke, bald auch folgendes Pulver:

℞ Aethiop. antimonial. ℈ij
Pulv. stipit. Dulcamar. ℈iij
— rad. Jalap. ℈jß
— cort. Aurant.
— semin. Foenic. aa. ℈j
M. f. pulv. D. S. Zwei- bis viermal täglich einen Theelöffel voll zu nehmen,

wobei ich zugleich Holztränke trinken ließ, und jeden achten Tag ein draſtiſches Laxans interponirte. Ich fand dies Verfahren, beſonders bei herpetiſchen Ausſchlägen, gichtiſchen oder leproſen Urſprungs, von großer Wirkſamkeit. So verband ich auch oft mit dieſer kargen Diät die ſogenannte Guajakcur, die ich auf folgende Weiſe anſtelle: Der Kranke erhält folgende Species:

℞ Cort. lign. Guajac.
Lign. Guajac. aa. ℈iij
Rad. Sassaparill.
— Chinae aa. ℈ij
— Liquirit.
Semin. Foenic. aa. ℈ß
Fol. sennae ℈j
Concis. M. f. Species.

Dieſe werden erſt mit drei Kannen Waſſer bis auf anderthalb Kannen eingekocht, und hierauf wird der Rückſtand noch einmal mit drei Kannen Waſſer auf die Hälfte eingekocht, und filtrirt für ſich zum Gebrauch aufbewahrt. Der Kranke trinkt Morgens im Bette, ſowie gleichfalls Abends, eine halbe Bouteille voll von der erſten Abkochung warm, während er bei Tage eine Bouteille voll von der zweiten Abkochung verbraucht. Des Morgens muß er ſich, nach genommenem Tranke, warm zudecken, und den faſt immer entſtehenden reichlichen Schweiß ſorgſam abwarten, worauf er mit einem wollenen Tuch abgerieben wird und trockene Wäſche anziehen muß. Jeden vierten Tag erhält er ein ſtarkes Abführungsmittel. Mit vier Tagen iſt ein Cyclus dieſer Cur vollendet. Der Kranke erhält dann wieder drei Tage lang Holztränke, und am vierten Tage eine Abführung, und ſo weiter fort, bis nach 10—20 ſolcher Cyclen jede Spur der Krankheit verſchwunden iſt. Auch verband ich wol, doch nur ſelten, mit der Entziehungscur eine Merkurialcur, namentlich den Gebrauch des Sublimats, beſonders da, wo ich inveterirte Zufälle der Luſtſeuche und des endemiſchen Ausſatzes unſerer Gegenden nicht anders beſeitigen zu können glaubte.

Eine allgemeine Regel bei der Hunger- und Entziehungscur iſt, daß man den Kranken vor jeder Erkältung während der Dauer derſelben bewahre. Daher iſt es am zweckmäßigſten, wenn er ſich beſtändig im Zimmer aufhält, und daſſelbe nur in den wärmſten Sommertagen verlaſſen darf. Zugleich muß die Temperatur des Krankenzimmers bedeutend warm ſein, und wenigſtens 15 Grad, wo möglich 20 Grad R. und darüber betragen, damit die ſo nöthige Hautausdünſtung immer gehörig im Gange bleiben könne. Beſonders leicht beklagen ſich diejenigen, die ſich der Hungercur unterzogen haben, über ein ſtarkes Gefühl von Kälte, was uns, bei der herabgeſtimmten Ernährung, dieſer einen Hauptquelle der Wärmeerzeugung, nicht in Verwunderung ſetzen darf, weshalb ſie ſelbſt in einem wärmern Medium zu ſein verlangen. (Struve, Über Diät-, Entziehungs- und Hungercur. S. 55—63.)

Der Hungercur ganz nahe ſtehend iſt die in den Spitälern des ſüdlichen Frankreichs, namentlich in Montpellier und Marſeille, gegen eingewurzelte Syphilis gebräuchliche Methode des Traitément arabique oder der Diète sèche; nur erhält der Kranke dabei neben ſeiner ſpärlichen Koſt auch nur wenig zu trinken, und es werden gleichzeitig mehre Arzneimittel in Anwendung gezo-

gen. Die tägliche Nahrung besteht nämlich in einer halben Kalbs- oder Hammelscotelette, etwas gebackenem Obste, Schiffszwieback oder geröstetem Weißbrode. Zum Getränk erhält der Kranke zwei Gläser von der Tisane des quatre espèces:

℞ Rad. Sassaparill.
— Chin. āā. ℥ß
Ligni Sassafras ℥ij
Rasur. ligni Guajac. ℥jß
C. coque in Aq. font. ℔iij ad remanent. ℔ij.

Außerdem bekommt er Morgens und Abends 4—6 Gran von den Pilules arabiques:

℞ Hydrargyr. crud.
— muriat. corros. āā. ℥j
Extingue hydrarg. crud. exacte triturando cum hydr. muriat. corros., dein adde
Pulv. rad. Pyrethri
— Agarici
— folior. Sennae āā. ℥ij
Mellis. q. s. ut fiat massa pilul.

und ferner auch 3—4 Drachmen vom folgenden Opiat antivénérien:

℞ Pulv. rad. Sassaparill. ℔ij
— — Chinae ℔j
— nuc. Avellan. tost. ℔ß
— Caryophyllor. ℥iij
M. f. c. Mellis despum. s. q. l. art. Opiat. [4]).

Untersucht man das Wesentliche der Behandlung der Syphilis durch die zahlreichen sogenannten specifischen Methoden oder Mittel genauer, so ergibt sich, daß auch bei ihnen meistentheils gleichzeitig eine bald stärkere, bald schwächere Entziehungscur stattfindet, die ohne Zweifel sehr viel zur Heilung beiträgt. Dies gilt nicht nur von der bereits erwähnten Guajakcur, sondern auch von den verschiedenen Decocten, die nach Vigarour, Feltz, Leveillé, Pollini, Zittmann, Parmentier, Cullerier benannt sind, vom Rob Laffecteur, Rob St. Marie, Syrupus Cullerier, die vermöge ihrer Bestandtheile die Excretionsorgane in erhöhete Thätigkeit versetzen. Auch bei der sogenannten Schmiercur ist die sorgfältigste Diät ein wesentliches Erforderniß. Vor Allem aber gilt dies von der neuerer Zeit häufig in Gebrauch gekommenen Behandlung der Syphilis ohne Queckfilber, durch die bloße antiphlogistische Methode. Im allgemeinen Krankenhause zu Hamburg z. B., wo Fricke diese Behandlung eingeführt hat, erhalten die Kranken im Anfange der Cur jeden Tag vier Loth Weißbrod, dreimal täglich ein Nösel Wassersuppe, die mit Mehl eingerührt ist, und des Mittags sechs Eßlöffel Gemüse. Letzteres richtet sich nach der Jahreszeit. Es wird ihnen kein Bier, kein Branntwein und kein Wasser erlaubt; sie bekommen zum Getränke dünnen Haferschleim. Sobald das Charakteristische in den Geschwüren zu schwinden anfängt, oder die Krankheit überhaupt sich bessert, so wird nach Maßgabe der Constitution und des Bedarfs des Patienten die Diät nach und nach gesteigert, und wenn man dabei ein Fortschreiten der Heilung bemerkt, so werden auch dem Kranken Fleischspeisen erlaubt [5]). (*Fr. Wilh. Theile.*)

HUNGERFILZ, zweiwüchsige Wolle. Die Weber lieben sie nicht; manche eigennützige, aber ihren wahren Vortheil verkennende, Schafzüchter hingegen glauben dadurch, daß sie die Wolle ihrer Schafe länger, als gewöhnlich, stehen lassen, sodaß wieder junge Wolle in die alte hineinwächst, auch bei schlechter Fütterung, ihrer Waare mehr Gewicht und Werth zu geben. (*Fr. Heusinger.*)

HUNGERFRANZOSEN, eine Krankheit des Rindviehes, bei welcher dasselbe abzehrt und einen stinkenden Husten bekommt. (*Fr. Heusinger.*)

HUNGERHARKE, HUNGERRECHEN, eine große Harke, welche meist von einem Pferd an einer Deichsel über abgeerntete Felder gezogen wird, nachdem das Getreide in Garben gebunden und in Haufen aufgesetzt worden ist, um die liegengebliebenen Halme zu sammeln. Dieses geschieht besonders da, wo man das Getreide zu mähen und unmittelbar hinter dem Mäher dasselbe zu binden pflegt. (*Fr. Heusinger.*)

Hungerkorn, s. Hahnensporn.

Hungerkur, s. Hungercur.

Hungerrechen, s. Hungerharke.

Hungersee, s. Bauerngraben.

HUNGERZÄHNE, Zacken, welche sich an den Zähnen der Schafe bilden und sie am Fressen des Futters hindern, sodaß sie abmagern. Der Landwirth, der dieses bemerkt, hält den damit behafteten Schafen Feilen zwischen die Zähne, damit die spitzigen Zacken beim Beißen auf die Feile abgestumpft werden. (*Fr. Heusinger.*)

HUNGERZITZEN, die zwei in dem Maule des Pferdes befindlichen, ein wenig hervorragenden, Ausführungsgänge der großen Unterzungendrüsen, welche den für die Verdauung des Futters erforderlichen Speichel absondern. Sie werden fast von der Zunge bedeckt, sind aber von wesentlichem Nutzen. Diese Theile wurden bisher von unwissenden Thierärzten und Quacksalbern für die Ursache der verlorenen Freßlust der Pferde und der damit verbundenen Abmagerung angesehen und abgeschnitten, in der Absicht, vermeintliche Auswüchse auszurotten; dieses Abschneiden versetzt sie aber in einen krankhaften Zustand, sodaß das Thier noch mehr leidet. Das Austreten des Speichels aus seinen Drüsen kann ohnehin dadurch nicht verhindert werden, vielmehr sind ganz andere Mittel, die Freßlust wieder herzustellen, anzuwenden. (*Fr. Heusinger.*)

HÜNGHEIM, HÜNGEN, Pfarrdorf und Marktflecken im großherzogl. badischen Bezirksamt Adelsheim, ¼ Meilen ostnördlich von der Amtsstadt und ¼ Meilen östlich von seiner ehemaligen Amtsstadt Osterburken, eine grundherrliche Besitzung des Freiherrn v. Berlichingen, mit 121 Familien und 520 Einw. (Katholiken, bis auf 40 Juden). Der Flecken gehörte sonst zum fränkischen Ritterort Odenwald, und die peinliche Gerichtsbarkeit

4) Handschuch a. a. O. S. 165.

5) Handschuch a. a. O. S. 158.

Kurmainz; die Pfarrei, die in den würzburg. Kirchensprengel gehört, und ehedem von der Grundherrschaft vergeben wurde, hat nebst dem Großhof auch die Katholischen des berlichingischen Fleckens Merchingen zu Filialen. (*Thms. Alfr. Leger.*)

Hungry-Hill, s. unter Cork.

HUNG-WU, Gründer der 21. chinesischen Dynastie, so genannt nach seinen Regierungsjahren, mit dem Geburtsnamen Tschu-yuan-tschang, und dem Kaisernamen Tait-tsu, wurde 1327 in Sse-tcheu, einem kleinen Orte der Provinz Kiangnan, von armen Ältern geboren, als zweiter Sohn und von Kindheit an schwächlich, zum Buddhapriester bestimmt und in einem Tempel dieser Gottheit erzogen. In seinem 17. Lebensjahre, dem 15. der Regierung des Mongolenherrschers Tschun-ti, dem er auf dem Throne folgte, trat er in den Priesterorden. Sein Vorgänger hatte das Unglück, in bester Absicht — er wollte dem Hoang-ho (gelben Fluß) ein besseres und gesicherteres Bette graben lassen — durch zu starkes Angreifen der Geld- und Leibeskräfte seiner chinesischen Unterthanen eine furchtbare Revolution zu erzeugen. Sie brach 1351 auf mehren Punkten des Reichs aus, erhielt bald, ungeachtet aller Maßregeln des Kaisers, einen bedeutenden Fortgang, in der Provinz Kiang-nan unter dem Anführer Ko-tseu-hing ein entschiedenes Übergewicht. Die politisch und religiös fanatisirte Jugend eilte unter die Fahnen dieses Führers; auch Tschu-yuan-tschang, des Priesterstandes müde, ward Soldat, zeichnete sich durch Tapferkeit und Talente aus, erhielt zuerst ein kleines, bald ein größeres Commando, gewann seine Untergebenen durch Glück und Gewandtheit, und war im Lauf eines Jahres bereits ein Parteihaupt. Nach einander eroberte er die Städte Ho-yang, Tai-ping und Kinling, wählte letztere zum Hauptsitze seiner fernern Operationen und suchte diese mehr und mehr unabhängig von seinem frühern Chef zu machen; zu welchem Ende er die möglich mildeste Administration der dortigen Einwohner sicherte, die Herzen zu gewinnen suchte, und hierin um so glücklicher war, als die andern Parteihäupter sich in Grausamkeit und Ungerechtigkeit zu überbieten schienen. Vorzüglich zog er die Classe der Priester und Gelehrten in sein Interesse, mit deren Beistand er die öffentliche Meinung sich günstig machte. So gekräftigt nahm er im J. 1356 den Titel eines Obergenerals von Sina an, schlug und besiegte seine Nebenbuhler, eroberte den Haupttheil von Kiang-si und die Hälfte von Hu-kwang. An der Spitze von 200,000 kriegsgeübten Streitern, seiner Redlichkeit, Weisheit und Milde wegen von allen seinen Untergebenen angebetet, unternahm er nun die Befreiung seines Vaterlandes vom Joche der Mongolen, wies aber die unaufhörlich sich erneuernden Anträge, sich zum Kaiser des himmlischen Reichs zu erklären, standhaft bis zur Vollendung seines Werkes zurück, um die Gemüther auf den Wechsel des Herrscherstammes desto besser vorzubereiten; indeß nahm er den Titel eines Fürsten von U an. Als dieser Schritt den Widerspruch der bis dahin von ihm sorgfältig geschonten Mongolen aufregte, erklärte er im Namen aller Sinesen den Eroberern des Landes seiner Väter den Krieg, eroberte in raschem Laufe die Provinzen Kwang-tong, Kwang-si und endlich Chan-tong, den Schlüssel zur Hauptprovinz Pe-tsche-li. Auch in diese drang er ein, nahm durch Überfall die feste Stadt Tung-tscheu und trieb den Mongolenherrscher in die Flucht. Im J. 1368 war dies vollbracht; der Sieger bestieg den eroberten Thron und gründete die bis 1644 bestandene Dynastie Ming, nicht ohne Widerspruch zahlreicher Parteihäupter, die er indeß nach und nach entweder durch die Waffen oder durch Wohlthaten besiegte. Die Schätze, die Paläste und Prachtgüter der Mongolen vertheilte er an seine ärmern Unterthanen und führte das Volk von dem gewohnten Luxus zur Einfachheit der Väterſitten zurück. Der Ruhm seines Namens und die Weisheit seiner Regierung führten Tibet, Liao-tung, sogar einzelne Mongolenstämme freiwillig unter sein Scepter. Er starb im J. 1398, im 30. Jahre seiner Regierung. (*Benicken.*)

Huniades, s. Hunyadi.

HÜNICKE, ein in den Marken, in Niedersachsen und Meißen bekanntes edles Geschlecht, welches in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erlosch. Schon als die Wenden 926 aus den Marken und namentlich aus Brandenburg vertrieben wurden, soll der Ahnherr desselben, einer der Feldherren unter den Eroberern, sich daselbst niedergelassen und begütert haben. Hans v. H., am Ende des 15. Jahrh., war der Stifter der Linie, welche in Meißen die Rittergüter Eichstedt, Ferbitz, Gainigk, Karpzow, Meischau, Salzkau und Schkopa nach und nach sich erwarb. Sein Enkel Christoph v. H., Domdechant zu Magdeburg (1580), erheirathete mit Elisabeth von Trotta das Rittergut Schkopau bei Merseburg. Mit dessen beiden Söhnen theilte sich diese Linie wieder, wovon aber die eine in den Töchtern von Georg Christoph v. H., Dompropste zu Havelberg und Director der Landstände im Stift Merseburg und Anna Maria von Heßler zu Burghesler erlosch. Die andere von Albrecht v. H., der früher Rittmeister in königl. französischen Diensten gewesen war, pflanzte sich dauerhafter durch Melchior v. H. fort. Derselbe starb 1650 als Landschaftsdirector des Stifts Havelberg, mit Hinterlassung eines Sohnes Albrecht Friedrich v. H. (geb. 1630, † 1711), welcher sowol in kurbrandenburgischen als in sächsischen Diensten sich rühmlichst ausgezeichnet hat. Dort war er Geheimerath, Kanzeleidirector, Kammerherr und Amtshauptmann zu Baireuth gewesen; in diese trat er als Oberhofrichter zu Leipzig mit dem Titel eines Geheimenrathes; dessen Sohn Simon Victor v. H. († 1733), königl. preußischer Geh. Finanz-, Kriegs- und Domainenrath, hinterließ nur eine Tochter, Maria von H., welche sich mit dem Freiherrn Maximilian von Boyneburg-Hohenstein vermählte, und als die letzte ihres Geschlechts starb. Das Wappen, ein in der Länge getheiltes Schild, in dem rechten goldenen Feld eine angeschlossene blaue Lilie, in dem linken blauen, drei goldene, ins Kleeblatt gestellte Wecken; auf dem Helme fünf Straußenfedern abwechselnd blau und gold.

(*Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HUNIDEUS, HUNEDEUS, Heerführer der Nordmannen, schiffte 896 mit fünf Barken die Seine hinauf, und stiftete im Reiche der Westfranken großen Schaden, da dieses, durch Bürgerkrieg unter dem des Thrones entsetzten Karl dem Einfältigen und seinem Gegenkönig Odo zerrissen, keinen kräftigen Widerstand leisten konnte, und König Odo, der durch Hunideus großen Schaden erlitt, anderwärts beschäftigt war. Die Nordmannen, welche Verstärkung von ihren Landsleuten erhielten, schifften kurz vor Weihnachten 896 in die Oise, und setzten sich zu Cauciacum (Choisy am rechten Ufer der Oise, nicht weit von Compiegne) fest, ohne daß Jemand Widerstand leistete. Dieser widerfuhr ihnen auch nicht, als sie 897 bis an die Maas auf Beute ausgingen. Erst als sie von diesem Raubzuge zurückkehrten, stellte sich ihnen das Heer des Königs Odo entgegen, jedoch ohne etwas auszurichten. Die Nordmannen kehrten zu ihren Schiffen zurück, und begaben sich aus Furcht, von dem großen Heere belagert zu werden, in die Seine zurück, von wo aus sie den ganzen Sommer hindurch Raub trieben. H., von Karl gewonnen, begab sich zu ihm, und ließ sich von ihm zur Annahme der Taufe bewegen, welche im Münster oder Kloster Clunium [1]) statthatte, und wobei Karl den Täufling aus dem heiligen Wasser nahm. Da König Odo Karln nur etwas von dem Reiche zurückgab, verheerten die Nordmannen, welche neue Verstärkung erhalten hatten, die übrigen Theile desselben, bis er das Reich loszukaufen suchte, worauf sie an die Loire gingen, um daselbst zu überwintern. Nach Odo's Tode (1. Jan. 898) verheerten sie einen Theil Aquitaniens und Neustrien. König Karl griff sie daher an, als sie von ihrem Raubzuge heimkehrten, im Gaue Withmau [Le Wimeu, auf der linken Seite der Somne bis zum Meer, in der amienser Diöces] [2]), war glücklich, sodaß sie ihre Zuflucht zu ihren Schiffen nahmen. Ungewiß bleibt, was H. bei diesen und den Ereignissen der folgenden Jahre für eine Rolle spielte, da er dabei nicht mehr besonders erwähnt wird [3]). (*Ferd. Wachter.*)

HUNIMUND, 1) bald Herzog, bald König der Sweven genannt, nahm, als er auf einem Raubzuge nach dem nicht weit von Swevien entfernten Dalmatien begriffen war, auf den Fluren der Gothen in Pannonien weidendes Vieh hinweg, und ward, als er von der Verheerung Dalmatiens heimkehrte, um Mitternacht, während er am See Pelso (ad lacum Pelsodis, nach den einen der neusiedler, nach andern der Platensee) schlief, von Theodemir, dem Bruder des Königs der Gothen (Ostgothen), um die Sweven von größern Frechheiten abzuschrecken, überfallen und in dem unerwarteten Kampfe nebst seinem ganzen Heere, so weit es nicht durch das Schwert der Gothen fiel, gefangen. Nachdem Theodemir sich so gerächt, überließ er sich dem Gefühle des Mitleidens, ließ den Sweven Vergebung und Versöhnung angedeihen, nahm den von ihm gefangenen Hunimund an Kindes Statt an, und sandte ihn nebst den Seinen nach Swevien zurück. Dieser jedoch, der väterlichen Huld Theodemirs nicht eingedenk, regte nach einiger Zeit die Sciren, welche damals an der Donau saßen, und mit den Gothen in Frieden lebten, zur Aufhebung des Bündnisses mit demselben und zum Angriffe gegen ihn auf. Der Gothenkönig Walemir kam in der Schlacht um. Die Gothen, ihn zu rächen entflammt, rieben die Sciren fast gänzlich auf. Aus Furcht vor demselben Untergang wandten die Könige der Sweven Hunimund und Alarich, die Waffen gegen die Gothen, indem sie sich auf ihre Helfer verließen. Sie hatten nämlich die Sarmaten unter ihren Königen Beuga und Babai, die Überreste der racheglühenden Sciren, die Gepiden, viele von den Rugen und von allen Seiten zahlreiche Mannschaft mit sich vereinigt, und lagerten sich mit dieser gewaltigen Macht am Flusse Bollia in Pannonien. Die Gothen dagegen scharten sich um den König Theodemir und dessen jüngern Bruder Widemir, und in einer überaus blutigen Schlacht errangen sie den Sieg. Ihn benutzte nicht lange darauf Theodemir, indem er mit einem Heere zu Fuße über die gefrorene Donau ging, und unerwartet den Sweven im Rücken erschien. Dieses Land der Sweven hatte im Osten die Baiern, im Westen die Franken, im Süden die Burgunden und im Norden die Thüringer zu Nachbarn. Den Sweven kamen zwar die Alemannen, welche die Alpen bewohnten, zu Hilfe, aber Theodemir schlug die vereinten Völker, verheerte ihr Land, und wenig fehlte an ihrer Unterwerfung [1]).

2) König der Ostgothen, Ermanrichs des Reichen (d. h. Mächtigen) Sohn, nicht ganz gewiß, ob eins mit Hunimund dem Großen [2]), dem Vater Siegismunds, re-

1) Clunio Monasterio, nach Lebeuf entweder Klingen in der speierschen Diöces, oder Clugni; nach Bouquet, welcher versichert, daß Clugni erst 910 erbaut worden, ein ungewisser Ort. 2) *Vales.* Notit. p. 612. 3) Annales Vedastini bei *Pertz*, Monum. Germ. Hist. Scriptt. T. I. p. 530, 531. T. II. p. 208, 209; dort wird er Hunedeus, hier in der verbesserten Ausgabe Hunideus genannt. Doch wäre vielleicht Hunedeus vorzuziehen, denn ich vermuthe, daß sein unverderbter Name der vielgebräuchliche nordische Name Önundr gewesen. Im Chron. de Gest. Nordman. wird er Rodo, nach Andern Rolfo genannt.

1) *Jordanes*, De Reb. Getic. Cap. 53—55 bei Hugo Grotius S. 156—160. Vergl. über Hunimunds Bundesgenossen, die Sciren, Priscus S. 44. A. 2) Nach Mascov, Gesch. der Teutschen, 2. Th. Anmerk. S. 88 und S. 91, 92, sind H. der Große und H., Ermanrichs Sohn und Winithars Nachfolger nur eins. Er sagt, daß Jordanes berichte, wie H., Ermanrichs Sohn, sich nach Ermanrichs Tode mit einem Theile der Nation unter die Oberherrschaft der Hunnen bequemt, während Winithar sich und seine Nation in Freiheit zu erhalten gesucht, und läßt darauf die Stelle aus *Jordanes* (gewöhnlich *Jornandes*), De Reb. Get. Cap. 48 (S. 138—140 bei Hugo Grotius) folgen, aber es bleibt ungewiß, ob in den Worten: sed ascito ad se Sigismundo Hunimundi magni filio, qui juramenti sui et fidei memor cum ampla parte Gothorum Hunnorum imperio subjacebat, renovatoque cum eo foedere, super Winitharium duxit (nämlich Balamer, rex Hunnorum) exercitum, das qui und cum eo auf Siegismund oder Hunimund zu beziehen. Daß man es auf Hunimund bezieht, kommt daher, daß Jordanes weiter erzählt, wie Balamber, nachdem er Winitharn erlegt, dessen Nichte Wladamaria heirathend, nun das ganze in Frieden unterworfene Volk der Gothen (Ostgothen) besessen, so jedoch, daß über die Nation der Gothen (Ost-

gierte entweder bald, oder sogleich nach Winithars Tode die Ostgothen, und wenn er eins mit Hunimund dem Großen ist, schon vor Winithars Tod einen Theil derselben; aber auch schon unter der Oberherrschaft der Hunnen, deren Könige Balamber er seinen Sohn Siegismund gegen Winithar, welcher die Freiheit der Gothen gegen die Hunnen vertheidigte, zu Hilfe sandte. Ist H., Ermanrichs Sohn, nicht eins mit H. dem Großen, so ist er nur als Winithars baldiger, und mittelbarer und als Siegismunds, des Sohnes H. des Großen, unmittelbarer Nachfolger zu nehmen. H., Ermanrichs Sohn, war ein großer Kriegsheld, namentlich kämpfte er glücklich gegen die Sweven. Besonders gefeiert war er wegen seiner Schönheit [3]), die sich über seinen ganzen Körper erstreckte. Ihm folgte sein Sohn Thorismund.

(*Ferdinand Wachter.*)

HÜNINGEN. 1) Gross-Hüningen, eine ehemalige von Ludwig XIV. erbaute Festung am linken Rheinufer, eine kleine halbe Stunde von Basel. Ursprünglich war hier nur ein Dorf, welches der baseler Rathsherr Eucharius Holzach von Österreich zu Lehen trug, und dann 1521 der Stadt Basel überließ. Sie blieb bis 1623 im Besitze, wurde aber in diesem Jahre von Österreich zur Wiederabtretung genöthigt. Die Österreicher legten nun dort eine Verschanzung an, die während des 30jährigen Krieges bald von den Schweden, bald von den Österreichern besetzt wurde. Als das Elsaß im westfälischen Frieden an Frankreich abgetreten wurde, blieb die Verschanzung. 1677 bemächtigten sich die Kaiserlichen derselben wieder. Nach dem nimweger Frieden 1678 ließ Ludwig XIV. die Festungswerke allmälig erweitern, sodaß bis 1681 der Bau einer starken Festung, die ein regelmäßiges Fünfeck bildete, vollendet wurde. Sie war für eine Besatzung von 4000 Mann mit allem Nöthigen versehen. Vergeblich wurden von Seiten der Eidgenossen lebhafte Vorstellungen gemacht. Ludwig XIV., damals auf dem Gipfel seiner Macht, nahm keine Rücksicht darauf. Auch wird einigen Magistraten zu Basel Schuld gegeben, daß sie sich durch Bestechung haben verleiten lassen, dem Bau unthätig zuzusehen. Die Festung war so nahe an der Grenze, daß ihre Kononen bis in die Stadt Basel reichten, die daher wiederholt großen Gefahren ausgesetzt war, besonders 1813 und 1815 bei dem Einmarsche der Alliirten in Frankreich. In letzterm Jahre wurde sie von dem Armeecorps des Erzherzogs Johann von Österreich unter thätiger Mitwirkung schweizerischer Truppen belagert und nach der Einnahme die Festungswerke gesprengt, die jetzt noch in Trümmern da liegen. Der nun offene Ort ist sehr öde, und die Einwohner, die vorher hauptsächlich von der Garnison ihren Unterhalt zogen, sind meistens in ärmlicher Lage. Seit einiger Zeit ist von der Erbauung einer Brücke über den Rhein an dieser Stelle die Rede, was dem Orte bedeutenden Vortheil bringen und den baseler Transithandel schwächen würde.

2) Klein-Hüningen, reformirtes Pfarrdorf im eidgenössischen Cantone Basel, auf einer Anhöhe am rechten Rheinufer, bei der Mündung des Wiesenflusses in den Rhein. Es ist wohlgebaut und enthält in 60 Häusern 392 Einw. Die Gegend ist fruchtbar und die Lage schön; an der Mündung der Wiese findet im Winter ein bedeutender Lachsfang statt. Bis 1640 waren die herrschaftlichen Rechte zwischen Basel und dem Hause Baden getheilt; in diesem Jahre gelangte die Stadt durch Kauf zum völligen Besitze. Da das Dorf beinahe vor Großhüningen überliegt, so litt es wiederholt großen Schaden durch die Kriegsereignisse, sowol von 1792 bis 1796, als besonders 1813 und 1815, während der zweimaligen Belagerung von Großhüningen. (*Escher.*)

HÜNINGSBERG, ein Theil des Landrückens, welcher das russische Gouvernement Kurland der Länge nach durchzieht. Er ist nicht über 700 Fuß hoch, ein blos aufgeschwemmter Sandhügel und ganz einzeln stehend.

(*J. C. Petri.*)

HUNKELER (Hans Georg), Sohn eines Landmanns, geboren zu Altishofen um 1682, trieb in seiner Jugend den Feldbau, ging dann nach Italien und wurde zu Rom Soldat unter der Leibgarde des Papstes. Die herrlichen Kunstwerke in den Kirchen entwickelten in ihm den Trieb zur Malerei. Anhaltender Fleiß und ein reges Streben, es andern Künstlern gleich zu thun, beförderten bald seine Fortschritte, sodaß er in kurzer Zeit als Geschichtsmaler auftreten konnte; auch besaß er viel Fertigkeit auf nassen Kalk zu malen. Nach vieljährigem Aufenthalt in Italien kehrte er in sein Vaterland zurück. In Luzern zierte er die Brücke mit mehren Gemälden, vorzüglich aber ist es die Malerei auf nassem Kalk in der Kirche der Barfüßer, worin er allen Foderungen der Kunst genügte *). (*A. Weise.*)

HUNNAN, Stadt in der Landschaft Nordanam des hinterindischen Reiches Anam, wo sonst die Niederländer eine Factorei hatten, ist am Sang-koi gelegen und hat 6000 Einw. (*R.*)

HUNNANBAR ist dasselbe, was (Rás) Hunneine. Nur Dapper will nach seiner Reisebeschreibung dieses Vorgebirge von den Einwohnern mit obigem Namen bezeichnen gehört haben. (*Gustav Flügel.*)

HUNNÄUS (Augustin), geb. am 29. Jul. 1521 zu Mecheln, studirte daselbst und zu Löwen Philosophie und Theologie, beschäftigte sich aber besonders mit der hebräischen und griechischen Sprache, wurde Doctor der Theologie und Professor zu Löwen, und trug mehre Jahre

---

gothen) immer ein einziger, eigener Kleinkönig, obgleich nach dem Rathe der Hunnen, geherrscht, und bald oder unmittelbar (nämlich mox defuncto Winitharío, vexit eos Hunimundus, filius quondam regis potentissimi Ermanrici) nach Winithars Tode habe Hunimund, Ermanrichs Sohn, die Gothen (Ostgothen) regiert. Nehmen wir mox in der Bedeutung von darauf, so erhalten wir in Hunimund Winithars unmittelbaren Nachfolger, und dann ist unter dem qui und eum eo Hunimund der Große zu verstehen und eins mit Hunimund, Ermanrichs Sohn, und hatte zu Söhnen Siegismund und Thorismund, welcher letztere ihm folgte.

3) Über H.'s, des Sohnes Ermanrichs, gefeierte Schönheit s. außer Jordanes a. a. O. *Cassiodorus*, Ep. Var. XI, 1.

*) Füßli, Gesch. d. Schweizermaler. 8. Th. S. 59.

Philosophie im Gymnasium Castrense, darauf Theologie in der Abtei St. Gertrudis vor. Die hebräische Sprache lehrte er ein Jahr im Collegium trilingue Bussidianum, und die griechische vier Jahre lang. Er gehörte zu den löwenschen Theologen, welche die Vulgata berichtigten, wie aus der Unterschrift, am Ende der Offenbarung Johannis in der Ausgabe der Biblia sacra, quid in hac editione praestitum sit (Antw. 1578) erhellt, war sehr thätig bei der Ausarbeitung der antwerpner Polyglotte, wozu er vom Könige Philipp II. beauftragt war. Weil Gregor XIII. an ihn schrieb, er möchte die Patres mit den Manuscripten vergleichen, damit der Abdruck der Bibel desto richtiger werde, so war er im Begriffe, dieses zu thun, als ihn am 10. Sept. 1577 (nach andern Angaben 8. Sept. 1578) der Tod ereilte. Man hat von ihm Dialectica s. generalia Logices praecepta (Antw. und auch an andern Orten gedruckt); Prodidagmata Logices (ibid.); Catechismus Catholicus (ibid. 1570) und ein Schema dazu (1567); De Sacrament. ecclesiae Axiomata (ibid. 1570); D. Thomae Aquinatis summa, e Mss. restituta (ibid. Fol.) *). (*Rotermund.*)

HUNNEBERG, ein isolirter bewaldeter Berg in Westgothland, am Wenarn, dem Halleberg gegenüber (s. Halleberg), etwa ¾ Meile im Durchmesser und von doppelt so großem Umfang als dieser, doch minder hoch. Der Hunneberg trägt 23 kleine fischreiche Seen, die zum Theil als Bäche abfließen; einer dieser Bäche bildet einen hohen schmalen Wasserfall, der in der Ferne einem lieblichen Silberbande gleicht, und den höhern, wenngleich nicht den wasserreichern, Katarakten der Schweiz an die Seite gestellt werden darf. Vergleiche übrigens Halleberg. (*v. Schubert.*)

HUNNEINE oder HONNEINE, vollständig Rás Hunneine oder Rás Honneine, d. i. das Cap Honneine. S. Honein. (*Gustav Flügel.*)

HUNNEN. Wenngleich die Hunnen eine der folgenreichsten Weltbegebenheiten, die große Völkerwanderung, veranlaßt, und einen entschiedenen, wiewol nur kurzen Einfluß, auf das Völkerleben unseres Erdtheils ausgeübt haben, so ist doch ihr Ursprung und ihre frühere Geschichte in ein tiefes Dunkel gehüllt. Leicht erklärbar; denn sie selbst waren zu roh, um für die Aufbewahrung ihrer Begebenheiten durch Schriften oder mündliche Überlieferung zu sorgen, die Geschichtsschreiber der gebildeten Völker aber zur Zeit ihres Auftretens entbehrten sowie alles Geschmacks, auch aller Kritik, daher sie denn zwar eine Menge ungereimter Fabeln, doch keine befriedigenden Thatsachen aus der frühern Geschichte der Hunnen liefern.

Vor Theodosius des Jüngern Regierung 448 werden von den byzantinischen Schriftstellern die Hunnen selten erwähnt [1]). Spätere Geschichtsschreiber gedenken ihrer Herkunft entweder gar nicht, oder erzählen davon die abgeschmacktesten Fabeln [2]). Erst in neuern Zeiten hat der Geschichtsforscher de Guignes [3]) Spuren ihres Ursprungs aufzufinden geglaubt, und da seiner Ansicht auch Gatterer, Gibbon, Johannes von Müller und andere Geschichtsschreiber von berühmten Namen beigetreten sind, so dürfen solche, wenn sie gleich von mehren namhaften Schriftstellern bestritten worden sind [4]), hier nicht unberücksichtigt bleiben. Seine Quellen sind die chinesischen Jahrbücher. Ihm zufolge lebte im Norden von China in uralten Zeiten ein Hirtenvolk, Hjongnu genannt, deren einzelne Horden sich 1230 Jahr vor Chr. Geb. näher aneinander schlossen, und anfingen, Eroberungen zu machen, sodaß ihr Oberhaupt, das sie Tanju nannten, und seinen Sitz an den Quellen der Flüsse Selinga und Onon hatte, Herrscher eines großen Reichs wurde. Seine Völker lebten fortwährend unter Zelten, und fielen den Chinesen durch Räubereien beschwerlich; daher denn diese auch zum Schutze gegen sie die große Mauer errichteten [5]).

209 Jahre vor Chr. gelangte Mete durch den Mord seines Vaters Teuman zur Würde des Tanju. Er war ein berühmter Eroberer, der sich viele Nachbarvölker unterwarf, auch den Kaiser Kaoti von China schlug und zinsbar machte. Damals soll das Reich der Hjongnu sich vom japanischen Meere bis zur Wolga und über den größten Theil von Sibirien erstreckt haben. Lange blieb China abhängig, bis durch die Politik des Kaisers Vuti aus der Dynastie Han (von 141 bis 87 vor Chr.) und seiner Nachfolger mehre den Hjongnu unterworfene Volksstämme von ihnen abfielen, und Vasallen oder Bundesgenossen der Chinesen wurden, wodurch denn das Reich der Hjongnu in Verfall gerieth. Der Tanju mußte sich im Jahre 51 dem Kaiser unterwerfen und den Treueid leisten. Die Versuche, sich von der chinesischen Hoheit frei zu machen, mislangen, und innere Zwietracht schwächte die Hjongnu immer mehr. Acht Horden trennten sich im J. 48 nach Chr. Geb. von den übrigen und stifteten ein besonderes Reich, das der südlichen Hjongnu unter chinesischem Schutze; die nördlichen wurden von einem andern Nomadenvolke, den Sienpi, im J. 93 überwältigt. 58 Horden zogen nach Süden, und erhielten die Erlaubniß der chinesischen Kaiser an den Grenzen der Provinz Chansi zu wohnen. Noch andere Stämme der Hjongnu, die ihre Unabhängigkeit retten wollten, zogen weiter nach Westen und gründeten am Jaik das Reich der westlichen Hjongnu. Diese sollen die Stammväter der Hunnen sein. Im dritten Jahrh. wurden die Sienpi durch die Topa verdrängt. Sie verjagten wie-

*) Vergl. *Andreae*, Bibl. Belg. p. 94 sq. *Swertii* Athen. Belg. p. 148 sq.

1) *J. G. Stritter*, Memoriae populorum etc. Script. Hist. erutae etc. Tit. I. p. 459.

2) Nach *Jornandes*, De rebus geticis, Cap. 24, waren die Hunnen Abkömmlinge der Alraunen (skythischer Hexen), die von dem Gothenkönige Filimer in die Einöde verbannt, mit den bösen Geistern die ungeschlachte Menschenart erzeugt hatten. 3) Histoire générale de Huns etc. Vol. IV. (Paris 1756—1758). 4) Unter andern von Ch. J. Rödler in Diss. de magna gentium migratione ejusque impulsu (Tubing. 1795. 4.) u. Schlözer, Nordische Geschichte. S. 251 u. 347. 5) *de Guignes* T. II. p. 59.

derum die Hunnen, die nun in zwei Abtheilungen weiter zogen, die eine nach dem Oxus, die andere nach der Wolga. Die erstern ließen sich an der Ostseite des caspischen Meeres in Sogdiana nieder, und wurden weiße Hunnen, Euthaliten oder Nephtaliten genannt, gehorchten einem König und führten mit den Sassaniden, besonders mit Feruz von 460—487 heftige Kriege. Die zweite zahlreichere Abtheilung zog nordwestlich, nahm in dem rauhern Klima auch rauhere Sitten an, erkannte die Oberherrschaft eines Tanju nicht mehr, sondern verbreitete sich in einzelne Horden, an deren Spitze die Mursas oder Stammhäupter standen, bis zum östlichen Ufer der Wolga, und gab, als sie diesen Fluß überschritt, den ersten Anlaß zu der großen Völkerwanderung.

In dieser Ableitung der Hunnen von den Hjongnu finden sich einige, nicht wohl zu lösende, Schwierigkeiten, und überdies ist die chinesische Chronologie höchst unzuverlässig; billig bleibt sie daher bis auf nähere Beweise dem Zweifel unterworfen. Die eigentliche beglaubte Geschichte der Hunnen beginnt erst mit ihrem Zusammentreffen mit den westlichen Völkern, deren Berichte theils von Augenzeugen entworfen, theils aus den Überlieferungen der Zeitgenossen zusammengetragen sind. Aus ihnen ist zu entnehmen, daß die Hunnen ein aus dem fernen Osten kommendes Hirten- und Jägervolk waren, welches seit der letzten Hälfte des vierten Jahrh. an der Ostseite der Wolga lebte. Aus der Beschreibung ihrer Körperbeschaffenheit geht eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den im Mittelalter auftretenden Mongolen und den in neuern Zeiten auch uns Teutschen nicht unbekannt gebliebenen Kalmücken hervor, und deutet auf die Stammverwandtschaft dieser Völker hin, deren Gestalt und Lebensweise nur das Ergebniß der unwirthbaren Steppen des östlichen Asiens zu sein scheinen. Die Hunnen hatten einen untersetzten Körper, breite Schultern, platte Nasen, kleine schwarze, tief im Kopfe liegende Augen, einen dicken unförmlichen Kopf, hervorstehende Backenknochen, ein Kinn ohne Barthaare, dünne und krumme Beine, und konnten nur sehr ungeschickt gehen. Ihr ganzer Körper war eine Misgestalt, den unförmlichen Figuren stehender zweifüßiger Thiere oder Brückenpfählen gleich [6]). Die Hunnen drangen in das Gebiet der Alanen vor, die das Land zwischen der Wolga und dem Don besaßen, und sich alle Hirtenvölker bis ins nördliche Sibirien unterworfen hatten. Sie waren weniger roh als die Hunnen, doch nicht weniger kriegerisch, und von großer Freiheitsliebe beseelt. Nach langem blutigem Kampf, in welchem der König der Alanen erschlagen wurde, blieben die Hunnen Sieger. Ein Theil der Alanen fand in den Gebirgen des Kaukasus eine Zuflucht, und siedelte sich daselbst an; ein anderer Theil zog nach den Küsten des baltischen Meeres und vereinigte sich mit andern teutschen Stämmen, die in der Folge die römischen Provinzen überschwemmten; die Mehrzahl aber vereinigte sich mit den Hunnen, die mit verstärkter Macht über die Ostgothen herfielen.

Diese wurden damals von dem Könige Hermannrich beherrscht, dessen Gebiet sich von dem baltischen Meere bis zum Pontus Euxinus erstreckte, und der während einer langen glänzenden Regierung eine Menge teutscher und sarmatischer Völker unterworfen hatte. Er stand bereits im hohen Greisenalter, als die Hunnen seinem Reiche nahten, und dadurch mochten einige unterworfene Völker den Muth erhalten haben, sich seiner Herrschaft zu entziehen. Er strafte die Empörung eines Oberhaupts der Roxelanen an der unschuldigen Gemahlin desselben mit Grausamkeit, wofür er von den Brüdern der unglücklichen Frau schwer verwundet wurde. Verzweifelnd bei der Uneinigkeit und dem Misvergnügen seiner Völker, und bei seiner Leibesschwäche, sich mit Erfolg gegen die zahllosen Feinde vertheidigen zu können, entleibte er sich selbst, als im J. 374 die Hunnen unter ihrem Heerführer Balamir den Don überschritten, und dadurch den ersten Stoß zur großen Völkerwanderung gaben [7]). Nach Hermannrichs Tode trat Welimer an die Spitze der Regierung, und vertheidigte sich mit dem Beistande skythischer Miethstruppen gegen die Hunnen, bis er 475 in einer Schlacht überwunden und das Ostgothenreich den Siegern unterworfen wurde.

Doch der noch unmündige König Witherich ward nebst einem Theile der Ostgothen durch die treuen Heerführer Alatheus und Saphrax auf vorsichtigen Märschen bis zur Dnister geführt, und so der Gewalt der Hunnen entzogen. An dem Ufer dieses Flusses hatte Athanerich, Haupt der Westgothen, ein Lager aufgeschlagen, und war entschlossen, sich gegen die Angriffe der Barbaren auf das Äußerste zu vertheidigen; allein eine große Schar derselben ging bei Mondenschein über den Fluß, fiel den Westgothen in den Rücken, und griff sie mit solchem Ungestüm an, daß Athanerich nur mit der größten Anstrengung einen Rückzug in die Gebirge bewirken konnte. Der beherzte Krieger entwarf sogleich einen neuen Plan zur Vertheidigung des Landes, allein das entmuthigte Volk ließ ihn nicht zur Ausführung kommen, sondern ging unter der Leitung des Fritigern und Alavivus über die Donau, und begab sich in den Schutz des byzantinischen Kaisers. Athanerich mit einer Schar getreuer Anhänger rettete seine Unabhängigkeit hinter den undurchdringlichen Wäldern Transsylvaniens. Noch scheinen die Hunnen keinen festen Eroberungsplan gehabt zu haben; einzelne Haufen von ihnen schlossen sich den Gothen an, die im Gebiete der Römer Niederlassungen er-

6) *Ammian. Marcell.* Lib. XXXI. Cap. 2 und *Jornandes* Cap. 24. Die Übertreibung ist un[verkennbar] em Abscheue der Schriftsteller gegen die wilden [Völker]leute zuzuschreiben.

7) Die einfältige Sage, daß ein von einer Bremse gestochener Ochse, der über den Don geschwommen, und von einem hunnischen Hirten zurückgeholt worden sei, oder eine von hunnischen Jägern verfolgte Hirschkuh die Veranlassung zum Übergange der Hunnen über den Don gewesen sei (s. *Sozomen.*, Hist. eccles. T. II. p. 37. *Procop.*, Hist. misc. Cap. 1. *Jornandes* Cap. 24.), verdiente, da ihre Ungereimtheit zu Tage liegt, der Erwähnung nicht, wenn sie nicht noch selbst in neuern Zeiten so gläubig nacherzählt worden wäre.

zwangen. Andere dagegen traten gegen Sold in die Kriegsdienste der Römer, von denen ihnen um das J. 384 schon in Pannonien Weideplätze eingeräumt wurden. Unterdessen plünderten einige hunnische Horden die römischen Provinzen in Asien, und ihre Verheerungen mußten durch große Geldgeschenke abgekauft werden. Um das J. 408 wurden auf 10,000 Hunnen in den Sold des abendländischen Reichs genommen. Die Hunnen hatten sich unter den von ihnen besiegten germanischen und sarmatischen Völkern niedergelassen, und breiteten sich im Norden des kaspischen und schwarzen Meeres, von der Wolga bis zur Donau, aus, hatten aber noch kein gemeinschaftliches Oberhaupt, daher ihre Unternehmungen lange Zeit mehr Streifereien, als große, ihrer Volkszahl angemessene Eroberungen waren. Sie waren noch in verschiedene Horden getrennt, von denen außer dem Hauptstamme, dem Attila entsprossen, noch die Uturguren und Cuturguren, die Acatirer, Adariten und Sabiren genannt werden. Die meisten dieser Namen wurden freilich erst nach dem Tode Attila's bekannt [8]). Während die eine Horde die römischen Provinzen in Asien plünderte, half eine andere unter Uldes dem Kaiser Arcadius den Empörer Gainas besiegen, plünderte aber im J. 404 Thrakien und Mösien, bis er 408 selbst besiegt wurde. Ein dritter Haufe, unter dem Befehl des Aspar, leistete der Kaiserin Placidia und dem Kaiser Valentinian III. Hilfe gegen den Usurpator Johannes, dem vorher auf des Aëtius Ansuchen die Hunnen ein Heer von 60,000 Mann zur Hilfe gesandt hatten, wofür ihnen Aëtius den Besitz von Pannonien gestattete (423). Darauf aber vereinigte Ruas, auch Roas oder Roilas genannt, mehre Horden, überwältigte mehre an der Donau wohnende Völker und bildete eine furchtbare Kriegsmacht. Er ging damit 452 über die Donau, verheerte Thrakien und bedrohte selbst Constantinopel. Kaiser Theodosius der Jüngere mußte den Frieden mit einem jährlichen Zinse von 350 Pfund Goldes erkaufen. Schon bedrohte er abermals das oströmische Reich mit Krieg, weil dieses mit einigen von den Hunnen abgefallenen Donauvölkern Bündnisse geschlossen hatte, und ließ durch seinen Gesandten Esla drohend Genugthuung fodern, als er 433 starb. Nun stellten sich seines Bruders Mundzuck Söhne, Attila und Bleda, an die Spitze der Hunnen, und mit ihnen unterhandelten die byzantinischen Gesandten Plinthas und Epigenes bei Margus einen Frieden, wodurch den Hunnen die Erhöhung des Tributs auf 700 Pf. Goldes, der freie Handel und die Auslieferung aller hunnischen Flüchtlinge zugestanden wurde. Die beiden Hunnenhäupter unterwarfen sich durch fortwährende Siege in wenigen Jahren alle Völker Skythiens, vereinigten alle Hunnenhorden zu einem Staat und machten sich allen Völkern furchtbar. Nur einmal mißglückte ihnen im J. 440 ein Angriff auf Medien, und das Hunnenheer mußte sich vor dem persischen zurückziehen. Der byzantinische Kaiser wurde mehrmals hart von ihnen bedrängt und mußte sich zu großen Demüthigungen verstehen. Von dem Vandalenkönige Geiserich aufgewiegelt, überfielen sie 441 Thrakien und Illyrien, und eroberten und zerstörten Naissus, Singidunum, Sirmium, Ratiaria, Marcianopolis und Sardica, und viele andere Städte, und verwüsteten alles Land vom Pontus Euxinus bis zum adriatischen Meer auf eine schauderhafte Weise. Zwei Mal schlugen sie das byzantinische Heer an den Ufern des Utus und bei Marcianopolis, in einer dritten Schlacht auf dem thrakischen Chersones vernichteten sie es völlig, und nun verheerten sie Thrakien und Makedonien, zerstörten 70 Städte bis in den Grund und kamen bis in die Vorstädte von Constantinopel. Kaiser Theodosius konnte seinen Thron nur durch einen schimpflichen Frieden retten, den ihm Attila, der unterdeß seinen Bruder Bleda ermordet und sich zum Alleinherrscher des Hunnenreichs aufgeworfen hatte, 446 bewilligte. Er trat alles südlich von der Donau gelegene Land von Singidunum bis Novae in einer Breite von 15 Tagereisen ab, zahlte 6000 Pf. Gold Kriegskosten und einen jährlichen Zins von 2100 Pf. Auch mußte er für jeden römischen Kriegsgefangenen 12 Goldstücke zahlen, die entflohenen Hunnen dagegen unentgeltlich ausliefern. Attila beschickte von seinem Hoflager in der Nähe des heutigen Tokai den byzantinischen Hof bis zum J. 448 sechs Mal mit Gesandtschaften, und jede derselben machte neue Foderungen, die Theodosius nicht abschlagen durfte. Dieser schwache Fürst starb 450 und sein Nachfolger, der dem Greisenalter nahe Marcian, ließ sich keine Demüthigung mehr gefallen, sondern sandte die zur Einfoderung des Tributs erschienenen hunnischen Gesandten mit der Antwort zurück: Der Kaiser erkenne die Verbindlichkeit zur Entrichtung des von seinem Vorfahren bewilligten Tributs nicht an; dem friedlichen Bundesgenossen wolle er Geschenke geben, dem mit Krieg drohenden aber seine Heere entgegenstellen. Diese würdige Sprache des Kaisers blieb nicht ohne Eindruck auf den Hunnenkönig, der zwar dem Marcian mit einer strengen Züchtigung drohete, solche aber doch nicht vollzog, sondern seine Streitmacht gegen das abendländische Reich wandte. Die Veranlassungen, sowie der Erfolg dieses ungeheuern Kriegszuges, durch den ein beträchtlicher Theil von Europa verwüstet und seiner aufblühenden Cultur beraubt wurde, sind bereits in dem Artikel Attila dargelegt worden, daher hier nur noch Einiges zur Erklärung der Handlungsweise des Hunnenkönigs. Seine Macht war auf Schrecken gegründet, und beruhete mehr auf der Vorstellung davon als in der Wirklichkeit; am wenigsten war sie aber für die Dauer befestigt. Zwar gebot er über alle Völker von der Wolga bis zum Rhein, und von der Nord- und Ostsee bis zum schwarzen und adriatischen Meer; allein alle ihm unterworfene Völker hatten ihre Volksthümlichkeit und sogar ihre eingeborenen Könige behalten. Um einen Abfall zu verhüten, wozu die Germanen nur zu geneigt sein mochten, war wohl ein solcher Kriegszug nöthig, der die Welt mit Schrecken erfüllte, und zugleich die Treue der abhängigen Teutschen erprobte. Der Zug nach Gallien war der Wendepunkt der Macht des Hunnenkönigs. Der darauf folgende Zug

8) s. *Stritter* T. I. p. 452 sq.

nach Italien offenbarte schon viele Spuren von Schwäche, die auf den nahen Verfall des Hunnenreiches hindeuteten. Durch das Klima und die Genüsse des Südens waren die Hunnen verweichlicht worden, Krankheiten und Schlachten hatten ihre Reihen gelichtet, und daß sie nicht unüberwindlich waren, hatte die Schlacht bei Chalons gezeigt. Das alles konnte den abhängigen Völkern nicht unbemerkt bleiben, die zwar noch Attila's gefürchteter Name im Gehorsam erhielt, doch das Verlangen, das lästige Joch abzuwerfen, schwerlich für die Dauer unterdrücken konnte. Daher war der Verfall und die Auflösung des großen Hunnenreichs unvermeidlich, sobald der mächtigen Hand, die es zusammengehalten hatte, der Scepter entsank. Ein zweiter Kriegszug, den Attila nach Gallien that, fiel unglücklich aus, er verlor gegen den Westgothenkönig Thrasimund eine Schlacht an der Loire, und mußte sich geschlagen zurückziehen [9]). Nach Attila's Tode 454 stritten seine uneinigen, von mehren Müttern geborenen Söhne über die Nachfolge oder Theilung, und diesen Zwist benutzten die germanischen Völker, sich von dem Hunnenjoche zu befreien. Ardarich, König der Gepiden, einst Attila's treuester Rathgeber, empörte sich zuerst, und griff im Bunde mit den Ostgothen zu den Waffen. Er gewann einen großen Sieg am Netad in Pannonien, bei welchem Ellak, Attila's ältester Sohn, Krone und Leben verlor. Die beiden andern Söhne Dengezik und Ernak zogen sich nach dem schwarzen Meere zurück, und munterten dadurch mehre unabhängige germanische Völkerschaften in dem ehemaligen Hunnenreiche wieder auf; so die Gepiden im ehemaligen Dacien, die Heruler neben ihnen, die Ostgothen in Pannonien am See Pelso, die Rugier, Turcilinger, Skyren und ein Theil der Heruler in Österreich und Baiern vereinigt. Auch die Thüringer rissen sich von der Hunnenherrschaft los, und ebenso die Sarmaten. Die germanischen Völker an der Donau setzten den Kampf gegen die Überreste der Hunnen fort. Dengezik ward von den Ostgothen bei Bassiana geschlagen, später führte er Krieg mit den Byzantinern, verlor endlich 469 eine Schlacht und das Leben gegen den Magister Militum Anogast. Sein Kopf wurde auf eine Stange gesteckt und in Constantinopel zur Schau herumgetragen. Ernak floh mit dem Reste seines Volks nach Kleinskythien, und strebte das tief erschütterte Reich wieder herzustellen; allein bald wurde er von Osten her durch die Avaren, von Norden durch die Iguren bedrängt und geschwächt, das große Hunnenreich zerfiel nun in mehre Kleinstaaten, die nach und nach von andern Völkern überwältigt wurden, oder auch freiwillig sich mit ihnen vereinigten. Kaum ein Menschenalter nach Attila's Tode war von dem großen Hunnenreiche keine Rede mehr. Zwar gedenken die byzantinischen Schriftsteller noch bis zum Anfange des siebenten Jahrh. der Hunnen, doch waren es nur einzelne Horden, derer sie erwähnen, die als Soldkrieger bei den Römern oder Persern dienten, oder den germanischen Völkern sich auf ihren Kriegszügen beigesellten. Auch nannten die mittelalterlichen Griechen alle ihnen unbekannte, aus dem Nordosten kommende Horden, die ihre Vorfahren im Alterthume Skythen genannt hatten, Hunnen. Zu vermuthen ist, daß mehre Volksstämme in Sibirien unmittelbare Nachkommen der Hunnen waren, deren Sitten, Lebensweise und Eigennamen auch bei den Avaren im Kaukasus wieder gefunden werden [10]).

(*Rauschnick.*)

Hunnenberg, s. Hungerberg.

Hunnencamp, s. Hahnenkamm.

HUNNENFLUH, ein durch seine runde, thurmähnliche Gestalt und durch die horizontale Lage seiner Schichten merkwürdiger Kalkfelsen, der sich am Eingange des Lauterbrunnenthales im berner Oberland in der Schweiz zu beträchtlicher Höhe senkrecht erhebt (Fluh, Flüe, Flühe ist in der schweizerischen Mundart eine Felswand). Der Ort, wo er steht, gleichsam als Bollwerk am Eingange des Thales, die Regelmäßigkeit seiner Schichten, die hier und dort senkrecht gespalten sind, und das Ansehen von Bausteinen, sowie die einem runden Bollwerk ähnliche Gestalt, haben ohne Zweifel diesen, wie manchen andern aus Hunnen und Hünen gebildeten Namen veranlaßt. (*Escher.*)

HUNNENHÖHLE (La Grotte des Huns); dieser Name wird hier (sowie der Hunnenfluh) hauptsächlich als Beispiel angeführt, wie die Hunnen, mit welchem Namen aber auch oft die Ungern oder Magyaren bezeichnet werden, überall in den Volkssagen eine wichtige Rolle spielen. Die Hunnenhöhle ist eine von der Natur gebildete Höhle im Besoncethale des eidgenössischen Cantons Wallis, im Zehenten Herens. Sie ist 670 Fuß über dem Thalgrund in einem steilen Felsen, und kann nur mit Hilfe von Leitern oder Stricken erreicht werden. Inwendig ist sie mit Holz ausgelegt, und mag einem Einsiedler als Wohnung gedient haben. Unter dem umwohnenden Volke hat sich die Sage erhalten, sie habe mehre Jahre einer Familie flüchtiger Hunnen, oder einer vor ihnen flüchtenden Familie als Wohnung gedient. (*Escher.*)

HUNNIS (William), Mitglied der königl. Kapelle in London, und seit 1566 Vorsteher und erster Lehrer der Chorknaben bis an seinen Tod 1597. Weniger als Componist ausgezeichnet, machte er sich in England als Dichter einen Namen, besonders durch Übersetzung einiger Psalmen. (*G. W. Fink.*)

HUNNIUS, 1) Ägidius, Sohn armer, aber rechtschaffener Ältern, geb. zu Winnenden im Würtembergi-

9) *Jornandes* Cap. 43. *Sigbertus Gemblacensis* ad an. 455. Andere ziehen diesen zweiten Kriegszug Attila's in Zweifel, als *Eged. Bucherii* Belgium etc. XVII. Cap. 6. §. 1, 2. *A. Bonfini*, Hung. Decad. 1. Cap. 1.

10) Noch sind als Quellen über die Hunnen außer den bereits erwähnten zu benutzen: *Priscus*, Historiarum fragmenta inter Excerpta Constantini Porphyrogennetae, de Legationibus. Chronicon Paschale in Corp. Script. Hist. Byzant. *Idatii* Episcopi Chronicon ap. *J. J. Scaligerum* in Thesauro temporum; *Marcellini Comitis* Chronicon. *Zosimi Comitis* Historiarum Lib. VI; *Isidori Hispalensis* Historia Gothorum, Vandalorum, Suevorum ap. *M. F. Roessler.* Historia miscell. ap. *Muratori.*

schen am 21. Dec. 1550, und schon vor seiner Geburt [1]) der schwangern Mutter als ein großer Mann gleichsam vorher bezeichnet, da es ihr vorkam, als ob sie in der Kirche einen Halm von der Erde aufhöbe, der unter ihren Fingern zu einem Pfeiler der Kirche emporwuchs. Dadurch bewogen, den Sohn den Studien zu widmen, brachten ihn die Ältern aus der väterlichen Schule 1563 in die Klosterschulen nach Adelberg und Maulbrunn, wo er zwar unter böse Genossen gerieth, ihren Verführungen aber glücklich widerstand. Es ist ein Zug seines zarten Gewissens, wenn er von sich selbst erzählt, daß er sich einst Gedanken machte, er habe die Sünde wider den heiligen Geist begangen, von welcher er doch als ein damaliger Schüler noch keinen Begriff hatte. Voll Angst schlief er mit diesem Gedanken des Abends ein, und ebenso ängstlich erwachte er darauf am Morgen, ging in die Schule und fand auf dem Tische Joh. Spangenbergs Margarita Theologica aufgeschlagen, sodaß ihm gleich beim ersten Anblicke die Frage von der Sünde, über die er sich ängstigte, nebst Augustinus' Antwort in die Augen fiel, welcher sie für die beharrliche Unbußfertigkeit erklärte. Hierdurch wurde er völlig beruhigt und dankte der Vorsehung für diesen unverhofften Trost. Nach vollendeten Schulstudien bezog er 1565 die Universität Tübingen, und wurde 1567 im 17. Jahre Magister. Nun studirte er mit dem größten Fleiße Theologie, las Tag und Nacht in seiner lateinischen Bibel, in welche er beim Anfange mit großen Buchstaben aus Jes. 61, 10 die Worte eingezeichnet hatte: Ich freue mich im Herrn und meine Seele ꝛc. Acht Jahre übte er sich in den philosophischen und theologischen Wissenschaften, und gab im theolog. Seminarium solche Beweise seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, daß der Herzog ihn nicht, wie Andere, erst auf das Land ins Predigtamt beförderte, sondern 1574 zum Diakonus in Tübingen bestellte. Zwei Jahre darauf ersuchten die Landgrafen Wilhelm und Ludwig zu Hessen den Herzog Ludwig zu Würtemberg, ihnen einen gelehrten und fleißigen Theologen von der Akademie Tübingen als Prof. nach Marburg zu überlassen. Man fand Hunnius dazu am geschicktesten; nur er hielt sich zu schwach dazu. Heerbrand aber, auf den man vornehmlich angetragen hatte, und der diesen Ruf von sich ablehnte, bestand auf Hunnius, und sagte, er folge dem Beispiele Reuchlins, welcher ehedem durch Friedrich den Weisen von der Universität Tübingen nach Wittenberg wäre berufen worden, aber dafür Phil. Melanchthon mit der Versicherung nach Wittenberg gesandt hätte, dieser junge Mann werde ihn, als einen Alten, weit übertreffen. So ward nun Hunnius 1576 Professor der Theologie zu Marburg, und machte sich bei dem Fürsten, den Professoren und Studenten beliebt; der Landgraf schickte ihn mit einer vorzüglichen Empfehlung nach Tübingen, und ließ ihm daselbst in seinem 26. Jahre die theolog. Doctorwürde ertheilen. H. fuhr fort, mit großem Beifall in Marburg zu lehren, und gab auch viele Schriften von der Person Christi und dessen Sitzen zur Rechten Gottes, von der Abschaffung der Altäre, von der Erbsünde ꝛc. wider die Sacramentirer und Flacianer in Druck. Im J. 1592 erhielt er den Ruf als erster Professor der Theologie, Propst an der Schloßkirche und Consistorialassessor nach Wittenberg. Er war aber Anfangs mehr auswärts als in Wittenberg. Noch im J. 1592 findet man ihn unter den Kirchenvisitatoren im voigtländischen und thüringischen Kreise. Bald darauf nahm ihn der Administrator des Kurfürstenth. Sachsen, Friedrich Wilhelm, mit sich auf den Reichstag nach Regensburg. Im J. 1593 ging er auf Verlangen des Herzogs Friedrich IV. zu Liegnitz und Brieg nebst dem meißner Superintendenten, M. Wolfgang Mamphras, nach Schlesien, und beförderte die Kirchenreformation in diesem Fürstenthume. Nach der Zurückkunft hatte er gelehrte Kämpfe mit Sam. Huber, Bellarmin und Bareus, schrieb auch wider die damaligen Religionsveränderungen in Anhalt, wo man anfing, die Bilder, Orgeln und Altäre abzuschaffen. Im J. 1595 ward er Generalsuperintendent, wohnte 1601 dem zweiten Colloquio in Regensburg mit den Papisten bei, feierte in Wittenberg das Jubiläum 1602 mit einer Predigt über den 48. Psalm und den Tag darauf mit einer öffentlichen Rede vor der Akademie, und starb den 4. April 1603 an Steinschmerzen. Er hinterließ drei Söhne: D. Ägidius, Generalsuperintendent in Altenburg, D. Nikolaus, zuletzt Superintendent zu Lübeck, und Helfrich Ulrich, Professor zu Gießen und Marburg. Eine Sammlung seiner vielen Schriften erschien unter dem Titel: Opera omnia quae latine exstant quinque Tomis comprehensa, studio et opera *Helv. Garthii*, generi ejus (Witteb. 1607—1609. fol.). Man findet sie alle einzeln angegeben, sowie seine sämmtlichen teutschen Schriften in Striebers hessischer Gelehrtengesch. 6. Bd. S. 243—277 und 9. Bd. S. 391. Sein Leben hat Leonh. Hutter beschrieben. Auch findet man von ihm Nachrichten in Erdmanns Biogr. sämmtlicher Pröpste in Wittenberg, S. 17. Nr. 9; in *Frischlini* Memor. Theologor. Wirtenberg. p. 253 sq. und *Joh. Bismarks* vit. et res gestae praecipuorum Theolog. Orat. secunda (Halae 1614).

Ägidius der Jüngere, Sohn des Generalsuperintendenten gleiches Namens, geb. zu Wittenberg den 19. März 1594, verlor den Vater schon im neunten Jahre, worauf ihn sein Bruder Nikolaus, damals Professor daselbst, unterrichtete und studiren ließ. Er wurde am 20. Sept. 1614 Magister, bald darauf Adjunct der philosophischen Facultät, ging 1618 von Wittenberg nach Gießen, disputirte daselbst gegen Paul Stemius, casselischen Hofprediger, de imagine Dei et sacra coena Domini, auch de praedestinatione et sacra scriptura; durch Empfehlungsschreiben des Kurfürsten Johann Georg I. und der Universität Wittenberg wurde er in Gießen mit vieler Auszeichnung aufgenommen, hörte Menzer und Feuerborn, und blieb zwei Jahre daselbst, sah noch einige andere Universitäten und die vornehmsten Städte in Teutschland, kehrte 1612 von Strasburg nach Wittenberg zurück und wurde in demselben Jahre Licentiat der

1) *Adami* in vit. Germ. Theolog. p. 723.

Theologie. Da er auch in demſelben Jahre die Vocation zur Superintendentur in Sangerhauſen erhielt, promovirte er 1623 als Doctor der Theologie und disputirte de gravissimis pontificiorum criminalibus, quae circa locum de filio Dei committunt. Im J. 1624 bekam er die Generalſuperintendentur mit der Conſiſtorialaſſeſſorſtelle zu Altenburg; er duldete dort viel Ungemach zur Peſt- und Kriegeszeit, theilte den Armen im Kriege reichlich mit, reichte den Peſtkranken das Abendmahl und half mit ſeinem noch einzig am Leben gebliebenen Collegen die Todten begraben. Er ſtarb am 29. April 1642. Außer den angezeigten Disputationen iſt von ihm ein Brief über Arnds Bücher vom wahren Chriſtenthum in Scharffs Suppl. Hist. Arnd. S. 156 fg. abgedruckt, den er an Gerhard nach Jena den 17. Jan. 1625 geſchrieben. Auch hinterließ er Libellus Comoediarum, s. Dramatum Sacrorum [2]). (*Rotermund.*)

2) Christian, ein geborener Thüringer, machte ſich als Muſiker zu Kronenburg in Dänemark durch heilige Geſänge bekannt, welche 1624 zu Erfurt gedruckt wurden unter dem Titel: Trias melodiarum sacrarum, sive Cantionum sacrarum 5, 8 et 10 vocum, tum vivae voci, tum omnibus instrumentis musicis accommodatae, cum adjecto contrapuncto etc. In neuern Zeiten machte ſich eine Familie Hunnius, ſeit 1800 Mann und Frau, als Theaterſänger bekannt. (*G. W. Fink.*)

3) Helfrich Ulrich, geb. zu Marburg am 17. März 1583, ein Sohn des daſigen, nachmals wittenbergiſchen, Profeſſors der Theologie, Ägidius H., und Bruder des Nikolaus H., welcher ſich gleichfalls in der evangeliſchen Kirche ausgezeichnet hat. Den erſten Unterricht genoß er in der Schule ſeiner Geburtsſtadt, und da ſein Vater 1592 nach Wittenberg abging, ſo fing er frühzeitig an, den juriſtiſchen Vorleſungen auf dieſer Univerſität beizuwohnen. Seine Fortſchritte in der Rechtswiſſenſchaft waren von der Art, daß er früh das Recht erhielt, Privatvorleſungen zu halten, und dieſe erwarben ihm das Vertrauen der Studenten. Der nachmalige ſchwediſche Kanzler Oxenſtierna, der Feldmarſchall Guſtav Horn, viele Dänen, Holſteiner und Pommern von Adel waren ſeine Zuhörer und verbreiteten ſeinen Ruf. Schon hatten ihm einige Fürſten Rathsdienſte, einige Städte Syndicate in ihrer Mitte anbieten laſſen; aber ſeine Neigung ging auf ein akademiſches Lehramt. Er ging dieſerhalb 1608 nach Gießen, erhielt dort die Doctorwürde, und ſuchte ſich ſowol durch Vorleſungen, als durch häufiges Disputiren dem Ziele ſeiner Wünſche zu nähern. Auf die Bitte ſeiner Mutter, welche ſeit 1603 Witwe geworden war, kehrte er nach Wittenberg zurück, um dort wiederum Privatvorleſungen für Adelige zu halten. Indeſſen wurde er von dem Landgrafen Ludwig von Heſſendarmſtadt, als Profeſſor der Rechte und unter dem Charakter eines Raths, 1613 wieder nach Gießen berufen, wo er bis 1625 verblieb, und während jener Zeit einen Ruf als Syndicus in Braunſchweig wiederholt ablehnte. Durch eine vom Kaiſer Ferdinand II. getroffene Entſcheidung auf dem regensburger Kur- und Fürſtentage vom J. 1623 wurde dem Landgrafen Ludwig Marburg zugeſprochen. Der Landgraf verſetzte nun 1625 Hunnius dorthin als erſten Rechtslehrer, auch ward er bald darauf Vicekanzler der Univerſität. Zu Jedermanns Verwunderung verließ er aber am 14. Mai 1630 ſeine dortige Stelle und trat in die Dienſte des damaligen Kurfürſten zu Trier und Biſchofs zu Speier, Philipp Chriſtoph, welcher ihn zum Rath und Kanzleidirector ſeines Bisthums ernannte. Seinen Wohnſitz nahm er in Philippsburg, wo er öffentlich zur katholiſchen Confeſſion überging, zu welcher er ſich ſchon in Marburg hingeneigt hatte. Sein Übertritt erregte großes Aufſehen, ſodaß er ſich genöthigt ſah, ſich dieſerhalb im J. 1631 zu rechtfertigen [1]). Er behauptet, durch Martin Becans Buch: De republica ecclesiastica, von der alleinigen Wahrheit der katholiſchen Religion ſo überzeugt worden zu ſein, daß er nicht anders habe handeln können. Zu Philippsburg blieb er nur einige Jahre, indem der damalige Krieg ſich immer weiter ausbreitete und ihn dort keine Sicherheit hoffen ließ. Mit Erlaubniß ſeines Landesherrn begab er ſich daher nach Cöln, der damaligen freien Reichsſtadt. Hier fand er eine ſehr freundliche Aufnahme bei dem Buchhändler Cornelius von Egmondt; auch machte er ſich bei vielen der dort vor der Kriegsgefahr hingeflüchteten Fürſten und Herren beliebt. So bedienten ſich ſeines Raths der Kurfürſt von Mainz, Anſelm Kaſimir, der Pfalzgraf von Neuenburg, Wolfgang Wilhelm, die Biſchöfe von Worms und Würzburg u. a. Die beiden erſten Fürſten ertheilten ihm ſogar die Würde eines Raths. Damit H. wenigſtens einigermaßen in der Gewohnheit zu lehren bleiben möchte, hielt er zugleich Vorleſungen über das kanoniſche Recht, und zwar mit vielem Beifalle. Doch mitten in dieſen Beſchäftigungen ereilte ihn der Tod am 27. März 1636; er ſtarb, wie v. Senckenberg [2]) berichtet, im großen Elende, nach Andern in äußerſter Verzweiflung. Seine Gattin folgte ihm mit ihren Kindern mit Widerwillen nach Cöln; auch ſie trat, nachdem ſie eine Zeit lang ſtandhaft widerſtrebt hatte, zur katholiſchen Confeſſion über.

Seine Zeitgenoſſen ſchildern ihn als einen braven und redlichen Mann; hauptſächlich rühmte man ſeine Annehmlichkeit im Umgange mit Hohen und Niedern, und die ſeltene Tugend der Duldſamkeit und Mäßigung gegen diejenigen, die ihn zum Zorne reizen wollten. Als

2) Vergl. *F. G. Gotteri* Elogia clarorum viror. Altenb. p. 38—40. Fortgeſ. Samml. der Unſch. Nachr. 1731. S. 474 fg.

1) Sancte atque religiose assevero, ſagt er in der Vorrede dieſer Rechtfertigungsſchrift, mutationem istam religionis neque levitate quadam, neque ulla spe consequendarum dignitatum, honorum, vel opum sed solius animae meae salutis gratia, a me susceptam esse. Quantis enim dignitatibus atque honoribus apud Lutheranos claruerim, quam amplis atque honestis praefuerim muneribus, quantaque auctoritate polluerim, non solum tota Hassia, sed omnes omnino, qui vel Gissae, vel Marburgi, quibus in locis integris sedecim annis commoratus fui, vixerunt, amplissimum testimonium mihi perhibebunt etc. 2) Meditat. jur. publ. illustr. p. 128.

Rechtsgelehrter war er vorzüglich im Civilrechte bewandert; dagegen fehlte es ihm an Urtheilskraft und Scharfsinn. In der lateinischen Sprache wohl geübt, hatte er sich in der teutschen sehr vernachlässigt. Schuppe [3]) sagt, er sei von den Kanzlisten ausgelacht worden, wenn sie Ausfertigungen von ihm in der Kanzlei in den Händen gehabt. Die meisten seiner Schriften haben sich selten gemacht. In dem folgenden Verzeichnisse sollen nur seine größern Werke und Abhandlungen, oder die Sammlungen von Disputationen genannt werden, da die Aufzählung der einzelnen, sehr zahlreich von ihm herausgegebenen, Dissertationen zu weit führen würde [4]). Erwähnt mögen daher folgende werden: Collegii Institutionum Disputationes XXII (Giess. 1609. 4. und mit den folgenden vermehrt, Giess. 1616, 1626); Dissertationes XII juris feudalis (Witteb. 1612. 4.); Discursus criminalis, quaestiones in foro quotidianas continens, cum annexis juris Saxonici et canonici differentiis (Giess. 1615. 4.); De transactione liber (ibid. 1615, 1624. 12.); De auctoritate et interpretatione juris tam canonici, quam civilis libri II. (ib. 1615. 12. Marb. 1630); Tractatus feudalis, olim in celeberrima academia Wittebergensi studiosae juventuti praelectus (Giess. 1616. 4., eine seiner vorzüglichsten Arbeiten, wiewol sie gegenwärtig Manches zu wünschen übrig läßt. Aus der Zuschrift ersieht man, daß dieses Collegienheft auf andern Universitäten häufig in fehlerhaften Abschriften cursirte, weshalb er es der Presse übergab); Variarum resolutionum libri IV. (Francof. 1616, 1620, 1646, 1670, 1697. 4.); Tractatus de pactis (Giess. 1616. 12.); Tractatus de jurisdictione (ibid. 1616. 12.); Tractatus de rerum aestimatione (ibid. 1616. 4.); Commentarius in libros Institutionum (ib. 1617. 4., rein casuistisch); Resolutiones absolutissimae in *Treutleri* Disputationes ad jus civile Justinianeum (Francof. 1617. drei Bände in 4.). Durch dieses Buch gerieth Hunnius mit Bachov, der um dieselbe Zeit, zu Heidelberg, seine Anmerkungen über die Treutlerschen Disputationen herauszugeben angefangen hatte, in eine heftige literarische Fehde. S. über dieselbe *Gundling*, Otia. T. I. p. 230 sq. und *Hermanni Goehausen*, Necessaria informatio super Bachovii animadversionum et Hunnii resolutionum ad Treutlerum libris (Rint. 1623. 4.); In Auth. *Habita* C. ne filius pro patre, Commentarius de privilegiis studiosorum (Giess. 1617, 1624); Tractatus de usufructu (ibid. 1618. 12.); Collegium criminale, ex Disputationibus XV Giessae habitis, constans (ibid. 1621. 4.); Collegii juris canonici Disputationes XIV (Francof. 1628. 4.); Invicta prorsus et indissolubilia XII argumenta, quibus convictus atque constrictus, relicta Lutherana secta, catholicam profitetur fidem (Heidelb. 1631. Col. 1632. 12. und teutsch Cöln 1634). Dagegen erschien *Petri Haberkorn*, Vindicatio Lutheranae fidei contra Hunnium (Marb. 1632), und *Joh. Himmel*, Solutio indissolubilium argumentorum Pontificiorum, quibus II. V. Hunnius illaqueatus fuit (Jenae 1633. 4.); Resolutio juridica trium praecipuarum praejudicialium Quaestionum, I. an Papam nominare Antichristum sit injuria, in ipsum Papam redundans; II. an sit injuria in Caesaream Majestatem et Status R. J. catholicos, redundans; III. an Protestantibus sive Evangelicis, vi Pacificationis religionis, liceat in concionibus suis et scriptis publicis Papam nominare Antichristum? (Trier 1631. 12.) Veranlassung zu diesem Werke, worin natürlich jene Fragen I und II bejaht, III dagegen verneint wird, gab *Wilh. Lyseri* Necessaria depulsio duarum gravissimarum accusationum, quibus Jesuitae ecclesiam Augustanae confessionis onerant (Witteb. 1628); XII Praejudicia et Responsa Lutheranorum et Calvinistarum de bonorum ecclesiasticorum a Protestantibus facta invasione deque earum facienda restitutione (Col. 1633. 4.); Encyclopaedia juris universi (ibid. 1638, 1642, 1657, 1675. fol.). Eine Methodik des Rechts, welche erst nach des Verf. Tode herausgekommen ist.

Nach Lipenius bibl. jurid. sollen von ihm auch noch Enarrationes in tit. Pand. de Regulis juris, zu Leipzig 1664. 4. gedruckt sein, indessen ist das Dasein dieses Buches mehr als zweifelhaft [5]). (*Spangenberg.*)

4) Nikolaus, ein Sohn des ältern und Bruder des jüngern Ägidius, war zu Marburg den 11. Jul. 1585 geboren, besuchte in Wittenberg die Stadtschule und hatte dabei Privatlehrer, bis er 1592 anfing, Collegien zu hören. Nachdem er Philosophie studirt hatte, wandte er sich zur Theologie, kehrte aber wieder zur erstern zurück, nachdem er auf dem Colloquio zu Regensburg, wohin er 1601 mit seinem Vater gereist war, ihren Nutzen hatte einsehen lernen. Im J. 1604 wurde er Magister und Adjunctus in der philosophischen Facultät zu Wittenberg, mit der Erlaubniß, auch theologische Vorlesungen zu halten. Im J. 1612 erhielt er die Superintendentur zu Eilenburg und wurde Doctor der Theologie, fünf Jahre darauf aber Professor der Theologie zu Wittenberg. Als 1623 in der Schürerschen Buchhandlung zu Wittenberg eine teutsche Bibelausgabe besorgt wurde, fand sich, daß darin, obschon Hunnius damals in Hinsicht auf theologische Artikel die Censur und Correctur zu besorgen hatte, Apokal. 14, 6 statt „ewigen" Evangeliums „neues" gedruckt war, was Hunnius, dessen Bruder D. Helfrich Ulrich eben damals zur römisch-katholischen Religion übergegangen war, selbst vom Consistorium, besonders von dem Oberhofprediger Hoe in Dresden, zur Last gelegt wurde, sodaß er aus Verdruß sich entschloß, seine Vaterstadt zu verlassen und die Superintendentur in Lübeck anzunehmen. Es wurde indessen bewiesen, daß ein katholischer Drucker nach der letzten Correctur des Hunnius jene Verfälschung bewerkstelligt hatte [1]). H. zog noch 1623

3) Miscellan. Lips. T. VI. p. 49. 4) Eine Angabe aller s. bei Jugler.

5) S. Jugler, Beiträge zur juristischen Biographie. 4. Bd. Nr. 10.

1) S. Oberlausitzer Beiträge zur Gelahrtheit u. deren Gesch. 3. Bd. 2. St. S. 510 fg.

nach Lübeck, erhielt im folgenden Jahre die Superintendentur, schwächte aber seine gute Gesundheit durch vieles Arbeiten und Studiren so sehr, daß er erkrankte, sein Gedächtniß verlor und am 1. Oct. 1643 starb. Seine vornehmsten Schriften sind: *Διάσκεψις* Theologica, de fundamentali dissensu doctrinae Evangelicae Lutheranae et Calvinianae seu Reformatae cum praemissa consideratione *ὑποκρίσεως* Calvinianae Dortrechtana Synodo proditae (Witteb. 1626 und 1663); eine sehr wichtige Schrift über diesen Punkt. Ferner: Epitome credendorum oder kurzer Inhalt christlicher Lehre (Das. 1625 und 1665); Viele zogen damals diese Schrift *Hutteri* Compendio vor. Dann: Apostasia Romanae ecclesiae ab antiqua apostolica vereque Christiana puritate salutaris doctrinae fidei, cultus et religionis (ibid. et Lubec. 1631. 12. Francof. 1665); sehr viele Disputationen und andere Gelegenheitsschriften, die man theils in Jöchers Gelehrten-Lexikon, noch vollständiger in Sebast. Meiers orat. funebr. auf Nik. Hunnius findet [2]). (*Rotermund.*)

Hunold, Herzoge von Aquitanien, s. Hunald.

HUNOLD (Christian Friedrich), war 1680 zu Wandersleben, einem unweit Arnstadt in Thüringen gelegenen, Marktflecken geboren, und der Sohn eines gräflich hatzfeldschen Amtmanns, der ihm in früher Jugend durch den Tod entrissen wurde. Den ersten Unterricht verdankte er der Schule zu Arnstadt, seine spätere Bildung dem Gymnasium zu Weißenfels. Während eines einjährigen Aufenthalts zu Jena widmete er sich dort vorzugsweise der Jurisprudenz. August Bohse, als Dichter unter dem Namen Talander bekannt [1]), war sein Hauptführer im Gebiete jener Wissenschaft. Zugleich beschäftigte er sich mit den ältern und neuern Sprachen, besonders aber auch mit der Poesie. Er liebte ein lustiges Leben, war ein Freund der Musik, des Tanzes und Fechtens, und bei einem einnehmenden Äußern und heitern Humor überall willkommen in geselligen Kreisen. In Weißenfels, wohin ihn öftere Erholungsreisen führten, verliebte er sich in die Schwester eines akademischen Freundes, die er in seinen Schriften unter dem Namen Selimene und Dulcimene feierte. Durch diesen Umgang, verbunden mit seiner ungeregelten Lebensweise, zerrüttete er den Zustand seiner Finanzen in solchem Grade, daß er Jena und Weißenfels und die Geliebte verlassen, und den Plan aufgeben mußte, ihr die Hand am Altare zu reichen. Der Zufall führte ihn (1700) nach Hamburg, wo er als Schreiber bei einem Advocaten eine kärgliche Subsistenz fand. Seine Einkünfte vermehrten sich indessen, als er einzelnen Gymnasiasten in der Dichtkunst und Rhetorik Unterricht ertheilte. Er erwarb sich dadurch manche Bekanntschaften, die zu seiner Empfehlung dienen konnten. Mit dem Advocaten, dem er als Schreiber gedient, entzweite er sich bald, und der Mangel an Erwerbsquellen führte ihn zur Schriftstellerei. Unter dem angenommenen Namen Menantes, den er späterhin stets als Schriftsteller führte, ließ er im J. 1700 zu Hamburg seinen ersten Roman: Die verliebte und galante Welt, drucken, der ein besonderes Interesse erhielt durch die darein verflochtenen Anekdoten von dem Hofe zu Weißenfels. Bereits nach einem halben Jahre mußte eine zweite Auflage jenes Products veranstaltet werden. Seit jener Zeit erhielt er von Buchhändlern mehrfache Anträge zu literärischen Arbeiten. Dahin gehören seine Curieusen Sendschreiben, darin politische, historische und sonst beliebte Materien abgehandelt werden (Hamb. 1701. 4.); Edle Bemühung müßiger Stunden in galanten, verliebten und satyrischen Gedichten (Ebend. 1702. Neue Aufl. 2 Theile. Ebend. 1703); Die allerneueste Manier, höflich und galant zu schreiben (Ebend. 1702); Die liebenswürdige Adelie (Ebend. 1703) u. m. a. [2]). Durch einige Opern und Singspiele, als: Salomo (Hamb. 1704. 4.), Nebukadnezar (Ebend. 1704. 4.) u. a. m., die er für die hamburger Bühne schrieb, und die, so mittelmäßig sie auch waren, vielen Beifall fanden, ward er mit dem hamburger Dichter Postel bekannt. Gemeinschaftlich mit diesem gerieth er in eine literarische Fehde mit dem Epigrammatisten Wernicke, der über die Auswüchse der damals viel geltenden Poesie Hofmannswaldau's und Lohensteins zu spotten gewagt hatte. Postel, der mehre Epigramme Wernicke's auf sich selbst deutete, hatte geglaubt, sich und Lohenstein vertheidigen zu müssen durch ein Sonett, in welchem Wernicke als ein Hase bezeichnet wird, der auf dem todten Löwen Lohenstein herumspringt. Wernicke schrieb dagegen ein Heldengedicht, wie er es komisch nannte, das heißt eine satyrische Erzählung, in welcher Hans Sachs, damals oft verspottet, den Reimer Postel, in jener Erzählung durch Buchstabenwechsel in Stelpo verändert, feierlich zu seinem Nachfolger ernennt. Für seinen Freund Postel, welcher beschämt schwieg, ergriff Hunold die Feder, und schrieb ein plattes Gedicht unter dem Titel: Der Poesie rechtmäßige Klage über die gekrönten und andern närrischen Poeten [3]). Wernicke, über den schalen Witz dieses Gedichts entrüstet, sann auf Rache. Er übersetzte eine in H.'s Gedichten befindliche satyrische Grabschrift auf den König von Spanien, Karl II., ins Spanische und Französische, und wies sie dem spanischen und französischen Residenten in Hamburg. Als diese bei dem dortigen Magistrate Genugthuung verlangten, ließ H., zu rechter Zeit davon be-

2) Sie ist abgedruckt in *Witten*, Memor. Theologor. nostri Saecul. Decas quinta, p. 580—614. Starke, Lübecker Kirchenhistorie. 5. Th. S. 742 fg.

1) S. über ihn Heinr. Döring, Galerie teutscher Dichter u. Prosaisten (Gotha 1831). S. 81 fg.

2) Man findet sie verzeichnet in Jöchers Gelehrten-Lexikon. 2. Th. S. 1779; in den Beiträgen zur kritischen Historie der teutschen Sprache, Poesie u. Beredsamkeit. 3. Bd. 10. St. S. 218 fg.; in Degens Literatur der teutschen Übersetzungen der Griechen. 1. Bd. S. 45, 309; in Kochs Compendium der teutschen Literaturgeschichte. 2. Bd. S. 264; in Jördens Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. 2. Bd. S. 493 fg. und in Raßmanns literar. Handwörterbuch d. verstorb. teutschen Dichter. S. 77 fg.

3) Die Verse, welche sich auf Wernicke beziehen, lauten:

Die Überschriften sind oft ihrer Narrheit Pfänder,
Und stellen sich doch noch mit großen Titeln ein;
Zwar große Schellen pflegt ein großer Narr zu haben ꝛc.

nachrichtigt, das Blatt, auf dem die Grabschrift stand, umdrucken, und schrieb statt derselben ebenso viele Zeilen auf die Geburt der Prinzessin von Weißenfels. Er ließ an die sämmtlichen Rathsherren Exemplare austheilen, und Drucker und Verleger gaben das Exemplar, worauf die Grabschrift stand, für einen Nachdruck aus. Hunold war auf diese Weise gerechtfertigt. Er unterließ indessen nicht, in einer Kritik, die er seiner neuesten Art, höflich und galant zu schreiben, beifügte, die von Wernicke herausgegebenen Überschriften hart zu tadeln [4]). Bei einer neuen Ausgabe seiner Gedichte züchtigte ihn Wernicke dafür; besonders in dem Epigramm: An den teutschen Mävius [5]). Des Federkriegs nicht müde, der beiden Parteien wenig Ehre brachte, beantwortete H. jenen Spott in seinem Schauspiele: Der thörichte Pritschmeister oder schwärmende Poet, betitelt [6]), in welchem Wernicke, dessen Namen man in Hamburg Warneck ausgesprochen zu haben scheint, Narrweck heißt [7]). In diesem Stück ohne Kraft und Salz benutzte H. Wernicke's Äußerung in der Vorrede zu seinen Überschriften: „daß er sich zu London in den sichern Hoffnungen auf Beförderung plötzlich getäuscht gesehen" zu der lügenhaften Notiz: „Wernicke sei wegen gefährlicher Machinationen wider den König, unter welchem er gelebt, in das Gefängniß geworfen, sei aber aus demselben gebrochen, und habe als ein Landläufer sich salviret" [8]). Und an einer andern Stelle heißt es: „König Wilhelm von England habe 1696 eine Execution mit unterschiedlichen Verbrechern vorgenommen; seit der Zeit liege Wernicken der Strang immer im Kopfe, sodaß er auch Andere damit belegen wolle."

Nachtheilig für H.'s Sitten wirkte der Umgang mit einigen Schauspielerinnen, die er durch seine Singspiele und Opern kennen gelernt hatte. Vorzüglich aber sank er in der allgemeinen Achtung, als er in einem satyrischen Roman mehre angesehene Bewohner Hamburgs lächerlich zu machen gesucht hatte. Dies Werk wurde als ein persönliches Pasquill confiscirt. Hunold selbst aber hatte sich in Hamburg so verhaßt gemacht, daß er (1706) sich genöthigt sah, diesen Ort zu verlassen. Getäuscht in der Hoffnung, zu Braunschweig eine Anstellung zu finden, ging er nach Thüringen und in seinen Geburtsort Wandersleben zurück. Dort beschäftigte er sich mit einigen literarischen Arbeiten. In jene Zeit 1707 fällt unter andern seine: Allerneueste Art, zur reinen und galanten Poesie zu gelangen. Im J. 1708 reiste er nach Braunschweig, wo sich ihm abermals Hoffnungen zur Beförderung zeigten, blieb aber auf Zureden einiger Freunde, die er unterweges traf, in Halle. Dort hielt er Vorlesungen über Moral, Rhetorik und Dichtkunst, und las späterhin, nachdem er (1714) durch Vertheidigung seiner Dissertation: De testamentis irrevocabilibus, Doctor der Rechte geworden war, auch mit Beifall juristische Collegien. Daneben beschäftigte er sich mit der Abfassung einiger Schriften, zu denen besonders verschiedene Sammlungen seiner Gedichte und eine Auswahl von Briefen gehörten [9]). Er schien zu einer geregeltern Lebensweise zurückgekehrt und zugleich ein strenger Richter geworden zu sein über seine frühern literärischen Producte. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht sein Selbstgeständniß: „Ich wünschte," sagt er in der Vorrede zu seinen akademischen Nebenstunden, „daß viele meiner Schriften in ihrer ersten Geburt erstickt wären. Die Poesie, wie sie von mir und vielen Andern getrieben worden, hat mehrentheils einen geringen Nutzen, und noch weniger Tugend in sich. Keine geringe Schande ist es, daß die sonst edelsten Gedanken von den Menschen so verwahrloset und so unreif, oder als die ungestaltesten Misgeburten in die Welt gebracht werden. Meine Feder hatte einige Worte in ihrem Vermögen, so meinte ich schon zu fliegen. Ich war jung; von Tugend besaß ich nichts, und von Wissenschaften nur sehr geringe Kenntniß, und gleichwol wollte ich hoch hinaus. Ich hatte von des Adlers Fluge zur Sonne gehört, und dachte mit den blöden Augen meines verfinsterten Verstandes eine so jähe Bahn gleich zu finden; allein ich gerieth mit den Sinnen unter die Eulen, welche die Nacht lieben und den Tag scheuen, oder vielmehr die Nacht für den Tag halten." Ein frühzeitiger Tod setzte (1721) seinem Leben im 41. Jahr ein Ziel. Auf einen wahrhaft poetischen Nachruhm hatte er keine Ansprüche. Aber es fehlte ihm dessenungeachtet nicht an Talent, und beson-

4) Diese Kritik führt den Titel: Schreiben an einen gelehrten Freund von einigen schlimmen Poeten und andern unzeitigen Scribenten. 5) S. Wernicke's Überschriften. S. 328 fg.

Freund, hast Du keinen Witz, und willst doch etwas schreiben,
Das dem Verleger nicht soll auf dem Halse bleiben,
So habe keine Furcht, verachte Strang und Ruth',
Und schimpf' ein königlich, so freund- als feindlich Blut.
Laß oft ein stinkend Wort in Lesers Nase rauchen,
Und schreib' auf das Papier, wozu es zu gebrauchen. —
Sprich einem Gönner zu *), den Du Dir hast erkohren,
Und schlag' ihm, weil Du rühmst, das Rauchfaß um die Ohren.
Gib einem Freund' von ihm, nächst nach ihm, grobe Stich',
Damit es scheinen mög', als — ja, als hieß er's Dich.
Such' eine Grabschrift auf, die aus der Höll' herstammet,
Und zeige, wie man sich vors Andern Witz verdammet.
Du siehst, mein Rath ist gut, und plagt die Denksucht Dich,
So table, wo Du willst, rühm' aber niemals mich.

6) Der vollständige Titel lautet: Der thörichte Pritschmeister oder schwärmende Poet, in einer lustigen Komödie über eines Anonymi Überschriften, Schäfergedichte und unverschämte Durchhechelung der Hofmannswaldauischen Schriften, auf sonderbare Veranlassung allen Liebhabern der reinen Poesie zu gefallen, ans Licht gestellt von Menantes (Coblenz, bei Peter Marteau dem Jüngern [eigentlich Hamburg, bei Gottfried Liebernickel] 1704). Die Personen dieses Possenspiels sind: ein Gelehrter, der von seinen Renten lebt, ein Schulmeister, ein Erzpritschmeister, ein lustiger Bedienter, ein Pegnitzschäfer, der Geist des Hans Sachs, Mirandole, in die sich der Erzpritschmeister verliebt, Amaryllis, des Gelehrten Tochter, die er gleichfalls liebt, eine Schustersmagd, eine Milchdirne und eine Trödelfrau. 7) Seltsam genug muß man in Jöchers Gelehrten-Lexikon den Namen Wernicke unter Narrweck suchen. S. das ebenangeführte Werk. 3. Th. S. 818. 8) S. den thörichten Pritschmeister. S. 90 fg.

*) Der damalige königl. dänische Resident v. Hagedorn.

9) Akademische Nebenstunden allerhand neuer Gedichte, nebst einer Anleitung zur vernünftigen Poesie (Halle 1713. Neue Ausg. Ebend. 1725). Theatralische, vermischte und geistliche Gedichte (Hamburg 1715). Auserlesene Briefe (Halle 1714). 2 Thle.

ders nicht an großer Regsamkeit des Geistes. Den geringsten Werth hat der Theil seiner Schriften, der seine galanten Romane umfaßt. Sie unterscheiden sich wenig von ähnlichen Producten dieser Art, die aus der Feder seines Vorbildes August Bohse oder Talander flossen. Wenigstens einzelne gelungene Stellen finden sich in seinen Gedichten, besonders in den spätern, wo ein moralischer Ernst über seinen frühern Leichtsinn das Übergewicht gewonnen hatte. Unter seinen Epigrammen befinden sich manche gelungene [10]). In den meisten seiner poetischen Arbeiten sank er indessen zur nüchternsten Prosa herab. Wie armselige Begriffe er vom Dichten hatte, zeigt seine Anleitung zur vernünftigen Poesie, die er den im J. 1713 zu Halle herausgegeb. Akademischen Nebenstunden beifügte. Das meiste Talent hatte er unstreitig zur satyrischen Poesie. Zur musikalischen führte ihn die Aufnahme, welche damals die Musik in Hamburg fand. Aber seine Singspiele sind geistlos, und seinen Cantaten, in der italienischen Manier gedichtet, kann nur ein mäßiger Werth zugestanden werden. Sein Bildniß befindet sich vor (Wedels) Geheimen Nachrichten und Briefen von Herrn Menantes' Leben und Schriften (Cöln 1731) und in dem zweiten Bande von Leonhard Meisters Charakteristik teutscher Dichter [11]). (*Heinr. Döring.*)

Hunoldsburg, s. Hundisburg.

Hunoldshusen, s. Hundelshausen.

HUNOLSTEIN, 1) Topogr. Dorf in der preussischen Provinz Niederrhein, des Regierungsbezirks Trier, Kreis Berncastel, drei Stunden vom Kreisamte gleiches Namens entfernt, mit 50 Wohnhäusern und 300 Einw., welche sich sämmtlich vom Ackerbaue nähren. Dicht dabei auf einer Bergkoppe liegen die Ruinen des Stammschlosses der Grafen und Reichsfreiherren Voglen von und zu Hunolstein. Über die Erbauung dieses Schlosses, welche sich in die frühesten Zeiten des Faustrechts verläuft, fehlt es gänzlich an Nachrichten. Dieses Dorf bildete einen Theil der Herrschaft Hunolstein, welche zusammengesetzt war: a) aus den ganz hunolsteinischen Ortschaften Hunolstein, Berglicrot, Riedenburg, Grafendhron, Bäsch, Merchheid, Heintzerath, Elzenrath, Odert und Weisberath; b) aus den gemeinschaftlich hunolsteinischen und trierschen Orten: Gutenthal, Horel, Wolzburg und Horath; c) aus den gemeinschaftlich hunolsteinischen und mariminischen Orten: Prüdlich, Breit, Schoenberg und Müstert. Im 15. Jahrh. verpfändete die Familie von Hunolstein diese Herrschaft an Kurtrier, das einen solchen Gefallen daran hatte, daß es die Rückgabe unter allerhand Vorwänden hinzuhalten wußte, bis die Franzosen solche als kurfürstliche Domaine an sich zogen, und trotz der Einwände der Familie von Hunolstein mit den übrigen Nationalgütern verschleuderten. Die Ruine, von der lange noch ein Theil eines Thurmes stand, ist in neuester Zeit bis auf die Erde abgetragen worden. Die Burg scheint übrigens nicht sehr groß gewesen zu sein.

2) Geneal. Dieses gräfliche und reichsfreiherrliche Geschlecht leitet seine Abstammung von dem Kaiser Claudius Tiberius Drusus ab. Der ursprüngliche Name soll Drusus gewesen sein, bis dieselben von Karl dem Großen zu Administratoren der im Erzstifte Trier liegenden Reichsvoigtei Hunoldstein (dieser Reichsvoigte oder Advocatorum imperii waren sieben, welche den Reichsfreiherren gleich gehalten, auch auf der Reichsgrafenbank als Reichsstände Sitz und Stimme gehabt) erblich belehnt wurden. Unter dem Kaiser Otto III. wurde der Familie diese Reichsvoigtei mit allen hohen und niedern Gerechtigkeiten geschenkt; von welcher Zeit an sie auch den Namen dieser Reichsvoigtei gegen ihren frühern Drusus vertauscht zu haben scheinen *).

Im J. 1092 heirathete eine Tiburtia Vogtin von Hunoldstein einen Andreas von Dalberg. Ums Jahr 1292 wird ein Hugo v. H. unter den treuen Anhängern des ritterlichen Adolf von Nassau aufgeführt; ob er besser belohnt wurde, als sein Abkömmling grade 500 Jahre später, welcher einem Nachkommen des tapfern Adolfs Vermögen und Alles zum Opfer brachte, darüber schweigen die Nachrichten. Im J. 1480 starb ein Philipp v. H. als Domdechant; sowie 1482 eine Anna v. H., Äbtissin zu Herstadten war. Diese Familie war immer sehr mächtig, was schon daraus erhellt, daß zu den vom Reichstage 1471 ausgeschriebenen 1000 Mann die Herren v. H. zu Aschaffenburg zwei Mann zu Pferd und

10) Zwei und dreißig Sinngedichte Hunolds findet man in Haug und Weissers epigrammatischer Anthologie. 3. Th. S. 27 fg. 9. Th. S. 181 fg. 11) Vergl. außer Wedels eben angeführter Schrift die Beiträge zur kritischen Historie der teutschen Sprache, Poesie u. Beredsamkeit. 1. Bd. 3. St. S. 539 fg. Sammlung züricherischer Streitschriften zur Verbesserung des teutschen Geschmacks. 1. Bd. 2. St. S. 115 fg. *Jo. Molleri* Cimbria literata. T. II. p. 389 sq. Koch, Compendium der teutschen Literaturgesch. 2. Bd. S. 264. Flögel, Gesch. der komischen Literatur. 3. Bd. S. 465 fg. L. Meister, Charakteristik teutscher Dichter. 2. Bd. S. 64 fg. Jördens, Lexikon teutscher Dichter u. Prosaisten. 2. Bd. S. 488 fg. 6. Bd. S. 354 fg. Bouterwek, Geschichte der Poesie u. Beredsamkeit. 10. Bd. S. 336 fg. Eichhorn, Geschichte der Literatur. 4. Bd. 2. Abth. S. 779, 913, 918, 945, 1003, 1026. Lessing, Collectaneen zur Literatur, herausgegeben v. J. J. Eschenburg. 2. Bd. S. 218, 225. Fr. Horn, Gesch. u. Kritik der teutschen Poesie u. Beredsamkeit. S. 172 fg. Dessen Poesie u. Beredsamkeit der Teutschen. 2. Bd. S. 118 fg. Raßmann, Literar. Handwörterbuch der verstorb. teutschen Dichter. S. 77 fg.

*) In der Bibliotheca equestris, T. II. werden bei der Beschreibung der Turniere folgende von der Familie aufgeführt: 1) Von dem sechsten Turniere, gehalten zu Trier 1009, heißt es: „Den ersten Dank gab Frau Tiburtia, Herrn Endressen von Dalberg verlassen Wittib, geborene Vogtin von Honoltstein, Herrn Jakobo von Elrichshausen, als ein Franken." 2) Auf dem achten Turniere, gehalten im J. 1080 zu Augsburg, befand sich unter denen: „die an der Schauw ausgestellt wurden," Johann v. Honoltstein. 3) Auf dem neunten zu Göttingen gehaltenen Turniere 1190 ist ein Georg v. Honoltstein unter denen aufgeführt: „welche in diesem Turnier empfangen und geschlagen worden sind." 4) Auf dem 13. zu Worms 1209 gehaltenen Turniere sind unter denen, welche dieselbe besucht und darauf geritten haben, aufgeführt: unter den Rittern Ernst v. Honoltstein, und unter den Edlen Heinrich v. Honoltstein. 5) Auf dem 18. zu Ingelheim 1337 gehaltenen Turnier ist unter den Edlen, welche auf diesem Turniere geritten haben, aufgeführt: Hans v. Honoltstein.

Philosophie im Gymnasium Castrense, darauf Theologie in der Abtei St. Gertrudis vor. Die hebräische Sprache lehrte er ein Jahr im Collegium trilingue Bussidianum, und die griechische vier Jahre lang. Er gehörte zu den löwenschen Theologen, welche die Vulgata berichtigten, wie aus der Unterschrift, am Ende der Offenbarung Johannis in der Ausgabe der Biblia sacra, quid in hac editione praestitum sit (Antw. 1578) erhellt, war sehr thätig bei der Ausarbeitung der antwerpner Polyglotte, wozu er vom Könige Philipp II. beauftragt war. Weil Gregor XIII. an ihn schrieb, er möchte die Patres mit den Manuscripten vergleichen, damit der Abdruck der Bibel desto richtiger werde, so war er im Begriffe, dieses zu thun, als ihn am 10. Sept. 1577 (nach andern Angaben 8. Sept. 1578) der Tod ereilte. Man hat von ihm Dialectica s. generalia Logices praecepta (Antw. und auch an andern Orten gedruckt); Prodidagmata Logices (ibid.); Catechismus Catholicus (ibid. 1570) und ein Schema dazu (1567); De Sacrament. ecclesiae Axiomata (ibid. 1570); D. Thomae Aquinatis summa, e Mss. restituta (ibid. Fol.) *). (*Rotermund.*)

HUNNEBERG, ein isolirter bewaldeter Berg in Westgothland, am Wenarn, dem Halleberg gegenüber (s. Halleberg), etwa ¾ Meile im Durchmesser und von doppelt so großem Umfang als dieser, doch minder hoch. Der Hunneberg trägt 23 kleine fischreiche Seen, die zum Theil als Bäche abfließen; einer dieser Bäche bildet einen hohen schmalen Wasserfall, der in der Ferne einem lieblichen Silberbande gleicht, und den höhern, wenngleich nicht den wasserreichern, Katarakten der Schweiz an die Seite gestellt werden darf. Vergleiche übrigens Halleberg. (*v. Schubert.*)

HUNNEINE oder HONNEINE, vollständig Ras Hunneine oder Ras Honneine, d. i. das Cap Honneine. S. Honein. (*Gustav Flügel.*)

HUNNEN. Wenngleich die Hunnen eine der folgenreichsten Weltbegebenheiten, die große Völkerwanderung, veranlaßt, und einen entschiedenen, wiewol nur kurzen Einfluß, auf das Völkerleben unseres Erdtheils ausgeübt haben, so ist doch ihr Ursprung und ihre frühere Geschichte in ein tiefes Dunkel gehüllt. Leicht erklärbar; denn sie selbst waren zu roh, um für die Aufbewahrung ihrer Begebenheiten durch Schriften oder mündliche Überlieferung zu sorgen, die Geschichtsschreiber der gebildeten Völker aber zur Zeit ihres Auftretens entbehrten sowie alles Geschmacks, auch aller Kritik, daher sie denn zwar eine Menge ungereimter Fabeln, doch keine befriedigenden Thatsachen aus der frühern Geschichte der Hunnen liefern.

Vor Theodosius des Jüngern Regierung 448 werden von den byzantinischen Schriftstellern die Hunnen selten erwähnt [1]). Spätere Geschichtsschreiber gedenken ihrer Herkunft entweder gar nicht, oder erzählen davon die abgeschmacktesten Fabeln [2]). Erst in neuern Zeiten hat der Geschichtsforscher de Guignes [3]) Spuren ihres Ursprungs aufzufinden geglaubt, und da seiner Ansicht auch Gatterer, Gibbon, Johannes von Müller und andere Geschichtsschreiber von berühmten Namen beigetreten sind, so dürfen solche, wenn sie gleich von mehren namhaften Schriftstellern bestritten worden sind [4]), hier nicht unberücksichtigt bleiben. Seine Quellen sind die chinesischen Jahrbücher. Ihm zufolge lebte im Norden von China in uralten Zeiten ein Hirtenvolk, Hjongnu genannt, deren einzelne Horden sich 1230 Jahr vor Chr. Geb. näher aneinander schlossen, und anfingen, Eroberungen zu machen, sodaß ihr Oberhaupt, das sie Tanju nannten, und seinen Sitz an den Quellen der Flüsse Selinga und Onon hatte, Herrscher eines großen Reichs wurde. Seine Völker lebten fortwährend unter Zelten, und fielen den Chinesen durch Räubereien beschwerlich; daher denn diese auch zum Schutze gegen sie die große Mauer errichteten [5]).

209 Jahre vor Chr. gelangte Mete durch den Mord seines Vaters Teuman zur Würde des Tanju. Er war ein berühmter Eroberer, der sich viele Nachbarvölker unterwarf, auch den Kaiser Kaoti von China schlug und zinsbar machte. Damals soll das Reich der Hjongnu sich vom japanischen Meere bis zur Wolga und über den größten Theil von Sibirien erstreckt haben. Lange blieb China abhängig, bis durch die Politik des Kaisers Vuti aus der Dynastie Han (von 141 bis 87 vor Chr.) und seiner Nachfolger mehre den Hjongnu unterworfene Volksstämme von ihnen abfielen, und Vasallen oder Bundesgenossen der Chinesen wurden, wodurch denn das Reich der Hjongnu in Verfall gerieth. Der Tanju mußte sich im Jahre 51 dem Kaiser unterwerfen und den Treueid leisten. Die Versuche, sich von der chinesischen Hoheit frei zu machen, mislangen, und innere Zwietracht schwächte die Hjongnu immer mehr. Acht Horden trennten sich im J. 48 nach Chr. Geb. von den übrigen und stifteten ein besonderes Reich, das der südlichen Hjongnu unter chinesischem Schutze; die nördlichen wurden von einem andern Nomadenvolke, den Sienpi, im J. 93 überwältigt. 58 Horden zogen nach Süden, und erhielten die Erlaubniß der chinesischen Kaiser an den Grenzen der Provinz Chansi zu wohnen. Noch andere Stämme der Hjongnu, die ihre Unabhängigkeit retten wollten, zogen weiter nach Westen und gründeten am Jaik das Reich der westlichen Hjongnu. Diese sollen die Stammväter der Hunnen sein. Im dritten Jahrh. wurden die Sienpi durch die Topa verdrängt. Sie verjagten wie-

*) Vergl. *Andreae*, Bibl. Belg. p. 94 sq. *Swertii* Athen. Belg. p. 148 sq.

1) *J. G. Stritter*, Memoriae populorum etc. Script. Hist. erutae etc. Tit. I. p. 459.

2) Nach *Jornandes*, De rebus geticis, Cap. 24, waren die Hunnen Abkömmlinge der Alraunen (skythischer Hexen), die von dem Gothenkönige Filimer in die Einöde verbannt, mit den bösen Geistern die ungeschlachte Menschenart erzeugt hatten. 3) Histoire générale de Huns etc. Vol. IV. (Paris 1756—1758). 4) Unter andern von Ch. J. Rösler in Diss. de magna gentium migratione ejusque impulsu (Tubing. 1795. 4.) u. Schlözer, Nordische Geschichte. S. 251 u. 347. 5) *de Guignes* T. II. p. 59.

derum die Hunnen, die nun in zwei Abtheilungen weiter zogen, die eine nach dem Oxus, die andere nach der Wolga. Die erstern ließen sich an der Ostseite des caspischen Meeres in Sogdiana nieder, und wurden weiße Hunnen, Euthaliten oder Nephtaliten genannt, gehorchten einem König und führten mit den Sassaniden, besonders mit Feruz von 460—487 heftige Kriege. Die zweite zahlreichere Abtheilung zog nordwestlich, nahm in dem rauhern Klima auch rauhere Sitten an, erkannte die Oberherrschaft eines Tanju nicht mehr, sondern verbreitete sich in einzelne Horden, an deren Spitze die Mursas oder Stammhäupter standen, bis zum östlichen Ufer der Wolga, und gab, als sie diesen Fluß überschritt, den ersten Anlaß zu der großen Völkerwanderung.

In dieser Ableitung der Hunnen von den Hjongnu finden sich einige, nicht wohl zu lösende, Schwierigkeiten, und überdies ist die chinesische Chronologie höchst unzuverlässig; billig bleibt sie daher bis auf nähere Beweise dem Zweifel unterworfen. Die eigentliche beglaubte Geschichte der Hunnen beginnt erst mit ihrem Zusammentreffen mit den westlichen Völkern, deren Berichte theils von Augenzeugen entworfen, theils aus den Überlieferungen der Zeitgenossen zusammengetragen sind. Aus ihnen ist zu entnehmen, daß die Hunnen ein aus dem fernen Osten kommendes Hirten- und Jägervolk waren, welches seit der letzten Hälfte des vierten Jahrh. an der Ostseite der Wolga lebte. Aus der Beschreibung ihrer Körperbeschaffenheit geht eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den im Mittelalter auftretenden Mongolen und den in neuern Zeiten auch uns Teutschen nicht unbekannt gebliebenen Kalmücken hervor, und deutet auf die Stammverwandtschaft dieser Völker hin, deren Gestalt und Lebensweise nur das Ergebniß der unwirthbaren Steppen des östlichen Asiens zu sein scheinen. Die Hunnen hatten einen untersetzten Körper, breite Schultern, platte Nasen, kleine schwarze, tief im Kopfe liegende Augen, einen dicken unförmlichen Kopf, hervorstehende Backenknochen, ein Kinn ohne Barthaare, dünne und krumme Beine, und konnten nur sehr ungeschickt gehen. Ihr ganzer Körper war eine Misgestalt, den unförmlichen Figuren stehender zweifüßiger Thiere oder Brückenpfählen gleich [6]). Die Hunnen drangen in das Gebiet der Alanen vor, die das Land zwischen der Wolga und dem Don besaßen, und sich alle Hirtenvölker bis ins nördliche Sibirien unterworfen hatten. Sie waren weniger roh als die Hunnen, doch nicht weniger kriegerisch, und von großer Freiheitsliebe beseelt. Nach langem blutigem Kampf, in welchem der König der Alanen erschlagen wurde, blieben die Hunnen Sieger. Ein Theil der Alanen fand in den Gebirgen des Kaukasus eine Zuflucht, und siedelte sich daselbst an; ein anderer Theil zog nach den Küsten des baltischen Meeres und vereinigte sich mit andern teutschen Stämmen, die in der Folge die römischen Provinzen überschwemmten; die Mehrzahl aber vereinigte sich mit den Hunnen, die mit verstärkter Macht über die Ostgothen herfielen.

Diese wurden damals von dem Könige Hermannrich beherrscht, dessen Gebiet sich von dem baltischen Meere bis zum Pontus Euxinus erstreckte, und der während einer langen glänzenden Regierung eine Menge teutscher und sarmatischer Völker unterworfen hatte. Er stand bereits im hohen Greisenalter, als die Hunnen seinem Reiche nahten, und dadurch mochten einige unterworfene Völker den Muth erhalten haben, sich seiner Herrschaft zu entziehen. Er strafte die Empörung eines Oberhaupts der Roxelanen an der unschuldigen Gemahlin desselben mit Grausamkeit, wofür er von den Brüdern der unglücklichen Frau schwer verwundet wurde. Verzweifelnd bei der Uneinigkeit und dem Misvergnügen seiner Völker, und bei seiner Leibesschwäche, sich mit Erfolg gegen die zahllosen Feinde vertheidigen zu können, entleibte er sich selbst, als im J. 374 die Hunnen unter ihrem Heerführer Balamir den Don überschritten, und dadurch den ersten Stoß zur großen Völkerwanderung gaben [7]). Nach Hermannrichs Tode trat Welimer an die Spitze der Regierung, und vertheidigte sich mit dem Beistande skythischer Miethstruppen gegen die Hunnen, bis er 475 in einer Schlacht überwunden und das Ostgothenreich den Siegern unterworfen wurde.

Doch der noch unmündige König Witherich ward nebst einem Theile der Ostgothen durch die treuen Heerführer Alatheus und Saphrax auf vorsichtigen Märschen bis zur Dnister geführt, und so der Gewalt der Hunnen entzogen. An dem Ufer dieses Flusses hatte Athanerich, Haupt der Westgothen, ein Lager aufgeschlagen, und war entschlossen, sich gegen die Angriffe der Barbaren auf das Äußerste zu vertheidigen; allein eine große Schar derselben ging bei Mondenschein über den Fluß, fiel den Westgothen in den Rücken, und griff sie mit solchem Ungestüm an, daß Athanerich nur mit der größten Anstrengung einen Rückzug in die Gebirge bewirken konnte. Der beherzte Krieger entwarf sogleich einen neuen Plan zur Vertheidigung des Landes, allein das entmuthigte Volk ließ ihn nicht zur Ausführung kommen, sondern ging unter der Leitung des Fritigern und Alavivus über die Donau, und begab sich in den Schutz des byzantinischen Kaisers. Athanerich mit einer Schar getreuer Anhänger rettete seine Unabhängigkeit hinter den undurchdringlichen Wäldern Transsylvaniens. Noch scheinen die Hunnen keinen festen Eroberungsplan gehabt zu haben; einzelne Haufen von ihnen schlossen sich den Gothen an, die im Gebiete der Römer Niederlassungen er-

6) *Ammian. Marcell.* Lib. XXXI. Cap. 2 und *Jornandes* Cap. 24. Die Übertreibung ist unverkennbar und dem Abscheue der Schriftsteller gegen die wilden Feinde ihrer Landsleute zuzuschreiben.

7) Die einfältige Sage, daß ein von einer Bremse gestochener Ochse, der über den Don geschwommen, und von einem hunnischen Hirten zurückgeholt worden sei, oder eine von hunnischen Jägern verfolgte Hirschkuh die Veranlassung zum Übergange der Hunnen über den Don gewesen sei (s. *Sozomen.*, Hist. eccles. T. II. p. 37. *Procop.*, Hist. misc. Cap. 1. *Jornandes* Cap. 24.), verdiente, da ihre Ungereimtheit zu Tage liegt, der Erwähnung nicht, wenn sie nicht noch selbst in neuern Zeiten so gläubig nacherzählt worden wäre.

auch den Hunſingow darunter mit begriffen haben könnte. Schwerlich aber war der Hunſingow der Heldenſage bekannt, weil ſie ſonſt die Namensähnlichkeit mit Hunaland entſchiedener benutzt hätte, wenn nämlich, woran aber zu zweifeln iſt, der Hunſingow für ihre Zwecke tauglich war. Nordmannen erhielten im neunten Jahrh. in Friesland Lehen, und dieſen konnte der Hunſingow leicht bekannt werden, aber dieſe Bekanntſchaft verpflanzte ſich nicht nach der Nordwelt, oder hat ſich wenigſtens kaum bis zur Zeit der Abfaſſung jener Sagen erhalten können. Aus den Liedern läßt ſich nicht abnehmen, wo man ſich das Hunaland dachte. Die Rückerinnerung daran, daß ſich Nordmannen an der Schelde und dem Rhein eine Zeit lang feſtgeſetzt hatten, macht es um ſo erklärlicher, daß die Heldenſage den Volſungen zum Reiche das Frackland (Frankland) gibt. Doch auch hierbei iſt an eine nähere geographiſche Beſtimmung nicht zu denken; denn während nach Liedern und andern Sagen die Volſungen in Frackland herrſchen, hat die Volſunga-Saga Hunaland als Reich dieſes Stammes. Frieslands wird in der Heldenſage von den Volſungen und Niflungen nur beiläufig gedacht, weil es den ſeefahrenden Nordmannen zu nahe lag, als daß ſein Name den tauglichen Namen eines guten Schauplatzes für jene Heldenſage hätte abgeben können. Die Heldenſage liebt als Schauplatz zwar berühmte, aber ferne, nicht allzubekannte Länder, rückt aber dieſe fernen Länder nach Bedürfniß näher, wodurch ſie freien Spielraum zu freien Schöpfungen erhält, und möglich macht, daß die Helden ihres Vaterlandes leicht auf dieſem Schauplatz anlangen können [15]). Daher iſt es nicht glaublich, daß die Heldenſage von den Volſungen, für welche Friesland keinen vollen Klang hatte, einen Gau dieſes Landes, den Hunſingow, für wichtig genug befunden haben ſollte, um ihn zum Reiche der berühmteſten Könige der Heldenſage zu machen.

(*Ferdinand Wachter.*)

HUNT, 1) **Karl**, geb. zu Dresden 1766, Sohn des Kammermuſikus Franz H., der ihn zum Violinſpieler bildete, wie der Kapellmeiſter Seydelmann zum Componiſten. Karl H. wurde 1783 als erſter Violiniſt in die dortige Kapelle aufgenommen, wo er ſich auch durch Concertcompoſitionen für ſein Inſtrument und durch Quartette hervorthat, von denen mehre gedruckt wurden. Seine Concert-Symphonien und ſeine Operette nach Weiße: „Denkmal in Arkadien" ſind Manuſcr. geblieben. Im J. 1814 trat ſeine Tochter als Sängerin auf dem italieniſchen Theater in Dresden auf mit geringem Beifalle, der ſich jedoch bald hob, ſodaß ſie 1818 unter die guten Sängerinnen gerechnet wurde, ob ihr gleich die Theatergeſtalt abging. Glücklicher im Außern war eine engliſche Sängerin des Namens, Arabella H., die ſchon ihrer Schönheit wegen Aller Gunſt beſaß. Ihren Geſang zur Laute fand man allgemein ſo reizend, daß Blow und Purcell, zwei in England ſehr beliebte Componiſten, nicht Weniges beſonders für ſie in Muſik ſetzten. Sie ertheilte der Prinzeſſin Anna von Dänemark Unterricht im Geſang und genoß der Gunſt der Königin Maria, wurde von Congreve beſungen und ſtarb am 5. Dec. 1705.

2) **Thomas H.**, war in London als Componiſt geſchätzt, gegen Ende des 16. Jahrh. und zu Anfange des folgenden. Mehre ſeiner fünfſtimmigen Geſänge ſind einigen größern Sammlungen zu London einverleibt worden.

(*G. W. Fink.*)

3) **Thomas**, Advocat zu London, geboren daſelbſt 1620, ſchrieb in der Landesſprache: Betrachtung über die Regierungsnachfolge des Herzogs von York; von den Vorrechten der Biſchöfe in Bezug auf peinliche Fälle, eine Abhandlung, die er jedoch nachher ſelbſt widerlegte, weil, wie man behauptete, er durch dieſelbe das nicht erlangt hatte, was er durch dieſelbe zu erhalten geſucht; endlich eine Vertheidigung der Municipalgeſetze Londons, wodurch er ſich Verfolgungen zuzog, ſodaß er 1683 nach Holland flüchten mußte, wo er auch geſtorben iſt.

(*Spangenberg.*)

4) **Thomas**, ein gelehrter Theolog und ſpäter Profeſſor des Arabiſchen und Hebräiſchen zu Oxford, ward im J. 1696 geboren, und hatte das Glück, unter den berühmteſten Männern ſeiner Wiſſenſchaft zu Oxford zu ſtudiren, ging von da nach Hort-Hall, wo er 1721 die Magiſterwürde erhielt. Letzterer Ort verdankt ihm noch beſonders in Verbindung mit drei andern öffentlichen Lehrern (ohne daß dieſe jedoch Profeſſoren waren) die Erhebung ſeines Collegiums, das, nachdem es ſeine völlige Organiſation erhalten, den Namen des Collegiums von Hertford *) annahm. Wir beſitzen von ihm theils mehre eigene, theils durch ſeine Bemühung abgedruckte Werke Anderer, vorzüglich aber ſuchte er durch das Wort zu den Studien, die er zu vertreten beſtimmt war, aufzumuntern. Nachdem er ein Bruchſtück des heil. Hippolyt nach zwei Handſchriften als Erſtlinge ſeiner Muſe in der Bibliotheca Biblica von Parker (1728. 4.) niedergelegt hatte, wies ihm das J. 1738 die vom unglücklichen Erzbiſchofe Laud geſtiftete Lehrkanzel des Arabiſchen zu Oxford zu, bei welcher Veranlaſſung er eine Rede **De antiquitate, elegantia, utilitate linguae arabicae in Schola Linguarum VII. Kal. Aug.** hielt, die im J. darauf 1739 (56 Seit. 4.) zu Oxford gedruckt erſchien. Sein Abſehen war in dieſem Vortrage vorzüglich darauf gerichtet, den vielſeitigen Nutzen der Sprache der Araber aus der Menge ihrer Schriften verſchiedenen Inhalts, beſonders über Geſchichte, Geographie, Mathematik und Medicin, zu beweiſen, und dieſes iſt ihm auch durch dieſes würdevoll und feingehaltene Schrift-

15) Sollte daher auch der Hunſingow in der Nordwelt bekannt geweſen ſein, ſo hat man doch das Hunaland nach Friesland zu verſetzen, oder wenigſtens ſeinen Hauptbeſtandtheil dahin zu legen, aller Wahrſcheinlichkeit darum nicht gewagt, weil Friesland den ſeefahrenden Nordmannen in zu proſaiſcher Wirklichkeit vorſchwebte, als daß man es hätte zum Reiche der Volſungen tauglich gefunden.

*) Bekanntlich befindet ſich auch eine halbe Meile von Hertford auf einem von Edward I. gegen die Dänen erbauten und jetzt dem Marquis von Salisbury gehörigen Schloſſe das ſeit 1806 errichtete und für 100 Zöglinge beſtimmte oſtindiſche Collegium zur Bildung für künftige oſtindiſche Beamte.

chen vollständig gelungen. Ehe er mit diesem Lehrstuhle den eines königlichen Professors für das Hebräische verband, was im J. 1747 geschah, war er 1740 Mitglied der londoner königlichen Gesellschaft, 1743 Baccal. der Theologie und 1744 Doctor der Theologie geworden. Die königliche Professur trat er durch eine Oratio de usu dialectorum ac praecipue arabicae in hebraico codice interpretando habita Oxonii in Schola Linguarum VII Kal. Martii an. Er führte von nun an den Titel S. T. P. Aedis Christi Canonicus, linguae hebraicae professor regius, linguae arabicae praelector Laudianus. Ein großer Theil dieser Rede, von der einige Exemplare auf dem Titel die Worte führen sollen: Lugduni Batavorum apud Joan. Luzac 1749. handelt über die große Gelehrsamkeit und sonstigen Verdienste Pococke's (34 S. 4.). Seine Absicht, Abdollatifs Denkwürdigkeiten Ägyptens auf Subscription herauszugeben, worauf er 1746 in einem besondern Berichte hindeutete, blieb ohne Erfolg, obgleich ihm G. Sharp (in den Prolegomenen zum Syntagma Dissertationum Hydii p. 29) das Verdienst, die Übersetzung vollendet zu haben, zusprechen will. Wir wissen überdies so viel, daß der jüngere Edw. Pococke eine lateinische Übersetzung des Abdollatif, unstreitig auf Betrieb seines Vaters, unternommen hatte. Von dieser handschriftlich vorhandenen Arbeit ward nur ein kleiner Theil gedruckt, und sie selbst kam in den Besitz Hyde's, der sie mit Noten herauszugeben gedachte, und darauf in die Hände des D. Hunt. Dieser erkannte nur zu gut den Werth derselben, und that 1746 seinen Freunden das Versprechen, sie durch den Druck zu veröffentlichen. Er selbst wollte den Text liefern; allein er mußte die Ausführung seines Planes seinem Nachfolger auf der arabischen Lehrkanzel, White, überlassen. Hieraus wird nun deutlich, welches Verdienst Hunt bei dieser Übersetzung habe. Die von White herausgegebene lateinische Übersetzung gehört nur im letztern Theile ihm an, die drei ersten Capitel des ersten Buches aber dem jüngern Pococke. Das ziemlich umfassende Bruchstück einer vollständigen lateinischen Übersetzung, das er seiner Ausgabe am Ende beigefügt hat, ist unstreitig der Brouillon, den Hunt unter seinen Händen gehabt hatte. Nachdem letzterer schon 1728 des Bischofs von Bath Hooper Schrift de benedictione patriarchae Jacobi (Oxford 4.) in nicht mehr als 100 Exemplaren hatte abdrucken lassen, besorgte er 1757 eine vollständige Ausgabe der sämmtlichen Werke des genannten Mannes, und starb, nachdem er auch als Mitglied in die Gesellschaft der Antiquare aufgenommen worden war, den 31. Oct. 1774. Seinem Betriebe verdanken wir nächst Costard vorzüglich die zweite Ausgabe von Hyde's Historia veterum Persarum (Oxonii 1760). Costard selbst schließt seine Anrede an die Leser mit den Worten: „Ex quibus omnibus MSS. tam Fraserianis, quam Hydianis (seu iis qui jam ad Musaeum Britannicum pertinent) si quae Variantes Lectiones et Emendationes huc accesserint, eas Viro Cl. Thomae Hunt S. T. P. et Linguarum Orientalium Professori Doctissimo deberi scias. Ejus Hortatu haec Editio suscepta est, et Consiliis ad Finem perducta. Vale.“ Außerdem besitzen wir von ihm (nach Adelung in seiner Fortsetzung zum Jöcher) Adnotationes ad Rob. Lowth de poësi sacra Hebraeorum um 1763 und das Alphabetum Cuficum um 1759. Die Ursache, warum er sich selbst so wenig an die Bekanntmachung seiner schriftstellerischen Arbeiten wagte, sehen wir vorzüglich bei der Herausgabe seiner Observations on several Passages in the Book of Proverbs, with two Sermons (London 4.), die durch Kennicotts Bemühung bald nach Hunts Tod erschienen, und von denen letzterer bereits selbst einen beträchtlichen Theil bei seinen Lebzeiten hatte abdrucken lassen, hervortreten. Das geringe Vertrauen zu seiner Gelehrsamkeit und die Furcht vor den Recensionen hielten ihn von der Vollendung zurück, und je älter er wurde, desto weiter trieb er seine äußern und innern Besorgnisse in dieser Beziehung. Auch stand er in Correspondenz mit vielen ausgezeichneten Gelehrten seiner Zeit. Einige Briefe von ihm befinden sich unter denen von Doddridge, die Stedman hat abdrucken lassen, und die den Beweis liefern, daß er sich viel mit Abdollatif und der Geschichte Ägyptens beschäftigte. (*Gustav Flügel.*)

Hunte, s. unter Oldenburg.

HUNTER, 1) Alexander, wurde 1733 in Edinburgh geboren, und starb ebendaselbst am 17. Mai 1809. Der Heilkunde sich widmend, studirte er dieselbe in Edinburgh und London, sowie in Lyon unter Lecat und in Paris unter Petit. Er prakticirte zuerst in Gainsborough, sodann in Beverley und zuletzt in York mit großem Beifall, und wurde Mitglied der königlichen Gesellschaft. Seine ärztliche schriftstellerische Thätigkeit beschränkte sich auf eine Nachricht von dem Schwefelwasser in Harrowgate und auf die Herausgabe von William White's Abhandlung über die Lungenschwindsucht im J. 1792; er wirkte aber wesentlich zur Begründung einer Irrenanstalt in York, von deren Fortgange er, als Arzt der Anstalt, in einem Anhange zu White's Schrift Nachricht gab. Er trug ferner 1770 zur Gründung einer Ackerbaugesellschaft in York bei, deren Abhandlungen er herausgab, wie er denn überhaupt seine Feder für die Naturkunde im weitesten Sinn anwendete. So besorgte er auch wiederholte neue Ausgaben von John Evelyns Sylva, sowie von dessen Terra, die er mit Anmerkungen und Abbildungen ausstattete. Als selbständige Schriften erschienen von ihm: Georgical Essays, in which the food of plants is particularly considered, several new composts recommended, and other important articles of husbandry explained upon the principles of Vegetation. (Tom. 1—4. Lond. 1770—1774. Tom. 5. 6. Lond. 1804. Die Abhandlungen der vorher erwähnten Ackerbaugesellschaft.) Outlines of Agriculture, addressed to Sir John Sinclair (York. 1795. Ins Teutsche übers. von B. von Salis. Altona 1799). A new method of raising wheat for a series of years on the same land (York 1796. 4.). An illustration of the analogy between vegetable and animal parturition (Lond. 1797). Culina famu-

latrix medicinae, — or receipts in cookery, worthy the notice of those medical practitioners, who ride in their chariots with a footman behind them, and who receive two-guinea fees off their rich and luxurious patients. By Ignotus; with a medical commentary (York 1804). Lecture on the sulphur water of Harrowgate (York 1806). Men and manners, or concentrated Wisdom (York 1809. 12.).

(*Fr. Wilh. Theile.*)

2) Henry, geboren im J. 1741, war Prediger an der schottischen Kirche in London und Secretair der Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums. Er galt mit Recht als einer der beliebtesten Kanzelredner, und die Kapelle zu London-Wall, wo er seine im Geiste Blairs und Robertsons abgefaßten Predigten zu halten pflegte, war kaum geräumig genug für die zahlreich hinzuströmenden Zuhörer, da fast alle vornehme Schotten regelmäßig Sonntags seinen religiösen Vorträgen beiwohnten. Außer der französischen Sprache verstand er auch die teutsche sehr gut. Ein Zeugniß dafür liefern seine gelungenen Übersetzungen von Lavaters physiognomischen Fragmenten, von Saurins Predigten, von Euler's Briefen an eine teutsche Prinzessin, von St. Pierre's Etudes de la nature u. a. Schriften. Unter seinen eigenen Werken behauptet den Vorzug seine Sacred Biography, or the History of the Patriarchs and of Jesus Christ (London 1784. 6 Voll.), ein Werk, das viele Ähnlichkeit mit Niemeyers Charakteristik der Bibel hat. Höchst wohlthätig und gemeinnützig wirkte er als Secretair der Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums, deren Hauptverdienst darin besteht, gegen 300 Landschulen im nördlichen Schottland errichtet oder erhalten zu haben. Vor einer Versammlung von 7—8000 Menschen hielt H., als die ersten Missionarien nach den Südseeinseln gesandt wurden, in der Zionskapelle zu London eine ergreifende Predigt über Luc. 10, 1—11. 16—20. Diese Predigt, die sich vor den übrigen, bei Errichtung der Missionssocietät gehaltenen Predigten vortheilhaft auszeichnet, ward in den von Peter Mortimer übersetzten Predigten [1]) abgedruckt. H. starb den 27. Oct. 1802 zu Bristol im 61. Lebensjahre [2]). (*Heinr. Döring.*)

3) James, ein englischer Veterinairarzt, schrieb ein Buch über Hufbeschlag und Reitkunst, unter dem Titel: A complete dictionary of farriery and horsemanship, containing the art of farriery in all its branches, with an explanation of the terms, and a description of the various particulars relating to the manage and to the knowledge of Horses (Lond. 1796).

4) John, ein Arzt in der englischen Armee, der wahrscheinlich in Jamaika einige Zeit lebte, und Mitglied der königlichen Gesellschaft wurde. Er hat geschrieben: Disputatio inauguralis, quaedam de hominum varietatibus et eorum causis exponens (Edinb. 1775), und ein größeres Werk unter dem Titel: Observations on the diseases of the army in Jamaica, and on the best means of preserving the health of Europeans in hot Climates (Lond. 1788. Bemerkungen über die Krankheiten der Truppen in Jamaika ꝛc. Aus dem Engl., Leipzig 1792). Ein Vorläufer des letztgenannten Werkes war die in den Medical Transactions von 1785 (T. III. p. 227) enthaltene Abhandlung: Versuche über den Rum in den Jahren 1781 und 1782, um die Ursachen der häufigen Koliken unter den Soldaten in Jamaika zu ermitteln. Der nämliche Band enthält auch die Nachricht von einer ungewöhnlichen Krankheit des Netzes, und der Lage beider Nieren auf einer Seite, sowie Bemerkungen über das Hospitalfieber. Außerdem beschrieb er in den Med. Observ. and Inquir. (1784. T. VI. p. 52) die Heilung eines Hydrocephalus internus, und in den Trans. for the Improvement of med. and chir. knowledge (1793. T. I. p. 294) legte er Bemerkungen über die Hundswuth nieder. Irriger Weise schreibt man die Schriften dieses Arztes, wenigstens das Buch über die Krankheiten in Jamaika, und den Aufsatz über die Hundswuth, ganz gewöhnlich dem berühmten Anatomen und Chirurgen John Hunter zu.

5) John, geb. am 14. Jul. 1728 auf dem kleinen Gute Long Calderwood zu Kilbride in der Grafschaft Lanerk in Schottland, gest. am 16. Oct. 1793 zu London; berühmt als Anatom und Chirurg. Sein Vater, John, stammte von der alten Familie Hunter von Hunterston in Ayrshire, seine Mutter, Agnes, war die Tochter des Kämmereiverwalters Paul in Glasgow. Er war der letztgeborene von zehn Kindern und Bruder des bekannten William Hunter. Durch Hätschelei der Mutter verzogen, zumal als er im zehnten Jahre seinen Vater durch den Tod verlor, und den Unterricht in der Schule ganz vernachlässigend, lernte er nur sehr spät lesen und durchlebte überhaupt seine Jugendzeit im Nichtsthun. Eine Schwester, Namens Janet, hatte in Glasgow einen gewissen Buchanan geheirathet, der Stellmacher und Zimmermann war, aber sein Geschäft sehr unordentlich betrieb. Zu diesem kam John Hunter in seinem 17. Jahr, um diese Profession zu erlernen; er blieb aber nur kurze Zeit da, und kehrte zu seiner frühern unthätigen Lebensweise in Long Calderwood zurück. Unterdessen hatte sein Bruder William in London bereits einen Namen als Anatom erlangt. Des müßigen Lebens endlich müde wendete sich John an diesen mit dem Antrag, ihm bei seinen anatomischen Arbeiten zu helfen, sonst wolle er unters Militair gehen. William nahm das Anerbieten an, und so kam John Hunter im September 1748 nach London, ungefähr 14 Tage, bevor William die anatomischen Vorlesungen begann. Seine ersten anatomischen Versuche fielen ganz zur Zufriedenheit des Bruders aus. Dieser verschaffte ihm im Sommer 1749 den Zutritt zu Cheselden im Chelseahospital, und im folgenden Winter konnte er ihm bereits die Aufsicht über die Präparirübungen in seinem Sectionszimmer anvertrauen. John besuchte nun fortwährend im Sommer die Hospitäler, und versah im Winter die Geschäfte eines Prosectors bei

1) Barby 1797. 1. Th. S. 414 fg. 2) S. Journal für Prediger. 44. Bd. S. 186 fg. Baur, Neues histor. biograph. literar. Handwörterbuch. 6. Bd. S. 658 fg. Den Biographen der drei letzten Jahrhunderte. 2. Bd. S. 486.

seinem Bruder, der ihm 1755 bereits einen Theil seiner Vorlesungen übertrug. Im J. 1756 wurde er Hauschirurg im Georgshospitale.

Nachdem John Hunter zehn Jahre lang mit ununterbrochenem Fleiße sich fast ausschließlich der menschlichen Anatomie gewidmet, und Manches besser erkannt oder selbst ganz neu entdeckt hatte, z. B. die Vertheilung des Nerv. olfactorius und trigeminus, die Verbindung der Arteriae uterinae mit der placenta, ferner die in William Hunters Medical Commentaries beschriebene Bildung und Entwickelung des Hoden, wobei er auf die Zellgewebsmasse, welche nach ihm Gubernaculum *Hunteri* genannt wurde, aufmerksam machte, das Vorhandensein der Lymphgefäße bei den Vögeln ꝛc., wandte er sich zur vergleichenden Anatomie, mit der Untersuchung der bekanntesten Thiere anfangend, aber auch keine Mühe und Kosten scheuend, um sich seltene Thiere zu verschaffen. Er erkannte nämlich, daß nur durch Vergleichung des Baues in den verschiedenen Thierclassen der Nutzen und die Bedeutung der einzelnen Organe für die ganze thierische Ökonomie erkannt und dadurch der Grundtypus der Organisation ermittelt werden kann.

Durch das angestrengte Arbeiten wurde indessen seine Gesundheit gestört, namentlich litt er auf der Brust, und man rieth ihm, zu reisen. Er ließ sich deshalb im J. 1760 als Stabschirurg anstellen, und machte als solcher den Krieg auf Bellisle und in Portugal bis zum J. 1763 mit. In diesen Kriegen fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, Beobachtungen über Schußwunden zu sammeln, die ihm zur Herausgabe seines später erschienenen Werkes über diesen Gegenstand die Materialien lieferten.

Nach seiner Rückkehr ließ er sich als Chirurg in London nieder, und ertheilte mehre Winter hindurch Unterricht in der praktischen Anatomie und Chirurgie. Mit alter Anhänglichkeit sich dem Studium der vergleichenden Anatomie hingebend, kaufte er eine Stunde von London, in der Nähe von Brompton, ein Stück Land, Namens Earls Court, und erbaute dort ein Haus, weil er seine Versuche nicht gut in der Hauptstadt anstellen konnte. Hier hielt er verschiedene Thiere, deren Lebensweise er studirte, unter andern auch zwei Leoparden, die sich einstmals aus ihren Behältern befreiten, und deren Zurückbringung ihm nicht ohne Lebensgefahr gelang. Im J. 1767 wurde er Mitglied der königl. Gesellschaft; in dem nämlichen Jahre veranstaltete er auch ein regelmäßiges Zusammenkommen der berühmtesten Männer Londons, eines Banks, Solander ꝛc., in einem Kaffeehause, um sich über wissenschaftliche Gegenstände zu besprechen; in diesem Jahre hatte er aber auch das Unglück, den Tendo Achillis zu zerreißen, was ihm indessen zu einer nähern Untersuchung der Sehnenverletzungen und ihrer Behandlung Veranlassung gab. Als Mitglied der königl. Gesellschaft verfaßte er mehre Abhandlungen, von denen folgende in den Philosophical Transactions von 1772—1794 enthalten sind: Über die Verdauung des Magens nach dem Tode; anatomische Bemerkungen über die Gattung Torpedo; über die Luftbehälter bei den Vögeln, die mit den Lungen communiciren, und sich zwischen den Muskeln, sowie in den hohlen Knochen dieser Thiere, befinden; Bemerkungen über die Gillaroo-Forelle, die in Irland gewöhnlich die Kropfforelle heißt; über den Gymnotus electricus; Versuche über die wärmeerzeugende Kraft der Thiere und Pflanzen; Vorschläge zur Wiederbelebung Ertrunkener; über D. Maty's Krankheit und Sectionsbefund; über die Wärme der Thiere und Pflanzen; Nachricht über den free martin; Nachricht von einer Person, die während der Schwangerschaft die Pocken bekam und das Kind angesteckt zu haben scheint; über einen ungewöhnlichen Fasan; über das Gehörorgan der Fische; ein Versuch über die Wirkung der Exstirpation Eines Ovariums auf die Anzahl der Jungen; Beweis, daß der Wolf, der Schakal und der Hund dem nämlichen Geschlecht angehören; Bemerkungen über den Bau und das Leben der Wallfische; Bemerkungen über die heißen Quellen in Island und Jamaika, und über die Temperatur der Erde unter der Oberfläche in verschiedenen Klimaten; Nachtrag über die Identität der Species von Wolf, Schakal und Hund; Bemerkungen über die Bienen; über die fossilen Knochen, welche der Herr Markgraf von Ansbach der königl. Gesellschaft mitgetheilt hat.

Im J. 1768 bezog er das für seine Vorlesungen und für die Aufstellung seiner Sammlungen besser gelegene Haus in Jermynstreet, welches sein Bruder William bisher bewohnt hatte, und hier bildeten sich mehre junge Ärzte unter seiner unmittelbaren Aufsicht, z. B. der berühmte Jenner, und sein eigener Schwager, Everard Home. In dem nämlichen Jahre wurde er unter die Zahl der londoner Chirurgen aufgenommen, und durch seines Bruders Vermittelung erhielt er im folgenden Jahr eine Chirurgenstelle im Georgshospitale. Im J. 1771 erschien sein erstes größeres Werk über den Bau der Zähne, dem 1778 ein zweiter Theil über die Krankheiten dieser Gebilde folgte. Auch war sein Einkommen im J. 1771 soweit gesichert, daß er die längst verlobte Braut, die Tochter eines Regimentsarztes, Home, heirathen konnte, eine geistreiche Frau, die nach Hunters Tode Gedichte herausgegeben hat. Im J. 1773 begann er Vorlesungen über den theoretischen Theil der Chirurgie, und zwar in den zwei ersten Wintern gratis. Dabei setzte er seine vergleichend-anatomischen Studien ohne Unterbrechung fort, und da Abbildungen dabei unerläßlich sind, um die Gegenstände, welche sich gar nicht oder doch nicht ohne Veränderung aufbewahren lassen, dem Auge zu vergegenwärtigen, so bildete er sich einen jungen Mann, Namens Bell, heran, der fortwährend mit Abbildungen für seine Sammlung beschäftigt war.

Im J. 1776 wurde John Hunter außerordentlicher Wundarzt des Königs, und unter diesen Auszeichnungen mehrte sich auch allmälig sein Einkommen durch die Praxis, das er indessen gänzlich auf die Sammlungen verwendete. Als z. B. im J. 1783 die Miethe des Hauses in Jermynstreet zu Ende ging, und er nur nach vieler Mühe ein passendes Local in Leicester-Square fand, dessen Miethe blos auf 24 Jahre festgesetzt wurde, so verwendete er nichtsdestoweniger 3000 Pfund darauf, das Haus für seine Zwecke herzustellen, indem er außer den

Zimmern für die Sammlungen und die Vorlesungen auch noch ein Local einrichtete, in welchem seine Schriften gedruckt und verkauft wurden. Erst im Sommer 1784 konnten die Sammlungen geordnet aufgestellt werden. Um diese Zeit führte Hunter mehre berühmte Operationen aus; namentlich übte er die Behandlung des Aneurysma popliteum durch die nach ihm benannte Methode der Unterbindung der Schenkelarterie, ohne sich um die aneurismatische Geschwulst in der Kniekehle zu bekümmern. Überhaupt fällt die vielseitigste Thätigkeit Hunters in diese Zeit. Neben seiner Privatpraxis hatte er die Obliegenheiten eines Chirurgen im Georgshospital; er hielt dabei Vorlesungen im Winter, ertheilte in seiner Wohnung Unterricht in der praktischen menschlichen Anatomie, setzte die vergleichend-anatomischen Untersuchungen und die Versuche über die thierische Ökonomie fort, gründete mit Fordyce das Lyceum medicum Londinense, dessen Mitglieder sich bei ihm versammelten, und gab doch dabei 1786 sein Werk über die Syphilis heraus, sowie auch die Bemerkungen über einzelne Theile der thierischen Ökonomie. Das letztgenannte Werk ist freilich größtentheils nur eine Sammlung seiner bis dahin in den Philosophical Transactions erschienenen Abhandlungen. Auch erhielt er 1786, nach Middletons Tode, noch die Stelle eines außerordentlichen Generalchirurgus der Armee. Unter der Last solcher Anstrengungen wurde aber auch Hunters Gesundheit sehr geschwächt; es zeigten sich im Frühlinge des Jahres 1786 heftige Anfälle einer Angina pectoris, die sich bei Gemüthsbewegungen und starken Körperanstrengungen von jetzt an häufig wiederholten und ihn zuletzt tödteten. Er konnte deshalb von dieser Zeit an seiner Privatpraxis nicht mehr mit dem frühern Eifer obliegen. Auch seine Vorlesungen mußte er allmälig aufgeben; er übertrug sie in den letzten Lebensjahren seinem Schwager, Everard Home; denn seine Zeit wurde noch mehr in Anspruch genommen, als er nach Adairs Tode den Posten eines Generalinspectors der Hospitäler und eines Generalchirurgus der Armee erhielt. Dafür erfreute er sich jetzt in vollem Maße seiner eigenen Schöpfung, nämlich des anatomischen Museums, welches in der besten Ordnung aufgestellt war, und das er jedes Jahr zweimal öffentlich zeigte, den Ärzten und Naturforschern im October, den gebildeten Laien im Mai. Auch lieferte er jetzt noch mehre Abhandlungen in den Transactions of the Society for the Improvement of medical and chirurgical knowledge: Bemerkungen über die Entzündung der innern Venenhäute; über eine tödtliche Suppressio urinae durch Hydatiden zwischen dem Blasenhals und Mastdarme, nebst Bemerkungen über das Wachsthum und die Vermehrung der Hydatiden im menschlichen Körper; über das epidemische intermittirende Fieber in Bussorate; Bemerkungen über die Intussusceptio; Heilung einer Paralyse der Schlingmuskeln durch künstliches Einbringen der Nahrungsmittel und Arzneien; Erfahrungen und Bemerkungen über das Wachsthum der Knochen (erschien erst im J. 1800). Dabei setzte er seine Beobachtungen über die thierische Ökonomie in Earls Court fort; denn dort wohnte er seit dem J. 1772 immer während der Herbstmonate, und kam blos zur Besorgung seiner Geschäfte in die Stadt.

Im J. 1793 kam sein berühmtes Werk über Entzündung, Blut- und Schußwunden in Druck, dessen Beendigung er jedoch nicht erlebte. Es wurde durch Everard Home vollendet. Am 16. Oct. nämlich besuchte er das Georgshospital, wo ihn eine Gemüthsbewegung traf, deren er nicht Herr zu werden vermochte. Er begab sich in das Nebenzimmer, und als er sich gegen D. Robertson, einen der Hospitalärzte, wandte, stürzte er mit einem tiefen Seufzer todt zu Boden. Bei der Section fand man das Herz klein und zusammengeschrumpft; die Arteriae coronariae cordis, theilweise auch die valvulae mitrales und die valvulae semilunares aortae waren verknöchert, der Ursprung der Aorta war etwas erweitert und offenbar in einem Zustand anfangender Verknöcherung, der Herzbeutel war sehr verdickt. Auch die Rippenknorpel waren verknöchert; ebenso die Carotis interna in der Nähe der sella turcica, und die Enden der Arteriae vertebrales; auch die Arteria basilaris war schon in der ganzen Länge mit weißlichen undurchsichtigen Punkten bedeckt.

John Hunter war von kleiner, untersetzter Statur, und besaß viel körperliche Kraft. Er hatte ein offenes, geistreiches Gesicht, in welchem sich der Denker ausdrückte, sodaß Lavater, als er das nach Joshua Reynolds copirte Portrait zu Gesicht bekam, ausrief: Dieser Mann denkt aus sich selbst. Mit einem leicht erregbaren Gemüthe begabt, konnte er nicht leicht besänftigt werden, sobald ihn etwas in Zorn versetzt hatte. Dabei war er durchaus offen; Verheimlichung und Hinterlist waren ihm fremd und an Andern verhaßt. So sprach er auch als Arzt seine Meinung stets ohne Rückhalt aus, und er gestand unverholen seine Unwissenheit ein, wo die Wissenschaft oder die Erfahrung ihn im Stiche ließen. Übrigens läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß er über die Kunstgenossen sich bisweilen harte Urtheile erlaubte, aber weniger aus Neid, als aus Eifer für die ärztliche Kunst. Sein Geist konnte nicht unbeschäftigt sein, und er langweilte sich in gemischten Gesellschaften, wo es zu keiner zusammenhängenden Unterhaltung kam, besonders in den letzten zehn Jahren. Er schlief des Nachts selten länger als vier Stunden, dagegen aber fast regelmäßig ein Stündchen nach Tische. Er war in der Jugend sehr lebenslustig und nahm an allen jugendlichen Vergnügungen Antheil, sodaß er selbst im 39. Jahre noch beim Tanzen den Tendo Achillis zerriß; nur konnte er keinen Wein vertragen, und in den letzten 20 Jahren trank er blos Wasser.

Nur mit großer Zaghaftigkeit hielt er seine Vorlesungen, selbst als sein literarischer Ruf schon weit ausgebreitet war, und vor der ersten Vorlesung jedes Cursus nahm er immer 40 Tropfen Laudanum. Er vertraute sich so wenig, daß er in den Vorlesungen durchaus nichts frei sprach. Ohne Zweifel war daran der gänzliche Mangel wissenschaftlicher Ausbildung in der Jugend Schuld, sodaß er niemals der Sprache mächtig wurde, und stets unfähig blieb, seine Ideen in gehöri-

ger logischer Ordnung, mit Bündigkeit und Leichtigkeit vorzutragen, eine Gabe, durch die sich sein Bruder, William Hunter, so sehr auszeichnete.

Eine schmähende Lebensbeschreibung des berühmten Mannes erschien von dem englischen Wundarzte Jesse Foot (The Life of John Hunter [Lond. 1794]), worin der Verf. behauptet, Hunter habe nicht sechs Zeilen grammatisch richtig schreiben können, und er habe keine einzige der unter seinem Namen erschienenen Schriften selbst verfaßt. Zuverlässiger sind die Nachrichten, welche Everard Home als Lebensbeschreibung des Verstorbenen dem großen Werk über Blut, Entzündung und Schußwunden vorausgeschickt hat. Auch erschien noch im J. 1816 eine Lebensbeschreibung durch Joseph Adams (*Memoirs* of the Life and Doctrines of the late John Hunter).

H.'s Ruhm war nicht nur durch seine Schriften dauernd gesichert, sondern auch durch sein vorzügliches anatomisches Museum, auf dessen Vermehrung er größere Summen verwendete, als sein Einkommen und die unerläßliche Rücksicht auf die Familie streng genommen gestatten mochten. Denn er hinterließ außer seiner Gattin einen zwanzigjährigen Sohn als Officier und eine Tochter, die den Capitain James Campbell heirathete. Sein Einkommen betrug aber in den Jahren 1763 bis 1774 keine 1000 Pfund jährlich; erst 1778 stieg es über 1000 Pfund; mehre Jahre vor seinem Tode nahm er 5000 und zuletzt über 6000 Pfund ein. Die Sammlung, wie sie seit dem J. 1784 aufgestellt war, bestand aus vier Abtheilungen: für die Bewegungsorgane; für die zur Erhaltung des eigenen Körpers bestimmten Functionen; für die Organe, welche die Verbindung des Individuums mit der Außenwelt vermitteln; für die auf Erhaltung der Gattung abzielenden Organe. In jeder Abtheilung war möglichst eine Stufenreihe von der niedrigsten Bildung bis zur höchsten Organisation des Menschen nachgewiesen. In der ersten Abtheilung stehen die Säfte der organischen Körper vom farbelosen Pflanzensafte bis zum Blute; die Muskeln von der einfachen graden Faser bis zu der durch elastische Bänder complicirtesten Structur; die Knochen, Hörner, Schalen ꝛc. in ihren verschiedenen Entwickelungsstufen; endlich die Gelenke und sonstigen Knochenverbindungen. Die zweite Abtheilung beginnt mit dem Magen von der einfachen Meduse bis zum vielfachen Magen der Wiederkäuer; es folgen die Zähne, die Därme, die zum Verdauungsapparate gehörigen Drüsen. Dann kommt das Lymphgefäßsystem, das Herz, die Lungen, die Luftröhre und der Kehlkopf, die Nieren. Die dritte Abtheilung zeigt das Gehirn und das ganze Nervensystem in seiner allmäligen Entwickelung, die Stufenfolge der einzelnen Sinnesorgane, das Zellgewebe und die verschiedenen thierischen Fette, die Hautbedeckungen der Thiere nebst deren Anhängen, den Haaren, Federn, Hörnern, Schuppen, Hufen ꝛc., die zum Theil zur Vertheidigung der Thiere dienen, weshalb auch die elektrischen Organe, die sich bei einigen Fischen finden, ihre Stelle hier finden. Auch die besondern Organisationen einiger Thiere, z. B. die Schwimmblasen der Fische, sind hier mit aufgestellt. Die vierte Abtheilung beginnt mit den geschlechtslosen Thieren; dann folgen die männlichen Zeugungsorgane in den Pflanzen und Thieren, nebst den Veränderungen, die sie in der Brunftzeit erleiden; weiterhin die weiblichen Organe im jungfräulichen und auch im geschwängerten Zustande; die Veränderungen, welche das Zeugungsproduct bis zur Geburt erleidet; die Organe, durch deren Hilfe die Mutter das Neugeborene ernährt. Die Gegenstände waren aber nicht blos in Weingeist aufbewahrt, oder in getrocknetem Zustande vorhanden, sondern die Übersicht wurde außerdem durch eine Menge trefflicher Zeichnungen erleichtert. Außerdem enthielt die Sammlung mehre ganze in Weingeist aufbewahrte Thiere, eine Menge Schädel und Skelette, viele Muscheln und Insecten, zahlreiche Harn-, Gallen- und Darmsteine, pathologische Präparate, unter andern einen doppelten Uterus, dessen eine Hälfte geschwängert ist, und die berühmte Misgeburt, wo ein vollständig ausgebildeter Kopf auf dem Kopf eines Kindes aufsitzt; endlich eine große Sammlung ausländischer Fossilien.

Hunter hatte in seinem letzten Willen angeordnet, sein Museum sollte der Regierung zum Kauf angeboten werden. Diese erwarb es auch um 15,000 Pfund, und überließ es dem Collegium der Wundärzte unter der Bedingung, daß das Publicum an gewissen Tagen Zugang zu der Sammlung bekäme, und daß jährlich Vorlesungen darüber gehalten würden. Es wurde in einem großen Gebäude in Portugalstreet, in der Nähe des College of Surgeons, aufgestellt, und im J. 1810 hielten Everard Home und Blizard die ersten Vorlesungen.

Schriften: The natural history of the human teeth, explaining their structure, use, formation, growth and diseases (Lond. 1771. 4.). (Ins Holländische übers. Dortrecht 1773. Ins Lateinische übers. von Boddaert, Leipzig 1775). Practical treatise on the diseases of the teeth, intended as a supplement to the natural history of those parts (Lond. 1778. 4.). (Natürliche Geschichte der Zähne und Beschreibung ihrer Krankheiten. 2 Thle. Leipzig 1780). A treatise on the venereal disease (Lond. 1786. 4.). (John Hunters Abhandlung über die venerische Krankheit. Aus d. Engl. mit drei Kupfert. Leipz. 1787). Observations on certain parts of the animal oeconomy (Lond. 1786. 4.). (Ins Teutsche übers. von Scheller, Braunschw. 1803). A treatise on the blood, inflammation and gun-shot wounds, by the late John Hunter; to which is prefixed an account of the author's life by *Everard Home* (Lond 1794. 4.). (Ins Teutsche übers. von Hebenstreit. 2 Thle. Leipz. 1797). (*Fr. Wilh. Theile.*)

6) Robert, gestorben am 1. März 1734 als Gouverneur von Jamaika, ist durch einen im Anfange des 18. Jahrh. erschienenen Letter on enthousiasm, welcher von Einigen Swift, von Andern dagegen Shaftsbury zugeschrieben wurde, zu einem angesehenen Namen gekommen. Sonst scheint er als Schriftsteller nicht productiv gewesen zu sein; es wird ihm jedoch noch eine Farce, Androboros betitelt, zugeschrieben. Schon im J. 1708 war ihm die Statthalterstelle in Virginien zu-

Zimmern für die Sammlungen und die Vorlesungen auch noch ein Local einrichtete, in welchem seine Schriften gedruckt und verkauft wurden. Erst im Sommer 1784 konnten die Sammlungen geordnet aufgestellt werden. Um diese Zeit führte Hunter mehre berühmte Operationen aus; namentlich übte er die Behandlung des Aneurysma popliteum durch die nach ihm benannte Methode der Unterbindung der Schenkelarterie, ohne sich um die aneurismatische Geschwulst in der Kniekehle zu bekümmern. Überhaupt fällt die vielseitigste Thätigkeit Hunters in diese Zeit. Neben seiner Privatpraxis hatte er die Obliegenheiten eines Chirurgen im Georgshospital; er hielt dabei Vorlesungen im Winter, ertheilte in seiner Wohnung Unterricht in der praktischen menschlichen Anatomie, setzte die vergleichend-anatomischen Untersuchungen und die Versuche über die thierische Ökonomie fort, gründete mit Fordyce das Lyceum medicum Londinense, dessen Mitglieder sich bei ihm versammelten, und gab doch dabei 1786 sein Werk über die Syphilis heraus, sowie auch die Bemerkungen über einzelne Theile der thierischen Ökonomie. Das letztgenannte Werk ist freilich größtentheils nur eine Sammlung seiner bis dahin in den Philosophical Transactions erschienenen Abhandlungen. Auch erhielt er 1786, nach Middletons Tode, noch die Stelle eines außerordentlichen Generalchirurgus der Armee. Unter der Last solcher Anstrengungen wurde aber auch Hunters Gesundheit sehr geschwächt; es zeigten sich im Frühlinge des Jahres 1786 heftige Anfälle einer Angina pectoris, die sich bei Gemüthsbewegungen und starken Körperanstrengungen von jetzt an häufig wiederholten und ihn zuletzt tödteten. Er konnte deshalb von dieser Zeit an seiner Privatpraxis nicht mehr mit dem frühern Eifer obliegen. Auch seine Vorlesungen mußte er allmälig aufgeben; er übertrug sie in den letzten Lebensjahren seinem Schwager, Everard Home; denn seine Zeit wurde noch mehr in Anspruch genommen, als er nach Adairs Tode den Posten eines Generalinspectors der Hospitäler und eines Generalchirurgus der Armee erhielt. Dafür erfreute er sich jetzt in vollem Maße seiner eigenen Schöpfung, nämlich des anatomischen Museums, welches in der besten Ordnung aufgestellt war, und das er jedes Jahr zweimal öffentlich zeigte, den Ärzten und Naturforschern im October, den gebildeten Laien im Mai. Auch lieferte er jetzt noch mehre Abhandlungen in den Transactions of the Society for the Improvement of medical and chirurgical knowledge: Bemerkungen über die Entzündung der innern Venenhäute; über eine tödtliche Suppressio urinae durch Hydatiden zwischen dem Blasenhals und Mastdarme, nebst Bemerkungen über das Wachsthum und die Vermehrung der Hydatiden im menschlichen Körper; über das epidemische intermittirende Fieber in Bussorate; Bemerkungen über die Intussusceptio; Heilung einer Paralyse der Schlingmuskeln durch künstliches Einbringen der Nahrungsmittel und Arzneien; Erfahrungen und Bemerkungen über das Wachsthum der Knochen (erschien erst im J. 1800). Dabei setzte er seine Beobachtungen über die thierische Ökonomie in Earls Court fort; denn dort wohnte er seit dem J. 1772 immer während der Herbstmonate, und kam blos zur Besorgung seiner Geschäfte in die Stadt.

Im J. 1793 kam sein berühmtes Werk über Entzündung, Blut- und Schußwunden in Druck, dessen Beendigung er jedoch nicht erlebte. Es wurde durch Everard Home vollendet. Am 16. Oct. nämlich besuchte er das Georgshospital, wo ihn eine Gemüthsbewegung traf, deren er nicht Herr zu werden vermochte. Er begab sich in das Nebenzimmer, und als er sich gegen D. Robertson, einen der Hospitalärzte, wandte, stürzte er mit einem tiefen Seufzer todt zu Boden. Bei der Section fand man das Herz klein und zusammengeschrumpft; die Arteriae coronariae cordis, theilweise auch die valvulae mitrales und die valvulae semilunares aortae waren verknöchert, der Ursprung der Aorta war etwas erweitert und offenbar in einem Zustand anfangender Verknöcherung, der Herzbeutel war sehr verdickt. Auch die Rippenknorpel waren verknöchert; ebenso die Carotis interna in der Nähe der sella turcica, und die Enden der Arteriae vertebrales; auch die Arteria basilaris war schon in der ganzen Länge mit weißlichen undurchsichtigen Punkten bedeckt.

John Hunter war von kleiner, untersetzter Statur, und besaß viel körperliche Kraft. Er hatte ein offenes, geistreiches Gesicht, in welchem sich der Denker ausdrückte, sodaß Lavater, als er das nach Joshua Reynolds copirte Portrait zu Gesicht bekam, ausrief: Dieser Mann denkt aus sich selbst. Mit einem leicht erregbaren Gemüthe begabt, konnte er nicht leicht besänftigt werden, sobald ihn etwas in Zorn versetzt hatte. Dabei war er durchaus offen; Verheimlichung und Hinterlist waren ihm fremd und an Andern verhaßt. So sprach er auch als Arzt seine Meinung stets ohne Rückhalt aus, und er gestand unverholen seine Unwissenheit ein, wo die Wissenschaft oder die Erfahrung ihn im Stiche ließen. Übrigens läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß er über die Kunstgenossen sich bisweilen harte Urtheile erlaubte, aber weniger aus Neid, als aus Eifer für die ärztliche Kunst. Sein Geist konnte nicht unbeschäftigt sein, und er langweilte sich in gemischten Gesellschaften, wo es zu keiner zusammenhängenden Unterhaltung kam, besonders in den letzten zehn Jahren. Er schlief des Nachts selten länger als vier Stunden, dagegen aber fast regelmäßig ein Stündchen nach Tische. Er war in der Jugend sehr lebenslustig und nahm an allen jugendlichen Vergnügungen Antheil, sodaß er selbst im 39. Jahre noch beim Tanzen den Tendo Achillis zerriß; nur konnte er keinen Wein vertragen, und in den letzten 20 Jahren trank er blos Wasser.

Nur mit großer Zaghaftigkeit hielt er seine Vorlesungen, selbst als sein literarischer Ruf schon weit ausgebreitet war, und vor der ersten Vorlesung jedes Cursus nahm er immer 40 Tropfen Laudanum. Er vertraute sich so wenig, daß er in den Vorlesungen durchaus nichts frei sprach. Ohne Zweifel war daran der gänzliche Mangel wissenschaftlicher Ausbildung in der Jugend Schuld, sodaß er niemals der Sprache mächtig wurde, und stets unfähig blieb, seine Ideen in gehöri-

ger logiſcher Ordnung, mit Bündigkeit und Leichtigkeit vorzutragen, eine Gabe, durch die ſich ſein Bruder, William Hunter, ſo ſehr auszeichnete.

Eine ſchmähende Lebensbeſchreibung des berühmten Mannes erſchien von dem engliſchen Wundarzte Jeſſe Foot (The Life of John Hunter [Lond. 1794]), worin der Verf. behauptet, Hunter habe nicht ſechs Zeilen grammatiſch richtig ſchreiben können, und er habe keine einzige der unter ſeinem Namen erſchienenen Schriften ſelbſt verfaßt. Zuverläſſiger ſind die Nachrichten, welche Everard Home als Lebensbeſchreibung des Verſtorbenen dem großen Werk über Blut, Entzündung und Schußwunden vorausgeſchickt hat. Auch erſchien noch im J. 1816 eine Lebensbeſchreibung durch Joſeph Adams (Memoirs of the Life and Doctrines of the late John Hunter).

H.'s Ruhm war nicht nur durch ſeine Schriften dauernd geſichert, ſondern auch durch ſein vorzügliches anatomiſches Muſeum, auf deſſen Vermehrung er größere Summen verwendete, als ſein Einkommen und die unerläßliche Rückſicht auf die Familie ſtreng genommen geſtatten mochten. Denn er hinterließ außer ſeiner Gattin einen zwanzigjährigen Sohn als Officier und eine Tochter, die den Capitain James Campbell heirathete. Sein Einkommen betrug aber in den Jahren 1763 bis 1774 keine 1000 Pfund jährlich; erſt 1778 ſtieg es über 1000 Pfund; mehre Jahre vor ſeinem Tode nahm er 5000 und zuletzt über 6000 Pfund ein. Die Sammlung, wie ſie ſeit dem J. 1784 aufgeſtellt war, beſtand aus vier Abtheilungen: für die Bewegungsorgane; für die zur Erhaltung des eigenen Körpers beſtimmten Functionen; für die Organe, welche die Verbindung des Individuums mit der Außenwelt vermitteln; für die auf Erhaltung der Gattung abzielenden Organe. In jeder Abtheilung war möglichſt eine Stufenreihe von der niedrigſten Bildung bis zur höchſten Organiſation des Menſchen nachgewieſen. In der erſten Abtheilung ſtehen die Säfte der organiſchen Körper vom farbeloſen Pflanzenſafte bis zum Blute; die Muskeln von der einfachen graden Faſer bis zu der durch elaſtiſche Bänder complicirteſten Structur; die Knochen, Hörner, Schalen ꝛc. in ihren verſchiedenen Entwickelungsſtufen; endlich die Gelenke und ſonſtigen Knochenverbindungen. Die zweite Abtheilung beginnt mit dem Magen von der einfachen Meduſe bis zum vielfachen Magen der Wiederkäuer; es folgen die Zähne, die Därme, die zum Verdauungsapparate gehörigen Drüſen. Dann kommt das Lymphgefäßſyſtem, das Herz, die Lungen, die Luftröhre und der Kehlkopf, die Nieren. Die dritte Abtheilung zeigt das Gehirn und das ganze Nervenſyſtem in ſeiner allmäligen Entwickelung, die Stufenfolge der einzelnen Sinnesorgane, das Zellgewebe und die verſchiedenen thieriſchen Fette, die Hautbedeckungen der Thiere nebſt deren Anhängen, den Haaren, Federn, Hörnern, Schuppen, Hufen ꝛc., die zum Theil zur Vertheidigung der Thiere dienen, weshalb auch die elektriſchen Organe, die ſich bei einigen Fiſchen finden, ihre Stelle hier finden. Auch die beſondern Organiſationen mancher Thiere, z. B. die Schwimmblaſen der Fiſche, ſind hier mit aufgeſtellt. Die vierte Abtheilung beginnt mit den geſchlechtsloſen Thieren; dann folgen die männlichen Zeugungsorgane in den Pflanzen und Thieren, nebſt den Veränderungen, die ſie in der Brunftzeit erleiden; weiterhin die weiblichen Organe im jungfräulichen und auch im geſchwängerten Zuſtande; die Veränderungen, welche das Zeugungsproduct bis zur Geburt erleidet; die Organe, durch deren Hilfe die Mutter das Neugeborene ernährt. Die Gegenſtände waren aber nicht blos in Weingeiſt aufbewahrt, oder in getrocknetem Zuſtande vorhanden, ſondern die Überſicht wurde außerdem durch eine Menge trefflicher Zeichnungen erleichtert. Außerdem enthielt die Sammlung mehre ganze in Weingeiſt aufbewahrte Thiere, eine Menge Schädel und Skelette, viele Muſcheln und Inſecten, zahlreiche Harn-, Gallen- und Darmſteine, pathologiſche Präparate, unter andern einen doppelten Uterus, deſſen eine Hälfte geſchwängert iſt, und die berühmte Misgeburt, wo ein vollſtändig ausgebildeter Kopf auf dem Kopf eines Kindes aufſitzt; endlich eine große Sammlung ausländiſcher Foſſilien.

Hunter hatte in ſeinem letzten Willen angeordnet, ſein Muſeum ſollte der Regierung zum Kauf angeboten werden. Dieſe erwarb es auch um 15,000 Pfund, und überließ es dem Collegium der Wundärzte unter der Bedingung, daß das Publicum an gewiſſen Tagen Zugang zu der Sammlung bekäme, und daß jährlich Vorleſungen darüber gehalten würden. Es wurde in einem großen Gebäude in Portugalſtreet, in der Nähe des College of Surgeons, aufgeſtellt, und im J. 1810 hielten Everard Home und Blizard die erſten Vorleſungen.

Schriften: The natural history of the human teeth, explaining their structure, use, formation, growth and diseases (Lond. 1771. 4.). (Ins Holländiſche überſ. Dortrecht 1773. Ins Lateiniſche überſ. von Boddaert, Leipzig 1775). Practical treatise on the diseases of the teeth, intended as a supplement to the natural history of those parts (Lond. 1778. 4.). (Natürliche Geſchichte der Zähne und Beſchreibung ihrer Krankheiten. 2 Thle. Leipzig 1780). A treatise on the venereal disease (Lond. 1786. 4.). (John Hunters Abhandlung über die veneriſche Krankheit. Aus d. Engl. mit drei Kupfert. Leipz. 1787). Observations on certain parts of the animal oeconomy (Lond. 1786. 4.). (Ins Teutſche überſ. von Scheller, Braunſchw. 1803). A treatise on the blood, inflammation and gun-shot wounds, by the late John Hunter; to which is prefixed an account of the author's life by *Everard Home* (Lond. 1794. 4.). (Ins Teutſche überſ. von Hebenſtreit. 2 Thle. Leipz. 1797). (*Fr. Wilh. Theile.*)

6) Robert, geſtorben am 1. März 1734 als Gouverneur von Jamaika, iſt durch einen im Anfange des 18. Jahrh. erſchienenen Letter on enthousiasm, welcher von Einigen Swift, von Andern dagegen Shaftsbury zugeſchrieben wurde, zu einem angeſehenen Namen gekommen. Sonſt ſcheint er als Schriftſteller nicht productiv geweſen zu ſein; es wird ihm jedoch noch eine Farce, Androboros betitelt, zugeſchrieben. Schon im J. 1708 war ihm die Statthalterſtelle in Virginien zu-

gedacht, allein er fiel unterweges in die Hände der Franzosen und wurde in Paris lange gefangen gehalten. Während dieser Zeit richtete Swift zwei Briefe an ihn, welche auch in seine Werke aufgenommen worden und für beide Männer gleich ehrenvoll sind. Im J. 1710 wurde H. Gouverneur von Newyork und 1728 von Jamaika *). (*R.*)

7) William, wurde am 23. Mai 1718 zu Kilbride in der Grafschaft Lanerk in Schottland geboren, und starb am 30. März 1783 zu London, berühmt als Anatom und Geburtshelfer. Sein Vater besaß in Kilbride ein kleines Gut, Long Calderwood genannt, und zeugte zehn Kinder, von denen William das siebente war. Der stille, fleißige Knabe war für den geistlichen Stand bestimmt, und kam in einem Alter von 14 Jahren auf die Universität Glasgow. Hier widmete er sich fünf Jahre lang mit Fleiß und zur großen Zufriedenheit seiner Lehrer den theologischen Studien; allein nach Vollendung derselben konnte er sich nicht entschließen, die Glaubensartikel der schottischen Kirche zu unterschreiben. Da befreite ihn die Bekanntschaft mit D. Cullen, dem nachmaligen berühmten Professor in Edinburgh, von seinen quälenden Gewissensscrupeln, und führte ihn einem Berufe zu, in welchem seine trefflichen Anlagen einen glänzenden Wirkungskreis fanden, sich geltend zu machen. D. Cullen hatte sich eben als Arzt in Hamilton niedergelassen; zu ihm ging Hunter 1737 unter Zustimmung seines Vaters, und drei Jahre lang genoß er die Freundschaft und den medicinischen Unterricht des trefflichen Arztes. Beide Freunde hatten die Verabredung getroffen, abwechselnd eine medicinische Schule zu besuchen, um sich in der Heilkunde zu vervollkommnen, und Hunter begab sich, dieser Verabredung gemäß, im November 1740 nach Edinburgh, wo er die medicinischen Wintervorlesungen besuchte, unter andern auch die von D. Alexander Monro dem Ältern. Im Sommer 1741 ging er nach London, mit Empfehlungen an den berühmten James Douglas, der damals an einem großen anatomischen Werk über die Knochen arbeitete, und sich nach einem geschickten thätigen Gehilfen für seine anatomischen Untersuchungen umsah. Douglas glaubte an William Hunter diesen Mann gefunden zu haben, bot diesem deshalb Wohnung in seinem Hause an, und übertrug ihm zugleich die Erziehung seines Sohnes. D. Cullen gab gern seine Zustimmung zu dem veränderten Plane des Freundes, auch willigte Hunters Vater ein, der übrigens im October des nämlichen Jahres starb. Durch die Vermittelung von Douglas wurde Hunter chirurgischer Assistent im Georgshospital und anatomischer Assistent bei Frank Nichols; doch verlor er seinen Freund und Gönner bereits im April 1742 durch den Tod. Dessenungeachtet setzte er die Erziehung des jungen Douglas fort und blieb in dessen Hause wohnen, obwol er entschlossen war, sich ganz der Anatomie zu widmen, und in diesem Sinne der königl. Gesellschaft im J. 1743 eine gelehrte Abhandlung über die Structur und die Krankheiten der Gelenkknorpel mittheilte, die im 42. Bde. der Philosophical Transactions abgedruckt wurde. Er suchte darin besonders nachzuweisen, daß diese Knorpel aus Fasern bestehen, welche senkrecht auf den Knochenenden sitzen.

Sein Plan schien Anfangs mislingen zu wollen, als Nichols, auf dessen Vorschub er wol gerechnet haben mochte, seine anatomischen Vorlesungen zu Gunsten Lawrence's einstellte; da führte ihn ein zufälliger Umstand zum gewünschten Ziel. Eine Anzahl Schiffschirurgen nämlich hatte Samuel Sharp zu Vorlesungen über chirurgische Operationen in einem Zimmer von Covent-Garden eingeladen, und als Sharp das Unternehmen fallen ließ, so foderten sie William Hunter zur Fortsetzung der Vorlesungen auf. Dies geschah mit solchem Beifalle, daß sie ihn alsbald um anatomische Vorlesungen angingen, die er auch im Winter 1746 in dem nämlichen Zimmer hielt. Seine anfängliche Verlegenheit, wenn er öffentlich redete, wich in kurzer Zeit einem gewissen Vertrauen, und seine Vorträge wurden bald so fließend, daß es Genuß war, ihn zu hören. Obwol ihm diese beiden Vorlesungen hübsche Summen eintrugen, da er für die anatomische 70 Guineen erhielt, so mußte er dennoch im Sommer 1747 seine Vorlesungen um 14 Tage hinausschieben, weil er zu den nöthigen Annoncen nicht Geld genug beisammen hatte. Daran war aber nicht etwa seine Verschwendung Schuld, da er schon jetzt, wie sein ganzes Leben hindurch, sehr ökonomisch lebte, sondern seine Bereitwilligkeit, den Bedürfnissen einiger nicht sehr pünktlicher Freunde abzuhelfen.

Im Frühjahre 1748 unternahm Hunter mit seinem Zöglinge Douglas eine Reise durch Holland und nach Paris. In Leyden machte er die Bekanntschaft des berühmten Albinus, und hatte Gelegenheit, die Membrana pupillaris kennen zu lernen, sowie die gelungensten Injectionen zu bewundern. Er kehrte übrigens zeitig genug nach London zurück, um seine Wintervorlesungen zu halten. Die Chirurgie war ihm stets zuwider gewesen, und obgleich er im Jahre vorher unter die londoner Wundärzte aufgenommen worden war, so beschloß er doch, diesen Zweig der Praxis ganz aufzugeben, und sich neben der Anatomie, in der er von jetzt an durch seinen Bruder John unterstützt wurde, mehr der Geburtshilfe zu widmen, in welcher sein verstorbener Gönner Douglas so großen Ruf erworben hatte. Durch den Zusammenfluß mehrer Umstände gelangte er auch bald zu einem nahmhaften geburtshilflichen Ansehen. Zuvörderst wurde er vielfältig durch die größten damals in London lebenden Wundärzte, die seine anatomischen Verdienste schätzten, als Geburtshelfer empfohlen; dazu kam, daß um diese Zeit die zwei berühmtesten Geburtshelfer Londons vom Schauplatz abtraten, Richard Manningham durch den Tod und D. Sandys durchs Zurückziehen aufs Land; endlich war der durch Wissenschaft und geburtshilfliche Geschicklichkeit so berühmte Smellie durch sein wunderliches, grobes Betragen, das den graden Gegensatz mit Hunters einnehmendem, höflichem Benehmen bildete, in übelem Rufe. So wurde William Hunter bald zum

*) *Crabb*, Univers. Diction. Vol. II. *Watt*, Biblioth. Brit. I. p. 527 u. *Lefebvre-Cauchy* in der Biogr. Univers. T. XXI. p. 64, 65.

ersten Geburtshelfer im Middleserhospital, und 1755 im Kindbetterinnenhospital ernannt, wo er reiche Beobachtungen zu seinem großen Werk über die schwangere Gebärmutter sammeln konnte. Aber nicht blos in geburtshülflichen Fällen, sondern auch bei innern Krankheiten wurde er allmälig immer mehr zu Rathe gezogen. Auch erhielt er im J. 1750 in Glasgow die Würde eines Doctors der Medicin, und vertauschte seine bisherige Wohnung mit einem ansehnlichen Hause in Jermynstreet.

Im J. 1756 wurde er ins Collegium der londoner Ärzte aufgenommen, und bald nachher wurde er auch Mitglied der neugegründeten Medical Society, die ihn später im J. 1781, nach Fothergills Tode, zu ihrem Präsidenten erwählte. In den von der Gesellschaft herausgegebenen Medical Observations and Inquiries finden sich mehre gelehrte Abhandlungen Hunters: Über Aneurysmen (wobei er auch die späterhin Varix aneurysmaticus genannte Form beschrieb); über Emphysema; über Retroversio uteri; über die Ungewißheit des gewaltsamen Todes Neugeborener; über Misbildungen des Herzens; über den Gebrauch der Milch bei Krankheiten des Magens. Da sein Bruder John Hunter, sein bisheriger anatomischer Gehilfe, im J. 1761 als Schiffsarzt in Dienste trat, er aber bei seiner großen Praxis und den gleichzeitig zu haltenden anatomischen Vorlesungen nicht ohne Gehilfen sein konnte, so erwählte er dazu William Hewson, an dessen Stelle späterhin William Cruikshank trat, zwei als Anatomen berühmte Männer.

Im J. 1762 gab er seine Medical Commentaries heraus, eine Streitschrift gegen D. Alexander Monro den Jüngern in Edinburgh, der seinen Vorlesungen über Anatomie beigewohnt hatte, und ihm die Priorität der Darlegung der Ductus lacrymales, der Injection des Testikels, des Ursprungs und Nutzens der lymphatischen Gefäße, endlich der Venenabsorption streitig machte. Im J. 1764 erschien ein Supplement dieses Buches. Der Streit wurde mit ziemlicher Animosität geführt, und war auch zum Theil gegen Monro den Ältern, Hunters Lehrer, gerichtet, der als anonymer Vertheidiger seines Sohnes aufgetreten war. Wie eifersüchtig übrigens Hunter auf seine anatomischen Entdeckungen war, ergibt sich daraus, daß er 1780 die Entdeckung der Verbindung des Mutterkuchens mit der Gebärmutter gegen seinen Bruder John in Anspruch nahm. Diese Commentare enthalten außerdem noch Beobachtungen über die Unempfindlichkeit der verschiedenen Theile des Fasersystems, und die Beobachtungen seines Bruders über die Entwickelung der Hoden und über Hernia congenita. In dem nämlichen Jahre 1762 wurde Hunter bei der Schwangerschaft der Königin zu Rathe gezogen, und 1764 zum außerordentlichen Leibarzte derselben ernannt.

Zum Mitgliede der königl. Gesellschaft im J. 1767 ernannt, theilte er derselben mehre Abhandlungen mit, von denen folgende in die Philosophical Transactions aufgenommen wurden: Beobachtungen über die gewöhnlich für Elephantenknochen gehaltenen Knochen, die sich in der Nähe des Flusses Ohio in Amerika finden (er wies ihre Abstammung von einem unbekannten Thiere nach); über einige fossile Knochen im Felsen von Gibraltar; Nachricht über das Nyl-Ghau, ein noch nicht beschriebenes indisches Thier; über eine neue Anwendungsweise der Schraube. Im J. 1768 ernannte ihn die Gesellschaft der Alterthumsforscher zum Mitglied, und in demselben Jahre wurde er auch Professor der Anatomie an der neuerrichteten Akademie der Künste. Mit unermüdlichem Eifer und mit gewohnter Gründlichkeit widmete er sich dem Vortrage des neuen Gegenstandes, des Verhältnisses der äußern Formen des menschlichen Organismus zur Malerei und Bildhauerkunst.

Im J. 1775 erschienen seine berühmten Abbildungen des schwangern Uterus, an welchem Werk er seit dem J. 1751 gesammelt hatte, dessen Vorzüglichkeit aber auch allgemein anerkannt wird. In demselben sind die Veränderungen der schwangern Gebärmutter nach Vergleichung zahlloser beobachteter Fälle aufs Genaueste dargestellt; die von Hunter entdeckte und nach ihm benannte Tunica decidua reflexa, ebenso die Retroversio uteri sind darin abgebildet. In der Vorrede rühmt er offenherzig die wichtige Beihilfe seines Bruders John bei diesem Werke. Die anatomische Beschreibung der Abbildungen vollendete übrigens Hunter nicht; sie wurde durch seinen Neffen Baillie vervollständigt und erschien erst mehre Jahre nach dem Tode des großen Mannes. Außerdem schrieb er noch 1778 gegen den Schamfugenschnitt, und 1783 erschienen noch seine Vorlesungen über die schwangere Gebärmutter und die Geburtshilfe.

Gegen Ende März des J. 1783 bekam er, wie schon mehrmals früher, einen Gichtanfall, und mußte einige Tage das Zimmer hüten. Kaum hatte er sich etwas erholt, so hielt er, dem Rathe seiner Freunde entgegen, eine Vorlesung; dies strengte ihn aber so sehr an, daß er nach der Vorlesung ohnmächtig wurde, und in der folgenden Nacht einen Schlagflußanfall erlitt, der ihn am 30. März tödtete. Ruhig und mit vollem Bewußtsein sah er den Tod herannahen, und noch in den letzten Augenblicken sagte er zu D. Combe: Hätte ich Kraft genug, die Feder zu halten, so wollte ich aufschreiben, wie leicht und angenehm es ist, zu sterben.

W. Hunter war von hagerer Gestalt, und etwas unter mittler Größe. Sanftheit und Ruhe bildeten einen wesentlichen Bestandtheil seines Charakters; dabei verfolgte er mit Festigkeit, was er sich einmal vorgenommen hatte. Er war gesellig und einnehmend in der Unterhaltung. In der Praxis bewies er eine Vorsicht, die selbst ans Furchtsame grenzte; er wußte aber das Vertrauen der Kranken in vollem Grade zu gewinnen. Er war nie verheirathet, lebte sehr mäßig und frugal; aber gewiß nicht aus übertriebener Sparsamkeit, die man ihm zum Vorwurfe gemacht hat, sondern weil er an Schmausereien und sonstigen Vergnügungen keinen Gefallen fand, und die Zeit, welche die Praxis und die Vorlesungen ihm übrig ließen, lieber den Studien widmete. Auch zeigte er niemals eine Spur filziger Sparsamkeit, wo es der Wissenschaft galt. Seine Vorträge zeichneten sich durch Deutlichkeit und lichtvolle Darstellung aus. Er

hielt sie in den spätern Jahren in seinem Museum, und bewährte sich in denselben als ein strenger Censor.

Ein bleibendes Denkmal, neben seinen Schriften, setzte sich Hunter durch Sammlung seines berühmten Museums. Wenn er zu jener Zeit, als er sich der Geburtshilfe widmete, den bescheidenen Wunsch hegte, soviel Vermögen zu erwerben, um bequem und unabhängig leben zu können, so sah er diesen Wunsch nach Verfluß weniger Jahre bereits erfüllt. Bei dem fortwährenden Wachsthume seines Vermögens faßte er den Gedanken, seinen Überfluß zum öffentlichen Besten anzuwenden, und er wollte für sein Lieblingsstudium, die Anatomie, eine Schule in der Hauptstadt Englands begründen. Zu diesem Ende machte er im J. 1765 in einer Eingabe beim Minister Grenville den Vorschlag, man möge ihm in Kings Mews ein Stück Land anweisen, er wolle dort ein Gebäude für 7000 Pfund errichten lassen, und einen beständigen Gehalt für einen Professor der Anatomie aussetzen. Das Anerbieten wurde mit Kälte aufgenommen. Dies veranlaßte ihn bald nachher, in Great Windmillstreet ein Stück Land zu kaufen, wo er ein Wohnhaus, ein anatomisches Theater und ein Museum erbaute, und wohin er im J. 1770 zog. Die erste Grundlage des Museums bildete eine ansehnliche Sammlung anatomischer Präparate, die nicht ohne Mühe und Aufwand zusammengebracht, namentlich auch durch Ankauf aus den Sammlungen von Sandys, Blackall, Falconer und Andern vermehrt worden war. Dazu kamen aber bald Fossilien, Muscheln und andere naturgeschichtliche Gegenstände, ferner die kostbarsten Ausgaben der griechischen und lateinischen Classiker, endlich auch ein Münzcabinet, dessen allmälige Anschaffung von 1770 bis 1783 gegen 20,000 Pfund kostete. Einen Theil der Münzsammlung, die Münzen der griechischen freien Städte, beschrieb Hunters Freund, Combe, unter dem Titel: Nummorum veterum populorum et urbium, qui in Museo Guilelmi Hunter asservantur, descriptio figuris illustrata. Opera et studio *Caroli Combe* (Lond. 1783. 4.). Einen bedeutenden Zuwachs erhielt das Museum unter andern im J. 1781 an Muscheln, Korallen und andern naturgeschichtlichen Gegenständen durch den Tod Fothergills, der im Testamente verordnet hatte, daß seine Sammlung taxirt und dem D. Hunter um 500 Pfund unter der Taxe zum Verkauf angeboten werden sollte. Hunter erwarb sie um die Summe von 1200 Pfund. Der Ruf der Hunterschen Sammlungen breitete sich bald sehr weit aus, zumal da Fremde sehr leicht Zutritt erhielten. Im Testamente hatte Hunter seinem Neffen, Matthew Baillie, Sohne seiner Schwester, Dorothea, welche an den theologischen Professor James Baillie in Glasgow verheirathet war, oder im Falle des Absterbens desselben an Cruikshank auf 30 Jahre das Museum vermacht, auch eine Summe angewiesen, um die Sammlung zu vermehren und drei Aufseher zu besolden, so lange sie sich in London befinden würde. Nach Verfluß von 30 Jahren sollte sie nach Glasgow kommen. Dorthin schaffte sie Baillie bereits einige Jahre vor Ablauf der bestimmten Frist.

Eine Lebensbeschreibung Hunters erschien von D. Sam. Foart Simmons, Account of the Life and Writings of the late Will. Hunter (Lond. 1783). Seine Schriften: Medical Commentaries. Part 1. containing a plain answer to D. *Monro* jun (Lond. 1762. 4.). Supplement to the first part of Medical Commentaries (1764. 2d Edit. 1777); Anatomical Description of the human gravid uterus, illustrated with 34 plates (Birmingham 1775. fol.) (diese Abbildungen sind zum Theil in verkleinertem Maßstab in Loders anatom. Tafeln copirt); Reflections on the section of the Symphysis pubis (1778); Lectures on the gravid Uterus and Midwifery (Lond. 1783). (D. Hunters Vorlesung für Frauenzimmer über die schwangere Gebärmutter und die Entbindungskunst, wie sie dieser berühmte Mann bei seinen Lebzeiten gelehrt und ausgeübt hat. Aus dem Engl. mit einem Kupfer [Leipz. 1795]). W. Hunters medicinische und chirurgische Beobachtungen und Heilmethoden. Aus dem Engl. gesammelt und mit vielen Zusätzen herausgegeben von C. G. Kühn (Leipz. 1784 u. 1785). 2 Bde. Mit Kupfern. (Die in den Philosophical Transactions und den Medical Observations and Inquiries enthaltenen Abhandlungen.) Nach Hunters Tod erschienen noch aus den nachgelassenen Papieren: Two introductory Lectures to the anatomical course of Lectures, with papers relating to a plan for establishing a Museum in London, for the improvement of Anatomy, Surgery and Physic (Lond. 1785. 4.). Anatomical Description of the human gravid Uterus and its contents (Lond. 1794. 4.). Edited by D. *Baillie*. (D. William Hunters anatomische Beschreibung des schwangern menschlichen Uterus. Aus dem Engl., mit Anmerkungen und Zusätzen, von D. Ludw. Friedr. Froriep [Weim. 1802]).

(*Fr. Wilh. Theile.*)

8) William, wurde in Montrose in Schottland geboren, und starb 1815 in Ostindien. Er widmete sich in Aberdeen dem Studium der Heilkunde bis zum J. 1777, und practicirte hierauf vier Jahre lang unter einem Arzte, der zugleich Wundarzt und Apotheker war. Er kam hierauf als Schiffsarzt der ostindischen Compagnie nach Bengalen, war von 1784—1794 Professor und Examinator am Collegium zu Calcutta, und bekleidete dann eine Zeit lang die Stelle eines Generalinspectors der Hospitäler auf Java. Mit den Ländern, in denen zu leben das Schicksal ihn bestimmt hatte, sich schnell vertraut machend, gab er bereits 1784 eine werthvolle Beschreibung des Königreichs Pegu heraus, der er Bemerkungen über den Einfluß des Klima's auf die Wolle der Schafe, sowie über die Höhlen in der Nähe von Bombay beifügte: Concise account of the kingdom of Pegu, its Climate, Produce, Trade, Government and Inhabitants; with an Inquiry into the Causes of the variety observable in the fleeces of Sheep, in different climates, and a Description of the caves of Elephanta, Ambola and Canara (Calcutta 1784. Ins Französische übers. von Langlès, Paris 1793). Die Beschreibung der Höhlen erschien auch 1788 beson-

ders abgedruckt in London. Dabei studirte Hunter eifrigst die verschiedenen indischen Sprachidiome, und erwarb sich bald solches Ansehen in diesem Zweige der Wissenschaft, daß er vom J. 1794—1808 die Stelle eines Secretairs der asiatischen Gesellschaft bekleidete. Theils die Abhandlungen dieser Gesellschaft, theils andere Zeitschriften enthalten von ihm mehre Abhandlungen über indische Literatur, unter andern über die astronomischen Arbeiten von Jayasinha, welche den Titel Zydje-Mohammed-Chahy führen; er trat hier gegen Anquetil Duperron auf. Seine Kenntniß der indischen Sprachen trug wol auch dazu bei, daß er den Major Palmer auf dessen Gesandtschaftsreise zu Daoulet Raï Scindyah als Arzt begleitete. Als die ostindische Compagnie nach der französischen Revolution, während der Kriege zwischen England und Frankreich, nicht genug europäische Matrosen bekommen konnte, mußte sie ihre Schiffe mit Laskaren bemannen. Diese wurden aber von einer scorbutartigen Krankheit befallen, die so mörderisch war, daß ⅓ der Matrosen daran zu Grunde ging. Hunter hatte hinlängliche Gelegenheit, diese Krankheit kennen zu lernen, und beschrieb sie in dem Werke: An account of the diseases incident to Indian Seamen, or Lascars, on long voyages (Calcutta 1804. fol.). Auch lieferte er 1809 im neunten Bande der Transact. of the Linnean Soc. eine Abhandlung, worin er nachzuweisen suchte, daß das Gutta Gambier von Nauclea Gambir abstammt, eine Behauptung, die später durch Wallich bestätigt wurde. Sein letztes Werk war Taylors hindostanisch-englisches Lexikon, das er 1808 in zwei Bänden in Quart in Calcutta herausgab. Er starb 1815 am Fieber, grade als er sich, nach einem 33jährigen Aufenthalt in Ostindien, zu einer Reise in sein Vaterland anschickte, wo er einen Sommer zuzubringen gedachte. (*Fr. Wilh. Theile.*)

HUNTERDON, Grafschaft des Staates New-Jersey in den ver. nordamerik. Freistaaten, liegt zwischen 40° 12′ bis 40° 46′ nördl. Br. und zwischen 1° 50′ bis 2° 18′ östl. Länge von Washington, und wird von folgenden Grafschaften begrenzt: Im N. von Sussex, in N. O. von Morris, im O. von Sommerset und Middlesex, im S. von Burlington und im W. von dem Delaware, der hier die Grenze gegen Pennsylvanien macht. Das Areal beträgt 20 □M. mit 34,000 Einwohnern. Die Grafschaft ist größtentheils Gebirgsland und im Nordwesten streichen die eisenreichen Cushetungberge hindurch, an die sich im Westen das Muskonetgunggebirge anreiht; jedoch finden sich auch viele fruchtbare Ebenen und Thäler. Das Klima ist gesund, die Luft heiter, trocken und rein, und die Witterung im Ganzen mild und angenehm. Das Land ist gut bewässert; außer den Grenzflüssen ist zu bemerken der südliche Arm des Neritan, der Muskonetgung, Neshashackaway, Watchoak und Sapping, und an der Spitze des Muskonetgungberges entspringt ein Stahlwasser. Das Mineralreich liefert Eisen und Blei. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner, die größtentheils englischen und holländischen Ursprungs sind und worunter sich auch eingewanderte Teutsche befinden, besteht in Ackerbau und Viehzucht, die beide fleißig betrieben werden, und wovon ersterer vielen Weizen zur Ausfuhr liefert. Dem Cultus nach gehören die meisten Einwohner der presbyterianischen Kirche an, außer der sich noch Quäker, Baptisten, teutsche Lutheraner und holländische Reformirte vorfinden. Die Hauptstadt der Grafschaft und des ganzen Staates New-Jersey ist: Trenton, am Einflusse des Sapping in den Delaware, Sitz des Gouverneurs, der gesetzgebenden Versammlung und der Centralbehörden, hat ein Staatenhaus, ein Rathhaus, wo die County-Courts gehalten werden, vier Kirchen, ein kathol. und ein baptistisches Bethaus, eine Akademie, eine Zeitungsdruckerei, ein Postamt und zwei Banken und (1830) 3925 Einwohner. Starke Gerberei, Baumwollenspinnerei (die Kattunmanufacturen, die fälschlich in mehren neuen Geographien angegeben werden, sind eingegangen) und bedeutender Zwischenhandel zwischen New-York und Philadelphia, indem diese Stadt eine Hauptniederlage für diese beiden Städte ist. Von hier nach Philadelphia geht täglich eine Postjacht. Unterhalb des in der Nähe sich befindenden Delawarefalles verbindet eine schöne hölzerne Brücke über diesen Fluß die Staaten New-Jersey und Pennsylvanien. Zu bemerken sind noch folgende Ortschaften: Maiderhead, Hopewell, Kingwood, Alexandria, Bethlehem, Lebanon, Tewksbury, Readington und Amwell. (*J. C. Schmidt.*)

HUNTERSGRUPPE, eine Gruppe von mehren felsigen Eilanden, an der nordwestl. Küste von Vandiemensinsel, und nur durch einen schmalen, gefahrvollen Kanal von dieser getrennt, am südlichen Eingange der Baßstraße und im Südosten der großen Kinginsel. Sie ist 1798 von Flinders entdeckt und 1802 von Baudin untersucht. Sie besteht aus zwei größern und mehren geringen Eilanden: 1) Three Hummock, bei den Franzosen aux trois Mondrains, ist die größere westl. Insel, mit drei hohen Piks, von denen sie den Namen erhielt. Ihre Grundlage, sowie die der übrigen, besteht aus Granit; sie ist stark bewaldet und häufigen Orkanen ausgesetzt. Auf ihrer nordwestl. Seite liegt die weite Bai Coulomb. 2) Barren, die größere östliche Insel, von der vorigen durch den Kanal Péron getrennt und von den Franzosen Fleurieu genannt, von derselben Beschaffenheit wie Three Hummock. Zu den kleinern Eilanden gehören: Albatroß, ein großer von Albatrossen und Robben bevölkerter Granitfelsen im Norden von Barren; Cartier im Westen von Barren und andere mehr. (*Klaehn.*)

HUNTERSHILL, eine aus einzelnen Höfen bestehende Ortschaft bei Sidney, der Hauptstadt von Neu-Südwales. (*Klaehn.*)

HUNTERS-INSELN, eine Gruppe von fünf kleinen Eilanden im Austral-Ocean, im Norden der Salomonsinseln, unter 4° 45′ südl. Breite und 174° östl. Länge von Ferro. Sie wurde 1795 von Mortlock auf dem Schiffe Young William entdeckt. (*Klaehn.*)

HUNTERS MUSEUM. Zwei berühmte Sammlungen dieses Namens befinden sich in England. Die eine, von John Hunter, ist ein vergleichend-anatomisches Museum, welches die englische Regierung nach dem

1793 erfolgten Tode des Gründers um 15,000 Pfund erkaufte und dem Collegium der Wundärzte in London übergab, unter der Bedingung, dem Publicum an bestimmten Tagen den Eintritt zu gestatten und auch Vorlesungen darüber zu halten. Sie steht in Portugalstreet, in der Nähe des College of Surgeons, in London (s. John Hunter). Die andere Sammlung rührt von William Hunter, Johns Bruder, her. Sie ist hauptsächlich naturhistorischen Inhalts, schließt aber auch eine Sammlung griechischer und römischer Autoren in den seltensten Ausgaben ein, sowie eine Münzsammlung, deren Erwerbung über 20,000 Pfund gekostet hatte. Nach dem Testamente des Begründers, der 1783 starb und für die Vermehrung und Beaufsichtigung der Sammlungen Summen ausgesetzt hatte, sollte dieses Museum 30 Jahre lang in London bleiben; es wurde aber bereits einige Jahre vor Ablauf dieser Frist nach Glasgow gebracht (s. William Hunter). (*Fr. Wilh. Theile.*)

HUNTERS-RIVER, ein Küstenfluß in Neu-Süd-Wales durchfließt den District Newcastle der Grafschaft Cumberland, nimmt die Flüsse Williams, Patterson u. a. auf, und mündet unter 32° 54′ südl. Breite in den Port-Hunter. In seiner Nähe entdeckte ganz kürzlich Herr Mackie einen brennenden Vulkan in 32° 40′ südl. Breite (Asiatic Journal. Mai 1829). (*Klaehn.*)

HUNTHERUS, auch HONTHERUS (Jakob oder Jakob Peter), am Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrh. in Schweden geboren, ging nach Holland und England, wo er zur katholischen Kirche übergetreten sein soll, und von dort im Jahre 1623 nach Paris, wo er mit Grotius und dem kaiserlichen Gesandten bekannt wurde. Letzteren begleitete er 1628 nach Wien, und wurde späterhin kaiserl. Gesandtschaftssecretair zu Regensburg. Leider aber verlor er diese Stelle bald wieder, da man bei dem Erscheinen der Schweden in Teutschland, als Feinde Österreichs, Bedenken trug, die Angelegenheiten des Reichs in den Händen eines Schweden zu lassen. Seine fernern Schicksale sind uns unbekannt. H. hat sich besonders bekannt gemacht durch seine witzigen und beißenden lateinischen Briefe, die an Banier, Horn, Casaubonus, Prustenberg und mehre andere ausgezeichnete Männer Schwedens, Frankreichs und Teutschlands gerichtet und unter diesem Titel erschienen sind: *Jacobi Hunteri* Miscellaneae, ornata sententiarum concinnitate vestitae, sermonis elegantia gravidae, in quibus res tragicae pene comice, tristes remisse, severae hilare, forenses scenica prope venustate tractantur; qui manus attulerit steriles intro ad illas, gravidas foras exportabit: lege, vide, ride (Viennae Austr. 1631). Außerdem schrieb er noch: Defensio L. A. Senecae ab Atheismo contra Amand. Fabium (Ratisb. 1651. 4.) *). (*R.*)

HUNTINGDON, 1) Grafschaft im Innern des Königreichs England, in dem Theile, welcher in alten Zeiten das Königreich Mercia bildete, liegt zwischen 17° 7′ bis 17° 22′ östl. Länge und 52° 5′ bis 52° 17′ nördl. Breite, und grenzt im Nordwesten und Westen an Northampton, im Nordosten und Südosten an Cambridge und im Südwesten an Bedfort. Das Areal beträgt 19,28 □Meilen mit 53,149 Einw., einer Stadt, 5 Marktflecken und 78 Kirchspielen. Der Boden ist größtentheils ganz eben oder wellenförmig und fruchtbar, theils Klei, theils kalk- oder thonhaltig, und im Nordosten fettes Marschland. Unter den Waldungen sind die von Salom, Alconbury und Wabridge Forrest die ansehnlichsten. Die Hauptflüsse des Landes, welches gut bewässert ist, sind die Ouse, welche den südlichen, und der Nena, welcher den nördlichen Theil des Landes durchfließt. Im Nordosten sind zur Trockenlegung des Landes mehre Abzugsgräben; auch sind zwei Mineralquellen vorhanden. Das Klima ist angenehm und heiter, namentlich im südlichen Theile, weniger im Norden, wo wegen der vielen Moore die Luft weniger gesund ist. Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptgewerbe des Landes, die beide vortrefflich betrieben werden, und die gewöhnlichen Getreidearten, nebst Rübsamen, Futterkräutern, Garten- und Hülsenfrüchten, nebst zahlreichem Mastvieh erzeugen. Die Viehzucht, Mastung und Milchwirthschaft werden mit vieler Einsicht betrieben, und letztere producirt vortreffliche Butter und Käse, der unter dem Namen des Dorfes Stilton sehr bekannt und dem von Lodi in Italien ähnlich ist. Daher sind die landwirthschaftlichen Producte die einzige Stapelwaare des Landes; denn der ganze Kunstfleiß beschränkt sich auf Wollengarnspinnerei. Die Grafschaft wird in vier Hundreds eingetheilt.

2) Hauptort der gleichnamigen englischen Grafschaft, ein Borough, an der Ouse, über welche eine schöne Brücke führt, von schönen Wiesengründen umgeben, hat 2 Kirchen, ein Armen-, ein Krankenhaus, eine lateinische Schule, 740 Häuser und 3000 Einw. Merkwürdig als Oliver Cromwells Geburtsort, geb. 1630, † 1658.

3) Grafschaft des Staates Pennsylvanien in den nordamerik. verein. Staaten, liegt zwischen 40° 4′ bis 40° 44′ nördl. Breite und zwischen 0° 47′ bis 1° 32′ westl. Länge von Washington, grenzt im Norden an Centre, im Osten und Nordosten an Mifflin, im Südosten an Franklin, im Südwesten an Bedford und im Nordwesten an Cambria. Das Areal beträgt 70,50 □Meilen mit 24,000 Einw. in 18 Ortschaften. Ein sehr gebirgiges Land zwischen den zehn verschiedenen Ketten des Apalachengebirges gelegen, dessen verschiedene Zweige im Osten die Tuscarora-, Shade-, Blacklog- und Jack-Gebirgsreihen, im Süden die Sideling- und Aleguppy, im Norden der Standnig-Stone und ein kleiner Theil der Nittanyberge, und im Westen die Tusseys sind, und ist nordwestlich von einem Theile der Alleganygebirge, den Chesnutbergen, durchzogen. Der Hauptfluß ist die Juniata, die hier eine große Strecke weit schiffbar ist und in ihrem Laufe durch die Grafschaft eine Menge kleiner Flüsse aufnimmt, worunter der Standingstone-Creek und Auchwick-Creek zu bemerken sind. Der Franks-town-Arm der Juniata ist jetzt bis zu seiner Entstehung

*) Vergl. Biograph. univ. Tom. XXI. p. 71. Adelung z. Jöcher. 2. Bd. Col. 2198.

bei Frankstown schiffbar gemacht. Obgleich der größere Theil des Landes wegen der vielen Gebirge mit Waldungen bedeckt ist, welche zum Theil sehr rauhe Partien haben, so gibt es doch zwischen denselben gutbewässerte Thäler mit ergiebigem Boden, wovon bis jetzt verhältnißmäßig wenig, aber ziemlich gut angebaut ist. Die großen Waldungen sind reich an Wild, namentlich an Damhirschen, Waschbären, Eichhörnern, sowie auch an Wölfen und Bären. An Mineralien ist großer Reichthum vorhanden, und man beutet aus Kalksteine, Eisen, Blei, Galmei, Kupfer, Alaun, Grünspan, Steinkohlen und Schiefer. Auch ist eine warme Mineralquelle vorhanden, die sich gegen Gicht und Hautkrankheiten sehr heilsam erweist. Der Handel beschränkt sich auf Ausfuhr von Landeserzeugnissen, die vornehmlich in Weizen, Mehl, Holz und Eisen bestehen. Hauptort der Grafschaft ist:

4) H., ein Borough am Einflusse des Standingstone-Creek in die Juniata, unter 40° 30′ nördl. Breite, mit 140 Häusern und 700 Einw., den Grafschaftsgebäuden, 2 Kirchen, einer öffentlichen Schule, einem Postamt, einer Bank, den nöthigen Handwerkern und 2 Wochen- und 2 Jahrmärkten.

5) Ortschaft in derselben Grafschaft belegen, zwischen einem Arme der Juniata, der sich hier mit dem Hauptflusse vereinigt, und den Tusseysbergen mit 1750 Einwohnern.

6) H., gleichfalls in Pennsylvanien in der Grafschaft Adams gelegen, am Bremudiankrik mit 1100 Einw. und einer Mineralquelle. (*J. C. Schmidt.*)

HUNTINGTON (Robert), ein Mann von vielseitigen Verdiensten, vorzüglich als praktischer Theolog, Orientalist und unermüdeter Sammler morgenländischer Schätze, dessen Anlagen sich schon im Jünglinge regten und im Manne zu einem weitwirkenden wohlthätigen Gestirne sich entfalteten, ward 1636 im Februar in Deorhirst, ungefähr sechs Meilen von der Hauptstadt der Grafschaft Gloceſter geboren. Er war der zweite unter vier Brüdern, und sein Vater Prediger in seinem Geburtsorte. Die alten Sprachen erlernte H. auf der öffentlichen Schule zu Bristol, und man hielt ihn im 17. Jahre seines Alters hinlänglich vorbereitet, um nach Oxford gehen zu können. Er ward daselbst im Mertonischen Collegio untergebracht, erlangte alsbald den ersten Grad theologischer Würdigkeit, das Baccalaureat, und ward in die Zahl der Socii aufgenommen, nachdem er seine moralische und wissenschaftliche Befähigung nach dem Einverständniß Aller zur größten Zufriedenheit beurkundet hatte. Das Jahr 1663 machte ihn zum Magister, und bald darauf stieg er zum **Senior Magistrorum** empor. Mit den philosophischen Wissenschaften nach seinem Standpunkte vertraut und von seinen Zuhörern geachtet, gab er sich nun ganz der Theologie und den orientalischen Sprachen hin, und machte in ihnen so große Fortschritte, daß selbst Pococke ihm das ruhmvollste Zeugniß nicht versagen konnte. Welche Aussichten ihm diese Studien eröffneten, zeigte sich sehr bald. Es wünschte nämlich der Prediger der englischen Factorei in Aleppo, D. Frampton, der später an die Hauptkirche in Gloceſter kam, nach England zurückzukehren, und so beschlossen die Gesellschaftsmitglieder jener Factorei in London, H. als dem würdigsten diese Stelle zu übertragen. In einem Alter von 34 Jahren schiffte er vom heimischen Ufer weg zunächst auf Smyrna los. Unterwegs entging er mit seinen Gefährten bei einer kleinen Insel nicht weit von den Engpässen des ägeischen Meeres nur durch die eiligste Flucht der Gefahr (sie hatten sich nämlich auf die Insel begeben), durch griechische Seeräuber geplündert oder vielleicht gemordet zu werden. In Smyrna erlaubte ihm sein mehrwöchentlicher Aufenthalt einen Ausflug nach Ephesus und Thyatira, und nach vier Monaten seit seinem Aufbruche von Hause traf er glücklich in Aleppo zur Freude aller dortigen Engländer ein. Mit dem festen Vorsatze, seine Pflichten als geistlicher Seelsorger auf das Strengste zu erfüllen, vereinigte er den regsten Eifer, seinen neuen Aufenthalt zur Bereicherung seiner eigenen Kenntnisse, zur Sammlung literarischer Schätze und zur Mittheilung von Nachrichten über bisher in Europa unbekannte Thatsachen aus den vorzüglichern Reichen asiatischer Natur und Kunst zu benutzen. Auch war er für diese Zwecke vollständig vorbereitet, und seine erworbenen Kenntnisse wurden durch ein glückliches Urtheil vortheilhaft unterstützt. Sein Sammlerfleiß nahm die Dienste von Griechen, Syrern, Armeniern, Juden, Samaritanern und Muhammedanern, die alle trotz ihres verschiedenartigsten Glaubens ihm auch auf das Liebreichste entgegenkamen, in Anspruch. Seine Freunde in Europa, Narcis Marsh, Joannes Fell, Edw. Pococke, Thom. Mareshall, Edw. Bernard, Thom. Hyde und andere hatten an ihm einen fleißigen und gelehrten Correspondenten, der ihre literarischen Wünsche und Bedürfnisse nach Möglichkeit zu befriedigen wußte. Weder in Syrien und Palästina, noch in Ägypten und Persien ließ er es unversucht, selbst auf unzuverlässige Nachrichten hin, Nachforschungen zur Erlangung von gewünschten wichtigen Manuscripten anzustellen; und wie groß die Ausbeute war, davon gibt noch jetzt die Bodlejanische Bibliothek das beste Zeugniß. So betrieb er z. B. den Erwerb syrischer Codices vorzüglich durch den Patriarchen der Maroniten zu Antiochia, Stephan Petrus, der um der Habsucht und Tyrannei des Pascha von Tripolis zu entgehen, sich in das Gebirge bei Kesroan, nicht weit von Beirut, zurückgezogen hatte, und bald darauf sich auf den Libanon begab. Seine Correspondenz mit ihm gibt darüber das Nähere an.

Da es Gewissenssache für alle Engländer war, ehe sie in ihr Vaterland zurückkehrten, Jerusalem und den allen Christen ehrwürdigen Boden, wo Christus wandelte, zu besuchen, so gedachte auch H. bei erster bester Gelegenheit dahin aufzubrechen. Er nahm seinen Weg über Galiläa und Samaria, um zugleich nähere Erkundigungen über die Bücher, heiligen Gebräuche, Meinungen und Gewohnheiten der Samaritaner, von denen etwa noch 30 Familien in Naplus lebten, einzuziehen. Es gelang ihm, sie durch Nachrichten über die in England lebenden Hebräer — sie halten sich nämlich allein für

gedacht, allein er fiel unterweges in die Hände der Franzosen und wurde in Paris lange gefangen gehalten. Während dieser Zeit richtete Swift zwei Briefe an ihn, welche auch in seine Werke aufgenommen worden und für beide Männer gleich ehrenvoll sind. Im J. 1710 wurde H. Gouverneur von Newyork und 1728 von Jamaika *). (*R.*)

7) William, wurde am 23. Mai 1718 zu Kilbride in der Grafschaft Lanerk in Schottland geboren, und starb am 30. März 1783 zu London, berühmt als Anatom und Geburtshelfer. Sein Vater besaß in Kilbride ein kleines Gut, Long Calderwood genannt, und zeugte zehn Kinder, von denen William das siebente war. Der stille, fleißige Knabe war für den geistlichen Stand bestimmt, und kam in einem Alter von 14 Jahren auf die Universität Glasgow. Hier widmete er sich fünf Jahre lang mit Fleiß und zur großen Zufriedenheit seiner Lehrer den theologischen Studien; allein nach Vollendung derselben konnte er sich nicht entschließen, die Glaubensartikel der schottischen Kirche zu unterschreiben. Da befreite ihn die Bekanntschaft mit D. Cullen, dem nachmaligen berühmten Professor in Edinburgh, von seinen quälenden Gewissensscrupeln, und führte ihn einem Berufe zu, in welchem seine trefflichen Anlagen einen glänzenden Wirkungskreis fanden, sich geltend zu machen. D. Cullen hatte sich eben als Arzt in Hamilton niedergelassen; zu ihm ging Hunter 1737 unter Zustimmung seines Vaters, und drei Jahre lang genoß er die Freundschaft und den medicinischen Unterricht des trefflichen Arztes. Beide Freunde hatten die Verabredung getroffen, abwechselnd eine medicinische Schule zu besuchen, um sich in der Heilkunde zu vervollkommnen, und Hunter begab sich, dieser Verabredung gemäß, im November 1740 nach Edinburgh, wo er die medicinischen Wintervorlesungen besuchte, unter andern auch die von D. Alexander Monro dem Ältern. Im Sommer 1741 ging er nach London, mit Empfehlungen an den berühmten James Douglas, der damals an einem großen anatomischen Werk über die Knochen arbeitete, und sich nach einem geschickten thätigen Gehilfen für seine anatomischen Untersuchungen umsah. Douglas glaubte an William Hunter diesen Mann gefunden zu haben, bot diesem deshalb Wohnung in seinem Hause an, und übertrug ihm zugleich die Erziehung seines Sohnes. D. Cullen gab gern seine Zustimmung zu dem veränderten Plane des Freundes, auch willigte Hunters Vater ein, der übrigens im October des nämlichen Jahres starb. Durch die Vermittelung von Douglas wurde Hunter chirurgischer Assistent im Georgshospital und anatomischer Assistent bei Frank Nichols; doch verlor er seinen Freund und Gönner bereits im April 1742 durch den Tod. Dessenungeachtet setzte er die Erziehung des jungen Douglas fort und blieb in dessen Hause wohnen, obwol er entschlossen war, sich ganz der Anatomie zu widmen, und in diesem Sinne der königl. Gesellschaft im J. 1743 eine gelehrte Abhandlung über die Structur und die Krankheiten der Gelenkknorpel mittheilte, die im 42. Bde. der Philosophical Transactions abgedruckt wurde. Er suchte darin besonders nachzuweisen, daß diese Knorpel aus Fasern bestehen, welche senkrecht auf den Knochenenden sitzen.

Sein Plan schien Anfangs mislingen zu wollen, als Nichols, auf dessen Vorschub er wol gerechnet haben mochte, seine anatomischen Vorlesungen zu Gunsten Lawrence's einstellte; da führte ihn ein zufälliger Umstand zum gewünschten Ziel. Eine Anzahl Schiffschirurgen nämlich hatte Samuel Sharp zu Vorlesungen über chirurgische Operationen in einem Zimmer von Covent-Garden eingeladen, und als Sharp das Unternehmen fallen ließ, so foderten sie William Hunter zur Fortsetzung der Vorlesungen auf. Dies geschah mit solchem Beifalle, daß sie ihn alsbald um anatomische Vorlesungen angingen, die er auch im Winter 1746 in dem nämlichen Zimmer hielt. Seine anfängliche Verlegenheit, wenn er öffentlich redete, wich in kurzer Zeit einem gewissen Vertrauen, und seine Vorträge wurden bald so fließend, daß es Genuß war, ihn zu hören. Obwol ihm diese beiden Vorlesungen hübsche Summen eintrugen, da er für die anatomische 70 Guineen erhielt, so mußte er dennoch im Sommer 1747 seine Vorlesungen um 14 Tage hinausschieben, weil er zu den nöthigen Annoncen nicht Geld genug beisammen hatte. Daran war aber nicht etwa seine Verschwendung Schuld, da er schon jetzt, wie sein ganzes Leben hindurch, sehr ökonomisch lebte, sondern seine Bereitwilligkeit, den Bedürfnissen einiger nicht sehr pünktlicher Freunde abzuhelfen.

Im Frühjahre 1748 unternahm Hunter mit seinem Zöglinge Douglas eine Reise durch Holland und nach Paris. In Leyden machte er die Bekanntschaft des berühmten Albinus, und hatte Gelegenheit, die Membrana pupillaris kennen zu lernen, sowie die gelungensten Injectionen zu bewundern. Er kehrte übrigens zeitig genug nach London zurück, um seine Wintervorlesungen zu halten. Die Chirurgie war ihm stets zuwider gewesen, und obgleich er im Jahre vorher unter die londoner Wundärzte aufgenommen worden war, so beschloß er doch, diesen Zweig der Praxis ganz aufzugeben, und sich neben der Anatomie, in der er von jetzt an durch seinen Bruder John unterstützt wurde, mehr der Geburtshilfe zu widmen, in welcher sein verstorbener Gönner Douglas so großen Ruf erworben hatte. Durch den Zusammenfluß mehrer Umstände gelangte er auch bald zu einem nahmhaften geburtshilflichen Ansehen. Zuvörderst wurde er vielfältig durch die größten damals in London lebenden Wundärzte, die seine anatomischen Verdienste schätzten, als Geburtshelfer empfohlen; dazu kam, daß um diese Zeit die zwei berühmtesten Geburtshelfer Londons vom Schauplatz abtraten, Richard Manningham durch den Tod und D. Sandys durchs Zurückziehen aufs Land; endlich war der durch Wissenschaft und geburtshilfliche Geschicklichkeit so berühmte Smellie durch sein wunderliches, grobes Betragen, das den graden Gegensatz mit Hunters einnehmendem, höflichem Benehmen bildete, in übelem Rufe. So wurde William Hunter bald zum

*) *Crabb*, Univers. Diction. Vol. II. *Watt*, Biblioth. Brit. I. p. 527 u. *Lefebvre-Cauchy* in der Biogr. Univers. T. XXI. p. 64, 65.

ersten Geburtshelfer im Middleserhospital, und 1755 im Kindbetterinnenhospital ernannt, wo er reiche Beobachtungen zu seinem großen Werk über die schwangere Gebärmutter sammeln konnte. Aber nicht blos in geburtshilflichen Fällen, sondern auch bei innern Krankheiten wurde er allmälig immer mehr zu Rathe gezogen. Auch erhielt er im J. 1750 in Glasgow die Würde eines Doctors der Medicin, und vertauschte seine bisherige Wohnung mit einem ansehnlichen Hause in Jermynstreet.

Im J. 1756 wurde er ins Collegium der londoner Ärzte aufgenommen, und bald nachher wurde er auch Mitglied der neugegründeten Medical Society, die ihn später im J. 1781, nach Fothergills Tode, zu ihrem Präsidenten erwählte. In den von der Gesellschaft herausgegebenen Medical Observations and Inquiries finden sich mehre gelehrte Abhandlungen Hunters: Über Aneurysmen (wobei er auch die späterhin Varix aneurysmaticus genannte Form beschrieb); über Emphysema; über Retroversio uteri; über die Ungewißheit des gewaltsamen Todes Neugeborener; über Misbildungen des Herzens; über den Gebrauch der Milch bei Krankheiten des Magens. Da sein Bruder John Hunter, sein bisheriger anatomischer Gehilfe, im J. 1761 als Schiffsarzt in Dienste trat, er aber bei seiner großen Praxis und den gleichzeitig zu haltenden anatomischen Vorlesungen nicht ohne Gehilfen sein konnte, so erwählte er dazu William Hewson, an dessen Stelle späterhin William Cruikshank trat, zwei als Anatomen berühmte Männer.

Im J. 1762 gab er seine Medical Commentaries heraus, eine Streitschrift gegen D. Alexander Monro den Jüngern in Edinburgh, der seinen Vorlesungen über Anatomie beigewohnt hatte, und ihm die Priorität der Darlegung der Ductus lacrymales, der Injection des Testikels, des Ursprungs und Nutzens der lymphatischen Gefäße, endlich der Venenabsorption streitig machte. Im J. 1764 erschien ein Supplement dieses Buches. Der Streit wurde mit ziemlicher Animosität geführt, und war auch zum Theil gegen Monro den Ältern, Hunters Lehrer, gerichtet, der als anonymer Vertheidiger seines Sohnes aufgetreten war. Wie eifersüchtig übrigens Hunter auf seine anatomischen Entdeckungen war, ergibt sich daraus, daß er 1780 die Entdeckung der Verbindung des Mutterkuchens mit der Gebärmutter gegen seinen Bruder John in Anspruch nahm. Diese Commentare enthalten außerdem noch Beobachtungen über die Unempfindlichkeit der verschiedenen Theile des Fasersystems, und die Beobachtungen seines Bruders über die Entwickelung der Hoden und über Hernia congenita. In dem nämlichen Jahre 1762 wurde Hunter bei der Schwangerschaft der Königin zu Rathe gezogen, und 1764 zum außerordentlichen Leibarzte derselben ernannt.

Zum Mitgliede der königl. Gesellschaft im J. 1767 ernannt, theilte er derselben mehre Abhandlungen mit, von denen folgende in die Philosophical Transactions aufgenommen wurden: Beobachtungen über die gewöhnlich für Elephantenknochen gehaltenen Knochen, die sich in der Nähe des Flusses Ohio in Amerika finden (er wies ihre Abstammung von einem unbekannten Thiere nach); über einige fossile Knochen im Felsen von Gibraltar; Nachricht über das Nyl-Ghau, ein noch nicht beschriebenes indisches Thier; über eine neue Anwendungsweise der Schraube. Im J. 1768 ernannte ihn die Gesellschaft der Alterthumsforscher zum Mitglied, und in demselben Jahre wurde er auch Professor der Anatomie an der neuerrichteten Akademie der Künste. Mit unermüdlichem Eifer und mit gewohnter Gründlichkeit widmete er sich dem Vortrage des neuen Gegenstandes, des Verhältnisses der äußern Formen des menschlichen Organismus zur Malerei und Bildhauerkunst.

Im J. 1775 erschienen seine berühmten Abbildungen des schwangern Uterus, an welchem Werk er seit dem J. 1751 gesammelt hatte, dessen Vorzüglichkeit aber auch allgemein anerkannt wird. In demselben sind die Veränderungen der schwangern Gebärmutter nach Vergleichung zahlloser beobachteter Fälle aufs Genaueste dargestellt; die von Hunter entdeckte und nach ihm benannte Tunica decidua reflexa, ebenso die Retroversio uteri sind darin abgebildet. In der Vorrede rühmt er offenherzig die wichtige Beihilfe seines Bruders John bei diesem Werke. Die anatomische Beschreibung der Abbildungen vollendete übrigens Hunter nicht; sie wurde durch seinen Neffen Baillie vervollständigt und erschien erst mehre Jahre nach dem Tode des großen Mannes. Außerdem schrieb er noch 1778 gegen den Schamfugenschnitt, und 1783 erschienen noch seine Vorlesungen über die schwangere Gebärmutter und die Geburtshilfe.

Gegen Ende März des J. 1783 bekam er, wie schon mehrmals früher, einen Gichtanfall, und mußte einige Tage das Zimmer hüten. Kaum hatte er sich etwas erholt, so hielt er, dem Rathe seiner Freunde entgegen, eine Vorlesung; dies strengte ihn aber so sehr an, daß er nach der Vorlesung ohnmächtig wurde, und in der folgenden Nacht einen Schlagflußanfall erlitt, der ihn am 30. März tödtete. Ruhig und mit vollem Bewußtsein sah er den Tod herannahen, und noch in den letzten Augenblicken sagte er zu D. Combe: Hätte ich Kraft genug, die Feder zu halten, so wollte ich aufschreiben, wie leicht und angenehm es ist, zu sterben.

W. Hunter war von hagerer Gestalt, und etwas unter mittler Größe. Sanftheit und Ruhe bildeten einen wesentlichen Bestandtheil seines Charakters; dabei verfolgte er mit Festigkeit, was er sich einmal vorgenommen hatte. Er war gesellig und einnehmend in der Unterhaltung. In der Praxis bewies er eine Vorsicht, die selbst ans Furchtsame grenzte; er wußte aber das Vertrauen der Kranken in vollem Grade zu gewinnen. Er war nie verheirathet, lebte sehr mäßig und frugal; aber gewiß nicht aus übertriebener Sparsamkeit, die man ihm zum Vorwurfe gemacht hat, sondern weil er an Schmausereien und sonstigen Vergnügungen keinen Gefallen fand, und die Zeit, welche die Praxis und die Vorlesungen ihm übrig ließen, lieber den Studien widmete. Auch zeigte er niemals eine Spur filziger Sparsamkeit, wo es der Wissenschaft galt. Seine Vorträge zeichneten sich durch Deutlichkeit und lichtvolle Darstellung aus. Er

ist 30 Klaftern tief in den Felsen hinein gearbeitet. In den untern Zimmern des Schlosses ist die k. k. Eisenniederlage. Unweit davon liegt das Dorf Csónakos, welches jetzt noch viele Vorrechte genießt, als Geburtsort der Mutter des berühmten Helden Johann Hunyadi, Elisabeth Marsinai, einer schönen walachischen Edelfrau. Zum vajda-hunyader Bergreviere gehören: Gyalár mit Eisengruben, Teplitz und Alt-Limpert mit Hochöfen, und Vajda-Hunyad, in dessen Umgebung Zerrenöfen und Eisenhämmer sind. 2) Bánfi-Hunyad, walach. Hogyin, Hogyegyinu, ein dem Grafen Bánfi gehöriger Marktflecken im Lande der Ungern, kolosher oder klausenburger Gespanschaft, im obern Cirkel, Bánfi-Hunyader Proceß (Comitatsbezirk), in einer Ebene, mit einer reformirten Pfarre und einem gräflichen Schlosse, welches aus Versteinerungen, die in dieser Gegend sehr häufig sind, erbaut worden ist. Es liegen die versteinerten Conchylien (meistens Bucciniten) in grobem Sandstein etliche Pfund und Centner schwer und fallen beim Zerschlagen oft zehn Pfund stark mit dünnschaligen Echiniten heraus. Die Ortschaft hält Wochen- und Jahrmärkte. (*Rumy.*)

HUNYAD, Gespanschaft oder Comitat (Comitatus Hunyadensis, Hunyad Varmegye) im Großfürstenthume Siebenbürgen, im Lande der Magyaren oder Ungern, welches eine der drei großen Abtheilungen ausmacht, in die Siebenbürgen getheilt wird, und wird begrenzt von den Comitaten Unterweißenburg und Zarand, den mühlenbacher und brooser Stühlen, dem Königreich Ungern und der Walachei. Es enthält 106,06 □ Meilen, mit (1825) 146,885 Einwohnern. Der Boden ist gegen den Ausfluß der Marosch nach Ungern zu der niedrigste von Siebenbürgen, südlich hingegen stark sich erhebend und an der Grenze der Walachei mit hohen Bergen bedeckt, worunter der Retyczát der bedeutendste ist. In der Gebirgsgegend ist das Klima rauh, nach dem Marosch zu aber mild und zum Theil sehr warm, mit reiner und gesunder Luft. Das Land ist gut bewässert und enthält, außer einer Menge kleiner Bäche, die Flüsse Strell, Tscherna und die beiden Schyle. Das Comitat ist reich an Producten, und außer den gewöhnlichen Hausthieren, worunter vorzüglich die vortreffliche Siebenbürgen eigene Pferderace zu bemerken ist, nähren die Wälder eine Menge Wild, als Hirsche, Rehe, Hasen, Bären ꝛc.; ferner die gewöhnlichen Getreidearten, worunter vortrefflicher Mais (Kukurutz), vieles und gutes Obst und an den Ufern des Marosch sehr guter Wein, nebst guten Gartenfrüchten in Menge, in den Gebirgsgegenden vieles Holz. In dem westlichen Theile des Landes findet man ganze Lindenwälder, und jenseits Dobra und Dewa ganze Kastanienwälder. Das Mineralreich liefert Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Porzellanerde, mehre Mineralquellen. Der Ackerbau wird auch hier wie in ganz Siebenbürgen ganz kunstlos betrieben; Manufacturen und Fabriken gibt es fast gar nicht; am verbreitetsten ist die Leinwandweberei, welche meist von Walachinnen auf dem Lande betrieben wird, weshalb sich der Handel nur auf Ausführung der Naturproducte beschränkt. Die Einwohner bestehen aus Walachen, Ungern und wenigen Teutschen, die in politischer Beziehung in Adel, Bürger, Freibauern und Unterthanen eingetheilt werden. Den Cultus anlangend, sind die Ungern größtentheils reformirt, wenige lutherisch oder katholisch; die Walachen gehören der griechischen Kirche an, und die wenigen Teutschen sind lutherisch. Die Unterrichtsanstalten sind äußerst mangelhaft, besonders die der Walachen. Als Oberbeamter steht an der Spitze des Comitats ein sogenannter Obergespan. In administrativer Beziehung wird das Comitat eingetheilt in drei Theile:

I. Das Hatzeger Thal, 33 □ Meilen, zerfällt in fünf Processe oder Districte: a) Vorbatviz mit 22 Ortschaften, darin das Dorf Volkan (Walkersdorf), mit dem nach der Walachei führenden Passe. b) Demsus mit 16 Ortschaften, darin: Boitza (Botzen) und Demsus (Demsdorf). c) Klopativa mit 19 Ortschaften, darin: Varhely, jetzt ein walachisches Dorf, das zum Theil auf den Ruinen der alten Königsstadt Szarmizágethusa und der nachherigen Hauptstadt der Römer Ulpia Trajana liegt. Hierher führt von dem sogenannten eisernen Thor, einem sehr starken Gebirgspasse, die merkwürdige mit Quadersteinen gepflasterte Römerstraße. Das Dorf Zaikani, nach dem auch das eiserne Thor der Zaikanerpaß heißt. d) Matschescht mit 16 Ortschaften, worin Karusjesd (Korojesch) eine Station der Grenzer. e) Toteschd mit 12 Ortschaften, darin: der Marktflecken Hátzeg (Hatzegu, Hötzing).

II. District diesseits des Marosch mit sieben Bezirken. a) Bezirk Deva mit 14 Ortschaften, darin: Deva, Marktflecken mit 2300 Einw. (s. d. Art. Deva). Kismunstel mit Bleigruben und einem Kalkhügel mit vielen Versteinerungen. b) Hosdat, Hoszdath mit 13 Ortschaften, darin: Kiskalán, Kelán oder Lingure mit einer griech. Kirche, einer warmen Quelle und Stalaktiten und Marmor in der Umgegend. c) Vajda-Hunyad mit 28 Ortschaften, darin: Gyalár, Gyelára von Teutschen, Ungern und Walachen bewohnt, mit einer katholischen, unirten und nicht unirten griech. Kirche, den wichtigsten Eisenbergwerken Siebenbürgens, mehren Hammerwerken und Hochöfen am Eschernafluss. Vajda-Hunyad, s. den vor. Art. d) Kitid mit 16 Ortschaften. e) Lapuschnyak mit 28 Ortschaften. f) Loschad mit 19 Ortschaften. g) Peschtesch mit 19 Ortschaften.

III. District jenseits des Marosch mit sechs Bezirken. a) Algyogy mit 15 Ortschaften, darin: Algyogy, s. den Art. b) Almasch mit 14 Ortschaften, darin: die Dörfer Nagy-Almás, Porkura und Kis-Almás mit Goldbergwerken, und im letztern auch Chalcedone, Carneole und Achate. c) Kemend mit 16 Ortschaften, darin: Szekerembe in einem hohen Gebirgsthale mit 400 Häusern und 3000 Einw., einer katholischen und einer griechischen Kirche, dem bedeutendsten Goldbergwerke des Landes, wo auch Silber und Tellurmetall gebrochen wird, Pochwerken, Goldwäschen, Hütten und Mühlen. Babolna, Dorf mit gutem Weinbaue; Hondal, s. den Art., und Nagy-Ay, Dorf, von welchem die szekerember Gewerkschaft ihren Namen führt. d) Scho-

lymosch mit 17 Ortschaften, darin: die Dörfer Füzesd, Mogura, Stojenája und Teplitza mit Gold- und Silberbergwerken; Maros-Solymos mit einem Sauerbrunnen. e) Illye mit 23 Ortschaften, darin: Illye (Eisenmarkt) und Csertes. f) Gurassad mit 22 Ortschaften.

(*J. C. Schmidt.*)

HUNYADI, 1) Johann, wurde lange Zeit für den Sohn eines Walachen aus Siebenbürgen gehalten, bis Benkö in seiner Transylvania die Abkunft dieses berühmten ungrischen Helden richtiger darstellte. Auf seinem Zuge gegen die Walachen 1392 brachte König Siegmund die Nacht im Lager bei Hunyad mit einer schönen walachischen Bojarin, Elisabeth Morssinay, zu, die sich zuvor auf den Fall der Schwangerschaft Standeserhöhung und Güter ausbedungen hatte. Die Frucht der Liebe war Johann von Hunyad, die Mutter erhielt von dem Kaiser Geschenke und zum Kennzeichen der Vaterschaft einen Ring und eine Urkunde [1]). Noch ehe sie entbunden war, heirathete sie einen walachischen Bojaren, Voik Bushi, der lange Zeit für den Vater des Kleinen gehalten ward, aber bald darauf starb. Wenige Jahre darauf reiste die Mutter mit dem Knaben und einem ihrer Brüder nach Ofen. Zu Folge der Erzählung entriß ein Rabe dem spielenden Knaben den Ring, ward aber von dem Oheime desselben erschossen. Der Knabe konnte nun in Ofen dem Kaiser seine Herkunft beweisen. Bisher Jankuln genannt (kleiner Johann) erhielt er nun die Stadt Hunyad mit 60 Dörfern, die Mutter heirathete zum zweiten Mal einen edeln Walachen, und ward durch ihn Stammutter zweier edler Geschlechter. Die Geschichte hat Frau Caroline Pichler in eine artige Romanze eingekleidet [2]).

In der Folge erhob König Siegmund seinen durch Tapferkeit ausgezeichneten unehelichen Sohn zum Ban von Severin oder der westlichen Walachei, und Hunyad fand nun Gelegenheit, seinen kriegerischen Ruf in großen Thaten gegen die Türken zu begründen. Kaiser Albrecht übertrug ihm nebst dem Nikolaus von Ujlak die siebenbürgische Woiwodschaft. Nach dem frühen Tode dieses Königs beredete Hunyad seine Witwe Elisabeth, ihre Einwilligung zu ihrer zweiten Ehe mit König Wladislaw von Polen noch vor ihrer Entbindung zu geben, wozu der Erzbischof von Gran, Dionysius von Scéck, das Seinige beitrug. Als Elisabeth nach der Geburt ihres Prinzen ihren Entschluß abänderte, zog Hunyad, einer der von Albrecht seinem zu hoffenden Sohne gegebenen Vormünder, nach Siebenbürgen zurück, und beobachtete die Türken zu Szöreny und von Weitem die Angelegenheiten in Ungern. Plötzlich erschien er, bereits durch mehre Siege über die Türken berühmt, und Feind des Cilleyischen Geschlechtes, an deren Hof er in frühen Jahren mit drei Pferden gedient haben soll, zu Ofen und erklärte sich mit für den polnischen König Wladislaw. Sein Beispiel wirkte auf mehre Große des Reichs, und Wladislaw bemächtigte sich des größten Theils desselben. Den hieraus entstandenen Bürgerkrieg endete ein Vergleich und der plötzliche Tod der Königin.

Fern von dem greuelvollen Schauplatze hatte indeß Hunyad über die Feinde des Reiches Lorberen geerntet. Schon 1438 brachte Hunyad den Türken, bei denen der vertriebene Drakula Hilfe gesucht hatte, in Verbindung mit dem rascischen Despoten Georg, eine schwere Niederlage bei. Als Sultan Amurath dafür die Gegend bei Belgrad verwüsten ließ, erlegte Hunyad seinen Feldherrn, vernichtete zwei in Siebenbürgen eingedrungene türkische Heere und eroberte die bulgarische Stadt Sophia. Das Unglück schreckte den Sultan, der (1440) mit Ungern einen zehnjährigen Stillstand schloß. Dessenungeachtet versuchten türkische Heere in den beiden folgenden Jahren Siebenbürgen zu verwüsten, was Hunyad durch zwei große Siege hinderte.

Vor allem war der Sieg Hunyads in dem letztern Jahre (1442) ruhmvoll. Früher als sonst hatte Murad in diesem Jahr einen Einfall in Ungern beschlossen. Schon mit Frühlings Anfange brach Metzeshbeg mit der ganzen europäisch-türkischen Reiterei über die Walachei in Siebenbürgen ein und verwüstete alles mit Feuer und Schwert. Hunyad hatte nur wenig Truppen zu Karlsburg bei sich, aber auch mit diesen zog er in Gesellschaft des Bischofs Lepes muthvoll dem Feind entgegen; er wich bei dem Anblicke der türkischen Übermacht, der Bischof griff unbesonnen an und fiel.

Doch eilig sammelte Hunyad, während der türkische Feldherr sich mit der Belagerung Hermannstadts beschäftigte, mehre Truppen, und rückte in Verbindung mit seinem Freunde, Simon Kemeny, zum Entsatze der Stadt herbei, während in dem türkischen Lager alle Beute und alle Gefangene aufgehäuft waren. Übermüthig und des Sieges gewiß zog Metzeshbeg entgegen, bezeichnete den Seinen die Rüstung und das Pferd Hunyads, und wollte sich seiner todt oder lebend bemächtigen.

Dies erfuhr Hunyad durch seine Kundschafter; er tauschte sofort Rüstung und Pferd mit dem bewährten Freunde, gab ihm die besten Reiter zum Schutz, und führte selbst in fremder Rüstung, an der Spitze von Reiterei und Infanterie, das kleine Heer an. Mit Macht warfen sich die Türken auf jenen Flügel, wo der vermeinte Hunyad stand, zerstreuten ihn nach verzweifelter Gegenwehr und erlegten Kemeny mit 3000 Mann. Aber unaufhaltsam schritt Hunyad mit seinen Donnerbüchsen vor, die Besatzung in der Stadt wagte auf das gegebene Zeichen einen Ausfall, die in dem Rücken und in die Flanken genommene türkische Armee gerieth in Unordnung und Flucht, ihr Anführer fiel, der Weg bis an die walachischen Alpen ward mit Leichnamen bestreut. Bis in die Walachei drang Hunyad dem Feinde nach, streifte bis nach Thrakien mit seinen Reitern und nöthigte die Woiwoden der Walachei und der Moldau zur Unterwerfung.

Als treuer Anhänger des polnischen Königs verwarf

---

1) Neuerlich wurde im Tudományos Gyűjtemény und in Hormayrs Archive der Behauptung, daß Johann v. Hunyad ein natürlicher Sohn Siegmunds war, durch bedeutende Gründe widersprochen. (*Rumy.*)

2) Siehe den 14. Theil ihrer sämmtlichen Werke.

Hunyad die von der verwitweten Königin ihrem Gegner vorgeschlagenen Vergleichsbedingungen, nach welchen Halitz, Podolien und die Moldau dem polnischen Reiche zugesichert wurden. Eher das Äußerste wollte Hunyad wagen, als eine Zerstückelung Ungerns bewilligen. Ein neuer Sieg über die Türken belebte seine Hoffnungen und das Hochgefühl der Nation. Murad wollte die bei Hermannstadt erlittene Schmach rächen, und 80,000 Mann zogen auf seinen Befehl nach Siebenbürgen über Nicopel, während ein Gesandter an Wladislaus im stolzesten Ton als Preis des Friedens Belgrad foderte. Der Gesandte ward aufgehalten, bis Siebenbürgens Schicksal entschieden war. Und wohl konnte der König sich auf die Klugheit und Tapferkeit seines Feldherrn verlassen. Vorsichtig hatte Hunyad den Paß des eisernen Thores besetzt und den Feind zur Hälfte ganz still und ruhig durchziehen lassen. Mitten im Marsche brach er plötzlich von den Bergen herab, sprengte die Mitte des Feindes, jagte den größten Theil über die Donau zurück, und rieb die vorwärts gedrungenen Haufen, die schon mit der gemachten Beute zurückzukehren im Begriffe waren, gänzlich auf.

Um volle Muße zum türkischen Kriege zu gewinnen, rieth Hunyad nach dem Tode der Königin zum Stillstande mit dem neuen Kaiser Friedrich IV., und errang im folgenden Jahre mit Unterstützung des rascischen Despoten entscheidende Siege. Zuerst schlug er die Türken in Servien, plünderte Nissa und verbrannte Sophia, lenkte dann von dem Wege nach Philippopolis zurück, warf den feindlichen Feldherrn unweit des Hämus und gewann im Vereine mit dem aus Ungern herbeieilenden Könige die Hauptschlacht bei Unnowicza. Die Kernmacht Murads war hiermit aufgerieben, der Stolz der Osmanen gedemüthigt, und der furchtbare Scanderbeg erhob in Epirus sein Haupt. Gebeugt sandte Murad Abgeordnete des Friedens, nur mit Hunyad wollte sein Botschafter unterhandeln. Aber edelmüthig verwies ihn Hunyad an den König und an den Reichsrath, sich nur für einen Vasallen seines Monarchen erklärend. Ein zehnjähriger Stillstand ward unter den vortheilhaftesten Umständen geschlossen, und von dem Könige, wie von Hunyad, auf das Evangelium beschworen (13. Jun. 1444). Doch die Klagen des Papstes, die Vorwürfe der Griechen und Scanderbegs, und die Beredsamkeit des Cardinals Julian stimmten den in seinem Gewissen beunruhigten König, den kaum beschworenen Frieden zu brechen, und Hunyad selbst ward durch die Vorstellungen des Legaten, der seinen religiösen Sinn aufregte, wie durch das Versprechen der Bulgarei, und wol auch durch den eigenen kriegerischen Geist für die Erneuerung des Kampfes gewonnen.

Mit einem kleinen Heere zog der König, der seine meisten Truppen nach geschlossenem Frieden entlassen hatte, nach Nicopel. Hier stieß der Woiwode der gebirgigen Walachei, Drakula, zu ihm, erklärte das ungrische Heer für kleiner als das Gefolge, mit welchem der Sultan gewöhnlich sich auf die Jagd begebe, bemühte sich, den König zum Rückzuge zu bereden, und gerieth mit Hunyad in einen heftigen Zwist. Von Hunyad der Verrätherei beschuldigt zog er das Schwert, ward übermannt und gezwungen, sich mit Geld und mit Hinterlassung des mitgebrachten Heeres loszukaufen. Dafür schwor er dem Helden Ungerns zu gelegener Zeit blutige Rache.

Die von Hunyad selbst angerathene Schlacht bei Varna (10. Nov. 1444) strafte hart den Meineid des Königs. Hunyad hätte die Schlacht gewonnen, wenn der Bischof von Großwardein, Simon Rozgon, und die Unbesonnenheit des in die Feinde muthwillig stürzenden jugendlichen Königs nicht den halb errungenen Sieg vereitelt hätten. Zu spät eilte Hunyad von Verfolgung des fliehenden Feindes zurück, er fand den König getödtet, die ungrische Wagenburg eingenommen, das Heer auf der Flucht. Hilfe von Drakula erwartend, wandte er sich nach der Walachei, und ward von dem Woiwoden in Verhaft genommen.

Doch bald zwangen die Drohungen der ungrischen Stände den Woywoden, seinen Gefangenen ehrenvoll zu entlassen. Capitaine wurden ernannt, die Theile des Reiches gegen die Einfälle der Türken zu schützen, und Hunyad erhielt die jenseit der Theiß gelegenen Gespanschaften zu seiner Verwaltung. Eine Gesandtschaft erging an den Kaiser, den jungen Wladislaw abzufodern, und mehre Magnaten, darunter auch Hunyad, wurden zu Reichsvicarien ernannt. Doch Kaiser Friedrich wollte den unmündigen Zögling seiner Aufsicht nicht entlassen, und ebenso wenig die Rückgabe der Krone und der an ihn verpfändeten Schlösser und Gebiete in Ungern bewilligen.

Die erste Sorge Hunyads war nun, den seiner Leitung anvertrauten ostsüdlichen Gegenden Ungerns Ruhe zu sichern. Auf seinen Betrieb wurden zur Aufrechthaltung des Landfriedens Beschlüsse gemacht. Zu Bihar begrüßte man ihn als Schutzgeist, und trat dem Antrage wegen Besetzung des erledigten Bisthums Großwardein mit Freuden bei.

Er eilte von hier nach Siebenbürgen und ließ der Rache an Drakula freien Lauf. Drakula mußte flüchten und ein anderer Woiwode ersetzte ihn. Anstalten zu einem neuen Türkenzuge treffend vernahm Hunyad, daß Graf Cilley in Croatien eingefallen sei. Diesen unruhigen und ränkevollen Mann zu züchtigen, ward Hunyad nach Besänftigung seines Nebenbuhlers Nikolaus von Ujlak zum Reichscapitain erhoben, und zwang den Grafen von Cilley zum Frieden und zur Unterwürfigkeit.

Auch Kaiser Friedrich empfand wegen verweigerter Herausgabe des jungen Königs die eherne Hand Hunyads durch einen wüthenden Einfall in Steiermark. Der glückliche Zug bahnte dem Helden Ungerns den Weg zur Würde eines Reichsstatthalters mit großer Vollmacht, bis der unmündige Prinz volljährig sein würde, und Hunyad fand sich auf dem Gipfel seiner Größe (1445).

Verwegen hatte indeß Drakula mit Hilfe der Türken sich wieder in den Besitz seines Fürstenthums gesetzt. Da stürmte Hunyad mit Blitzesschnelle auf ihn, schlug ihn in einem Treffen, nahm ihn gefangen und ließ ihn

nebſt ſeinem Sohn öffentlich enthaupten. Der Woiwode der Moldau, Stephan, kehrte nun deſto williger zu ſeiner Pflicht zurück, und errichtete mit Hunyad den engſten Freundſchaftsbund.

Mit Kaiſer Friedrich erneuerte ſich nach vereitelten Friedensunterhandlungen der Krieg. Steiermark, Krain und Kärnthen, die Erbländer des Kaiſers, litten ſchrecklich durch die verheerenden Einfälle der Ungern; der Kaiſer mußte zuletzt die Rückgabe der Feſtung Raab und einen Congreß bewilligen. Der letzte zerſchlug ſich, und die Stimme des Neides erhob ſich gegen Hunyad, die Gewalt des Reichsſtatthalters zu beſchränken. Zuletzt endete ein Waffenſtillſtand den Krieg mit dem Kaiſer (1447) und Hunyad konnte ungeſtört ſeine Macht gegen die verhaßten Türken wenden.

Trotz der Warnungen des Papſtes und des ſerviſchen Despoten begann der Zug, und die Ebene bei Coſſowa (das Amſelfeld) entwickelte ganz das Genie des von dem Papſte mit der Fürſtenwürde beehrten ungriſchen Feldherrn und die Tapferkeit ſeines Heeres. Aber am zweiten Tag unterlag das kleine, in dem kritiſchen Momente von den Walachen verlaſſene, ungriſche Heer der feindlichen Übermacht (18. und 19. Oct. 1448), die Flucht allein konnte das Leben des ungriſchen Heerführers retten. In Servien gefangen und von dem Despoten beinahe an den Sultan ausgeliefert, erlangte er dennoch auf Fürſprache der ungriſchen Stände ſeine Freiheit wieder, und ging ſogar mit dem Despoten und ſeinem Eidame, dem Grafen von Cilley, eine Familienverbindung ein.

Lauter Jubel erhallte in Ungern über Hunyads Befreiung; er ſtärkte den Muth der Seinen, gab halbgezwungen dem ſerviſchen Despoten die eingezogenen ungriſchen Güter heraus, ſtellte ſeinen ältern Sohn als Geiſel und brachte dem Grafen Cilley ſeine perſönliche Empfindlichkeit zum Opfer. Mit den Türken ward ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, und der in Ober-Ungern mächtige böhmiſche Anführer, Graf Johann Giskra, ſah zu einem Vergleiche ſich genöthigt. An dem ſerviſchen Despoten ward nun durch ſchreckliche Verwüſtung ſeines Landes Rache geübt, alle ſeine ungriſchen Güter wurden von Neuem eingezogen, bis die auf Hunyads Ruhm eiferſüchtigen Stände einen Frieden vermittelten (1451). Auch an dem Bündniſſe der öſterreichiſchen Stände, den König Ladislaus der langen Vormundſchaft endlich zu entreißen, nahm Hunyad lebhaften Antheil. Aber der Anſchlag, den Prinzen auf ſeiner italieniſchen Reiſe zur Flucht zu vermögen, ward vereitelt und an den Urhebern beſtraft; der Papſt ſchleuderte voll Unwillens ſeine Bannſtrahlen auf die verwegenen Baronen Öſterreichs, und Hunyad zauderte, bis Kaiſer Friedrich ſich dennoch nach ſeiner Rückkunft zur Herausgabe des Prinzen genöthigt ſah (1452). Freilich hatte Hunyad damit nichts gewonnen, denn Graf Cilley, ein verworfener und laſterhafter Mann, und ſeit lange erbitterter Feind des Hunyadiſchen Hauſes, bemächtigte ſich ſofort des Vertrauens des jugendlichen Königs. Nach einem Winkel von Siebenbürgen ſollte der verdienſtvolle Hunyad zurückgedrängt, doch bis zu dem bequemſten Zeitpunkte noch geſchmeichelt werden. So legte Hunyad vor ſeinem Könige die Statthalterſchaft nieder, und ward dafür zum Generalcapitain von Ungern und Erbgrafen von Biſtricz ernannt.

In Biſtricz verlebte Hunyad einſame Tage. Noch waren ſeine Freunde zahlreich genug, ihn gegen die Nachſtellungen Cilley's zu ſchützen. In ſeiner Würde beſtätigt ſchrieb er einen Reichstag aus, traf kräftige Maßregeln gegen die Türken, und eilte ſofort, ſie auszuführen. Er brach mit der ungriſchen Hauptmacht in die Bulgarei ein, drang bis Ternowa, ſchlug den Feind, mußte ſich aber zurückziehen, weil der gehäſſige Graf Cilley nach Ungern einen Einfall unternommen hatte (1454). Er kehrte nach Demüthigung dieſes Feindes nach Servien zurück, zwang den Sultan Mohammed zur Aufhebung der Belagerung von Semendria, nahm den türkiſchen Vezier gefangen und drang von Neuem in die Bulgarei vor. Da unterbrach Graf Cilley ſeine Siege von Neuem, und unternahm einen zweiten Einfall in Croatien. Der Haß beider Männer ward hiermit unverſöhnlich.

Zu ſchwach, im offenen Feld einen ſo muthigen Gegner zu ſtürzen, bereitete Graf Cilley ihm hinterliſtig eine Falle, beredete den König, daß Hunyad von Ehrgeiz getrieben, nach Ungerns Krone ſtrebe und mit den Türken in geheimem Bunde ſtehe, und flößte ihm Haß und Abneigung gegen ſeinen verdienten Feldherrn ein, berief im Namen des Königs den Feldherrn Ungerns nach Wien, und lud ihn, als Hunyad nur in ſeinem Vaterlande dem Könige wegen ſeines Betragens zur Rede ſtehen wollte, nach Kiſſee zu einer freundſchaftlichen Unterredung ein. Hier ſollte Hunyad gemordet werden. Doch er erſchien bewaffnet, weigerte ſich, in das Schloß zu kommen, enthüllte den ſchwarzen Plan des Feindes, warf im gerechten Zorn ihm ſeine Niederträchtigkeit vor, ſchonte jedoch in Rückſicht des Königs ſeines Lebens und ſprengte unmuthig nach Ungern zurück (1455).

Noch einmal bewährte Hunyad durch den muthigen und bis an das Unglaubliche grenzenden Entſatz Belgrads, nach deſſen Beſitze der Sultan vor allen begierig war, ſeine Treue; er glaubte, nach der geſchwächten türkiſchen Macht, ſich im Stande, die Türken mit einem Kreuzheer aus ganz Europa zu vertreiben, und foderte ſeinen König auf, die ganze Heeresmacht des Reiches zu ſammeln. Da überraſchte ihn der Tod in ſeinem 64. Jahre zu Semlin (11. Aug. 1456), und ſein Gegner, Graf Cilley, frohlockte, während alles in Ungern den Verluſt des großen Helden beweinte, allein über den Fall des bis in den Tod gehaßten Feindes [3]).

2) **Ladislaw von H.**, älterer Sohn des ungriſchen Helden von der Eliſabeth Szilágyi, ein blühender Jüngling voll Kraft und Muth, ward von dem Vater nach der Schlacht bei Coſſowa (Amſelfeld) als Geiſel an den ſerviſchen Despoten, Georg Brankowics, ausgeliefert,

3) Vergl. die Werke von Bonfin, Palma, Pray, Katona, Engel und Feßler über die ungriſche Geſchichte, und Franz Budai's Magyar históriára való Lexicon. (*Rumy.*)

und sollte nach geschlossenem Vergleiche mit einer Enkelin desselben, Elisabeth von Cilley, vermählt werden (1448). Ehrenvoll entlassen, stand er dem thätigen Vater als Ban von Croatien und Slavonien in der Bezwingung des böhmischen Anführers, Johann Giskra, treulich bei (1453), und erbte nach dem Tode des Vaters seine Würden. Mit dem tödtlichsten Hasse des Grafen Cilley verfolgt, ließ er sich durch eine Scheinversöhnung blenden, lud den König zur Besichtigung der Feste Belgrad ein und entdeckte hier die Treulosigkeit des Grafen in einem aufgefangenen Briefe desselben an seinen Schwiegervater, Georg Brankovics, nach welchem das Hundegeschlecht ausgerottet werden und Graf Cilley im Kurzen das Vergnügen haben sollte, dem alten Despoten zwei Kugeln zum Balle, worunter er die Köpfe der beiden Hunyaden verstand, zu übersenden. Aufgebracht ließ Ladislaw von Hunyad den Treulosen, der mit dem König in die Messe gegangen war, zu sich bitten, warf ihm seinen ungezähmten Haß vor, überhäufte ihn mit Schmähungen und zog den Säbel. Graf Cilley that das Gleiche und verwundete seinen Gegner. Auf das hierüber erhobene Geschrei eilte die Dienerschaft Ladislaws herbei und tödtete den Grafen mit vielen Stichen (12. Nov. 1456). Betroffen über den Mord seines Verwandten ließ sich der König endlich beruhigen, zumal da Hunyads Freunde ihm die Gegenwehr als erzwungen vorstellten. Er reiste mit Hunyad nach Temeswar und gab an dessen Mutter die eidliche Versicherung, den Tod des Grafen nie an den Hunyaden zu ahnden. Die Witwe und die Söhne Hunyads wurden mit Purpurkleidern beschenkt, der ältere begleitete den König nach Ofen und ließ sich durch den Palatin, Ladislaus Gara, mit dessen Tochter er sich verlobte, täuschen.

In Sicherheit versenkt hörte Ladislaw Hunyad von den türkischen Rüstungen, und erbot sich, vom Geiste seines Vaters beseelt, die Türken bis zur Sammlung eines Heeres zu beobachten und zu dem Ende Truppen anzuwerben. Statt seiner sollte auf Verlangen des Königs sein jüngerer Bruder Matthias am Hofe verweilen, und schwermuthsvoll entließ die Mutter den blühenden Knaben. Ihre Ahnungen trafen ein. Kaum war der jüngere Sohn in Ofen angelangt, als beide Brüder bei Gelegenheit eines Tourniers verhaftet wurden. Zu gleicher Zeit wurden die Freunde des Hunyadischen Hauses, wie Bischof Virész, eingekerkert, über Ladislaw von Hunyad ein Reichsgericht gehalten und der Jüngling dem Ausspruche desselben gemäß zum Tode geführt (16. März 1457). Drei Mal schlug der Henker fehl, zum dritten Male warf der Hieb den Verurtheilten zu Boden. Er raffte sich mit Jugendkräften auf, erklärte, er sei nach Recht und Gewohnheit nicht verbunden, mehr Streiche auszuhalten, und eilte mit diesen Worten unter die Menge, verwickelte sich aber in sein langes, von dem Könige zum Geschenk erhaltenes Gewand und stürzte, worauf der Scharfrichter ihm zum vierten Male das Haupt abschlug. (*Joh. Genersich.*)

3) **Matthias von H.**, s. **Matthias I.**

Huogger, s. **Heriger.**

HUON, 1) ein kleiner Fluß im südl. Theile von Vandiemensinsel, der sich in die Huonbai und durch diese in den Canal d'Entrecasteaux mündet. 2) Eine tiefe Bai an der Südostküste der Vandiemensinsel, eigentlich die erweiterte Mündung des Flusses Huon, mit reizender Umgebung. 3) Ein großer, von hohen Bergen umgebener Meerbusen im südöstl. Theile von Neu-Guinea zwischen den Vorgebirgen Cretin und Longuerue. 4) Eine Gruppe von drei Eilanden, im Südosten des neuguineischen Cap Cretin, von einem großen Riff umgeben. Die nördlichste dieser Inseln liegt in 6° 48′ südl. Breite und 147° 49′ östl. Länge Grw. (*Klaehn.*)

HUON DE VILLENEUVE, nordfranzösischer Dichter des 13. Jahrh., ist der Verfasser mehrer im Mittelalter sehr geschätzter Romane: **Renaud de Montauban, Doon de Nantuel, Aïe d'Avignon, Guiot de Nantuel, Garnier de Nantuel** und wahrscheinlich auch der **Quatre fils d'Aïmon, Siperis de Vineaux, Doolin de Mayence, Maugis d'Aigremont** und **Beuves d'Aigremont.** Über seine Lebensumstände ist nichts bekannt. Seine Romane finden sich in den Manuscripten der königlichen Bibliothek zu Paris, Nr. 7182, 7183, 7365. Vergl. *Fauchet* p. 562. 1. *du Verdier* II. 249, *la Croix du Maine* I. 384, *Roquefort*, Glossaire II. 764; *Baillet*, Jugemens des savans N. 282. *André Favyn*, Hist. de Navarre l. V. p. 265. *Roquefort*, de l'état de la poésie française p. 140, 141. (*O. L. B. Wolff.*)

HUOSI, ein Gau des Herzogthums Baiern, von dem Gaue Husin desselben Herzogthums, wohl zu unterscheiden, lag an der nicht weit von Freisingen in die Ammer sich ergießenden Glan. Als in ihm gelegen zählt Hund folgende Ortschaften auf: Kloster Undensdorf, Eysenhofen, Ärempach, Einspach, Eisenholzried, Zumhaus d. i. Odolzhausen, und versichert, daß der ganze Gau an der Glan und in deren Nachbarschaft von Alters her Usen oder Husen geheißen [1]). Der Gau Huosi ist, wie man gewöhnlich annimmt [2]), mit dem Gaue Vskohove, Vgesgowe, Ouskowe eins und nur verschiedene Benennung. Es kommt nämlich vor das Kloster im Baierland, im Gaue Vgesgowe, an dem Flusse Glana (Glon) in der Grafschaft Usen, welches von Alters her Usenhoven und damals Petersberg hieß [3]) (vormals Glaneck, jetzt Eisenhofen). Hieraus geht aber hervor, daß der Huosi oder Usen ein Untergau, d. h. eine besondere Gaugrafschaft in dem Gau Ugeshove war [4]). Zur Kenntniß des Gaues dient auch die Urkunde Ludwigs des Teutschen vom J. 825, in der des Dorfes Solzimos (jetzt Sulzemos) als in ihm gelegen gedacht wird [5]). (*Ferdinand Wachter.*)

HUPAZOLI (Franz), geboren 1587 zu Cosale im sardinischen Gebiete, gestorben 1702, gehörte zu den sel-

1) Hund, Bairisches Stammbuch. 1. Th. S. 190. 2) Chronic. Gottvic. Lib. IV. Cap. 223. Tom. Prodromi P. I. p. 641. 3) Urkunden bei *Aventin.* Annal. Schirens. p. 8, 52, 66, und bei *Hund*, Metropol. p. 209, 211, 213, 215. 4) Urk. bei *Meichelbeck*, Chron. Frising. p. 486, No. 1154. 5) Urk. bei *Hund*, Metropol. T. II. p. 253.

tenen Menschen, deren Leben in drei Jahrhunderte fällt. Er bekleidete Anfangs ein geistliches Amt. Späterhin, seit seinem 82. Jahre, lebte er als Consul von Venedig für Scio in Smyrna. Eine höchst mäßige Lebensweise mochte dazu beigetragen haben, daß er ein so hohes Alter erreichte. Obgleich ein reicher Mann, hatte er doch wenig Bedürfnisse. Sein einziges Getränk war Wasser, oft reichlich mit dem Safte der Scorzonerwurzel vermischt. Er aß wenig, fast nur Wildpret und Früchte, und Abends gar nichts. Tabak rauchte er nicht. Er ging früh schlafen, stand früh auf, hörte dann die Messe, machte einen Spaziergang und arbeitete bis ins höchste Alter fast den ganzen Tag. Was ihm irgend Merkwürdiges begegnet war in seinem Leben, schrieb er in 22 Bänden nieder. Sein Gesundheitszustand schien unwandelbar. Kein Fieber traf ihn, er ließ sich keine Ader öffnen und brauchte nie Arznei. In fünf Ehen erzeugte er 24 Kinder, und außer diesen ebenso viele Bastarde. Der Umgang mit Frauenzimmern schien sein Hauptbedürfniß. Dem Hundertjährigen färbte sich sein graues Haar wiederum schwarz. Als er im 109. Jahre seine Zähne verlor, nährte er sich von Brühen; doch fing er wieder an Fleisch zu essen, als er ein Jahr später zwei große neue Zähne bekam. Als eine fast seit 30 Jahren gewöhnliche Blutausleerung gegen das Ende seines Lebens aufhörte, litt er an Steinbeschwerden und häufigem Schnupfen bis zu seinem Tode. Übrigens war sein Charakter sanft und wohlwollend.

(*Heinrich Döring.*)

Hupé, s. unt. **Hukang.**

HÜPEDEN, eine sehr alte und vormals sehr angesehene Patricierfamilie im Hanöverschen und Bremischen, sowol im Herzogthume Bremen, als in der Stadt Bremen, und besonders in hanöverisch Münden. Ihr Stamm läßt sich bis zum J. 1533 und selbst noch weiter zurück verfolgen. Daß diese Familie sich ehemals von Hüpede schrieb, bewiesen, wenigstens ums J. 1722 noch vorhandene, Urkunden. Warum die spätern Nachkommen das von ausließen und statt dessen ein n am Ende des Namens hinzufügten, ist unbekannt. Es heißt auch ein Landgut und sogar ein Dorf nahe bei Hanover noch jetzt Hüpede, wovon das Gut damals jener Familie gehörte. Wahrscheinlich hat von diesem Landsitze die Familie ihren Namen entlehnt*).

Diese Familie theilt sich in zwei Stämme oder Geschlechter: 1) Die Hüpeden vom Lehen, und 2) diejenigen ohne Lehen. Als ältesten Stammvater der ersten Linie kennt man Heinrich v. Hüpede, geboren nach 1400; er hatte den Besitz seiner Güter zu Herforden in der Grafschaft Ravensberg. Sein Sohn war Marten von Hüpede, ein Beamter oder Bedienstete des Herzogs Erich des Ältern von Braunschweig-Lüneburg. Er war zweimal vermählt, zuerst mit Elisabeth Drübein, Tochter von Hans Drübein, und dann mit Anna Hartwig, Tochter von Hartwig Hartwigs. Dieser Marten hatte aus erster Ehe vier Söhne und zwei Töchter, und nun folgt eine sehr zahlreiche, ausgebreitete Nachkommenschaft, deren Familien sich weit verzweigt haben und deren einzelne Glieder bald hier, bald dahin verschlagen wurden. Späterhin zogen drei aus dieser Familie in den Krieg nach dem fernen Oriente, kämpften vor etwa hundert Jahren mit in Morea unter dem Heerhaufen des Grafen von der Schulenburg, ohne, siegend oder fallend, ihre Heimath wieder zu erblicken. Die Übrigen bekleideten meistens hohe Staatsämter und Ehrenstellen, vorzüglich auch die eines Amtmanns im Hanöverschen, wie es noch heutzutage der Fall ist. Martens ältester Sohn war Erich Hüpeden (hier fehlt schon das Prädicat des Adels; das von verschwand schon vor 1600 wieder, obgleich doch um diese Zeit erst das Lehen verliehen wurde), geb. 1534, gest. am 30. Jan. 1602. Er war Jurist, Hofrath und Provinzialquästor unter drei verschiedenen Herzogen von Braunschweig, und erlangte zuerst das Lehengut. Seine Gattin war eine Tochter des Senators Barthold Mattenberg in Münden. Von Erichs Bruder, Hans Hüpeden, stammen die übrigen Hüpeden her, welche nicht zum Lehen gehören, vermuthlich weil er als zweiter Sohn das Primogeniturrecht entbehrte. Seine Schwester war die Gattin des Christoph Beurmann, Amtmanns zu Jühnde, unweit Münden und Göttingen, der mit Frau und Kindern 1566 an der Pest starb. Aus Martens zweiter Ehe entsproß sein fünfter Sohn, ebenfalls Marten genannt, welcher Gohgräf, das heißt Landrath oder Landherr, zu Stöcken, und nachmals Kammerrath wurde; er verehelichte sich mit der Tochter des Lüder Buchholzen, Voigts zum Rothenwalde. Seine Descendenten gehören ebenfalls nicht zum Lehen, sind aber nobilitirt worden und sollen ihre Güter im Lückischen haben; doch hat man sonst keine Nachricht weiter von ihnen.

Erich Hüpeden, wahrscheinlich nach Herzog Erich von Braunschweig benannt, wurde Vater einer zahlreichen Familie von acht Kindern, nämlich fünf Söhnen und drei Töchtern. Sein Schwiegersohn, Valentin Ludowig, war Senator in Münden, und wurde im dreißigjährigen Krieg am 9. Jun. 1626 in der blutigen Eroberung der Stadt Münden mit niedergehauen; seine Gattin starb kurz vor dem mörderischen Überfalle. Schon 1597 waren drei aus dieser Familie an der Pest in Münden gestorben. Erichs Sohn, Barthold (1576—1660), war 56 Jahre lang Senator, Camerarius und Kirchenvorsteher in Münden, und wurde bei der Einnahme der Stadt im dreißigjährigen Kriege durch eine sonderbare Fügung des Schicksals mit den Seinigen am Leben erhalten. Seine Gattin war Maria Spangenberg, und auch seine Schwester heirathete einen Anton Spangenberg, Großhändler in Münden. Sein Bruder, Christoph, war Jurist, und viele Jahre lang Bürgermeister und Syndicus der Stadt Münden. Sein Bruder, Jeremias, war Kaufmann in Allendorf am Meißner in Hessen. Der jüngste, Heinrich, war ebenfalls in der unglücklichen Zerstörung von Münden ums Leben gekommen. Von allen diesen haben nur drei den Stamm fortgepflanzt; nämlich 1) Barthold hatte acht Kinder, und zwar auch wieder fünf Söhne und

*) Wenn aber Einige Hüpken oder Hüpeken daraus machen, so ist dies ganz unrichtig.

drei Töchter, wie Erich der Ältere. Bartholds erster Sohn, Erich, starb 1627 in der Belagerung von Wolfenbüttel. Der zweite, Wilhelm, in Münden geboren, zog nach Bremen, wo er 1653 Ältermann wurde, dann auch Bauherr an der St. Ansgarikirche und 1659 Rathsherr. Er starb 1677; seine Frau war eine Tochter des Ältermann Bernhard Vaget, Bauherrn an der Martinikirche in Bremen. Der dritte, Joachim, war Rathsherr und Camerarius in Münden; der vierte, Georg, ebenfalls. Die älteste Tochter wurde die Gattin von Ludolf Mengershausen, Erb- und Gerichtsherrn zu Ober- und Niedergeiße, wo sie auch das Patronatsrecht ausübten. 2) Christoph, Syndicus in Münden, bekam 12 Kinder, nämlich sieben Söhne und fünf Töchter; worunter Gabriel, königl. schwedischer Oberstlieutenant, und nachher Commandant von Lübeck, gestorben 1686; er hatte die Tochter des Bürgermeisters Spangenberg in Münden zur Frau. Sein Bruder, Erich Heinrich, war fürstl. braunsch.-lüneburg. Hauptmann und Commandant der Festung Stickhausen in Ostfriesland, wo er 1666 starb. Christoph Ernst, schwedischer Lieutenant, blieb in Polen. 3) Jeremias, hatte drei Söhne und eine Tochter; der älteste war auch Kaufmann in Allendorf und seine Frau Ottilie Listeman, Tochter eines Conductors des fürstl. Hauses Altenstein. Die beiden jüngern Söhne, Daniel und Heinrich, nahmen Kriegsdienste im dreißigjährigen Krieg, und sind wahrscheinlich im Felde geblieben. Christoph, der Älteste, hatte mehre Kinder und Enkel, die zum Theil Kaufleute in Allendorf und Hamburg waren.

Der bremische Ältermann und Senator, Wilhelm Hüpeden, hatte 12 Kinder, und zwar sechs Söhne und sechs Töchter. Der älteste Sohn, Barthold, wurde bremischer Senator und starb 1693. Der zweite, Bernhard, ein Jurist, wurde hochfürstl. ostfriesischer Amtmann und Rentmeister des bereits oben vorgekommenen Amtes und Hauses Stickhausen in Ostfriesland, ein Schwiegersohn des erzbischöfl. bremischen Kriegscommissairs Heinrich Wesellow, und Schwiegervater des Arztes D. Heinrich Iken, des Verfassers der ersten Brema literata. Bernhards Brudersſohn, Wilhelm Hüpeden, war Jurist in Münden und schrieb 1722 genealogische Tabellen seiner Familie, die sich noch auf der Stadtbibliothek in Bremen befinden, aber nicht gedruckt wurden und woraus gegenwärtige Nachrichten geschöpft sind. Dies sehr fleißig und mühsam ausgearbeitete tabellarische Werk stammt aus dem Nachlasse des Bürgermeisters Justin Friedr. Wilh. Iken in Bremen, dessen Familie ebenfalls genealogisch darin nachgewiesen ist. Der Amtmann Bernhard hatte zwar Söhne, die aber ohne männliche Nachkommenschaft starben; nur in den beiden Familien Wanschafft und Iken erhielten sich seine weiblichen Sprößlinge. Dieser Zweig derjenigen vom Lehen ist also ausgestorben; ob der andere nun folgende sich noch bis jetzt erhalten habe, wissen wir nicht.

Bernhards ältester Bruder, der Rathsherr Barthold in Bremen, hatte nämlich 15 Kinder, wovon der älteste Sohn, Wilhelm, Doctor und Professor der Rechte am Gymnasium zu Bremen war, und sich als Schriftsteller durch einige lateinisch geschriebene Abhandlungen bekannt machte, die jedoch nur juristische Gegenstände betreffen. Die Titel dieser sechs bis sieben Schriften sind im bremischen Gelehrtenlexikon zu finden. Er und sein Bruder Oethmar pflanzten die Familie fort, doch blieb von jedem nur ein Sohn am Leben. Oethmar war königl. schwedischer Amtmann in Vehiens; sein Bruder Erich war in Stockholm verheirathet. Da von den beiden Stammhaltern der eine, Friedrich Kasimir, schon als Student starb, so ist es sehr zweifelhaft, ob sich durch den andern, Johann Wilhelm, der Stamm erhalten habe. Doch haben sich drei ältere Zweige fortgepflanzt, nämlich von Joachim und Georg, zwei jüngern Brüdern des genannten bremischen Ältermanns und Senators Wilhelm Hüpeden, und von dessen Vetter, Gabriel, welche alle noch zum Lehen gehören. 1) Joachim, Rathsherr und Camerarius in Münden, † 1666, hatte vier Söhne und fünf Töchter. Sein ältester Sohn, Barthold, wurde Amtmann zu Jühnde bei Göttingen, und hatte neun Kinder aus erster Ehe mit einer Tochter des Senators Spangenberg. Zum zweiten Male vermählte er sich mit einer Tochter von Wilhelm Pape, Erb- und Gerichtsherrn auf Hardegsen und Hevensen, auch hochfürstl. braunschw.-lüneburg. Amtmanns zu Hitzacker. Des Senators Joachim zweiter Sohn war Gabriel, fürstl. braunschw.-lüneburg. Lieutenant; er starb (wahrscheinlich 1718) in Venedig auf dem Herausmarsch aus Morea, wo er ohne Zweifel unter den Fahnen des bekannten venetianischen Generalfeldmarschalls Grafen Matthias Johannes von der Schulenburg glorreich gefochten hatte. Mit ihm waren noch zwei andere aus dieser Familie in Morea, nämlich Hans Ernst Hüpeden, und Capitain Hermann von Wintinghoff, die beide in Morea auf dem Schlachtfelde blieben. Von diesen dreien war der erstere, Gabriel, verheirathet mit Maria Winter, Tochter eines Kaufmanns in Münden. Seine Schwester, Regina, war vermählt mit Johann Heinrich Arstenius, Rector in Münden, dann Pastor in Gissen im Sachsen-Gothaischen, und kaiserl. gekrönter Poet. Der jüngste Bruder endlich war Joachim Philipp, Bürgermeister in Kirchhain bei Marburg, verehelicht mit einer Tochter des Bürgermeisters Kieselbach zu Kirchhain, mit welcher er neun Kinder zeugte. Von Bartholds neun Kindern aus erster Ehe war Johann Wilhelm Bürgermeister von Münden und darauf Amtmann zu Jühnde, vermählt 1709 mit einer Tochter des Hermann von Landsberg, Erb- und Gerichtsherrn auf Ussingshausen. Der zweite Sohn, Justus Barthold, war Bürgermeister und Justitiarius in Dransfeld bei Münden. Der erstere hatte zwei Söhne: Ludolf Wilhelm und Erich Barthold. Der in Venedig gestorbene Lieutenant Gabriel Hüpeden hinterließ einen Sohn, Christian Ulrich, Jurist, hochgräfl. stolbergischen Amtmann der Ämter Ham und Wolffesberg, seit 1715 königl. preuß. Amtmann zu Lohra. Er war geboren 1677; seine Frau war eine Tochter des Amtmanns Hentz zu Armenwerth.

2) Georg Hüpeden, Senator und Camerarius in Münden, gestorben 1675, hatte mit Elisabeth Hudemann neun Kinder, worunter Anton, Jurist und Senator in

nd noch um 1722 Älteſter der Familie und
, vermählt mit Roſina Spangenberg, Tochter
ermeiſters von Münden, mit welcher er acht
te, z. B. Chriſtoph Heinrich, Kanzelliſt am
zu Hanover, und Anton Philipp, kurfürſtl.
hmer in Hanover. Die Brüder Antons waren
eute und ein Paſtor; des Kaufmanns Hen-
Sohn, Johann Barthold, bewohnte noch um
vom Herzog Erich 1533 geſchenkte Haus und
falls Kaufmann; ſein jüngſter Bruder, Georg
war Juriſt, Senator, Scholarcha und Stadt-
in Münden, vermählt mit einer Tochter des
oßbritann. Oberſtlieutenants Didr. Joachim
welcher er fünf Kinder zeugte; ſein Bruder
alls fünf.

abriel Hüpeden, der dritte Stammhalter und
zum Lehen gehörig, † 1686, war königl. ſchwe-
rſtlieutenant und Commandant zu Bremervörde
thume Bremen, nachmals Commandant der
en Reichsſtadt Lübeck, vermählt mit einer Toch-
ürgermeiſters Chriſtoph Spangenberg zu Mün-
der Maria von der Roſe. Er war Vater von
en und ſechs Töchtern. Die älteſte Tochter
zu Bremervörde 1672 Hermann von Winting-
fintinghoff, einen Livländer von Adel und Ca-
Herzogs Ernſt Auguſt von Braunſchweig-Lü-
Er blieb im J. 1686 den 25. Aug. in Morea
ſtung Napoli di Romania, die von den Ve-
belagert wurde. Sein Schwager, Hans Ernſt
geboren 1655 (Gabriels ſiebentes Kind), blieb
n Morea. Sein älterer Bruder, Karl Guſtav
nd), war auch Militairperſon, und zwar Haupt-
königl. großbritann. und kurfürſtl. braunſchweig.
Chriſtian Philipp blieb in Ungern als Volon-
jüngſte, Anton Heinrich, war auch kurfürſtl.
ig. Hauptmann. Die Tochter, Beata Amalia,
n kurfürſtl. braunſchweig. Dragonercapitain W.
ermählt, der jedoch glücklicher als ſeine drei
war. Ihre ältere Schweſter, Agathe Juliane,
als Kloſterfräulein im Kloſter Marienſee, un-
ver, an demſelben Orte, wo einſt der Dichter
8 geboren wurde. Eine jüngere Schweſter,
lotte, ſtarb in Polen 1700, vermählt mit dem
Major Paul von Stubitz, welchem ſie zwei Töch-
nen Sohn, Paul Alexander von Stubitz, gebo-
Von allen dieſen 14 Kindern waren nur drei
lter, aber nur in weiblicher Nachkommenſchaft,
ie dritte Branche des Gabriel Hüpeden erloſch.
zweite Hauptſtamm, oder die Familie der Hü-
e nicht zum Lehen gehören, ſtammt von
üpeden ab, dem zweiten Sohne des Mar-
hüpeden; er ſtarb 1578; ſeine Gattin hieß Anna
Tochter von Georg Zuſchlag, Bürger in Mün-
ſe Ehe war mit drei Söhnen und einer Toch-
et. Der älteſte, Chriſtoph, Kaufmann in Mün-
323, blieb der einzige Stammhalter durch drei
s zwei Ehen. Des Chriſtoph zweiter Bruder,
ar Senator und Camerarius in Münden, auch
Kirchenvorſteher daſelbſt, und hatte das Unglück, in der blutigen Eroberung der Stadt Münden 1626 in dem dreißigjährigen Krieg im 57. Jahre ſeines Alters mit niedergehauen zu werden. Daſſelbe Schickſal hatte auch ſein jüngſter Bruder, Hans Hüpeden (Kaufmann) in demſelben Jahr und in derſelben Eroberung. Beide waren verheirathet, ohne daß männliche Erben am Leben blieben. Die einzige Schweſter, Ilſabeth, war verheirathet mit dem Amtsſchreiber Brauns in Münden, und iſt ebenfalls bei Eroberung dieſer Stadt 1626 auf dem Schloſſe mit niedergehauen worden. Hans Hüpedens Frau hieß ebenfalls Brauns. Des genannten Chriſtoph älteſter Sohn, Barthold, wurde 1645 Ältermann in Bremen, 1654 Senator, und ſtarb 1670 in Bremen, 75 Jahre alt, vermählt mit der Tochter des Ältermann Bernhard Voget, Bauherrn der Martinikirche in Bremen, und hinterließ vier Kinder, doch ohne männliche Nachkommenſchaft, während eine Tochter 1655 an Götje Hünecken, Amtsvoigt in Blumenthal bei Bremen, vermählt wurde. Chriſtophs zweiter Sohn, Hans Hüpeden, lange Jahre Bürgermeiſter in Münden, † 1675, dreimal verheirathet, ſechs Kinder hinterlaſſend, doch keine männlichen Erben. Chriſtophs dritter Sohn, Anton, war Kaplan der Kirche in Münden 36 Jahre lang, † 1664, vermählt mit einer Tochter von Wilhelm Hudemann, fürſtl. braunſchw.-lüneburg. Amtmann zu Wennigſen, deſſen Vater, Daniel Hudemann, Bürgermeiſter in Münden und vermählt war mit Barbara Corvina, Tochter von Anton Corvin, erſtem Generalſuperintendenten, welcher im Herzogthume Kalenberg 1542 zuerſt die Verderbniſſe der Kirche bekämpfte und abſchaffte. Dieſer Kaplan, Anton Hüpeden, hatte fünf Söhne und fünf Töchter. Der älteſte Sohn, Johann Daniel, hat wieder eine geſegnete Ehe von 14 Kindern gehabt, wovon indeſſen nur Einer das männliche Geſchlecht fortgepflanzt hat und Vater von fünf Kindern geworden, worunter die Söhne Liborius Friedrich, Erich Andreas und Chriſtoph Juſtus. Des Kaplans zweiter Sohn, Chriſtoph Wilhelm, Kaufmann in Münden, hatte unter ſieben Kindern zwei Söhne, deren älteſter, Anton Wilhelm, königl. und kurfürſtl. Münzmeiſter zu Hanover wurde, jedoch ledig blieb. Der andere, Chriſtoph Wilhelm, hatte nur einen männlichen Erben. Des Kaplans Tochter, Benigna Eliſabeth, wurde die Mutter von Margarethe Spangenberg, der Mutter des Juriſten Wilhelm Hüpeden in Münden, der die genealogiſchen Tabellen ſchrieb. Alle übrigen von den zehn Kindern des Kaplans blieben entweder unverheirathet, oder doch wenigſtens ohne männliche Erben. (*Karl Iken.*)

HUPEL (August Wilhelm), geboren 1736 in dem ſachſen-weimariſchen Städtchen Buttelſtädt, wo ſein Vater Prediger war, begab ſich nach zurückgelegten Schul- und Univerſitätsjahren in Weimar und Jena nach Livland, wo er zu Eck, 2½ M. von Dorpat, hernach aber zu Oberpahlen Prediger wurde, und ſpäter auch das Prädicat eines Conſiſtorialraths und Doctors der Theologie erhielt. Den Abend ſeines Lebens brachte er, nach Niederlegung ſeines Pfarramtes, zu Weißenſtein, ſechs Meilen von Oberpahlen, zu, wo er im Januar 1819 ſtarb.

H. hat sich durch eine Menge von Schriften, von denen einige noch jetzt geschätzt werden, rühmlichst bekannt gemacht. Dahin gehören: Topographische Nachrichten von Liv- und Esthland. 3 Bde. (Riga 1774—1782); Die gegenwärtige Verfassung der riga'schen und revalschen Statthalterschaft, zur Ergänzung der topographischen Nachrichten von Liv- und Esthland (Ebend. 1789, auch unter dem Titel eines vierten Theils der topographischen Nachrichten ꝛc.); Versuch, die Staatsverfassung des russischen Reichs darzustellen. 2 Thle. (Ebend. 1791—1793); Nordische Miscellaneen, 28 Stücke, mit einem Register über das ganze Werk (Ebend. 1781—1791), die Fortsetzung erschien unter dem Titel: Neue nordische Miscellaneen, 1—18. Stück (Riga u. Leipzig 1792—1798). Ferner schrieb er: Esthnische Sprachlehre, nebst einem vollständigen Wörterbuche (Riga 1780). An diesem Werke haben auch andere Gelehrte Theil. Idiotikon der teutschen Sprache in Liv- und Esthland (Ebend. 1795). Außerdem: Ökonomisches Handbuch für liv- und esthländische Gutsherren und deren Disponenten. 2 Thle. (Ebend. 1796); Vom Zwecke der Ehen ꝛc. (Ebend. 1771); Origenes, oder von der Verschneidung über Matth. 19, 10—12. Ein Versuch zur Ehrenrettung einiger gering geachteten Verschnittenen (Ebend. 1772) u. a. m. Sein Bildniß findet sich vor dem 78. Theile der Krünitz-Flörkenschen Encyklopädie *). (*R.*)

HUPFAUER (Paul), war den 24. Febr. 1747 von geringen Bauersleuten zu Wald bei Miesbach im Isarkreise geboren. Als achtjähriger Knabe kam er in das Seminar des Klosters Weyarn. Dieser Lehranstalt verdankte er den ersten Unterricht, seine spätere wissenschaftliche Bildung dem Lyceum zu München. Im J. 1769 trat er zu Beuerberg in den regulirten Chorherrenorden, legte im nächsten Jahre sein Klostergelübde ab, und erhielt 1773 die Priesterweihe. Durch seine natürlichen Anlagen und eine Fülle von Kenntnissen hatte er sich so vortheilhaft ausgezeichnet, daß ihm ohne Bedenken der Unterricht in der Philosophie, Theologie und Kirchengeschichte für die jüngern Geistlichen in Beuerberg übertragen werden konnte. Im J. 1781 erhielt er am Lyceum zu München eine Professur der Logik, Metaphysik, praktischen Philosophie und Mathematik. Die genannten Wissenschaften lehrte er mit großem Beifalle bis zum J. 1792. Aber es fehlte ihm, der als ein heller Kopf den Aberglauben und religiöse Vorurtheile mancher Art mit rücksichtsloser Freimüthigkeit bekämpfte, in München auch nicht an Gegnern. Er ward verklagt als Illuminat, was er nie war, und mußte in sein Kloster zurückkehren, wo er, zum Novizenmeister und Dechanten ernannt, sich in seinen nächsten Umgebungen allgemeine Achtung erwarb. Im J. 1794 wurde er in Beuerberg einstimmig zum Propst erwählt. Aber ein kurfürstliches Rescript erklärte, hauptsächlich auf den Antrieb v. Lipperts in München, diese Wahl, ihrer entschiedenen Rechtskräftigkeit ungeachtet, für ungültig. Bald nachdem eine neue Prälatenwahl angeordnet worden war, legte Hupfauer seine Stelle als Dechant nieder, und widmete sich der Seelsorge auf dem Lande. Ein von seinem bisherigen sehr verschiedener Wirkungskreis eröffnete sich ihm im J. 1799. Er ward um diese Zeit Professor der allgemeinen Wissenschaftskunde und Literatur auf der Universität zu Ingolstadt, und ging, als diese Hochschule (1800) nach Landshut verlegt ward, dorthin, wo er (1801) zum Universitätsbibliothekar ernannt ward. Doch kehrte er bereits im nächsten Jahre wieder in sein Kloster nach Beuerberg zurück, weil man ihn dort einstimmig zum Propst erwählt hatte. Als dasselbe bald nachher nebst den übrigen Klöstern in Baiern aufgehoben wurde, übernahm Hupfauer wieder die Oberaufsicht über die Universitätsbibliothek zu Landshut, die er durch den Ankauf zweckmäßiger Werke aus den Büchersammlungen der aufgehobenen Klöster vermehrte, und für ihre Einrichtung und Erhaltung auf mannichfache Weise Sorge trug. Neben seinem Bibliothekariat bekleidete er zugleich die Stelle eines Local-Studiencommissairs für die lateinischen Schulen in Landshut. Von der Akademie der Wissenschaften zu München war er bereits 1795 unter die ordentlichen Mitglieder der historischen Classe aufgenommen worden.

Ein Nervenfieber beschleunigte den 14. Jun. 1808 seinen Tod. Außer dieser letzten Krankheit hatte er in seinem ganzen Leben mit keinem bedeutenden Übel zu kämpfen gehabt. Aber er hatte auch seinen festgebauten und kräftigen Körper gesund erhalten durch eine mäßige und geregelte Lebensweise. Eine Folge davon war sein heiteres Temperament. In seinem Umgange war er ein Feind des Ceremoniellen, grade und aufrichtig gegen Jedermann, redlich und zuverlässig in der Freundschaft. Aus seiner ungeheuchelten Religiosität floß sein Wohlwollen gegen Andere und die strenge Gewissenhaftigkeit, mit welcher er seine Amtspflichten erfüllte. Mit so achtungswerthen Eigenschaften verband er eine ausgebreitete Kenntniß der Literaturgeschichte und Bibliographie. Er war gesonnen, eine vollständige Geschichte der berühmten augsburgischen Druckerei ad insigne Pinus, und eine Geschichte des bairischen Schulwesens herauszugeben. Keins von diesen Werken kam zur Ausführung. Überhaupt galt ihm das Bewußtsein, redlich seine Pflichten erfüllt zu haben, mehr als literärischer Ruhm, den er, seinen eigenen Äußerungen zufolge, als ein leeres und nichtiges Phantom wenig beachtete. Die wenigen Schriften, die aus seiner Feder geflossen, sind meistens historisch-literarischen Inhalts. Dahin gehören seine Druckstücke aus dem 15. Jahrh., welche sich in der Bibliothek des regulirten Chorstifts zu Beuerberg befinden [1]), und Über den Domherrn Paulus Wann, seine Schriften und die verschiedenen Ausgaben derselben, mit literarischen Anmerkungen, nebst Digressionen über das Predigtwesen [2]) u.

*) Vergl. Meusel, Gelehrtes Teutschland, und Gadebusch, Tirol. Biblioth. 2. Th. S. 99, 100.

1) Mit 23 Holzschnitten (Augsb. 1794). S. oberteutsche Literaturzeitung. 1795. 1. Bd. S. 447. Neue allgemeine teutsche Bibliothek. 15. Bd. S. 181. 2) Mit 2 Holzschnitten (Landsh. 1801). S. oberteutsche Literaturzeitung. 1801. 2. Bd. S. 849. Halle'sche Literaturzeitung. 1804. 1. Bd. S. 239.

a. m. Einige Aufsätze lieferte Hupfauer für das von Kohlbrenner herausgegebene münchener Intelligenzblatt und Recensionen für die oberteutsche Literaturzeitung [3]). (*Heinrich Döring.*)

HÜPSCH (Johann Wilhelm Karl Adolf, Frhr. von), geheimer Legationsrath und Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften, war 1726 geboren, hatte seinen Wohnsitz in Cöln, und starb daselbst den 1. Jan. 1805. Er besaß eine reiche Sammlung historischer, antiquarischer und naturhistorischer Seltenheiten, die er den Besuchenden mit vieler Bereitwilligkeit zeigte, und die nach seinem Tod an den damaligen Landgrafen von Hessen-Darmstadt kamen. Mancherlei nützliche, aus eigener Beobachtung geflossene Bemerkungen enthalten seine Schriften: Physikalische Abhandlungen von den seltsamsten und merkwürdigsten Begebenheiten der Natur (Frkf. u. Leipz. 1766); Vorschläge, die Ackermäuse zu vertilgen (Cöln 1768); Entdeckungen einiger seltenen versteinerten Schalthiere (Frkf. 1768, Haag 1771); Naturgeschichte Niederteutschlands und anderer Gegenden, nebst häufigen neuen Entdeckungen wenig bekannter Naturwerke (Nürnb. 1781—1805. 4. 2. Th. m. Kpf.); Sammlung von histor. u. literar. Abhandlungen (Cöln u. Leipz. 1782. 4. 1. St.); Vorschläge wider die Hornviehseuche (Dessau 1783); Epigrammatographia, s. collectio inscriptionum antiquioris, medii et recentioris aevi provinciarum Germaniae inferioris (Colon. 1801. 4. Vol. II., auch mit einem teutschen Titel). Der erste Theil dieser Sammlung enthält die römischen Inschriften aus den ältern Zeiten, der zweite die Inschriften des Mittelalters und der neuern Zeit in Niederteutschland. Zu mehren naturhistorischen und andern Journalen, z. B. dem Naturforscher, lieferte er Beiträge *). (*Baur.*)

Hu-pu (chines. Staatsw.), s. **China**.

Hu-quang, s. **Hukang**.

HUQUIER (Jacques Gabriel), geb. zu Orleans 1695, und gest. zu Paris 1772, ätzte in Kupfer und beschäftigte sich mit dem Kunsthandel. Human gegen Künstler und Kunstfreunde, sah er diese wöchentlich mehre Male in seinem Hause, um sich mit ihnen über Kunstgegenstände zu unterhalten. Diese Gesellschaft wußte diesen liebenswürdigen Mann nicht höher zu ehren, als daß sie ihm den Namen Vater Huquier gab. Sein Sohn, Gabriel, geboren zu Paris um 1725, arbeitete mit dem Vater eine bedeutende Anzahl Blätter nach Gillot, Watteau und Boucher, ging aber in der Folge nach England, wo er sich mit Miniatur- und Pastellmalen beschäftigte *). (*A. Weise.*)

HUR (هور), ein Meerbusen im Gebiete von Algier, der in seiner krummen Linie nach Edrisi nicht weniger als 60 Meilen beträgt, und vom Vorgebirge Battâl (بطال), das sich 12 Meilen weit ins Meer erstreckt, seinen Anfang nimmt. Bei Shaw (Tab. III.) findet sich derselbe zwischen dem Vorgebirge Akkonnatter und El-Amusche; doch bemerkt er, daß das Meer daselbst nicht so gefährlich zu befahren sei, wie es Edrisi schildert. Gewöhnlich wird Hur mit dem Ῥουσουκκόραι des Ptolemaios verglichen. (*Gustav Flügel.*)

HUR, HURI, HURIS (حور) ist der arabische und persische Name der Paradiesjungfrauen, der Mädchen von ewiger Unschuld und Jungfräulichkeit, die im Koran den Seligen des Himmels als Gespielinnen und Dienerinnen versprochen werden. Der Ursprung des Namens Huris für jene beneidenswerthe Geschöpfe, den man mit dem der Horen verglichen hat, liegt in der Bedeutung des Wortes selbst, und ist nicht durch fremden Einfluß zu erklären. Das Wort nämlich bedeutet ein Mädchen, in dessen blendend weißem Auge sich ein großer schwarzer Augapfel, ähnlich dem mehrer Antilopengeschlechter, bewegt. Hatte der alte Parse die Phantasie in dem Gebilde seiner Paris, den „weiblichen luftigen Geschöpfen, zart wie die Lichtstrahlen, schön wie die Morgenröthe, Freundinnen der Blumen und Düfte, aus denen ihr ganzes Wesen aufgehaucht ist," erschöpft, und in dem Umgange mit ihnen auf der Erde seine größte Seligkeit geträumt, so schuf Muhammed an ihrer Stelle die Huris, und machte ihren Besitz zu einem der höchsten Genüsse des Paradieses. In nicht weniger als 11 Stellen wird auf sie im Koran entweder unter obigem Namen selbst oder in Umschreibungen hingedeutet. Sure II, 23 und III, 13 sind sie nach den einheimischen Auslegern unter dem Ausdrucke „reine Frauen" inbegriffen. „Rein" heißen sie als jedes Schmutzes, des körperlichen und geistigen, ledig. Nach einigen Commentatoren sagte Muhammed von ihnen, daß sie zugleich mit ihren Männern ins Paradies eintreten, gleiches Alters mit ihnen sein, keine Weiblichkeit zu ertragen haben, nicht einmal die Nase schnauben oder irgend ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen haben würden. Eine nähere Beschreibung derselben ist Sur. 37, 47 gegeben, ohne daß sie jedoch mit dem Namen Hûr selbst genannt würden: „Bei ihnen (den seligen Gläubigen) werden sein (Jungfrauen), die züchtig ihre Blicke nur auf ihren Gemahl werfen, begabt mit großen Gazellenaugen, gleich als ob sie bedeckte Straußeneier wären." Als größte Schönheit an orientalischen Frauen nämlich gelten die großen Augen (βοῶπις, ochsenäugig, von der Götterkönigin als Bezeichnung erhabener Schönheit) mit den oben angegebenen Eigenthümlichkeiten, zu denen, um die weibliche Schönheit zu vollenden, eine zarte, gelblichweiße Haut

3) Vgl. Dem Andenken Paul Hupfauers gewidmet von Franz von Paula Schrank (Landsh. 1808). Reithofer, Geschichte und Beschreibung der Universität Landshut. S. 81 fg. Westenrieder, Geschichte der bairischen Akademie der Wissenschaften. 2. Bd. S. 142 u. 583. Baader, Gelehrtes Baiern. S. 444 fg. Dessen Lexikon verstorb. bairischer Schriftsteller. 2. Bd. 1. Th. S. 103 fg. Meusel, Gelehrtes Teutschland. 3. Bd. S. 473. 11. Bd. S. 389. 14. Bd. S. 212. 18. Bd. S. 238.

*) Der Biograph. 4. Bd. S. 447. Meusel, Gel. Teutschl. Sein Bildniß in Fol. wurde 1790 von C. W. Bock in Nürnberg gestochen.

*) Rosts Handb. 8. Th. S. 80, 81.

kommen muß. Letztere wird in dem Gleichnisse mit dem frischgelegten Ei, das der Strauß mit seinen Flügeln bedeckt, damit es nicht durch Staub und Sand leide, ausgedrückt. Ein solches Ei aber ist gelblichweiß oder falb, und diese Farbe in ihrer Reinheit gilt als die schönste eines orientalischen Teint, für deren Erhaltung auch die Frauen die nöthige Sorge tragen. Sur. 38, 52 wird bemerkt, daß diese Jungfrauen von gleichem Alter mit den Seligen, d. h. nicht zu alt und nicht zu jung (nach einigen Auslegern etwas über 30 Jahre alt) sein werden. Sur. 44, 54 und 52, 19 kommt das Wort Hur selbst vor, wird aber von den Auslegern nur durch „blendend weiß" erklärt, und Sur. 55, 56 wird hinzufügt, daß sie weder ein irdisches noch geistiges Wesen, weder ein Mensch noch ein Dschinn vorher berührt habe; sie werden nach V. 72 in Zelten wohnen, und mit den Seligen auf grünen Matten und den ausgesuchtesten Teppichen liegen. Jede derselben, behaupten die Commentatoren, bringt 70 Jahre mit ihrem Gemahle zu, wo ein Wechsel durch die Erscheinung neuer Huris erfolgt, die die Seligen auffodern, sich an einen andern Ort des Paradieses zu begeben. Ihrer Unschuld und Jungfräulichkeit nach gelten sie den Perlen gleich, die noch in der Muschel verborgen liegen (Sur. 56, 22 fg.), dessenungeachtet aber sind sie leicht zugängliche Liebchen (V. 34 fg.), die Allah insofern zu dauernden Jungfrauen geschaffen hat, als der Selige, so oft er ihnen naht, sie auch immer wieder als Jungfrauen findet. Sur. 78, 33 wird endlich noch eine gewisse körperliche Fülle derselben erwähnt, die ihre Reize in jeder Beziehung erhöhen soll.

Schon oben ward angedeutet, daß die Idee von überirdischen Jungfrauen keine neue ist, daß sie sich bei den alten Feueranbetern und selbst bei den Hindus vorfindet. Muhammed beschrieb sie nur kurz, desto thätiger aber war die Phantasie der Koranausleger und Dichter, nichts unerwähnt zu lassen, was diesen himmlischen Schönen zur Empfehlung dienen konnte. Das Feenartige ihrer ganzen luftigen Erscheinung, die Fülle und Pracht der Natur an und außer ihnen — im Schatten der üppigsten Palmen und beim Gemurmel kühlender Wasserfälle sollen sie vorzüglich liebenswürdig sein — bot natürlich auch den süßesten Stoff für die genußsüchtigen, stillen Betrachtungen des wonnetrunkenen Morgenländers dar*). (*Gustav Flügel.*)

HURA *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Trikokken und der letzten Ordnung (**Monadelphia**) der 21. Linné'schen Classe. Ihr Charakter ist folgender: Die männlichen Blumen stehen zahlreich in Blüthenkätzchen beisammen, sind jede mit einem Schüppchen versehen, und bestehen aus einem krugförmigen, abgestutzten Kelch, und einem Staubfaden, welcher verdickt und mit Höckern versehen ist, welche wirbelförmig um die Mitte des Staubfadens stehen; unten an diesen Höckern sitzen die Antheren. Die weibliche Blume ist einzeln und besteht aus einem dreigetheilten Kelch und einem trichterförmigen Griffel mit schildförmiger, vielstrahliger Narbe; die Frucht ist eine holzige, vielkörnige Kapsel mit einsamigen Körnern. Die drei bekannten Arten dieser Gattung sind Bäume. 1) H. crepitans *L.*, mit tief herzförmigen, eiförmigen, gleichförmig-gesägten Blättern, und eiförmigen, männlichen Blüthenkätzchen. Wächst im tropischen Amerika. Abb. *L.* Hort. cliff. t. 34, *Lam.* Ill. t. 793. Die Fruchtkapsel dieses Baumes zerspringt, wenn sie reif ist, und durch die Sonnenhitze erwärmt wird, mit einem lauten Knalle, daher der Trivialname. Die Franzosen nennen diesen Baum Sablier, die Engländer Sandbox-tree, weil man sich seiner Fruchtschalen zu Streusandbüchsen bedient. 2) H. brasiliensis W. En., mit fast herzförmig-eiförmigen, gleichförmig-gesägten Blättern, und ablangen, männlichen Blüthenkätzchen. In Brasilien. 3) H. strepens W. En., mit fast herzförmig-ablangen, gezähnten Blättern, deren untere Zähne verlängert und an der Spitze glattrandig sind. Im tropischen Amerika. S. *Spr.* Syst. III, 884. (*Sprengel.*)

HURA CREPITANS, Sandbüchsenbaum (Sablier élastique), in der Landessprache Ajuapar, eine Monoecia Monadelphia *L.*, oder Euphorbiacea *Juss.* Die Fruchtsamen dieses indischen Baumes in den heißen Thälern um die Ebene von Bogota werden von den Negern oft als Larirmittel gebraucht, das aber sehr heftig wirken soll. Sie bestehen nach Bonastre (s. Trommsdorffs neues Journ. d. Pharmacie ꝛc. X, 1), in 180 Theilen, aus: 92 fettem, leicht säuerlichem Öle, 8 Stearin, 70 eiweißartigem Marke, 2 Gummi, 4 Feuchtigkeit und 4 salzigem Rückstande. Die äußern Fruchthüllen enthalten viele im Wasser lösliche, mit Gallussäure und Gerbstoffe verbundene Färbesubstanz. Die Frucht selbst dient zu mancherlei Geräthschaften (vergl. Buchners ꝛc. Repertor. f. d. Pharm. XIX, 3). Der Milchsaft dieser Pflanze erregt schon durch seine Ausdünstung fürchterliche Zufälle. Man braucht ihn zum Fischfang. Er ist geruchlos, und gleicht ganz der Milch des Kuhbaums, hat aber eine etwas gelbliche Farbe, und enthält, nach Boussingault und Rivero, ein wesentliches, blasenziehendes Öl, ein scharfes, krystallisirbares Kaloid, saures äpfelsaures Kali, salpetersaures Kali, äpfelsauren Kalk ꝛc. (s. Buchners Repert. 1826. XXIII.). (*Th. Schreger.*)

Huram, s. Hiram.

HURAULIT, ein französisches Mineral aus der Commune d'Hureaux, Departement de la haute Vienne, das, nach Vauquelin, in 100 Theilen, 47,2 Eisen und Mangan, 32,8 Phosphorsäure und 20 Wasser enthält (s. Ann. de Ch. et Ph. 1825. Nov. p. 302). (*Th. Schreger.*)

HURAULT, eine besonders durch den Kanzler Hurault de Chiverny illustrirte französische Familie. Philipp Hurault war vor dem J. 1352 mit Ingelger von Amboise in einen Rechtsstreit verwickelt, den seine Witwe, Maria de Villebresme, und seine Söhne, Philipp, auf St. Denis-sur-Loire und la Grange, und Johann, im J. 1352 fortführten. Johanns jüngerer Sohn, Ralph,

*) Diesen vollkommenen Wesen sind die himmlischen Jünglinge (Sur. 56, 17 sq. und 76, 19.), welche den Dienst als Mundschenken versehen, und von denen jeder ein vollendeter Adonis ist, an die Seite zu stellen.

gründete die Linie in Chiverny, von der alsbald; der ältere, Dionys, empfing von dem Herzoge von Orleans die Belehnung über Marcilly, und lebte noch 1458. Dieses Dionys Urenkel, Jakob, auf St. Denis und Villeluisant, hatte vier Söhne; der zweite, Dionys, Abt von Pelisle und le Breuil, wurde 1584 zum Bischofe von Orleans ernannt, besaß das Bisthum während der Jahre 1585 und 1586, ohne die Weihen zu empfangen, und trat es demnächst an den Abt von Paimpont, an German Vaillant de Guelis, ab. Des Bischofs älterer Bruder, Jakob II., auf St. Denis, Kammerherr des Herzogs von Anjou und Lieutenant einer Compagnie von 30 Lanzen, starb 1600. Dessen Enkel, Florimund, auf St. Denis und Villeluisant, Großforstmeister von Frankreich, empfing am 2. Jun. 1643 von dem Herzoge von Vendôme die Lehen wegen Villeluisant, und hinterließ aus drei Ehen eine zahlreiche Nachkommenschaft. Ein Enkel von ihm, David, auf St. Denis, wird noch 1712 genannt.

Die Linie in Chiverny.

Ihr Stammvater, Ralph, kommt 1482 als Eigenthümer von la Grange, in Sologne, vor. Sein jüngerer Sohn, Johann, wurde der Stammvater der Linie von Boistaille, von der hernach; der ältere, Jakob, auf la Grange, Chiverny, Vibraye und Weil, General der Finanzen unter Ludwig XII., Amtmann und Gouverneur von Blois, erkaufte die Baronie Huriel in Bourbonnais, und starb den 25. Oct. 1517, mit Hinterlassung der Söhne Ralph, Jakob, Philipp und Johann. Johann wurde der Stammvater der Herren, nachmals Grafen du Marais, die auch Joinville, Châteaupers und Weil, in Berry, besessen haben. Philipp, Abt von Marmoutier, Bourgueil, St. Nikolaus zu Angers, und St. Peter zu Sens, wurde auf den Betrieb des Cardinals von Lothringen, an den er die Abtei Marmoutier nicht abtreten wollen, in die Bastille geschickt, und starb daselbst den 12. Nov. 1539. Man sprach von Vergiftung, und der Cardinal von Lothringen erhielt des Verstorbenen Abteien, sammt den 10,000 baaren Thalern, so man bei ihm gefunden. Jakob Hurault, Abt von St. Lomer zu Blois, und von St. Benigne zu Dijon, auch seit 1512 Bischof von Autun, war einer der Vertrauten des unglücklichen Connetable von Bourbon, und erhielt von ihm, kurz vor seinem Austritt aus dem Königreiche, den gefährlichen Auftrag, die Bedingungen, unter welchen der Prinz zum Gehorsame zurückkehren wollte, dem Könige vorzutragen (7. Sept. 1522). Er wurde aber auf der Reise nach Lyon zu la Pacaudière in Verhaft genommen, und blieb mehre Jahre im Kerker, ohne daß ein Urtheil gegen ihn ergangen wäre. Im J. 1527 erhielt er die Freiheit wieder, und in dankbarer Erinnerung an die überstandenen Gefahren beschenkte er den Hochaltar seiner Domkirche mit einem Antipendium von Goldstück, worauf er selbst, vor Christus knieend, abgebildet, zugleich mit dem Spruche: Invocabo Dominum, et ab inimicis meis salvus ero. Dieses Geschenk war indes nur ein schwacher Ersatz für das, was die Kirche von Autun durch ihren Bischof verloren; sein Unglück wurde nämlich Schuld, daß die gesammten Pfründen der Diöcese zu den an den König zu entrichtenden Decimen um 50 Proc. höher, als ihre eigentliche Taxe gewesen wäre, besteuert wurden; eine Ungerechtigkeit, die bis auf die Zeiten der Revolution bestand. Jakob starb zu Blois im Junius 1546. Sein ältester Bruder, Ralph II., Herr von Chiverny, la Grange, Vibraye, Cour-sur-Loire, Baron von Huriel, General der Finanzen, erbaute das Schloß zu Chiverny in Berry (nicht in Bretagne), und starb im Lager vor Neapel, im August 1527. Zwanzig Jahre später, am 24. Sept. 1547, erwirkte seine Witwe, Maria von Beaune, königliche Briefe, wodurch alles Verfahren wegen der angeblich von ihrem Eheherrn in der Finanzverwaltung begangenen Unterschleife niedergeschlagen wurde. Unter Ralphs fünf Söhnen sind doch nur Dionys und Philipp zu merken. Dionys besaß die Baronie Huriel, erheirathete Precy in Berry, und wurde der Stammvater der nachmaligen Marquis von Vibraye.

Philipp, Ralphs II. jüngster Sohn, geb. am 25. März 1528, studirte zu Poitiers und Padua, wurde am 9. März 1554 als Conseiller-clerc bei dem Parlamente zu Paris aufgenommen, und erhielt durch Patent vom 1. August 1562 die Stelle eines Maître-des-requêtes. In dieser neuen Stellung wurde er dem Cardinale von Lothringen bekannt, durch ihn der Königin Katharina empfohlen, und durch ihren Einfluß 1566 zum Kanzler des Herzogs von Anjou ernannt. Als dieser Fürst nach Polen ging, um die Krone der Jagellonen zu empfangen, blieb Philipp in Frankreich zurück, um dessen Interessen wahrzunehmen, insbesondere wurde er durch seine genaue Verbindung mit dem königl. Leibarzte, mit Miron, in den Stand gesetzt, die genauesten Nachrichten über Karls IX. Gesundheitszustand nach Krakau zu befördern, durch ihn erhielt auch Heinrich III. die erste Kunde von des Bruders Ableben. Überzeugt, daß sein Kanzler wesentlich beigetragen habe, die den Umsturz der gesetzlichen Thronfolge bezweckenden Umtriebe zu vereiteln, nahm der neue König ihn alsbald in den Cabinetsrath auf. Er unterhandelte in Nancy die Vermählung des Königs mit der Prinzessin Louise von Vaudemont, empfing als Belohnung des Ordens von Grandmont Priorat in dem Walde von Vincennes, womit die Stelle eines Kanzlers des St. Michaelordens verbunden, wurde am 26. Sept. 1578 zum Siegelbewahrer, im December 1578, bei der Stiftung des heil. Geistordens, zum Ordenskanzler, 1582, obgleich ein Robin (Togatus) zum Gouverneur und Lieutenant-général von Orleannais, Chartrain, Etampes, Blois, Amboise, Dunois und Loudunois, und 1583, nach seines Freundes, des Cardinals Birague Absterben, zum Kanzler von Frankreich ernannt. Sowie aber Katharina von Medicis, als sie, nach den Barricaden, den Vertrag mit dem Herzoge von Guise zu Stande gebracht, alles Einflusses auf ihren Sohn verlustig ging, so wurde auch Philipp, jetzt durch königl. Briefe vom Januar 1577 Graf von Chiverny, seines wichtigen Amtes verlustig. Man beschuldigte ihn des Einverständnisses mit den lothringischen Prinzen, und Heinrich III. ließ ihm im August 1588 die Siegel abfodern. Er begab sich nach der

Burg Eclimont, unweit Gallardon, die er, sammt Bretaucourt, le Tremblay und Chanfreau, von seiner Muhme und Schwägerin, von Margaretha Poncher, ererbt, und führte dort ein zurückgezogenes Leben, bis Heinrich IV. bei seiner Thronbesteigung ihn zurückrief, und, im August 1590, ihm nochmals die Siegel übergab. „Sie empfangen hiermit," sagte ihm der König in Gegenwart des ganzen Hofes, „Sie empfangen hiermit zwei Pistolen, die ich wünsche, daß sie in meinem Dienste gebraucht werden; daß Sie damit gar gut umzugehen wissen, ist mir längst bekannt. Sie haben mir mit denselben mehrmals sehr wehe gethan, ich verzeihe aber, weil Sie die Befehle meines königlichen Bruders vollstreckten. Dienen Sie mir in gleicher Weise, und ich werde Sie lieben und mehr lieben, als mein Vorgänger that, auch ihren Rathschlägen folgen; denn daß er sie nicht befolgte, ist ihm übel bekommen." So groß die Unordnung, die Philipp in allen Geschäftszweigen vorfand, so schnell wurde durch ihn die Ordnung wieder hergestellt; denn es bedurfte nur seines Rufes, und die verscheuchten Beamten kehrten allerwärts zu ihren Posten zurück. Er hatte aber auch Einfluß auf den Gang der politischen Begebenheiten, und namentlich den größten Antheil an der durch ihre Folgen so wichtigen Eroberung von Chartres, zu der er zwar, wie man behauptet, den König verleitet haben soll, um seine Güter von der beschwerlichen Nachbarschaft einer liguistischen Besatzung zu befreien, oder um eine Geliebte, die in der Stadt eingeschlossen, wiederzusehen; er betrieb ganz allein die Anstalten zu des Königs Krönung in Chartres, er half die Übergabe von Paris herbeiführen, und entwickelte die nützlichste Thätigkeit in der durch dieses große Ereigniß nothwendig gewordenen Umbildung sämmtlicher Administrations- und Justizbehörden. Verdienste der Art konnten unter Heinreich IV. nicht in Vergessenheit gerathen, und Philipp blieb in des Monarchen Gunst bis an sein Ende, welches am 30. Jul. 1599 zu Chiverny erfolgte. Er hatte daselbst die Ferien zubringen wollen, und fand nun in der Pfarrkirche, neben dem Vater, seine Ruhestätte. Der Graf von Chiverny besaß einen gründlichen Verstand, großen Fleiß, war in Geschäften gewandt und zuverlässig, neuen Gesetzen und gefährlichen Änderungen sehr zuwider, gegen Jeden freundlich und leutselig, sodaß nicht leicht Einer seine Audienzen misvergnügt verließ. Gleichwol beweisen die Flugschriften aus seiner stürmischen Zeit, daß es ihm an Feinden nicht fehlte. Baudius schrieb auf ihn mehre Satyren und Pasquille. Vornehmlich hat man ihn der Bestechlichkeit bezichtigt. Von der im J. 1597 angeordneten Commission, welche die Unterschleife der Finanzpächter untersuchen sollte, wurde, wie l'Etoile berichtet, „der Hauptdieb der Bande, Molan, um Geld, das er dem Kanzler gegeben, freigesprochen," daher auch einer der Commissarien dem Oberhaupte der Justiz bei dieser Gelegenheit sagen durfte: „Das heißt nicht Gerechtigkeit üben, wenn man um Geld den Dicksten und Sträflichsten verschont und die Kleinsten bestraft." In den Amours du grand Alcandre (Heinrich IV.) erzählt Louise von Lothringen, Prinzessin von Conty, nette Dinge von des alten Kanzlers langer Liebschaft mit der Tante der schönen Gabriele d'Estrées, mit der Marquise von Sourdis. Wie diese von ihrem letzten Kinde, dem nachmaligen Erzbischofe von Bordeaux (Heinrich von Escoubleau, † 18. Jun. 1645), entbunden wurde (1594), ließ Heinrich IV. durch Loménie dem Kanzler sagen, „es freue ihn, daß er der Frau von Sourdis ein so schönes Knäblein gemacht habe, und wolle er selbst Pathe werden." Er und Gabriele hielten auch wirklich das Kind zur Taufe. Gabriele mußte es dem Priester darreichen, und fand es so dick und schwer, daß sie die Besorgniß äußerte, es möge ihren Händen entgleiten. „Ne craignez pas cela," versetzte der König, „il n'a garde, il est bien bridé et bien *scellé*." Ein Mann von Grundsätzen war Chiverny nicht, und bekennt er in seinen Memoiren, daß er es immer mit den Stärkern, und daher mit den Günstlingen, wie eben mit der schönen Gabriele, gehalten habe; mit dieser Schwäche contrastirt sehr anmuthig die knabenhafte Hoffahrt, die er in diesen Memoiren überall zur Schau trägt. Vorzüglich viel thut er sich auf seine Gouvernements, die, wie schon angedeutet, für einen Mann seines Standes etwas ganz Ungewöhnliches, und auf seine Grafschaft zu gute. An dem Schlosse zu Chiverny hat er viel gebaut und die Herrschaft bedeutend gebessert. Seine Memoiren, von 1567—1599 reichend, erschienen zum ersten Male zu Paris 1636 in 4. unter dem Titel: Mémoires d'estat de messire Philippes Hurault, comte de Chiverny; angehängt sind: Instructions à ses enfants, und Généalogie de la maison des Haults. Es ist das die vollständigste und gesuchteste Ausgabe. Spätere Ausgaben erschienen zu Paris 1644, im Haag 1664, 1669 und 1720, jedesmal 2 Bde. in 12. Philipp hatte sich den 13. Mai 1566 mit Anna de Thou, des Präsidenten Christoph de Thou Tochter, die am 27. Jul. 1584 das Zeitliche segnete, vermählt, und von ihr sieben Kinder: Heinrich, Heinrich, Philipp, Ludwig, Margaretha, Anna und Katharina (außerdem hinterließ er auch zwei natürliche Kinder). Der ältere Heinrich, Herr von Eclimont, geb. am 24. Sept. 1572, lebte nur 18 Monate. Philipp, geb. am 19. Sept. 1579, Abt von Pont-le-voi, la Valasse, Royaumont, St. Père und St. Florent-Bonneval, erster Almosenier der Königin Maria von Medicis, wurde 1599 zum Bischofe von Chartres ernannt, empfing 1607 die bischöfliche Weihe, und starb den 27. Mai 1620. Er hat den Bericht von seines Vaters Krankheit und Tod aufgesetzt, der als letzter Anhang den Memoiren des Kanzlers beigefügt ist. Ludwig, Graf von Limours, Vicomte von Tremblay, Baron von Huriel, Amtmann und Hauptmann zu Chartres, geb. am 17. Jul. 1584, ließ Limours im März 1606 zu einer Grafschaft erheben, die er aber 1623 an den Cardinal von Richelieu verkaufte, kommt in einer Urkunde von 1639 als königl. Rath und Kammerherr vor, und starb ohne Kinder, ob er gleich zwei, oder gar drei Frauen gehabt, 1) Isabella von Escoubleau, des Marquis de Sourdis und der Isabella Babou de la Bourdaisière Tochter, 2) Clara de Bridiers, 3) eine gewisse Barton. Der jüngere Heinrich endlich,

Graf von Chiverny, Herr von Eclimont, Gallardon, Bretaucourt und le Tremblay, Gouverneur von Chartrain und Blaisois, Lieutenant-Général in dem Gouvernement von Orleanais, geb. am 13. Aug. 1575, erbaute von 1634 an das Prachtschloß in Chiverny, zu dessen Verherrlichung Poussin, damals noch ein Jüngling, seinen Pinsel lieh, diente den Königen Heinrich IV. und Ludwig XIII. in ihren Kriegen, und starb den 1. März 1648. Seine erste Gemahlin, Franziska Chabot, des Grafen Leonor von Charny Tochter, vermählt zu Pagny in Burgund, den 27. Febr. 1588, starb ohne Kinder, eines gewaltsamen Todes im J. 1602. Die andere Gemahlin, Maria Gaillard, hatte sieben Kinder geboren. Die Söhne, Marc Anton, Heinrich und Philipp, starben unvermählt, von den Töchtern heirathete Anna den Grafen du Lude, Erasmus von Daillon, und nachmals den Marquis d'Aumont, während Cäcilia Elisabeth des Marquis von Montglas, des Franz de Paula von Clermont, Gemahlin wurde. Letztere vererbte, da die ältere Schwester kinderlos blieb, Chiverny an ihren Sohn, Ludwig von Clermont.

Die Linie in Boistaillé.

Johann Hurault, Ralphs, des Stammvaters der Linie in Chiverny, jüngerer Sohn, auf Boistaillé, Belesbat, Juvisy und Maisse, wurde am 17. Jan. 1473 als Advocat bei dem Châtelet, und am 26. Mai 1490 als Rath bei dem pariser Parlament aufgenommen, stand von 1500—1505 als erster Präsident bei der Cour-des-aides, und bekleidete auch das Kanzleramt bei dem Herzoge von Orleans, nachmals Ludwig XII. Der älteste seiner Söhne, Robert, Großarchidiakon von Autun, Abt von St. Martin daselbst, war der Königin Margaretha von Navarra Präceptor, und nachmals ihr Kanzler, vermachte den Armen von Autun zwei Drittheile seines zu 5712 Pf. berechneten Vermögens, und starb in seiner Abtei den 9. März 1567. Der dritte von Johanns Söhnen, Nikolaus, auf Boistaillé, Maisse, Belesbat, Juvisy und le Menil-Aubin, wurde Vater von sechs Kindern. Der jüngste Sohn, Andreas, Parlamentsrath seit 28. März 1564, Maître-des-requêtes seit 3. März 1573, und Staatsrath, erwarb große Ehre in zwei bei der Republik Venedig verrichteten Gesandtschaften, und starb ohne Kinder den 22. Sept. 1607. Johann, Gesandter zu Constantinopel und Venedig, gründete die mit seinen Enkeln abgestorbene Speciallinie in Boistaillé, die auch Bouré, Mespuis, Valpuiseux, Bonne und Audempierre in Brie besessen hat. Robert, der älteste von Nikolaus Söhnen, Maître-des-requêtes seit 17. Dec. 1560, und nachmals Kanzler der Prinzessin Margaretha, vermählten Herzogin von Savoyen, besaß Belesbat, und erheirathete mit des Kanzlers Michael de l'Hôpital einziger Tochter, Magdalena, die Herrschaften Bus, Vignay, Valgrand, Auneur und le Fay, daher seine Kinder, nach des Kanzlers letztem Willen, sämmtlich den Beinamen de l'Hôpital annehmen mußten. Von seinen sechs Söhnen starb Paul, der Erzbischof von Aix, im Sept. 1624, nachdem er seiner Kirche seit 1595 vorgestanden; Robert stiftete die bald wieder eingegangene Nebenlinie in Auneur und Vignay. Michael, der älteste Bruder, Herr auf Belesbat und le Fay, wurde durch seines mütterlichen Großvaters Fürsorge zu den Wissenschaften erzogen, erbte auch allein dessen Bibliothek. Er widmete sich dem Dienste des Königs von Navarra, schrieb gegen die Guisen den berühmten Franc et libre discours, verrichtete mehre Gesandtschaften nach den Niederlanden, nach England und Teutschland, und bekleidete das Amt eines Kanzlers von Navarra. Als Gouverneur von Quilleboeuf betrieb er eifrigst den Bau der dasigen Festungswerke, da wurde ihm angedeutet, er habe die Stadt dem Herzoge von Bellegarde, dem neuernannten Gouverneur, zu überliefern. Der Kummer hierüber warf ihn auf das Krankenlager, er starb zu Quilleboeuf im Junius 1592, und wurde zu Belesbat beerdigt. Seine Gemahlin, Olympia du Faur, des Präsidenten Pibrac Tochter, hatte ihm zwei Söhne geboren. Der jüngere, Guido, wurde durch seines Oheims Verzicht im J. 1618 Erzbischof von Aix, und starb den 3. Dec. 1625; der ältere, Peter, hinterließ aus seiner Ehe mit Klara von Gelsey vier Söhne, von denen doch nur der älteste, Heinrich (durch königl. Briefe vom August 1651), Graf von Beu, in Mantois, heirathete. Mit dessen Sohne, mit Karl Paul Hurault de l'Hôpital, Grafen von Beu und Herrn von Belesbat, ist die ganze Linie am 15. Febr. 1706 abgestorben. (*v. Stramberg.*)

HURD (Richard), Bischof von Worcester und Mitglied der königl. Gesellschaft in Göttingen, ein gelehrter Theolog, Philolog und Philosoph, der sich ein halbes Jahrhundert hindurch als Schriftsteller thätig zeigte. Einen nützlichen Beitrag zur theoretischen Bildung des Geschmacks, obgleich mehr im Einzelnen und Kleinen, als im Ganzen und Großen, lieferte seine Ausgabe von *Horatii* ars poetica, with an english commentary and notes (Lond. 1749. 3 Voll. 2. Ed. Ibid. 1776. 3 Voll.)[1]). In homiletischer Hinsicht empfehlenswerth waren seine in den Jahren 1776—1780 erschienenen Predigten, die auch noch jetzt nicht ganz ihre Brauchbarkeit verloren haben. Ein besonderes Interesse hatte für ihn die Darstellung moralischer, politischer und ästhetischer Lehren. Er wählte dafür die dialogische Form, und unterstützte seine Gespräche[2]), in denen Cicero sein Vorbild war, durch eine ganz gute

1) Teutsch von J. J. Eschenburg unter dem Titel: Horazens Episteln an die Pisonen und an den August. Mit Commentar u. Anmerkungen, nebst einigen kritischen Abhandlungen von R. Hurd (Leipz. 1772). 2 Bde. Vergl. neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 15. Bd. 2. St. S. 262 fg. Almanach der teutschen Musen auf das J. 1773. Notiz poetischer Neuigkeiten. S. 22 fg.

2) Moral and political Dialogues, with letters on chivalry and romances (Lond. 1758). 3 Voll. 3. Ed. (ibid. 1764). 3 Voll. Teutsch von L. H. C. Hölty (Leipz. 1775). 2 Thle. Der erste Theil enthält: Von der Dialogenmanier. S. 5—46. I. Über die Aufrichtigkeit im Umgange mit der Welt. S. 49—94. II. Über die Einsamkeit. S. 95—163. III. Über das Zeitalter der Königin Elisabeth. S. 164—219. Der zweite Theil enthält: IV. Über das Zeitalter der Königin Elisabeth (Fortsetzung). S. 235—296. V. und VI. Vom Nutzen der Reisen in fremde Länder. S. 297—440.

Theorie der dialogischen Prosa. Gleichwol konnte er in der Anwendung dieser Theorie die Schwierigkeiten nicht überwinden, die den neuern Dialog widernatürlich hemmen, wenn er sich genau an die antiken Vorbilder anschließt, in denen die Sprache der gebildeten Geselligkeit eine ganz andere ist. Durch eine solche Manier, die weder antik noch modern, mußten die dialogischen Formen und historischen Einleitungen steif und frostig werden, besonders in Fällen, wo sich Hurd mehr Cicero als Platon zum Muster gewählt zu haben schien. Dieser Mängel ungeachtet enthalten jene Gespräche sehr zweckmäßige Vorschriften für angehende Politiker. Die vollständigste Sammlung von den Werken H.'s, der 1808 in seinem 90. Jahre starb, erschien zu London 1811 in acht Octavbänden. Zu erwähnen ist noch die durch ihn besorgte Auswahl von A. Cowley's und eine neue Ausgabe von Warburtons Werken, welche letztere interessante Notizen über das Leben, die Schriften und den Charakter jenes berühmten Kritikers enthält. Auch schreibt man Hurd die schöne Bittschrift zu, welche die Geistlichkeit der Diöcese von Worcester (1792) an den König von England richtete [3]). (*Heinr. Döring.*)

HURD, Eiland in 2° 50′ südl. Breite zum Gilberts-Archipel gehörig. S. Hope. (*Klaehn.*)

Hürde, s. Horde.

HURDEN, kleines Dörfchen auf einer Landzunge an der Südseite des Zürichsees, wo die stark gebrauchte Brücke von Rapperschweil, welche die beiden Seeufer verbindet, ausgeht. Es gehört zum Bezirke Pfäffikon des Cantons Schwyz, und wurde als ein Theil der sogenannten Höfe, 1440 von den Zürchern in dem Friedensschlusse mit Schwyz an diesen Canton abgetreten. In dem Frieden von 1712 nach dem Toggenburgerkriege mußte Schwyz seine Rechte über dasselbe an Zürich und Bern abtreten, damit die rapperschweiler Brücke unter der Hoheit dieser Orte stehe. Sie ließen dann dieselben durch den zürcher Landvoigt zu Wädenschweil verwalten. (*Escher.*)

Hürdenschlag, s. Hordenschlag.

HURDWAR (Hurdoar, Hardwar, Haradwara, Haredwara, Haridwar), kleine Stadt in der Provinz Delhi in Vorderindien, besteht nur aus einer Straße und liegt an dem rechten Ufer des Ganges in romantischer Lage an dem Fuß einer großen, mit üppigem Grün bedeckten Gebirgskette, aus welcher der Ganges hervorströmt, zwischen 29° 27′ nördl. Breite und 95° 43′ östl. Länge. Der Ganges theilt sich hier in drei Arme, die ein schönes klares Wasser führen, und, nachdem sie mehre Meilen weit über ein Bett von breiten und glatten Steinen geflossen sind, sich wieder in einem 3600 Fuß breiten Strome vereinigen. Die verschiedene Weise, auf welche der Name dieser Stadt geschrieben wird, rührt von den verschieden angegebenen Etymologien her. Manche leiten den Namen ab von Hara (Mahadeva) und dwara, ein Thor, Pforte, Paß — Pforte des Hara Haradwara — manche von Hari (Wischnu) und dwara — Haridwara, andere, und zwar neuere englische Reisende in Ostindien, von Hur (einem gefeierten hinduischen Heiligen, der diesen Ort zu seinen Abwaschungen wählte und daselbst seinen Wohnsitz aufschlug) und dem Worte doar, was im Sanskrit Pforte, Thor bedeutet — Thor des Hur, d. h. Weg oder Pforte zur Gunst des Hur; denn nach der Meinung der Eingebornen war der öftere Besuch dieses Ortes, der nach diesem Heiligen benannt und von ihm beschützt wurde, das beste Mittel, sich seine Gunst zu erwerben. Da er im hohen Rufe der Heiligkeit stand, und dabei zugleich ein schlauer und feiner Mann war, so konnte es nicht fehlen, daß dieser Ort bald zu großer Berühmtheit gelangte, und zu einem der besuchtesten und heiligsten Wallfahrtsörter Ostindiens geworden ist, wo jetzt noch jährlich im Monat April mehre Hunderttausend Hindus zusammenströmen, um das Geburtsfest dieses Heiligen zu begehen, in dem von ihm geweihten Wasser des Ganges sich zu baden und die vorgeschriebenen Abwaschungen vorzunehmen. Die eigentliche Zeit der Abwaschungen ist, wenn die Sonne in den Widder tritt, was nach einer hinduischen Berechnung 20 Tage nach dem Frühjahrs-Äquinoctium stattfindet. Jedesmal das zwölfte Jahr, wenn Jupiter im Wassermanne steht, zur Zeit des Eintritts der Sonne in den Widder, wo besondere religiöse Ceremonien beobachtet werden, ist der Zusammenfluß des Volkes am größten, sodaß oft über eine Million Menschen beisammen sind. Das Baden selbst besteht nur in einer einfachen Eintauchung in das Wasser, ohne Beobachtung einer besondern Ceremonie. Beide Geschlechter baden sich ohne Absonderung unter einander, und des Flusses Tiefe beträgt in dieser Jahreszeit nur vier Fuß. Bigotte Wallfahrer lassen sich durch ein Paar Braminen einführen, die den Büßenden in den heiligen Strom eintauchen und an das Ufer zurückgeleiten. Diejenigen Pilger, die nur des Badens wegen sich hierher begeben, kommen meistens des Morgens an, verrichten ihre heilige Handlung und reisen noch denselben Abend oder den folgenden Tag wieder ab. Nach dem Bade schneiden sie sich das Haar ab und scheren sich den Bart. Pilger, welche während ihres hiesigen Aufenthalts sterben, werden an den Ufern des Ganges verbrannt und ihre Asche wird in den Fluß gestreut. Der Ort, wo die eigentliche Reinigung vorgenommen wird, heißt Herca Pairi, welchem Platze gegenüber der Tempel Tschandika Gatta auf einem hohen Berge steht. Ein anderer heiliger Ort ist die Bhema Gara. Die bemerkenswerthesten Personen bei dieser großen Wallfahrt sind die Fakirs von verschiedenen Secten, unter denen die Gossains oder Sunnyassies, die Bairagies, Jogies und Udassies die vorzüglichsten sind, welche vier Secten wieder eine Menge Unterabtheilungen und einzelne Zweige in sich begreifen. Die Gossains waren vor der englischen Herrschaft an diesem Platze zur Zeit der Messe die mäch-

3) S. Reuß, Gel. England. Baur, Neues hist. biograph. literar. Handwörterbuch. 6. Bd. S. 660 fg. Bouterwek, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 8. Bd. S. 440, 463 fg. Sulzer, allgem. Theorie der schönen Künste. 1. Th. S. 5, 113, 142, 169, 218, 223, 461, 465, 503, 518—521, 630, 714. 2. Th. S. 49, 412, 539, 555, 587, 592. 4. Th. S. 557.

tigſten; ſie ſammelten die Abgabe von den Pilgern auf eigene Rechnung und handhabten die Polizei. Zu bemerken iſt noch, daß von hier aus in großen irdenen, ſorgfältig mit Leder verbundenen Krügen ganze Ladungen Gangeswaſſer abgehen, deſſen ſich die vornehmen Hindus zum Abwaſchen ihrer Götzenbilder bedienen. Zu gleicher Zeit wird auch hier eine der berühmteſten Meſſen Oſtindiens gehalten, wo der größere Theil des zuſammenſtrömenden Volkes wol mehr durch Handelsintereſſen als heilige Gründe bewogen, ſich einfinden mag. Auf dieſer Meſſe werden alle Waaren Hindoſtans feilgeboten, als: Pferde, Mauleſel, Kameele, eine Art Tabak, Caccar genannt, Antimonium, Aſſafötida, getrocknete edle Früchte aus Kabul, Kandahar, Multan und dem Punjab; Shawls und wollene Zeuche aus Kaſchmir und Amritſir, geſtickte Turbane, Spiegel, Spielzeug, Meſſing und Elfenbeinwaaren aus Jeypur, Schilder aus Rohilkund, Lucknau und Silhet, eine Art Flanell unter dem Namen Loi aus Marwar; außerdem Safran, Biſam, Kaſchmirwolle, Tutinagur, Cherruſt (eine berauſchende ſehr theure Droguerie), Muslin, Taffet, wollene Kleider und Kokosnüſſe aus den Provinzen der Compagnie, Feuergewehre aus Lahore, perſiſche Säbel und engliſche von der Compagnie hierher geſendete Waaren. Aus den Gebirgen werden eine Menge Sklaven beiderlei Geſchlechts von 3—30 Jahren hierher zum Verkaufe gebracht. Früher waren auf alle Waaren drückende Abgaben gelegt, aber ſeit der britiſchen Herrſchaft iſt dieſer Übelſtand beſeitigt und den Kaufleuten jede Art von Aufmunterung gegeben worden. Auch hat die britiſche Regierung dafür geſorgt, daß den beim Zuſammenfluſſe ſo vieler Nationen und religiöſen Secten namentlich ſonſt häufig vorgefallenen blutigen Händeln begegnet werde. Zu dem Zwecke ſind während der Meſſe ein britiſcher Beamter, nebſt einer gehörigen Anzahl Polizeiofficianten, die von einem Corps einheimiſcher Infanterie unterſtützt werden, fortwährend mit Ausübung der Polizei beſchäftigt. (*J. C. Schmidt.*)

HURE, HURENEI. Hure (meretrix) iſt eine Weibsperſon, welche gegen Lohn oder aus grobſinnlicher Wolluſt ſich einem jeden zur Befriedigung des Geſchlechtstriebes überläßt. Der allgemeine Ausdruck, mit welchem die römiſchen Geſetze eine Hure bezeichnen, iſt: si corpore quaestum fecerit [1]). Hurerei (fornicatio s. scortatio) iſt der Beiſchlaf mit einer ſolchen Weibsperſon. Die charakteriſirende Eigenſchaft der Hurerei beruht mithin einzig und allein auf dem Subjecte, das den Beiſchlaf geſtattet, und das nothwendig eine Hure nach der angegebenen Bedeutung, d. i., ein Frauenzimmer ſein muß, das ſich für Geld oder aus gemeiner Luſt jedem Preis gibt. Daher iſt der Lohn, obgleich in der Regel das Kennzeichen der Hurerei, zum Weſen derſelben nicht unbedingt nothwendig.

Bei den Teutſchen war die Keuſchheit eine der größten Tugenden; daher ſie die Hurerei auf das Höchſte verabſcheueten [2]). Sie zählten die Huren unter die ehrloſen Leute, und die Hurenkinder mußten für die Schande ihrer Ältern mitbüßen. Man ſchloß ſie als unechte Leute von allen Ehrenſtellen aus, und bevor ſie erſt ehrlich gemacht worden, konnten ſie in keine Zunft aufgenommen werden. Die Benennung „Hurenſohn" wurde für das ärgſte Schimpfwort gehalten. So galt auch bei den Teutſchen das Sprichwort: Wer eine Hure zur Ehe nimmt, der iſt ein Schelm, oder will zum Schelme werden. Man glaubte, daß derjenige ſich einer gleichen Unehre ſchuldig mache, welcher mit ehrloſen Leuten umgehe. Das Wort Schelm, womit man einen ehrvergeſſenen Menſchen bezeichnete, der mit einer Hure ein eheliches Bündniß eingegangen hatte, kommt von dem Worte ſchälen her, welches ſoviel heißt als ein Aas ſchinden. Daher wurde das Wort Schelm zur Bezeichnung eines Menſchen gebraucht, der gleich einem faulen Aas unter ſeinen Mitbürgern ſtinkend geworden [3]). Schon in den älteſten Zeiten war dieſes Sprüchwort bei den Teutſchen in Gebrauch; denn die teutſchen Gewohnheitsrechte verlangten ausdrücklich, daß man ſich mit einer tugendhaften und unbefleckten Jungfrau ehelich verbinden müſſe [4]). Die heutigen Teutſchen, geleitet von dem Gefühle, daß die Liebe blind ſei, und daß es bei dem Heirathen vorzüglich auf die Neigung ankomme, behandeln denjenigen, der wiſſentlich eine Hure heirathet, viel milder. Das den Cölibat der Geiſtlichen ſchützende päpſtliche Recht, bekanntlich in Eheſachen von großer Gültigkeit, trug zu dieſer Art von Duldſamkeit nicht wenig bei. Es rechnet demjenigen, der eine Hure zu ſeiner Ehegattin erwählt, dieſen verdienſtlichen Act als ein Werk der Barmherzigkeit an [5]). Seitdem iſt man im bürgerlichen Leben in dieſem Punkte ſehr nachſichtig. Vom Verluſte des Zunftrechts bei Hurenkindern iſt heutzutage keine Rede mehr [6]).

Hinſichtlich der **Enterbung** der Huren verordnete das longobardiſche Geſetz, daß dieſe bei jeder ſich zum Opfer der Geilheit freiwillig darbietenden Weibsperſon eintreten ſolle [7]). Auch nach dem Juſtinianeiſchen Geſetzbuche kann eine Frauensperſon, ſo noch unter der älterlichen Gewalt ſteht, enterbt werden, wenn ſie als eine öffentliche Hure ſich für Geld misbrauchen läßt, zumal wenn ſie noch minderjährig iſt und der Vater ihr eine Mitgabe hat geben wollen. Ebenſo ſoll eine Ehefrau, wenn ſie eine Hure wird, nach einer erfolgten Eheſcheidung den Brautſchatz und alle andere Vortheile, die ſie nach dem Abſterben des Mannes zu genießen gehabt, verlieren [8]).

1) S. z. B. L. 24 sq. de ritu nupt. *Sim. Chr. Ursinus*, De quaestu meretricio (Francof. 1682). *Andr. Flor. Rivinus*, De muliere quaestuaria (Lips. 1733). *Joh. Fr. Hammerer*, De quaestu meretricio (Argent. 1764). Georg Dietr. Liſt, über Hurerei und Kindermord (Manheim 1784).

2) *Tacitus*, De Morib. Germ. Cap. 19. 3) *Eccard* ad L. Salic. Tit. 33. 4) *Tacitus*, De M. G. Cap. 19. 5) C. 20. X. de Sponsal. 6) Reichsgutachten vom J. 1731. §. 11. Vergl. über die zu unſern Zeiten verminderte Schande der Huren und Hurkinder: Möſer, Patriot. Phantaſien. 2. Th. S. 291. 7) *Fabric.* L. 1. Orig. Saxon. p. 67. 8) Höpfner, Commentar über die Heinecci'ſchen Inſtitutionen. §. 478. Schweppe, Römiſches Privatrecht. §. 716.

Hinsichtlich der Ansprüche der Huren auf den Schwängerer ist unbestritten, daß ihnen aus dem Beischlafe durchaus kein Klagrecht erwachsen kann [9]). Das Mosaische und kanonische Recht bestätigt diese Ansicht; denn nach dem erstern fiel schon dann, wenn die Geschwächte bereits früher den Beischlaf gepflogen hatte, die Verbindlichkeit des Schwängerers zur Ehe hinweg [10]), die Hurerei war aber noch bei weitem härter angesehen, als das bloße Stuprum. Hierin hat auch das kanonische Recht nichts gemildert. Dieses verstattet die actio ad ducendum et dotandum nur einer Jungfrau (Virgini) und selbst einer solchen nur dann, wenn sie verführt worden ist. Erfoderniſſe, welche solchen Weibspersonen, die sich entweder in öffentlichen oder heimlichen auf die Befriedigung sinnlicher Begierden berechneten Häusern aufhalten, oder sonst sich einem Jeden Preis geben, gänzlich abgehen. Leugnet die Geschwächte, dieser Classe von Weibspersonen anzugehören, so hat der Stuprator dieses zu beweisen. Dazu ist aber der Beweis durch Zeugen hinreichend, daß die Geschwächte im Publicum als eine solche Person bekannt sei, die sich einem Jeden überlasse, sodaß hier schon dieser allgemeine Ruf, nicht aber die schmuzigen Thatsachen, die ihn begründen, als Beweisthema erscheinen [11]).

Neuere Gesetzgebungen, wie z. B. die preußische [12]), sprechen denjenigen Weibspersonen, die wegen eines unzüchtigen Lebenswandels berüchtigt sind, oder sich vormals in Hurenhäusern aufgehalten haben, nur das Recht auf Entschädigung wegen Entbindungs- und Wochenkosten, auch sechswöchentlicher Verpflegung zu. Frauenspersonen aber, die sich in öffentlichen Hurenhäusern aufhalten, können selbst auf diese geringere Entschädigung keinen Anspruch machen. Doch ist, nach preußischem Rechte, dieses dahin zu erklären, daß eine Frauensperson, welche in einem öffentlichen Hurenhause sich aufhält, nur für ihre Person diese Entschädigung nicht fodern kann. Die Hurenwirthin kann aber ihre deshalb gemachten Auslagen vom Schwängerer, oder von der Mutter, oder aus der Armencasse erstattet, verlangen [13]).

In strafrechtlicher Beziehung ist die Hurerei bei keinem Volke von jeher mehr aus dem Gesichtspunkt eines der schwersten Verbrechen consequenter verabscheuet worden, als bei den Arabern. Nach den Begriffen des Arabers wird nicht nur die Hure selbst infam, sondern sie befleckt durch ihr Vergehen auch die ganze Familie, besonders den Vater und den Bruder, die ihre Schande oft mit dem Blute der Verbrecherin tilgen [14]). Muhammed bestraft dieses Verbrechen mit 100 Geißelhieben, sowol an der Manns- als an der Weibsperson, und diese Strafe soll, wie er ausdrücklich hinzusetzt, weder erlassen, noch gemildert werden [15]). Er schließt auch noch diese Unkeuschen von der nähern Gemeinschaft der tugendhaften Gläubigen aus. Kein ehrlicher Muhammedaner darf eine solche Verbrecherin, keine Muhammedanerin einen solchen Verbrecher heirathen. Nur unter einander selbst oder mit Götzendienern (Heiden) dürfen sie sich durch Ehe vereinigen. Wer jedoch eine Person der Hurerei anklagt, ohne vier Zeugen zu haben für den Beweis, wird selbst mit 80 Geißelhieben bestraft, ist infam und kann in keiner Sache mehr ein gültiges Zeugniß geben [16]).

Auch die ersten Gesetzbücher unserer Vorfahren gedenken schimpflicher Strafen [17]). Winfried, auch Boni-

9) *Carpzov*, Pr. rer. crim. qu. 68. No. 76. jct. No. 56. *Bardili*, De Satisfact. stupr. C. 3. Membr. 3. No. 23. *Stryk*, Us. mod. Lib. 48. Tit. 5. §. 29. *Hommel*, Rhaps. Obs. 878. *Leyser*, Medit. ad Pand. Spec. 583. med. 21—24. *Müller* ad *Leyser*. Tom. VI. Obs. 902. *Boehmer*, J. E. P. Lib. V. Tit. 16. §. 11. *Koch*, Inst. jur. crim. §. 272. *Puettmanni* Elem. jur. crim. §. 586. v. Quistorp, Peinl. Recht. Ausg. v. Klein. §. 479. Curtius, Handbuch des in Kursachsen geltenden Civilrechts. §. 150. Fr. v. Bülow und Th. Hagemann, Prakt. Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrtheit. 4. Bd. Er. 69. Th. Hagemann, Prakt. Erörter. 6. Bd. Er. 100. §. 1. Glück, Pandecten-Commentar. §. 1288. S. 160. sub 4. *Kind*, Quaest. forens. T. IV. C. 9. (ed. II.). 10) Michaelis, Mosaisches Recht. 5. Bd. §. 267. 11) Th. Hagemann, Prakt. Erört. 6. Bd. Er. 100. §. 5, der allen Personen, die wegen ihres unzüchtigen Lebenswandels allgemein berüchtigt sind, mit Recht jede Abfindung abspricht. 12) Allgem. Landrecht. Th. II. Tit. 1. §. 1037, 1043. 13) Vergl. v. Strombeck, Ergänzungen des allgem. Landrechts für die preuß. Staaten ꝛc. 1. Bd. S. 365. Anmerk. 115.

14) Niebuhr, Beschreibung von Arabien. S. 31 und 39. 15) Koran Sure XXIV, 1 sq. 16) Versuch einer Criminaljurisprudenz des Koran von D. Feuerbach in Grollmanns Bibliothek für peinliche Rechtswissenschaft und Gesetzkunde. 2. Bd. S. 186 fg. Nie würdigt sich in Asien der Zwingherr des Harems zur Hurerei herab. In Asien wird ein öffentliches Mädchen wie der Wurm behandelt, den ein Kind zertritt; aus zwei Gründen, einmal wegen der allgemeinen Misachtung des weiblichen Geschlechts, dann wegen der theokratischen Büßung für die Geschlechtssünden. Man vergl. Mánavadherma — sástra, ed. *Haughton*. Chap. V. on Diet, purification and Women, p. 144 sq. Ganz anders dachte und handelte man in diesem Punkt im alten Griechenlande. Der Athenerin wurden jene entzückten Huldigungen, welche zeigten, daß die Liebe des Schönen für dieses Volk die brennendste Leidenschaft war, und daß der Geist sich zu den Reizen gesellend, auf jede Huldigung Anspruch hat. Man erinnere sich der Anekdote von der schönen Leukippe, welche, ohne daß man vermuthen konnte, daß dabei Koketterie mit im Spiele sei, Reize im Vorbeigehen sehen zu lassen wußte, deren Dasein ihr Alter kaum voraussetzen ließ, und welcher selbst die Jugend Athens diese einfache aber schmeichelhafte Huldigung brachte: Leukippe ist schön. Dieses Urtheil wurde an die Platane des Kerameikos geschrieben. In Griechenland glänzten die Buhlerinnen, sie hatten den ehrenvollsten Rang, die schmeichelhaftesten Auszeichnungen, den schönen Namen Freundinnen und Gesellschafterinnen. Die Gesellschaftszimmer dieser Freundinnen waren Akademien, Rednerbühnen, wo ein Sokrates, Xenophon, Alkibiades und Platon wechselweise Lehren des Geschmacks oder der Anmuth, der Artigkeit oder der Weisheit, der Staatskunst oder der Literatur gaben und empfingen. Um eine Aspasia oder Phryne anzugreifen, reichte in Griechenland die vereinte Macht der Religions- und Staatsgesetze, der Anstrengungen der Priesterschaft und der Zorn der Greise Athens oder Korinths nicht hin. Umsonst verschworen sich diese Mächte zum Untergange zweier Buhlerinnen, deren eine die Gabe des Geistes mit der Verführung der Anmuth verband, und die andere durch ihre Schönheit allein die Strenge ihrer Richter beugte. Aspasia, der Gottlosigkeit beschuldigt, machte sich durch den Einfluß ihrer zahlreichen Bewunderer frei; um Phryne zu retten, die einer ähnlichen Anklage unterlag, genügte es ihrem Anwalte, den Schleier dieser schönen Frau zu lüften. 17) *Heineccius* in elem. jur. Germ. L. II. Tit. XXIV.

facius genannt, der Apostel der Teutschen, schreibt in einem Brief an den englischen König Ethelbald, daß die cimbrischen Sachsen in Bestrafung der Hurerei und des Ehebruchs so streng wären, daß die Ältern selbst das im väterlichen Hause geschwächte Mädchen oder die im Ehebruche betretene Frau umgebracht, und, um völlig das Andenken zu vernichten, den entseelten Körper verbrannt hätten [18]). Unzüchtigen Weibspersonen wurde zur Strafe das Haupthaar vom Büttel abgeschnitten, welches eine infamirende Strafe war. Es geschah dieses in Lübeck noch im vorigen Jahrhunderte [19]). Ward eine Frau von ihrem Mann eine Hure gescholten, so mußte sie nach dem jus municipal. Apenradense Art. 79, wenn schon kein Beweis möglich war, doch eine Geldbuße leisten; war aber einiger Verdacht da, so mußte sie sich durch den Zweikampf rechtfertigen. Nach den frankfurter Statuten ward Hurerei mit Stadtverweisung auf 20 Jahre geahndet, und Kuppler und Kupplerinnen hatten nach denselben Statuten Staupenschlag zu leiden [20]). Das westgothische Gesetz droht öffentlichen Buhldirnen 300 Peitschenhiebe und Verweisung; beim Wiederbetretungsfalle die Wiederholung der Züchtigung und Verlust der Freiheit, auch die mitschuldigen Ältern sollen gezüchtigt werden [21]). Noch weiter ging das longobardische Gesetz. Es bestrafte buhlerische Weiber mit dem Tod, und befiehlt den Männern, die in die Schuld der Weiber gewilligt, den Ältern derselben den Werth der Hingerichteten zu bezahlen [22]).

Erst nachdem die Geistlichen sich auch einen unmittelbaren Einfluß auf die Entscheidung von Criminalsachen zu verschaffen wußten, und unter dem Namen der Sünden alle Sachen vor den geistlichen Richterstuhl gezogen wurden, auch die Hierarchie das sie weit mehr begünstigende Justinianeische Recht zu heben suchte, verschwand jene barbarische Härte in Bestrafung der Fleischesverbrechen. Die Strafen, welche darauf folgten, waren die sogenannten Kirchenbußen, von welchen c. 2. X. de adult. und c. 3. X. de poenis handelt [23]). So erklärt es sich, daß weder die P. G. O., noch die übrigen gemeinen teutschen Gesetze die Strafe der Hurerei bestimmen. Durch die römischen Gesetze wird dieser Mangel nicht ergänzt; denn obgleich sie den Beischlaf mit einer Hure als eine schändliche Handlung ansehen, so haben sie doch für diesen keine Strafe festgesetzt [24]); vielmehr duldeten sie das Hurengewerbe [25]). So wird denn auch jetzt fast in jeder großen Stadt das Gewerbe der Hurerei an und für sich nur bei dem Eintritte besonderer Umstände zur Untersuchung gezogen, wo dann gewöhnlich gegen die Hure auf Gefängnißstrafe von einigen Wochen oder Monaten erkannt und nach Beschaffenheit auch mit Verweisung aus der Stadt oder dem Gerichtsbezirke verfahren zu werden pflegt [26]).

Es ist unstreitig nur der Geist der Zeit, welcher in einem schneidenden Contraste mit demjenigen, aus welchem sich die in manchen unserer Gesetze herrschenden Ansichten des Grundes und der Größe der Strafbarkeit dieses Verbrechens erzeugt hatten, die Rechtssprechung nöthigen mußte, sich eines eigenthümlichen Gesichtspunktes für dessen Behandlungsart zu bemächtigen. Dieser Gesichtspunkt ist es, welchen die Theorie auffaßt, wenn sie die Fleischesverbrechen überhaupt als Polizeiverbrechen darstellt, und aus welchem sie, ganz den ältern Grundsätzen widersprechend, jetzt für die Behandlungsart der Hurerei folgende beide Hauptthesen ableitet:

1) Nur dann kann sie als Gegenstand einer förmlichen Untersuchung und Bestrafung betrachtet werden, wenn sie entweder an sich auf andere, als die Verbrecher selbst, nachtheilig wirkend ist, oder wenn sie durch die Art, wie sie begangen worden, oder durch die Publicität, welche sie erlangt hat, als Gegenstand des öffentlichen Ärgernisses erscheint. Verborgene Unzuchtssünden läßt man gern in ihrer Verborgenheit vergraben, um nicht durch Untersuchungen selbst polizeilich nachtheilig zu wirken.

2) Muß die Hurerei Gegenstand der öffentlichen Untersuchung werden, so dispensirt man aus gleicher Ursache gern von der Untersuchung des schmutzigen Unzuchtsdetails.

Auf dieser Theorie beruht die Milde unserer neuesten Gesetzgebungen, von welchen einige die gemeine Hurerei in öffentlichen Hurenhäusern oder Bordellen unter strenger Aufsicht dulden. Man sieht diese Anstalten unter zwei Übeln für das minder große an, und als das Mittel, der Lustseuche, die durch die Winkelhurerei so gefährlich wird, mit einigem Erfolge vorzubeugen [27]). Daher duldet z. B. die preußische Gesetzgebung liederliche Weibspersonen, welche mit ihrem Leib ein Gewerbe treiben wollen, aber nur unter der Bedingung, daß sie sich in die unter Aufsicht des Staats geduldeten Hurenhäuser begeben [28]). Diese sind aber nur in gro-

18) *Fabricius* L. 1. Orig. Saxon. p. 67. 19) Dreyer, Einleit. in die lübeckschen Gesetze. S. 403. 20) Tittmann, Geschichte der teutschen Strafgesetze (Leipz. 1832). §. 38. 21) Leg. Wisigoth. Lib. III. Tit. IV. C. 17. 22) Leg. Longob. Lib. I. Tit. XXXII. C. 6. (*Luitprand* VI) „si quis dixerit conjugi" — heißt es im Eingange der letztern Verordnung — „malam licentiam dando: *vade et concumbe cum tali homine*, aut si dixerit alicui homini: *veni et fac cum muliere mea carnis commixtionem*; et tale malum factum fuerit, et causa probata fuerit, quod per ipsum maritum factum sit; ita statuimus, ut illa mulier, quae hoc malum fecerit et consenserit, moriatur etc." 23) Vergl. Versuch einer Geschichte der Entstehung und Ausbildung der Kirchenbußen von einem Katholiken, in Flügge's Beiträgen zur Geschichte der Religion und Theologie. Th. II. S. 1—248. Tittmann, Handb. der Strafrechtswissenschaft. 3. Bd. S. 566. Note n.

24) L. 13. § 2. L. 22. C. ad L. Jul. de adult. (IX, 26). L. 43. §. 4, 5. L. 24. D. de his, qui not. infam. L. 4. § 3. D. de Condict. ob turp. Caus. 25) Vergl. *Cremani*, De jure criminali. Lib. II. Cap. VI. Art. 1. §. 3. 26) Stelzer, Lehrbuch des Criminalrechts. §. 542. 27) Vergl. Franck, Medicin. Polizei. II. S. 15. S. besonders J. J. Cella, über die Einrichtung öffentlicher Bordelle in großen Städten und auf Universitäten; in seinen freimüthigen Aufsätzen (Ansbach 1784). Soden, Geist der peinl. Gesetze. II. S. 257. 28) Preuß. Landr. Th. II. Tit. 20. §. 999 fg.

ßen volkreichen Städten zugelassen und sehr bestimmten Aufsichtsregeln unterworfen. Aber selbst das preußische Gesetzbuch droht für den Fall mit Zuchthause, wenn sich die Hure nicht bei der Polizei gemeldet hat [29]).

Übrigens sind die Gemeinhuren, es mögen Anstalten der öffentlichen Prostitution, wo sie das schamlose Laster ungestraft treiben dürfen, bestehen oder nicht, als stete Hindernisse der Sittenpolizei vom Staate zu behandeln. Eine gute Gesetzgebung wird sie, wenn auch nicht wie ehemals verweisen, doch in Arbeits- und Besserungshäusern längere Zeit hindurch an ein ordentliches arbeitsames Leben zu gewöhnen suchen. Dafür hat namentlich auch die preußische Gesetzgebung gesorgt, nach welcher (s. L. R. Th. II. Tit. 20. §. 1023 u. 1024) Weibspersonen, die von der Hurerei ein Gewerbe machen, und sich nicht in den geduldeten Hurenhäusern aufhalten, nicht nur zu dreimonatlicher Zuchthausarbeit verurtheilt werden, sondern auch nach ausgestandener Strafe in die Arbeitshäuser abgeliefert und daselbst so lange verwahrt werden, bis sie zu einem ehrlichen Unterkommen Lust und Gelegenheit erhalten. (*Alex. Müller.*)

HURÉ (Karl), wurde zu Champigny sur Yone in der Diöces von Sens am 7. Nov. 1739 geb., studirte zu Paris in dem Collegio de Grassing, war in drei Sprachen sehr erfahren und erhielt sehr bald eine Stelle als Lehrer der schönen Wissenschaften zu Paris. Nachdem er diese 25 Jahre verwaltet hatte, wurde er Emeritus, fuhr aber fort, sich mit dem Studium der heiligen Schrift zu beschäftigen. Darauf wurde er Principal des Collegii von Boncourt, leistete der Kirche gute Dienste, führte ein musterhaftes Leben und starb den 12. Nov. 1717. Man hat von ihm Novum Testamentum Gallicum ex versione Montensi plurimis in locis revisa et castigata, mit Anmerkungen (Paris 1703. 12. IV. Vol., ibid. 1706 und ohne Anmerkungen Paris 1701). Pelletier schrieb Reflexions critiques. sowohl über die Anmerkungen als auch über diese Übersetzung, worin er viele Unrichtigkeiten anzeigt und beiläufig die schwersten Stellen des N. T. erklärt. H. schrieb auch ein Dictionnaire sur la Bible (Paris und Rheims 2 Theile Fol.) und verräth sich darin als Jansenisten *). (*Rotermund.*)

HUREIOS (*Οὔρειος*), einer der angesehensten Kentauren, der auf Peirithoos' Hochzeitfeier als Kämpfer sich auszeichnete **). (*Schincke.*)

HURENBRÜCHE oder Unzuchtsbrüche werden die auf die „Schwächung (stuprum)" festgesetzten verhältnißmäßigen Geldstrafen genannt. Sie gehören in der Regel zur niedern Gerichtsbarkeit †). Im Calenbergischen concurrirt der judex loci, ubi stuprum commissum est, in Ansehung der Erhebung der Hurenbrüche mit dem Richter des Orts, wo das Kind die Welt beschrien hat. Im Bremischen gilt die Gewohnheit, daß die Unzuchtsbrüche dahin gehören, wo die That begangen ist ††). Im Lüneburgischen gehört der Unzuchtsbruch dem Brodherrn, wenn solcher übrigens zur Erhebung der Brüche berechtigt ist, und wird dabei auf die Zeit des partus editi gesehen †††). Dem lüneburgischen Adel kommen keine Unzuchtsbrüche zu, wenn sich eine Person zum zweiten Male schwängern läßt, wohl aber, wenn dies zum ersten Mal in ihrer Herren Hause geschehen ist. Von diesem Gegenstande handelt das ganze zehnte Bedenken in Strubens zweitem Theile rechtlicher Bedenken. (*Alex. Müller.*)

Hurenhäuser, Bordelle, s. Frauenhäuser, Hure, Hurensteuer, Hurenwirthschaft.

Hurenkinder, s. Hurkind.

HURENKLOSTER, hieß die Dotation eines Klosters büßender Freudenmädchen aus der Verlassenschaft von Huren, die unter Clemens VII. zu Stande kam. Dieser Papst, der 221. (1523—1534), Julius von Medicis, ein naher Verwandter vom Papste Leo X., ein natürlicher Sohn des Julian von Medicis, sparte keine Anstrengung, seine ganze Familie nach und nach zu legitimiren, und so in die Reihe der Fürsten zu bringen. Er erwirkte die Verheirathung der Margarethe von Österreich, der natürlichen Tochter Karls V., mit Alexander, dem Bastarde des Laurentius, der den Titel Herzog von Florenz erhielt. Theils seinem Eifer, das Hurengeschlecht durch ihre Befähigung zum Testiren wieder zu Ehren zu bringen, theils seiner scheinbaren Neigung für nützliche Kirchenverbesserungen wird diese Dotation hauptsächlich zugeschrieben. In seiner darüber erlassenen merkwürdigen Bulle [1]) heißt es unter andern: Da der Mensch aus Leib und Seele besteht, und der Adel einer Handlung nach dem Adel des Subjectes ermessen wird, auch Christus, unser Heiland, bezeugte, im Himmel sei größere Freude über einen Sünder, der Buße thut, als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen, so ist es einleuchtend, daß das Kloster der Nonnen zur heil. Maria Magdalena, worin Mädchen, die früher der Fleischeslust und dem zügellosen Leben huldigten, aufgenommen und auf den Weg des Herrn geleitet werden, die Armenspitäler in einem so höhern Grad übertrifft, als die Seele dem Leibe, das Bleibende dem Vorübergehenden, das Himmlische dem Irdischen, das Geistige dem Körperlichen vorgeht. Daher wachen wir, die wir früher, mit der Cardinalswürde bekleidet, dieses Kloster selbst gründeten, auch über seine Erhaltung und Vergrößerung um so eifriger, je höher die Macht ist, die wir nun aus göttlicher Milde ausüben, und je reicher und Gott wohlgefälliger die Ernte, die täglich daraus erwächst. Wir bestätigen und erneuern daher aus eigenem Antriebe die zu diesem Zwecke gegebene Bulle unsers Vorgängers, Leo's X. [2]), und alles und jegliches darin Enthaltene, und verleihen ihm volle Gültigkeit, und beschließen, daß das Kloster und dessen

29) Preuß. Landr. Th. II. Tit. 20. §. 1023.

*) *Boerner*, Biblioth. sacra. II. p. 87. Leipz. gel. Zeitung. 1716. S. 58 und 425. 1717. S. 770. Jöchers Gelehrten-Lexikon.

**) *Hesiod.* Scut. Herc. 186.

†) *Puffendorf*, Obs. jur. univ. T. I. Obs. 46. §. 2.

††) *Puffendorf* l. c. §. 6. †††) *Puffendorf* l. c. §. 8.

1) Vergl. Bullarium magnum (die luxemburger Ausg. v. J. 1742—1758). T. I. p. 665. 2) Cf. Constit. XXX. Pii V. T. II. Constit. CXV. Clem. VIII. T. III. Const. LX. Sixt. V. T. II.

Kirche, Äbtissin oder Priorin, Nonnen, Kapläne, Beichtväter, Personen, Sachen und Güter, sowie die, welche die Kirche besuchen und dem Kloster Wohlthaten erzeigen, alle und jegliche Privilegien, Immunitäten, Ablässe und vollkommene Nachlassung ihrer Sünden, alle Indulte, Exemtionen, Prärogative, Befugnisse und Gnaden genießen sollen, deren sich andere Klöster zu erfreuen haben. Auch sollen sowol die sogenannten vornehmen Huren (cortesanae) als die, welche in öffentlichen Bordellen ihr Gewerbe treiben, oder sonst von schändlichem Erwerbe leben und wie immer auch in eigenen Häusern oder sonst wo auf Begehren gewisser weltlicher oder geistlicher Personen [3]) Unzucht treiben, und den vierten oder fünften Theil von ihren Gütern dem genannten Kloster hinterlassen oder schenken und für immer einräumen, ein Testament machen und über ihre übrigen Güter nach Belieben frei und wohlbefugt verfügen können, und ihre Testamente in allen Stücken hinsichtlich dieser Verfügung volle Wirkung haben. Diejenigen aber, welche dem Kloster nicht wirklich und mit Erfolge den vierten oder fünften Theil hinterlassen, dürfen kein Testament machen (außer in Betreff eines aus rechtmäßiger Ehe erzeugten Kindes von ihnen), und sie mögen dann ein Testament oder eine Schenkung auf ihr Ableben hin, oder noch bei Lebzeiten, oder eine andere Verfügung gemacht haben oder nicht (es sei denn zu Gunsten eines rechtmäßig erzeugten Kindes), so sollen ihre beweglichen und unbeweglichen Güter und alle Rechte, selbst wenn sie außer der Stadt liegen, und diese Frauenzimmer zur Erholung oder zum Behuf ihrer Verwandten, oder zur Vermeidung böser Luft, oder was immer für einer Ursache die Stadt verlassen (es sei denn mit der Absicht, nicht wieder zurückzukehren) und außer derselben sterben, selbst wenn es Erbzins-, Lehen- und Kirchengüter sind, für immer dem Kloster zugeeignet werden und in seiner Gewalt bleiben, jedoch soll das Kloster auch zu allen Leistungen verpflichtet sein, zu denen die frühern Besitzerinnen dieser Lehen- und Erbzinsgüter verpflichtet waren; und wenn sie nur auf eine bestimmte Zahl von Generationen und Nominationen verliehen waren, so kann das Kloster nicht immerdar, sondern nur 20 Jahre lang für jede Generation dergleichen Güter, ohne Einwilligung ihres Eigenthümers (domini directi), besitzen, aber ewige Erbzinsgüter kann das Kloster immerdar behalten. Bei erfolgtem Absterben eines der genannten Frauenzimmer sind Alle und Jegliche, weß Standes, Ansehens und Würde (geistliche oder weltliche) sie sein mögen, verbunden, innerhalb zehn Tagen, vom Todestag an gerechnet, alle bewegliche und unbewegliche Güter und Schulden, und die Namen der Schuldner, sowie ihre Rechte, Instrumente und Schriften zum Behufe der Erbschaft, welche sie besitzen, auszuliefern, und was sie darüber wissen, dem Kämmerer und einem der Verweser (gubernator) des genannten Klosters zu entdecken, und dann müssen zwei Inventarien verfaßt werden über die nach dem Tode vorgefundenen, sowie über die ausgelieferten Güter. Wenn aber binnen einem Monate Jemand auf diese Erbschaft Ansprüche macht, so sollen diese Güter bis zum Ausgange des Processes in einer Kirche oder bei einem tauglichen Manne hinterlegt werden. Wer aber die Auslieferung und Entdeckung unterläßt, oder unter was immer für einem Vorwande Hindernisse legt, oder in dessen Macht es steht, daß jene Hinterlegung nicht ganz frei ohne List und Trug geschehen kann, hat auf der Stelle ohne weitere Erklärung alle Rechtsansprüche auf diese Erbschaft verloren. Die Klöster müssen dann die Kinder dieser Frauenzimmer unterhalten, und die Knaben in einer Kunst unterrichten lassen, damit sie anständig leben können, die Mädchen aber verheirathen oder in ein Kloster thun, und überhaupt diesen Kindern alle Sorgfalt widmen, „soweit es nämlich die hinterlassene Erbschaft ihrer Mütter gestattet, denn mehr sind sie nicht schuldig." Alles dieses hat der Curatpriester jeglicher Pfarrkirche, so oft er dazu aufgefodert wird, und eine größere Volksmenge sich beim Gottesdienste versammelt, bekannt zu machen. Auch muß jeder Notar und Schreiber Obiges, sobald er davon Notiz erlangt hat, diesen Frauenzimmern, wenn er zu Abfassung ihrer Testamente oder Schenkungen und Verfügungen gerufen wird, noch ehe er zu schreiben anfängt, bekannt machen, und, mögen nun dieselbigen den vierten oder fünften Theil ihres Vermögens hinterlassen haben oder nicht, dem Kämmerer und einem jener Klosterverweser volle und genaue Auskunft hierüber geben, binnen zehn Tagen, von dem Tag an, wo sie gerufen worden sind, gerechnet, und jeder Notar, der diese Auskunft zu geben unterläßt, muß 1000 Ducaten an das Kloster zur Strafe zahlen. Weigert er sich aber und beharrt er noch acht Tage in dieser Weigerung, so verfällt er auf der Stelle in die Strafe wegen Arglist (falsi) und der ewigen Inhabilität zum Notariat und andern öffentlichen Ämtern ꝛc. (*Alex. Müller.*)

HURENLOHN, alles, was die gemeine Hure dafür, daß sie sich zur Befriedigung des Geschlechtstriebes preisgibt, empfängt. Er ist das Kennzeichen der Hurerei. Eine Frauensperson, die für den Beischlaf Lohn annimmt, wäre sie auch als Hure nicht bekannt, hat den stärksten Verdacht der Hurerei gegen sich; und eine Geschwächte, die sich für die Bewilligung des Beischlafs eine Belohnung ausdrücklich ausbedungen und diese erhalten hat, oder, die Absicht des Stuprators erkennend, den Lohn angenommen, und sich hierauf ohne Weigerung ihm überlassen hat, kann eine weitere Entschädigung nicht einklagen, und zwar nicht allein aus dem Grunde, weil sie sich dessen gegen den Lohn begeben [1]), sondern besonders darum, weil sie durch die Annahme des Lohnes die Präsumtion der Unbescholtenheit schon vor dem Beischlafe verloren hatte. Freiwillige Geschenke an Putz, Pretiosen u. dergl., wodurch der Stuprator die Neigung der

3) Et quomodolibet etiam in domibus propriis vel alibi ad instantiam certarum personarum saecularium vel Ecclesiasticarum detentae vitam impudicam agentes etc. T. I. p. 666. §. 8.

1) *Voet*, Commentar. ad Pand. Lib. 48. Tit. 5. §. 4. Hagemann, Prakt. Erörter. 6. Bd. Erört. 100. §. 5. Glück, Commentar. §. 1288. S. 160 unter 3.

Geschwächten zu gewinnen suchte, oder die er ihr nach vollbrachtem Beischlafe machte, sind als Lohn nicht zu betrachten. Durch Annahme dergleichen Geschenke geht das Klagerecht der Geschwächten nicht verloren [2]). Anders ist es bei der gemeinen Hure. Was diese empfängt, sei es Geld, oder was immer für eine geldwerthe Sache, hat die Eigenschaft des Hurenlohns.

Für die Gesetzgebung und Rechtssprechung ist die Frage erheblich: ob eine Hure den ihr versprochenen aber nicht bezahlt erhaltenen Lohn einklagen könne. Die missverstandene römische L. 4. §. 3. D. de Condict. ob turpem vel injustam caus. (XII, 5.) hat zu verschiedenen Meinungen Anlaß gegeben. Mehre Rechtslehrer, unter ihnen vorzüglich Nicol. Hieron. Gundling [3]) und Thibaut [4]), sich stützend auf die Worte des Ulpian: meretricem non turpiter accipere, cum sit meretrix, behaupten, daß nach römischem Rechte solche Personen den versprochenen Lohn gerichtlich einklagen können. Andere, wie Voet [5]), Rivinus [6]), Puffendorf [7]), Glück [8]), Weber [9]), sprechen ihnen das Klagerecht ab, weil die öffentliche Duldung einer unsittlichen und entehrenden Sache noch nicht hinreichend sei, um neben der aus höhern polizeilichen Rücksichten zugestandenen Straflosigkeit derselben auch zugleich ein klagbares Recht in foro civili zu begründen. Diese letzte Meinung verdient vor jener nicht nur den Vorzug, sondern ist selbst dem römischen Rechte ganz angemessen; denn war gleich der Lohn einer Hure kein gesetzlich verbotener Gewinn, ja selbst ein vom Staate geduldeter, so hörte er doch darum nicht auf, ein unehrbarer Erwerb (ein quaestus inhonestus) zu sein, in Ansehung dessen die römischen Gesetze [10]) kein Klagerecht gestatten. Ebenso wenig kann der einer Hure vorausbezahlte Lohn wegen unterbliebenen Beischlafs oder wegen sonst nicht erfüllter Unzuchtszusage zurückgefodert werden; denn die Condictio causa data, causa non secuta setzt einen an sich untadelhaften Zweck, causam honestam, voraus, und fällt weg, wenn der Gebende einen unerlaubten oder unsittlichen Zweck zu erreichen suchte [11]), die Condictio ob turpem causam hat aber um deswillen nicht statt, weil heutzutage der Geber und die Empfängerin in gleicher turpitudo sich befinden, und somit die Regel Platz greift: In pari turpitudine melior est conditio possidentis [12]). (*Alex. Müller.*)

2) Hagemann und Glück a. a. O. Tittmann, Handbuch des peinl. Rechts. §. 571. *Hommel*, Rhapsod. Obs. 19. 3) In der Sammlung seiner kleinen Schriften. Nr. 22. Gedanken von dem römischen Hurenzoll und Hurenlohn. S. 422 fg. 4) Im Systeme des Pandectenrechts. §. 966. 5) Im Commentar. ad Dig. Lib. XII. Tit. 5. §. ult. 6) In Diss. de muliere quaestuaria (Lips. 1733). C. III. §. 11. 7) Observ. jur. univ. T. IV. Obs. 75. 8) Im Commentar. §. 825. S. 53. Note 15. 9) In der Entwickelung der Lehre von der natürlichen Verbindlichkeit. §. 68. S. 248. Note 4. 10) L. 1. §. 5. D. de extraord. cognit. (L. 13.) L. 5. C. de condict. ob turp. Caus. (IV, 2). Puffendorf, Weber und Glück a. a. O. 11) L. 1. pr. D. (XII, 4). Glück, Pandecten-Commentar. §. 823. Nr. 3. 12) L. 3. D. de Condict. ob turpem vel injust. Caus. (XII, 5). L. 2. L. 5. C. h. t. (IV, 2). *Kind*, Quaest. forens. T. IV. Cap. 1. p. 4. (ed. II).

HURENSTEUER, HURENZINS. Gewerbsteuer der Huren. Kaiser Caligula legte zuerst einen Tribut auf die Huren und Hurenwirthe [1]). Alexander Severus wollte dieses Geld nicht in seinem Schatze leiden [2]). Weniger gewissenhaft waren die Päpste. Sie wußten selbst die Sünden der Welt zu einer Gelderwerbsquelle zu machen. Unter Sixtus IV., bei dem es schwer ist, ohne Abscheu alle die Unflätereien aufzuzählen, womit er sich besudelte, wurden in Rom öffentliche Bordelle angelegt. Unter ihm wurde die öffentliche Liederlichkeit ein Haupterwerbszweig [3]). Die Auflagen auf Hurenhäuser kamen mit den Opfern der Gläubigen in eine und dieselbe Classe. Huren wurden Theile der Beneficien, ein Möbel der Priorien, und wurden mit den Priorien und Ämtern verkauft. Dieser Papst hat in drei Jahren an Hurenzins fünf Millionen Ducaten für seinen Schatz bezogen. Schriftsteller, wie Agrippa [4]), bemerken: „wenn man die Einkünfte eines Priesters berechnet, so sagt man gewöhnlich, Sempronius besitzt eine Pfarre von 20 Goldgülden, eine Priorstelle von 40, und drei Weiber im Bordell." In den apostolischen Kanzleitaxen, im J. 1523 zu Cöln zum ersten Male gedruckt, sind die Summen bezeichnet, welche bezahlt werden mußten, wenn man öffentlich eine Beischläferin halten oder mit derselben wechseln wollte. Papst Johannes XXII. soll durch diese Hurentaxen 250 Tonnen Goldes, und Martin V. nur allein aus Frankreich über 900,000 Ducaten dadurch erworben haben. Bei dem herrschenden Concubinate der Geistlichen und dem wüsten Schandleben des Klerus im Mittelalter bereicherten sich auch die Bischöfe, indem sie ihren Priestern die Hurerei gegen Erlegung eines jährlichen Zinses gestatteten. Im J. 1429 wurde auf den Concilien zu Paris und Tortosa den Bischöfen, Prälaten und Officialen namentlich verboten, die Hurerei für Geld oder andere Geschenke zu dulden [5]). Nikolaus von Clemangis in seiner Schrift: De corrupto ecclesiae statu [6]), bemerkt: „die Priester und Kleriker leben öffentlich im Concubinat und entrichten ihren Bischöfen den Hurenzins." Dionysius von Leewis jammert in seiner Schrift: De vita et regimine archidiaconorum [7]) über diesen jährlichen Hurenzins [8]). Unter den 400 Beschwerden, welche die weltlichen Reichsstände auf dem Reichstage zu Nürnberg gegen den päpstlichen Hof und die

1) *Suetonius*, Cal. 4. C. 1. N. 5. 2) *Lampridius*, Alex. sev. 24. *Pitisc.*, Lex. Ant. Tom. II. p. 187, 188. 3) Nach dem berühmten Holländer Johann Wessel, der auf seinen Reisen sich lange in Rom aufgehalten hatte, und die besondere Freundschaft dieses Papstes genoß, soll dieser den Cardinälen, die an der angeblichen Ermordung Pauls II. Antheil genommen hatten, während der drei heißen Sommermonate Junius, Julius und August zum Lohne sogar noch Sodomie gegen Geld erlaubt haben. Vgl. die Zusammenstellung der geprüften geschichtlichen Angaben bei Schröckh in der Kirchengesch. 32. Th. S. 348—366. 4) In seinen Reden gegen Louvain. Cap. 46. 5) Vergl. *Mansi* T. XXVIII. p. 1107 und 1146. 6) In Op. ed. *G. M. Lydius* (Lugd. Bat. 1613. 4.). C. 15. No. 2. p. 15. 7) D. *Dionysii Carthusiani* operum minorum Tom. I. (Apud Sanctam Ubiorum Coloniam. Anno MDXXXII). 8) Art. XIX: „Contra periculosam, vitiosam atque damnabilem consuetudinem visitandi, et pecuniam recipiendi a fornicariis."

e unter 77 Artikel niederschreiben ließen, befand
ch eine Klage über das Verfahren der Bischöfe,
die Hurerei nicht nur für Geld duldeten, sondern
urenzins sogar von denjenigen Geistlichen einfoder-
e nicht im Concubinate lebten und keine Huren
[9]). Noch zur Zeit des Conciliums zu Trient fuh-
Bischöfe fort, die Hurerei als eine Quelle von
ften zu benutzen [10]). (*Alex. Müller.*)

URENWIRTHSCHAFT, das Gewerbe, welches
dadurch treibt, daß er wegen Gewinns unzüch-
eibspersonen bei sich hält, und diese gegen einen
n Lohn zur Unzucht brauchen läßt. In diesem
rn Sinne setzt man das Wort Kuppelei (lenoci-
der Hurenwirthschaft (lenocinium vulgare) ent-
indem unter Kuppelei alle nicht gewaltsame Hilfs-
und Begünstigung der gesetzwidrigen Befriedigung
schlechtstriebes im Allgemeinen verstanden wird.
gewerbsmäßige Gelegenheitsmachen zur Unzucht
winnstes willen, d. h. um dadurch einen Vortheil,
er auch, worin er wolle, für sich zu erreichen,
is andern Gründen unternommen werde (lenoci-
uaestuarium et non quaestuarium), ob es in
n Handlungen, oder in negativen derjenigen,
über die Sittenreinheit Anderer zu wachen verbun-
, bestehe, ist für den Begriff und Thatbestand
erbrecherischen Hilfsleistung einerlei; nur muß
der Absicht, dem Andern Gelegenheit zu geben,
n sein, und unterscheidet sich daher durch das
dige Requisit des Dolus [1]) von bloßen unbeab-
Veranlassungen. Vollziehung der Unzucht, welche
iese Hilfsleistung befördert werden sollte, wird zu
griffe derselben nicht erfodert; ebenso wenig wirk-
enuß des Vortheils, welchen der Kuppler und
irth als den Lohn seiner That hoffte [2]); denn die
lbst, zu welcher die Hilfsleistung geschah, sie mag
n vollständigen oder unvollständigen Erfolge der
vollendet oder nur versucht worden sein, muß
r Hilfsleistung selbst, die dieser als für sich
und schon vollendet vorausging, getrennt wer-
s macht auch keinen Unterschied, ob der Huren-
e Huren bei sich in seiner Wohnung hält, oder
ie sich blos für jede Zeit dienstpflichtig gemacht
bestimmten Zeiten Versammlungen derselben

Wenn diejenigen, welchen die sittliche Bildung und das Wohl gewisser Personen besonders am Herzen liegen mußte, diesen selbst zur Unzucht aus eigennützigen Absichten behilflich sind, so wird dadurch das Verbrechen qualificirt (lenocinium qualificatum). Wenn Ältern und Großältern, welche ihre Kinder und Enkel, sie seien eheliche oder uneheliche, und Ehemänner, welche ihre Weiber aus Eigennutz der Wollust Anderer preisgeben, sagt dieses das Gesetz namentlich [3]). Dasselbe muß aber auch von andern Personen gelten, bei welchen derselbe Grund eintritt, als da sind Stief- und Pflegeältern, Vormünder, Religions- und Schullehrer, Erzieher oder Lehrmeister beiderlei Geschlechts hinsichtlich ihrer Stief- und Pflegekinder, Zöglinge, Mündel, Pfarrkinder oder Untergebenen. Die P. G. O. unterscheidet bei Bestimmung der Strafe die einfache Kuppelei und Hurenwirthschaft von der qualificirten; nämlich 1) wenn jemand seine Frau oder Kinder, um einen Gewinn davon zu ziehen, zum unerlaubten Beischlafe preisgibt, und 2) wenn jemand Weiber und Mädchen zur Unzucht verleitet. Wer sich der ersten Art der Kuppelei schuldig machte, sollte ehrlos gemacht und „nach vermöge gemeyner rechten gestrafft werden [4]);" in dem zweiten Fall aber sollte Landesverweisung, Stellung an den Pranger, Abschneidung der Ohren oder Aushauung mit Ruthen als Strafe eintreten [5]). Heutzutage macht man, da diese gesetzlich genannten Strafen sowol der qualificirten als einfachen Hurenwirthschaft größtentheils abgeschafft sind, von dem ausdrücklich aufgefoderten richterlichen Ermessen Gebrauch, und bestraft die erstern mit Zuchthausstrafe von ein, zwei und drei Jahren, und die letztern nach Verschiedenheit der Theilnahme mit Gefängnißstrafe von einem Vierteljahre bis höchstens auf ein Jahr oder mit andern verhältnißmäßigen Strafen, jedoch immer beträchtlich schärfer, wenn Wiederholung und vorzüglich wenn gewerbmäßiges Treiben solcher Beschäftigungen Verschärfung erfodern. Überhaupt sind diese Strafen mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der verkuppelten Person und das Verhältniß des Kupplers zu derselben, auf den Grad der Beihilfe und auf die dabei angewendeten Mittel auszumessen. Bei erschwerenden Umständen ist öffentliche Ausstellung ein passendes Schärfungsmittel. Beherzigungswerthe Vorschläge über das Verfahren gegen Kuppler und Hurenwirthe gibt Cella [6]).

In jenen Staaten, in welchen es zum Betriebe der Hurenwirthschaft privilegirte Häuser (Bordelle) gibt, sind, wie z. B. im preußischen Staate, die Pflichten der Hurenwirthe und Hurenwirthinnen a) bei Aufnahme der Huren, b) wenn die Huren sich schwanger befinden, c) wenn sie von venerischen Krankheiten angesteckt sind, d) wenn in ihren Hurenhäusern Schlägereien, Diebstähle und andere Verbrechen vorfallen, und endlich e) wenn die Huren aus ihren Hurenwirthschaften austreten wol-

---

XI: „Item in locis plerisque Episcopi et eorum offi-
n solum sacerdotum tolerant concubinatum, dummodo
solvatur pecunia, sed et sacerdotes continentes, et qui
ncubinis degunt, concubinatus censum persolvere co-
" bei *O. Gaertner*, Corpus juris ecclesiastici catholico-
oris, quod per Germaniam obtinet (Salisburgi 1799).
211. 10) Vergl. Theiner, Die Einführung der
ten Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre
ltenburg 1828). 2. Bd. S. 896 fg.
. G. O. Art. 122: „williglich." Art. 123: „böser be-
Weiß." L. 29. §. 4. ad leg. Jul. de adult. coercend.
5). 2) Vergl. Grollmann in seinen Grundsätzen
nalrechtswissenschaft. §. 404. Anderer Meinung sind
ch im Lehrbuche des peinlichen Rechts. §. 472. Titt-
Handbuche der Strafrechtswissenschaft. §. 592.

3) P. G. O. Art. 122. 4) P. G. O. Art. 122. Vergl. Eduard Henke im Grundriß einer Gesch. des teutschen peinlichen Rechts. 2. Th. S. 111. 5) Art. 123. 6) In seiner Schrift: über Verbrechen und Strafen in Unzuchtsfällen. §. 97.

len, vom Gesetzgeber umständlich vorgezeichnet, und strenge Strafen für jeden Übertretungsfall festgesetzt [7]).
(*Alex. Müller.*)

HUREPOIX, alte französische Landschaft, welche einen Theil des ehemaligen Gouvernements Isle de France ausmachte, jetzt aber unter die Departements Seine und Seine-Oise vertheilt ist. Sie grenzte gegen N. und O. an die Seine, durch welche sie von der eigentlichen Isle de France und der Landschaft Brie getrennt war, gegen S. an die Landschaften Gâtinois-Orléannois und Chartrain, und gegen W. an Mantois. Ihre Flüsse waren die Orge, Juine, Essonne, Remarde, Ivette und Bièvre, ihr Hauptort die Stadt Dourdan; außerdem gehörten unter andern noch die Städte Arpajon, La Ferté-Aleps, Chevreuse, und die Flecken Longjumeau, Meudon, Palaiseau und Sceaux dazu. Hurepoix gehörte zu den Besitzungen Hugo Capets und blieb seitdem immer bei der Krone, außer wenn es irgend einem Prinzen von Geblüt zur Appanage gegeben wurde. Seit dem J. 1515 aber wurde es nie mehr von der Krone getrennt. (*Klaehn.*)

HURE'REI ist eine Art der unsittlichen Befriedigung des Geschlechtstriebes. Es gehört zu derselben mehr, als ein Unterliegen im Kampfe gegen die Begierde, es gehört dazu, daß jene Befriedigung in gewisser Art zum Grundsatze geworden ist; daß man sich wenigstens über das Unsittliche derselben hinweggesetzt hat, und sich kein Bedenken mehr daraus macht, sich dieselbe als Mittel zu irgend einem Zwecke, z. B. des Vergnügens, der Bereicherung ꝛc., zu erlauben. Dann kann diese Benennung auch angewendet werden, wo die Begierde zur Leidenschaft geworden ist, weil sie dies ohne frühere Gleichgültigkeit gegen das Sittengesetz nicht hat werden können, und nun dem Gesetze gleichsam Hohn spricht. Endlich wird dieser Ausdruck auch besonders da gebraucht, wo er eine Treue, zu der man verbunden ist, nämlich der ehelichen Treue, widerspricht. In der heil. Schrift wird sogar der Abfall von Gott und die Hinwendung zu andern Göttern mit diesem Namen benannt, z. B. 3 Mos. 17, 7.

Da jede Befriedigung des Geschlechtstriebes außer gewissen Grenzen, selbst wenn sie ein Unterliegen im Gegenkampf ist, für unsittlich erklärt werden muß, so ist noch viel verwerflicher die Hurerei, welche nicht mehr gegen die Begierde kämpft, keine Schranke achtet, wenn es nur äußerlich möglich ist, sie zu überschreiten, zu einer Gewohnheit geworden ist, und oft heilige Bande zerreißt. Daher in der heil. Schrift die ernstlichsten Drohungen dagegen gerichtet sind, z. B. Eph. 5, 5. Ausführlicheres hierüber in dem Art. Geschlechtstrieb.
(*Maertens.*)

HURET (Gregoire), geschickter Zeichner und Kupferstecher, geboren zu Lyon 1610, lieferte viele Platten nach seinen Zeichnungen. Nach Watelet verdient er als Zeichner und Stecher eine größere Achtung, als er genoß; seine Effecte sind pikant, seine Köpfe ausdrucksvoll, seine Gewänder gut geworfen, und seine Erfindung neu und sinnreich. Den Grabstichel führte er gut; der Stich ist weich und leicht, besonders sind seine Striche von guter Wahl und in gewissen Theilen zeugen sie von gutem Geschmacke *). (*A. Weise.*

Huri, s. Hur.

HURIEL, Marktflecken und Cantonshauptort im Bezirke von Montluçon des französischen Allier-Departements. Er liegt auf einer Anhöhe, deren Fuß die Magieure bespült und zählt 1000 Einw., welche etwas Wein bauen und sechs Jahrmärkte haben, wovon jeder aber nur einen Tag dauert. (*Klaehn.*

Huris, s. Hur.

HURKA (Friedrich Franz), geb. am 23. Febr. 1762 zu Merklin in Böhmen, wurde in Prag von Biagio zum Sänger gebildet, wo er in der Kreuzherrenkirche als Altist seine erste Anstellung fand. Bald machte sich sein geübter und schöner Tenor allgemein beliebt. Zum ersten Male versuchte er sich in Leipzig unter Bondini mit Glück auf dem Theater 1784. Bald darauf wurde er in Schwedt als Kammersänger und für Liebhaberrollen engagirt, darauf in denselben Fächern in Dresden und 1789 in Berlin mit 1000 Thlrn. Gehalt. Stimme, Fertigkeit, Bravour und Ausdruck, unterstützt von guten musikalischen Kenntnissen, erhoben ihn bald zum Lieblingssänger seiner Zeit. Oft wurde er sogar schon damals, was mehr sagen will als jetzt, allen italienischen Sängern vorgezogen. Im Vortrage der neuesten und zeitgemäßesten Opern war er ebenso beliebt, als er im Gesang älterer Meisterwerke Händels, Glucks ꝛc. geachtet war. Jede Manier stand ihm zu Gebote. Das Recitativ behandelte er so vollendet, wie das feurigste Rollen der stärksten Passagen Man feierte seinen Geburtstag, dichtete Sonette auf ihn und liebte ihn auch in seinen Compositionen, unter welchen namentlich seine Lieder großes Glück machten †). Selbst seine Composition zu Schillers Glocke gefiel, wenn er selbst sie vortrug. In seinen frühern Jahren wurde er auch als Violoncellist sehr geschätzt und namentlich in Gesellschaften vortheilhaft gebraucht, was er später nur selten that. Desto eifriger machte er sich als Lehrer der Gesangkunst nützlich, am meisten in Berlin, wo er zum Bedauern aller Freunde der Tonkunst am 10. Dec. 1805 an Entkräftung starb. Er hinterließ eine Tochter, deren musikalische Leistungen, wahrscheinlich mehr des beliebten Vaters wegen, den Berlinern mehre Jahre hindurch anziehend erschienen.
(*G. W. Fink.*)

HURKENTHAL oder Böhmische Hütte, eine Niederlassung von vier Glashütten, zur Herrschaft Stubenbach gehörig, nahe der bairischen Grenze, drei Stunden von der Post Horazdiowiz. (*R.*)

HURKIND, oder vulgo quaesitus, ist ein von einer Hure (mulier quaestuaria) erzeugtes Kind. Damit ist der spurius, das Jungfernkind, geboren von ei-

7) Vergl. Allgem. Landrecht für die preuß. Staaten. 2. Th. Tit. 20. §. 1000 fg, 1004—1007, 1008, 1013, 1017, 1020 fg.

*) Rost, Handb. 7. Th. S. 141 und 142.

†) Man vergl. die leipz. allgem. musikal. Zeitung. XIII. S. 649 und XVI. S. 878.

hwächten (stuprata), welche sonst ehrbar gelebt
r, wie man sich ausdrückt, zu Falle gekom-
, nicht zu verwechseln. Die Nachtheile, denen
inder nach manchen alten Gesetzen unterworfen
und durch die sie von der Theilnahme an man-
gerlichen Einrichtungen, z. B. von dem Eintritt
Zunft, ausgeschlossen waren, sind jetzt wol allge-
fgehoben. Reichsgesetze [1]) und Landesgesetze [2])
leser aus dem Fortwirken altteutscher Ansichten
geeigneter Anwendung der angeblich römischen
tae maculae entstandenen Ansicht von der Ver-
it, welche man leider auch bei unehelichen Kin-
Wirkung der Ausschließung von ehrenden Cor-
n behauptete, entgegengewirkt. Hurenkinder,
n ohnehin der Vater fast immer ungewiß ist,
elbst dann, wenn dieser ausgemittelt wäre, nicht
, sondern nur der Mutter Familie gerechnet, da-
uch nicht die Rechte der ehelichen Kinder desse-
eßen können. Nach dem neuern römischen Recht
der Vater zur Alimentation solcher Kinder nicht
et. Ebenso wenig ist eine solche Verbindlichkeit
s kanonische Recht begründet. Aber nach einem
gültigen Gerichtsgebrauche haben heutzutage
ungen der unehelichen Kinder, folglich auch die
der, das Recht, von ihrem unehelichen Vater Ali-
verlangen [3]). Ist der Vater des Hurenkindes
, so sind die sämmtlichen Stupratoren zur Ver-
desselben pro rata verbunden [4]). (*Alex. Müller.*)

RLEBUSCH (Heinrich Lorenz), geb. zu Ha-
8. Jul. 1666, bildete sich unter Kniller, Co-
Ehrenstein zu einem tüchtigen Clavierspieler da-
Zeit und legte unter der Anleitung des Letztern
ten Grund zur Composition. Sein erstes Amt
Organistendienst an der St. Magnuskirche zu
weig, wo er sich durch sein angenehmes Betragen
verständig erfüllte Dienstpflicht so beliebt machte,
694, als Delphin Strunck's Nachfolger, in der
und Egidienkirche zugleich die Organistenstellen
ozu ihm noch einige Jahre später die Verwal-
Orgel in der dortigen Katharinenkirche anver-
rde, die er mit Hilfe seines jüngsten Sohnes
gefällige Weise bis in die Jahre 1730—1735
edenheit der Kenner und der Laien besorgte. Als
st strebte er weniger sich hervorzuthun, als in

ichsschluß v. 1772. §. 11. 2) Vergl. z. B. holstein.
v. 31. Jun. 1771. Badische Gesetze v. 5. Dec. 1807.
he Zunftordn. §. 64. 3) Glück, Pandecten-Com-
1286. S. 77, 78, und §. 1288 a. S. 183, 184. C.
Rechtsgutachten und Entscheidungen des Spruchcolle-
Universität Heidelberg. 1. Bd. (1808). Nr. 111. §. 12.
. Gmelin, über die Präjudicialklage de partu agno-
. 83. *Hofacker*, Princ. jur. civ. T. I. §. 557. not. 6.
System des Pandectenrechts. 1. Bd. §. 348. Schmidt
he von Klagen und Einreden. §. 397. C. G. Schmidts
r hierüber ebendas. *Kind*, Quaest. forens. (ed. II.)
p. 11. 4) Quistorp, Rechtl. Bemerkungen. Nr.
4. Meister, Prakt. Bemerk. aus dem Crim.- u. Ci-
. Th. Nr. 15. S. 110. Glück und Geiger, Merk-
echtsfälle. 2. Th. Nr. 24. §. 4. S. 141.

Beweisen eines gewissen philosophischen Scharfsinnes, den ihm die gute Meinung seiner Zeit zuzuschreiben geneigt war, wovon uns aber keine Beweise übrig geblieben sind. Einer seiner Söhne, Konrad Friedrich, gegen das Ende des 17. Jahrh. geboren, zeichnete sich so aus, daß Mattheson ihn in seine Ehrenpforte der tüchtigsten Kapellmeister, Componisten ꝛc. aufnahm, wo dessen Lebensbeschreibung, aus Nachrichten des Beschriebenen zusammengetragen, S. 120 zu lesen ist, woraus sie Gerber für sein altes Lexikon der Tonkünstler entlehnte. Das Hauptsächlichste besteht in Folgendem: Nachdem Konrad Friedr. H. seine Jugendjahre, in der Musik den Unterricht seines Vaters, fleißig benutzt hatte, trug ihm der Cardinal Graf v. Schönborn bereits 1715, bei seiner Anwesenheit in Braunschweig als kaiserl. Botschafter zum nordischen Congresse die Stelle eines Kapellmeisters und Kanzellisten an, die er aber ausschlug, weil er sich fest vorgenommen hatte, erst die Welt zu sehen. Er begab sich im Winter nach Hamburg und das Jahr darauf nach Wien, wo er zu den Hofmusikern Zutritt hatte. Im J. 1718 bereiste er Italien und kam 1721 nach München zurück, wo er der Gnade des Kurfürsten Max genoß, welcher ihn auch in seinen Diensten behalten wollte, was H. der Religion wegen ausschlug, worauf er an andere Höfe reiste. Als er wieder zu seinem Vater gekommen, erhielt er Anträge vom Herzog August Wilhelm in Braunschweig, die sich jedoch abermals zerschlugen, weil ein kleiner Hofmann Heirathsanträge damit zu verbinden beliebte, die H. ohne Umstände von sich wies. Hier schrieb er seine erste Oper 1722: L'innocenza difesa, die ihm im December den Ruf eines königl. schwed. Kapellmeisters zu Wege brachte. Im Januar 1723 hatte er zugesagt, wurde auch in Stockholm vom Hof und der Stadt in allen Ehren gehalten. Da ihm aber zu seinem Gehalte von 500 Thlrn. noch eine Organistenstelle von 300—400 Thlrn. versprochen worden, diese aber noch nicht einmal erledigt war, ging H. nach Ostern 1725 wieder nach Teutschland zurück. Hier wurden ihm von Neuem mehre Ämter angetragen, deren Besoldungen ihm zu gering waren. Die Mußezeit im Hause seines Vaters benutzte er zur Vollendung seines schon in Italien angefangenen Systems der Harmonie, das Mattheson vollkommener nennt, als das von ihm sehr belobte Werk desselben Gegenstandes von Heinichen. Seine dritte italienische Oper Flavio Iuniberto brachte er gleichfalls 1626 zu Ende (die zweite, Armenio, 1724 ließ er des schlechten Textes wegen unbeendet). Im J. 1727 ging er nach Hamburg, wo ihm 1731 vom petersburger Concertmeister (im Auftrage des Hofes) Joh. Hübner Vorschläge gemacht wurden, die ihm nicht annehmlich schienen, hauptsächlich aber, weil „das Land nicht sein Land war." Im J. 1735 hätte man ihn gern zum Organisten an der hamburger St. Petrikirche gehabt. Er wollte sich aber nicht in die Sitte des Anhaltens um diese Stelle, auch nicht in die gewöhnliche Probe unter Telemanns Aufsicht fügen. Lieber privatisirte er in Hamburg fast zehn Jahre lang. Endlich erhielt er gegen 1745 die Organistenstelle an der reformirten alten Kirche zu Am-

sterdam, wo er ein hohes Alter erreichte, was es ihm meist durch Chiragra unmöglich machte, von 1762 an, in seiner Kunst bis an seinen Tod zu glänzen. Seinen Componisten- und Künstlerstolz demüthigte auch dies nicht. Niemals ließ er sich herab, Jemanden auf dem Flügel zu begleiten; nur zum Phantasiren und Solospiele ließ er sich bewegen, wurde aber böse, wenn sich einer, außer Locatelli, unterstand, ihn zu loben. Seine Compositionen waren überaus künstlich; Mattheson nennt sie „ausgesucht, rein, fremdklingend, vollstimmig, mit vielem Fleiß und Arbeit versehen." Der Mann würde jetzt manchem armen Componisten Ideen borgen können, wenn sie ihn nur kennten, und viele davon würden wahre Perlen der neuromantischen Schule sein und heißen! In Hamburg ließ er selbst auf seine Kosten in Kupfer stechen: Compositioni musicali per il Cembalo, divise in due Parti, di *Conr. Feder. H.*, Maëstro di Capella di sua Maesta Rè di Suezia. Sonaten à 4 Stromenti, Ouverturen, viele italien. Cantaten sind ungedruckt geblieben; ferner vier Clavierconcerte, Orgelstücke ꝛc. Die Liebhaber wollten in der Regel nichts von seinen Compositionen wissen; sie waren ihnen zu bizarr und zu schwer. Einiges ist jedoch später in Amsterdam gestochen worden. Eins der bekanntesten, worin zwar auch Arbeiten anderer Meister vorkommen, die meisten jedoch von ihm, ist Folgendes: Sammlung verschiedener und auserlesener Oden, zu welchen von den berühmtesten Meistern in der Musik eigene Melodien verfertigt worden, besorgt und herausgegeben von einem Liebhaber der Musik und Poesie. 1. Th. (Halle 1737). 2. Th. (1739). In diesen beiden Theilen sind von 72 Stücken, die sie enthalten, 44 von H. Merkwürdig ist noch ein reformirtes Choralbuch seiner Bearbeitung, das gegen 1750 zu Amsterdam erschien. In seinem Clavier- und Orgelspiele soll er an Sauberkeit und Nettigkeit alle seine Zeitgenossen übertroffen haben. (*G. W. Fink.*)

HURLJUN, Stadt und Festung an einem Kanale des Amu im Staate Khiwa, Landschaft Khowaresm) des mittelasiatischen Landes Dschaggatai, hat mit den dazu gehörigen Dörfern 16,000 Einw. (*R.*)

HURO, *Cuvier* (Pisces). Eine Fischgattung aus der Familie Percoides, welche fast in allen Kennzeichen mit der Gattung Perca übereinstimmt, nur durch die mangelnden Zähnchen an den Kopfknochen und besonders am Vorkiemendeckel abweichend. Sie besteht bis jetzt nur aus einer einzigen Art, H. nigricans, welche im Huronsee in Nordamerika einheimisch (daher der Gattungsname!) und dort von den Bewohnern in Verwechselung mit einem andern Fische black-bass genannt wird. Sie gilt für den besten Fisch dieses Sees. Cuvier gibt (Histoire naturelle des poissons, II. p. 124. pl. 17) folgende Beschreibung. Der Körper ist verhältnißmäßig etwas höher als am Barsch, die Schnauze etwas kürzer, die Stirn weniger ausgebogen, die untere Kinnlade etwas mehr vortretend. Auf der Stirn stehen feine zahlreiche Streifen, welche sich alle nach dem Rande des Augenbogens ziehen. Die Zähne, ebenso vertheilt wie beim Barsch (Perca fluviatilis), sind sammetartig. Stir Schnauze, Kiefern sind schuppenlos, der Schädel ab die Schläfe, die ganze Wange und alle Kiemendeck stücke, mit Ausnahme der Ränder, haben Schuppe Der Rand des Kiemendeckels ist vollkommen zahnlo nach Unten gerundet, nachdem er einen schwachen ei springenden Bogen gebildet hat. Der knochige Kiemen deckel endigt in zwei platte Spitzen, welche durch ein spitzigen, schiefen Einschnitt von einander getrennt sin Keins von den zur Schulter gehörigen Gräthenstücke hat einen Zahn. Die erste Rückenflosse, viel kleiner a am Barsch, hat nur sechs Strahlen und ist ziemlich we von der zweiten entfernt, welche zwei Stacheln hat u vielleicht (die Zahl ungewiß wegen des verstümmelt Exemplars) 12 oder 13 Strahlen. Die Afterflosse h drei Stacheln und 11 Strahlen, und ist verhältnißmäß auch etwas größer als am Barsch. Die Brustflossen m 15 Strahlen, die Bauchflossen mit einem Stachel u fünf Strahlen, sowie die Schwanzflosse mit 17 Stra len, kommen so ziemlich mit denen des Barsches übe ein. Zwischen dem Kiemendeckel und dem Schwan rechnet man etliche 60 Schuppen und 25—26 Reih zwischen der ersten Rückenflosse und dem Bauche. S scheinen alle glatt und ganzrandig zu sein. Die Farb soweit sich am getrockneten Exemplare wahrnehmen lie schien sich der des Karpfens zu nähern. Der Rück braungrünlich, nach den Seiten bläßer werdend und i das Gelblichsilberweiß des Bauches übergehend; über jed Schuppenreihe zieht sich in der Mitte eine grauliche Läng linie. Das Exemplar war 16 Zoll lang. (D. *Thon*

HURON, 1) Grafschaft des Staates Ohio in d verein. nordamerik. Freistaaten, seit 1816 erst errichte zwischen 41° 30′ nördl. Br. und zwischen 5° 18′ bis 5 52′ westl. Länge von Washington, grenzt im N. an d See Erie, im O. an Medina und Cuyahoga, im W an Sandusky und Seneca, im S. an Richland. D Grafschaft wird vom Huron, Vermillion, Bald-Eagle un mehren kleinen Flüßchen bewässert, und zählt gegen 700 Einw. Hauptort der Grafschaft ist Avery am Huro mit den Grafschaftsgebäuden.

2) Ortschaft, in der gleichnamigen Grafschaft d Staates Ohio und am gleichnamigen Flusse belegen, m einem Postamte.

3) Fluß in den verein. nordamerik. Freistaaten, en springt in dem Staat Ohio in der Grafschaft Crawfor durchfließt dann in nordöstlicher Richtung die Grafscha Huron, und fällt unweit der Sandusky-bai in den Eri see. Er vergrößert sich auf seinem Laufe durch den Ball Eagle und mehre kleinere Flüßchen, kann bis 18 eng Meilen von seiner Mündung befahren werden, und i bei derselben 150 Fuß breit. Dieser Fluß führt häufi den Beinamen des kleinen Huron zum Unterschiede vo dem folgenden.

4) Fluß in den verein. nordamerk. Freistaaten, en springt im Staat Indiana an dem Illinoisgebirge, un weit des St. Joseph, tritt in den Staat Michigan, i eine weite Strecke schiffbar, und fällt nach einem Lau von 70 engl. Meilen in die Straße St. Clair, den Ri

nal, welcher den Huronensee mit dem Eriesee verbindet. (*J. C. Schmidt.*)

HURONEN, ein Indianerstamm, östlich von dem Huronensee in Obercanada, wo jetzt noch 32 kleine Dörfer von ihnen bewohnt werden. Dieses einst zahlreiche und mächtige Volk, ein Zweig der großen Irokesenfamilie, ist durch fortwährende Kriege mit dem Haupt-Irokesenstamme, worin sie auf der Partei der Algonkins standen, sowie durch die Menschenblattern und den übermäßigen Genuß des Branntweins, bis auf ungefähr 1500 Köpfe zusammengeschmolzen. Sie sind in der Civilisation weiter vorgerückt als die benachbarten Indianerstämme, haben ihr Nomadenleben aufgegeben, und sind Ackerbauer geworden. Die Nachkommen einer Anzahl von ihnen, die sich nach Niedercanada flüchteten, bewohnen jetzt ein eigenes Dorf, Namens Loretto, am St. Charles, zwei teutsche Meilen von Quebeck entfernt, deren Zahl sich über 120 Familien beläuft, die zum Katholicismus übergetreten sind und einen eigenen katholischen Priester haben. Sie sind Ackerbauer und Jäger mit einem besondern Oberhaupt an ihrer Spitze, und haben größtentheils europäische Kleidung angenommen. Auch in den verein. nordamerik. Freistaaten, in der Grafschaft Wabasch des Staates Indiana, welche von den Indianern erst 1821 abgetreten worden ist, findet sich ein kleines Dorf mit 12—14 Huronenfamilien bevölkert. Ihr Körper ist wohlgebaut, schlank, muskulös und häufig von ansehnlicher Größe; die Haut ist kupferfarbig. Im Allgemeinen zeigen sie vielen Anstand. Die Frauen sind kleiner, etwas zum Fettwerden geneigt, und unter den jüngern findet man viele wirklich hübsche. Bei dem Theile des Stammes, dessen Sitten nicht durch die christliche Religion gemildert sind, wird das Weib, wie bei allen Indianern, mehr als Sklavin betrachtet, und muß die härtesten Arbeiten verrichten. Indessen haben die Huronen durch den längern Umgang mit Europäern schon manche ihrer Tugenden, aber auch viele ihrer Fehler angenommen. Ihre Ansiedelung hat natürlich am meisten auf die Milderung ihrer Sitten gewirkt, und mit dem Aufhören des sonst geführten wilden Jägerlebens haben auch die Leidenschaften an Heftigkeit verloren. Gegen Fremde, die nicht zu ihren Feinden gehören, zeigen sie sich sehr freundlich, zuvorkommend und gastfrei, und theilen gern Alles mit, was sie haben; sie sind aufrichtig und ihrem gegebenen Worte getreu. Durch ihren Umgang mit den Europäern und gebildeten Amerikanern hat sich auch ihre Tracht verändert und eine wunderliche Mischung angenommen, indem sie bei ihrer Neigung zum Putze das, was ihnen von den europäischen gefällt, annehmen, und dabei ihren eigenen Putz beibehalten. (*J. C. Schmidt.*)

HURONIA (Paläontologie). Der Übergangskalk am Huronsee ist voll ausgezeichneter Versteinerungen, wovon Bigsby [1]) 1824 mehre aufgezählt, beschrieben und abgebildet hat. Angebliche Ammoniten, Orthoceraten, theilweise von problematischer Natur, ebenso problematische Caryophyllien-, Calamoporen-, Syringoporen-, Catenipo-ren-, Reteporen-, Milleporen- und Crinoideenreste lagern dort in Gesellschaft anderer, außerdem ganz unbekannter, Coralloiden, deren einige Bigsby unter dem generischen Namen *Huronia* vereinigt. Die Reste dieses Namens finden sich in einem kieseligen Kalk auf den Manitouinseln in jenem See, vorzüglich auf der Insel Drummond bei Colliers Harbour und am Westende von Groß-Manitou.

Es sind einzeln vorkommende stielrunde Säulen, im Ganzen von sehr verlängerter Kegelform, aus vielen einfach aneinander gereiheten, an Länge und Dicke immer mehr zunehmenden Gliedern gebildet, wovon man die ersten und letzten nicht kennt, indem an allen 60 von Bigsby beobachteten Exemplaren dieses Geschlechts beide Enden abgebrochen waren. Gleichwol hatte das größte darunter noch 27″ Länge. Die einzelnen Glieder sind abgestutzt kegelförmig, doch so, daß die Kegel einen sehr dick aufgetriebenen und daher abgerundeten Rand besitzen, welcher die etwas vertieft liegende Grundfläche einfaßt, und so zugleich das auf dieser Basis genau aufsitzende dünnere Ende des nächstfolgenden Gliedes eng umschließt. Die größte Dicke eines Gliedes übertrifft immer um etwas dessen Höhe. Die äußere Oberfläche ist mit einer dünnen, glatten Kruste überzogen, welche aber nur selten und nur in kleinen Partien erhalten ist, sodaß fast überall nur der unregelmäßig in die Länge gestreifte Kern vorliegt. Dieser Kern besteht wieder bei jedem Glied aus einer dünnen Schale, welche auf beiden Gelenkflächen strahlenartig verlaufende Falten bildet, die bis zu einer in der Achse liegenden, hohlen Röhre (Siphon) nach Innen fortsetzen und durch die ganze Höhe des Gliedes hindurchgehen, deren Ausgehendes auf der Oberfläche des Kernes die hier erwähnten Streifen bildet. Jene strahligen Falten vergleicht Bigsby mit den Lamellen der Zellen bei den Sternkorallen. Aber sie scheinen uns weit unregelmäßiger als diese zu sein. In der Regel jedoch ist das ganze Innere der einzelnen Glieder mit dunklem, körnigem Kalk, oder mit zerfressener und drusiger Quarzmasse ausgefüllt. Da, wo die einzelnen Glieder nächst ihrer Basis am stärksten angeschwollen sind, bemerkt man äußerlich mitten auf dem ringförmigen Wulst eine sie umgebende vertiefte Linie, und auf dem Durchschnitte sieht man an dieser Stelle die Schale mehr oder weniger tief nach Innen treten, sich dann umschlagen und unter der Linie wieder nach Außen kommen, welche mithin durch diese Verdoppelung gebildet ist. Stokes nimmt an, daß jedes Glied der Reihe nach, so lange es das letzte in der Säule gewesen, dem Thier als offene Zelle zum Wohnorte gedient habe. Die vier ersten von Bigsby unterschiedenen und auf Taf. XXVIII abgebildeten Arten weichen fast nur in den Dimensionen von einander ab.

1) H. Bigsbei *Stokes* [2]), ein Fig. 1 abgebildetes

1) *Bigsby*, On the Geography and Geology of Lake Huron, in den Transactions of the Geological Society of London. N. S. I. (1824). p. 203—206. Tab. XXVIII.

2) Stokes, Ebendaselbst, Erklärung der Tafeln.

Exemplar, aus 2½ faſt gleichgroßen Gliedern beſtehend, hat 4″ engl. Länge; die einzelnen Glieder beſitzen 1½″ Länge auf faſt 2″ größter, oder oberer (nämlich am Wulſte gemeſſener) und 1½″ unterer Breite. Der Wulſt iſt verhältnißmäßig ſchwach. Bei größern Exemplaren ſteigt die Höhe der Glieder bis zu 2¼″.

2) H. vertebralis *Stok.*, das Fig. 2 und 6 abgebildete Bruchſtück beſitzt auf 6⅛″ Länge 7 Glieder von faſt gleichbleibenden Dimenſionen. Das oberſte, dickſte hat nämlich 1″ Höhe auf 1⅝″ größter Breite; die zwei kleinſten haben ⅞″ und ⅝″ Höhe auf 1¼″ Breite. Der wulſtige Rand um die geſtrahlte Gelenkfläche iſt $\frac{3}{16}$″ dick, dieſe 1⅛″ und die centrale Röhre ⅛″ breit.

3) H. obliqua *Stok.*, Fig. 4 ſtellt ein Bruchſtück mit 6 Gliedern mit 3⅝″ Länge dar. Die Glieder ſind kürzer, ihr größter und kleinſter Durchmeſſer ſind ungleicher, die äußere Geſtalt iſt koniſcher, als bei der vorigen, und ihre Grundfläche ſteht ſchief zur Achſe. Die Glieder haben je ⅝″ Höhe, und das obere iſt nächſt der Baſis 1¼″, das untere 1″ breit.

4) H. turbinata, Fig. 3 iſt ein Bruchſtück von 6 Gliedern auf 3″ Länge. Seine ganze Form iſt mehr koniſch, als bei der vorigen, aber die einzelnen Wülſte der Glieder ſind ſtärker abgeſetzt. Dieſe haben ⅝″ bis ⅘″ Höhe; das dünnſte beſitzt 1″, das dickſte 4½‴ an ſeiner wulſtigen Baſis.

Darf man annehmen, daß die einzelnen Glieder, je größer und dicker ſie längs einer dieſer Säulen werden, zugleich eine mehr cylindriſche Form und einen weniger vorſpringenden Wulſt an der Baſis erhalten, als die ihnen vorangehenden kleinern, und daß die ſchiefe Richtung der Grundflächen zur Achſe bei der dritten Art nur zufällig (durch Verdrückung entſtanden?) iſt, ſo könnten obige vier Exemplare (oder Arten) wol nur Theile einer und derſelben Art aus verſchiedenen Gegenden der Säule ſein, und ſich in der Ordnung, worin ſie aufgezählt worden, aneinander reihen. Davon verſchieden iſt aber

5) H. sphaeroidalis *Stok.*, Fig. 5, ein Bruchſtück aus 5 Gliedern, 2½″ lang, 1¾″ dick, die Glieder einander faſt gleich, in Form ſtark plattgedrückter Kugeln, und ohne cylindriſchen oder koniſchen Theil; der Siphon über ⅛″ weit.

Dieſe Art ſcheint den Übergang zu einer Reihe von ähnlichen cylindriſchen oder koniſchen Gliederſäulen zu bilden, welche am nämlichen Fundorte vorkommen, von Bigsby Taf. XXX. Fig. 3—7 abgebildet, aber nicht weiter beſchrieben worden ſind. Die Glieder ſind, den Abbildungen zufolge ebenfalls plattgedrückt kugelig, äußerlich tief von einander abgeſetzt, doch innerlich ohne durchgehende Scheidewände an den Abſatz. Stellen ohne ſtrahlig-blätterige Textur, ohne Siphon. Es fragt ſich daher, ob ihnen dieſe Charaktere urſprünglich abgehen, oder nur im foſſilen Zuſtand ausgelöſcht worden ſind.

(*H. G. Bronn.*)

HURON-SEE, ein großer Landſee in Nordamerika, zwiſchen 43° 10′ und 46° 30′ nördl. Br. und zwiſchen 80° 45′ und 84° 45′ weſtl. Länge, der 750 □M. oder 557,568 Mill. □Fuß groß, 50 M. lang, 35 M. breit und 900 Fuß tief iſt. Er enthält eine Waſſermaſſe von 501,811,200,000 Kubikfuß und ſteht durch den Kanal St. Marie mit dem obern See, durch die Straße von Michillimakinak, gewöhnlich Makinak genannt, mit dem Michiganſee, und durch den kleinen Fluß und See St. Clair mit dem Eriſee in Verbindung. Sein Umfang mag gegen 160 teutſche Meilen betragen. Seine Form, die ſich der eines Triangels nähert, iſt ſehr unregelmäßig, indem er eine Menge tiefe Einſchnitte und mehre tief in das Land gehende Baien bildet, von denen die vornehmſten ſind: die Bai Saganaum, auf der Nordweſtſeite der Provinz Michigan, 12 teutſche Meilen tief, am Eingange 6 Meilen breit und für die größten Fahrzeuge tief genug; die Thunder- (Donner-) Bai auf derſelben Seite. Der See enthält viele Inſeln, von denen die Manatulininſeln, die längs der Südweſtſeite von Obercanada in einer 30 Meilen langen Gruppe hinlaufen, die bedeutendſten ſind. Manche von denſelben ſind 4—6 Meilen lang, 2—3 Meilen breit, und theilweiſe mit ziemlich hohen Bergen bedeckt. Außer dieſer großen Kette gibt es noch mehre theils zerſtreut, theils in kleinern Gruppen bei einander liegende Inſeln, namentlich beim weſtlichen Ausfluſſe des Sees, die die Schiffahrt ſehr gefahrvoll machen. Hierzu kommt noch, daß der Schiffer auf dieſem See häufig von furchtbaren, mit Gewittern begleiteten Stürmen überfallen wird, die in keinem andern Theile Nordamerika's ſo fürchterlich toben. Zwiſchen dem Huron- und Michiganſee liegt eine Halbinſel, die auf ihrer breiteſten Seite 30 Meilen mißt, der Länge nach mit einem waldigen Gebirge durchzogen iſt, der eine Menge kleine und einige größere Flüſſe ihren Urſprung verdanken, und wovon der größere Theil in den Michiganſee, der kleinere in den Huronſee ſich ergießen. Zu dieſen gehören: der Chagahagun, der Thunder, deſſen Mündung eine kleine Bai macht, der Sandy, der Saganaum und der Sugar, die alle drei in die Saganaumbai fallen, und der Little. Von der Nordſeite aus Obercanada ſtrömen dem See mehre anſehnliche und durch ihre Verbindung äußerſt wichtige Flüſſe zu. Darunter iſt beſonders wichtig der French River, der Ausfluß des Sees Nipiſſing in Obercanada, der nur durch einen ſchmalen Landrücken von dem Utawas getrennt iſt, einem Fluſſe, welcher nahe bei Montreal in den St. Lorenz fällt. Ferner der Matchedaſch auf der Oſtſeite des Sees, welcher nur mit Ausnahme einer einzigen nicht fahrbaren Stelle durch mehre kleine Seen, dem See Simcoe und den Flüſſe Holland River und Yongeſtreet, eine Verbindung mit York, der Hauptſtadt von Obercanada, herſtellt. Dieſe Straße würde die Entfernung zwiſchen den nördlich und den ſüdlich liegenden Landſeen weſentlich verkürzen, und könnte äußerſt wohlthätig für Obercanada werden. Die weſtlichen Ufer des Sees haben einen mergern, mit Sand und kleinen Steinen vermiſchten Boden, der größtentheils mit Fichten, Birken und Eichen beſetzt iſt; jedoch in einer kleinen Entfernung von den Ufern wird der Boden äußerſt üppig. Durch die Abgrenzung von 1783 gehört der größere Theil des Sees mit der Manatulingruppe Großbritannien an, während der kle

nere Theil mit der vor dem gleichnamigen Kanale liegenden Insel Michillimakinak zu den verein. nordamerikan. Freistaaten gerechnet wird. (*J. C. Schmidt.*)

HURREPOOR, 1) ein District in der den Sikhs gehörigen Provinz Lahore in Vorderindien, zwischen 32° und 33° nördl. Br., hat einen ebenen und fruchtbaren Boden und wird von dem Flusse Beyah bewässert.

2) Hauptstadt dieses Districts, hat gegen 1500 Häuser und liegt zwischen 32° 6′ nördl. Br. und 75° 31′ östl. Länge. (*J. C. Schmidt.*)

HURRIA (Reptilia), eine von Daudin aus Coluber gesonderte Schlangengattung, welche Cuvier (règne animal ed. 2.) kaum als selbständig betrachtet wissen will, indem er das Kennzeichen derselben, die Schilder an der Basis des Schwanzes einfach, an der Spitze doppelt, nur als eine kleine Anomalie betrachtet. Merrem (Systema Amphibiorum) hat eine Art (Hurria Schneideriana *Daudin*) als Python elopiformis aufgeführt. Wagler bildet aus Kuhls (Beiträge) Hurria carinata seine Gattung Cercaspis. Merrem zählt folgende Arten als hierher gehörig auf, betrachtet jedoch wie Cuvier die Gattung nur als Untergattung von Coluber.

1) H. bilineata *Daudin*. Kopf eiförmig, nicht vom Rumpf unterschieden, der Rüssel abgestumpft, das Rüsselschild dreieckig, Wirbelschild verkehrt eiförmig, Hinterhauptsschilder sehr klein, spitzig, Rumpf walzenförmig, Schuppen eiförmig, Schwanz viertelig (¼ der ganzen Länge) in der Mitte. Bauchschilder 145, Schwanzschilder 21 ganze, 28 Paar getheilte. Vaterland Ostindien (Hurriah *Russel* Indian Serp. t. 40., daraus in *Daudin*, Reptil. V. t. 66. f. 2. und in Lacepède, Amphibien, übers. von Bechstein IV. t. 48. f. 3.).

2) H. porphyria *Shaw*. (Zool. of N. S. Wales. t. 10. General Zool. III. t. 110. *Lacepède*, Dechot. IV. t. 33. f. 1). Der Kopf wenig vom Rumpf unterschieden, länglich eiförmig, der Rüssel abgerundet, Rumpf spindelförmig, Wirbelschild sechseckig. In Neuholland einheimisch.

3) H. ocellata *Gmelin* (*Seba*, Thesaurus. II. t. 1. f. 3, 8). Der Kopf unterschieden, länglich, stumpf abgerundet, Rüsselschild mit einem rautigen, zwischen den Schnauzenschildern liegenden Anhange; Wirbelschild fünfseitig, Hinterhauptschild groß, hinten rund, Zügelschilder groß, Rinnenschilder zwei Paar, Kehlschuppen drei Paar, Kehlschilder zwei, Rumpf spindelförmig, zusammengedrückt, Schuppen sechseckig, glatt, Schwanz viertelig, stätig, verdünnt kegelförmig, Bauchschilder 164 nebst ein Paar getheilten, Schwanzschilder fünf ganze, 67 Paar getheilt. Vaterland Ostindien.

4) H. Nympha *Daudin* (*Russel* l. c. t. 36. 37). Kopf unterschieden, elliptisch, gleich hinter den Augen am breitesten, Wirbelschild klein, bienenkorbförmig, Hinterhauptschild mittelmäßig, Rinnenschilder zwei Paar, Kehlschuppen drei Paar, Kehlschilder zwei, Rumpf dünn, etwas zusammengedrückt, Schuppen rautenförmig, mit abgerundeten Spitzen, glatt, Bauchschilder schmal 234 bis 247, Schwanz drittelig, stätig, verdünnt kegelförmig mit vier ganzen, 78 bis 83 Paar getheilten. Vaterland Ostindien.

5) H. irregularis *Merrem* (Beiträge II. t. 4. H. pseudoboiga *Daudin*). Kopf breit und stumpf, Rüsselschild eckig nierenförmig, Wirbelschild groß, fünfseitig, Hinterhauptschild groß, Zügelschild vierseitig, Rinnenschilder zwei Paar, Kehlschilder drei, ein Paar Kehlschuppen, Rumpf dünn, zusammengedrückt, Schuppen rautenförmig, spitzig, glatt, Schwanz dünn, fünfkantig, 258 Bauchschilder, 17 ganze, 45 Paar getheilte Schwanzschilder. Vaterland unbekannt.

6) H. ordinata *Linné* (*Seba* T. II. t. 20. f. 2). Schuppen eiförmig, gekielt, Schwanz viertelig, Bauchschilder 138, Schwanzschilder vier ganze, 68 Paar getheilt. (D. *Thon.*)

HURRIANA, auch **HARRIANA** und **HURRIANEH** genannt, ein District der Provinz Delhi in Vorderindien, zwischen 28° und 29° nördl. Br. auf der Westseite des Flusses Jumna belegen. Der Boden ist leicht und würde bei besserer Bewässerung sehr fruchtbar sein; denn nur der kleine Fluß Sursetty durchfließt den District. Um diesem Übelstand abzuhelfen, ließ einer der afghanischen Herrscher, der im 14. Jahrh. lebende Sultan Feroz, der Bewässerung wegen, zwei Kanäle aus den Flüssen Setledge und Jumna durch diesen District ziehen, die sich beide bei der Stadt Hissar vereinigten. Von hier sollen dann eine Menge kleinere Kanäle in die Ländereien geleitet worden sein, sodaß nur ein kleiner, übrigbleibender Abfluß in den See Bhudar fiel. Durch diese heilsamen Maßregeln wurden dem Boden statt der frühern einen nur ärmlichen Ernte zwei volle Ernten jährlich abgewonnen. Dieses Umstandes wegen empfing ein Theil des früher Hissar Firozeh genannten Districtes den Namen Hurriana, d. h. grünende Wiese. Der Name des Bezirks wurde später von dem ganzen District angenommen und verdrängte die Benennung Hissar Firozeh. Zur Zeit, wo die Herrschaft der Großmoguln in ihrem größten Glanze stand, machte der District einen Theil ihrer unbestrittenen Erbschaft aus, und stand später unter mehren Häuptlingen der räuberischen Radschputen-Stämme, die durch ihre ewigen Befehdungen und Räubereien das Land in einen höchst traurigen Zustand versetzt hatten, bis es 1809 unter britische Herrschaft kam und seitdem fortwährend in Ruhe lebt. Hierdurch hat die Cultur des Bodens reißende Fortschritte gemacht. Die vorzüglichsten Städte sind: Hansi, Hissar und Sursutty. (*J. C. Schmidt.*)

Hurrihur, s. Harihara.

HURRUND DAJEL, District in der Provinz Kutsch Gundawa des asiatischen Reichs Beludschistan, liegt abgesondert im Osten der Provinz längs dem Sind, und hat einen sehr fruchtbaren Boden. Der Hauptort ist Hurrund, Sitz eines Hakim. (*R.*)

HURRUR oder **HARRAR**, ein von den Gallas und Somalis eingeschlossenes afrikanisches Reich mit der Hauptstadt gleiches Namens, unter 9° 45′ nördl. Br. und 60° östl. Länge, vielleicht einerlei mit dem Reich

Arrargih, soll mit Zeyla und Berber in Handelsverbindungen stehen. (*R.*)

HURTADO, 1) Kaspar, war zu Montesa (Montexara) in der spanischen Landschaft Valencia im J. 1576 geboren, wurde Doctor der Theologie und Philosophie, erster Professor zu Alcala de Henares, nachdem er vorher Collega major und mehre Male Consiliarius gewesen war. Er trat 1607 in den Jesuiterorden, lehrte an 30 Jahre Theologie an verschiedenen Orten, begab sich endlich Alters und Schwachheit wegen nach Alcala, wo er als Decan der theologischen Facultät und Censor bei der Inquisition am 5. Aug. 1646 starb. Seine Schriften sind: Disputationes de Matrimonio et Censuris (Complutis 1627. Lugd. 1629); de incarnatione (Alcala 1628); de Sacramentis in genere et specie, de Baptismo, Confirmatione, Poenitentia et extrema unctione (ibid. 1629); de eucharistia, Sacrificio missae et Ordine (ibid. et Antw. 1632. fol.); de beatitudine, actibus humanis, bonitate et malitia, habitibus, virtutibus et peccatis (Madrid 1637. 4.); de justitia et jure (ibid. 1637. 4.); de religione (ibid. 1634); de legibus et de gratia; de deo trino et uno (ibid. 1642. 4. und 1662) [1]).

2) Thomas, geboren zu Toledo im J. 1589, war Clericus regularis im Minoritenorden, lehrte Theologie zu Rom, Alcala und Salamanca, war in letzter Stadt Praepositus, und starb daselbst 1659. Er schrieb: Praecursor philosophicus et theologicus (Antw. 1641), II Tom. in fol.; Resolution. moralium Lib. VI. (Sevil. 1659. fol. Colon. 1661. fol.); de Chori ecclesiastici antiquitate, necessitate et Tractibus; de congrua sustentatione eccles., de residentia sacra. Lib. XII; de unico Martyrio schrieb er gegen Theoph. Raynauds Tr. de martyrio per pestem [2]). (*Rotermund.*)

Hurtich (Kilian), s. Hortich.

HURTINGDON, eine Insel an der Ostküste des großen zum britischen Nordamerika gerechneten Landes Labrador, zwischen 53° und 54° nördl. Br. Sie liegt vor der geräumigen Sandwichbai, deren Eingang sie größtentheils versperrt, sodaß nur ein schmaler Eingang übrig bleibt, und gehört zu der großen Inselreihe, die sich längs der Ost- und resp. Nordostküste von Labrador hinzieht. Während der Zeit des Fischfanges und Robbenschlages wird sie häufig von Fischern, namentlich von Newfoundland aus, besucht. (*J. C. Schmidt.*)

HUSABY, 1) ein alter heidnischer Königssitz in der schwedischen Provinz Dalarne (Dalekarlien); seit Einführung des Christenthums ward es Sitz des Befehlshabers über Dalarne (Dala-Höfding, der davon Husaby-Man hieß), jetzt aus zwei Höfen bestehend, unweit der Kirche Husby und des Dal-Elf, über welchen hier eine Brücke führt.

2) Merkwürdiger ist Hufaby in der schwedischen Provinz Westgothland, wo Olof Schoßkönig (der erste christliche König Schwedens) durch den englischen Geistlichen Siegfried um das J. 1000 getauft wurde. Schon vor seiner Taufe besaß Olof hier ein Schloß, das er nun in eine christliche Kirche umwandelte, die aber nur bis 1151 Domkirche blieb; denn bald beschloß der Erzbischof von Hamburg, Unvan, zu dessen Sprengel Schweden gehörte, daß das von Olof zur Hauptstadt des christlichen Schwedens errichtete Skara den Dom in seiner Mitte haben sollte, zu welchem bereits Thurgot zum ersten Bischofe von Skaraſtift, 1015 verordnet, den Grund legte. Husaby's alter Dom steht noch (jetzt eine Dorfkirche) im Laufe der Zeit, wie es scheint, wenig verändert, am Abhange des Berges Kinnerkulle, etwa eine halbe Meile vom See Wenern, 1¼ M. von Skara. Noch findet man in der Kirche alte, kleine, schmale Fenster, ja in der Thurmmauer zugemauerte Fenster, runde Löcher, spiralförmige Treppen, Gemächer, alles unleugbare Reste der alten Königsburg; die beiden äußersten der drei runden Kirchthürme lassen sich gar nicht als Schloßthürme verkennen; der dritte, etwas größere Thurm enthält die beiden Glocken und das Uhrwerk. Die Kirche ist aus gehauenen Sandsteinen gebaut und hat einen größern und zwei kleinere Altäre. An der westlichen Seite des Kirchhofes zeigt man die Gräber Olofs des Schoßkönigs und seiner Gemahlin Estrid. Die Quelle, in welcher Olof soll getauft worden sein, liegt etwa 300 Schritte östlich von der Kirche; in ihr suchten, zur katholischen Zeit, Kranke Heilung, bis sie nach der Reformation verschüttet wurde; späterhin ward sie wieder aufgegraben. Der Pfarrer Maroander errichtete über dieser Quelle 1763 einen viereckigen Stein mit Inschrift; in den Felsen gehauene Stufen führen zur Quelle hinab; Äcker, Hügel, Wiesen ꝛc. um diese Quelle führen, gleich der Quelle selbst, noch St. Siegfrieds Namen. Westlich von der Kirche, neben St. Brita's Quelle auf einer Anhöhe, trifft man einiges gut erhaltenes Mauerwerk der Bischofsresidenz, nicht jener ersten, zur Zeit Olofs aufgeführten, sondern der im J. 1477 vom Bischofe Brynolph Gerlaksson erbauten oder erneuerten; denn die Bischofsresidenz in Husaby blieb Eigenthum der Bischöfe von Skara, bis sie 1527 durch den Receß von Westeräs der Krone zuerkannt wurde; von der Höhe hat man eine schöne, weite Aussicht auf die sich im Süden von Husaby ausdehnende große Ebene. Unweit jener Taufquelle ließ Siegfried eine kleine hölzerne Kirche erbauen; alle Spuren dieser Kirche sind verschwunden *). (*v. Schubert.*)

HUSAI, genauer nach dem Hebräischen (חוּשַׁי) Chuschai, d. i. eilig, einer von den treuen Anhängern des hebräischen Königs David während der für diesen bedrängten Zeit, wo Absalom in Folge einer lange vorbereiteten Verschwörung sich der Hauptstadt bemächtigte und den alten Vater zur eiligsten Flucht nöthigte. Auf Davids Rath mußte H. sich zum Schein an Absalom anschließen und fand Mittel, den für erstern sehr verderblichen Rath des Ahitophel zu vereiteln, wonach Absalom

1) Vergl. *Alegambe*, Bibl. script. Soc. Jesu, p. 149. Jöchers Gelehrten-Lexikon. 2) *Miraei* Auctarium de script. eccles. p. 536, in *Fabricii* Bibl. eccles. *Anton*, Bibl. Hispan. Jöcher, Gelehrten-Lexikon.

*) Vergl. meine Reise durch Schweden ꝛc. 3. Bd. S. 282—285.

sofort den entthronten König durch eine Truppenabtheilung sollte verfolgen und angreifen lassen. Der günstige Augenblick ward sonach versäumt. David benutzte den Umstand, zog mehr Truppen an sich und Absalom fiel in der Schlacht *). (*A. G. Hoffmann.*)

HUSAM-ED-DEWLET (حسام الدولة), zweiter Herrscher der Dynastie der Okeiliden, die von 380 der Fl. (beg. 31. März 990) bis 495 (beg. 26. Oct. 1101) in Mosul ihren Sitz hatte. Es regierten sieben Fürsten aus diesem Hause, und unter diesen Husam-ed-dewlet Mukalled von 386 (996 n. Chr.) bis 391 (beg. 1. Dec. 1000). Er war der Bruder des Begründers ihrer Herrschaft, Muhammed Ben Mosayyeb, der durch eine siegreiche Schlacht seinen Vorgängern, den Hemdaniden, ein Ende machte. Obgleich Husam-ed-dewlet einäugig war, wußte er dennoch das Regiment kräftig zu führen, unterlag aber bei Anbar den hinterlistigen Streichen einiger seiner türkischen Sklaven. Ihm folgte sein Sohn Kerwasch bis zum J. 443 (1051) †). (*Gustav Flügel.*)

HUSÁM-ED-DIN (حسام الدين), d. h. das scharfe Schwert der Religion, ist einer jener ruhmvollen Beinamen ausgezeichneter Muhammedaner, die in der frühern Zeit entweder mit scharfen Waffen oder spitzen Federn als Vertheidiger der Religion auftraten. Später ward er bloßer Titel ohne Verdienst, wenigstens in sehr vielen Fällen [1]). Unter den Gelehrten, denen der Ehrenname Husám-ed-din zu Theil ward, sind die vorzüglichern:

1) Omar Ben Abd-ol-azíz Ibn Mazeh, mit dem Beinamen Husám-ed-din der Märtyrer (Schehíd), berühmt durch seinen Tod wie durch seine Schriften. Er war ein ausgezeichneter Lehrer des Civil- und Kirchenrechts, daher auch Borhán-el-aïmmet, der Beweis der Imame, genannt, und beurkundete seinen Ruf durch mündliche und schriftliche Rechtssprüche; sogar auf juristische Urkundenlehre erstreckte sich seine Gelehrsamkeit. Wir kennen von ihm eine Sammlung verschiedenartiger Rechtsfälle (اجناس ويقال لها الواقعات), vielleicht dasselbe Werk mit der Ergänzung der Rechtssprüche (تتمة الفتاوي), voll von wichtigen, aus der Praxis genommenen, Ergebnissen; doch ordnete er die Fragen und Antworten nicht selbst, auch hatte er keine Capitel-Abtheilung gemacht, was erst nach seinem Tode durch fremde Hand geschah. Es ward ein Hauptbuch für diesen Zweig der Wissenschaft. Ferner einen Commentar über das Werk: Die dem Richter nöthigen Verhaltungsregeln (ادب القاضي) vom Imam Abu Bekr Ahmed Ben Amru Khasáf, der 261 der Fl. (beg. 16. Oct. 874) starb; ein Lehrbuch über die Grundlehren (اصول) des Rechts in vielen Abschnitten; eine Sammlung der speciellen abgeleiteten Rechtslehren, gewöhnlich unter dem Namen Dschámi' El-Sadr El-Schehíd bekannt. Der Imam und Richter aus Bagdad nämlich, Abu Táhir Muhammed Ben Muhammed Debbás, hatte das berühmte Rechtsbuch: Der kleine Sammler der abgeleiteten hanefitischen Rechtslehren (الجامع الصغير في الفروع) des alten Imams Scheibáni (gest. 187 = 803), in systematische Ordnung gebracht, und Husám-ed-din fügte nun zu den fraglichen Fällen neue und wichtige aus der dem Muhammed nächsten Zeit, wo dessen unmittelbare Schüler die Orakel des Volkes waren, hinzu, ließ aber alle Argumente aus den Überlieferungen, dem Koran und den apostolischen Erzählungen hinweg. Später holte er jedoch diese nach und bearbeitete auch sonst das Original zu größerer Brauchbarkeit; ein Werk, Fetwas (فتاوي) betitelt, und zwar in einer größern und kleinern Sammlung, die Nedschm-ed-din Jusuf Ben Ahmed Khássi später in besondere Capitel brachte. Am meisten zog man die größere Sammlung zu Rathe. Einen Tractat über das Gebet Terá víh [2]); ein Handbuch über die Läuterung (كتاب التزكية), einen Commentar zum Buche der Mauern (كتاب الحيطان) von Mordschi, d. i. Gebete bei Errichtung von Mauern; einen Aufsatz über das Kochen des Mostes (كتاب طبخ العصير), endlich einen Tractat über das Verhalten der

*) Vergl. 2 Sam. 15 und 16.

†) *Hadschi Chalfa* und *Abulf.* Annal.

1) Andere mit Din, Religion, zusammengesetzte Bezeichnungen gingen von ähnlichen Ideen aus, wie: Stütze der Religion, Kiwám-ed-din; Ruhm der Religion, Fachr-ed-din und Iftichár-eddin; Sonne der Religion, Schems-ed-din; Schützer und Vertheidiger der Religion, Násir-ed-din, Nasír-ed-din, Násir-liddin, Moghíth-ed-din; Glanz der Religion, Schiháb-ed-din; Erwecker der Religion, Mohji-ed-din; Kräftiger der Religion, Moezz-ed-din; Vollmond der Religion, Bedr-ed-din; Erhabenheit der Religion, Alá-ed-din; Preis der Religion, Izz-ed-din; Adel der Religion, Scheref-ed-din; der Enthaltsame der Religion, Afif-ed-din; der Reine der Religion, Safi-ed-din; die Krone der Religion, Tadsch-ed-din; der Hochachtbare der Religion, Wodshíh-ed-din; Schönheit der Religion, Dschemál-ed-din; Vollkommenheit der Religion, Kemál-ed-din; der Auserwählte der Religion, Athír-ed-din; Band der Religion, Isám-ed-din; Glanz der Religion, Behá-ed-din; Säule der Religion, Imád-ed-din; Glück der Religion, Sa'd-ed-din; Licht der Religion, Dhiyá-ed-din; Getreue der Religion, Emín-ed-din; Beschützer der Religion, Mowayyid-ed-din; Arm der Religion, Adhod-ed-din; Licht der Religion, Nur-ed-din; Fromme der Religion, Taki-ed-din; Fahne der Religion, Alem-ed-din; Pol der Religion, Cotb-ed-din; Siegreiche der Religion, Mothaffer-ed-din; Harnisch der Religion, Sadr-ed-din; Schwert der Religion, Seif-ed-din; Beweis der Religion, Borhán-ed-din; Löwe der Religion, Asad-ed-din; Reine der Religion, Zeki-ed-din; Leuchte der Religion, Sirádsch-ed-din; Träger der Religion, Rokn-ed-din; Hoheit der Religion, Dschelál-ed-din; Verfechter der Religion, Mudscháhid-ed-din; Schmuck der Religion, Zein-ed-din; Heil der Religion, Saláh-ed-din; Bewahrer der Religion, Moslih-ed-din; Hauch der Religion, Nesím-ed-din; Stern der Religion, Nedschm-ed-din; Geduld der Religion, Sabr-ed-din; Edle der Religion, Seri-ed-din; Freund oder Vormund der Religion, Weli-ed-din; Vorbild der Religion, Imám-ed-din.

2) *Mour. d'Ohs.* übers. von Beck. I, 357, und *de Sacy*, Chrest. I, 167 sq.

Frauen zur Zeit der Menstruation (كتاب الحيض). Den Märtyrertod erlitt er im J. 536 (beg. 6. Aug. 1141) in Samarkand, als sich diese Stadt gegen Sendschar empört hatte. Sein berühmter Neffe, Borhán-ed-din Mahmud Ben Ahmed Ben Abd-el-asís, trat ganz in seine Fußtapfen und führte mehre Werke seines Oheims weiter aus.

2) Scheich und Mystiker Husám-ed-din, Verfasser der Geheimnisse der Kundigen (Sufis) und der Biographien der Suchenden (arabisch: اسرار العارفين وسير الطالبين).

3) Der Molla Idris Ben Husám-ed-din aus Bidlis in Armenien, der 930 (beg. 10. Nov. 1523) starb und als der erste bekannt ist, der eine persische Geschichte der Osmanen und ihrer Sultane schrieb von ihrem Anfang an bis auf Sultan Bayezid II. unter dem Titel: Die acht Paradiese (هشت بهشت). Sein Sohn, Abu'lfahdl Muhammed Defteri, setzte sie fort bis auf Selim II., und starb 987 (1579).

4) Der hanefitische Molla Moslih-ed-din Husámzade El-Atic aus Rumelien, wurde durch seine Randglossen zu dem großen Commentare, den Teftazáni (gest. 792 = 1390) unter dem Namen Motawwel zu dem rhetorischen Werke تلخيص المفتاح في المعاني والبيان schrieb, berühmt. Er widerlegte darin den Molla Khosru, der gegen einen andern Glossator, den großen Dschordschani, zu Felde gezogen war. Ferner sind von ihm Glossen, obwol nicht bis zum Ende des Werks, fortgeführt, zum Commentare Taudhih (توضيح) über die Grundlehren des Rechts im Werke Tenkih el-osul vom hanefitischen Richter Sadr-el-scheriet Obeidallah Ben Mes'ud Mahbubi aus Bochara, der 747 = 1346 starb; dann Glossen zu desselben Teftazáni berühmtem Werk über die Metaphysik Mekásid, und endlich noch ein Commentar unter dem Titel Tersih zu dem jedem gelehrten Muslim unentbehrlichen Handbuch über die abgeleiteten hanefitischen Rechtslehren Wikáyet el-riwáyet si mesáil el-hidáyet des Imam Borhán el-scheriet Mahmud Ben Sadr-el-scheriet.

5) Husám-ed-din Hosein Ben Ali Sanáti, Hanefit, der im J. 710 (beg. 31. Mai 1310) starb, und unter dem Titel Tesdid einen Commentar zum Temhid über die Grundpfeiler des Glaubens an einen Gott (التمهيد لقواعد التوحيد) des Meimun Ben Muhammed Nesefi (gest. 508, beg. 7. Jun. 1114) verfertigte.

6) Muhammed Ben Husám-ed-din, der in seinem persischen Gedichte Chawernameh, Buch des Occidents, das Leben des Khalifen Ali Ben Abi Taleb besang, und 892 = 1487 in Kuhistan starb.

7) Husám-ed-din Hosein Ben Abd-el-rahman, der Mufti von Amasia, gest. 626 = 1229, ist Verfasser mehrer Tractate über streitige Rechtsfragen. Seine Gelehrsamkeit ging als Schriftsteller vorzüglich auf Casuistik zurück, und unter seinen kleinern Schriften ragte vor Allem die gegen die Secte der Bezaziye gerichtete, über die Zulässigkeit des Kreistanzes der Mönche, hervor. Andere traten später ebenfalls auf seine Seite und verfochten seine Meinung. In einem andern Tractate sprach er über die Verleumder des Propheten in drei Theilen: 1) was man unter einer Verleumdung des Propheten zu verstehen habe und was nicht, 2) über die Beurtheilung des Verleumders, 3) über die Beurtheilung von Seiten der Ungläubigen. Auch haben wir eine Schrift über die Anführung von Zeugnissen (في نقل الشهادة). Sein bedeutendstes Werk aber ist sein Commentar zu dem allbekannten metaphysischen Werke Mewákif (مواقف) von dem Richter Adhod-ed-din Abd-el-rahman Ben Ahmed Idschi, der im J. 756 = 1355 starb.

8) Husám-ed-din Hasan Ben el-abbas, Commentator der Burda.

9) Husám-ed-din Ismail Ben Ibrahim, der die Grammatik Kasiye von Ibn Hádschib metrisch übersetzte und nachher commentirte. Er starb 1016 (beg. 18. April 1607).

10) Ahmed Ben Husám-ed-din, Verfasser des Spiegels der Könige (مرآة الملوك), eines türkisch geschriebenen, in zwei Theilen bestehenden, moralischen Werkes, von denen der erste ethische, der zweite paränetische Betrachtungen enthält.

11) Molla Husám-ed-din Muwadzdzeni aus Khowaresm, der wahrscheinlich als der erste Commentator der Encyklopädie der Wissenschaften, betitelt: Schlüssel der Wissenschaften (مفتاح العلوم) von Sekkáki (gest. 626, beg. 30. Nov. 1228) auftrat, und sich in seiner Arbeit über das ganze Werk verbreitete, was andere Commentatoren nicht thaten. Er vollendete diesen von den Muhammedanern mit unzweideutigem Lob erwähnten Commentar im Monate Moharrem 642 (beg. 9. Jun. 1244) in Dschordschaniye in Khowaresm. Dasselbe Werk commentirten auch

12) Husám-ed-din Kasi, und

13) Husám-ed-din Mer'i, Richter in Rumelien.

14) Der hanefitische Scheich und Imam aus dem Geschlechte der Omayyaden Husám-el-natir Abu'lmeáli Mes'ud Ben Schodschá Ben Muhammed, der 599 (beg. 20. Sept. 1202) starb, und Antworten über gelegentlich aufgeworfene Rechtsfragen unter dem Titel: Multekatát, schrieb.

15) Husám-ed-din Hasan Ben Abd-el-mumin Ibn-el-haufi, s. Hufi.

16) Emir Adschin Husámi, schrieb: Geschenk an die Kämpfer des heiligen Krieges über die Operationen auf den Reitbahnen.

17) Der persische Dichter Ibn Husam, der selbst von Einigen dem großen Dichter Motzaffer von Herát vorgezogen wird. Letzterer heißt auch der zweite Chakáni, weil er so festen und besonnenen Sinn in seinen Gedichten ausspricht, wie der erste. Des Ibn Husám

Tod fällt in die Regierung des Herrschers von Herát, Schems-ed-din Kurt, 737 (beg. 10. Aug. 1336). Seine Gaselen werden noch jetzt gern gelesen.

18) Husám-ed-din aus Khauf in Kuhistan, ein Naturdichter, der sich als Bauer in Hymnen auf den Propheten und die Imame ergoß. Auch Dewletschah führt ihn unter seinen persischen Dichtern auf. Doch ist der Werth seiner Gesänge nicht eben groß. Er starb 875 (beg. 30. Jun. 1470).

19) Kemál Ben Dschemál Husámzadeh aus Herát, ist Verfasser des persischen Commentars zu der metrischen lexikologischen Abhandlung in 200 Versen, von Abu Nasr Mes'ud Ben Abi Bekr Ben Hosein Ben Dschafar Farihi, dem Philologen, unter dem Titel: Anfänge für die Jünglinge (نصاب للصبيان), wozu auch der große Dschordschâni einen Commentar schrieb [3]). (*G. Flügel.*)

HUSANUS, 1) Bernhard Melchior, lebte um 1632 und war kursächs. Amtsschösser zu Freiburg in Thüringen, schrieb einen Nucleum Saxonicum, und gab Nicol. Vigelii Gerichtsbüchlein vermehrt und verbessert heraus.

2) Heinrich, geboren zu Eisenach am Nikolaitage 1536, wo sein am 5. April 1563 verstorbener Vater Bürgermeister war. Zur Erlernung der Handlung wurde er nach Bergen in Norwegen geschickt, kehrte aber, weil er die dort erfahrene übele Behandlung nicht ertragen konnte, bald zu seinen Ältern zurück, widmete sich dem Rechtsstudium, und bezog 1553 die Universität Wittenberg, dann Ingolstadt, und 1557 Bourges. Von hier begab er sich nach Padua, wo er 1559 an einem hitzigen Fieber schwer erkrankte. Nach seiner Genesung besuchte er seine Ältern und übte sich hierauf einige Zeit zu Speyer, dem damaligen Sitze des Reichskammergerichts, in der Praxis. Am 6. Sept. 1561 ward er Professor der Rechte in Jena und nahm zugleich die Doctorwürde an. Aber schon im folgenden Jahre wurde er fürstlich sächsischer Rath zu Grimmenstein, und reiste 1564 als Gesandter des Herzogs nach England. Wegen der Grumbachschen Händel schickte ihn der Herzog 1565 nach Wien an den Kaiser und 1566 auf den Reichstag nach Augsburg, um seinem Herrn bei den Statibus Imperii das Wort zu reden. Seine am 25. April und 2. Mai 1565 an den Herzog geschriebenen Briefe geben genugsam zu erkennen, wie sehr es demselben anlag, sich des Grumbachs zu entschlagen; aber der Herzog wollte ihn nicht hören. Da ihm nun zu Augsburg gerathen wurde, von dieser Angelegenheit nichts mehr zu erwähnen, so ward er seiner Gesandtschaft überdrüssig, begab sich nach Heidelberg, und sandte dem Herzoge, den er nachher nicht weiter sah, die ihm gewordene Instruction zurück. Er war darauf so unglücklich, in Gotha das Seinige zu verlieren; durch welche Verhältnisse, ist nicht angegeben. Im J. 1567 berief ihn der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg zu seinem Geheimerath und Kanzler. In dessen Angelegenheiten reiste er 1570 nach Speier. Im J. 1573 bewog ihn eine schwere Krankheit, in einem lateinischen Gedichte, sich seine Entlassung zu erbitten. Er wollte nun sein Leben in der Stille zubringen; dennoch ließ er sich im J. 1574 bewegen, in der Stadt Lüneburg Syndicus des Raths zu werden. Hier betrieb er den, am 24. Jul. 1576 mit dem Herzoge Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg abgeschlossenen und in Rehtmeyers braunschw.-lüneburg. Chronik, S. 1614 abgedruckten, Receß. Auch redigirte er im J. 1583 das dort noch bis auf diesen Tag gültige Kraft habende, lüneburger Stadtrecht (abgedruckt in *a Pufendorf*, Observ. jur. Rom. Tom. IV. adp. p. 624—856). Er starb zu Lüneburg am 9. Dec. 1587.

Husanus war ein sehr gelehrter und gewandter Geschäftsmann und ein gepriesener lateinischer Dichter; von neuern Sprachen verstand er sogar Spanisch und Italienisch; auch in der griechischen Sprache war er vollkommen bewandert. Man hat von ihm: Horarum successivarum sive imaginum Mosaicarum libri II., herausgegeben von Nathan. Chyträus, und dem Magistrate zu Lüneburg gewidmet (Rostock 1577. 4.); Dierum dominicarum preces anniversariae (ibid. 1587. 4.); Elegiarum libri II. (ibid. 1577. 4.); Mecklenburgisches Lehenrecht, wie solches zur Zeit seines Kanzleramts zu fernerer Berathschlagung zusammengetragen worden, mit Wesenbecks Gutachten abgedruckt in Gerdes Sammlung verschiedener Schriften und Urkunden, welche die mecklenburgische Geschichte und Landesverfassung erläutern können (Wismar 1736. 4.). 1. Bd. Nr. 6. 2. Bd. Nr. 1. *).

3) Johann Friedrich, aus dem Mecklenburgischen, schrieb einen Tractat de servis et hominibus propriis, welcher 1590 nebst *Hippolyti Bonacossae* tractatus de servis zu Cöln in 8. gedruckt, und auch in die von Otto Tabor 1663 zu Gießen herausgegebene Sammlung von Abhandlungen über diesen Gegenstand mit aufgenommen ist. (*Spangenberg.*)

HUSAREN, Benennung einer nach ungrischer Art bekleideten, berittenen und bewaffneten Gattung leichter Reiterei, entstanden aus dem berittenen Aufgebote der ungrischen Edelleute unter Matthias I. 1458, das, weil der 20. Bauerhof den Reiter stellte, von Hussz, zwanzig, und ar, Sold, also benannt wurde. Im dreißigjährigen Kriege verschwindet dieser Name in dem der Kroaten, mit welchem man alle leichte Reiterei bezeichnete; doch nach dem Frieden ging der Name Kroat auf die Gebirgsmiliz zu Fuß über und die berittene Miliz der Ebenen Ungerns nahm den alten Namen wieder an. Nach ihr, dem trefflichsten Reitermuster jener Zeit, bildeten später die andern europäischen Mächte ihre leichte Reiterei wenigstens dem Äußern nach ungrisch aus, und so entstand die Truppengattung, welche man heutzutage Husaren nennt, und durch Pelz und Dollman, den krum-

3) Alle diese Nachrichten sind zum größten Theil aus ungedruckten Quellen des Hadschi Chalfa genommen.

*) Vergl. *Zeumer*, Vit. profess. jur. in acad. Jenensi, p. 34 sq. Hanoversche gelehrte Anzeigen. 1755. Nr. 38. Rotermund, Gelehrtes Hanover. 2. Bd. S. 435 fg.

men Säbel und das ungrische Reitzeug mehr als durch den Sicherheitsdienst bei den Armeen unterscheidet, den sie früher, bis zu den letzten Kriegen, fast ausschließlich (außer in der russischen Armee, wo die Kosaken dies thun) zu besorgen hatte. Gegenwärtig ist fast überall der Husar nicht leichter bewaffnet und beritten als der Dragoner und der Jäger zu Pferde (Chevauxlegers) oder Ulahn (Lancier). (*Benicken.*)

HUSBY, ein St. Bernhardiner-Mönchskloster in der schwedischen Provinz Dalarne, Kirchspiel Husby, im J. 1486 durch Ritter Inge Johansson Ulfve gestiftet unter dem Namen Gottesberg (Gudsberg); nur in Ruinen übrig. Daneben liegt eine der Krone gehörige Pulverfabrik *). (*v. Schubert.*)

HUSBYE, 1) Harde im Amte Flensburg des dänischen Herzogthums Schleswig, bildet einen Theil der alten Landschaft Angeln, ist 2¼ Meilen lang, eine Meile breit, hügelig, waldig, mit anmuthigen Gegenden, und enthält die fünf Kirchspiele: Grumtoft, Husbye, Hürup, Rüllschau und Adelbye. 2) Kirchspiel und Kirchdorf in der Husbyeharde des schleswigschen Amtes Flensburg. Man findet darin heidnische Grabhügel, unter welchen besonders der sogenannte Mölhoy merkwürdig ist. (*Klaehn.*)

HUSCE, ein Gau Niederlothringens an der Maas, wo die Asche sich in sie ergießt. Otto der Große schenkt in der Urkunde vom J. 944 das an dem Flusse Votra erbaute Kloster Echa, gelegen im Gaue Husce in der Grafschaft Rodulfs, der lütticher Kirche [1]). Das Kloster Eiche, Eicke, lag in der lütticher Diöces bei Mayseck, daher war der Gau Husce ein Untergau des großen Obermaasgaues (Masagowi, Masau) [2]). (*Ferd. Wachter.*)

HUSCH, auch HUSSI oder HUSSY, Stadt in der Moldau, Zara de Schoss, Zinut Falschi, am linken Ufer des Pruth, acht Meilen von Jassy, zwischen dieser Stadt und Falschi auf der südlichen Straße nach Fokschan und Bukarest. Sitz eines griechischen Bischofs, mit einer griechischen Kathedrale und einem katholischen Kloster. Der hier gebaute Tabak ist der beste in der Moldau. Hier schloß Peter der Große, am 11. (23.) Jul. 1711, den Frieden mit den Osmanen, der ihn und seine vom Feinde gänzlich eingeschlossene Armee rettete; auch fiel hier 1770 eine Schlacht vor, worin die Russen über die Türken siegten. Im J. 1821 stand Georg Kantakuzeno in dieser Gegend, war aber unglücklich. (*Stein* und *Karl Iken.*)

Huschenk (Hoschang), s. Bonzen.

HUSCHENK od. HUSCHENKSCHAH (هوشنگ شاه), obwol der erste Pischdadier und zugleich der Begründer der ersten persischen Dynastie, war deshalb, nach der Fabel der Eingeborenen, nicht auch der erste Herrscher Persiens. Diese Ehre fällt dem Keijumers Gülschah (کیومرث کلشاه) zu, den das Volk, der ewigen Anarchie müde, freiwillig zu seinem Regenten erhob. Dieser erste Regent Persiens, den man in die Zeit Noahs setzt, erlebte, trotz seiner 283jährigen Regierung, nur das einzige Unglück, seinen Sohn Siamec zu verlieren, und so ging die Regierung auf seinen Enkel Huschenk über, der Sage nach 2033 v. Chr. H.'s ausgezeichnete Herrschertalente verschafften ihm den Titel Pischdad (پیشداد), d. h. des Gerechten [1]). Zu seiner Gerechtigkeit gesellte sich auch Weisheit und kluge Besonnenheit, und diese Eigenschaften erwarben ihm den zweiten Beinamen Ferhenk (فرهنگ). Ihm werden eine Menge neuer Einrichtungen und Entdeckungen zugeschrieben. Er ließ zuerst Minen anlegen, erfand das Beil und anderes nützliches Handwerkszeug, führte Ackerbau ein, lehrte die geschickte Anwendung des Getreides, vorzüglich des Weizens, legte Kanäle an und befruchtete durch sie Äcker und Wiesen. Auch wird ihm die Erbauung der Stadt Sus oder Schuster, der Hauptstadt des spätern Khusistan oder Susiana, und sonst die Errichtung merkwürdiger Baudenkmäler in verschiedenen Ländern Asiens zugeschrieben. Aus allen diesen Berichten der persischen Schriftsteller geht soviel hervor, daß sich an den Namen Huschenk die segensreichsten Verdienste um das Vaterland in den ältesten Zeiten knüpfen. Als personificirte Gerechtigkeit und Weisheit ward er Gesetzgeber seiner Nation, traf die dem Klima und der natürlichen Beschaffenheit des alten Fars zuträglichsten Einrichtungen und Vorsichtsmaßregeln, und beförderte durch sie das Gedeihen des Landes von Außen und Innen. Jedes Volk will etwas von seinen ersten Anfängen, von seinen Regenten und ihren Verdiensten wissen. Finden sich nicht gleiche Spuren ähnlicher nützlicher Erfindungen auch in der heiligen Schrift als angestammtes Verdienst der Familie Lamech? Huschenkschah wird gewöhnlich auch für den Verfasser des persischen جاودان خرد livre de l'éternelle raison, worüber de Sacy in den Mém. de l'Acad. roy. des Inscr. et Bell. Lett. Tom. IX. zu vergleichen, gehalten. Dieses Werk trug der Vesir des Khalifen Mamun, Hasan Ben Sahl, in einer Auswahl des Bessern ins Arabische über, und Ali Ben Meskaweih nahm es in dieser Redaction in die Vorrede seines Buches: Die Lebensregeln der Perser und Araber (آداب) auf. Es führt auch den Namen: Das Testament des Huschenk, und steht in der nächsten Verwandtschaft mit den Fabeln des Bidpai, dem Koleila we Dimneh, dem Humajun Nameh ꝛc. [2]). In dem Romane: Huschenk Nameh, der türkisch vorhanden ist, werden eine Menge Fabeln mitgetheilt, die sich alle auf seine aus dem Reiche des Unglaublichen hergenommenen Großthaten beziehen. Diese nämlich vollbrachte er sämmtlich vermittelst des 12 Fuß hohen Ungeheuers Rachsch (رخش), das

*) Nach Tunelb.

1) Urk. bei *Miraeus*, Diplom. Belg. Lib. II. Cap. 22. p. 258, und Cod. donat. piar. Cap. 21. p. 32. 2) Chron. Gottwic. Lib. IV. Cap. 225. Prodrom. P. II. p. 641. Cap. 303. p. 692.

1) Diese Deutung wird wenigstens dem Worte beigelegt.

2) Vergl. auch *Assemani* Bibl. Orient. Vatic. Clem. T. I. p. 221. Anm.

das Erzeugniß eines Krokodils und eines Flußpferdes war, und das er durch das magische Schild seines Großvaters und mit Anwendung aller ihm zu Gebote stehenden Kraft gebändigt hatte. Seine natürlichen und vorzüglichsten Feinde waren die furchtbaren Riesen des Landes, die er alsbald alle durch sein Wunderroß unschädlich machte. Dessenungeachtet erlag er ihren hinterlistigen Nachstellungen, indem sie ihn in den Engpässen bei Demavend durch große herabgeschleuderte Felsstücken tödteten. Über seinen Nachfolger ist man nicht einig, behauptet aber, daß erst sein Urenkel Tahmuras (طهمورث) der Divbändiger, dem Dschemschid folgte, die Dynastie der Pischdadier auf den persischen Thron fortgeerbt habe. (*Gustav Flügel.*)

HUSCHKE (Immanuel Gottlieb), war im J. 1760 zu Greußen im Fürstenthume Schwarzburg-Sondershausen geboren. Den ersten Unterricht verdankte er den Lehranstalten seiner Vaterstadt. Von seinen Kenntnissen in der Philologie, der er sich auf der Universität Jena vorzugsweise widmete, gab er einen erfreulichen Beweis durch eine im J. 1783 vertheidigte Dissertation, in welcher er einige Stellen des Tibull und Properz aus griechischen Quellen erläuterte [1]). Als Führer eines jungen reichen Mannes ging er nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn nach Holland, wo er eine Professur der alten Sprachen an der Universität zu Leyden erhielt. In Amsterdam ließ er (1792) in lateinischer Sprache ein kritisches Sendschreiben an van Santen über den Properz drucken, begleitet von scharfsinnigen Erläuterungen einzelner Stellen des Catull und Tibull. Seit 1798 lebte er als Privatlehrer zu Göttingen, beschäftigt mit philologischen Studien, aus denen unter andern die in Wielands teutschem Merkur (1800. 5. St. S. 38—55) gedruckte Abhandlung, die Analecta critica in philosophiam graecam (Jen. et Lips. 1800) und die Disp. de fabulis Archilochi (Altenb. 1803) hervorgingen [2]). Im J. 1806 folgte Huschke einem Rufe nach Rostock. Er ward an der dortigen Universität Professor der griechischen Sprache und Literatur. In jene Zeit (1806) fällt seine zu Rostock in 4. gedruckte Abhandlung: de Orphei Argonautica. Im J. 1810 ward er Professor der Beredsamkeit und der schönen Wissenschaften. Bei dieser Gelegenheit vertheidigte er seine Disputatio de progressu humanitatis studiorum in Germania (Rostoch. 1810). In den Jahren 1813 und 1814 ließ er in einzelnen lateinischen Programmen Erläuterungen einzelner Elegien des Tibull drucken, und fügte dem durch ihn berichtigten Texte des römischen Elegikers die Varianten der von Joh. Heinrich Voß besorgten Ausgabe bei. Seine eigene erschien 1819 zu Leipzig in zwei Octavbänden. Eins seiner letzten Werke waren seine Analecta literaria (Lips. 1826) [3]). Neben seiner Professur war ihm auch die erste Bibliothekarstelle an der Universitätsbibliothek übertragen worden. Er starb im 68. Lebensjahre, den 18. Febr. 1828, während eines Besuchs zu Greußen. Er war nie verheirathet gewesen, und hatte daher, mild und wohlwollend gesinnt, vielen Armen ein Retter, Helfer und Versorger werden können. Er hatte den Sinn für ein gründliches Studium der Philologie in seinen Schülern geweckt, und war ihnen Vorbild gewesen in seinen classischen Schriften. Heuchelei und Egoismus waren ihm fremd, und unbegründete Gelehrsamkeit und erschlichenen Selbstruhm verachtete er aufs Tiefste. Zu bedauern ist, daß die Ausgabe des Properz, an der er über 40 Jahre gearbeitet, unvollendet geblieben ist. Doch fand sich in seinem literarischen Nachlasse das ganze kritische und exegetische Material zu der von ihm beabsichtigten Edition jenes römischen Elegikers, und außerdem reichhaltige Collectaneen, besonders Erläuterungen der griechischen Anthologie und allgemeine Bemerkungen über verschiedene griechische und römische Schriftsteller, in alphabetischer Ordnung [4]). (*Heinr. Döring.*)

HÚSDRÁPA (von Hús, Haus, und Drápa, die vornehmste, längste und feierlichste Gattung unter den Ehrengedichten), d. h. Ehrengedicht auf das Haus, heißt das berühmte Lied des dem Heidenthume mit größtem Eifer ergebenen Ulf Uggason im 10. Jahrh., in welchem er die mythologischen Darstellungen (eingegrabene und ausgemalte Schnitzwerke), mit denen das neue Haus des isländischen Großmannes Olaf Pá (Pfau) geziert war, namentlich den Streit Heimdalls mit Loki wegen des von diesem der Freia gestohlenen Halsschmuckes, Brísingamen und Thors Fahrt auf das Meer, auf welchem er den Riesen Hymir und die geangelte Middgardschlange erschlug, besang. Bruchstücke dieses Gedichts hat die Skalda aufbewahrt, und Finn-Magnusen *) zusammengestellt und übersetzt. Wegen der räthselartigen Bildersprache und noch mehr der häufig äußerst künstlichen Wortstellung gehört die Húsdrápa zu den schwerer zu verstehenden Skaldenliedern. Als Probe, nicht des schwierigen Verständnisses des Gedichts, sondern seines Dichterwerths, geben wir die Strophe, worin der Augenblick dargestellt wird, als Thor die geangelte Middgardschlange an das Schiff heraufgezogen hat:

Innmáni skein ennis
Öndótts vinar banda,
Ass skaut aegigeislum

---

1) Diss. in qua *Tibulli* et *Propertii* quaedam loca e graecis fontibus derivantur (Jenae 1783. 4.). 2) Auch abgedruckt in *A. Matthiae* Miscellaneis philologicis. Vol. I. P. I. No. 1. 3) Darin I. *Caj. Val. Catulli* Carmina sex priora, cum comment. *J. Bruncknusii*, *J. Verburgii* et editoris; II. *Marc. Tullii Ciceronis* Orationes pro *M. Tullio*, quae exstant, cum commentariis et excursionibus Ed. *Huschkii*; III. Comment. de *Tibullo* et *Propertio*; IV. Epistolae virorum doctorum ineditae.

4) S. Hesse, Verzeichniß gelehrter Schwarzburger. 7. Programm. Allgem. Schulzeitung. 1828. Nr. 187. Den Neuen Nekrolog der Teutschen. 6. Jahrg. 1. Th. S. 138 fg. Meusel, Gelehrtes Teutschl. 3. Bd. S. 475. 9. Bd. S. 648. 14. B. S. 212. 18. Bd. S. 239 fg. 22. Bd. 2. Lieferung. S. 884 fg.

*) Disquisitio de imaginibus in aede Olavi Pavonis sec. X. exstructa hinter der Laxdaela-Saga (Copenh. 1826). p. 386 sq. Vgl. den Nachtrag im Lex. Mythol. p. 907. In letzterem Werke sind auch andere Bruchstücke aus der Húsdrápa S. 309, 403, 420, 459, 481—482; S. 482 und 907 solche, die aus ihr zu sein scheinen, ebenfalls in der Urschrift und Übersetzung mitgetheilt.

Ordsaell á men stordar;
Enn stirdthinull stundi
Stondalegs, fyri bordi
Fróns á fólka reyni
Fránleitr oc blés eitri.

„Es schien der Innenmond des grimmigen Freundes der Götter (d. h. Thors Auge funkelte), der gepriesene Ase schoß schreckliche Strahlen auf das Halsband der Erde (d. h. den erdumgürtenden Lindwurm). Aber der straffausgedehnte Schillerfarbige des Erdenbettes (d. h. des Meeres) vor dem Borde stierte auf ihn, der sich an den Erdvölkern versucht, und blies Gift." Außer dem Kunstwerth ist die Húsdrápa auch in götterlehrlicher Hinsicht sehr wichtig. (*Ferdinand Wachter.*)

Husein, s. Hosein; vergl. auch Dey.

HUSEINI oder HUSSEINI, Beiname des osmanischen Dichters Emir Hussein, aus Adrianopel, welcher Zuckerbäckerei trieb und als der schönste Jüngling seiner Zeit galt. Seine Poesien gehören nicht zu den vollkommensten [1]). D'Herbelot [2]) gedenkt eines aus Damaskus gebürtigen arabischen Schriftstellers (gest. 820 d. Hedsch.), Hosni oder Hesni, mit dem Beinamen Taki-eddin al Hossaini (Husseini), welcher Lebensbeschreibungen moslimischer Heiligen und Anweisungen für Asketen geschrieben habe. (*A. G. Hoffmann.*)

HUSEN (Friedrich von), teutscher Dichter. Von seinen Lebensumständen ist wenig mehr bekannt, als daß er unter Kaiser Friedrich II. einem Kreuzzuge beiwohnte. Die Manessische Sammlung (1. Th. S. 91—96) enthält eine nicht unbeträchtliche Sammlung seiner Minnelieder, wozu noch sieben Strophen aus dem Weingartner Codex kommen, welche in der Müllerschen Sammlung teutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrh. (Berlin 1782) Bd. III. S. XLVII. abgedruckt sind. Adelung vermuthet aus seinen Gedichten, daß er am Rheine zu Hause war *). (*Heinr. Döring.*)

Hushak, s. Uschak.

HUSIATYN, Stadt am Podhorze im tarnopoler Kreise des Königreichs Galizien, mit einer katholischen und einer unirten Kirche, einem Schloß und einem Grenzzollamte. (*R.*)

HÜSIFUHREN, ein gewaltiger Gletscher in dem Ruppletenthale, welcher den hintersten Theil des wilden Maderaner- oder Kerstelenthales bildet, im eidgenössischen Canton Uri. Das Thal ist von den hohen Schneebergen Dödi, Windgelle, Diſpeltansch und Krispalt umgeben. Der Gletscher senkt sich in südwestlicher Richtung von den klarider Alpen vier bis fünf Stunden weit mit einer Breite von ein bis anderthalb Stunden ins Thal herunter. Aus demselben entspringt der wilde Kerstelen- oder Maderanerbach, der auch die Abflüsse anderer rings herum liegender Gletscher aufnimmt und oft fürchterlich anschwillt. Er verläßt das Thal bei dem Dorf am Stäg an der Gotthardstraße und ergießt sich in die Reuß. Das Thal ist gegen Nordosten geschlossen. Nur ein höchst gefährlicher Fußsteig führt über den Gletscher auf die obere Sandalpe im Canton Glaris; der höchste Punkt dieses Weges ist 8370 Fuß über dem Meere. (*Escher.*)

HUSILLOS, Villa in der spanischen Provinz und Partido Palencia am Carrion. (*Stein.*)

HUSIN, HOUSI, ein vom Gaue Huosi verschiedener Gau zwischen der Loisach und Ammer und dem Wirmsee und Staffelsee, hatte, wie man wahrscheinlich findet, seinen Namen von dem jetzt nicht mehr vorhandenen Schlosse Hausen, nicht weit von Benedictbeuren [1]). Wichtig zur Kenntniß desselben ist die Urkunde Heinrichs II. vom J. 1010, in welcher des Klosters Pollinga und des Allodes in den Dörfern Pollinga (Polling an der Ammer), Wilheim (jetzt die Stadt Weilheim an der Ammer), Ubingen, Ricden (an dem Staffelsee), Anstetin, Aschering [2]), Hunenwang, Pfaffenhofen [3]), gelegen in der Grafschaft Adaberis, im Gaue Housi gedacht wird [4]). Zum J. 1085 in der Urkunde des Bischofs Nortpert von Chur, Grafen von Hochinwart für die Stiftung des Klosters Hegibach (später Habach, Collegiatkirche weltlicher Chorherren), erscheint dieses Kloster zwischen dem Kloster Burun (Benedictbeuren) und Murnau im Herzogthume Baiern im Gaue Husin, in der Grafschaft des Grafen Siegemar, und wird ihm Dugelstat (jetzt das Dorf Olstat zwischen Schlechtorf und Eschenloch, unweit der Loisach), beigefügt [5]). Der Gau Husin war ein Untergau des Großgaues Sundregewe [6]). (*Ferd. Wachter.*)

HÜSING, dünne, aus drei Garnen bestehende Linien, etwas dicker als Marlien und dünner als Sticklien. Wird von den Reepschlägern in Bunden geliefert. (*C. H. Müller.*)

HUSITIN, ein Gau in Thüringen, an dem Fluß Ilm. Der Bezirk Dribur lag in diesem Gaue, den wir im Weimarschen an der Ilm bei den Orten Ober- und Untertrebra suchen müssen. Der alte thüringische Gau Husitin wird in einer von dem Könige Konrad am 1. Jul. 912 zu Frankfurt ausgestellten Schenkungsurkunde des Klosters Fulda erwähnt *), und über seine Lage in der angegebenen Gegend gibt das Chron. Gottw. p. 642 Auskunft. Wahrscheinlich ist er mit dem von Gerken in dem Cod. Diplom. Brandenburg. Tom. I. p. 24

---

1) Vergl. Latifi oder biograph. Nachrichten von vorzügl. türkischen Dichtern, übers. v. Thom. Chabert. S. 135 fg. 2) Oriental. Biblioth. 2. Bd. S. 754. Die teutsche übers. (unt. d. Art. Hosni).

*) S. dessen Magazin für d. teutsche Sprache. 2. Bd. 3. St. S. 28. Koch, Compendium der teutschen Literaturgeschichte. 2. Bd. S. 53. Museum für altteutsche Literatur u. Kunst, von v. d. Hagen, Docen und Büsching. 1. Bd. 1. St. S. 179.

1) Hund. Bairisches Stammbuch. 1. Th. S. 21 und 24. 2) Nach dem Chron. Gottw. Lib. VI. Cap. 224. p. 641, vielleicht Aschering bei Andechs. 3) Wenn Hunenwang (Hohenwang) bei Windach, nicht weit vom Ammersee, und unter Pfaffenhofen Pfaffenhofen zwischen der Ammer und Wirm bei Starnberg zu verstehen, so scheinen dem Chron. Gottw. diese Orte nicht im Gaue selbst gelegen zu haben. 4) Urk. bei *Meichelbeck*, Chron. Frising. p. 486. No. 1154. Vgl. *Hund*, Metrop. T. III. p. 73. 5) Urk. bei *Hund* T. II. p. 268. 6) Chron. Gottwic. Lib. IV. Cap. 224. p. 641. Cap. 438. p. 793.

*) *Schannat*, Tradit. Fuldens. p. 227. No. 552. *Schultes*, Direct. Diplom. Tom. I. p. 43.

angeführten Gau Uſiti einerlei. Er grenzte ſüdweſtlich an den Gau Languizza oder Langwieſengau, nordweſtlich an den Gau Engilin oder Angelagowe, ſüdöſtlich in der Gegend von Jena an den großen Orlagau, und nordöſtlich in der Gegend von Sulza und Eckardtsberge an den Gau Spiliberc. (*Aug. Wilhelm.*)

HUSKISSON (William), war den 11. März 1770 zu Birch-Moreton in Worceſterſhire geboren, wo ſein Vater, der Sohn eines Landgutbeſitzers in Staffordſhire, ein anſehnliches Pachtgut verwaltete. In früher Jugend entwickelten ſich ſeine ſeltenen Geiſtesanlagen. Nachdem er verſchiedene Schulen beſucht hatte, nahm ihn 1783 der Bruder ſeiner ihm früh entriſſenen Mutter, D. Gem, ein gelehrter und geſchätzter Arzt, zu ſich, und ſorgte zu Paris, wohin er (1762) dem Herzoge von Bedford als britiſchem Geſandten gefolgt war, und ſich ſpäterhin dort niedergelaſſen hatte, für eine ſorgfältige Erziehung des talentvollen Knaben. Daß letzterer anfänglich Arznei ſtudirt, iſt ebenſo wenig erwieſen, als daß er in einem Wechſelhauſe als Gehilfe gedient habe. Dieſe Gerüchte ſcheinen abſichtlich von ſeinen Gegnern verbreitet worden zu ſein, um dadurch einen Schatten auf den nachher ſo hochgeſtellten Staatsmann zu werfen. Huskiſſon, als Erbe von dem größern Theile des väterlichen Gutes in Staffordſhire, war nicht zur Wahl eines Berufsfaches genöthigt, um ſich die Mittel zu ſeiner Subſiſtenz zu ſichern. In jedem Falle hatte der Aufenthalt in Paris den entſchiedenſten Einfluß auf ſeine Geiſtesbildung. Der Sinn für Politik wurde früh in ihm geweckt, wahrſcheinlich durch die Bekanntſchaft ſeines Oheims mit Franklin, der 1785 als Geſandter der vereinigten Staaten von Nordamerika in Paris lebte. Bald nachher feſſelten den Jüngling die Ereigniſſe der Revolution und die Ausſichten, die ſie eröffnete. Er war bei der Einnahme der Baſtille zugegen. Noch iſt ſeine Rede vorhanden, die er bald nachher in dem Clubb Quatre-vingt-neuf hielt. Er empfahl darin ſtatt einer fernern Ausgabe der Aſſignaten, die ihren Werth verloren, zur Deckung des Staatsbedarfs den Verkauf der Nationalgüter. Unerwieſen iſt, ſo oft es auch ſeine Gegner behauptet haben, daß H. Mitglied des Jakobinerclubs geweſen ſei. Im J. 1792 kehrte er mit dem britiſchen Geſandten, Lord Gower, dem nachherigen Marquis von Stafford, nach England zurück. Seine gründlichen Kenntniſſe der franzöſiſchen Sprache hatten ihn jenem einflußreichen Mann empfohlen, der ihm (1793) eine Anſtellung bei dem damaligen Miniſter des Innern, Henry Dundas, dem nachmaligen Lord Melville, verſchaffte. Dundas bedurfte damals eines der franzöſiſchen Sprache kundigen Mannes, um die Unterſtützung der Ausgewanderten in England zweckmäßig zu leiten. Um jene Zeit reifte in H. der Entſchluß, ſich dem öffentlichen Leben zu widmen, zu welchem ſich ihm, nachdem er ſein Erbgut verkauft, bald glänzende Ausſichten eröffneten. Seine Talente und der Sinn für praktiſche Geſchäftsthätigkeit hatten Pitts Aufmerkſamkeit erregt. Ein inniges Freundſchaftsverhältniß kettete ihn an Canning, der eben damals ſeine politiſche Laufbahn begann. Im J. 1795 erhielt H. die Stelle eines Unterſtaatsſecretairs im Coloniedepartement, dem damals Dundas vorſtand. Durch Pitt begünſtigt, kam er ins Unterhaus und behielt ſeinen Sitz bis zu der im J. 1802 erfolgten Auflöſung des Parlaments. Eine Stelle darin erhielt er, nachdem er bei der neuen Wahl nicht hatte durchdringen können, erſt im J. 1804, als Pitt und ſeine Freunde noch einmal an die Spitze der Verwaltung gelangt waren. Er war ſeitdem ununterbrochen Parlamentsmitglied, zuletzt für die Stadt Liverpool. Als Pitt ſtarb, legte er ſeine Stelle nieder, und gehörte während der kurzen Zeit der Verwaltung unter Fox und Grenville zur Oppoſitionspartei. Im J. 1807 erhielt er eine Anſtellung bei der Schatzkammer, als Canning Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geworden war. Jene Stelle legte er 1809 bei dem damaligen Austritte Cannings aus dem Miniſterium nieder, und lebte ſo lange amtlos, bis ſein Freund (1814) Geſandter in Portugal geworden war. In ſeiner untergeordneten Stelle im Miniſterium blieb er bis zum J. 1823. Um dieſe Zeit ward er an Robinſons Stelle Präſident der Handelskammer, und gelangte bald nachher ins Cabinet. Als Canning ſtarb, ward H. unter Goderichs Miniſterium Staatsſecretair für die Colonien. Als deſſen ſchwache Hand das Staatsruder niederlegte, behielt H. auch unter Wellingtons Verwaltung ſeine bisher bekleidete Stelle, um die Ausführung der politiſchen Grundſätze, von denen nach ſeiner Anſicht Englands Wohl abhing, ſelbſt zu leiten. Aber ſehr verſchieden von ſeinen eigenen Anſichten waren die der neuen Verwaltung über die wichtigſten politiſchen Fragen. Dieſe Verſchiedenheit der Anſichten verrieth ſich vorzüglich bei den Verhandlungen über den wichtigen Gegenſtand des Korngeſetzes. Zum völligen Bruche, den Wellington wünſchen mochte, kam es im Mai 1828, bei der Erörterung der Frage, wem das Wahlrecht, das bisher dem Flecken Eaſt-Retford gehört, zugeſtanden werden ſolle. Während H., einer früher übernommenen Verpflichtung getreu, bei jenen Verhandlungen gegen die übrigen Miniſter ſtimmte, erklärte er ſich in einem Schreiben an Wellington bereit, ſein Amt niederzulegen, wenn ſein Benehmen in dieſem beſondern Fall es nothwendig mache. In dieſer Erklärung erblickte Wellington ein unbedingtes Entlaſſungsgeſuch, und beharrte, während er den König damit bekannt zu machen eilte, auf ſeiner Deutung, ſowol H.'s ſpätere Erläuterungen, als Lord Dudly's Vermittelungsverſuche von ſich abweiſend. Huskiſſon blieb keine Wahl, als ſich zurückzuziehen. Aber hart berührte ihn der Tadel der öffentlichen Meinung, der ihn ſchon früher über ſeine Verbindung mit dem bittern Gegner Cannings getroffen. Man verzieh ihm nicht, daß er in den Verhandlungen mit dem hochfahrenden Miniſter ſeine Würde vergeſſen. Aller Beſchönigungen ungeachtet blickte aus ſeinem Benehmen die Anhänglichkeit an ſeine Stelle unzweideutig hervor, wodurch er einen großen Theil der öffentlichen Achtung, die er bisher genoſſen, verſcherzt zu haben ſchien. Nach der Rückkehr von einer bald nachher unternommenen Reiſe auf das feſte Land redete er in der nächſten Parlamentsſitzung mit vieler Einſicht mehren politiſchen

Arrargih, soll mit Zeyla und Berber in Handelsverbindungen stehen. (*R.*)

HURTADO, 1) Kaspar, war zu Montesa (Montexara) in der spanischen Landschaft Valencia im J. 1576 geboren, wurde Doctor der Theologie und Philosophie, erster Professor zu Alcala de Henares, nachdem er vorher Collega major und mehre Male Consiliarius gewesen war. Er trat 1607 in den Jesuiterorden, lehrte an 30 Jahre Theologie an verschiedenen Orten, begab sich endlich Alters und Schwachheit wegen nach Alcala, wo er als Decan der theologischen Facultät und Censor bei der Inquisition am 5. Aug. 1646 starb. Seine Schriften sind: Disputationes de Matrimonio et Censuris (Complutis 1627. Lugd. 1629); de incarnatione (Alcala 1628); de Sacramentis in genere et specie, de Baptismo, Confirmatione, Poenitentia et extrema unctione (ibid. 1629); de eucharistia, Sacrificio missae et Ordine (ibid. et Antw. 1632. fol.); de beatitudine, actibus humanis, bonitate et malitia, habitibus, virtutibus et peccatis (Madrid 1637. 4.); de justitia et jure (ibid. 1637. 4.); de religione (ibid. 1634); de legibus et de gratia; de deo trino et uno (ibid. 1642. 4. und 1662) [1]).

2) Thomas, geboren zu Toledo im J. 1589, war Clericus regularis im Minoritenorden, lehrte Theologie zu Rom, Alcala und Salamanca, war in letzter Stadt Praepositus, und starb daselbst 1659. Er schrieb: Praecursor philosophicus et theologicus (Antw. 1641), II Tom. in fol.; Resolution. moralium Lib. VI. (Sevil. 1659. fol. Colon. 1661. fol.); de Chori ecclesiastici antiquitate, necessitate et Tractibus; de congrua sustentatione eccles., de residentia sacra. Lib. XII; de unico Martyrio schrieb er gegen Theoph. Raynauds Tr. de martyrio per pestem [2]). (*Rotermund.*)

Hurtich (Kilian), s. Hortich.

HURTINGDON, eine Insel an der Ostküste des großen zum britischen Nordamerika gerechneten Landes Labrador, zwischen 53° und 54° nördl. Br. Sie liegt vor der geräumigen Sandwichbai, deren Eingang sie größtentheils versperrt, sodaß nur ein schmaler Eingang übrig bleibt, und gehört zu der großen Inselreihe, die sich längs der Ost- und resp. Nordostküste von Labrador hinzieht. Während der Zeit des Fischfanges und Robbenschlages wird sie häufig von Fischern, namentlich von Newfoundland aus, besucht. (*J. C. Schmidt.*)

HUSABY, 1) ein alter heidnischer Königssitz in der schwedischen Provinz Dalarne (Dalekarlien); seit Einführung des Christenthums ward es Sitz des Befehlshabers über Dalarne (Dala-Höfding, der davon Husaby-Man hieß), jetzt aus zwei Höfen bestehend, unweit der Kirche Husby und des Dal-Elf, über welchen hier eine Brücke führt.

2) Merkwürdiger ist Husaby in der schwedischen Provinz Westgothland, wo Olof Schoßkönig (der erste christliche König Schwedens) durch den englischen Geistlichen Siegfried um das J. 1000 getauft wurde. Schon vor seiner Taufe besaß Olof hier ein Schloß, das er nun in eine christliche Kirche umwandelte, die aber nur bis 1151 Domkirche blieb; denn bald beschloß der Erzbischof von Hamburg, Unvan, zu dessen Sprengel Schweden gehörte, daß das von Olof zur Hauptstadt des christlichen Schwedens errichtete Skara den Dom in seiner Mitte haben sollte, zu welchem bereits Thurgot zum ersten Bischofe von Skarastift, 1015 verordnet, den Grund legte. Husaby's alter Dom steht noch (jetzt eine Dorfkirche) im Laufe der Zeit, wie es scheint, wenig verändert, am Abhange des Berges Kinnerkulle, etwa eine halbe Meile vom See Wenern, 1¼ M. von Skara. Noch findet man in der Kirche alte, kleine, schmale Fenster, ja in der Thurmmauer zugemauerte Fenster, runde Löcher, spiralförmige Treppen, Gemächer, alles unleugbare Reste der alten Königsburg; die beiden äußersten der drei runden Kirchthürme lassen sich gar nicht als Schloßthürme verkennen; der dritte, etwas größere Thurm enthält die beiden Glocken und das Uhrwerk. Die Kirche ist aus gehauenen Sandsteinen gebaut und hat einen größern und zwei kleinere Altäre. An der westlichen Seite des Kirchhofes zeigt man die Gräber Olofs des Schoßkönigs und seiner Gemahlin Estrid. Die Quelle, in welcher Olof soll getauft worden sein, liegt etwa 300 Schritte östlich von der Kirche; in ihr suchten, zur katholischen Zeit, Kranke Heilung, bis sie nach der Reformation verschüttet wurde; späterhin ward sie wieder aufgegraben. Der Pfarrer Maroander errichtete über dieser Quelle 1763 einen viereckigen Stein mit Inschrift; in den Felsen gehauene Stufen führen zur Quelle hinab; Acker, Hügel, Wiesen ꝛc. um diese Quelle führen, gleich der Quelle selbst, noch St. Siegfrieds Namen. Westlich von der Kirche, neben St. Brita's Quelle auf einer Anhöhe, trifft man einiges gut erhaltenes Mauerwerk der Bischofsresidenz, nicht jener ersten, zur Zeit Olofs aufgeführten, sondern der im J. 1477 vom Bischofe Brynolph Gerlaksson erbauten oder erneuerten; denn die Bischofsresidenz in Husaby blieb Eigenthum der Bischöfe von Skara, bis sie 1527 durch den Receß von Westeräs der Krone zuerkannt wurde; von der Höhe hat man eine schöne, weite Aussicht auf die sich im Süden von Husaby ausdehnende große Ebene. Unweit jener Taufquelle ließ Siegfried eine kleine hölzerne Kirche erbauen; alle Spuren dieser Kirche sind verschwunden *). (*v. Schubert.*)

HUSAI, genauer nach dem Hebräischen (חוּשַׁי) Chuschai, d. i. eilig, einer von den treuen Anhängern des hebräischen Königs David während der für diesen bedrängten Zeit, wo Absalom in Folge einer lange vorbereiteten Verschwörung sich der Hauptstadt bemächtigte und den alten Vater zur eiligsten Flucht nöthigte. Auf Davids Rath mußte H. sich zum Schein an Absalom anschließen und fand Mittel, den für erstern sehr verderblichen Rath des Ahitophel zu vereiteln, wonach Absalom

1) Vergl. *Alegambe*, Bibl. script. Soc. Jesu, p. 149. Jöchers Gelehrten-Lexikon. 2) *Miraei* Auctarium de script. eccles. p. 336, in *Fabricii* Bibl. eccles. *Anton*, Bibl. Hispan. Jöcher, Gelehrten-Lexikon.

*) Vergl. meine Reise durch Schweden ꝛc. 3. Bd. S. 282—285.

obiit nobilis D. Gerhardus dictus Husman, miles de Andernaco. Offenbar wäre also dieses der älteste Hausname, der in Teutschland gefunden wird, denn für einen andern Namen kann er unmöglich gelten. Nach der Ähnlichkeit der Wappen zu schließen wären aber diese Hausmann mit denen von Cottenheim, bei Mayen, einerlei Stammes gewesen. Wilhelm Husmann von Namedy starb im Jahre 1312. Gerhard Husmann war mit Bela von Kettig verheirathet, und mußte daher seine Einwilligung geben, als der Schwiegervater, Arnold von Kettig, am 25. Jun. 1416 die Voigtei zu St. Sebastian-Engers, mit den dazu gehörigen Gütern, verkaufte. Wilhelm Huysmann hatte Namens seiner Hausfrau, Zichgen von Eich, Ansprüche gemacht an einen Thurm auf dem Niederwerth, mit Zubehör, und an Weingärten in vallendarer Mark und zu Montabaur, als welche Güter der Zichgen verstorbener Vater, Gudhardt von Eich, theils als Lehen, theils als Erbe innegehabt; auf diese Ansprüche verzichtete er jedoch zu Gunsten des Erzstifts Trier, gegen Empfang von 300 oberländischen Gulden, am 11. Nov. 1444. Johann Husmann von Andernach empfing am 7. August 1448 vom Erzbischofe Dieterich von Cöln die Lehen über die Voigtei zu Miesenheim. Gerlach H. von N. wird vom Grafen Gerhard von Sayn belehnt mit den Lehengütern, die sein Vater von der Grafschaft Sayn gehabt, nämlich: „an dem hohen Wynzehenden zó Andernach vss iglichem vnserm Foeder Wyns daz zweelffte Teyll so vill der fallen ist. Item vss dem Wynseeltzehenden zó Andernach daz zweelffte Teyll. Item an dem Fruchtseeltzehenden zó Andernach daz seesste Teyll. Item an dem Seeltzehinden zó Mesenheym daz seesste Teyll. Item anderhalbin Morgen Lants zo Namedy an eyme Stücke genant dat Wasemstücke." Donnerstag nach St. Michael 1477. Der nämliche Gerlach wird Donnerstag nach St. Laurentien 1484 vom Erzbischofe Johann von Trier mit den heimgefallenen Lehen des Johann von Bacheim begnadigt, nämlich mit 30 Morgen Ackerland, 10 Morgen Busch, 14 Sömmer Früchte, einer Mark Geld von einer Wiese, 14 Hühnern und zwei Gänsen zu Wolken, dann 18 Schilling Geld von der Beede zu Walrsheim, und einer Mark zu Kesselheim. Johann und Eberhard H. von N., Gebrüder, Johanns und der Jutta von Gymnich Söhne, werden vom Erzbischofe Philipp von Cöln belehnt mit Haus und Hof binnen der Stadt Andernach, in der Morgasse, mit Ackerland, Wingart und Wyckart daselbst, mit Wingart und Wyckart zu Miesenheim und Plaidt, mit der Voigtei zu Miesenheim, mit Wingart und Wyckart zu Ober- und Niederhammerstein und zu Irlich, mit Wingart und Wyckart, auch Zinsen zu Kärlich und Kettig, mit Wingart und Wyckart in der Grafschaft Wied, sammt Zinsen und Pächten daselbst, wie Gerlach Husmann die innegehabt, Donnerstag nach Misericordia 1514. Der nämliche Johann hatte aus seiner Ehe mit Hildegard Wolff von Rheindorf zwei Söhne, Anton und Eberhard. Der jüngere, Eberhard, der mit Anna Wolf, genannt Metternich, verheirathet, starb den 13. Aug. 1560. Der ältere, Anton H. v. N., Ritter und Doctor der Rechte, auch kurcölnischer Rath, hatte aus seiner Ehe mit Margaretha (nicht Helena, wie Humbracht sie nennt) von Elz die Söhne Johann Ludwig, Philipp Jakob, Adolf und Friedrich. Friedrich, wie es scheint, ein Anhänger der neuen Lehre, wurde von dem Pfalzgrafen Johann Casimir, als Kurverweser, im J. 1585 zum Verwalter des pfälzischen Amtes Borberg, und hernach zum wirklichen Amtmanne bestellt, auch vom Kurfürsten Friedrich IV. im J. 1593 als Amtmann zu Borberg bestätigt. Er blieb unverehelicht. Adolf hinterließ aus seiner Ehe mit Katharina von Bruch einen Sohn, Hans Emmerich, der 1602 als Domherr zu Trier vorkommt. Philipp Jakob, der seit 1558 eine Präbende an dem Dome zu Trier besaß, studirte von 1564 an zu Dole, schwur am 1. Febr. 1585 den Eid als Archidiakon tit. S. Agathae, und kommt noch 1602 in dieser Eigenschaft, 1619 aber als Archidiakon tit. S. Castoris vor. Johann Ludwig endlich, der älteste der vier Brüder, war in den Jahren 1599 und 1606 kurtrierscher Amtmann zu Hammerstein, heirathete des Kurfürsten Lothar von Trier Schwester, Anna von Metternich, eine Tochter von Hans von Metternich zu Bettelhoven und von Katharina von der Leyen, und wurde in dieser Ehe Vater von drei Söhnen, Johann Wilhelm, Adolf und Johann Philipp. Der älteste, Johann Wilhelm, geb. am 14. Jun. 1579, widmete sich dem geistlichen Stande, nahm am 11. Sept. 1589 Besitz von einer Dompräbende zu Trier, studirte längere Zeit in dem Collegio Germanico zu Rom, nahm am 19. Febr. 1604 Besitz von der Propstei zu Limburg, erscheint 1610 als Archidiakon tit. S. Lubentii, 1614 als Archidiakon tit. S. Castoris, und von 1623—1630 als Archidiaconus major oder St. Petri, von 1631 an als Dompropst, und starb zu Trier, den 1. Dec. 1651, „ingenio quam felicitate major," sagt Masenius in der trierschen Metropolis. In den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, während der Kurfürst Philipp Christoph den Reichsfeinden, Schweden und Franzosen, diente, stand nämlich Johann Wilhelm an der Spitze der Partei, die für den Kaiser und für das Alte stritt, und der es allein durch einen Führer seines Gepräges möglich wurde, über einen Gegner, so kühn, schlau und fest, wie Philipp Christoph, zu siegen. Das Benehmen des Dompropstes in dem langen und verzweifelten Kampfe müßte zumal bewundernswerth erscheinen, wenn es als das reine Ergebniß eines durchdachten Systems und einer festen Überzeugung betrachtet werden könnte, oder als die einfache Wirkung eines glücklichen Instincts, der schon damals errathen hatte, was noch vielfältig in dem 18. Jahrh. verkannt wurde, „daß die geistlichen Staaten mit Österreich stehen und fallen mußten," leider erlaubt uns aber Johann Wilhelms nahe Verwandtschaft mit den Meternichen, die seit Lothars Zeiten ein Erbrecht auf die trierische Kur zu haben vermeinten, nicht, in seiner gesammten Handelsweise den Einfluß eines gebieterischen Familieninteresses zu verkennen. Johann Wilhelms jüngster Bruder, Johann Philipp (nicht Philipp Jakob, wie bei Humbracht), war ebenfalls dem geistlichen Stande bestimmt, besaß seit 1611 eine Dompräbende zu Trier,

Frauen zur Zeit der Menstruation (كتاب الحيض). Den Märtyrertod erlitt er im J. 536 (beg. 6. Aug. 1141) in Samarkand, als sich diese Stadt gegen Sendschar empört hatte. Sein berühmter Neffe, Borhán-ed-din Mahmud Ben Ahmed Ben Abd-el-asís, trat ganz in seine Fußtapfen und führte mehre Werke seines Oheims weiter aus.

2) Scheich und Mystiker Husám-ed-din, Verfasser der Geheimnisse der Kundigen (Sufis) und der Biographien der Suchenden (arabisch: اسرار العارفين وسير الطالبين).

3) Der Molla Idris Ben Husám-ed-din aus Bidlis in Armenien, der 930 (beg. 10. Nov. 1523) starb und als der erste bekannt ist, der eine persische Geschichte der Osmanen und ihrer Sultane schrieb von ihrem Anfang an bis auf Sultan Bayezid II. unter dem Titel: Die acht Paradiese (هشت بهشت). Sein Sohn, Abu'lfahdl Muhammed Defteri, setzte sie fort bis auf Selim II., und starb 987 (1579).

4) Der hanefitische Molla Moslih-ed-din Husámzade El-Alic aus Rumelien, wurde durch seine Randglossen zu dem großen Commentare, den Teftazáni (gest. 792 = 1390) unter dem Namen Motawwel zu dem rhetorischen Werke تلخيص المفتاح في المعاني والبيان schrieb, berühmt. Er widerlegte darin den Molla Khosru, der gegen einen andern Glossator, den großen Dschordschani, zu Felde gezogen war. Ferner sind von ihm Glossen, obwol nicht bis zum Ende des Werks, fortgeführt, zum Commentare Taudhih (توضيح) über die Grundlehren des Rechts im Werke Tenkih el-osul vom hanefitischen Richter Sadr-el-scheriet Obeidallah Ben Mes'ud Mahbubi aus Bochara, der 747 = 1346 starb; dann Glossen zu desselben Teftazáni berühmtem Werk über die Metaphysik Mekásid, und endlich noch ein Commentar unter dem Titel Tersih zu dem jedem gelehrten Muslim unentbehrlichen Handbuch über die abgeleiteten hanefitischen Rechtslehren Wikáyet el-riwáyet si mesáil el-hidáyet des Imam Borhán el-scheriet Mahmud Ben Sadr-el-scheriet.

5) Husám-ed-din Hosein Ben Ali Sanáti, Hanefit, der im J. 710 (beg. 31. Mai 1310) starb, und unter dem Titel Tesbih einen Commentar zum Temhid über die Grundpfeiler des Glaubens an einen Gott (التمهيد لقواعد التوحيد) des Meimun Ben Muhammed Nesefi (gest. 508, beg. 7. Jun. 1114) verfertigte.

6) Muhammed Ben Husám-ed-din, der in seinem persischen Gedichte Chawernameh, Buch des Occidents, das Leben des Khalifen Ali Ben Abi Taleb besang, und 892 = 1487 in Kuhistan starb.

7) Husám-ed-din Hosein Ben Abd-el-rahman, der Mufti von Amasia, gest. 626 = 1229, ist Verfasser mehrer Tractate über streitige Rechtsfragen. Seine Gelehrsamkeit ging als Schriftsteller vorzüglich auf Casuistik zurück, und unter seinen kleinern Schriften ragte vor Allem die gegen die Secte der Bezaiye gerichtete, über die Zulässigkeit des Kreistanzes der Mönche, hervor. Andere traten später ebenfalls auf seine Seite und verfochten seine Meinung. In einem andern Tractate sprach er über die Verleumder des Propheten in drei Theilen: 1) was man unter einer Verleumdung des Propheten zu verstehen habe und was nicht, 2) über die Beurtheilung des Verleumders, 3) über die Beurtheilung von Seiten der Ungläubigen. Auch haben wir eine Schrift über die Anführung von Zeugnissen (في نقل الشهادة). Sein bedeutendstes Werk aber ist sein Commentar zu dem allbekannten metaphysischen Werke Mewákif (مواقف) von dem Richter Adhod-ed-din Abd-el-rahman Ben Ahmed Idschi, der im J. 756 = 1355 starb.

8) Husám-ed-din Hasan Ben el-abbas, Commentator der Burda.

9) Husám-ed-din Ismail Ben Ibrahim, der die Grammatik Kafiye von Ibn Hádschib metrisch übersetzte und nachher commentirte. Er starb 1016 (beg. 18. April 1607).

10) Ahmed Ben Husám-ed-din, Verfasser des Spiegels der Könige (مرآة الملوك), eines türkisch geschriebenen, in zwei Theilen bestehenden, moralischen Werkes, von denen der erste ethische, der zweite paränetische Betrachtungen enthält.

11) Molla Husám-ed-din Muwadzdzeni aus Khowaresm, der wahrscheinlich als der erste Commentator der Encyklopädie der Wissenschaften, betitelt: Schlüssel der Wissenschaften (مفتاح العلوم) von Sekkáki (gest. 626, beg. 30. Nov. 1228) auftrat, und sich in seiner Arbeit über das ganze Werk verbreitete, was andere Commentatoren nicht thaten. Er vollendete diesen von den Muhammedanern mit unzweideutigem Lob erwähnten Commentar im Monate Moharrem 642 (beg. 9. Jun. 1244) in Dschordschaniye in Khowaresm. Dasselbe Werk commentirten auch

12) Husám-ed-din Kasi, und

13) Husám-ed-din Mer'i, Richter in Rumelien.

14) Der hanefitische Scheich und Imam aus dem Geschlechte der Omayyaden Husám-el-natir Abu'lmeáli Mes'ud Ben Schodschá Ben Muhammed, der 599 (beg. 20. Sept. 1202) starb, und Antworten über gelegentlich aufgeworfene Rechtsfragen unter dem Titel: Multekatát, schrieb.

15) Husám-ed-din Hasan Ben Abd-el-mumin Ibn-el-hausi, s. Husi.

16) Emir Adschin Husámi, schrieb: Geschenk an die Kämpfer des heiligen Krieges über die Operationen auf den Reitbahnen.

17) Der persische Dichter Ibn Husam, der selbst von Einigen dem großen Dichter Motzaffer von Herát vorgezogen wird. Letzterer heißt auch der zweite Chakáni, weil er so festen und besonnenen Sinn in seinen Gedichten ausspricht, wie der erste. Des Ibn Husám

Tod fällt in die Regierung des Herrschers von Herát, Schems-ed-din Kurt, 737 (beg. 10. Aug. 1336). Seine Gaselen werden noch jetzt gern gelesen.

18) Husám-ed-din aus Khauf in Kuhistan, ein Naturdichter, der sich als Bauer in Hymnen auf den Propheten und die Imame ergoß. Auch Dewletschah führt ihn unter seinen persischen Dichtern auf. Doch ist der Werth seiner Gesänge nicht eben groß. Er starb 875 (beg. 30. Jun. 1470).

19) Kemál Ben Dschemál Husámzadeh aus Herát, ist Verfasser des persischen Commentars zu der metrischen lexikologischen Abhandlung in 200 Versen, von Abu Nasr Mes'ud Ben Abi Bekr Ben Hosein Ben Dschafar Farihi, dem Philologen, unter dem Titel: Anfänge für die Jünglinge (نصاب للصبيان), wozu auch der große Dschordschani einen Commentar schrieb [3]). (*G. Flügel.*)

HUSANUS, 1) Bernhard Melchior, lebte um 1632 und war kursächs. Amtsschösser zu Freiburg in Thüringen, schrieb einen Nucleum Saxonicum, und gab Nicol. Vigelii Gerichtsbüchlein vermehrt und verbessert heraus.

2) Heinrich, geboren zu Eisenach am Nikolaitage 1536, wo sein am 5. April 1563 verstorbener Vater Bürgermeister war. Zur Erlernung der Handlung wurde er nach Bergen in Norwegen geschickt, kehrte aber, weil er die dort erfahrene übele Behandlung nicht ertragen konnte, bald zu seinen Ältern zurück, widmete sich dem Rechtsstudium, und bezog 1553 die Universität Wittenberg, dann Ingolstadt, und 1557 Bourges. Von hier begab er sich nach Padua, wo er 1559 an einem hitzigen Fieber schwer erkrankte. Nach seiner Genesung besuchte er seine Ältern und übte sich hierauf einige Zeit zu Speyer, dem damaligen Sitze des Reichskammergerichts, in der Praxis. Am 6. Sept. 1561 ward er Professor der Rechte in Jena und nahm zugleich die Doctorwürde an. Aber schon im folgenden Jahre wurde er fürstlich sächsischer Rath zu Grimmenstein, und reiste 1564 als Gesandter des Herzogs nach England. Wegen der Grumbachschen Händel schickte ihn der Herzog 1565 nach Wien an den Kaiser und 1566 auf den Reichstag nach Augsburg, um seinem Herrn bei den Statibus Imperii das Wort zu reden. Seine am 25. April und 2. Mai 1565 an den Herzog geschriebenen Briefe geben genugsam zu erkennen, wie sehr es demselben anlag, sich des Grumbachs zu entschlagen; aber der Herzog wollte ihn nicht hören. Da ihm nun zu Augsburg gerathen wurde, von dieser Angelegenheit nichts mehr zu erwähnen, so ward er seiner Gesandtschaft überdrüssig, begab sich nach Heidelberg, und sandte dem Herzoge, den er nachher nicht weiter sah, die ihm gewordene Instruction zurück. Er war darauf so unglücklich, in Gotha das Seinige zu verlieren; durch welche Verhältnisse, ist nicht angegeben. Im J. 1567 berief ihn der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg zu seinem Geheimerath und Kanzler. In dessen Angelegenheiten reiste er 1570 nach Speier. Im J. 1573 bewog ihn eine schwere Krankheit, in einem lateinischen Gedichte, sich seine Entlassung zu erbitten. Er wollte nun sein Leben in der Stille zubringen; dennoch ließ er sich im J. 1574 bewegen, in der Stadt Lüneburg Syndicus des Raths zu werden. Hier betrieb er den, am 24. Jul. 1576 mit dem Herzoge Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg abgeschlossenen und in Rehtmeyers braunschw.-lüneburg. Chronik, S. 1614 abgedruckten, Receß. Auch redigirte er im J. 1583 das dort noch bis auf diesen Tag gültige Kraft habende, lüneburger Stadtrecht (abgedruckt in *a Pufendorf*, Observ. jur. Rom. Tom. IV. adp. p. 624—856). Er starb zu Lüneburg am 9. Dec. 1587.

Husanus war ein sehr gelehrter und gewandter Geschäftsmann und ein gepriesener lateinischer Dichter; von neuern Sprachen verstand er sogar Spanisch und Italienisch; auch in der griechischen Sprache war er vollkommen bewandert. Man hat von ihm: Horarum successivarum sive imaginum Mosaicarum libri II., herausgegeben von Nathan. Chytraus, und dem Magistrate zu Lüneburg gewidmet (Rostock 1577. 4.); Dierum dominicarum preces anniversariae (ibid. 1587. 4.); Elegiarum libri II. (ibid. 1577. 4.); Mecklenburgisches Lehenrecht, wie solches zur Zeit seines Kanzleramts zu fernerer Berathschlagung zusammengetragen worden, mit Wesenbecks Gutachten abgedruckt in Gerdes Sammlung verschiedener Schriften und Urkunden, welche die mecklenburgische Geschichte und Landesverfassung erläutern können (Wismar 1736. 4.). 1. Bd. Nr. 6. 2. Bd. Nr. 1. *).

3) Johann Friedrich, aus dem Mecklenburgischen, schrieb einen Tractat de servis et hominibus propriis, welcher 1590 nebst *Hippolyti Bonacossae* tractatus de servis zu Cöln in 8. gedruckt, und auch in die von Otto Tabor 1663 zu Gießen herausgegebene Sammlung von Abhandlungen über diesen Gegenstand mit aufgenommen ist. (*Spangenberg.*)

HUSAREN, Benennung einer nach ungrischer Art bekleideten, berittenen und bewaffneten Gattung leichter Reiterei, entstanden aus dem berittenen Aufgebote der ungrischen Edelleute unter Matthias I. 1458, das, weil der 20. Bauerhof den Reiter stellte, von Hussz, zwanzig, und ar, Sold, also benannt wurde. Im dreißigjährigen Kriege verschwindet dieser Name in dem der Kroaten, mit welchem man alle leichte Reiterei bezeichnete; doch nach dem Frieden ging der Name Kroat auf die Gebirgsmiliz zu Fuß über und die berittene Miliz der Ebenen Ungerns nahm den alten Namen wieder an. Nach ihr, dem trefflichsten Reitermuster jener Zeit, bildeten später die andern europäischen Mächte ihre leichte Reiterei wenigstens dem Äußern nach ungrisch aus, und so entstand die Truppengattung, welche man heutzutage Husaren nennt, und durch Pelz und Dollman, den krum-

3) Alle diese Nachrichten sind zum größten Theil aus ungedruckten Quellen des Hadschi Chalfa genommen.

*) Vergl. *Zeumer*, Vit. profess. jur. in acad. Jenensi, p. 34 sq. Hanoversche gelehrte Anzeigen. 1755. Nr. 38. Rotermund, Gelehrtes Hanover. 2. Bd. S. 435 fg.

Spannen polumjernaja, von 6—8 sabkowaja, von 13—14 gorbuschka, von 15 uluschnaja, polumateraja, und wenn er dies Maß übersteigt, materaja. Die jungen, wenig geachteten heißen an der Wolga Schip und Kostera. Am Amurflusse heißt er Kaluschka; kalmück. Chorba; tatar. Ulu balyk (großer Fisch) oder Ugolak, Tago. Kiorpa; baschkir. Bikre; kirgis. Bikria; teleut. Fan baluk; ostjak. Kuaguokole; tschuwasch. Timer bola; illyrisch Moruna; poln. Wiź, Wyzina; ein junger Styr, ungrisch Viza. Ob der Acipenser (auch accipenser, von Festus Aquipenser geschrieben) der Alten unser Huso war, läßt sich mit Gewißheit nicht ermitteln. Jener wurde zu manchen Zeiten der Blüthe des römischen Reichs, namentlich um die Zeit des zweiten punischen Krieges und später unter einigen Kaisern, z. B. Severus, doch nicht zu den Zeiten des Plinius (H. N. IX cap. 17), mit Blumen bekränzt, unter großem Pomp von geschmückten Dienern auf die Tafeln der reichen Römer gebracht (*Macrob.* Saturn. L. II. cap. 12). Cuvier (*Plinius* ed. de Lemaire II. p. 74) nimmt an, es sei A. ruthenus gewesen, der wol aus der Donau nach Rom gebracht werden konnte. Auch der Alten Elops, Antaceus, Anthias, Galaxias, Oniscus und Attilus scheinen Störarten gewesen zu sein, aber welche? läßt sich nicht bestimmen. Auch den Ichthyocolla des Plinius hält man allgemein für eine Störart.

Kennzeichen. Der Rüssel unbeschildet, knorpelig, durchscheinend; die Maulspalte der Quere nach so lang, als die Entfernung der Rüsselspitze vom Auge. Vom erwachsenen Hausen liefern Brandt und Ratzeburg (a. a. O.) folgende Beschreibung. Der Rüssel zusammengedrückt-kegelförmig, etwa $\frac{1}{15}$ bis $\frac{1}{11}$ der Körperlänge betragend, ist ganz knorpelig, durchscheinend, auf der Oberseite von keinen Knochenschildchen bedeckt (daher beim Eintrocknen stark zusammenschrumpfend), an den Seiten mit vielen Schleimöffnungen, auf der Unterseite flach, mit geschwundener mittlerer Leiste. Die auf dem hintern Rande des Rüsselausschnittes vor der Oberlippe liegende, halbkreisförmige Falte ist ansehnlich, bei vorgestrecktem Maule von der Oberlippe überragt, bei nicht vorgestrecktem Maule vor dem vordern Rande der Oberlippe liegend und denselben theilweise nach Vorn bedeckend. Oberlippe bogenförmig, sehr ansehnlich, in der Mitte am breitesten und wulstig, nach Oben nicht ausgerandet. Maulöffnung sehr ansehnlich (wie bei keiner andern Art). Maulspalte der Quere nach so lang, als die Entfernung der Rüsselspitze vom Auge. Die Bartfäden sogleich über der Basis platt und stark gesäumt, am Ende spitzig zulaufend, bei nicht vorgestrecktem Maule bis über die Oberlippe in die Maulöffnung reichend, etwa halb mal so lang, als der Rüssel von seiner Spitze bis zur hintern Ausrandung. Der Kopf auf der Oberseite mit wenig hervortretenden, und mit excentrischen, strahlenförmigen, ungezähnten, leistenähnlichen Erhabenheiten besetzten Schildchen bedeckt. Von den 14 Rückenschildchen sind die mittlern die größten, die vordern im Verhältniß am kleinsten, alle mit schwachem, in keine Spitze endigendem Kiel, und auf der äußern Seite mit wenig zahlreichen, strahlenförmigen, zum Theil gekörnten, zahnlosen Erhabenheiten versehen, am Grund aber häufig noch mit zerstreuten Körnchen besetzt; das vorderste Schildchen steht vom Kopf entfernt. Am Bauche stehen 10—11 Schildchen, welche, sowie die Seitenschildchen, nicht sehr entwickelt sind. Die Bauchschildchen bei sehr großen Thieren fast schwindend, und, sowie die nach Maßgabe des Wachsthums des Thieres sich nicht stark entwickelnden Rücken- und Seitenschildchen, in Vertiefungen liegend, sodaß die in ihrer Nähe befindliche Haut gleichsam einen Wall um sie bildet. Die Haut zwischen den Schildchen nur mit entfernt stehenden, zahlreichen, einfachen, sehr kleinen, körnerähnlichen Schüppchen besetzt. Die hinter den Brustflossen befindlichen Hautschüppchen in ein sehr scharfes Spitzchen auslaufend. An jungen Exemplaren zeigen sich die Haken der Schildchen, besonders der Bauchschildchen, alle sehr groß. Zwischen den Rückenschildchen, zumal am hintern Rande derselben, finden sich kleine häutige Säume. Seitenschildchen 40—41 (bei erwachsenen bis 60). Die Bartfäden noch über die Oberlippe reichend. Die Augen haben eine stark hervorragende Hornhaut, eine gelblich silberne Regenbogenhaut, und eine fast senkrechte eirund-lanzettförmige Pupille. Der Körper gegen den Kopf hin etwas verdünnt, etwa um $\frac{1}{3}$ seiner Länge am dicksten, schwach fünfeckig, etwas gewölbt, der Schwanz aber an den Seiten stark eckig. Der Körper unterhalb weiß, oberhalb bis zur Basis der Flossen blaugrau, unter den Seitenschildchen heller. Die Schildchen weiß, der Rüssel wie gekochter Knorpel. Die Bauch- und Brustflossen oben wie die Seiten, unten wie der Bauch gefärbt. Der vordere Rand der Rückenflosse und der unterste Zipfel der Schwanzflosse weißlich. Die Brustflossen ziemlich groß, dreieckig, mit 36 Strahlen; der erste knöchern, sehr groß, etwas gekrümmt, Bauchflossenstrahlen 25 und einige unzeräftelte. Afterflossenstrahlen 19, in der Rückenflosse 48 Strahlen und einige unzeräftelte. Der Kopf mit sternförmigen, undeutlichern, gekörnten, aber nicht scharfen Schildchen, zwei auf der Stirn, zwei auf dem Scheitel, die Schläfen- und Nackenschildchen sehr undeutlich. Der After, in einer Grube liegend, ist von einem Fleischläppchen bedeckt. Die Länge der erwachsenen Hausen soll nach Pallas bis über 12 Fuß betragen, gewöhnlich sind sie 5 Fuß lang und wiegen dann 45 Pf. Die Weibchen sind größer als die Männchen. Auch sollen sich Zwitter vorfinden. Im innern Baue findet man nach Ratzeburg folgendes Eigenthümliche: Die Leber am untern scharfen Rande dicker und weniger tief eingeschnitten, und die Läppchen kürzer und rundlicher als bei den andern Arten. Magen und Darmkanal mäßig dick, aber ziemlich weit. Die Schwimmblase eirund, dickwandig (dicker als bei den andern Arten). Der Magen auf der innern Fläche, mit Ausnahme der Pförtnergegend, mit sehr starken Längsfalten. Die Speiseröhre ebenfalls längsfaltig; der Dickdarm mit netzförmigem Gefüge.

Als das Vaterland des Hausens kann man mit Sicherheit das caspische Meer, besonders die ruhigen Busen desselben, dann die in dasselbe sich ergießenden Flüsse, wie die Wolga mit ihren größern Nebenflüssen, die

Ocka ꝛc., dann den Ural oder Jaik, den Terek, den Kur, die Swidura, wol auch den Sifiorud, die Curba, den Koisu und Samur angeben; doch ist er in der Ocka selten. In den großen Seen der Tatarei, dem Aral, Balchasch und Alak-Tughul, von denen man annehmen kann, daß sie ehedem mit dem caspischen Meere zusammenhingen, soll er sich ebenfalls finden. Wenn der Hausen auch im schwarzen Meer, in der Donau einheimisch sein soll, so läßt sich dies deshalb mit Sicherheit nicht behaupten, weil der dort gefundene Fisch vielleicht eine eigene Art ist. In den Flüssen jenseits des Ural, welche sich ins baltische Meer ergießen, fehlt er, sowie in diesem selbst.

Die Hausen sind, wie schon oben bei der Gattung im Allgemeinen bemerkt wurde, Wanderfische. Im Frühjahre zu Anfange des Märzes schwärmen sie scharenweise gegen die Meeresufer, wo das Wasser durch Flußwasser versüßt ist, und gegen die Mündungen der Flüsse, und steigen eher als ihre Gattungsverwandten, doch nicht alle, in dieselben, und zwar in solcher Menge, daß sie die Wehre durchbrechen und durch Kanonenschüsse verjagt werden müssen, um Schwärme eines andern Fisches, des Cyprinus Grislagine, zu verfolgen und zu laichen, welches Letztere sie durch Reiben auf einem steinigen Grunde befördern sollen. Diese Zugzeit dauert 14 Tage und sie werden während derselben Heerden- oder Laichfische genannt. Ihre Vermehrung ist ungeheuer; denn die Eierstöcke wiegen bisweilen gegen 20 Pud (zu 40 Pf.) und sollen über drei Millionen Eier enthalten, indem fünf von diesen auf einen Gran gehen. Diese Fische sind sehr gefräßig, sodaß man oft Seevögel und junge Seehunde in ihren Magen findet; ja sie sollen selbst wilde Enten, Gänse, Schilf und Holzwerk verschlingen. Wenn man sie aus dem Wasser zieht, geben sie aus dem Magen einen grunzenden Ton von sich, den man auch durch einen Druck auf den Leib hervorbringen kann. Im Spätherbste sollen sie sich reihenweis in die tiefen Stellen der Flüsse oder in die Meerbusen in der Nähe des Ausflusses von Strömen legen, und dort den Winter ruhig, doch nicht ohne Empfindung, zubringen. An den Stellen, wo sie sich legen wollen, schwärmen sie vorher auf der Oberfläche umher. In den Harnwerkzeugen aller Hausen findet sich, besonders in den der am caspischen Meere gefangenen, zuweilen ein ovaler, zusammengedrückter, weißer fester Stein, von strahligem, glänzendem, zeolithähnlichem Gefüge, von den Russen Bjelushie Kamen genannt, und als Hausmittel bei verschiedenen Krankheiten gebraucht. Die Hausen werden zwar gemeinschaftlich mit den andern Störarten gefangen, auch in denselben Flüssen, doch geschieht ihr Hauptfang mehr in den Hauptströmen, so in der Wolga bei Simbirsk, bei Saratow und in der Nähe der Wolgamündung, in ihren Hauptarmen bei Astrachan, ferner an der Küste von Astrachan bis Guriew ꝛc., und zwar von dort in Hütten wohnenden Fischern. Die Fischerei wird dort von den Vornehmen oder Kaufleuten von der Krone in Pacht genommen und den Fischern unter der Bedingung überlassen, daß sie die gefangenen Störarten (Hauptfische, rothe Fische, Korennajae ryba) für einen gewissen Preis einliefern. Die Zahl der eingelieferten Thiere wird auf den Namen jedes Fischers eingetragen, und besonders dabei darauf geachtet, daß die Fische ihre gehörige Größe, d. h. die Hausen wenigstens 12, die Störe sechs Spannen, haben. Die im Sommer und Herbste gefangenen Fische werden zum Theil, um sie im Winter besser benutzen zu können, mit dem Zeichen des Fischers versehen, in große, in der Nähe des Flusses liegende Seen oder blinde eingedämmte Arme desselben gesetzt. Man führt sie entweder in durchlöcherten Kästen, oder zieht sie mittels eines durch Kiemenöffnung und Maul gezogenen Strickes dahin. Zum Fange dienen Wurfnetze (Newody), Selbstfänge mit Angelhaken mit und ohne Köder, die Fischgatterfalle (Gorodba), die Saboika und Periboika. Die Saboika besteht in folgender Vorrichtung: Quer durch den Strom schlägt man zuvörderst dicke Pfähle eine halbe Elle von einander ein. Bei schnellem Wasserlaufe wird die Richtung dieser Pfahllinie schlangenförmig gemacht, bei langsamem Laufe grade. Ist diese Linie fertig, so richtet man gegen den Strom gleichfalls aus dicken und in einer fast herzförmigen Gestalt aneinander gesetzten Pfählen zusammengesetzte Kammern auf, in deren Mitte verschiedene Höhlungen angebracht, und deren Pfähle bei der Eingangsöffnung weit lockerer befestigt sind, damit sie bei Annäherung größerer Fische nachgeben können. Die Mündung dieser Kammern ist zwei Ellen groß, der ganze innere Umfang etwa sechs Faden. Man legt 10—13 solcher Kammern an, je nach der Breite des Flusses. In der mittlern fangen sich die größten Fische, weil der volle Strom des Wassers auf sie eindringt. Der Zwischenraum der Pfähle, sowol derjenigen, welche die Kammern, als auch die angegebene Querreihe bilden, wird durch eine aneinander hängende Kette hölzerner Stöcke, die in der höchsten Tiefe vier Faden lang und drei Daumen dick sind, und mit einander durch drei bis vier in die Quere gehende, aus Weiden geflochtene Stricke verbunden sind, ausgefüllt. Wenn nun die Fische den Strom heraufkommen, sich in den Eingang der Kammer begeben und links oder rechts in die Winkel oder eigentlich Herzohren derselben eintreten, so können sie sich wegen des schmalen Raumes der letztern nicht wieder heraushelfen; auch steht ihnen der schnelle Lauf des Wassers im Wege, der sie fest eindrängt. Diese Fischwehre erfodern besonders im Frühjahr und Herbste häufige Ausbesserungen, welche durch eigends dazu bestimmte Taucher bewerkstelligt werden. Mit sehr spitzigen Haken werden die Kammern Morgens und Abends untersucht und die Fische herabgezogen. Die Plätze, wo solche Verdämmungen sich befinden, werden Utschugen genannt.

Ganz verschieden ist die Periboika oder auch Kolowa genannte Verdämmung. Die einen Faden von einander stehenden Pfähle, quer durch die Breite des Flusses sich ziehend, werden durch Balken mit einander verbunden. An dem Orte, wo die Kammer angebracht werden soll, befinden sich zwei Paar Pfähle zu einem Vierecke verbunden. Jeden Pfahl unterstützt ein anderer von gleicher Dicke, den Zwischenraum aber füllt ein

aus Tannenstöcken verfertigter Zaun aus, welche etwa drei Finger dick in ihrer Länge mit der Tiefe des Wassers übereinkommen; in der Mitte und Unten aber mit dünnen Querstöcken, die durch Weidenruthen verbunden, versehen sind. Der Zaun ist an den Balken mittels eines Querbalkens, welcher auf den andern beiden schief liegt, verbunden. Die Kammern sind der Zahl nach verschieden; drei Seiten derselben sind gleich dem ganzen Damme von dem Zaun umgeben, und auch die vierte, doch so, daß sie aufgehoben und wieder niedergelassen werden kann. Jenes geschieht vermittels eines Strickes, der an eine Winde befestigt ist, die an den mittlern Balken der Kammer angebracht wird; dieses aber mittels der eigenen Schwere, welche durch angebrachte Steine vermehrt wird. Man läßt ferner ein aus zwei bis drei Zoll dicken, kreuzweise über einander liegenden Stöcken bestehendes Gitter auf den Grund der Kammern sinken, an dessen Ecken sich lange, zum Ausziehen bestimmte Stangen befinden. An den Stöcken sind längs ihrer mittlern Breite Faden, die von dem Grunde wie ausgedehnte Saiten sich in einen Punkt vereinigen, und so an einen auf die Balken geworfenen Stock gebunden werden. Damit sie sich nicht verwickeln, ist an dem Bündel zwischen ihnen ein Kämmchen befindlich. Der auf diese Weise mit dem Saitenbüschel in Verbindung stehende Strick ist ungefähr eine Elle lang und endigt mit einem kleinen hölzernen Haken. Die Aufstellung dieser Kammern zum Fang ist nun folgende: Wenn die Thür mittels der Winde in die Höhe gehoben worden, wird sie unterhalb ihres untersten Verbandes, welcher aus einem in die Quere mit Weidenruthen umflochtenen Stocke besteht, in der Mitte von einem Balken gestützt, der die Dicke einer Mannshand hat, etwa eine Elle lang ist und dessen Ende von einem Balken gleicher Länge gedrückt wird. Diese beiden Balken werden so geordnet, daß der untere die Eingangsthüre offen haltende in die Quere, der obere aber, jenen drückende in die Länge, auf besondere Balken, die sich unterhalb derjenigen befinden, welche die Pfähle verbinden, zu liegen kommt. Der untere Balken ist mit seinem Brete vermittels eines lockern Strickes verbunden, das eine Ende des obern hängt mit demselben vermöge eines festen zusammen, auf das andere aber paßt in die Quere ein kleiner Keil, welcher, damit er nicht herunterspringe, an beiden Enden von einem unterhalb des Bretes laufenden Strick aufgehalten wird, bei der Thür zwar nur mit einem Knoten, an den Seiten aber wird er locker zugeknüpft. In diesen, den Keil vom Herunterspringen abhaltenden Strick bringt man jenen hölzernen Haken, der sich an dem obern Ende des Saitenbundes befindet, und zwar so, daß, wenn die Saiten nur im Geringsten rückwärts in Bewegung gebracht werden, sogleich auch der Strick, welcher den auf dem Balken angebrachten Keil unterstützt, heruntergezogen wird, die ganze Maschine fällt. Der Fisch also, indem er einen Durchgang sucht, drückt an die Saiten, wobei der hinter sich zurückgezogene Haken den Strick, welcher den Keil an Ort und Stelle erhielt, herunterzieht. Der obere drückende Querbalken wird nun los, der untere aber, welcher die Thür hält, springt, von der Schwe der letztern genöthigt, in die Höhe, und jene fällt dur eigene Schwere nieder und schließt den Fisch ein, der nu mittels des angebrachten Gitters in die Höhe gezoge wird. Bei dieser Art der Verdämmung wird der mit lere Raum wegen des allzuschnellen Stromes bis z einem Faden leer gelassen, dieser aber durch ein Sac netz gesperrt. Die Stricke zu demselben sind im Anfan einen Finger dick, gegen das Ende dünner. Der Sa ist ungefähr vier Faden lang, mützenförmig, mit vierkant ger Öffnung, sonst rund. An der Öffnung sind Ring und Weidenruthen angebracht, die eine Spanne von ei ander stehen, und an lange bei den Pfählen dieses Zw schenraums befindliche Haken gebunden, von welchen d erste an die Haken fest angeknüpft ist, die übrigen ab frei sind und sich frei im Wasser bewegen können. D letzten Ringe, welche mit einem daran hängenden Ste auf den Grund des Stromes dringen müssen, gelang mittels langer daran gebundener Stricke dahin, dam man, wenn sich ein Fisch in dem Sacke befindet, dur sie die übrigen mit den Haken herausziehen könne. U nun zu erfahren, ob eine Beute vorhanden, legt m auf die Oberfläche des Wassers, welches in den Sa fließt, in die Quere ein Bret, welches mittels eigen Keile auf die Pfähle paßt. In der Mitte desselben b festigt man einen eichenen Reif, wie man zum Bind kleiner Fässer braucht, sodaß das eine Ende seine Ric tung nach dem Brete, das andere, kürzere, dünnere ab nach dem Sacke zu hat; an diese bindet man eben sold Saiten, wie sie oben bei den Kammern beschrieben wo den, welche bereits vorher mit der mittlern Breite d Sackes verbunden sein müssen, und hängt daran ei kleine hellklingende Schelle. Wenn nun ein Fisch in d Sack tritt, so berührt er die Saiten, der Reif wird a gebogen, die Glocke zeigt jenes Gegenwart an, die F scher ergreifen die an den Sackringen befestigten Stric und ziehen den Sack sammt dem Fische heraus. Die Fangvorrichtung ist nicht so dauerhaft wie die erstere, u muß oft alle Jahre erneuert werden.

Es wurde oben auch der Angeln zum Hausenfan gedacht. Zu ihnen gehört vorerst der sogenannte Sna Es ist dies eine gewisse Anzahl mit Angeln versehe Stricke, welche zusammen an einem gemeinschaftlich Seile verbunden sind. Man nimmt dazu ein sieben l acht Faden langes und ein fingerdickes Tau von Ha knüpft an dasselbe andere kleinere, welche die Dicke ei Gänsespule haben, die nicht völlig zwei Spannen la und anderthalb von einander entfernt sind. An den End dieser letztern werden, vermittels dünner Zwirnfäden, serne Haken, welche nach der Spitze zu sehr gekrümm sind, befestigt. In der Mitte der Krümmung brin man einen aus Pferdehaaren geflochtenen Strick, an d sen Ende ein Pfropf befestigt ist, welcher aus Weide oder Pappelrinde besteht, ein Werschok lang und di viereckig oder rund ist. Ein solcher in die Quere d Wassers gelegter Strick, an dem sich 60 Haken befi den, heißt Dlinnik, zwei bis drei Dlinniki aber, we sie zusammengebunden werden, nennt man Stschall. D

mit letztere durch die Wassergewalt nicht aus ihrer Lage gerückt werden, beschwert man die beiden Enden des Querseiles mit Steinhaufen, und von diesen bringt man zum Zeichen, daß ein Snast vorhanden ist, zwei andere Stricke in die Höhe, welche durch zwei auf dem Wasser schwimmende Stangen getragen werden. Die Lage der Angeln ist folgende: Das Querseil geht bis auf den Grund, die Pfropfen aber halten die Angeln in die Höhe; wenn nun die auf dem Grunde wandernden Fische das Wasser bewegen, so geschieht es, daß der leichte Pfropf, dem Wasser folgend, die Angel dem Leibe des Fisches nähert; wenn er sich durch diese verletzt fühlt und unruhiger wird, so gibt er ebendadurch Veranlassung, daß auch die andern Angeln auf ihn schlagen, und er so nun noch mehr gehalten wird. Diese Art Snast heißt Balbiroschnaja oder Samolownaja. Eine andere Art ist die Kuskawaja, bei welcher statt der Pfropfen kleine Stücken Hausen oder Wels angesteckt sind. Das Querseil geht bei dieser Art nicht bis auf den Grund, sondern ist in der Mitte des Wassers befestigt, auch mit andern senkrechten Stricken statt der Stangen versehen. Diese Art dient besonders für die Hausen. Eine dritte Art, ebenfalls nur für Hausen bestimmt, heißt Naschiwnaja, und hat einen kleinen lebendigen Fisch als Köder an der Angel. Die verschiedenen Arten Netze, womit die Hausen und andere Störarten gefangen werden, sind nur durch stärkern Bindfaden, weitere Maschen, sonst aber wenig von andern gewöhnlichen Netzen verschieden.

Im Winter, namentlich vom November an, werden die Einsetzfische aus den Seen gefischt. Man fängt sie mit einem Netze, das durch Öffnungen unter die Eisdecke gebracht und unter dem Eise quer nach einer seichten Stelle hingezogen wird, wohin man die Fische treibt, um sie mittels eiserner Haken aus den dort gemachten Eislöchern herauszuziehen. Bei diesem Ausfischen ist ein Aufseher, der die Zahl der jedem Fischer gehörigen Thiere bemerkt, weil die Abgestandenen auf Rechnung des Letztern kommen. Die herausgezogenen Fische werden unter leichten Hütten, oder auf Flößen, Schiffen aufgeschnitten und ausgeweidet, nachdem man sie durch einige Schläge auf den Kopf getödtet hat. Je nach Beschaffenheit der Größe werden die Fische verschieden getheilt. Von einem großen, 12 Spannen langen Hausen macht man fünf Theile. Den Anfang macht man mit dem Bauch, alsdann nimmt man die Schwimmblase, den Rogen und die Rückensehnen heraus und sondert die dem Bauch anhangenden Seitentheile ab; hierauf wird der Rücken von dem Schwanz und von dem Knorpel getrennt. Der Schwanz gilt als der fünfte Theil. Der Kopf wird nicht mitgerechnet, man nimmt von demselben den Gaumen ab und setzt ihn ein. Kleinere Hausen werden mit dem Kopfe zerschnitten und in Salz gelegt. Man schneidet sie aber von der untern Kinnlade in die Länge bis an das Ende des Schwanzes auf, sodaß die Stirn etwas ganz bleibt, oder nur wenig verletzt wird. Auf gleiche Weise verfährt man mit den Stören und Sewrjugen, wenn sie auch das gehörige Maß haben; doch wird allemal der Bauch abgeschnitten und besonders eingesalzen. Sobald die Fische zerschnitten sind, bringt man sie in einen zu dem Behuf eingerichteten Eiskeller und legt sie in Salzsole, in welcher sie im Sommer zwei, im Winter einen Tag bleiben. Hierauf läßt man die Sole wieder ablaufen, legt die Fische in Haufen und bestreut sie mit Salz. Hierbei bleibt es, was die Störe und Sewrjugen betrifft, die Hausen aber bringt man zuerst in kleine Haufen, bestreut sie einige Tage lang mit Salz, legt sie dann auf größere Haufen und bestreut sie abermals mit Salz.

Das Fleisch des Hausens wird nicht frisch gegessen wegen seines vielen Fettes und zu süßlichen Geschmackes, sondern nur eingesalzen, wo es dann dem eingesalzenen Lachse gleicht; doch muß es immer vorher einige Tage gewässert werden. Aus dem Rogen des Hausens, der indessen wegen vielen Schleimes für den schlechtesten gilt, wird, sowie aus dem anderer Störarten, nämlich des A. Güldenstaedtii, A. stellatus und des Sterlets, der Caviar (Cavear, Cáviar, Cavjar, Ikra) bereitet. Vergl. im Übrigen den Art. Caviar. Ebenso wie der Caviar nicht blos vom Rogen des Hausens, sondern auch von dem anderer Arten gemacht wird, so wird auch der unter dem Namen Hausenblase bekannte Fischleim von sämmtlichen Arten gewonnen. Es ist derselbe nichts anderes als die innere glänzend weiße Haut der Schwimmblase. Man bereitet ihn dadurch, daß man die frischen Schwimmblasen, und zwar am Baikalsee, nachdem man sie in heißes Wasser gebracht hat, einschneidet, abwäscht, und dann der Luft aussetzt, sodaß die innere silberne Haut oben liegt. Dann sondert man diese durch Reiben ab, legt sie in befeuchtende Tücher, oder läßt sie in der äußern Haut, preßt sie, nimmt sie hierauf aus den Tüchern und legt sie entweder schlangenförmig gewunden zwischen drei Klötzchen, hufeisen-, herz- oder leierförmig (Ringelhausenblase), oder in mehre Lagen buchförmig (buchförmige Hausenblase), nach Georgi am Baikal birnförmig zusammen, oder trocknet sie auch blos (blätterige Hausenblase). Sie wird in so großer Menge bereitet, daß nach Lepechins Angabe allein aus dem simbirskschen Kreise jährlich 2000 Pud verschickt werden. Die beste kommt von Astrachan, weil man sie dort sorgfältiger in eigends dazu bestimmten Zimmern trocknet. Über ihren Gebrauch s. den Art. Hausenblase. Die Eingeweide des Hausens werden entweder frisch verzehrt oder sammt den Resten von der Caviarbereitung zu Thran benutzt. Das knorpelige Rückgrath wird herausgenommen, getrocknet und theuer verkauft. Der Belugastein gilt beim Volk als ein harn- und geburttreibendes Mittel, und wird theuer bezahlt. Aus der Haut macht man auch wol Fensterscheiben.

Von dem oben beschriebenen Hausen ist wahrscheinlich derjenige verschieden, welcher in der Donau lebt. Die Verfasser der medicinischen Zoologie fanden an einem kleinen von Ehrenberg aus Triest geschickten Exemplare desselben fast alles so, wie Pallas den russischen Hausen beschreibt, wagten indessen nicht, weil sie nicht größere Exemplare vom russischen und Donauhausen vergleichen konnten, beide Arten zu vereinigen. Das 13½" lange Exemplar wich, den Altereszustand abgerechnet, wodurch

es rauher war, und die Schildchenbildung noch mehr hervortrat, von Pallas' Beschreibung durch die die Unterlippe nicht ganz erreichenden Barteln ab. Rückenschildchen hatte es 11, Seitenschildchen 40—43 und Bauchschildchen 12. Selten steigt der Hausen in der Donau weiter als bis Presburg und Comorn aufwärts, und wird daher bei Wien oder Linz nur sehr ungewöhnlich gefangen, geht aber übrigens in die Theis, die March, die Waag und die Sau, findet sich aber am häufigsten in der Walachei in der Nähe des Donauausflusses. Der Fang geschieht mittels Wurfspieße oder durch weitmaschige, 80 und mehr Klafter lange Netze mit einem langen Taue, dessen beide Enden in zwei verschiedenen Kähnen befindliche Schiffer nehmen. Oder man befestigt, besonders an Untiefen mit starker Strömung, im November, vor Eintritte des Frostes, im Flusse Balken in gleicher Entfernung, bindet Netze daran und jagt durch großen Lärm vom Ufer aus die Thiere aus ihren Schlupfwinkeln in die Netze.

2) A. Dauricus *Georgi*. (Bemerkungen auf einer Reise im russ. Reiche. I. S. 352. A. orientalis *Pallas*, Zoograph. rossica. III. p. 107. Medicin. Zoologie a. a. O. S. 12). Der daurische Stör. In Daurien Kalugha oder Kalluga, mongolisch Kilaema. Rüssel knorpelig, spitzig, verlängert, konisch, halbwalzenförmig. Maulöffnung mäßig, Körper zwischen den Schilderreihen mit wenig sichtbaren, ziemlich rauhen Knochenwärzchen. Stirn und Scheitel abgedacht, die Mitte des Scheitels vertieft. Der Rüssel mit zahlreichen Gruben und weißen Warzen besetzt. Die Bartfäden in der Mitte zwischen der Rüsselspitze und den Augen. Das drei Zoll breite Maul bis zur Rüsselspitze vorstreckbar. Die Augen klein, mit bläulich blaßgoldiger Iris und runder Pupille. Die Spritzöffnungen sieben Zoll vom Auge entfernt. Der Körper walzenförmig, kaum eckig, von den Bauchflossen an plötzlich verdünnt. Rücken fast aschgrau, der Bauch weiß. Rüssel oben braun oder grau, unten weiß, Stirn und Scheitel mit gesternten Knochenschuppen bedeckt. Kiemendeckel glatt. Sechszehn (nach Steller nur 14) wenig vorragende Rückenschildchen, Seitenschildchen jederseits 38 oder nach Steller 40; 13 kleine weiße Bauchschildchen, die übrigen grau. Alle Schildchen sternförmig gestreift. Zwischen der Rücken- und Seitenschildchenreihe zahlreiche kleine, ziemlich rauhe Knochenwärzchen. Das erwachsene Thier mißt vom Rüssel bis zur Schwanzspitze 6 Fuß 4 Zoll. Diese Art steigt aus dem östlichen Ocean in den Amur, seltener bis in die Schilka und in den Onon und Argunus hinauf. Sie ist sehr ruhig, wird vom schwächsten Netze gehalten und läßt sich von der Fischgabel, auch nur schwach getroffen, leicht herausziehen. Übrigens ist sie nicht häufig und schlägt ihr Winterlager meist im Onon und Amur auf. Sie wird den ganzen Sommer hindurch in Netzen und Korbreusen, des Nachts bei angezündeten Feuern mit dreizackigen Fischgabeln, im Herbst an Angelhakenseilen gefangen. Ein Exemplar von vier Pud gibt ½ Pud Rogen und ½ Pf. Leim.

3) A. rubicundus *Lesueur* (Transactions of the american philosophical society held at Philadelphia. 1818. New series. p. 388. tab. 12. Diction. classi d'hist. nat. VI. p. 319. Medicinische Zoologie a. a. S. S. 13). Rüssel kurz, gerundet, etwa $\frac{1}{10}$ der ganz Körperlänge betragend. Das Maul klein. Die Schil chen von einander entfernt, schwach gekielt, Bauchschil chen fehlend (?). Der Körper zwischen den Schildch mit kleinen Gruppen einfacher, kleiner Dornen beset Der Kopf ist oben flach, abschüssig; die Bartfäden st hen der Rüsselspitze näher, als dem Munde; die Lipp sind dick. In den runden Augen steht die Pupille sch telrecht. Die Brustflossen haben 30, die Bauchflossen 2 die Afterflossen 22, die Rückenflossen 40 Strahlen. D Rücken ist gelblichroth; die Seiten spielen aus dem D venfarbenen ins Rothe. Der Kopf ist mit rauhen, strahlten, unregelmäßigen Knochenschuppen besetzt. H ter dem Auge befinden sich kleine Schildchen, welche auf dem Rüsselrande fortsetzen. Rückenschildchen sind 9 16 vorhanden, die zwei hintersten mit einer Spitze v sehen, Seitenschildchen zählt man 34—35. Hinter Rückenflosse befinden sich mehre Rudimente von Schi chen. Die angegebenen Dornengruppen treten besond bei trockenen Fischen hervor. Die Länge des Fisches trägt vier Fuß. Nach Lesueur finden sich Varietäten stumpferer oder spitzigerer Schnauze, abweichender Z und Entwickelung der Schildchen und Hautbedeckun Das Vaterland ist Nordamerika; namentlich findet er im Erie- und Ontariosee; auch im Huronen- und M chiganse, sowie im Ohio. Die Indianer fangen mit an Leinen gebundenen Speeren und Harpunen, u essen sein Fleisch, das schmackhaft sein soll. Die Ve der medicinischen Zoologie zählen diese und folgende A nur zweifelnd zur Abtheilung der Hausen.

4) A. brevirostris *Lesueur* (l. c. p. 390. Die class. ib. Medicin. Zoologie. S. 13. t. 1. f. 2). Rü sel sehr kurz, fast viereckig, mit kurzer, stumpflicher Spit etwa $\frac{1}{10}$ der Körperlänge betragend; fast so lang als Breite der mäßigen Maulspalte. Oberlippe ausgerand die Schildchen von einander entfernt, schwach gekielt, Bauchschildchen fehlen nicht; der Körper ist zwischen Schildchen mit gezähnelten, sehr zerstreuten, kaum me lichen Schüppchen besetzt [3]). Findet sich in Nordamer

3) Die Verf. der medicinischen Zoologie beschreiben ein in Blochschen Sammlung als A. Huso bezeichnetes Exemplar fol dermaßen: Der kurze Kopf ist oben sehr flach gewölbt, und einer breiten, fast bis zur Rüsselspitze gehenden Vertiefung ve hen. Der Rüssel ist sehr kurz, fast viereckig, mit kurzer, stum licher Spitze endigend; die Unterseite desselben ist nicht scharf, dern, wie es scheint, mit Haut und Knorpel bedeckt. Der dere Augenwinkel springt wenig vor. Die Leiste auf der Unter des Rüssels tritt nach Außen nicht knochig vor und ist sehr Die Bartfäden stehen der Rüsselspitze näher als dem Rachen schnitte, die mittlern weit nach Vorn stehend. Die Oberlipp schwach ausgerandet. Das Auge ist vom untern Rüsselrande z lich entfernt. Die Spritzöffnungen liegen mit dem obern Au höhlenrand in einer Fläche. Nach Lesueur sind Pupille und goldig. Der Kiemendeckel ist weniger rund und rauher als Stör. Der sehr lang gezogene Körper ist fast fünfeckig, die ten des Körpers sind ziemlich gewölbt. Der Kopf hat eine liche Schildchenbildung, die fast ganz mit der vom Stör über kommt, nur sind die Schildchen deutlicher strahlig und der Ri

im Flusse Delaware und werden jährlich 2500—7500 Stück auf den Markt nach Philadelphia gebracht, doch wird er nur vom gemeinen Manne gegessen.

5) A. Schypa *Güldenstaedt* (Nova Comment. Petrop. XVI. p. 533. Medicin. Zoolog. S. 20. t. 1. f. 3. als junger Stör, S. 350, 352). Der Rüssel mit Schildern besetzt, die Maulspalte viel kürzer, als die Entfernung der Rüsselspitze vom Auge. In der medicinischen Zoologie wird vom erwachsenen Fische folgende Beschreibung gegeben: Der Rüssel fast länglich, schwach kegelförmig, am Ende abgerundet, weniger spitzig als beim Hausen, nicht durchscheinend, auf der Oberseite mit schwachen, kleinen, nicht dicht stehenden Knochenschildchen belegt, auf der Unterseite mit schwacher, etwas bedeckter Knochenleiste. Die auf dem hintern Rande des Ausschnittes des Rüssels vor der Oberlippe liegende halbkreisförmige Falte ist ansehnlich groß, bei vorgestrecktem Maule von der Oberlippe nur wenig überragt. Die Maulspalte ist mäßig groß, der Quere nach $\frac{2}{3}$ so lang, als die Entfernung der Rüsselspitze vom vordern Augenwinkel. Oberlippe bogenförmig, nur mäßig groß, kleiner als beim Hausen, in der Mitte leicht ausgerandet, besonders nach Oben hin. Bartfäden dicht über der Wurzelplatte mit Haut gesäumt, in der Mitte am breitesten, etwa auf dem hintern Drittheile des Rüssels in einer Reihe stehend, bei nicht vorgestrecktem Maule nur bis zur Oberlippe reichend; jede einzelne etwa $\frac{1}{4}$ so lang, als die Länge des Rüssels von der hintern Ausrandung desselben bis zu seiner Spitze. Der Kopf ist dreieckig, spitzig, auf der Oberseite, besonders vor, hinter und über den Augen, weniger gewölbt, als beim Hausen. Die Schildchen der Oberseite des Kopfes mit sehr zahlreichen, strahlenförmig divergirenden, stark vortretenden, leistenähnlichen, meist gezähnelten Erhabenheiten. Rückenschildchen 13, größer als beim Hausen, alle auf den breiten Seiten mit strahlenförmig divergirenden, zahlreichen, schwach gekörnten, meist fein gezähnelten, leistchenähnlichen Erhabenheiten am obern Rande stark gekielt, der Kiel nach Hinten in eine Spitze endigend. Das vordere Schildchen das größte. Seitenschildchen 49—51 rhomboidal, deutlich gekielt. Bauchschildchen 11, deutlich gekielt, nicht schwindend. Die Haut ist mit zahlreichen, ziemlich genäherten, wenigstens dichter als beim Hausen stehenden, kleinen, ein- oder mehrzähnigen Schüppchen besetzt, von denen die auf dem Bauche neben den Schildern, nach Außen befindlichen, besonders aber die hinter den Brustflossen stehenden, größer sind. Ganze Länge $4\frac{1}{2}$ Fuß, überhaupt erreicht diese Art nicht die Größe des Hausens. Das junge Thier bietet mehre Abweichungen [4]).

6) A. Sturio *Linné* (u. sonstiger Autoren. Bloch, Fische Teutschlands. III. Taf. 88. Medicin. Zoologie, S. 17. t. 3. f. 1.). Der Stör oder Stöhr, gemeiner Stör. Im Österreichischen Schirk oder Stierl; holländ. de Steur; dänisch Stör, almindelige Stör, das Männchen auch Steenbider, das Weibchen Quap Soe; norwegisch Störje; schwed. Stör; finnländ. Sambi, Sembi; isländ. Styria, das Männchen Rödmage, das Weibchen Graasleppa; englisch the sturgeon, the common sturgeon; französ. l'esturgeon, l'esturgeon ordinaire oder commun; in Bordeaux le créac, in Montpellier le gréac; italien. Sturione, storione commune, in Rom auch Porcellata; spanisch Esturion; portugisisch Estorião, Solho, russisch Ossetr, Osètr, die Herbstlöre Ikrjänüe, zu einer andern Jahreszeit an den Fangorten

hat weniger Schildchen, auf der Unterseite ist dieser ohne Knochenkerne. Der Körper ist mit sehr einzeln stehenden, sehr kleinen, an der Spitze gezähnelten Knochenschüppchen besetzt. Rückenschildchen fanden sich am gedachten Exemplare 8 (Lesueur gibt indessen 9—10 an, und ein am Ende flossenstrahlenähnliches), alle gestrahlt, aber die Strahlen mäßig. Das Vordere sechseckig, mit dem vordern, viel schmälern Ende zwischen den Hinterhauptschildchen liegend, die übrigen gesondert; das zweite rhomboidal, das dritte und achte mehr länglich rhomboidal, das vierte bis siebente länglich rhomboidal, das vierte am längsten. Alle gekielt, die vordern und größern nur schwach gekielt, ohne hakenförmigen Kiel, die drei bis vier hintern, kleinern am stärksten gekielt, mit deutlichen Häkchen am Kiel. Seitenschildchen fanden sich 27—28, nach Lesueur nur 23—27, meist länglich ungleichseitig viereckig, mäßig gestrahlt, gekielt, alle gesondert zwischen den Schildchen in der Richtung der Kiele, die gekörnte Mittellinie hervortretend, zuweilen selbst von kleinen, zwischen den Schildchen stehenden, Schuppenschildchen bedeckt. Bauchschildchen sechs bis sieben, nach Lesueur nur drei bis sieben gekielt und gestrahlt, die vordern und hintersten fast verschoben trapezoidal, die mittlern länglich viereckig. Zwischen Bauch- und Afterflosse zwei Schildchen. Farbe schwärzlich oliv, mit schiefen dunklern Binden auf den blassern Seiten; die Oberseite bis zur Seitenlinie dunkler; die Seiten selbst mit röthlichem und violettem Schimmer, der Bauch weiß. Die Länge des Fisches gegen drei Fuß. Ändert wie voriger ab.

4) Die medicin. Zoologie, a. a. O. S. 21 Note, gibt davon folgende Beschreibung: Kopf viereckig kegelförmig, fast sterletähnlich, nach dem Rücken zu stark ansteigend, auf der Oberseite flach gewölbt, in der Mitte derselben mit schwacher Längsfurche. Der Rüssel kurz, besonders vorn sehr niedrig, aber besonders an der Basis breiter, an der Spitze stumpfspitziger, doch bei einem Exemplare kürzer als bei dem andern, was, nach Analogie mit andern Arten vielleicht Geschlechtsverschiedenheit ist. Die Rüsselleiste bis über ihre Mitte vortretend, scharf, hinten mit zwei spitzigen, fast schneidenden Fortsätzen. Die Bartfäden zu Seiten des hintern Fortsatzes, fast in der Mitte zwischen Rüsselspitze und Maulöffnung, ohne Anhänge; die beiden äußern bis in die Maulöffnung reichend, viel länger als die beiden innern. Maulöffnung mäßig, doch größer als beim Stör. Maulspalte etwa ein Drittheil kürzer als der Rüssel. Die Oberlippe getheilt. Die Augen ziemlich klein und vom untern Rüsselrand entfernt. Der Kiemendeckel hinten stärker als beim Sterlet, weniger als beim Stör abgerundet. Körper fünfeckig, nach dem Schwanze hin stark verdünnt. Die Seiten mäßig gewölbt. Die Brustflossen abgerundet. Der Kopf mit deutlicher Schildchenbildung; die Schildchen durch sehr feine Zahnspitzchen rauh. Der hintere Schnauzenwinkel stark vortretend. Die Schulterschildchen mit einer Hakenspitze. Der Körper meist mit rundlichen, zuweilen länglichen, meist in der Mitte eine scharfe Spitze, seltener mehre tragenden, gesondert stehenden, bei oberflächlicher Betrachtung, wobei das Thier fast glatt erscheint, kaum sichtbaren Schildschüppchen besetzt. Die 14 Rückenschildchen an den Seiten schwach gestrahlt und etwas scharf mit sehr ansehnlichem, schneidendem Kiele, der nach Hinten in eine leicht gebogene, dreieckige Spitze ausläuft, mit Ausnahme der vordern, fast siebeneckigen, und hintersten länglichen, fast breitgezogen herzförmig-sattelförmig; alle einander sehr genähert. Die Schildchen der Seitenlinie, 40—45 an der Zahl, verschoben rhomboidal, mit sehr starkem dreieckigem Kiel und hinterm gezähneltem Rande. Die neun Bauchschildchen sind theils fast verschoben-viereckig, theils zur Herzform sich hinneigend, mit sehr starken, dreieckigen Hakenspitzen.

Cholostüe, Jalowue; tunguſiſch Tanna; tatariſch Ugolak, Tago, Bekre; polniſch Jeziotr; böhmiſch Jesetr; ungriſch Ketsege; neugriechiſch Xirichi und geſalzen moronna.

Der Rüſſel iſt ziemlich kurz, am Ende abgerundet, und von Oben, beſonders an den Seiten, zuſammengedrückt, etwa $\frac{1}{12}$ der Körperlänge betragend, mehr als zweimal länger, als die Breite der Maulöffnung. Die Schildchen ſind von einander entfernt, alle ſchwach gekielt; die Kiele etwa nur $\frac{1}{3}$ ſo lang als die Länge der Schildchen. Der Körper zwiſchen den Schildchen mit meiſt rhomboidalen, geſtrahlten, kleinern und größern Knochenkernen.

In der mediciniſchen Zoologie findet ſich folgende genaue Beſchreibung: Der Kopf dick, breit, kegelförmig, groß, mäßig lang, oben breiter; auf der Oberſeite mit einer ziemlich tiefen, länglichen Furche, die bis zwiſchen die Naſenlöcher und den Anfang des Rüſſels geht. Dieſer iſt kurz, kegelförmig, gewölbt, vorn ſtark abgerundet, auf der Unterſeite mit einer nicht unterbrochenen, vorn breiten, rauhen, ungetheilten Leiſte. Die Ränder der Unterſeite knochig, rauh und vortretend. Die Bartfäden, ohne Anhänge, ſtehen faſt in der Mitte des Rüſſels, in einer Linie, ziemlich weit vor dem vordern Rande der Naſenlöcher. Die Augenwinkel ſpringen ſtark vor. Die Gegend vor den Naſenöffnungen iſt abgerundet viereckig. Die Augen ſind mehr dem Scheitel, als dem untern Rande des Rüſſels genähert; die Iris iſt gelb. Die Naſenlöcher ſind vom Auge ziemlich entfernt und vom Rüſſelrande mehr entfernt als beim Sterlet. Die Oberlippe iſt nur ſchwach und hat eine ſchwache Einſchnürung; die Unterlippe iſt nach Unten nur wenig in eine ſchmale Wulſt verlängert. Die Spritzöffnung iſt höher als der obere Augenhöhlenrand. Der Kiemendeckel zeigt ſich rundlicher als beim Sterlet, der obere Theil des hintern Randes ſtark gekrümmt. Die Seiten des Körpers mäßig gewölbt. Der Schwanz iſt dünner als beim Sterlet. Die Bruſtfloſſe mißt faſt $\frac{1}{10}$ der Körperlänge und hat 42—43 Strahlen. Die Bauch-, After-, Schwanz- und Rückenfloſſe ſind im Weſentlichen wie beim Sterlet; in den Bauchfloſſen ſtehen 30—34, in den Afterfloſſen 29—30, in der Schwanzfloſſe unten 100, oben 26—30, in der Rückenfloſſe 36—40 Strahlen. Der Kopf auf der Oberſeite mit deutlich ausgeſprochener, zum Theil, z. B. auf der Stirn und dem Scheitel, ſtellenweiſe conſtanter Schildchen- und Leiſtenbildung. Schildchen unbedeckt, aus einer gekörnten, meiſt excentriſch-ſtrahligen, rauhen Knochenmaſſe beſtehend, oft mit Hervorragungen. Die Unterſeite der Schnauze faſt ganz mit einer, zahlreiche Grübchen und ſtellenweiſe, beſonders hinten, kleine ſcharfe Knochenkerne tragenden Oberhaut. An das vorderſte Rückenſchildchen legt ſich ein faſt ſpießförmiges Schildchen, die Spitze nach Vorn wendend. Dieſem zur Seite liegen zwei unregelmäßig ſechseckige, oft getheilte, ſeitliche Hinterhauptſchildchen. Hinter und zur Seite derſelben nach Unten iſt jederſeits ein faſt verſchoben viereckiges, das Schulterblatt bedeckendes, in der Mitte ſchwach gekieltes Schildchen, welches die Bildung der Schildchen der Seitenlinie ſchon vorbereitet. Vor dem mittlern Hi terhauptſchildchen liegen mitten auf dem Kopfe, paral neben einander, zwei längliche, faſt ſechseckige, in d Mitte mit einer Leiſte verſehene und am innern Thei vertiefte Scheitelſchildchen. Dieſen zur Seite iſt jede ſeits ein ſieben-, neun- und mehreckiges, mit ſehr geri ger Leiſte verſehenes Schläfenſchildchen, unter deſſen u term Rande nach Vorn die Spritzöffnung liegt. V dieſem liegen zwei Oberaugenhöhlenſchildchen, ein obere vorderes, größeres, länglicheres, und ein unteres, hi teres, kleineres, gebogenes, unten ſpitzigeres. Zwiſch die innern Ränder des vordern Endes des Scheitelſchil chens ſchiebt ſich das dreieckige, hintere Ende des f länglich ſechseckigen mittlern Stirnſchildchens. Zur Sei deſſelben, mit dem hintern Ende zwiſchen das Scheit ſchildchen und Schläfenſchildchen ſich ſchiebend, liegt j derſeits ein faſt länglich ſechseckiges, in der Mitte geki tes, ſeitliches Stirnſchildchen, vor dieſem, über dem vo dern Augenwinkel, ein knieförmiges Vorderaugenſchil chen, und auf der Schnauze noch eine Menge länglic vier-, fünf- oder ſechseckiger Schildchen. Dann am Schna zenwinkel ein faſt rechtwinkeliges Schildchen. Körper m meiſt viereckigen, oft rhomboidalen oder rundlichen, v einander geſonderten, und, beſonders auf dem Rücke deutlich netzförmig geſtellten, und viereckigen kleinen, ſchil förmigen, excentriſch-geſtrahlten Knochenkernen, wove ein Theil der vor dem Kiemendeckel, auf der Mitte d Unterbauchs, um den After, die Afterfloſſe und d Schwanz ſtehenden am größeſten ſind. Zwiſchen d Knochenkernen ſtehen noch viele kleine, warzenförmig Rückenſchildchen 10—13 größere, und dann noch v der Rückenfloſſe mehre kleinere ungekielte und hinter d Rückenfloſſe, zwiſchen ihr und der Schwanzfloſſe drei b vier Paar ebenfalls kleinere, ſchwach gekielte. Rücke ſchildchen gleichweit von einander entfernt, etwas lán lich fünf- bis ſechseckig, am vordern Ende ausgerand am hintern mit ausſpringendem Winkel, in der Mi ein mit einem, beſonders bei den alten Individuen, unb deutenden oder fehlenden Häkchen endenden Kiel; ih Außenfläche deutlich ſtrahlig gekörnt, und daher rau Zwiſchen den Schildchen keine Fleiſchläppchen. Schil chen ſehr deutlich hervortretend, nicht von Schüppch bedeckt. Schildchen der Seitenlinie 27–36, entfernt v einander. Die vordern faſt halbmondförmig-dreieckig ob trapezoidaliſch, die hinter den Bruſtfloſſen ſtehenden f rhomboidaliſch; alle in der Mitte in der Richtung d Seitenlinie mit einem Kiele, die vordern mit eine ſchwächern, die hintern mit einem ſtärkern. Der K etwa nur $\frac{1}{3}$ ſo hoch als die Länge des Schildchens. Schil ſelbein mit einem knieförmig gebogenen obern, und eine ſehr rauhen, länglich verſchoben viereckigen innern unte Schildchen. Bauchſchildchen jederſeits 9—13, oft a beiden Seiten ungleich, deutlich über der Haut hervo ragend, knieförmig umgebogen, meiſt verſchoben viereck in der Mitte mit ſehr deutlichem Kiele; die vorderſt mit den Enden ziegeldachartig, die andern getrennt. Zw ſchen After und Afterfloſſe drei, meiſt getheilte Schildch mit deutlicher Leiſtenbildung. Zwiſchen After- und Schwa

flosse ebenfalls einige kleine Schildchen. Die Jungen unterscheiden sich durch einen längern, spitzern, mehr aufwärts gebogenen Rüssel, einen rauhern Kopf mit stärkern Leisten, ferner durch die gedrängter stehenden Schildchen und größere, spitzere Häkchen ihrer Kiele. Körper dünner, stärker gewinkelt. Bauch platter, Bildung der Hautbedeckung aber schon angedeutet. Die gewöhnliche Länge dieser Art beträgt fünf bis sechs Fuß, doch soll sie 18 Fuß lang und 200 Pf. schwer werden.

Das Pflugscharbein auf der Unterseite nach Vorn nur mit sehr kurzen, länglichen, oberhalb gezähnelten Erhöhungen, vorn nicht bis zum Rüsselrande reichend. Zwischenkiefer in der Mitte des untern Randes ausgerandet. Unterkiefer fast grade, auf der Mitte der äußern Fläche schwach vertieft, an beiden Enden am breitesten. Untere, frei liegende Fläche des Keilbeinkörpers länglich viereckig, vorn dreifurchig, abgestutzt. In der dreieckigen, vordern Ausrandung der Gaumenbeine keine Knochenplatte. Vordere Kiemenhautträger ziemlich kurz, platt, in der Mitte wenig eingeschnürt. Rippen jederseits 32—33. Dornfortsätze kegelförmig, zusammengedrückt, über der Basis etwas zusammengezogen. Pförtnertheil des Magens mäßig, fast konisch, nach Unten fleischig und dickwandig. Schwimmblase etwas zusammengedrückt, eiförmig-kegelförmig, hinten wenig schmäler. Gallenblase eiförmig. Pankreas sichelförmig, nierenförmig. Milz hinter und über der Mitte der ersten Krümmung des Darms liegend, Vförmig mit zwei einfachen Ästen, von denen einer am aufsteigenden, der andere am absteigenden Theile des Darmes befestigt ist.

Da manche Arten dieser Gattung wol mit dem Störe da und dort verwechselt worden sind, so kann man nicht unbedingt annehmen, daß derselbe überall gefunden wird, wo die Schriftsteller dies angeben. Vielmehr ist mit Sicherheit [5]) nur ein Theil des atlantischen Oceans, nämlich die französischen und englischen Küsten, dann die Nord- und Ostsee, sammt dem baltischen Meer anzunehmen, und nur einzeln verirrt er sich bis Island. Aus der Ostsee steigt er in das frische und kurische Haff herauf, ist aber in der Dúna selten. In der Oder kommt er selbst bis Breslau und Ratibor herauf. Auch an den mecklenburgischen und dänischen Küsten und in der Eider kommt er vor. Aus der Nordsee steigt er in die Hauptflüsse, wird bei Hamburg sehr häufig, bei Magdeburg nicht selten, seltener bei Wittenberg gefangen. Auch verirrt er sich in die Havel und Spree. Im Rheine tritt er bis Straßburg, selten bis Basel herauf. Von den französischen Küsten kommt er in die Seine, Loire, Garonne, Rhone, Saone, den Adour ꝛc., soll aber im südlichen Frankreich selten sein [6]). Zweifelhaft ist der Aufenthalt im Mittelmeer und in Nordamerika.

Gleich den andern Arten ist der Stör ein Zugfisch, doch kommt er nicht scharenweise, sondern nur truppweise, einzeln seltener vor. Seine Laichzeit fällt in den April und Mai. Im Rheine soll er im Mai und Juni stromaufwärts steigen und sich den Fischern, noch ehe er gesehen wird, durch ein eigenthümliches Wellenschlagen verrathen. Obwol er im Schwanze viel Kraft hat, ist er doch beim Fange sehr ruhig. Man sagt, daß er, auf dem Bauche festliegend, mit einem Schwanzschlage den stärksten Mann umwerfe, weshalb sich die Fischer ihm auch nur mit Vorsicht nähern. Sie ziehen ihn, das Netz seitwärts haltend, ans Ufer und legen ihn auf die Seite, indem sie ihm den Kopf heben. Andere binden ihm Kopf und Schwanz zusammen, wo man ihn dann beliebig auf einem Wagen, auf einem Pferd oder selbst auf einem Reffe transportiren kann.

Der Stör lebt zwar auch von kleinern Fischen oder solchen, die ihm nicht weiter widerstehen können, namentlich auch von Salmen, weshalb ihn die französischen Fischer auch wol Conducteur des saumons nennen, indem er den Zügen dieser Fische folgt; seine Hauptnahrung aber besteht in den kleinen Wasserthieren, welche er aus dem Schlamm aufwühlt, woher auch vielleicht sein Name.

An der Küste von Bordeaux beginnt der Störfang mit großen Netzen im Februar, und dauert bis Juli und August; theils sind es Zugnetze, theils solche, welche quer über den Fluß gespannt werden. Auch braucht man Netze, welche in der Mitte einen Sack haben und auf jeder Seite von 3—4 Mann gezogen werden. Hat man den Fisch gefangen, so transportirt man ihn auch wol auf die Weise, wie den Hausen, indem man einen Strick durch Maul und Kiemenöffnung zieht und ihn so hinter dem Fahrzeuge herschwimmen läßt. An manchen Orten fängt man ihn auch mit Harpunen. Das Fleisch soll einen feinen, angenehmen, wenn auch süßlichen Geschmack haben, und fest genug sein, um es als junges Kalbfleisch zu betrachten. Das Fleisch der Männchen soll angeblich besser als das der Weibchen sein. In Bordeaux wird es allgemein gegessen. In ältern Zeiten gehörte der Stör in England zu den Regalien. In Frankreich hatten einzelne Große das Privilegium des Störfanges, und im Jahre 1681 sprach l'ordonnance de la marine diejenigen Exemplare als Regale an, welche auf der Küste strandeten, und in einem Vertrage vom Jahre 1059 überließ ein Graf d'Eu der Abtei St. Michel d'Outreport alle Störe, welche die Vasallen des Abtes fangen würden. Man verspeiset das Fleisch theils frisch, theils eingesalzen oder marinirt. Letzteres wird besonders auch in Pillau in Preußen, sowie in Holland bereitet, und damit ein großer Handel nach England getrieben. Gedachte Stadt hat in ihrem Wappen einen Stör. Man haut dort den Fischen gleich nach dem Fange den Schwanz ab, aus oben angeführtem Grunde, kocht das Fleisch mit Salzwasser, nimmt den oben schwimmenden Thran ab und verpackt es in Fässer, in denen es mit Essig und einem Theile Salzlake übergossen wird. Den Rogen macht man zu Caviar, der aber dem russischen nachsteht. Ein Stör soll 10 bis 20 Fäßchen davon geben. Auch die sogenannte Milch der Männchen soll ein vortreffliches Gericht abgeben.

Obwol französische Naturforscher den Acipenser

5) Medicin. Zool. a. a. O. S. 20. 6) Nach Audouins und Edwards Recherches scheint er an den Kanalküsten nicht vorzukommen, denn sie gedenken desselben nicht.

und Elops der Alten bald hierher, bald zum H. Ruthenus rechnen, so läßt sich doch darüber mit Gewißheit nicht entscheiden. (Vergl. die Verf. der medic. Zoolog. a. a. O. S. 3.) Um die Zeit des zweiten punischen Krieges, und später unter einigen Kaisern (z. B. Severus), doch nicht zu den Zeiten des Plinius (Hist. Nat. Lib. IX. c. 17.), kam er mit Blumen bekränzt, unter großem Pomp von geschmückten Dienern auf die Tafel der reichen Römer (*Macrob.* Saturn. L. 2, cap. 12). Wenn einige Schriftsteller ihn als ein kleines Thier zu bezeichnen scheinen, so war es vielleicht ein junges Thier, oder auch eine kleinere Art, ob aber grade A. Ruthenus, was Cuvier (Règne animal ed. 2. II. 379. u. deſſ. Anmerk. zu Plinius éd. *Lemaire* II. p. 74) annimmt, läßt sich nicht bestimmen, doch könnten sie allerdings diese Art von der Donau erhalten haben. Daß der Acipenser der Alten selten war, deutet Cicero (Fragm. de fato bei *Macrob.*) an. Die bei den Alten vorkommenden Fische: Elops (Ἔλλοψ), Antaceus (Ἀνταῖος), Anthias (Ἀνθίας), Galaxias (Γαλαξίας), Oniscus (Ὄνισκος) und Attilus scheinen Störarten zu sein, von denen freilich der eine oder andere dieser Namen derselben Art zukommen mag, was sich nicht ausmachen läßt. Daher kann man auch nicht mit Gmelin (Syst. nat. ed. XIII.) Ὄνισκος und Attilus zu Sturio, oder mit Pallas den Elops zu A. stellatus und den Mario des Plinius und Antaceus des Aelian zu Huso ziehen. Ob aber der im Po vorkommende A. platycephalus *Heckel* (A. Heckelii *Fitzinger*) als Attilus gedeutet werden könne, ist nicht zu entscheiden, da unbekannt ist, ob dies die einzige im Po vorkommende große Störart ist, und ob man grade sie Adello oder Adeno nennt.

7) A. Lichtensteinii *Bloch* (Syst. Icht. ed. *Schneider* p. 348. t. 69. Medic. Zool. a. a. O. S. 21. t. 2. f. 1).

Kennzeichen. Der Rüssel pfriemenförmig, gebogen, ⅓ der Körperlänge messend, fast zweimal länger als die Maulöffnung, die Kielhaken der Schildchen fast ⅓ so lang, als die Länge der Schildchen, fast sichelförmig; der Körper zwischen den Schildchen mit knochigen Spitzen besetzt. Der Kopf ist dem eines jungen Störs ähnlich, nur die Rüsselspitze mehr nach Oben gebogen. Die Leiste der Unterseite des Rüssels wie beim Störe, nur etwas schmäler und kürzer. Die Bartfäden, Augenwinkel, die Gegend vor den Nasenöffnungen, die Augen, Lippen, Spritzöffnungen, Kiemendeckel, die Seiten des Körpers und der Schwanz wie beim Störe. Die Brustflosse ist etwas spitziger, als beim Stör, und der erste Strahl derselben ist kürzer. In den Brustflossen stehen 25—26, in den Bauchflossen 24, ebenso viel in der Afterflosse, in der Rückenflosse 36—37, in der Schwanzflosse oben 25—26, unten gegen 73 Strahlen. Die Unterseite der Schnauze ist wie beim Stör, aber die Schildchen rauher. Die Leiste der Scheitelschildchen, Schläfe und seitlichen Hinterhauptschildchen, ebenso das Schulterschildchen in der Mitte mit einem Häkchen. Die Körperbedeckung störähnlich, 11 Rückenschildchen, außerdem zwei nahe an der Rückenflosse stehende, sehr kleine, kiel- und hakenlose. Die einzelnen größern Schildchen mit sehr großem Kiel und sehr starken, breiten und spitzigen, nach Hinten gebogenen Haken. Zwischen der Rücken- und Schwanzflosse drei Paar Schildchen, von denen nur das mittlere mit einem Haken versehen ist. Die Seitenreihenschildchen mehr gesondert als beim Stör, auf einer Seite 26, auf der andern 27, mehr halbmondförmig als beim Störe; die Haken derselben außerordentlich groß, breit, dick, stark, rauh, nach Hinten gekrümmt, am äußern Rande fast gradlinig, unter dem Grund eingeschnürt, fast sichelförmig, ½ so lang, als die Höhe des Schildchens. Bauchschildchen jederzeit 10 bis 12. Zwischen Afterflossen und dem After fünf, wovon vier paarig; die drei hintern mit einer Hakenspitze. Zwischen After und Schwanzflosse zwei Paar Schildchen, wovon die hintern mit Häkchen. Die Bauchschilder rauher, mehr gesondert, und von Vorn nach Hinten schmäler, als beim Störe die Leistenhaken, noch viel dicker, länger, ½ so lang als die Länge des Schildchens und viel rauher, als die Haken der Schildchen des Rückens und der Seitenlinie. Sonst wie die Haken der Schildchen der Seitenlinie. Die Länge des beschriebenen Exemplars nur 1 Fuß. Die Heimath ist die Nord- und Ostsee.

8) A. Güldenstaedtii, *Brandt* und *Ratzeburg* (Medic. Zoolog. II. S. 13.) Antaceus stellaris *Gesn.* Paral. A. ed. Tig. p. 1262 mit kenntl Abbild. Huso V. Antac. stellatus *Marsigli.* Danub. IV. p. 37. t. 12. Schip Kostera, Lepechin, Tagebuch I. S. 161. zum Th. Sturio etc. *Güldenstaedt.* Nov. Comm. Petrop. t. XVI. p. 532. *Forster* in Philos. Trans. V. LVII. p. 352. Acip. Sturio *Pallas*, Zoographia rossica III. p. 91. excl. Syn. Stur. Salv. Bell., Zool. Brit. Der Stör [Ossetr], Gmelin Reise I. S. 139.) Güldenstädtscher Stör, Wardick, Esther. Russ. Ossètr; rascian. Jesetra; tatar. Togho; jacut. Chattys; kalmuk. Bekerae; mongol. Kilaema; burát. Kilime; tunguf. Tanna; samojed. Jena, Jajana; armen. Zoghun; persisch und bucharisch Maegimursin.

Kennzeichen. Rüssel fast konisch, kurz, abgerundet, $\frac{1}{10}$ der Körperlänge betragend und ½ länger, als die Breite der Maulöffnung. Die Schildchen des Rückens, des Bauches und der Seiten von einander entfernt. Der Körper zwischen den Schildchen mit mehr oder weniger sternförmigen und schuppigen Knochenkernen. Unter den Rückenschildchen theils reihige, theils zerstreute, größere, rundlich sternenförmige Schilderschüppchen. Der Kopf kurz, oben wenig gewölbt, über den Nasenöffnungen und zwischen den Augen fast ganz flach, mit flacher Längefurche. Der Rüssel fast kegelförmig, sehr kurz, oben vom Auge bis zur Schnauzenspitze eben, fast flach und viereckig, unten mit starkem Fettpolster; der knochige Rand wenig vortretend. Die Leiste seiner Unterseite sehr kurz, knöchern, ungetheilt, perpendiculär ansteigend, fast bis vor den Anfang der Bartfäden gehend. Diese letztern ohne Anhänge, fast am Ende des ersten Viertheils des Raumes zwischen Rüsselspitze und Maul. Nasenlöcher vom Rüsselrand entfernt, dem Auge ziemlich genähert. Der vordere Augenwinkel nur oben stark vorspringend. Das Auge dem Scheitel mehr genähert, als dem untern Rande des Rüssels. Die Iris silberfarben, Pupille fast

oval perpendiculär. Die Oberlippe eingeschnitten. Die Spritzöffnung höher, als der obere Augenhöhlenrand. Die Kiemendeckel sehr rauh. Der Körper wegen der sehr gesonderten Schilder nur undeutlich fünfeckig. Die Flossen kleiner als beim Störe, nur die Rückenflosse am Grunde breiter. Der Schwanz dicker als beim Stör. In den Brustflossen 41—42 Strahlen, davon der erste sehr dick. In den Bauchflossen 30—32, in den Afterflossen 26—27, in der Rückenflosse 40—42, in der Schwanzflosse oben mehr als 100, unten mehr als 40 Strahlen. Die Oberseite des Kopfes mit sehr rauhen, im Verhältnisse kurzen Schildchen bedeckt. Die Oberseite der Schnauze sehr knochig; mit vielen hervorragenden, unregelmäßig verzweigten, gestrahlten, knochigen Höckern, ohne deutliche Schildchenbildung. Die Unterseite der Schnauze mit einzelnen, zerstreuten, kleinen Knochenkernen. Das mittlere Stirnschildchen, die Oberaugenhöhlenschildchen und die seitlichen Hinterhauptschildchen undeutlich und auf der Oberfläche mit fortsatzähnlichen Rauhigkeiten und Vertiefungen besetzt. Das mittlere Hinterhauptschildchen ist ohne deutliche Leiste und vom vorderen Rückenschildchen getrennt. Die Schulterschildchen sind sehr rauh, kurz, ungekielt. Der Körper ist mit sehr zahlreichen, ziemlich gedrängt stehenden, aber nicht zusammenfließenden, gezähnelten Schüppchen und rauhen, schuppenähnlichen Knochensternchen besetzt, deren größere mit kleinen, sehr spitzigen, hakenförmig nach Hinten gerichteten Kielen und sehr rauhen, gezähnelten Strahlen versehen sind, und besonders zur Seite der Rückenschildchen bis zur Rückenflosse jederzeit eine Reihe bilden, und außerdem noch viele zerstreute, fast reihige, unter dieser Reihe. Hinter der Brustflosse noch viele sehr dicke, knochige, ungezähnelte Sternschildchen. Die vordersten, obern und hintersten Schildchen der Schwanzspitze gezähnelt. Rückenschildchen alle gesondert, mit deutlichen, spitzhakigen, fast überall gleich langen Kielen und sehr rauhen, gezähnelten Strahlen; die 4 vordern rhomboidal, hinten zugespitzt, das vorderste vorn mit lang gezogener Basis, aber nicht das Hinterhauptschildchen berührend, die vier folgenden länglicher, hinten ausgerandet; die vier letzten ebenfalls länglich, fast ohne Ausrandung, die kleinsten von allen. Hinter der Rückenflosse keine Schildchen und zwischen den Schildchen keine Fleischläppchen. An der Seitenlinie 30—32, nach Pallas 38—44 Schildchen, von einander gesondert, und daher die deutlich hervortretende, von sehr kleinen, mit Haut überzogenen Knochenkörnchen bedeckte Mittellinie zwischen sich zeigend, alle verschoben rhomboidal, nicht so deutlich sternförmig und viel rauher und mit mehr stumpfwinkeligen Leisten, als beim A. stellatus. Bauchschildchen jederseits 9 oder nach Pallas 9—11; die beiden vordern genähert, die übrigen gesondert, rhomboidal, mit sehr verlängerter, vorderer und hinterer Spitze. Zwischen After und Afterflosse nur ein deutliches Schildchen, und hinter dem After mehre starke Knochenschuppen. Zwischen After- und Schwanzflosse nur kleine Knochenschuppen. Hinter jeder Brustflosse eine nackte Stelle. Der Rücken bläulich aschgrau, unter der Seitenlinie weiß. Die Schildchen weißlich. Die Männchen oben mehr olivenfarben, unten mehr gelblich. Nach Pallas wird diese Art 5—8 Spannen lang, bis 160 Pfund schwer und enthält oft an 5 Pud Eier.

Hinsichtlich des innern Baues ist folgendes Besondere zu bemerken: Der Darmkanal bläulich-schwärzlich marmorirt. Die Leberläppchen mäßig vorgezogen. Der Darm und Magen weiter und dünnwandiger, ebenso wie die Pankreas größer, als bei andern Arten; letztere fast abgerundet sechseckig. Die Milz unter der ersten Krümmung des Darmes liegend und das untere Ende derselben mit ihrer Basis theilweise umfassend, Vförmig mit 4 Fortsätzen, wovon einer auf der linken, zwei auf der rechten Seite und ein mittlerer kleiner, überhaupt die Darmkrümmung nach Hinten als dreieckiger Körper überragend. Die Speiseröhre und der Magen mit einer sehr schwachen Andeutung von Längsfalten, am Pförtnertheile mit schwachen Querfurchen und kleinen, zwischen ihnen liegenden Erhabenheiten. Der Pförtnertheil des Magens sehr groß, dickwandig und fleischig, viereckig rundlich. Die Schwimmblase verlängert kegelförmig, nach Hinten ziemlich spitzig endend. Gallenblase groß, etwas verlängert birnförmig. Die Eier schwärzlich, zuweilen weiß. Diese Art scheint weiter als der Hausen verbreitet zu sein, indem man sie nicht blos im caspischen Meer und in den in dieses sich ergießenden Flüssen: Wolga, Ural, Terek, Kur ꝛc., sowie in den Hauptnebenflüssen, in den mäotischen Sümpfen, im Baikal und den darein sich ergießenden Flüssen (obere Angara, Selenga, Barguſin ꝛc.); ferner in allen großen nertschinskischen Flüssen, sondern auch im schwarzen Meer, in der Donau, auch im Don, Dnieper findet. Sie soll in den Flüssen weniger häufig sein, welche sich ins Eismeer ergießen, im Ob aber sich nicht selten finden. In der Lebensart soll dieser Stör mit dem Hausen übereinkommen, doch soll er vom Frühjahre bis in die Mitte des Sommers in die Ströme gehen, um zu laichen, ohne daß deren in den Meerbusen blieben. In den Meeresbuchten aber soll er besonders überwintern. Man findet bei ihm ebenfalls, wie beim Hausen, Steine, doch selten größer als ein Taubenei. Man zieht diese Art dem Hausen bei weitem vor, wegen der Güte des Fleisches, der Rückensehne (Rückgraths), der Eier und der Hausenblase. Diejenigen, welche im Jenisey gefangen werden, sollen am schmackhaftesten sein, dann auch die aus dem Caman, doch nicht die aus der Wolga, noch weniger die aus dem Irtisch. Die Eier der ganz alten kommen sogar auf die kaiserliche Tafel. Man fängt von dieser Art mehr als vom Hausen, und nach Pallas rührt vielleicht ¼ der Menge des in den Handel kommenden Caviars und der Hausenblase von diesem Fische her. Aus Ungern bringt man ihn häufig, und zwar im Sommer in Eis gepackt, nach Wien.

9) **A. stellatus**, Pallas (Reise I. S. 131. Anh. 460. N. 20. *Bloch* Syst. p 348. A. Helops *Pallas* Zoogr. P. III. p. 97. **Huso sextus, Ant. rostratus** *Marsigl.* Danub. IV. t. 12. f. 12. **Sewrjuga**, Lepechin Tagebuch I. S. 156. T. 10. F. 1. 2. und Nov. Comm. Petr. tom. IX. t. A. Medicin. Zoologie

S. 25.) Gesternter Stör, langrüsseliger Stör, Scherg. russ. Sewrjugha; rascian. Schereghi; ungr. Schorek; tatar. Syryk; kalmuk. Zoochur, Zachur, Tschuochul; armen. u. georgian. Dsumchi oder Dshugi.

Kennzeichen. Rüssel fast pfriemenförmig, sehr lang, fast $\frac{1}{3}$ der Körperlänge betragend, und viermal länger als die Breite der Maulöffnung. Die Oberlippe ausgerandet. Die Schildchen von einander entfernt. Der Körper zwischen der Schildchenreihe mit an der Spitze gezähnelten Knochenschüppchen und einzelnen, sternförmigen, kleinen Schildchen, von denen die unter den Rückenschildchen stehenden eine Reihe bilden. Der Kopf klein, schmäler und niedriger als beim Störe, kegelförmig, auf der Oberseite mit deutlicher Schildchenbildung und mit einer tiefen, bis zum Anfange des Rüssels laufenden Längsfurche. Der Rüssel an der Basis gewölbt, von der Mitte an von Oben nach Unten stark zusammengedrückt, und, besonders an der Spitze, platt, vorn abgerundet; auf der Unterseite mit einer langen, graden, sehr starken, in der Mitte sehr breiten, hinten sehr schmalen, mit keinem Fortsatze versehenen Leiste. Die Bartfäden gleich lang, zur Seite des hintern Sechstheils der Rüsselleiste, dem Maule näher, als der Rüsselspitze, weiter vor den Nasenlöchern stehend, als bei andern Arten, ohne Anhänge, die beiden mittlern weiter nach Hinten. Die Nasenlöcher dem Auge sehr genähert. Die Iris silberfarben, die Pupille rund. Das hintere Nasenloch dem Rüsselrande mehr genähert, als beim Stör. Die Spritzöffnung höher als der obere Augenhöhlenrand. Der Körper wegen der sehr gesonderten Schildchen schwach fünfeckig, fast rund, sehr schlank (am schlanksten von allen Gattungsverwandten). Die Flossen klein. In den Brustflossen 34—36, in den Bauchflossen 26—28, in den Rückenflossen 48—49, in den Afterflossen 25—26, in der Schwanzflosse auf der untern Seite über 100, in der obern über 30 Strahlen. Der Körper oberhalb braunschwarz, nach Marsigli blauschwarz, an den Seiten heller. Um die Seitenlinie ein weiß getropfter Streif. Die Unterseite des Körpers, die Schildchen und die Flossen, mit Ausnahme der Rücken- und obern Schwanzflosse, weiß. Die Schildchen des Kopfes störähnlich, nur im Ganzen schmäler, länger und mit viel stärkern, rauhern Strahlenleisten. Scheitelschildchen sehr lang und schmal. Mittleres Sternschildchen klein. Das mittlere Hinterhauptschildchen speerförmig. Schnauzenschildchen sehr lang gezogen, mit sehr deutlichen parallelen Strahlen. Die Unterseite der Schnauze, mit Ausnahme der Leiste, glatt. Der Körper mit an der Spitze stark gezähnten, einzeln stehenden, Knochenschüppchen, und mit mehr oder weniger rundlichen, deutlich sternförmig gestrahlten, und in der Mitte gekielten Schuppenschildchen, die eine mit den Rückenschildchen parallel laufende Reihe bilden, und dann noch unter diesen und auf dem Vorderbauche zerstreut stehen, bedeckt. Die Schildchen am Grunde deutlich vortretend. Die Rückenschildchen durch erhabene Strahlen rauh, stark gekielt, fast trapezoidal, hinten, mit Ausnahme des letzten, mit einem tiefen, spitzwinkeligen Einschnitte, die vordern einander näher, als die fünf hintern. Zwischen den Schildchen keine Fleischläppchen. Vor der Rückenflosse weiter keine Schildchen, hinter derselben eine Menge unbestimmter, den größern des Körpers ähnlicher Knochenschüppchen. Seitenschildchen 33—35, von einander entfernt, viel kleiner als beim Stör, unregelmäßig sternförmig trapezoidal, sehr deutlich gestrahlt und gekielt. Die Seitenlinie zwischen je zwei Schildchen als etwas gewundene mit sehr kleinen, mit Haut bedeckten Knochenkernen besetzte Linie vortretend. Bauchschildchen jederseits 11, viel kleiner und mehr als noch einmal so weit von einander entfernt als beim Störe, mit deutlichen Kielen und Strahlen, die beiden vordern gesondert. Zwischen After und Afterflosse drei Schildchen, das mittlere das größte, das hintere ein schildförmiges Adminiculum. Zwischen After- und Schwanzflosse nur kleine Knochenschuppen, und ein sehr langes, in das erste Adminiculum der Schwanzflosse endendes Schildchen. Hinter jeder Brustflosse eine nackte Stelle. Diese Art soll 20, ja 50 Pf., schwer werden, und hat eine Länge von fast fünf Fuß. Die Jungen haben mehr Spitzen, sind rauher.

In Bezug auf den innern Bau bemerken die Verf. der medicinischen Zoologie (S. 27) Folgendes: Das Pflugscharbein auf der Unterfläche in der Mitte wol mit einigen Leistchen, aber ohne Höcker und Einschnürung, vorn nicht bis zum Rüsselrande gehend. Der Zwischenkiefer am untern Rand in der Mitte ausgerandet. Der Unterkiefer fast grade auf der Mitte der untern äußern Fläche stark vertieft, am vordern Ende unten abgestutzt und am schmalsten. Die freiliegende, untere Fläche des Keilbeinkörpers eben, nur vorn gegen die Mitte mit einer schwachen Längsfurche und rundlich eirunder Spitze. Etwas über der dreieckigen vordern und innern Ausrandung der Gaumenbeine liegt ein fast eirundes Knochenplättchen. Der vordere Kiemenhautträger ist kurz, platt, breit, in der Mitte wenig eingeschnürt. Rippen (an dem im berliner Museum befindlichen Skelett) 12. Die Dornfortsätze fast kegelförmig, sehr platt und stark, an der Spitze erweitert, oft gabelförmig, in der Mitte verschmälert, zuweilen zwei mit den Spitzen mit einander verwachsen und bisweilen zwei auf einem Wirbel. Der Pförtnertheil des Magens groß, eiförmig, sehr dickwandig. Magen und Darm ziemlich dickwandig, im Ganzen von geringem Umfange. Magen und Speiseröhre auf der innern Fläche glattwandig, fast ohne Spuren von Längsfalten. Der Dickdarm mit feinmaschigem Gewebe. Die Leberläppchen dünner und länger als bei andern Arten. Die Pankreas länglich nierenförmig. Die Schwimmblase fast elliptisch länglich, nach Hinten mehr oder weniger zugespitzt, aus einer äußern silberglänzenden, einer mittleren häutigen und einer innersten, stark gefaserten und wie breiigen Haut (derjenigen, welche den Fischleim gibt) zusammengesetzt. Die Gallenblase ziemlich klein, birnförmig. Die Milz unter der ersten Krümmung des Darms und zwar das untere Ende derselben mit ihrem ausgehöhlten obern Ende umfassend, Vförmig, der rechte Fortsatz neben dem aufsteigenden Darme, viel kleiner als der linke, an dessen Grunde noch ein Fortsatz liegt und sich gabelförmig in zwei am Ende sich erweiternde, gelappte,

am absteigenden Darme befestigte Äste spaltet. Die Eierstöcke wiegen gegen 11 Pf.

Diese Art findet sich im caspischen Meere sammt den sich in dasselbe ergießenden Hauptströmen (namentlich in der Wolga, dem Ural, Kur, Terek ꝛc.) und in den größern Nebenflüssen, in den märkischen Gewässern, dem Aralsee, im schwarzen Meer und in den sich in dieses ergießenden Flüssen, als der Donau, dem Dniepr, Don ꝛc., sowie in deren großen Nebenflüssen. Sie soll indessen nicht so hoch als der Güldenstädtsche Stör und der Sterlet in die Flüsse heraufsteigen. Die Sewrjugen ziehen im April oder frühestens gegen Ende des Märzes in ungeheuern Scharen, die ihre Ankunft schon von fernher durch die starke Bewegung des Wassers andeuten, in die süßes Wasser enthaltenden Meeresbuchten, oder in die Ströme, und zwar später als die Hausen, Güldenstädtschen Störe und Sterlete. Die Zugzeit dauert einige Wochen, worauf sie etwa von der Mitte des Mai bis gegen den Junius laichen, dann aber, nach Pallas' Angabe, nach dem Meere zurückkehren, nach Großingers Angabe aber in der Donau, in den Strömungen und an solchen Orten, wo warme Quellen sind, überwintern sollen. Eine sonderbare Erscheinung ist es übrigens, daß man von ihnen in den Flüssen keine junge Brut findet. Die Sewrjugen werden besonders zur Zugzeit ungemein häufig, und zwar in Rußland im Ganzen jährlich über eine Million, mit doppelwandigen Netzen gefangen. Man schätzt Fleisch und Eier mehr als vom Hausen. Von letztern hat ein Weibchen mehr als 10—12 Pf. (gegen 34,000) und manchmal weißen Rogen, der dann, wegen seines vorzüglichen Geschmacks, nach Petersburg gesendet wird. Auch das Fleisch soll sehr schmackhaft sein, und der Fisch wird deshalb häufig nach Wien gebracht. Die Hausenblase, die man von dieser Art erhält, gilt ebenfalls als eine vorzügliche Sorte, und wird der vom Güldenstädtschen Störe gleichgeschätzt, und das Pud mit 35—40 Rubeln bezahlt.

10) A. maculosus *Lesueur* (Transactions of the american philosophical Society [Philad. 1818]. p. 393. Medicin. Zoologie a. a. O. S. 28). Der Rüssel sehr lang, am Ende zugerundet. Der Kopf ¼ der Körperlänge betragend. Die Schildchen einander genähert, rauh und gestrahlt, mit scharfem, hinten mit einer Spitze endigendem Kiele. Die Haut zwischen den Schildchen mit spitzigen Knochenkernen. Die Rückenschildchen gleichgestaltet. Der Kopf zwischen den Augen breit und vertieft. Die Augen groß und länglich, die Iris derselben gelb und die Pupille rund. Der Rüssel unten mit schmaler Leiste, das Maul groß. Die Bartfäden stehen dem Auge näher als der Rüsselspitze. Brustflossen groß, breit, mit 45—48 Strahlen; Rückenflossenstrahlen 45; Bauchflossenstrahlen 30—35; Afterflossenstrahlen 25. Körper röthlich-olivenfarben mit schwarzen Flecken. Haut mit kleinen, hinten spitzen, einzeln oder gruppenweise stehenden Rauhigkeiten bedeckt. Schildchen rauh und gestrahlt, mit scharfem, hinten mit einer Spitze endendem Kiele. Rückenschildchen 13, von der Farbe des Körpers, oben dachziegelförmig. Seitenschildchen 33, einander genähert. Bauchschildchen 10, ansehnlich und einander genähert, die beiden ersten in eins verbunden. Vaterland: Ohio.

11) A. oxyrrhinchus *Mitchill* (Transactions of the Society of New-York. I. p. 462. *Lesueur* l. c. p. 394. Medicin. Zoologie a. a. O. S. 28). Rüssel spitzig, sehr lang. Kopf ein Viertel der Körperlänge. Schildchen des Rückens und der Seiten einander genähert, gestrahlt, mit spitzigem Kiele. Die drei mittlern Rückenschildchen am ansehnlichsten. Haut rauh. Kopf ein Viertel Körperlänge. Schnauze spitzig, unten mit einer starken Leiste. Augen kleiner als bei A. maculosus. Maul eng. Brustflosse klein, mit 36—38 Strahlen; Rückenflossenstrahlen 38; Bauchflossenstrahlen 28—30; Afterflossenstrahlen 23—25. Rücken gelblich-oliven, unter den Seitenschildchen und dem Bauche weiß, unter jedem Schildchen ein schwarzer Fleck. Schildchen genähert, gestrahlt, gekielt und hinten in eine Spitze endend. Rückenschildchen 10, mit Einschluß eines am Grunde der Rückenflosse; die drei mittlern Rückenschildchen am ansehnlichsten, die andern an Größe abnehmend. Seitenschildchen 25, Bauchschildchen neun. Haut durch kleine, krystallähnliche Knochenspitzen rauh. Schnauze mit Knochenschildchen bedeckt. Länge 3—4, nach Mitchill bis 5'. Vaterland: In Delaware (Lesueur), und im Hudsonsflusse (?) nahe bei Albany, wo man ihn jährlich in Menge zu Markte bringt (Mitchill).

12) A. Ratzeburgii (Medicin. Zool. t. 1. Suppl. a. f. 3). In der medicinischen Zoologie heißt es Nachtr. zu Bd. II. S. 351 über diese Art: Brandt bezeichnete mit diesem Namen bereits in einem im J. 1832 an den damaligen Redacteur des berliner Jahrbuchs der Pharmacie, D. Lucae, gerichteten Briefe die von Lepechin in den Novis Actis Acad. Petrop. Tom. IX. Histoire p. 35 als Varietas Acipenseris stellati oppido raro descripta beschriebene und Tab. A. abgebildete Störform, wovon er das Original glücklicherweise wieder auffand. Im Habitus, der Form des Körpers und des Kopfes, der Flossen und der Hautbedeckung erinnert sie allerdings sehr an Acipenser stellatus [7]), unterscheidet sich aber durch die merkwürdig entwickelten Haken der Schildchenkiele. An den Seiten der Schnauze, neben dem untern Rande derselben, erheben sich von den dort befindlichen Schildchen über 1½" lange, einige Linien dicke und breite, elfenbeinweiße, nach Hinten gebogene Knochenhaken. Einige der Haken besitzen selbst einzelne Zähne und Furchen. Auf dem Schnauzenrücken stehen ähnliche kleinere Haken. Jedes der auf dem Kopfe liegenden, sowie der die Schulter bedeckenden Schildchen trägt ebenfalls einen mehr oder weniger ansehnlichen Knochenhaken. Selbst die auf der Unterseite der Schnauze befindliche Knochenleiste endet in einen starken, spitzigen Haken. Die excentrisch und strahlenförmig verlaufenden Leistchen der

7) Der A. Ratzeburgii verhält sich zu A. stellatus wie A. Lichtensteinii zu A. Sturio *Linné*. Bei beiden sind die Haken der Schildchenkiele auf eine enorme Weise entwickelt. Sowol die Jungen von A. Sturio, als die von A. stellatus haben aber in der Jugend an den Kielen deutlichere Andeutungen einer solchen Entwickelung, als die erwachsenen Thiere.

Kopfschildchen haben sehr entwickelte Zähnchen. Die sehr stark entwickelte Spitze des Kieles jedes der Rücken-, Seiten- und Bauchschildchen stellt einen fichelförmigen, trapezoidalen oder konisch-fichelförmigen, bis gegen 1—2‴ dicken, ¼—½″ langen, 2—9‴ breiten, elfenbein-weißen, hakenförmigen, am vordern Rand und an der dreieckigen Spitze zusammengedrückten Fortsatz dar, der unter der Spitze am hintern Rande zuweilen noch einige Zähne trägt, auch wol auf einer seiner breiten Flächen einige Furchen zeigt. Die Haken der auf dem Schwanze stehenden Seitenschildchen sind die kleinsten, die Haken der Schildchen des vordern und besonders des mittlern Körpertheiles dagegen am meisten entwickelt. Mehre größere Hautschüppchen, die theils jederseits in eine Reihe zwischen den Rücken- und Seitenschildern, theils zwischen den vordern Bauchschildchen in zwei Reihen stehen, in eine ziemlich ansehnliche Hakenspitze endend. Totallänge von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzspitze 4′ 4″.

13) A. Ruthenus *Linné* (und der meisten übrigen Autoren. Bloch, Fische Teutschlands, III. Taf. 89, die Figur nicht sonderlich gut. Acipenser Ruthenus minor *Forster* in Philos. Trans. Vol. LVII. p. 353. Lepechin, Reise. I. Taf. 9. Fig. 1. 2. Abbildung nicht gut. Huso III. Sturio I. Stierl *Marsigli* Danub. IV. t. 11. f. 1. Medicin. Zoolog. S. 21. t. 2. f. 2). Der Sterlet, Sterljet, Stierl, russischer oder nordischer Stör; holländ. de russische Steur; dänisch den russiske Stoer; schwed. Sterlett; engl. the caviar Sturgeon; franz. le Strelet oder Sterlet; ital. Sturione di Moscovia; spanisch Esterlet, esturión de Moscovia; portug. Esturião de Moscovia; russisch Sterled, Sterljäd, Tschetschuga; rascian. Ketshegi; ungrisch Kesteke; tscheremiss. Suga; votiac. Karei; ostiak. Kyrei, Kyrre; tatar. Tschugae; kalmük. Sujürlik; samojed. Chyrri; tunguf. Schodoki, Koeldechtschon; armen. und georgian. Tschuka. Rüssel mäßig, pfriemenförmig, $\frac{1}{11}$—$\frac{1}{6}$ der Körperlänge, 1½ oder zweimal so lang, als die Breite der Maulöffnung. Schildchen mit hakenförmigen Kielen, die des Rückens und der Seiten einander genähert, am Rande ziegeldachartig. Körper zwischen den Schildchen blos von dichtstehenden, gezähnelten Knochenschüppchen bedeckt. Kopf klein, viereckig-kegelförmig. Oberseite schwach gewölbt, in der Mitte mit schwacher Furche. Rüssel niedrig, zusammengedrückt kegelförmig-pfriemenförmig, mit der Spitze und nach der Spitze zu etwas aufwärts gebogen, neben der Spitze von der Seite etwas eingedrückt, auf der Oberseite flach gewölbt; Unterseite desselben ziemlich eben, auf der Mitte mit einer knöchernen, deutlich erhabenen, zwei-, selten dreimal unterbrochenen und daher meist drei-, zuweilen viergetheilten Längsleiste. Der vordere Theil derselben am größten, leistenförmig, der auf diesen folgende, noch vor den Bartfäden stehende (mittlere) viel kleiner, leistenförmig oder warzenförmig, der hinter diesem befindliche, hinter den Bartfäden stehende (hintere) rundlich, warzenartig. Bartfäden an der Spitze gefranzt, am Ende des zweiten Drittheils der Schnauze, zur Seite des zwischen dem zweiten und dritten Leistenhöcker befindlichen Raums, die beiden innern mehr nach Hinten. Oberlippe ausgerandet. Vorderer Augenwinkel schwach vorspringend. Vordere Nasengegend leicht gewölbt. Auge dem untern Schnauzenrande sehr genähert. Iris gelblich-silbern, oberhalb bräunlich. Pupille rund. Hintere Nasenlöcher fast eirund-länglich, dem Rüsselrande ebenfalls sehr genähert. Jeder innere Zipfel der Unterlippe wulstförmig, fast rechtwinklig-dreieckig, abgerundet, frei, der Zwischenraum zwischen den Wülsten mäßig. Gaumen oben und vorn gekörnt, hinten mit 7 Runzeln, die vordern mit dem Bogen nach Hinten, die hintern mit dem Bogen nach Vorn gewendet. Spritzöffnung höher als der obere Augenhöhlenrand. Kiemendeckel weiter nach Vorn gehend, als beim Störe, der obere Theil des hintern Randes desselben fast grade. Die Seiten des Körpers mäßig gewölbt. Schwanzwurzel höher als beim Störe. Brustflosse am freien Ende zugespitzt, mit 30 Strahlen, der erste an der Spitze wenig verdünnt, vorn glatt. Bauchflossenstrahlen 25—28, die fünf vordern sehr kurz, dreieckig, unzerästet. Afterflossenstrahlen 25—27, zwei kurz, dreieckig, einfach, ungegliedert. Rückenflossenstrahlen 41. Schwanzflossenstrahlen oben gegen 40, unten 70 und mehr. Kopf auf der Oberseite mit undeutlicher Schildchen- und schwacher Leistenbildung, und, wie der Kiemendeckel, mit einer gekörnt-excentrisch-strahligen, nur wenig rauhen Oberhaut bedeckt. Oberhaut unter der Schnauze hinten mit netzförmigen Zeichnungen, nur vorn mit Grübchen, weich, glatt. Körper chagrinähnlich-scharf, mit kleinen, an der Spitze freien und gezähnelten, verschieden großen Schüppchen bedeckt, nur die Schwanzspitze mit rhomboidalen oder länglich-rhomboidalen, oder länglichen Schildchen besetzt. Rückenschildchen 13—14 (meist 14, nach Lepechin 17) größere, und hinter diesen, vor der Rückenflosse, noch einige kleinere, die größern, einander genäherten, herzförmig-sattelförmig, mit nach Vorn gewendeter Spitze, in der Mitte mit einem starken, dreieckigen, hornig durchscheinenden Kiele, der nach Hinten in eine, hinten an der Basis ausgerandete, mäßig hohe, scharfe Spitze endet. Zwischen dem hintern und vordern Ende der Schildchen ein kleines hervorragendes Fleischläppchen. Seiten der Schildchen mit excentrisch-strahliger, wenig rauher Knochenbildung. Zwischen Rücken- und Schwanzflosse blos kleine Schüppchen. Der Grund der Schildchen mit den kleinen Schüppchen bedeckt, daher die Schildchen wenig vortretend. Schildchen der Seitenlinie 60—65, einander sehr genähert, ziegeldachartig, fast trapezenförmig, mit einem hintern, abgerundeten, gezähnelten Rand und mäßigem, hellerm Kiele. Die Seiten der Schildchen von Haut bedeckt, und daher die Schildchen nicht ganz vortretend. Bauchschildchen 12—18, meist 14, theils fast viereckig, theils fast herzförmig, theils unregelmäßig, in der Mitte gekielt, excentrisch-strahlig, am Rande von Haut bedeckt, und daher nicht stark vortretend. Schlüsselbein von einem äußern, knieförmigen und einem untern, innern, breit-verschoben-viereckigen, platten Schildchen bedeckt. Zwischen After und Afterflosse einige längliche Schildchen. Rücken graubräunlich und bräunlichgelb. Bauch weiß. Flossen oben grau. Die Weibchen unter-

ſcheiden ſich durch einen über dem Auge niedrigern Kopf und einen längern, an der Spitze dünnern und mehr aufwärts gebogenen Rüſſel. Die Entwickelung der Jungen in verſchiedenen Alterszuſtänden, wie bei den andern Störarten, nur die Schnauze im Verhältniß kürzer als bei den übrigen. Die Kopfſchilder bei zwei 10″ langen Individuen deutlich geſondert, bei einem 4″ langen Individuum noch undeutlich. Maße eines männlichen Individuums: Totallänge 1′ 8″; Länge des Rüſſels (bis zum Auge) 1″ 10‴; von der Rüſſelſpitze zum Ende der Kiemenſpalte 4″ 2‴; von der Rüſſelſpitze zur vordern Naſenöffnung 1″ 5‴; von der Rüſſelſpitze bis zu den Barteln 1″ 4‴; von der Rüſſelſpitze bis zur Rückenfloſſe 1″ 2‴; Entfernung der Barteln vom Rachenausſchnitte 10‴; Länge der Rüſſelleiſte 1″ 8‴; Breite des Mauls 10‴; Höhe des Kopfes über der Mitte des Kiemendeckels 1″ 9‴; Höhe über den Augen 1″ 3‴; Breite des Kopfes hinter dem hintern Augenwinkel 1″ 7‴; Breite der Rüſſelſpitze 2‴; Länge der Bruſtfloſſen 3″ 2‴; Länge der Bauchfloſſen 1″ 5‴; Länge der Afterfloſſen 1″ 7‴; Länge der Schwanzfloſſen 4″ 4‴. Sie werden ſelten über 2′ (Pall.) bis 3′ (Güldenſt.) lang, und über 15—20 Pfd. ſchwer; nur im Obi ſoll es deren von 229 Pfd. geben (?!), die man der Seltenheit wegen nach dem kaiſerlichen Hofe bringt.

Pflugſcharbein auf der Unterſeite etwas über der Mitte mit drei warzenartigen, ziemlich langen Fortſätzen, vorn bis an den Rüſſelrand gehend. Zwiſchenkiefer am untern Rand in der Mitte ausgerandet, an beiden Enden am breiteſten. Die frei liegende, untere Fläche des Keilbeinkörpers verlängert-länglich-viereckig, vorn mit drei ſchwachen Furchen, am vordern Ende abgeſtutzt. In der dreieckigen vordern Ausrandung des Gaumenbeines keine Knochenplatte. Vorderer Kiemenhautträger verlängert, in der Mitte rundlich und zuſammengezogen. Rippen 13. Dornfortſätze faſt kegelförmig, einfach. Pförtnertheil des Magens faſt koniſch, beſonders nach Unten fleiſchig, dickwandig. Schwimmblaſe eiförmig-kegelförmig, nach Hinten nur wenig ſchmäler werdend, doch hinten ſchmäler als beim Störe. Gallenblaſe eiförmig-birnförmig, ziemlich klein. Pankreas ungleich nierenförmig. Milz unter der erſten Krümmung des Darmes liegend und das untere Ende derſelben mit dem obern Ende ihrer ausgehöhlten Baſis umfaſſend, V-förmig, mit drei Fortſätzen, einem mittlern, kleinern, und zwei ſeitlichen, faſt gleich langen, von denen der rechte, dem abſteigenden Darm anhängende gelappt und breiter iſt, als der linke am aufſteigenden Darme befeſtigte.

Der Sterlet ſcheint wohl die verbreiteteſte aller bisher bekannten Störarten zu ſein, denn er findet ſich nicht nur in dem caſpiſchen Meere, dem ſchwarzen Meere, dem arktiſchen Ocean und den ſich darin ergießenden Flüſſen, ſondern ſteigt auch in viele kleinere Nebenflüſſe (z. B. in die Seitenflüſſe der Cama und Occa [Pall.]), als die andern Arten. Im Baikalſee und Don ſoll er jedoch ſeltener ſein und im Terek und Cyrus fehlen. Ebenſo ſoll er ſich im weißen Meer und im Meſes und der Petſchora nicht finden. In der Oſtſee bei Pillau findet er ſich ſelten. In den Ladogaſee und die Newa wurde er in neuern Zeiten durch Fiſcher gebracht, die Schiffbruch litten. Friedrich der Große ließ ihn nach Pommern in den Maduiſee und den küſtriner Stadtgraben, und Friedrich I., König von Schweden, nach Schweden in den Mälarſee, nach Andern in den Hemarbyſee verpflanzen. Er wandert ebenfalls, wie die andern Störarten, und erſcheint erſt nach dem Hauſen in den Flüſſen, aber früher als die Sternhauſen, etwa gleichzeitig mit den Güldenſtädtſchen Stören. Er liebt einen weichen Grund und findet ſich auch in ganz jugendlichem Zuſtande gegen die Gewohnheit des Hauſens, Güldenſtädtſchen Störes und Sternſtöres in den Flüſſen. Nach Marſigli ſoll er ſich von Schlamm (?) und Hauſeneiern nähren, im Frühling ins Meer wandern und im April laichen. Im Winter ſoll man nach ihm mehre in Löchern zuſammen antreffen.

Der Fang des Sterlets iſt zwar in manchen Flüſſen nicht unbedeutend, kommt aber in Rußland weniger in Betracht, als der Fang der großen Störarten. Man fängt ihn theils allein, theils gleichzeitig mit den andern Arten. Sein Fleiſch iſt weiß und wird ungemein geſchätzt, daher bringt man ihn lebend nach Petersburg und andern Hauptſtädten, wo man nach Verſchiedenheit der Größe, das Stück bis gegen 50 Rubel verkauft, und als Seltenheit auf die Tafeln der Vornehmen bringt. Die Eier ſchmecken beſſer als von den andern Störarten, zumal die friſchen. Die ſchmackhafteſten Sterlete werden im Cama und Jeniſei, und überhaupt in Flüſſen mit ſteinigem Grunde, die ſchlechteſten im Obi und Irtiſch, die größten aber im Tom gefangen. Die Schwimmblaſe gibt, beſonders für eingelegte Arbeit, die beſte Hauſenblaſe. Man klopft ſie entweder und trocknet ſie, oder dreht ſie vor dem Trocknen in Röllchen zuſammen.

14) A. **nudiventris**, *Lovetzki* (Novoi Magazin jestestvennoï istorii [Moscau 1828]. II. Nro. 1—3.) Nach dem Bulletin des Sciences naturelles, Tom. XXIII. p. 133 (das ruſſiſche Originaljournal ſteht mir nicht zu Gebote) ſcheint dieſe Art noch nicht beſchrieben zu ſein. Pallas gedenkt ihrer als einer Varietät von Schlypa, die ſich nur durch die Länge des Rüſſels und die Zahl der Schilder auszeichne. Der Kopf iſt lang und koniſch, der Rüſſel platt, grade, kürzer und ſtumpfer als am Hauſen, die Mundöffnung iſt der Quere nach kürzer als bei dieſem; der Körper iſt länger und nicht ſo dick, und nur mit drei Reihen Schildern bedeckt, von denen eine auf dem Rücken, die beiden andern in den Seiten ſtehen; der Bauch iſt ganz ſchildlos und hat weder auf noch unter der Haut harte Erhöhungen. Die Länge iſt geringer als die des Hauſens, die Farbe oben ein gräulich Blau, unten weiß. Das Fleiſch iſt weiß und ſchmackhafter, als das vom Hauſen. Man findet dieſe Art beſonders in Sibirien, im Aral und andern Seen, welche in früheſter Zeit mit dem caſpiſchen Meere in Verbindung geſtanden haben mögen.

Noch herrſchen manche Dunkelheiten in der Beſtimmung der Arten und der Naturgeſchichte der Störe, de-

ren Aufhellung noch zu erwarten. Fitzinger und Heckel sollen eine Monographie beabsichtigen. (D. *Thon.*)

HUSQVARN, eine Gewehrfabrik, eine halbe Meile von Jönköping in der schwedischen Provinz Smäland, neben ansehnlichen Wasserfällen des Husqvarnström, der sich in den nahen Wettersee ergießt; die Fabrik ist Privateigenthum. (*v. Schubert.*)

HUSS (Johann), einer von jenen großen und edelsinnigen Männern, welche in den verflossenen Jahrhunderten, schon vor der Reformation, von Zeit zu Zeit auftraten und mit kühnem Geiste die Lehre der Kirche und die Sitten der Geistlichkeit zu verbessern unternahmen. Sein redlicher Eifer für die reine Christusreligion, sein unerschrockener Muth in Behauptung seiner Grundsätze, und sein zu Beurkundung seiner Überzeugungen standhaft erlittener Feuertod machen auf immer ihn bei der Nachwelt des Andenkens und der Verehrung würdig. Er wurde den 6. Juli 1373 zu Hussinecz, einem an der Blanitz gelegenen Marktflecken des prachiner Kreises in Böhmen, geboren, und seine Ältern waren arme und geringe Einwohner aus besagtem Orte. Sehr jung noch kam er schon in die lateinische Schule, wo er sich besonders durch sein Talent, seinen Fleiß und seine Sittlichkeit sehr vortheilhaft auszeichnete. Auch krönten die schnellsten Fortschritte seinen Eifer, und bald sah er sich im Stande, mit den erforderlichen Schulkenntnissen ausgestattet, die Universität Prag zu beziehen, um sich dem Studium der Theologie und ihrer Hilfswissenschaften zu widmen. Seine Ältern vermochten indeß nicht, ihm hier zu seinem Unterhalt eine Beihilfe zu leisten; er mußte eine Famulatur bei einem Professor annehmen, damit ihm hierdurch das Fortkommen, und so das Studiren in dieser Stadt möglich würden. Doch gewährte ihm diese Stelle zugleich noch den Vortheil, daß er in ihr zur Erweiterung seiner Kenntnisse eine treffliche Gelegenheit fand, welche er aufs Eifrigste auch benutzte.

Im Jahre 1393 ward er Baccalaureus und drei Jahre später Magister. Sein bis jetzt durch seine großen Kenntnisse in der Theologie und seine ungemeine Fertigkeit im Reden bereits erworbener Ruhm wuchs in Kurzem noch so sehr, daß er in seinem 27. Jahre schon, nämlich im Jahre 1400, Professor bei der Universität, Prediger an der Bethlehemskapelle und Beichtvater der Gemahlin des Königs Wenzeslaus, Sophia von Baiern, wurde. Im folgenden Jahre wurde er Dekan der theologischen Facultät und 1409 Rector Magnificus der Universität. So als Gelehrter und Lehrer geachtet, als Gewissensrath und Prediger geliebt, strebte er einzig, den Foderungen eines jeden seiner Berufe gewissenhaft zu genügen. Er wandte daher sein ganzes Wirken dazu an, einerseits Licht und Wahrheit um sich her zu verbreiten, soviel ihm möglich; andererseits Laster, Irrthum und Aberglauben, wo er sie auch fand, zu entlarven und zu züchtigen, immer die wahre Erkenntniß und Verehrung Gottes empfehlend, und reine, echtchristliche Sitten einschärfend. Hierbei war ihm die Bibel die einzige Quelle, woraus er die in seinen Predigten vorgetragenen Belehrungen und Vorschriften schöpfte, und woraus er allen Christen die Richtschnur ihres Verhaltens und ihres Glaubens zu nehmen anrieth. In demselben Geiste betrieb er seine akademischen Vorlesungen; auch hier führte er bei jedem Lehrpunkte seine Schüler stets nur auf die Bibel hin. Zwar konnte es freilich so nicht fehlen, daß er auf viele Dinge traf, welche der Papst und die Kirche anders lehrten, ja von denen oft grade das Gegentheil zu glauben geboten war; aber sein glühender Wahrheitseifer scheute sich dann keinesweges, das zu berichtigen, was er als vom lautern Sinne der Schrift abweichend, oder demselben widersprechend, erkannt hatte.

Etwa 40 Jahre vorher hatte ein aufgeklärter Engländer, Namens Wiklef, Doctor und Professor der Theologie an der Universität zu Oxford, sehr freimüthig über die Päpste, den Unfug der Geistlichkeit, ihr lasterhaftes Leben, und besonders ihre Neuerungen in der Religion, geschrieben. Durch Anhänger von ihm waren seine Grundsätze und Schriften schon bis nach Böhmen gekommen. In Prag waren sogar Spöttereien auf den Papst durch eben solche Anhänger Wiklefs, zur Zeit Hussens nicht mehr ganz ungewöhnlich. Zwei Engländer z. B. ließen in ihrem Zimmer den Einzug Christi in Jerusalem auf einem Esel, die Jünger aber barfuß nebenher gehend, malen, und an der gegenüberstehenden Wand einen Aufzug des Papstes und seiner Cardinäle in Purpur und Gold. Der Einfall gefiel so allgemein, daß das Haus der Engländer fast nie leer von Neugierigen wurde. Huß indessen hatte immer Wiklefs Lehre, die er bis jetzt noch durch das Gerücht blos kannte, wirklich für ketzerisch gehalten; erst als sein Freund und Schüler, Hieronymus von Prag, aus England zurückkam, und ihm nähere Auskunft darüber ertheilte, entschloß er sich, die Wiklefschen Schriften zu lesen, und war nicht wenig überrascht, hier zu finden, was er längst schon gedacht und meistens schon gelehrt hatte.

Von nun an predigte und schrieb er ebenso unverholen und dreist, wie Wiklef, wider den Ablaßkram, das Fegfeuer, die Seelenmessen, den Bilderdienst, die Ohrenbeichte, das Fasten, das Mönchsleben und die verwilderten Sitten der Geistlichkeit. Er behauptete: Alle jene Lehren seien Erfindungen des Aberglaubens. Dann hatte man auch ungefähr 150 Jahre vorher den Nichtgeistlichen den Kelch beim Abendmahl entzogen. Huß zeigte, wie ganz schriftwidrig dies sei. Er ging auf diesem Wege weiter fort. Seit 1378 zankten sich anhaltend mehre gleichzeitige Päpste um die Schlüssel Petri und die Tiara; jeder behauptete, die gültigsten Ansprüche darauf zu haben, und also der rechtmäßige Papst zu sein. Dieser Streit aber und ihr anstößiges Betragen gegen einander hatten bis jetzt nur dazu gedient, sie in den Augen aller helldenkenden Christen verächtlich zu machen. Huß benutzte diesen Umstand und lehrte: Die Kirche habe ein sichtbares Oberhaupt nicht schlechterdings nöthig; zu den Zeiten der Apostel sei sie ohne ein solches besser regiert worden. Ein gottloser Papst könne nicht Statthalter Christi sein; Gewissensfreiheit sei eines jeden Menschen natürliches Recht; der geistliche Gehorsam habe seine Grenzen ꝛc.

Durch Verbreitung solcher Grundsätze aber, und mehr noch, indem er häufig Gebrauch von der Allgewalt seiner hinströmenden Beredsamkeit machte, das sitten- und religionswidrige Betragen der Geistlichkeit zu strafen, hatte er sich schon den Haß des größten Theils derselben zugezogen. Nun vermehrte er die Zahl seiner Feinde noch dadurch, daß er gegen die Nominalisten, eine Secte, welcher besonders die Teutschen auf der Universität Prag zugethan waren, etwas derb verfuhr. Und da er es bei Hofe gar dahin brachte, daß ihnen zwei Stimmen genommen, und den Böhmen, als Inländern, gegeben wurden, brachte er sie noch heftiger gegen sich auf. Dies war die Ursache, daß sie scharenweise, Studenten und Professoren, Prag verließen, und so im J. 1409 zu Stiftung der Universität Leipzig Veranlassung gaben. Sie nahmen ihren Haß gegen Huß mit sich nach Leipzig, und ließen ihn denselben nachmals nur zu sehr auf dem kostnitzer Concilium fühlen. (*Seybert.*)

Die durch seine Strafpredigten und Rügen schon wider ihn eingenommene Geistlichkeit wurde noch mehr erbittert, als er mehre Schriften Wiklefs ins Böhmische übersetzte und sie an vornehme Laien in Böhmen und Mähren übersandte. Das geschah unter andern mit dem **Trialogus**, der heftigsten aller Wiklefschen Schriften. Die Lehrer der prager Hochschule baten Huß, von seinen Angriffen auf die Kirche und Geistlichkeit abzulassen; als er aber darauf nicht achtete, wandte sich der böhmische Magister und Baccalaureus Andreas von Broda [1]) an den Erzbischof von Prag, Sbinko von Hasenberg, der seit 1403 auf dem Erzstuhle saß, und foderte ihn auf, der so höchst gefährlichen Verbreitung ketzerischer Lehren Einhalt zu thun. Sbinko, der auf seinem Schlosse zu Raudnitz lebte, und sich wenig um die kirchlichen Angelegenheiten kümmerte, war eben damals von dem Papst aufgefodert worden, der überhandnehmenden Ketzerei in seinem Sprengel Schranken zu setzen, hatte aber dem Papste versichert, daß es in Böhmen gar keine Ketzer gäbe. Wahrscheinlich hatte A. von Broda, der sich als einen eifrigen Vertheidiger der römischen Curie bewies, an den päpstlichen Hof wegen der Lehre des Huß geschrieben, und den Auftrag an den Erzbischof bewirkt. Dieser berief nun Huß zu sich und ermahnte ihn, von seinen Lehren abzustehen, und das Volk nicht aufzuregen, worauf Huß erklärte: Wenn er aus Übereilung etwas gegen den christlichen Glauben gelehrt haben sollte, so sei er bereit, es zu verbessern. Durch diese unbestimmte Erklärung beruhigt, entließ der Erzbischof Huß, der bald darauf neuen und wichtigen Anlaß erhielt, sich als einen Widersacher des römischen Stuhls zu zeigen. (*Rauschnick.*)

Im J. 1411 gerieth der Papst Johann XXIII. in Streitigkeiten mit dem Könige von Neapel, und hatte die Dreistigkeit, die übrigen christlichen Völker Europa's zu einem Kreuzzuge gegen diesen Monarchen aufzufodern. Auch nach Böhmen kam solch eine Auffoderung: entweder persönlich für den Papst zu Felde zu ziehen, oder doch zu den Kriegssteuern beizutragen, wofür ein Ablaß aller Sünden versprochen wurde. Huß zeigte die Unverschämtheit und den Tollsinn dieser Auffoderung in Predigten und in Vorlesungen, und mehre wurden dadurch auf den päpstlichen Gesandten so aufgebracht, daß sie ihm die Bulle wegrissen und verbrannten.

Nicht lange darnach kam ein neuer, kaum des Lesens kundiger, Erzbischof nach Prag. Dieser widersetzte sich Hussen, foderte ihn vor sein geistliches Tribunal, verbot Wiklefs Schriften zu lesen, und ließ, soviel er davon aufbringen konnte, verbrennen. Huß dagegen, statt von seiner bisherigen Denk- und Handlungsweise im Mindesten abzugehen, zeigte vielmehr überall die schöne Übereinstimmung dieser Schriften mit der Bibel. Der Erzbischof schrieb deswegen an den Papst Johann XXIII. [2]), welcher hierauf das ihm berichtete zu grelle Verfahren dieses Erzbischofs zwar misbilligte, aber dennoch Hussen zur Verantwortung nach Rom berief. Schon vorher hatte dieser auch vom Papst Alexander V., bei dem er ebenfalls denuncirt worden war, eine ähnliche Vorladung erhalten, aber sie ganz unbeachtet gelassen. Jetzt nahm ihn der König von Böhmen, Wenzeslaus, selbst in Schutz, und es wurde vermittelt, daß er vor Johann nicht zu erscheinen brauchte. Dafür kamen indessen Legaten nach Prag, um seine Sache zu untersuchen; und nachdem sie davon, mit römischem Geist und Auge, Einsicht genommen, thaten sie Huß in den Bann, und verfluchten seine ketzerischen Lehren. Huß kehrte also nach seinem Geburtsorte zurück, wo er unter dem Schutze des Gutsherrn, ungeachtet des Bannfluches, bis zum kostnitzer Concilium fortfuhr, in Predigten und Schriften immer dieselben unveränderten Grundsätze, und zwar rückhaltsloser als jemals, vorzutragen. Auch hier in seinem Asyl, obgleich als kirchlich Geächteter, ward er seiner Redlichkeit, seiner Leutseligkeit und seines exemplarischen Wandels wegen von allen seinen Mitbürgern, ja von jedem Fremden, der ihn kennen lernte, geliebt und hochgeschätzt. Doch seine Feinde schliefen nicht; ihr wüthender Haß erwartete ungeduldig die nächstkommende Gelegenheit, an ihm nach Lust ihre Rachbegierde sättigen zu können.

Auf Veranstaltung des Kaisers Siegmund wurde im J. 1414, zu Kostnitz am Bodensee, ein allgemeines Concilium zusammenberufen, um den ärgerlichen Zwist der Päpste auszugleichen [3]) und den Unordnungen, die nothwendig daraus entstehen mußten, zu steuern. Es stellte sich demnach hierzu eine ungeheure Anzahl von Fremden,

1) Sein Geschlechtsname ist unbekannt. Er nannte sich nach damaligem Gebrauche nach seinem Geburtsorte; der war Broda im kaurzimer Kreise, vier Meilen von Prag. (*Rauschnick.*)

2) Dieser Johann XXIII. leugnete die Unsterblichkeit, und führte mit seines Bruders Frau, mit öffentlichen Schandmetzen, mit Nonnen und Verehelichten, ein so greuelvolles Leben, daß man ihn gewöhnlich den eingefleischten Teufel nannte. 3) Es regierten damals nicht weniger als drei Päpste, nämlich Johann XXIII., Gregor XII. und Benedict XIII., die sich einmal über das andere durch ihre Bannflüche einander gegenseitig dem Teufel zuschickten! Das Concilium setzte sie alle drei ab, und wählte statt ihrer Martin V.

sowol geistlichen als weltlichen Standes, und beiderseitig vom höchsten bis zum niedrigsten Rang, ein. Die Geistlichen allein, die dahin kamen, beliefen sich auf 18,000; dann 2300 Herren und Ritter, und nebst diesen eine große Menge von Gelehrten aus allen Gegenden her [4]). Vor diese Versammlung nun ward auch Huß gefodert, hier seine für Irrthümer gehaltenen Lehren zu vertheidigen. Er selbst hatte vorhin schon sich ausdrücklich auf ebenbesagte Versammlung berufen; eine Vorladung von ihr kam ihm daher weder unerwartet, noch schreckte sie ihn, und er fand sich sogleich bereit, ihr Folge zu leisten. Seine Freunde warnten ihn; allein da er das Bewußtsein in sich trug, nur Wahrheit gelehrt zu haben, und Siegmund ihn mit einem kaiserlichen Geleitsbriefe versah, kraft dessen er in Teutschland sollte reisen können, wo er wollte, ohne daß man ihn anhalten oder gefangen nehmen dürfte; da ihm noch überdies auch der Papst sein heiligstes Versprechen gab, es werde ihm nichts Böses geschehen, und wenn er gleich sogar seinen Bruder umgebracht hätte; so machte er sich, voll Vertrauens auf seine gute Sache und auf diese zwiefach ihm ertheilte Sicherheit, ohne Bedenken auf die Reise, und kam den 3. Nov. 1414 zu Kostnitz an. Seine Sache wurde ohne Verzug durch einen dazu angeordneten Ausschuß, unter Beiwohnung einiger Cardinäle, vorgenommen; aber er mußte hier bald genug erfahren, wie sehr er sich in seiner arglosen Zuversicht getäuscht hatte; denn wiewol er eine jede seiner Behauptungen mit den überführendsten Bibelstellen belegte, so schrien doch alle anwesende Geistlichen — die bei Weitem den größten Theil seiner Inquisitoren ausmachten — wie aus Einem Munde: Ketzer! Ketzer! Er wurde weggeführt, und, nach diesem ersten Verhöre schon, gleich einem der abscheulichsten Verbrecher gefesselt und in einen Kerker geworfen, dessen Boden fast grundloser Morast war [5]). Hier ließ man den Unglücklichen über ein halbes Jahr lang, in Allem aufs Gräßlichste vernachlässigt, schmachten, und selbst ein gefahrdrohendes Fieber, in welches er verfiel, war nicht vermögend, diese geistlichen Barbaren zu einer mildernden Änderung seines Zustandes zu bewegen.

Am 8. Jun. 1415 holte man Huß endlich zu einem neuen Verhör aus seiner Mordgrube wieder herauf. Er wurde diesmal in die volle Sitzung dieser großen und glänzenden Versammlung [6]) selbst gebracht, um jetzt auch öffentlich, in Gegenwart aller Väter, sich wegen seiner Lehren zu verantworten. Man warf ihm hier nicht weniger als 40 Irrthümer aus seinen Schriften vor; doch er, seiner Sache gewiß, vertheidigte muthig die Schriftmäßigkeit der angefochtenen Sätze, und bewies mit solcher Evidenz das Unstatthafte dieser Beschuldigung, daß ein jeder hätte überzeugt werden müssen, wäre es im Ernst um Überzeugung ihnen zu thun gewesen. So aber achtete Niemand auf seine Gründe; er wurde überschrien; man verdammte Alles ungehört und ungeprüft als Ketzerei, und verlangte unbedingten Widerruf. Huß, immer gewissenhaft und alle Heuchelei verabscheuend, folgte auch hier blos der Stimme der Wahrheit; er widerrief nichts, sondern erklärte frei und entschlossen, daß er nie seine Überzeugung verleugnen werde. „Er ist ein Ketzer!" brüllte es nun von allen Seiten stürmend um ihn her, „er ist ein Ketzer und muß sterben!" Diesem ebenso grausamen als höchst ungerechten Ausspruche konnte er jetzt einzig noch den kaiserlichen Geleitsbrief, worin auch eine ungehinderte Rückreise ihm zugesichert wurde, und das Versprechen des Papstes entgegensetzen. Aber auch für diesen Fall waren ihm seine Feinde längst zuvorgekommen; schon hatte ihre boshafte Arglist den Papst und die Cardinäle zu verleiten gewußt, daß sie auf keine der beiden Sicherheitsverbürgungen Rücksicht nahmen, und den Kaiser beredeten, sich ein solches Benehmen gefallen zu lassen. So ward dann dem unschuldig Unterdrückten, zur ewigen Schande seiner Richter, die empörende Antwort zu Theil: „Einem Ketzer darf man keinen Glauben halten." Einige der Prälaten versuchten nun durch freundliches Zureden ihn zu einem Widerrufe zu bewegen; ja der Kaiser selbst, sei es, daß er ihn aus wirklich reinem Wohlwollen jetzt gern gerettet hätte, oder daß er die an ihm begangene Treulosigkeit so wieder gut zu machen glaubte, bat ihn sogar dringend, dieses letzte Mittel zu seiner Rettung doch nicht verschmähen zu wollen. „Wird man mich," antwortete Huß, „aus der Bibel eines Irrthums überführen, so will ich gern widerrufen; wo nicht, so werde ich bis in den Tod meinem Glauben getreu bleiben." Auf dieses also ward er wieder zurückgeschleppt in seinen Kerker, und nichts konnte den Redlichen, obgleich keines einzigen falschen Lehrpunktes überwiesen, dem Tod entreißen.

Vier Wochen darnach, als den 6. Jul. 1415, ward nun förmlich über Huß das Urtheil ausgesprochen: Tod auf dem Scheiterhaufen. Die Hinrichtung desselben wurde dann gleich am nämlichen Tage noch vollzogen; und so war grade der Tag, wo er vor 42 Jahren (den 6. Jul. 1373) ins Leben trat, jetzt auch der Tag seines Todes. Fast sollte man demnach glauben, es sei dieses wol eine geflissentliche Anordnung gewesen, um durch seine Ermordung am Jahrestage seiner Geburt, diese gleichsam aus der Reihe der Ereignisse zu vertilgen. Die Zubereitungen zu diesem grausenden Brandopfer waren ganz der wilden Sinnesart der Richter und ihrem bisherigen Verfahren gegen Huß angemessen. Man zog ihm die priesterliche Kleidung aus, hüllte sein Haupt in eine papierne Mütze, worauf drei Teufel in scheußlicher Gestalt gemalt waren, und übergab unter gräßlichen Verwünschungen seine Seele dem Satan. So ward er nun vor die Stadt hinaus nach dem Richtplatze geführt [7]).

4) Wie erbaulich muß es für einen sittlichen Mann gewesen sein, der sich auf dieser Versammlung in der Gesellschaft von 7000 (wie zu Trient gar von 24,000) Huren sah, welche die heiligen, diese Synode ausmachenden, Väter bedienten. 5) In einem noch bestehenden Thurme des vormaligen Franziskanerklosters. 6) Man zeigt noch jetzt in dem ehemaligen Concilienhause (nunmehr Kaufhause) zu Kostnitz die zwei, freilich sehr wurmstichigen, Sessel, worauf Kaiser Siegmund und Papst Martin dieser erlauchten Versammlung präsidirten.

7) Ins sogenannte Paradies der Vorstadt von Kostnitz, wo die Verbrennung geschah.

Auf dem Wege dahin kam man an dem Orte vorüber, wo kurz zuvor seine Schriften verbrannt worden. Lächelnd sah er auf die Brandstätte hin, und sicher mag er bei sich selbst gedacht haben: Die Thoren! Vergebens vernichten sie meine Werke; ihr Inhalt wird ewig in den Herzen meiner Schüler fortleben. Seine ruhige Fassung verließ ihn bis zum letzten Augenblicke nicht, und seine frommen Gebete rührten alles Volk, das in Scharen ihn bis zur Stelle seiner Hinrichtung begleitete. Der Henker band ihn an einen Pfahl, aber zufällig war sein Angesicht gegen Morgen gewendet. Sogleich schrien aus vollem Halse die Pfaffen: diese Ehre gebühre dem Ketzer nicht, und der Büttel erhielt Befehl, ihn nach der Abendseite hinzukehren. Hierauf umlegte man ihn mit Holz von den Füßen bis an das Kinn; und ein Bauer, der ein recht christliches Werk zu thun glaubte, wenn er etwas zur Verbrennung eines Ketzers beitrage, packte geschäftig eine Tracht Holz auf, und kam eilends damit herbeigelaufen. Huß sah ihm lächelnd zu, indem er ausrief: O sancta simplicitas (o heilige Einfalt)! Noch hier auf dem Scheiterhaufen und schon an der Schwelle des Todes ward er vom Kurfürsten von der Pfalz ermahnt, gebeten und beschworen, zu widerrufen; aber vergebens. Der Holzstoß ward also angezündet, und außer einem kurzen Gebete hörte man nichts weiter von dem Unglücklichen; eine Wolke von Rauch und Dampf erstickte ihn in wenig Augenblicken. So starb dieser Märtyrer für reine Christuslehre, der Rachsucht eines pharisäischen Haufens geopfert unter freudigem Gebete den Tod des Gerechten [8]). Seine Feinde warfen auch noch seine Asche und die heißausgegrabene Erde in den Rhein, um zu verhüten, daß nicht jemand etwas davon zu sich nehmen und als eine heilige Reliquie aufbewahren möge. Was man von Hussens sogenannter Weissagung über Luther und sein Werk erzählt, hat seinen Grund blos in dem Scherze, welchen er selbst zuweilen in Briefen mit seinem Namen zu treiben pflegte. An einen weißen Schwan, der nach hundert Jahren kommen sollte und den man würde müssen ungebraten lassen, hat er bei Erblickung des Brandpfahls wol nicht denken können. (*Seybert.*)

Die Lehren des Huß hatten auch außerhalb Böhmen eine Menge Anhänger und durch sie eine große Verbreitung in Polen, Preußen und Pommern gefunden, daher denn auch das Concilium die Verfolgung der Verkündiger dieser Lehre gebot. Nirgends wurde aber diesem Gebote so pünktlich Folge geleistet, als in Stralsund, woselbst, wegen eines langen und heftigen Streits zwischen der Geistlichkeit und dem Magistrate, die Grundsätze des Huß leichten und allgemeinen Eingang gefunden hatten. An der Spitze der Verkündiger dieser Lehren stand der Pfarrer Johann Buchholz, ein gelehrter, tugendhafter und für die Wahrheit begeisterter Mann, mit Huß befreundet und ihm in Sinn und That nacheifernd. Der Feuertod seines Vorbildes zu Kostnitz schreckte Buchholz nicht, vielmehr wurde sein Eifer, die Misbräuche der Kirche aufzudecken und die verderbten Sitten der Geistlichen zu rügen, nur noch größer, wiewol er die ihm drohende Gefahr nicht verkannte. Sein Landesherr, Herzog Bogislaw VI., ein dem römischen Stuhl unbedingt ergebener Fürst, war selbst auf dem Concilio zu Kostnitz gewesen, und hatte den Abscheu gegen die daselbst verdammten Lehren des Huß mit nach der Heimath gebracht und sie den Gliedern seiner Familie mitgetheilt. Er gebot gleich nach seiner Rückkunft 1415 die Abstellung der Hussitischen Lehren und die Bestrafung ihrer Verkündiger. Da er schon im November desselben Jahres starb, so wurde seinem Befehle zwar keine Folge geleistet, und Johann Buchholz fuhr zu predigen fort; doch Herzog Wratislaw VIII., als Vormund Herzogs Barnim IV., welchem in der Erbtheilung Stralsund zugefallen war, theilte den Eifer Bogislaws gegen die Hussiten und erneuerte die scharfen Verfügungen gegen sie. Der Magistrat, der lange in einem zwiefachen Streite mit den Herzogen und der Geistlichkeit gelebt, und darin die Kräfte der Stadt erschöpft hatte, gab den ungleichen Kampf auf, und überließ, um den Kirchenfrieden zu erhalten, die Anhänger des Huß der Verfolgung ihrer erbitterten Gegner. Die Hussitischen Geistlichen mußten auswandern oder ihre Lehre widerrufen, Buchholz aber, der standhaft bei seinem Bekenntnisse blieb, wurde eingekerkert und im J. 1417 auf öffentlichem Markte, gleich seinem Meister und Lehrer Huß, verbrannt. (*Rauschnick.*)

Huß, unter dessen Verdienste auch die Einführung des Kirchengesanges in böhmischer Sprache gehört, war selbst nach dem Geständnisse seiner ärgsten Feinde ein Mann, der fast alle seine Zeitgenossen an Gelehrsamkeit übertraf. Er verstand Griechisch und Hebräisch, besaß eine ungemeine Beredsamkeit und zeigte in seinem ganzen Betragen echte Frömmigkeit und die strengste Gewissenhaftigkeit [9]).

Er hat eine Menge Schriften hinterlassen, von welchen wir nur folgende wichtige Sammlung von Briefen hier anführen wollen: Epistolae quaedam piissimae et eruditissimae Johannis Huss, quae solae satis declarant Papistarum pietates esse Satanae furias. Addita est D. Martini Lutheri praefatio (Vitembergae 1537). (*Seybert.*)

Hussa, s. Haussa.

Hussaeus, s. Amelot de la Houssaye.

Hussein (Hussayn, Husseyn), s. Hosein u. unt. Dey; Husseini, s. Huseini.

Husselin, s. Heusslein.

Hussenitz, s. Hussinetz.

HUSSI, 1) Geogr., s. Husch. 2) Name eines griechischen Hauptmannes, der unter Ypsilanti und Georg Kantakuzeno im J. 1821 in der Wallachei und Moldau mitfocht. In den Briefen eines Augenzeugen der griechi-

8) Grade an derselben Stelle wurde ein Jahr nachher auch Hussens Freund, Hieronymus von Prag, verbrannt.

9) Sein, wenigstens vorgebliches, Brustbild sieht man in Stein ausgehauen, zu Kostnitz an einem mit Nr. 262 bezeichneten Hause in der Paulsstraße, links, wenn man nach dem Schneezthore, der Schweitz zu, geht.

schen Revolution und Kantakuzeno's Denkschrift wird er mehrmals als ein tapferer Krieger erwähnt. (*Karl Iken.*)

HUSSINECZ, HUSSINETZ, ein kleiner Ort an der Blanitz im prachiner Kreise des Königreichs Böhmen, der 600 Einw. zählt, und als Geburtsort des berühmten Johann Huß merkwürdig geworden ist. (*R.*)

HUSSINETZ, böhmisches Coloniedorf in der königl. preuß. Provinz Schlesien, Regierung Breslau, Kreis Strehlen, im S. von Strehlen zwischen dessen Vorstadt Altstadt und dem $\frac{3}{8}$ M. entfernten Ziskaberge (nicht Ziegenberge) gelegen. Die Gemeinde selbst hat die Dominialrechte und das Patrimonialgericht. Sie besteht aus den Nachkommen reformirter Böhmen, die, als Friedrich II. in den Jahren 1741 und 1742 in Böhmen stand, der erduldete Religionsdruck bewog, nach Münsterberg in Schlesien zu wandern und sich 1749 hierher zu begeben, da ihnen die Stadtcommune Strehlen in diesem Jahre zwei ihr gehörige, in der Altstadt gelegene, Vorwerke für 10,500 Thlr. überließ, die damals auf 1183 Morgen, incl. 192 Morgen Wald, vermessen, und in 145 Possessionen, jede zu fast sechs Morgen, getheilt wurden, auf welchen die einstöckigen Wohnhäuser aus Bruchsteinen, jedes auf seinem Zubehöre, daher etwas zerstreut, aufgebaut sind. Man zählt jetzt mit den nicht Beackerten in 161 Häusern 1000, noch mehr böhmisch als teutsch sprechende, Einwohner. Nach der Concession, welche Friedrich II. im J. 1750 den 24. Jun. den Colonisten wegen Einrichtung der Colonie und einer eigenen reformirten Parochie ertheilte, dürfen nur Böhmen und Reformirte sich im Ort ansiedeln. Auch gehören von den Possessionen der Altstadt Strehlen nur 15 unter die Jurisdiction der Stadt, 18 hingegen unter die der Colonie. In eben diesem Theile der Altstadt stehen Pfarrhaus und evangel. Pfarrkirche der Gemeinde, und diese mit einem böhmischen Pastor, unter königl. Patronat, und der reformirten Superintendentur für Schlesien. Der ältere gewölbte Theil des Kirchengebäudes soll die durch den schlesischen Statthalter Peter Wlast den Dänen 1130 erbaute, und der Stadt geschenkte erste strehlensche Kirche sein. Sie war nachher Propstkirche des hier bestandenen St. Clarenklosters der Cistercienserinnen, und wurde, wie dieses, 1428 von den Hussiten hart mitgenommen, und seit 1548, wo Kloster und Propstei eingingen, nur als Begräbnißkirche der nach Strehlen eingepfarrten Altstädter und Anderer benutzt, im J. 1750 aber durch die königl. Concession vom 24. Jun. mit Parochialrechten begabt, und den böhmischen Ansiedlern geschenkt, welche sie dem Verfall entrissen. Sie ist der Maria geweiht, ebenso ein Berg hinter dem Kirchhofe, wohin bis 1428 Wallfahrten zu einem Gnadenbilde der Jungfrau geschahen. Noch zeigt man da als Reliquie einen Stein mit zwei ungleichen Fußtapfen und einer lateinischen, aber unleserlichen Inschrift. Auch der fromme Sinn der jetzigen Bewohner duldet weder Tanz in ihrem Kretscham noch die lärmenden und schwärmenden Freuden der Kirchweih und Fastnacht. Hussinetz hat eine eigene böhmisch-teutsche Schule und mit den angrenzenden 1764 angelegten böhmischen Colonien Ober-, Mittel- und Niederpodiebradt eine eigene recht gute Feuersocietät. Man treibt Ackerbau mit Zugkühen, am meisten aber Kattunweberei auf 207 Stühlen mit Absatz der Waaren nach Gnadenfrei, Breslau und Berlin. Unter den nahen Höhen mit guten Bruch- und Mauersteinen wird der Ziskaberg, seiner schönen Aussicht wegen, häufig von Strehlnern und Andern bestiegen. (*Knie.*)

Hussintz, s. Hussinetz.

HUSSITEN [1]), eine furchtbare Secte des 15. Jahrh. in Böhmen und Mähren, so nach Johann Huß genannt, aus dessen schwärmerischen Anhängern sie sich bildete, als er zu Kostnitz auf dem Scheiterhaufen endete (1415, 6. Jul.), und seinen Freund und Gehilfen, Hieronymus von Prag, dasselbe Schicksal daselbst traf (1416, 30. Mai). Die Mäßigern unter ihnen bestanden auf die freie Verkündigung des göttlichen Worts, durch eigene Priester, den ungestörten Genuß des Abendmahls unter beiden Gestalten, die gänzliche Verzichtung der Klerisei auf weltliche Herrschaft, und die strenge Bestrafung aller öffentlichen Sünden. Im Übrigen hielten sie es größtentheils mit der römischen Kirche, besonders von da an, als diese ihnen die ebengedachten vier Artikel mit einiger Einschränkung bewilligte. Die Strengern hingegen entbanden sich ganz von jener Kirche, wütheten mit erbit-

1) Die vorzüglichsten Haupt- und Nebenwerke über die Hussiten und ihren Krieg sind in chronologischer Ordnung folgende: *Laur. Byzynii* (Calixtin. Notars der Neustadt von Prag, in der ersten Hälfte des 15. Jahrh.) Origo et Diarium belli Hussitici in *Joh. Petr. de Ludewig* († 1743), Reliquiis Mscrorum. T. I. *Aeneae Sylvii* († 1464) Historia Bohemorum in seinen Opera geographica et historica (Helmstadii 1699, 1700. 4.), und desselben Epistolae (Norimb. 1496. 4.). *Joann. Cochlaei* († 1552) Historiae Hussitarum libri duodecim (Mogunt. 1549. fol.). Hussitenkrieg, oder Geschichte des Lebens und der Lehre Joh. Hussens durch Zachariam Theobaldum († 1627). (Nürnb. 1621. 4. Ebendas. 1623. 4. Breslau 1750. 4.) in drei Theilen. *Odorici Raynaldi* Continuatio Annalium Ecclesiast. Cardin. Baronii. T. XIII—XXI. (Romae 1646—1663 und 1676, 1677. fol.). *Bohusl. Aloys. Balbini* († 1689) Epitome rerum Bohemicarum; und Miscellanea hist. regni Bohemiae. Histoire de la guerre des Hussites et du Concile de Basle par *Jacques Lenfant* (Amsterd. 1731. 4.). 2 Tom.; nebst den Supplemens à l'hist. de la guerre des Hussites de Mr. Lenfant, par *Isaac de Beausobre* (Lausanne 1745. 4.). (Geschichte des Hussitenkriegs, mit wichtigen, das Original berichtigenden, Noten, wie auch dem Leben und den Schriften des Verf. vermehrt von Mich. Eb. Hirsch [Presburg 1783, 1784]. 4 Thle.). Mich. Ignatz Schmidt, Gesch. der Teutschen. 3. u. 4. Th. (1779—1781). Vollständige Geschichte der Hussiten seit der Hinrichtung Joh. Hussens bis auf die Vertilgung aller Protestanten im Königreiche Böhmen (Leipzig 1785). Lud. Albr. Gebhardi, Geschichte des Reichs Böhmen, in der allgemeinen Welthistorie. 52. Bd. (1793. gr. 4.); auch unter dem besondern Titel: Geschichte aller wendisch-slavischen Staaten, drei Bände, von welchen die von Böhmen im zweiten Theil enthalten ist. Geschichte des Hussitenkriegs, für Liebhaber der Gesch. merkwürdiger Revolutionen (Zittau 1795). Christliche Kirchengesch. von Joh. Matth. Schröckh. 34 Th. (1802). S. 669—742. Die Geschichte der Ungern und ihrer Landsassen, von J. A. Feßler. 4. Th. (1816). S. 405—500. Die wackern Schnitter, Schröckh und Feßler, lassen wenig Nachlese in der Geschichte der Hussiten übrig. Auch findet man bei ihnen die sorgfältigste und genaueste Hinweisung auf die ausführlichern Quellen, aus welchen sie schöpften.

tertem Geiſte gegen die Kirchen, Klöſter und Geiſtlichkeit derſelben, wollten auch nichts von einem weltlichen Regimente wiſſen, und eine ganz neue Gemeinde gründen, die in allen Stücken der chriſtlichen Urkirche ähnlich ſein ſollte. Die erſtern hießen ſpäterhin Calixtiner oder Kelchner, von Calix oder Kelch im Abendmahl, auf welchen ſie vorzüglich drangen; auch Utraquiſten, weil ſie dieſes heilige Mahl nur unter beiderlei Geſtalt (sub utraque specie) genoſſen; und Prager, weil ſie in Prag ihren Hauptſitz hatten, und mit den übrigen Bewohnern dieſer Hauptſtadt oft gemeinſame Sache machten. Die Letztern wurden Taboriten genannt, von einem Berge, der ihnen zum erſten Verſammlungsplatze diente, und dem ſie den Namen Tabor gaben, auch ſpäterhin auf ſeinem Rücken die Stadt gleiches Namens bauten. Noch entſtanden im Laufe der Zeit zwei andere Parteien unter ihnen, die Horebiten und Waiſen, die es jedoch größtentheils mit den Taboriten hielten, und nur beſondern Anführern folgten. Die ſchändlichen Picarden oder Adamiten hingegen hatten durchaus nichts weiter mit den Huſſiten zu thun, als daß ſie in ihrer Mitte erſchienen, und von dieſen ſelbſt vertilgt wurden [2]).

Kaum war die Nachricht von Huſſens Hinrichtung nach Prag gelangt, als ſich ſeine zahlreichen Anhänger unter dem Volk in jener Bethlehemskapelle, wo er ſo oft predigte, verſammelten, und das Gedächtniß des frommen Märtyrers, ſowie das ſeines Freundes, den man gleichfalls ſchon für verloren hielt, alljährlich zu feiern beſchloſſen. Bald darauf erließen auch 60 mähriſche und böhmiſche Große ein bitteres Schreiben an die Verſammlung zu Koſtnitz (1415, 2. Dec.), derſelben ungerechtes Verfahren gegen die zwei Biedermänner laut tadelnd, und Jedermann, der die rechtgläubigen Bewohner Böhmens und Mährens einer Ketzerei beſchuldigte, für einen Lügner und Verräther, für einen Ketzer und Sohn des Teufels erklärend. Das Concilium foderte die Verwegenen vor ſeinen Richterſtuhl (1416, Febr.); aber ſie gehorchten nicht. Es entwarf 24 Artikel [3]), hoffend, dadurch Huſſens Partei in Böhmen völlig auszurotten; aber ſie blieben ohne Erfolg. Es fertigte Kaiſer Siegmund ein etwas milderes Schreiben an jene Kühnen ab [4]); aber man achtete nicht darauf. Mittlerweile beſtätigte ſich auch, was man wegen Hieronymus befürchtete; und da loderte die Flamme der Empörung hoch empor. Schon im folgenden Jahre (1417) erklärte ſelbſt die Univerſität zu Prag, daß es nützlich ſei, das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt zu genießen [5]), Unzählige aus allen Ständen genoſſen es auf ſolche Art, und wo man es wehren wollte, gebrauchte man Gewalt. Es ſtellten ſich an die Spitze der Erbitterten zwei kriegeriſche Anführer, Nikolaus von Huſſinecz und Johann Ziska von Trocznowa, furchtbaren Angedenkens; foderten vom Könige Wenzel die Bewilligung einiger Kirchen zur Ausübung des Gottesdienſtes für ihre Partei (1418), und erhielten, was ſie verlangten. Vielleicht hätten ſich hierdurch die empörten Wellen allmälig wieder geebnet; aber es kam zu gleicher Zeit, in der Mitte des J. 1418, der päpſtliche Legat Johann Dominico, Erzbiſchof von Raguſa, nach Böhmen, und ſein ſtrenges Benehmen brachte dieſelben aufs Neue in die heftigſte Bewegung. Es verſammelten ſich nun auf dem Berge Hradiſtie, nahe bei der Stadt Auſt im bechiner Kreiſe, unter Leitung der zwei gedachten Führer, bei 40,000 Menſchen, und gelobten ſich gegenſeitig, für Huſſens Lehre und für das Abendmahl in beiderlei Geſtalt zu leben und zu ſterben. Es hieß von da an jener Berg Tabor, ſie die Taboriten, und der ſchreckliche Bund war geſchloſſen, der über Böhmen und die benachbarten Lande ſo unſäglichen Jammer brachte und ſogleich den funfzehnjährigen, mit karaibiſcher Grauſamkeit geführten, Huſſitenkrieg zur Folge hatte (1419—1434). Mit einem Haufen jener entflammten Menſchen wälzte ſich nämlich Ziska im folgenden Jahre (1419) nach Prag, und fand daſelbſt recht gute Aufnahme. Es zogen von da an die Schwärmer faſt täglich mit dem Kelch in der Hand, in feierlichen Proceſſionen, durch alle Straßen und Plätze der Stadt; ſie thaten dies ſelbſt am Frohnleichnamstage (1419, 15. Jun.), für welchen doch König Wenzel, bei ſeiner Flucht vor ihnen, dem Magiſtrate der Neuſtadt [6]) das ſchärfſte Verbot hinterlaſſen hatte; und rächten ſich am Magiſtrate, der, dem Verbote gemäß, die ärgerliche Feierlichkeit hindern wollte, auf eine furchtbare Art. Es wurde das Rathhaus jener Stadt erſtürmt, 13 Rathsherren mit dem Stadtrichter zum Fenſter hinabgeſtürzt, und da mit Piken aufgefangen und jämmerlich ermordet (1419, 30. Jul.). Dieſe freche That, die im Jahre vorher (1418, 18. Jul.) auch zu Breslau an ſieben Magiſtratsräthen verübt wurde, beſchloß der entrüſtete König mit der Ausrottung aller Huſſiten zu beſtrafen, und ſo war der blutige Würfel geworfen, und der bald darauf erfolgte Tod des Königs (1419, 16. Aug.) entſchied noch mehr für dieſen Wurf. Es ſollte ihm in der Regierung Böhmens ſein Bruder, Kaiſer Siegmund, zugleich König von Ungern, folgen; aber gegen dieſen trugen die Huſſiten, wegen des doppelten Scheiterhaufens zu Koſtnitz, den er hätte verhindern können, glühenden Haß im Herzen, und eher wollten ſie untergehen, als einem ſolchen meineidigen Könige

2) Schröckh S. 689—695. Man muß jedoch nicht vergeſſen, daß öfters auch den ſpätern böhmiſchen Brüdern der Name der Picarden beigelegt wird. 3) S. dieſelben bei *Cochlaeus*, L. IV. p. 165—168. 4) Gleichfalls bei *Cochlaeus* zu finden, ib. p. 155—158. 5) Adsertio Communionis sub utraque specie Universitatis Pragensis, in Hist. et Monum. Joh. Huss, atque Hieron. Prag. T. II. p. 539 der Ausg. v. J. 1715.

6) Prag, von der Moldau von Süden gegen Norden durchſtrömt, wird in vier Viertel eingetheilt: in die Altſtadt, nördlich am rechten Moldauufer, die Neuſtadt, ſüdlich an demſelben Ufer, die Kleinſeite, der Altſtadt gegenüber und mit derſelben durch die Moldaubrücke verbunden, am linken Moldauufer, und den Hradſchin, oder Schloßberg, weiter aufwärts von der Kleinſeite, und gleichfalls am linken Moldauufer. In dem letzten Stadttheile liegt die königliche Burg, und im äußerſten Süden der Stadt, hart am rechten Moldauufer, und wol noch innerhalb der Mauern derſelben, aber nicht mehr zu ihr gehörig, der Wiſchehrad, eine Bergſtadt, mit einer Feſte gleiches Namens, die einſt die Reſidenz der alten böhmiſchen Herzoge war, und mit der königlichen Burg nicht zu verwechſeln iſt.

gehorchen. Noch war daher Wenzel nicht begraben, als sie schon anfingen, vandalisch mit den Kirchen und Klöstern Prags zu verfahren; im September wählten sie sich Ziska zu ihrem förmlichen Heerführer; bis zum Martinitage (11. Nov.) war die ganze Stadt in ihren Händen, und wenn sie nun gleichwol einen Waffenstillstand mit der verwitweten Königin Sophie, einer bairischen Prinzessin, auf fünf Monate abschlossen, geschah es nicht nach Ziska's Wunsche, der sich deshalb auch mit seinen Taboriten von Prag entfernte, und die Gegenden von Pilsen, Kuttenberg und Außig verheerte. Siegmund ergriff gegen so kühne Schritte die zweckwidrigsten Maßregeln, und förderte dadurch dieselben nur noch mehr. Auf dem böhmischen Landtage, den er nicht zu Prag, sondern zu Brünn in den letzten Tagen des nämlichen Jahres (1419, 27. Dec.) versammelte, und auf welchem ihn die Prager als König anerkannten, drohte und befahl er blos, zog bald darauf nach Breslau, und verwendete da drei volle Monate zu nichts weiter, als zu neuer Erbitterung der Gemüther. Hier nahm er den neuen päpstlichen Legaten, Ferdinand, Bischof von Lucca, auf, der mit der Kreuzbulle gegen die Hussiten gekommen war; hier ließ er 23 Bürger, die das Rathhaus vor zwei Jahren stürmten, enthaupten (1420, 6. März), der Execution selbst vom Fenster herab zusehend; hier ertheilte er der Stadt Breslau eine lobpreisende Urkunde, in der er sie, zum Hohne von Prag, für das Haupt aller seiner Städte erklärte (14. März); hier ließ er den ersten Rathsherrn der prager Neustadt, Johann Krasa, der sich eben Geschäfte halber in Breslau aufhielt, zur Stadt hinausschleifen und verbrennen; hier ließ er am nächsten Sonntage darauf (17. März) zum ersten Male das Kreuz wider die böhmische Secte predigen. Von diesem Allen brachten die Abgeordneten der prager Hussiten, die dem Könige von Brünn nach Breslau gefolgt waren, treue Botschaft nach Hause. Und nun säumte der fanatische Priester, vormaliger Prämonstratensermönch, Johann Jessenitz, nicht, darzuthun, daß Siegmund der rothe Drache der Apokalypse sei, dem man sich aus allen Kräften widersetzen müsse; nun sagte sich die ganze Partei von diesem Könige los, verband sich aufs Festeste zur äußersten Vertheidigung des unverstümmelten Abendmahlsgenusses (1420, 3. April), und foderte durch Sendbriefe alle Gegenden des Landes zur Befolgung ihres Beispiels auf. Ein Gleiches geschah auch von Ziska in Pilsen mit seinen Taboriten, und um dieselbe Zeit erschien noch ein neuer hussitischer Schwarm, die Horebiten, vom Berge Trzebechowitz, zwischen Lendetz und dem Schlosse Lipnicze, den sie Horeb nannten, so genannt unter Anführung eines Hinko Krussina, Herrn auf Lichtenburg, der mit ihnen nach Prag zog (1420, 2. Mai), und da gemeinsam zum obersten Befehlshaber ernannt wurde. So war der Aufstand gegen Siegmund eingeleitet. Mochte er jetzt immer mit einem Heere von 80,000 Mann, das er in Ungern, Mähren und Schlesien gesammelt hatte, gegen Prag gezogen kommen; mochte jetzt auch ein fast ebenso starkes Heer der teutschen Fürsten dieser Stadt sich nähern, es war zu spät. Wol graute anfangs den Pragern vor dieser ungeheuern Masse, und sie boten Unterwerfung an. Aber durch die trotzigen Bedingnisse des Königs aufs Neue entrüstet, boten sie, in Verbindung mit Ziska, ihre Gesammtkraft auf, und erkämpften den entschiedensten Sieg zuletzt durch dieses furchtbaren Mannes Gewandtheit bei Prag, auf dem wittower Berge (1420, 14. Jul.), der deshalb noch bis diesen Tag der Ziskaberg genannt wird.

Mit diesem Siege beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte, wie in dem Kriege der Hussiten. Schon gab es unter ihnen drei Parteien, die Taboriten, die Prager und die Horebiten; aber sie befehdeten einander noch nicht. Jetzt hingegen reizte sie der Dämon der Zwietracht auch zur gegenseitigen Bekämpfung. Dem Rache schnaubenden Ziska sagte die Milde der Prager nicht zu. Es war nicht nach seinem Willen, daß sie den Waffenstillstand mit der Königin schlossen, noch daß sie auf dem brünner Landtage Siegmund für ihren König anerkannten, noch, daß sie ihm sich bei seiner Ankunft gegen Prag unterwerfen wollten. Doch ließ er es noch ruhig hingehen. Aber als sie mit ihm, selbst nach dem großen Sieg auf dem wittower Berge, gegen Anerkennung der obengedachten vier Artikel, die sie bei dieser Gelegenheit zu Papier brachten [7]), unterhandeln wollten, und er sich während dieser Unterhandlung zu Prag krönen ließ (1420, 28. Jul.), wußte er sich nicht mehr zu mäßigen. Er ließ 12 Zuchtartikel entwerfen, wie sie die einseitigste Mönchsschwärmerei nicht strenger hätte ersinnen können [8]), machte ihre Annahme zur Bedingung seines weitern Verkehrs mit den Calixtinern, und als diese dieselbe verweigerten, trennten sich beide Parteien für immer von einander, sich feindselig bekämpfend, wo sie sich fanden, und nur da noch, wo sie einzeln nichts gegen den gemeinsamen Feind vermochten, gemeinsame Sache gegen ihn machend. An diesem dreifach geflochtenen Faden läuft ihre Geschichte in den nächsten 14 Jahren fort, während welcher der Krieg dauerte, und die Taboriten die Oberhand über die Calixtiner behaupteten. Der Erstern erstes Werk war jetzt die Absetzung des Magistrats der Alt- und Neustadt Prags, und die Bestellung eines neuen, der ihre 12 Artikel genehmigen mußte (1420, 18. Aug.). Hierauf theilten sie sich in drei Haufen. Der eine, unter Ziska, zerstörte erst noch die übrigen Klöster Prags, und zog dann zu gleichem Zweck in der Umgegend herum; der zweite ging auf Mord und Brand in die Lausitz; der dritte, unter Nikolaus Hussinecz, und vereinigt mit den Horebiten, belagerte, eroberte (1420, 1. Nov.) und zerstörte Wischehrad, wobei Kaiser Siegmund, der sich nach seiner Krönung nach Kuttenberg zurückgezogen hatte, und jetzt von da den Belagerten zu Hilfe eilte, nur mit Mühe dem Tode oder der Gefangenschaft entrann, und sich wieder nach Kuttenberg begab, von wo er im folgenden Jahre durch Ziska nach

7) S. dieselben ausführlich bei Byzyn S. 176—181 un Schröckh S. 681—684. 8) Man findet sie nebst einem besondern Glaubensbekenntnisse der Taboriten gleichfalls bei Byzyn S. 183 fg. und S. 191 fg.

verschiedenen Zügen hin und her bis Mähren zurückgetrieben wurde. Mittlerweile blieben auch die Calixtiner, unter Anführung ihres Priesters, Johannes Jessenitz, nicht müßig. Sie eroberten, nebst mehren andern Städten und festen Plätzen, auch das prager Schloß (1421, 7. Jun.), wurden allmälig die Herren der ganzen Stadt, und schrieben einen Landtag nach Czaslau aus (1421, Jul.). Es erschienen darauf viele Landherren Böhmens und Mährens; es beschickte ihn selbst König Siegmund, sowie der entzweite Ziska. Aber die Vereinigung der Getrennten, mit welcher man sich schmeichelte, kam nicht zu Stande, und da der König nicht gewährte, was man von ihm verlangte[9]), ward er des böhmischen Thrones verlustig erklärt, und dieser dem lithauischen Fürsten Siegmund Korybut durch eine abgeordnete Gesandtschaft angeboten. Mit letzterer Verfügung waren wieder die Taboriten, die nichts von einem Könige wissen wollten, unzufrieden, und sie würden vielleicht sogleich die Calixtiner deshalb befehdet haben, wenn nicht beide eine gemeinsame Gefahr bedroht, und also die Klugheit zur Eintracht genöthigt hätte. Es war die teutsche Reichsmacht in Böhmen eingedrungen, vor Saatz sich lagernd (1421, Aug.) und Siegmund mit einem ungrischen Heer erwartend. Er kam wol jetzt nicht, sondern statt seiner Ziska, und da hob jene Macht die Belagerung bald auf (1421). Aber nach zwei Monaten rückte er wirklich mit einem Heere von 60,000 Mann gegen Prag. Da warfen sich die Calixtiner in Ziska's Arme, der unterdessen durch einen Pfeilschuß vor dem Schlosse Raby auch sein zweites Auge eingebüßt hatte, und empfingen den blinden Kriegshelden jubelnd in Prag. Muthvoll ging er dem König entgegen, verschanzte sich bei Kuttenberg hinter eine undurchdringliche Wagenburg, schien da verloren zu sein, entkam jedoch ohne Verlust auch eines einzigen Mannes glücklich nach Collin (1421, 23. Dec.). Siegmund nahm seinen Rückzug nach Mähren, Ziska folgte ihm auf dem Fuße, erreichte ihn bei Teutschbrod und brachte ihm da die schrecklichste Niederlage bei (1422, 8. Jan.). Hierauf begab sich jener erst nach Iglau, und dann nach Wien, um da die Vermählung seiner vierzehnjährigen Tochter, Elisabeth, mit Herzog Albert von Österreich zu feiern (1422, 26. April), und Ziska erhielt die nöthige Muße, seinen Muth an den Calixtinern zu kühlen, wozu ihm diese eine neue Veranlassung gaben. Ihr Korybut traf in Mähren ein und wurde von ihnen zum obersten Verweser des Reichs ausgerufen. Am Sonntage nach Christi Himmelfahrt (1422, 25. Mai) hielt er seinen Einzug in Prag, und benahm sich so, daß auch Ziska sich bald für ihn erklärte. Nur zum Könige sollten sie ihn nicht machen. Und da sie dieses doch wollten, und es auch gewißlich durchgesetzt hätten, wenn Korybut nicht, von den Baronen und Herren gänzlich verlassen, auch Böhmen verlassen hätte; fiel er über sie her, und schlug sie überall, wo er sie fand. Noch mehr empörte ihn Korybuts Undank selbst. Am Peter- und Paulstage des folgenden Jahres (1423, 29. Jun.) hielt dieser aufs Neue seinen Einzug in Prag, und wurde am nächsten Sonntage darauf (4. Jul.) von der Gesammtheit der Stadt zu ihrem erwählten und gnädigen Herrn ausgerufen. Nun erklärte er sich gegen Ziska, und dies empörte den blinden Helden so gewaltig, daß er den Untergang der Stadt und ihrer sämmtlichen Bewohner mit einem Eidschwure beschloß. Schon rüstete er sich zur Ausführung dieses schrecklichen Vorhabens; schon stand er vor Prag. Da brachte ihn erst der Aufstand in seinem eigenen Heer und dann das Flehen der Prager auf andere Gesinnungen. Er bewilligte diesen den Frieden (1424, 14. Sept.) und wenige Tage darauf war er eine Leiche (1424, 18. Oct.), da ihn eben König Siegmund unter sehr lockenden Bedingungen für sich selbst gewinnen, er aber, dieses Anerbieten ausschlagend, sich gegen Mähren rüsten wollte, wo die Seinen zum ersten Male das Kriegsglück verlassen hatte.

Ziska's Tod änderte wenig in dem bisherigen Gange der Dinge. Es trennten sich wol die Taboriten selbst in zwei Parteien, in die Waisen und in die eigentlichen Taboriten, von welchen jene, meinend, es könne der Platz des großen Führers nicht würdig mehr besetzt werden, führerlose Waisen verbleiben wollten, und nur einige Hauptleute duldeten, unter welchen jedoch Prokop der Kleine, oder Prokupeck, bald das Übergewicht erlangte; diese aber sich Prokop den Großen, oder Prokop Holy, das heißt der Geschorene genannt, zum Lenker wählten. Es sonderten sich auch von beiden die Horebiten ab, die mit ihnen seit der Eroberung Wischehrads vereinigt waren, und gehorchten wieder ihrem Hinko Krussina, Herrn von Lichtenburg. Es bestanden demnach jetzt mit den Calixtinern, unter Siegmund von Korybut, vier hussitische Parteien. Aber die drei erstern blieben darin noch unter einander einig, daß sie die Milde der letztern verachteten, und Alle verband jetzt noch mehr als vorher und fast fortwährend die gemeinsame Gefahr, sodaß jenen wenig Gelegenheit ward, diesen die noch immer behauptete Obermacht feindlich fühlen zu lassen. Sogleich im nächsten Jahre (1425) sandte Papst Martin V. einen neuen Legaten, den Cardinal Beanda, das Kreuz wider die Schwärmer zu predigen. Dies vereinigte die drei ersten Parteien, und machte sie stark genug, im nächsten Jahre über 20,000 Sachsen bei Außig (1426, 16. Jun.) und im folgenden über ein noch stärkeres Reichsheer bei Mieß im pilsener Kreise (1427, 18. Jul.) zu siegen. Noch vor dem letzten Siege hatte Korybut das Vertrauen der Calixtiner verloren, und als er jetzt der Reichsverwaltung gänzlich entsagen (1427, 9. Sept.) und Böhmen für immer verlassen mußte, handelten auch sie gemeinsam mit den übrigen Parteien. Wol pflogen sie noch im Julius des nächsten Jahres (1428), nur in Gesellschaft der Waisen allein, vergebliche Unterhandlungen mit Siegmunds Abgeordneten zu Kuttenberg, und ebenso wollte auch gleich darauf der Anführer der Taboriten für sich und seine Partei allein einen einseitigen Frieden mit ihm zu Presburg schließen; allein schon zu Anfange des nächsten Jahres (1429, 6. Febr.) berief man einen

9) Es bestand in 14 Punkten, die man bei Byzyn S. 175 findet.

gemeinsamen Landtag nach Prag, berathschlagte sich da, inwiefern es zuträglich wäre, Siegmund als König zu erkennen, und schickte die Foderungen beider Hauptparteien, durch Mainhard von Neuhaus, nach Presburg, der sie da am Osterfeste (1429, 27. März) dem Könige vortrug. Sie wurden abgeschlagen und auch die weitern Unterhandlungen gediehen nicht. So begannen wieder die verheerenden Züge der hussitischen Unholde. Am Neujahrstage des folgenden Jahres (1430) versammelten sich mehr als 70,000 Mann von allen vier Parteien, und bestimmten die Länder, welchen jetzt jene Züge gelten sollten. Sie brachen in drei großen Heeren auf, das eine nach Sachsen und Brandenburg, das andere nach Franken und Niederbaiern, das dritte nach Schlesien, Mähren, Ungern und Österreich, und verhängten überall Mord, Brand und Zerstörung, vorzüglich in jener Gegend Ungerns, welche zwischen der March und Waag liegt [10]). Das unaussprechliche Elend, welches sie allenthalben verbreiteten, trieb endlich zu einer wirksamen Hilfe. Als Siegmund dieselbe vergeblich von den teutschen Fürsten auf drei Reichstagen verlangte, zu Presburg (1429, 5. Dec.), zu Nürnberg (1430, 19. März) und wieder daselbst (1430, Sept.), ward er mit dem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich, ehemaligem Burggrafen von Nürnberg, der Meinung, daß nur eine Generalsynode der ungeheuern Sectenwuth ein Ende machen könnte. So schrieb denn Papst Martin V. das Concilium nach Basel auf den 3. März des Jahres 1431 aus. Zugleich sandte er auch seinen Legaten, Julianus Cesarini, mit einer Kreuzbulle wider die Böhmen nach Teutschland, und foderte die Fürsten desselben zur Rüstung gegen die Ketzer auf das Nachdrücklichste auf. Dies wirkte. Es kam im Julius des nämlichen Jahres (1431) ein teutsches Heer von 80,000 Mann Fußvolk und 40,000 Mann Reiterei zusammen, und es erhielt darüber den Oberbefehl der ebengedachte Kurfürst von Brandenburg. Aber auch diese ungeheure Masse richtete nichts gegen die Schwärmer aus. Schon bei ihrem ersten Anblicke floh ein großer Theil; später entwich wieder ein Theil, und der Rest der teutschen Männer fand seinen Untergang bei Thauß im pilsener Kreise (1431, 14. Aug.), wobei 11,000 erschlagen wurden.

Nun setzte man alle Hoffnung auf die Synode zu Basel, die mittlerweile ihren Anfang genommen hatte (1431, Jul.). Aber noch ehe sie eigentlich begann, verwahrten sich dagegen die Hussiten durch ein Ausschreiben an alle rechtgläubige Könige, Fürsten, Edelleute und Städte [11]). Noch weniger achteten sie auf die Einladung Siegmunds zu derselben (1431, 27. Aug.) [12]). Wol etwas mehr Eindruck machte auf sie der doppelte Ruf der Synode selbst (1431, 15. 17. Oct.) [13]). Jedoch nur dann, als dieselbe besondere Abgeordnete zu ihnen sandte, zeigten sie sich geneigter, und berathschlagten sich mit diesen zu Eger (1432, April), und erst dann, als die Synode einen vollgültigen Geleits- und Sicherheitsbrief ausstellte (1432, Oct.) [14]), wurde es endlich beschlossen, dieselbe zu beschicken. Es zogen 300 Abgeordnete nach Basel. Von jeder Partei befand sich auch ein Priester dabei, von den Calixtinern Johann Rockizana [15]), von den Taboriten Wenzeslaw, von den Waisen Ulrich, und von den Horebiten Peter Payne. Außerdem waren bei ihnen die Herren Prokop der Große und Wilhelm Kostka. Am Dreikönigstage des folgenden Jahres (1433, 6. Jan.) trafen sie in Basel ein; drei Tage darauf erschienen sie vor der Versammlung und legten derselben ihre schon gedachten vier Artikel vor. Es wurde darüber in einer besondern Unterredung 16 Wochen hindurch (16. Jan. — 6. Mai) berathschlagt [16]), ohne daß man sich hätte vereinigen können, und die Hussiten sich zur Rückreise anschickten. Da beschloß das Concilium, die Heimkehrenden durch den Bischof von Coutance, Philibert von Monzay, und neun Theologen begleiten zu lassen, um mit ihnen zu Prag über diese Angelegenheiten weiter zu verhandeln, welches sich jene gefallen ließen. Auf dem heimischen Boden verstanden sich endlich die Calixtiner, durch die kluge Behandlung des Bischofs dahin vermocht, zu einiger Milderung der vier Artikel, und schickten dieselben in solcher Gestalt dem Concilium mit einem Vereinigungsentwurfe zu. Dieses beschränkte jene Artikel, aber weder in der Versammlung der vier Deputationen, noch in öffentlicher Sitzung, mithin ohne Synodalgültigkeit, noch weiter dahin, daß die Todsünden nach den göttlichen und kirchlichen Gesetzen wol möglichst bestraft werden sollen, aber nur von denen, die es angeht, und also nicht von Privatpersonen, sondern von der rechtmäßigen Obrigkeit; daß das göttliche Wort allerdings frei gepredigt werden soll, aber nur von solchen Priestern, welche dazu von ihren geistlichen Obern die Vollmacht erhielten, und unbeschadet des höchsten Ansehens des Papstes; daß die Kirchengüter von dem Klerus zwar genossen und verwaltet, aber nicht als Eigenthum besessen und behandelt werden dürften, und von wem dies geschähe, dieser sich eines Kirchenraubes schuldig machen würde; daß endlich der Genuß des Abendmahls wol unter beiderlei Gestalt bewilligt sei, jedoch immer mit der ausdrücklichen Belehrung, daß Christus unter jeder Gestalt ganz empfangen werde. In solcher Gestalt wurden die Artikel von den Calixtinern unter dem Namen der Compactaten an-

10) *Katona*, Hist. crit. Reg. Hung. T. XII. p. 543—553. 11) S. dasselbe bei Theobald 1. Th. S. 376—381. 12) Siegmunds Schreiben und der Hussiten Antwort darauf findet man gleichfalls bei Theobald a. a. O. S. 395—397. 13) Das Einladungsschreiben der Synode, welches dem Cardinal Julian Cäsarini, der den Vorsitz auf derselben hatte, beigelegt wird, und über welches bekanntlich sich die Synode beinahe aufgelöst hätte, liefert Raynald beim J. 1431, Nr. 24. S. 91.

14) Theobald 1. Th. S. 402—404. *Phil. Labbei*, Concill. Coll. T. XII. p. 482. *Lenfant* I. p. 337. 15) Verschieden von dem obigen Johannes Jessenitz; ein wichtiger Mann, der wol einen eigenen Artikel verdient. S. über ihn: *Jo. Dav. Kooleri* Diss. de Johanne Rockyczanao, famoso Calixtinorum in Bohemia Pontifice (Altd. 1718. 4.). 16) Schröckh gibt (S. 704—709) Auszüge aus den Vorträgen der böhmischen Priester, welche sich in *Phil. Labbei* Concill. Coll. T. XII. finden, wie die vollständigen Reden der vier baseler Theologen in *Petri Canisii* Lect. antiquae T. IV. p. 467—746 und Basnage.

genommen, und vorläufig unterzeichnet (1433, 30. Nov.) [17]). Auch geschah ersteres auf dem allgemeinen Landtage, der zur völligen Vollziehung des Vertrages auf den Dinstag vor Dreikönige des folgenden Jahres (1434, 5. Jan.) nach Prag ausgeschrieben wurde. Allein die Taboriten und Waisen verweigerten standhaft die Annahme der Compactaten; es kam zwischen beiden Parteien zu blutigen Fehden, und endlich einige Meilen von Prag bei Hrzib hinter Böhmischbrod, unter Anführung des neuerwählten Statthalters, Alexander von Riesenberg, und des schon gedachten Mainhard von Neuhaus, zu einer mörderischen Schlacht (1434, 30. Mai), in welcher die beiden Prokope blieben, und die Calixtiner den entschiedensten Sieg über die Taboriten erhielten.

Mit dieser Schlacht endete der blutige Hussitenkrieg, der mehr als 100,000 Menschen das Leben kostete, nahe an 1000 katholische Kirchen und Klöster einäscherte oder gänzlich zerstörte, einen großen Theil von Böhmen und Mähren und den angrenzenden Ländern in eine Einöde verwandelte. Es hörte mit demselben auch alle offene Fehde zwischen den Calixtinern und Taboriten auf. Dafür begannen jetzt wieder die Reibungen zwischen den Calixtinern und Katholiken, und hörten nicht eher auf, als bis zum Tage auf dem weißen Berge (1620, 8. Nov.), an welchem auch für jene die Vertilgungsstunde schlug. Bis dahin aber wußten sie muthvoll das ihnen zuerkannte Recht zu behaupten. Obgleich Siegmund ihnen Anfangs alle ihre Foderungen gewährte, erst zu Brünn (1435, 6. Jul.), worauf sie ihn für ihren König anerkannten (1435, 21. Oct.), dann zu Iglau auf eine noch feierlichere Art (1436, 22. Jul.), wo er selbst die Wahl des Johannes Rokyzana zum Erzbischofe von Prag bestätigte, so benahm er sich doch, schon gleich nach seinem Einzug in diese Stadt (1436, 23. Aug.), auf eine solche Art, als ob er gar nichts zu Brünn und Iglau versprochen hätte. Sein bald darauf erfolgter Tod verhinderte ihn an weiterer Wortbrüchigkeit (1437, 9. Dec.), und die Regierung seines Eidams, des ihm gleichfalls abgeneigten Herzogs Albrecht von Österreich, währte auch zu kurze Zeit, als daß sie ihnen drückend hätte werden können. Nach dessen Tode (1439, 27. Oct.) aber wurden zwei Gubernatoren oder Reichsverweser, Mainhard von Neuhaus von der katholischen Partei, und Heinrich von Placzeck von der calixtinischen Seite gewählt, und der Letzte war der mächtigere. Er suchte daher seine Partei empor zu bringen und zu befestigen, und ließ durch Rokyzana, der nun wieder sein Erzbisthum, aus welchem ihn Siegmunds Drohungen verjagten, behaupten durfte, auf der Synode zu Kuttenberg (1441) ein Glaubensbekenntniß, bestehend aus 24 Artikeln, verfassen [18]). Zugleich war es seine Absicht, die Taboriten zu versöhnen und für seine Partei zu gewinnen. Doch diese waren mit den Artikeln nicht zufrieden. Er veranstaltete deshalb zwei Jahre später (1443) eine neue Zusammenkunft daselbst zwischen beiden Parteien. Doch auch jetzt vergeblich. Es erschienen hier die Taboriten gleichfalls mit einem Glaubensbekenntnisse von 15 Artikeln [19]), das mit dem Calixtinischen durchaus nicht zu vereinen war. Den letzten Vereinigungsversuch machte er auf dem Landtage zu Prag, im nächsten Jahre (1444), und da auch dieser fehlschlug, gab er sich deshalb keine weitere Mühe, und es verhallte von dieser Zeit an der Name der Taboriten immer mehr und mehr, bis er im J. 1487, da sich die edlern unter ihnen zur ehrwürdigen Brüderunität (s. Böhmische Brüder) bildete, gänzlich verlosch. Desto eifriger wachte er über die Anschläge der Katholiken. Es erschien im J. 1444 der Cardinallegat Carvajal zu Prag, und versuchte die zwei streitenden Parteien der römischen Kirche einzuverleiben. Es war vergeblich. Im J. 1447 wiederholte er den Versuch. Abermals vergeblich. Mittlerweile starb der Gubernator Placzeck (1444); es wurde von den Calixtinern an seine Stelle Georg von Podiebrad zum obersten Hauptmann aller Kreise gewählt; und da hatten sie wieder Schutz und Schirm, von welchem sie bald Gebrauch zu machen wußten. Es entging ihnen nicht, daß sie der Gubernator Neuhaus der päpstlichen Herrschaft gänzlich unterwerfen wollte. Sie bemächtigten sich daher im J. 1448 der Hauptstadt Prag, in deren Besitz er war, nahmen ihn gefangen, hinderten ihn so an der Ausführung des Beschlossenen, und bald darauf befreite sie sein Tod noch sicherer davon. Jetzt war Podiebrad der gebietende Herr von ganz Böhmen; er wurde es noch mehr, als er im J. 1450 die Gubernatorswürde erhielt, und wer hätte da den Calixtinern schaden können, und wie mußten nicht auch die Versuche, welche im folgenden Jahre (1451) Äneas Sylvius sowol, wie der berühmte Johann von Capistrano, machten, sie für die römische Kirche zu gewinnen, ohne Erfolg verbleiben. Im J. 1453 trat wol Ladislaus, Alberts nachgeborener Sohn, die Regierung selbst an, und es stiegen freilich finstere Wolken am Himmel ihres Glückes auf. Aber schon nach vier Jahren (1457, 22. Nov.) wurde auch er zu seinen Vätern versammelt; es folgte ihm auf dem Königsthrone von Böhmen Podiebrad (1458, März); dieser behauptete denselben bis zum J. 1471, wo er starb, und alle Versuche, selbst der doppelte Bannfluch des Papstes, waren unvermögend, ihn dem Calixtinismus untreu zu machen. Es war also noch weniger an eine Unterdrückung der Calixtiner zu denken! So dauerte ihr Geschick unter wechselnden Versuchen auch unter seinem Nachfolger, Wladislaw, dem nachmaligen Könige von Ungern und Sohne Casimirs, Königs von Polen (1471—1516), bis zu den Zeiten Luthers fort. Mochte auch von dem zu Kutten-

17) Compactata Pragensia, in *Leibnitzii* Cod. Jur. Gent. Diplomat. Mantissa. P. II. p. 138—153. 18) Theobald 2. Th. S. 127 fg. *Lenfant* T. II. p. 119 sq. Es wurden in diesen Artikeln, dem Dogma der katholischen Kirche gemäß, die sieben Sacramente, die Brodverwandlung, die Messe und das Herumtragen der geweihten Hostie in Procession, angenommen; aber abweichend von demselben, die Verkündigung des göttlichen Worts in böhmischer Sprache, der Genuß des Abendmahls in beiderlei Gestalt, selbst für Kinder, und die Priesterehe als unverboten gelehrt und erklärt.

19) Theobald 2. Th. S. 178 fg. *Lenfant* T. II. p. 132 sq. Schröckh S. 718—720.

berg im J. 1485 auf 31 Jahre zwischen ihnen und den Katholiken abgeschlossenen Vertrage wenig in Erfüllung gehen; sie behaupteten sich doch bei ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit. Dies war selbst zu den Zeiten Luthers der Fall, und ob sie sich schon beifällig in Hinsicht seines Werks erklärten, und gegen die schmalkaldischen Bundesgenossen gleichfalls nicht kämpfen wollten (1546—1555), traf sie doch nicht so Bitteres, als die böhmischen Brüder. Späterhin nöthigten auch sie Rudolf II. zur Ausfertigung des Majestätsbriefes (1609, 9. Jul.); auch sie waren bei jenen Auftritten, die das Signal zum dreißigjährigen Kriege gaben (1618); und so führte dann auch für sie die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag (1620, 8. Nov.) den Untergang herbei. Von da an verloren sich ihre Reste unter den böhmischen Brüdern, und erlangten mit diesen unter Joseph II., als augsb. oder helvetische Confessionsverwandten, die Freiheit ihrer Religionsübung. Wie sehr sie aber zusammengeschmolzen sein mußten, erhellt daraus, daß noch jetzt diese alle zusammengenommen nicht mehr als 58,000 Seelen ausmachen, in einem Lande, das nahe an viertehalb Millionen zählt. (*Gottl. Gamauf.*)

Hussnos sehl und Hussnot tewessül, s. Briefstellerkunst der Orientalen.

HUSSON (Martin), geboren zu Paris, und Parlamentsadvocat daselbst, dann Baillif zu Montmirail en Brie, ging im J. 1653 als französischer Consul nach Tunis, wo er vier Jahre diese Stelle bekleidete. Er starb 1685 zu Montmirail. Er hat ein Werk über den Advocatenstand in vier Büchern herausgegeben.

(*Spangenberg.*)

HÜSTELN (Tussicula), nennt man wol jene Art des Hustens, der mit einer einzigen schwachen Explosion beendigt, außerdem nur mit einer geringen Reizung verbunden ist, und keinen Auswurf eines materiellen Stoffes zur Begleitung hat. (S. Husten.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

HUSTEN (Tussis), ist eine besondere Modification des Respirationsprocesses, wobei der Inspirationsact plötzlich unterbrochen wird und einer raschen Exspiration Platz macht. Irriger Weise geben selbst noch neuere Physiologen (Rudolphi, Berthold) an, dem Husten gehe ein stärkeres Einathmen vorher, obwol schon Bartels [1]) diese Ansicht für irrig erklärte, und sich dabei bereits auf Autenrieth berufen konnte. Das tiefe Inspiriren gehört nicht wesentlich zum Husten, und man scheint nur durch den beim Examen Brustkranker gewöhnlichen Versuch, tief einathmen zu lassen, um Husten zu erregen, auf diese Ansicht gekommen zu sein. Freilich muß dem Husten ein Inspiriren vorausgehen, insofern die bis zum größtmöglichen Grade contrahirten Lungen keine Luft mehr würden ausstoßen können; doch ist dies in den gewöhnlichen Fällen nicht stärker, als beim regelmäßigen Respiriren. Auch kann sich Jedermann an sich selbst überzeugen, daß im gesunden Zustand in jedem Moment, ohne vorgängige stärkere Inspiration, Hustenbewegungen hervorgerufen werden können. Grade hierdurch unterscheidet sich das Husten zum Theil von dem so nahe stehenden Niesen, da dem letztern stets ein sehr tiefes Inspiriren vorhergeht. Außerdem wird auch der Husten meistens aus mehren solchen eigenthümlichen Exspirationen zusammengesetzt, die vereinigt einen Hustenanfall bilden, während beim Niesen zwischen zwei oder mehren Explosionen ein längerer oder kürzerer Zeitraum gelegen ist, in welchem die Respirationsbewegungen nicht unmittelbar für den nachfolgenden Nieseact zu wirken scheinen. Der durchs Husten ausgetriebene Luftstrom tritt durch die geöffnete Mundhöhle heraus; doch kann die Mundhöhle auch willkürlich geschlossen werden, wie wir es wol beim aufmerksamen Zuhören einer Musik thun, um das Hustengeräusch möglichst zu mindern, obwol auch in diesem Falle die Luftsäule in die Mundhöhle getrieben wird. Eine vermehrte Thätigkeit des Zwerchfelles, die man hin und wieder [2]) als ein wesentliches Moment beim Husten anspricht, findet durchaus nicht Statt. Diese vermehrte Thätigkeit könnte nur in Contraction des Muskels, also einer Vergrößerung der Brusthöhle, beruhen, die doch beim Husten grade verengert wird.

Das Husten kommt als rein physiologischer Vorgang im gesundesten Zustande vor; sehr häufig ist es aber auch eine krankhafte Erscheinung. Es wird durch einen plötzlich eintretenden Krampf der Exspirationsmuskeln hervorgerufen, wobei also namentlich der Nervus vagus betheiligt ist. Auch kann man nach Krimer [3]) und Brachet, nach Durchschneidung des Nervus vagus auf beiden Seiten eines Thieres, keinen Husten mehr durch heftige Reizung der innern Fläche der Luftröhre erregen. Neben den Exspirationsmuskeln gerathen auch die Bauchmuskeln in Contraction, die durch Verengerung der Bauchhöhle die Exspiration mittelbar unterstützen; daher das Einstemmen der Hände zwischen Rippen und Hüften, das Aufstützen der Arme beim Husten, um den Luftstrom mit größerer Kraft auszutreiben. Die bloße Nervenverbindung gibt keineswegs die Erklärung, warum die Bauchmuskeln in dem nämlichen Moment in krampfhafte Contraction gerathen; wir müssen einen physiologischen Consensus zweier Muskelgruppen, der Exspirations- und der Bauchmuskeln, annehmen. Dagegen läßt sich die Zurückziehung des Gaumensegels gegen die hintere Wand des Pharynx, die ohne Zweifel stattfindet, da die ausgestoßene Luftsäule und mit dieser die in den Luftwegen etwa befindlichen reizenden Körper nicht in die Nasenhöhle, sondern in die Mundhöhle dringen, durch Nervenverbindung erklären, nämlich durch die Anastomose zwischen Nervus vagus und glossopharyngeus, gleich nach dem Austritte dieser Nerven aus dem foramen jugulare.

Wie beim ruhigen Athmen die Stimmritze während

1) Die Respiration als vom Gehirn abhängige Bewegung und als chemischer Proceß, nebst ihren physiologischen und pathologischen Abweichungen (Breslau 1818). S. 225.

2) Pierer, Anatomisch-physiologisches Realwörterbuch. 4. Bd. S. 116.

3) Untersuchungen über die nächste Ursache des Hustens, mit Rücksicht auf die Lehren vom Athemholen und vom Croup (Leipzig 1819).

der Exspiration immer kleiner ist, als bei der Inspiration, so ist sie auch beim krampfhaften Exspirationsacte des Hustenanfalls verengert, und indem die in den Luftwegen befindliche Luftmasse rasch durch die enge Öffnung getrieben wird, entsteht der eigenthümliche Hustenton, dessen Klang zwischen jenem der Buchstaben H und K ungefähr in der Mitte steht. Daß die Contraction der Muskeln des Kehlkopfs, welche die Stimmritze verengern, stärker sein mag, als beim ruhigen Athmen, läßt sich nicht in Abrede stellen; keineswegs kann man aber, wenn vom physiologischen Hergange des Hustens im Allgemeinen die Rede ist, mit Albers[4]) klonischen Krampf der Kehlkopfsmuskeln als das Wesentliche, und das Nervenleiden als zweite entfernte Ursache des Hustens ansehen. Auch kann man einer zweiten Behauptung von Albers[5]) nicht beistimmen, daß ein aus mehren schnell auf einander folgenden Explosionen zusammengesetzter Hustenanfall aus einer einzigen Exspiration bestände, die in ganz kurzen Intervallen durch Verschließung der Stimmritze unterbrochen würde. Vielmehr findet zwischen zwei Explosionen immer eine kurze Inspiration statt, und nur ausnahmsweise, gewiß nicht als Regel, tritt eine Verschließung der Stimmritze zwischen den einzelnen Hustenexplosionen ein. Die Schnelligkeit, mit welcher die kurze Inspiration zwischen zwei Hustenexspirationen erfolgen muß, bietet dieser Annahme kein Hinderniß. Denn wie schnell der Wechsel zwischen Inspiration und Exspiration in einer längern Reihefolge möglich ist, beobachten wir bisweilen an Hunden, die in starker Sonnen- oder Ofenwärme ruhig ausgestreckt liegen; auch kann jeder mit gesunden Lungen begabte Mensch an sich selbst willkürlich den Versuch anstellen.

Ursachen des Hustens.

Im Allgemeinen kann Alles Husten erregen, was als Reiz auf die Respirationsorgane einwirkt. Dahin gehören fremde Körper der verschiedensten Art, die beim Lachen, Sprechen, Schlucken, Erbrechen in den Kehlkopf oder die Luftröhre gelangen, das Einathmen saurer, reizender gasförmiger Substanzen, die Anhäufung einer größern oder geringern Menge von Schleim in den Luftwegen, die auch im gesunden Zustande zum Husten nöthigt, die Gegenwart von Eiter, von Blut in denselben. Ferner kann die geminderte Secretion in der Respirationsschleimhaut bewirken, daß schon die bloße atmosphärische Luft beim Einathmen zu reizend wirkt; daher das Husten zu Anfange des Lungenkatarrhs, bei Kehlkopfsentzündung u. s. w. Der Husten kann ferner von erhöhter Reizbarkeit der Respirationsnerven bedingt sein, und von dieser Art ist häufig der nach Entzündungen der Brustorgane zurückbleibende Husten. Der Husten ist oftmals nur ein consensuelles Symptom von Krankheiten, die außerhalb der Brusthöhle ihren Sitz haben; dahin gehört der Husten bei Säufern, der Husten bei Würbei Leberleiden u. s. w. Bisweilen erscheint er rein sympathisch. So kannte Rudolphi[6]) einen Fall, wo er bei Entblößung des Kniees entstand.

Wirkungen des Hustens.

Man kann die Wirkungen in den Respirationsorganen selbst und jene im übrigen Körper unterscheiden. Die nächste Wirkung des Hustens in den Respirationsorganen selbst ist in der Mehrzahl der Fälle die Austreibung des reizenden Körpers aus den Luftwegen, z. B. der eingedrungenen fremden festen Körper und Flüssigkeiten, des Eiters, des Blutes, des Schleimes, der Entzündungsproducte, der schädlichen Gasarten. Bisweilen gelingt dies durch eine einzige Hustenexplosion; nicht selten sind aber auch mehre Explosionen nöthig, die vielleicht nicht einmal zum Ziele führen, und dies bezeichnet man als Hustenanfall. Die Luftsäule, welche aus den Lungen plötzlich nach Oben gestoßen wird, treibt den fremden Körper vor sich her, und dieser wird nicht selten mit ziemlicher Kraft ausgeworfen. Bisweilen geschieht dies leichter mit etwas voluminösen Körpern, als mit sehr kleinen, weil neben den letztern zum Durchgange der Luft hinlänglicher Raum übrig bleibt. Auch werden feste Körper mit mehr Kraft ausgetrieben, als flüssige und zähe, weil die letztern dem Kanale, durch den sie dringen, zu viele Berührungspunkte darbieten. Wiederholen sich die Hustenanfälle eine längere Zeit hindurch, so wird sehr gewöhnlich die Secretion der Respirationsschleimhaut vermehrt, und dadurch bisweilen der hustenerregende Reiz gemindert, z. B. wenn sich ein fremder Körper in der Luftröhre befindet, der jetzt eingehüllt wird. Treten langdauernde und häufige Hustenanfälle ein, so wird ferner der Lungenkreislauf bedeutend gestört, da bei den kurzen Inspirationen während der Hustenanfälle, die Luft kaum in die Lungenbläschen, sondern nur mehr in die Luftröhre und die Bronchen tritt; und noch mehr ist dies der Fall, wenn es zu einer vorübergehenden krampfhaften Verschließung der Stimmritze kommt. Zur Ausgleichung des unterbrochenen Athmungsprocesses tritt daher nach Beendigung des Hustenanfalls eine beschleunigte, keuchende Respiration ein.

Die Erscheinungen, welche im übrigen Körper durch ein heftiges Husten hervorgerufen werden können, lassen sich auf folgende Punkte zurückführen:

1) Die beschleunigte Respiration, welche, wie eben angegeben, die Hustenanfälle begleitet, führt auch eine beschleunigte Circulation herbei, durch welche das Blut in größerer Menge nach der Peripherie getrieben wird. Da nun gleichzeitig durch die starke Muskelcontraction und den gehemmten Lungenkreislauf der Rücktritt des venösen Blutes Hindernisse findet, so entsteht bedeutende Congestion des Blutes nach einzelnen Organen, namentlich nach dem Kopfe; daher beschleunigter, stoßweiser Puls, Röthung des Gesichts, Kopfschmerz, Schwindel ꝛc. Zu dem Gehirnleiden trägt auch die heftige, mechanische Erschütterung des ganzen Körpers durch die starken Hustenanfälle bei.

4) Lehrbuch der Semiotik (Leipzig 1834). S. 511. 5) a. a. O. S. 510.

6) Grundriß der Physiologie. 2. Bd. 2. Abth. S. 354.

schen Revolution und Kantakuzeno's Denkschrift wird er mehrmals als ein tapferer Krieger erwähnt. (*Karl Iken.*)

HUSSINECZ, HUSSINETZ, ein kleiner Ort an der Blanitz im prachiner Kreise des Königreichs Böhmen, der 600 Einw. zählt, und als Geburtsort des berühmten Johann Huß merkwürdig geworden ist. (*R.*)

HUSSINETZ, böhmisches Coloniedorf in der königl. preuß. Provinz Schlesien, Regierung Breslau, Kreis Strehlen, im S. von Strehlen zwischen dessen Vorstadt Altstadt und dem $\frac{3}{8}$ M. entfernten Ziskaberge (nicht Ziegenberge) gelegen. Die Gemeinde selbst hat die Dominialrechte und das Patrimonialgericht. Sie besteht aus den Nachkommen reformirter Böhmen, die, als Friedrich II. in den Jahren 1741 und 1742 in Böhmen stand, der erduldete Religionsdruck bewog, nach Münsterberg in Schlesien zu wandern und sich 1749 hierher zu begeben, da ihnen die Stadtcommune Strehlen in diesem Jahre zwei ihr gehörige, in der Altstadt gelegene, Vorwerke für 10,500 Thlr. überließ, die damals auf 1183 Morgen, incl. 192 Morgen Wald, vermessen, und in 145 Possessionen, jede zu fast sechs Morgen, getheilt wurden, auf welchen die einstöckigen Wohnhäuser aus Bruchsteinen, jedes auf seinem Zubehöre, daher etwas zerstreut, aufgebaut sind. Man zählt jetzt mit den nicht Beackerten in 161 Häusern 1000, noch mehr böhmisch als teutsch sprechende, Einwohner. Nach der Concession, welche Friedrich II. im J. 1750 den 24. Jun. den Colonisten wegen Einrichtung der Colonie und einer eigenen reformirten Parochie ertheilte, dürfen nur Böhmen und Reformirte sich im Ort ansiedeln. Auch gehören von den Possessionen der Altstadt Strehlen nur 15 unter die Jurisdiction der Stadt, 18 hingegen unter die der Colonie. In eben diesem Theile der Altstadt stehen Pfarrhaus und evangel. Pfarrkirche der Gemeinde, und diese mit einem böhmischen Pastor, unter königl. Patronat, und der reformirten Superintendentur für Schlesien. Der ältere gewölbte Theil des Kirchengebäudes soll die durch den schlesischen Statthalter Peter Wlast den Dänen 1130 erbaute, und der Stadt geschenkte erste strehlensche Kirche sein. Sie war nachher Propstkirche des hier bestandenen St. Clarenklosters der Cistercienserinnen, und wurde, wie dieses, 1428 von den Hussiten hart mitgenommen, und seit 1548, wo Kloster und Propstei eingingen, nur als Begräbnißkirche der nach Strehlen eingepfarrten Altstädter und Anderer benutzt, im J. 1750 aber durch die königl. Concession vom 24. Jun. mit Parochialrechten begabt, und den böhmischen Ansiedlern geschenkt, welche sie dem Verfall entrissen. Sie ist der Maria geweiht, ebenso ein Berg hinter dem Kirchhofe, wohin bis 1428 Wallfahrten zu einem Gnadenbilde der Jungfrau geschahen. Noch zeigt man da als Reliquie einen Stein mit zwei ungleichen Fußtapfen und einer lateinischen, aber unleserlichen Inschrift. Auch der fromme Sinn der jetzigen Bewohner duldet weder Tanz in ihrem Kretscham noch die lärmenden und schwärmenden Freuden der Kirchweih und Fasinacht. Hussinetz hat eine eigene böhmisch-teutsche Schule und mit den angrenzenden 1764 angelegten böhmischen Colonien Ober-, Mittel- und Niederpodiebrad eine eigene recht gute Feuersocietät. Man treibt Ackerbau mit Zugkühen, am meisten aber Kattunweberei auf 207 Stühlen mit Absatz der Waaren nach Gnadenfrei, Breslau und Berlin. Unter den nahen Höhen mit guten Bruch- und Mauersteinen wird der Ziskaberg, seiner schönen Aussicht wegen, häufig von Strehlnern und Andern bestiegen. (*Knie.*)

Hussintz, s. Hussinetz.

HUSSITEN [1]), eine furchtbare Secte des 15. Jahrh. in Böhmen und Mähren, so nach Johann Huß genannt, aus dessen schwärmerischen Anhängern sie sich bildete, als er zu Kostnitz auf dem Scheiterhaufen endete (1415, 6. Jul.), und seinen Freund und Gehilfen, Hieronymus von Prag, dasselbe Schicksal daselbst traf (1416, 30. Mai). Die Mäßigern unter ihnen bestanden auf die freie Verkündigung des göttlichen Worts, durch eigene Priester, den ungestörten Genuß des Abendmahls unter beiden Gestalten, die gänzliche Verzichtung der Klerisei auf weltliche Herrschaft, und die strenge Bestrafung aller öffentlichen Sünden. Im Übrigen hielten sie es größtentheils mit der römischen Kirche, besonders von da an, als diese ihnen die ebengedachten vier Artikel mit einiger Einschränkung bewilligte. Die Strengern hingegen entbanden sich ganz von jener Kirche, wütheten mit erbit-

1) Die vorzüglichsten Haupt- und Nebenwerke über die Hussiten und ihren Krieg sind in chronologischer Ordnung folgende: *Laur. Byzynii* (Calixtin. Notars der Neustadt von Prag, in der ersten Hälfte des 15. Jahrh.) Origo et Diarium belli Hussitici in *Joh. Petr. de Ludewig* († 1743), Reliquiis Mscrtorum. T. I. *Aeneae Sylvii* († 1464) Historia Bohemorum in seinen Opera geographica et historica (Helmstadii 1699, 1700. 4.), und desselben Epistolae (Norimb. 1496. 4.). *Joann. Cochlaei* († 1552) Historiae Hussitarum libri duodecim (Mogunt. 1549. fol.). Hussitenkrieg, oder Geschichte des Lebens und der Lehre Joh. Hussens durch Zachariam Theobaldum († 1627). (Nürnb. 1621. 4. Ebendas. 1623. 4. Breslau 1750. 4.) in drei Theilen. *Odorici Raynaldi* Continuatio Annalium Ecclesiast. Cardin. Baronii. T. XIII—XXI. (Romae 1646—1663 und 1676, 1677. fol.). *Bohusl. Aloys. Balbini* († 1689) Epitome rerum Bohemicarum; und Miscellanea hist. regni Bohemiae. Histoire de la guerre des Hussites et du Concile de Basle par *Jacques Lenfant* (Amsterd. 1731. 4.). 2 Tom.; nebst den Supplemens à l'hist. de la guerre des Hussites de Mr. Lenfant, par *Isaac de Beausobre* (Lausanne 1745. 4.). (Geschichte des Hussitenkriegs, mit wichtigen, das Original berichtigenden, Noten, wie auch dem Leben und den Schriften des Verf. vermehrt von Mich. Ch. Hirsch [Presburg 1783, 1784]. 4 Thle.). Mich. Ignatz Schmidt, Gesch. der Teutschen. 3. u. 4. Th. (1779—1781). Vollständige Geschichte der Hussiten seit der Hinrichtung Joh. Hussens bis auf die Vertilgung aller Protestanten im Königreiche Böhmen (Leipzig 1785). Lud. Albr. Gebhardi, Geschichte des Reichs Böhmen, in der allgemeinen Welthistorie. 52. Bd. (1793. gr. 4.); auch unter dem besondern Titel: Geschichte aller wendisch-slavischen Staaten, drei Bände, von welchen die von Böhmen im zweiten Theil enthalten ist. Geschichte des Hussitenkriegs, für Liebhaber der Gesch. merkwürdiger Revolutionen (Zittau 1795). Christliche Kirchengesch. von Joh. Matth. Schröckh. 34 Th. (1802). S. 669—742. Die Geschichte der Ungern und ihrer Landsassen, von J. A. Feßler. 4. Th. (1816). S. 405—500. Die wackern Schnitter, Schröckh und Feßler, lassen wenig Nachlese in der Geschichte der Hussiten übrig. Auch findet man bei ihnen die sorgfältigste und genaueste Hinweisung auf die ausführlichern Quellen, aus welchen sie schöpften.

tertem Geiſte gegen die Kirchen, Klöſter und Geiſtlichkeit derſelben, wollten auch nichts von einem weltlichen Regimente wiſſen, und eine ganz neue Gemeinde gründen, die in allen Stücken der chriſtlichen Urkirche ähnlich ſein ſollte. Die erſtern hießen ſpäterhin Calixtiner oder Kelchner, von Calix oder Kelch im Abendmahl, auf welchen ſie vorzüglich drangen; auch Utraquiſten, weil ſie dieſes heilige Mahl nur unter beiderlei Geſtalt (sub utraque specie) genoſſen; und Prager, weil ſie in Prag ihren Hauptſitz hatten, und mit den übrigen Bewohnern dieſer Hauptſtadt oft gemeinſame Sache machten. Die Letztern wurden Taboriten genannt, von einem Berge, der ihnen zum erſten Verſammlungsplatze diente, und dem ſie den Namen Tabor gaben, auch ſpäterhin auf ſeinem Rücken die Stadt gleiches Namens bauten. Noch entſtanden im Laufe der Zeit zwei andere Parteien unter ihnen, die Horebiten und Waiſen, die es jedoch größtentheils mit den Taboriten hielten, und nur beſondern Anführern folgten. Die ſchändlichen Picarden oder Adamiten hingegen hatten durchaus nichts weiter mit den Huſſiten zu thun, als daß ſie in ihrer Mitte erſchienen, und von dieſen ſelbſt vertilgt wurden [2]).

Kaum war die Nachricht von Huſſens Hinrichtung nach Prag gelangt, als ſich ſeine zahlreichen Anhänger unter dem Volk in jener Bethlehemskapelle, wo er ſo oft predigte, verſammelten, und das Gedächtniß des frommen Märtyrers, ſowie das ſeines Freundes, den man gleichfalls ſchon für verloren hielt, alljährlich zu feiern beſchloſſen. Bald darauf erließen auch 60 mähriſche und böhmiſche Große ein bitteres Schreiben an die Verſammlung zu Koſtnitz (1415, 2. Dec.), derſelben ungerechtes Verfahren gegen die zwei Biedermänner laut tadelnd, und Jedermann, der die rechtgläubigen Bewohner Böhmens und Mährens einer Ketzerei beſchuldigte, für einen Lügner und Verräther, für einen Ketzer und Sohn des Teufels erklärend. Das Concilium foderte die Verwegenen vor ſeinen Richterſtuhl (1416, Febr.); aber ſie gehorchten nicht. Es entwarf 24 Artikel [3]), hoffend, dadurch Huſſens Partei in Böhmen völlig auszurotten; aber ſie blieben ohne Erfolg. Es fertigte Kaiſer Siegmund ein etwas milderes Schreiben an jene Kühnen ab [4]); aber man achtete nicht darauf. Mittlerweile beſtätigte ſich auch, was man wegen Hieronymus befürchtete; und da loderte die Flamme der Empörung hoch empor. Schon im folgenden Jahre (1417) erklärte ſelbſt die Univerſität zu Prag, daß es nützlich ſei, das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt zu genießen [5]), Unzählige aus allen Ständen genoſſen es auf ſolche Art, und wo man es wehren wollte, gebrauchte man Gewalt. Es ſtellten ſich an die Spitze der Erbitterten zwei kriegeriſche Anführer, Nikolaus von Huſſinecz und Johann Ziska von Trocznowa, furchtbaren Angedenkens; foderten vom Könige Wenzel die Bewilligung einiger Kirchen zur Ausübung des Gottesdienſtes für ihre Partei (1418), und erhielten, was ſie verlangten. Vielleicht hätten ſich hierdurch die empörten Wellen allmälig wieder geebnet; aber es kam zu gleicher Zeit, in der Mitte des J. 1418, der päpſtliche Legat Johann Dominico, Erzbiſchof von Raguſa, nach Böhmen, und ſein ſtrenges Benehmen brachte dieſelben aufs Neue in die heftigſte Bewegung. Es verſammelten ſich nun auf dem Berge Hradiſtie, nahe bei der Stadt Auſt im bechiner Kreiſe, unter Leitung der zwei gedachten Führer, bei 40,000 Menſchen, und gelobten ſich gegenſeitig, für Huſſens Lehre und für das Abendmahl in beiderlei Geſtalt zu leben und zu ſterben. Es hieß von da an jener Berg Tabor, ſie die Taboriten, und der ſchreckliche Bund war geſchloſſen, der über Böhmen und die benachbarten Lande ſo unſäglichen Jammer brachte und ſogleich den funfzehnjährigen, mit karaibiſcher Grauſamkeit geführten, Huſſitenkrieg zur Folge hatte (1419—1434). Mit einem Haufen jener entflammten Menſchen wälzte ſich nämlich Ziska im folgenden Jahre (1419) nach Prag, und fand daſelbſt recht gute Aufnahme. Es zogen von da an die Schwärmer faſt täglich mit dem Kelch in der Hand, in feierlichen Proceſſionen, durch alle Straßen und Plätze der Stadt; ſie thaten dies ſelbſt am Frohnleichnamstage (1419, 15. Jun.), für welchen doch König Wenzel, bei ſeiner Flucht vor ihnen, dem Magiſtrate der Neuſtadt [6]) das ſchärfſte Verbot hinterlaſſen hatte; und rächten ſich am Magiſtrate, der, dem Verbote gemäß, die ärgerliche Feierlichkeit hindern wollte, auf eine furchtbare Art. Es wurde das Rathhaus jener Stadt erſtürmt, 13 Rathsherren mit dem Stadtrichter zum Fenſter hinabgeſtürzt, und da mit Piken aufgefangen und jämmerlich ermordet (1419, 30. Jul.). Dieſe freche That, die im Jahre vorher (1418, 18. Jul.) auch zu Breslau an ſieben Magiſtratsräthen verübt wurde, beſchloß der entrüſtete König mit der Ausrottung aller Huſſiten zu beſtrafen, und ſo war der blutige Würfel geworfen, und der bald darauf erfolgte Tod des Königs (1419, 16. Aug.) entſchied noch mehr für dieſen Wurf. Es ſollte ihm in der Regierung Böhmens ſein Bruder, Kaiſer Siegmund, zugleich König von Ungern, folgen; aber gegen dieſen trugen die Huſſiten, wegen des doppelten Scheiterhaufens zu Koſtnitz, den er hätte verhindern können, glühenden Haß im Herzen, und eher wollten ſie untergehen, als einem ſolchen meineidigen Könige

2) Schröckh S. 689—695. Man muß jedoch nicht vergeſſen, daß öfters auch den ſpätern böhmiſchen Brüdern der Name der Picarden beigelegt wird. 3) S. dieſelben bei *Cochlaeus*, L. IV. p. 165—168. 4) Gleichfalls bei *Cochlaeus* zu finden, ib. p. 155—158. 5) Adsertio Communionis sub utraque specie Universitatis Pragensis, in Hist. et Monum. Joh. Huss, atque Hieron. Prag. T. II. p. 589 der Ausg. v. J. 1715.

6) Prag, von der Moldau von Süden gegen Norden durchſtrömt, wird in vier Viertel eingetheilt: in die Altſtadt, nördlich am rechten Moldauufer, die Neuſtadt, ſüdlich an demſelben Ufer, die Kleinſeite, der Altſtadt gegenüber und mit derſelben durch die Moldaubrücke verbunden, am linken Moldauufer, und den Hradſchin, oder Schloßberg, weiter aufwärts von der Kleinſeite, und gleichfalls am linken Moldauufer. In dem letzten Stadttheile liegt die königliche Burg, und im äußerſten Süden der Stadt, hart am rechten Moldauufer, und wol noch innerhalb der Mauern derſelben, aber nicht mehr zu ihr gehörig, der Wiſchehrad, eine Bergſtadt, mit einer Feſte gleiches Namens, die einſt die Reſidenz der alten böhmiſchen Herzoge war, und mit der königlichen Burg nicht zu verwechſeln iſt.

eigentlichen Amtes H. ist größtentheils eben; an der Küste der Westsee (der Nordsee oder des teutschen Meeres) erhebt sich indessen zwischen der hattstedter Marsch und der Stadt Husum ein hohes Ufer, das hier die Stelle der künstlichen Deiche vertritt. Auf diesen Hügeln, deren höchster der schöbuller Berg heißt, sieht man vier bis fünf Meilen weit in die See und landeinwärts bis Flensburg hin. Der Boden des Amtes besteht größtentheils aus Geest, und nur zum Theil aus sehr fruchtbarer Marsch. Hin und wieder findet man noch einige Gehölze, aber auch viele Heiden und Moore, wie z. B. die arlewatter Heide im Norden der Stadt Husum. Unter den Flüssen bemerke man die Arle oder Arlaue auf der Grenze gegen Bredstedt; die Treene auf der Grenze von Gottorf, die Mildaue, ehemals schiffbar, jetzt ein kleiner Bach, die husumsche Aue ꝛc. Der Mühlenbach oder Mühlenteich, ein ¼ Meile langer See, mit Abfluß in die Treene, ist merkwürdig, weil zur Zeit, als die Engländer im Mittelalter einen bedeutenden Handel mit Schleswig unterhielten, die Schiffahrt aus der Treene durch ihn bei den Dörfern Groß- und Kleinrhede vorbei, ja selbst durch den Kuhgraben in das selker oder haddebyer Noer der Schlei getrieben wurde, und König Svend bediente sich seiner, um die Landenge zwischen dem baltischen und teutschen Meere zu verkürzen. Der Ackerbau ist im Amte H. nicht sehr blühend; manche Dörfer haben nur wenig Land, welches noch dazu sandig ist. Die Viehzucht ist dagegen sehr blühend, auf den hiesigen Marschweiden erhalten die jütländischen Pferde ihre vorzügliche Größe und Stärke, und das Weiden der jütländ. Ochsen, oder das sogenannte Fettgrasen, ist sehr einträglich. Jährlich kommen 10 bis 12,000 Stück Vieh in den Handel. An der Küste ist der Porren- oder Krabbenfang, nächst dem Ackerbau und dem Viehhandel, der bedeutendste Nahrungszweig. Nach der zwiefachen Art des Fanges nennt man die Krabben oder Porren hier Stick- und Strich- oder Glipporren. Die erstern von vorzüglicher Größe, und von den Liebhabern am meisten geschätzt, werden mit Körben, die Strich- oder Glipporren, gewöhnlich kleiner, mittels eines an einer hölzernen Stange befestigten Garns gefangen, indem die Porrenfänger zur Ebbezeit so tief als möglich ins Wasser hineingehen, die sogenannte Glippe vor sich hinschieben, aus welcher sie die gefangenen Porren in einen Korb thun, den sie auf den Schultern befestigt haben. Wollen- und Leinweberei ist sehr verbreitet, fast in jedem Hause werden eigengemachte Zeuche gewebt. Das eigentliche Amt H. enthält nur zwei Harden, die Süder- und Norderharde.

2) Stadt im Umfange des gleichnamigen Amtes, doch mit eigener Gerichtsbarkeit, unter 54° 32′ nördl. Br. und 26° 33′ östl. Länge, an der husumer Aue, die sich eine halbe Meile westlich von hier in die Hever mündet, eine große breite, Anfangs nicht sehr tiefe Rinne, welche von der husumer Aue und einigen andern Strömen zwischen Nordstrand und Eiderstedt gebildet wird. H. wurde im J. 1603 von dem Herzoge Johann Adolf zur Stadt erhoben, besteht aus sechs Quartieren und zählt eine Kirche, ein altes Schloß mit einer Kapelle (der Sitz des Amtmanns von Husum), eine lateinische Schule, welche aus vier Classen, jede mit einem eigenen Lehrer, besteht und eine Bibliothek von mehr als 4000 Bänden besitzt, und womit zugleich eine Bürgerschule verbunden ist, eine Spinn- und Armenschule, ein Hospital für 30—40 bejahrte oder zurückgekommene Bürger, ein öffentliches Arbeitshaus für solche Arme, die nicht gutwillig arbeiten wollen oder dem Trunk ergeben sind, ein Rathhaus, 750 Häuser und 3800 Einwohner, worunter gegen 280 Handwerker sind. Die bedeutendsten Nahrungszweige sind die Brauereien, welche das berühmte husumer Bier liefern, die Brennereien und der Viehhandel. Der Branntwein wird nach Flensburg zur weitern Ausfuhr versandt. Ochsen werden im Frühjahr in großer Menge aus Jütland aufgekauft, in den nahen Marschen gemästet und im Herbste vorzüglich nach Hamburg getrieben. Eine Menge auserlesener Pferde, besonders im nördlichen und östlichen Schleswig, aufgekauft, wird auf den umliegenden fetten Weiden gegraset, und von hier in die Fremde gesandt. Die wichtigsten Fabriken sind: eine Kattundruckerei, welche an 80 Arbeiter beschäftigt, eine Zuckersiederei, zwei Ölschlägereien, zwei ansehnliche Färbereien, acht bedeutende Tabaksfabriken, eine Ölfarbemühle, eine Zeuch- und Strumpfweberei. Die Schiffahrt war vormals bedeutender und ist gegenwärtig fast ganz im Besitze der benachbarten Inseln, der Hafen der Stadt, an der Aue gelegen, ist auch nur noch für kleine Fahrzeuge tauglich (im J. 1643 war er so tief, daß Schiffe von 100—130 Lasten bei der Schiffbrücke anlegen konnten) und verschlemmt immer mehr; größere müssen eine halbe Meile von der Stadt, vor der Mündung der Aue, oder auf der Rhede vor Anker gehen, dort wo der Heverstrom seinen Anfang nimmt. Die Stadt hat einen sehr besuchten Jahrmarkt (Pfingstmarkt), für den Fremden, als Sammelplatz der benachbarten Marsch- und Inselbewohner mit den eigenthümlichen Trachten, besonders interessant, und ein eigenes Seegericht. (*Klaehn.*)

HUSWEDEL, 1) Johann, war 1575 zu Hamburg geboren. Dem Johanneum seiner Vaterstadt verdankte er seine wissenschaftliche Bildung, besonders eine gründliche Kenntniß der ältern Sprachen. In Rostock eröffnete er seine akademische Laufbahn. Dort widmete er sich dem Studium der Theologie, und erlangte 1598 die Magisterwürde. Einige Jahre nachher führte ihn eine Reise durch Teutschland und die Schweiz, wo er mit mehren Gelehrten und andern ausgezeichneten Personen in Berührung kam. Er übernahm hierauf eine Conrectorstelle in Schwerin, legte dieselbe aber bald nieder, und besuchte, nach einem kurzen Aufenthalt in Wittenberg, wo er (1600) unter Runge's Vorsitze seine Abhandlung: De duarum Christi naturarum unione personali, vertheidigte, zu seiner höhern Ausbildung noch die Universität Leyden. Auch eine im J. 1605 angetretene Conrectorstelle in seiner Vaterstadt Hamburg bekleidete er nicht lange. Manche Irrungen, in die er mit der dortigen Geistlichkeit gerieth, als er im Unterrichte der Jugend seinen eigenen Weg einschlug, und sich nicht der

bekennen, die übrigen sind Israeliten, welche vom Hausirhandel leben. (*G. F. Schreiner.*)

HUSZTY von RASZYNYA (Zacharias Gottlieb), wurde zu Huszt im marmaroscher Comitat in Ungern am 13. März 1754 geboren, studirte die Heilkunde, die er in Presburg ausübte, und starb daselbst am 30. März 1803. Er beschäftigte sich vielfältig mit Verbesserung der Dispensatorien und des Apothekerwesens, sowie mit der medicinischen Polizei, und verfaßte in diesem Sinne folgende Schriften: Kritischer Commentar über die österreichische Provinzialpharmakopöe, mit einem Entwurfe zu einem gemeinnützigen verbesserten Dispensatorium (Presburg u. Leipz. 1785). (Im Prologe werden die bei Abfassung von Dispensatorien zu befolgenden Grundsätze aufgestellt, und nach denselben werden die in der genannten Pharmakopöe aufgenommenen Arzneimittel durchgegangen.) Nähere Ausführung eines Entwurfs zu einem verbesserten Dispensatorium (Presburg 1786). Discours über die medicinische Polizei. 2 Bde. (Presburg u. Leipzig 1786). (Das Buch enthält mehr, als der sonderbare Titel aussagt; es ist nämlich ein vollständiges Handbuch der medicinischen Polizei.) Gekrönte Preisschrift über die Verbesserung der kaiserl. königl. Feldapotheken und des Studienwesens an der Josephsakademie zu Wien (Wien 1796). Ideen zur Verbesserung der österreichischen Provinzialpharmakopöe, besonders im medicinisch-praktischen Gesichtspunkte (Presb. 1797). (*Fr. Wilh. Theile.*)

HUSZVÁROSA (d. h. Hussens Stadt), ein ansehnlicher Marktflecken im östlichen Theile der Moldau, am Flusse Pruth, von Magyaren bewohnt, welche nach einer sichern Überlieferung Nachkömmlinge jener ungrischen Hussiten sind, die der König Matthias I. Hunyadi oder Corvin im J. 1460 aus Ungern und Siebenbürgen vertrieb, und von welchen ein Theil von dem Fürsten der Moldau die Erlaubniß erhielt, sich hier niederzulassen*). Zum Gedächtnisse des Johann Huß erbauten sie diesen Marktflecken, sowie zum Andenken des Hieronymus von Prag das Dorf Szent Jeronimus (der heil. Hieronymus). In der Folge verließen sie aber den Hussitenglauben und kehrten in den Schoos der römisch-katholischen Kirche zurück. Die Administration der katholischen Pfarre zu Hußváros hat ein italienischer Missionar de propaganda fide. Der Obstbau ist hier sehr blühend; besonders trifft man Kastanien, Wall- und Haselnüsse mit dünnen und weichen Schalen im Überfluß an, und damit wird auch ein starker Handel getrieben. (*Rumy.*)

*) Ein Aufsatz vom J. 1693, aus welchem das ungrische Magazin 3. Bd. Fragmente mittheilt, erzählt davon (S. 105): „*Husz* oppidum a Hussitis originem habet, qui propulsi ex Hungaria in exilium a Matthia Corvino Rege anno Christi 1460, devenerunt ad hunc locum a tribus collibus notum. Incolas habet plures Hungaros, minori numero Valachos. Catholici sunt 682, et 3 templa, 2 lignea et unum ex lapide. Hic sedes Episcopi Valachorum.“ Dem andern größern Theile der Hussiten wurde es nicht erlaubt, in der Moldau zu bleiben; diese wanderten in die krimische Tatarei, wo sie sich niederließen.

Hut, 1) s. Kopfbedeckung; 2) Hüttenkunde, s. Haube; 3) Chem. u. Pharm., s. Helm.

HUT (St.), Dorf im Bezirke von Hâvre des französischen Departements Niederseine, mit 800 Einwohnern und einer berühmten Zwirnspinnerei, wo man aus einem Pfunde Flachs einen Faden von 700,000 Ellen Länge spinnt. (*Klaehn.*)

HUT BEI SCHLEIER UND SCHLEIER BEI HUT. Diese bei der Lehre von der allgemeinen ehelichen Gütergemeinschaft vorkommende Formel zeigt an, daß in dem Falle, wenn Eheleute keine Kinder mit einander zeugen würden, das ganze Vermögen bei dem überlebenden Ehegatten verbleiben solle. Wird jedoch in den Ehepacten nur blos dieses nackte Sprüchwort eingerückt, so darf man daraus, wenn sonst nicht der Wille der Paciscirenden dafür klar ist, oder der Landesgebrauch dafür spricht, noch keine gleichförmige Bedeutung eines wechselseitigen Successionsrechts, und noch weniger den Willen, Gütergemeinschaft dadurch zu begründen, folgern; auf jeden Fall aber muß daraus gefolgert werden, daß der Überlebende wenigstens lebenslänglichen Nießbrauch haben soll [1]). Manchmal wird dieser Formel die Bedingung angehängt, daß, wenn binnen einer von den Contrahenten benannten Frist von drei oder vier Jahren die Ehe durch den Tod getrennt werden sollte, ohne daß Kinder erzielt worden, alsdann der Überlebende des Verstorbenen nächsten Blutsfreunden einen gewissen Theil von dessen Nachlasse herausgeben muß. Ist aber diese Zeit verflossen, so behält er in dem Falle das Vermögen ganz allein. Es ist dieses Sprüchwort besonders in dem Niederhessischen bekannt, und gründet sich zunächst auf einen in etlichen Gegenden üblichen Gebrauch, welchen man bei der Trauung beobachtete. Wenn nämlich Braut und Bräutigam vor dem Altare standen, um von des Priesters Hand getraut zu werden, so legte der Bräutigam seinen Hut auf den Altar, und die Braut ihren Schleier neben denselben, und das hieß „nach dem Gebrauche: Hut bei Schleier, Schleier bei Hut sich verheirathen.“ Es reihet sich dieses Sprüchwort des germanischen Rechts an so viele andere an, in denen sich das Streben nach Gleichnissen, um die Sache selbst desto fester zu fassen und auszusagen, in sinnlichen Ausdrücken und einer von einem tiefen Gefühl ergriffenen, Worte häufenden, Anschaulichkeit ausspricht [2]). Sinnverwandt damit sind die besonders in den schwäbischen, fränkischen und rheinischen Landen sehr gebräuchlichen Sprüchwörter: „Längst Leib, längst Gut“ [3]) oder „Leib an Leib, Gut an

1) Vergl. Mittermaier, Grundsätze des gemeinen teutschen Privatrechts (Landsh. 1827). 2. Abth. §. 360. 2) S. Grimm, Von der Poesie im Recht, in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. 2. Bd. 1. H. S. 51. Über den heutigen Gebrauch dieses Sprüchworts sind zu vergleichen: *Jo. Georg Werner* in diss. de pactis dotalib. Hut bei Schleier, Schleier bei Hut (Marb. 1714). Der wahre Verfasser ist der ehemalige marburgische Vicekanzler J. M. Waldschmid. Bücking, Von den Ehestiftungen mit der Formel: Hut bei Schleier (Marb. 1773). *Riccius*, Spicil. p. 502. 3) Cf. Acta Osnabrug. Tom. II. p. 202. *Oetken*, Corp. Const. Oldenburg. III. Suppl. p. 316.

Gut"[4]); man hat damit soviel anzeigen wollen, daß, da Ehegatten ihre Leiber mit einander vereinigen, auch die Güter unter ihnen gemein sein müssen, und sie also Gut und Blut zusammen verheirathen. (*A. Müller.*)

Hut und Trift, s. Hütungsgerechtigkeit.

HUTALITSCH, Marktflecken im osmanischen Ejalet Rumili, Sandschak Nikopoli. (*Stein.*)

HUTALPE, die große oder hintere im bruker Kreise der obern Steiermark, an der Salza, mit zwei Alpen, einem Viehauftrieb von 56 Rindern und einem Flächeninhalte von 171 niederösterreichischer Joche und 1400 □Kl. Die kleine oder vordere Hutalpe hingegen hat einen Rinderauftrieb von 72 Stücken, zwei Alpenhütten und einen Flächenraum von 205 Joch 1500 □Kl.; die mittlere endlich, welche gleich der vordern im Brunnthale liegt, hat einen Auftrieb von 47 Rindern und 48 Joch 800 □Kl. Flächeninhalt. (*G. F. Schreiner.*)

Hutberg, s. Herrnhut.

HUTCHESON (Francis), geboren 1694 in einem Flecken des nördlichen Irlands, empfing in seiner Jugend eine classische Bildung, welche seinen Eifer für die Wissenschaften trefflich förderte. Seine Studien vollendete er auf der Universität Glasgow. Er war für die geistliche Laufbahn bestimmt, und nahe daran, als Pastor einer Gemeinde von Dissenters angestellt zu werden, als die Auffoderungen mehrer Freunde und Gönner ihn bestimmten, zu Dublin eine Erziehungsanstalt zu eröffnen. Der Erfolg seines Unterrichts zog die Aufmerksamkeit auf ihn. Aber bedeutend vermehrte sich sein Ruf durch seine Untersuchungen über Schönheit und Tugend (Inquiry into the original of our ideas of beauty and virtue etc. with an attempt to introduce a mathematical calculation in subjects of morality), welche er zuerst (Lond. 1720) anonym herausgab [1]). Dieses Buch verschaffte ihm auch die Gunst des Lord Granville, damaligen Lord-Lieutenants von Irland und mehrer anderer angesehener Männer. Im Jahre 1728 gab er eine psychologisch-moralische Abhandlung über die Leidenschaften [2]) heraus (Essay on the nature and conduct of the passions and affections with illustrations on the moral sense (Lond. 1728), welche, wie die frühere Schrift, durch Inhalt und edle, erwärmende Darstellung allgemeines Interesse erregte. Im Jahre 1729 wurde er als Professor an die Universität Glasgow berufen. Hier erweckte er durch seine Vorlesungen den Geist der analytischen Forschung, welcher die schottische Schule, deren Stifter man ihn oft auch nennt, auszeichnet. Hier arbeitete er auch sein System der Moral aus, über welches er auch ein lateinisches Compendium (Philos. moralis institutio compendiaria libris III. ethices et iurisprudentiae naturalis principia continens (Glasgow 1745. 12.) herausgab. Seine ausführlichere Darstellung der Moral aber wurde nach seinem Tode, 1747, von seinem Sohne herausgegeben (System of moral philosophy in three books etc. [Lond. 1755. 4.] II. Vol.), welchem auch eine Biographie Hutcheſons von Will. Leechmann beigefügt ist [3]), aus welcher hervorgeht, daß er als Lehrer der Moral und als Mensch gleich geachtet war. Hutcheſons philoſophische Ansicht war durch die empirische Richtung bestimmt, welche die Forschung in England, besonders seit Locke, genommen hatte. Dies zeigt sich auch in seiner theoretischen Philoſophie, welche er in einem Compendium darstellte (Synopsis metaphysicae ontologiam et pneumatologiam complectens ed. III. (Glasgow 1749), das keine große Aufmerksamkeit erhalten hat. Diese Richtung führte auch zu einer eigenthümlichen Bearbeitung der Moral, seit Shaftesbury das uneigennützige Wohlwollen, welches auch Cumberland der Selbſtliebe, als Princip der Moral, entgegenstellte, auf ein besonderes, der menschlichen Natur wesentlich angehöriges, ursprüngliches Gefühl zurückgeführt hatte. Dieses moralische Gefühl oder dieſer moralische Sinn (moral sense), welcher die natürliche und angeborene Zuneigung für das Gute und Rechte, und Abneigung gegen das Unrechte enthalten soll, ist das Princip, welches Hutcheſon zuerst in seiner Untersuchung über das moralisch Gute und Böſe (Inquiry into the moral Good and Evil), welche in seiner erstgenannten Schrift enthalten ist, genauer entwickelte, und auf welche er sein Moralsyſtem baute. Es ist ihm eine Art von Instinkt, ein von keiner Reflexion abhängiges uneigennütziges Interesse am Vernünftigen und Rechten, oder wie er selbst sich ausdrückt: eine Bestimmung unserer Seele zu liebenswürdigen und widrigen Vorstellungen von Handlungen, die in unsere Wahrnehmung fallen, vor jeder Meinung von Vortheil oder Nachtheil, der aus denſelben entspringen könnte, vorausgehend. Dieſem gemäß bestimmt er auch das moralisch Gute als die Eigenschaft der Handlungen, welche Achtung und Liebe gegen deren Urheber bei ganz unintereſſirten Beurtheilern erwirbt. Zugleich gestattet er dem persönlichen Interesse oder dem Vergnügen, welches wir bei Vollziehung einer Handlung des Wohlwollens empfinden, minder Einfluß auf die Bestimmung zum sittlichen Handeln, als Shaftesbury. Aber er geht nur so weit, daß er alle tugendhafte Handlungen aus Wohlwollen gegen andere vernünftige Wesen, und dem Triebe, das Glück und die Vollkommenheit Anderer zu befördern, herleitet, und der Selbſtliebe nur Raum läßt, insofern durch Beförderung unseres eigenen Wohls das Wohl Anderer befördert werden kann. Das freie Wohlgefallen an dem Glück und der Vollkommenheit Anderer, oder

Puffendorf, Observ. jur. II. No. 65. III. No. 118. Handv. Verordn. vom 24. Mai 1822. Nr. 10.

4) Runde in den Grundsätzen des gemeinen teutschen Privatrechts, §. 607; vorzüglich in der siebenten Aufl. Note c. Halem in den oldenburg. Blättern. 1. Bd. 3. H. S. 306.

1) Franz. Übersetzung par *Eidous* (Amst. 1749. 12.). Teutsche Übersetzung unter dem Titel: Untersuchung unserer Begriffe von Schönheit und Tugend (Frkf. 1762). Gegen Hutcheſons Schrift schrieb zum Theil *John Clarke*, The foundation of morality in theory and practice etc. (York s. a.). 2) IV Ed. 1756. Teutsch: Abhandlung über die Natur und Beherrschung der Leidenschaften (Liegnitz 1760).

3) Teutsche Übersetzung: Sittenlehre der Vernunft (Leipzig 1755). 2 Bde. Franz. Übers. (Lyon 1770). 2 Bde.

bekennen, die übrigen sind Israeliten, welche vom Hausirhandel leben. (*G. F. Schreiner.*)

HUSZTY von RASZYNYA (Zacharias Gottlieb), wurde zu Hußt im marmaroscher Comitat in Ungern am 13. März 1754 geboren, studirte die Heilkunde, die er in Presburg ausübte, und starb daselbst am 30. März 1803. Er beschäftigte sich vielfältig mit Verbesserung der Dispensatorien und des Apothekerwesens, sowie mit der medicinischen Polizei, und verfaßte in diesem Sinne folgende Schriften: Kritischer Commentar über die österreichische Provinzialpharmakopöe, mit einem Entwurfe zu einem gemeinnützigen verbesserten Dispensatorium (Presburg u. Leipz. 1785). (Im Prologe werden die bei Abfassung von Dispensatorien zu befolgenden Grundsätze aufgestellt, und nach denselben werden die in der genannten Pharmakopöe aufgenommenen Arzneimittel durchgegangen.) Nähere Ausführung eines Entwurfs zu einem verbesserten Dispensatorium (Presburg 1786). Discours über die medicinische Polizei. 2 Bde. (Presburg u. Leipzig 1786). (Das Buch enthält mehr, als der sonderbare Titel aussagt; es ist nämlich ein vollständiges Handbuch der medicinischen Polizei.) Gekrönte Preisschrift über die Verbesserung der kaiserl. königl. Feldapotheken und des Studienwesens an der Josephsakademie zu Wien (Wien 1796). Ideen zur Verbesserung der österreichischen Provinzialpharmakopöe, besonders im medicinisch-praktischen Gesichtspunkte (Presb. 1797). (*Fr. Wilh. Theile.*)

HUSZVÁROSA (d. h. Hussens Stadt), ein ansehnlicher Marktflecken im östlichen Theile der Moldau, am Flusse Pruth, von Magyaren bewohnt, welche nach einer sichern Überlieferung Nachkömmlinge jener ungrischen Hussiten sind, die der König Matthias I. Hunyadi oder Corvin im J. 1460 aus Ungern und Siebenbürgen vertrieb, und von welchen ein Theil von dem Fürsten der Moldau die Erlaubniß erhielt, sich hier niederzulassen *). Zum Gedächtnisse des Johann Huß erbauten sie diesen Marktflecken, sowie zum Andenken des Hieronymus von Prag das Dorf Szent Jeronimus (der heil. Hieronymus). In der Folge verließen sie aber den Hussitenglauben und kehrten in den Schoos der römisch-katholischen Kirche zurück. Die Administration der katholischen Pfarre zu Hußváros hat ein italienischer Missionar de propaganda fide. Der Obstbau ist hier sehr blühend; besonders trifft man Kastanien, Wall- und Haselnüsse mit dünnen und weichen Schalen im Überfluß an, und damit wird auch ein starker Handel getrieben. (*Rumy.*)

*) Ein Aufsatz vom J. 1693, aus welchem das ungrische Magazin 3. Bd. Fragmente mittheilt, erzählt davon (S. 105): „*Huzz* oppidum a Hussitis originem habet, qui propulsi ex Hungaria in exilium a Matthia Corvino Rege anno Christi 1460, devenerunt ad hunc locum a tribus collibus notum. Incolas habet plures Hungaros, minori numero Valachos. Catholici sunt 682, et 3 templa, 2 lignea et unum ex lapide. Hic sedes Episcopi Valachorum.“ Dem andern größern Theile der Hussiten wurde es nicht erlaubt, in der Moldau zu bleiben; diese wanderten in die krimische Tatarei, wo sie sich niederließen.

Hut, 1) s. Kopfbedeckung; 2) Hüttenkunde, s. Haube; 3) Chem. u. Pharm., s. Helm.

HUT (St.), Dorf im Bezirke von Hâvre des französischen Departements Niederseine, mit 800 Einwohnern und einer berühmten Zwirnspinnerei, wo man aus einem Pfunde Flachs einen Faden von 700,000 Ellen Länge spinnt. (*Klaehn.*)

HUT BEI SCHLEIER UND SCHLEIER BEI HUT. Diese bei der Lehre von der allgemeinen ehelichen Gütergemeinschaft vorkommende Formel zeigt an, daß in dem Falle, wenn Eheleute keine Kinder mit einander zeugen würden, das ganze Vermögen bei dem überlebenden Ehegatten verbleiben solle. Wird jedoch in den Ehepacten nur blos dieses nackte Sprüchwort eingerückt, so darf man daraus, wenn sonst nicht der Wille der Pacisirenden dafür klar ist, oder der Landesgebrauch dafür spricht, noch keine gleichförmige Bedeutung eines wechselseitigen Successionsrechts, und noch weniger den Willen, Gütergemeinschaft dadurch zu begründen, folgern; auf jeden Fall aber muß daraus gefolgert werden, daß der Überlebende wenigstens lebenslänglichen Nießbrauch haben soll [1]). Manchmal wird dieser Formel die Bedingung angehängt, daß, wenn binnen einer von den Contrahenten benannten Frist von drei oder vier Jahren die Ehe durch den Tod getrennt werden sollte, ohne daß Kinder erzielt worden, alsdann der Überlebende des Verstorbenen nächsten Blutsfreunden einen gewissen Theil von dessen Nachlasse herausgeben muß. Ist aber diese Zeit verflossen, so behält er in dem Falle das Vermögen ganz allein. Es ist dieses Sprüchwort besonders in dem Niederhessischen bekannt, und gründet sich zunächst auf einen in etlichen Gegenden üblichen Gebrauch, welchen man bei der Trauung beobachtete. Wenn nämlich Braut und Bräutigam vor dem Altare standen, um von des Priesters Hand getraut zu werden, so legte der Bräutigam seinen Hut auf den Altar, und die Braut ihren Schleier neben denselben, und das hieß „nach dem Gebrauche: Hut bei Schleier, Schleier bei Hut sich verheirathen.“ Es reihet sich dieses Sprüchwort des germanischen Rechts an so viele andere an, in denen sich das Streben nach Gleichnissen, um die Sache selbst desto fester zu fassen und auszusagen, in sinnlichen Ausdrücken und einer von einem tiefen Gefühl ergriffenen, Worte häufenden, Anschaulichkeit ausspricht [2]). Sinnverwandt damit sind die besonders in den schwäbischen, fränkischen und rheinischen Landen sehr gebräuchlichen Sprüchwörter: „Längst Leib, längst Gut“ [3]) oder „Leib an Leib, Gut an

1) Vergl. Mittermaier, Grundsätze des gemeinen teutschen Privatrechts (Landsh. 1827). 2. Abth. §. 360. 2) S. Grimm, Von der Poesie im Recht, in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. 2. Bd. 1. H. S. 51. Über den heutigen Gebrauch dieses Sprüchworts sind zu vergleichen: *Jo. Georg Werner* in diss. de pactis dotalib. Hut bei Schleier, Schleier bei Hut (Marb. 1714). Der wahre Verfasser ist der ehemalige marburgische Vicekanzler J. M. Waldschmid. Bücking, Von den Ehestiftungen mit der Formel: Hut bei Schleier (Marb. 1775). *Riccius*, Spicil. p. 502. 3) Cf. Acta Osnabrug. Tom. II. p. 202. *Oetken*, Corp. Const. Oldenburg. III. Suppl. p. 316.

Cruciferae und der ersten Ordnung der 15. Linné'schen Classe hat Robert Brown so genannt nach Miß Amelie Hutchins, einer Irländerin, welche über die Tange geschrieben hat. Der Charakter der Gattung Hutchinsia besteht in gleichförmigen Corollenblättchen und einem mit dem Griffel gekrönten Schötchen, dessen Klappen schifförmig, und dessen Fächer zwei- bis viersamig sind. I. Mit ungetheilten Blättern: 1) H. rotundifolia *R. Br.* l. c. mit fast fleischigen, glattrandigen, glatten Blättern, von denen die untern rundlich und gestielt, die obern ablang und stielumfassend sind, mit Corollenblättchen, welche länger als die Staubfäden, und fast ausgerandeten Schötchen, welche länger als die sie krönenden Griffel sind. Auf den Alpen des mittlern und südlichen Europa. (Iberis rotundifolia *L.* Sp. pl., Scop. carn. t. 37, Lepidium rotundifolium All. pedem.) 2) H. cepeaefolia *Cand.* Syst., mit fast fleischigen Blättern, von denen die untern umgekehrt eiförmig-oblang, gezähnt, und in den Blattstiel überlaufend, die obern ablang und ungestielt sind, mit Corollenblättchen, welche länger als die Staubfäden, und fast ausgerandeten Schötchen, welche länger als der Griffel sind. In Kärnthen und auf den Apenninen. (Iberis cepeaefolia *Wulff.* in *Jacqu.* misc. II. t. 1.) 3) H. pumila *Cand.* Syst., mit fast fleischigen Blättern, von denen die untern oval, glattrandig und langgestielt, die Stengelblätter ablang und pfeilförmig sind, und mit Schötchen, welche an beiden Enden verschmälert und länger als der Griffel sind. Am Kaukasus. (Iberis pumila *Stev.* Mem. Soc. nat. cur. Mosc.) 4) H. stylosa *Cand.* Syst., mit fast fleischigen Blättern, von denen die untern umgekehrt eiförmig-ablang, gestielt und beinahe glattrandig, die obern ablang und beinahe stielumfassend sind, mit Corollenblättchen, welche den Staubfäden, und ablangen, stumpfen Schötchen, welche dem Griffel an Länge fast gleichen. In Neapel. (Iberis stylosa Tenor. neap.) 5) H. brevistyla *Cand.* Syst., mit fast fleischigen, zusammengedrängten, umgekehrt eiförmigen, gestielten, fast gezähnten Blättern, ausgerandeten Schötchen und sehr kurzen Griffeln. Auf den syrischen Gebirgen von Labillardière entdeckt. 6) H. trinervia *Cand.* Syst., mit herzförmig-ablangen, stielumfassenden, dreinervigen, glattrandigen Blättern und Staubfäden, welche den Corollenblättchen an Länge gleichen. In Persien. Abb. *Deless.* Ic. sel. II. t. 53. 7) H. hastulata *Cand.* Syst., mit fast spontanförmig-ablangen, stielumfassenden, fast gezähnten Blättern, und verlängerten, abgestutzten Schötchen. Ebenda. Abb. *Gmel.* sibir. III. t. 56. f. 1. II. Mit gefiederten oder halbgefiederten Blättern. 8) H. calycina *Desv.* Journ. bot., mit herablaufend-gefiederten, zottigen Blättern, linienförmig-lanzettförmigen, stumpfen, glattrandigen Blättchen, stehenbleibenden Kelchen, und ablangen, an beiden Enden verschmälerten Schötchen. In Sibirien. (Lepidium calycinum *Steph.* in W. Sp. pl.) 9) H. alpina *R. Br.* l. c., mit herablaufend-gefiederten, unbehaarten Blättern, umgekehrt eiförmig-linienförmigen Blättchen, Corollenblättchen, welche weit größer als der leicht abfallende Kelch sind, und mit ablangen, an beiden Enden verschmälerten, mit dem kurzen Griffel gekrönten Schötchen. Auf den Alpen des mittlern Europa. (Lepidium alpinum *L.* Am. ac., *Jacqu.* austr. t. 137, Halleri *Crantz.* austr., Draba alpina *Bumg.* transsylv., Nasturtiolum *Scop.* carn.) 10) H. brevicaulis *Spr.* Syst., mit leierförmig-gefiederten Blättern, umgekehrt eiförmigen Blättchen, Corollenblättchen, welche größer als der leicht abfallende Kelch sind, und umgekehrt eiförmig-ablangen, stumpfen, nicht mit dem Griffel gekrönten Schötchen. Auf den höchsten kärnthenschen Alpen. (Lepidium brevicaule *Hopp*) 11) H. petraea *R. Br.* l. c., mit herablaufend-gefiederten, unbehaarten Blättern, ablang-linienförmigen Blättchen, Corollenblättchen, welche dem Kelch an Länge gleichen, und ovalen, an beiden Enden abgerundeten, viersamigen Schötchen, auf welchen die ungestielte Narbe sitzt. In Europa auf sonnigen Bergen. (Lepidium petraeum *L.* Sp. pl., Engl. bot. t. III., L. Linnaei *Crantz.* austr.) 12) H. procumbens *Desv.* l. c., mit buchtig-halbgefiederten und ungetheilten, unbehaarten Blättern, Corollenblättchen, welche mit dem Kelche von gleicher Länge sind, und ovalen, fast zehnsamigen Schötchen, auf welchen die ungestielte Narbe sitzt. In Thüringen, Spanien, im südlichen Frankreich, in Taurien, an der Wolga und auf Cyprus. (Lepidium procumbens *L.* Sp. pl., Schkuhr, Handb. II. Nr. 1779, Thlaspi procumbens *Lapeyr.* Fl. des Pyr.) S. *Spr.* Syst. II, 863. Hutchinsia *Ag.* und *Lyngb.* S. Polysiphonia *Grev.* (*Sprengel.*)

HUTCHINSON, 1) Francis, Doctor der Theologie und geachteter englischer Schriftsteller aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh., bekleidete die Stelle eines ordentlichen Kapellans des Königs von England und Predigers zu St. Jakob in St. Edmundsbury, später eines Bischofs von Down und Connor in Irland. Außer einigen im Druck erschienenen Reden [1]) schrieb er Defence of the ancient Historians with a particular regard to the history of Ireland and Great Britain and other northern nations (Dublin 1734). Am meisten aber hat er sich bekannt und wahrhaft verdient gemacht durch seinen historical Essay on Witchcraft (Lond. 1718) [2]), welcher auch durch Th. Arnold ins Teutsche übersetzt wurde unter dem Titel: Historischer Versuch von der Hexerei — — nebst zwei Predigten — — und einer Vorrede — — Thomasii (Leipz. 1726 [3]). 4.). Es ist ein Dialog zwischen einem Geistlichen, einem schottländischen Advocaten und einem englischen Geschworenen; die beiden letztern spielen keine besondere Rolle und werden von erstern, der die Hauptperson des Gespräches bildet, durchgängig belehrt. Die Schrift war vollkommen zeitgemäß; denn seit Karls II. Restauration hatten sich nicht nur Mehre abgemüht, die Existenz von Hexen

1) Watt gibt sie in der Biblioth. Britan. Vol. I. 529 einzeln an. 2) Watt a. a. O.; vergl. Adelungs Forts. u. Ergänz. zu Jöchers Gelehrtenlexikon. 2. Bd. Col. 2203. 3) Nicht 1728, wie es in G. C. Horsts Dämonomagie, 1. Th. S. 240, irrig heißt.

darzuthun, sondern auch die Gerichtshöfe in England hingen noch dem Wahn an und ließen sich noch immer durch denselben zu harten Urtheilen über solche Unglückliche verleiten. Diesem Unwesen begegnet H. auf eine tüchtige und kräftige Weise [1]); Zauberei und Hexerei erklärt er für Betrug oder Täuschung der Einbildungskraft, und prüft, um zu diesem Resultate zu gelangen, eine Reihe von Hexengeschichten und Hexenprocessen [2]).

2) John [1]), ein durch eigenthümliche, physikalische Ansichten und durch Versuche, dieselben aus der Bibel zu demonstriren, sowie durch aufrichtiges, wenn auch verfehltes, apologetisches Streben, die vielfach angefochtenen biblischen Lehren gegen die deistische Richtung seiner Zeit zu vertheidigen und zu rechtfertigen, endlich durch eminentes mechanisches Talent rühmlich ausgezeichneter, auch durch Veranlassung einer nach ihm genannten philosophisch-religiösen Partei in England, selbst für die Religionsgeschichte nicht uninteressanter, sehr thätiger englischer Schriftsteller aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh. Er gilt zugleich mit Recht als ein merkwürdiges Beispiel eines durch keine Hindernisse zu vertilgenden wissenschaftlichen Eifers in denjenigen Berufskreisen, welche, ihrer nächsten Bestimmung nach, zu nichts weniger geeignet scheinen, als zur Lösung theoretischer Probleme den menschlichen Geist aufzufordern und anzutreiben, und der so äußerst seltenen Vereinigung eines solchen Sinnes für die höhern Interessen mit einer außerordentlichen praktischen Tüchtigkeit und Gewandtheit im äußern Leben und in Geschäften. Er war geboren im J. 1674 zu Spennythorn [2]), welches etwa eine englische Meile von Midlam in Yorkshire [3]) liegt, wo sein gleichnamiger Vater ein kleines Gut ungefähr von 40 Pfund Sterl. jährlichen Einkünften besaß. Der Wille des Letztern bestimmte ihn zu dem Amt eines Haushofmeisters (steward) bei irgend einem angesehenen und bedeutenden Manne des Landes [4]). Diesem Beschlusse gemäß wurde für seine Erziehung Sorge getragen, so weit es der kleine Ort, wo die Familie lebte, verstatten wollte [5]), und als man darüber zu Rathe ging, wohin er zu seiner weitern Ausbildung zu bringen sein möchte, erbot sich zufällig ein sehr gelehrter Mann, dessen Name aber Allen, auch den beiden Hutchinsons, ein Geheimniß geblieben ist, unter der Bedingung, in H.'s Hause Wohnung und Unterhalt zu erhalten [6]), den ihm wohlgefallenden Knaben in Allem, was er zur Führung seines künftigen Amtes brauchte, sorgfältig zu unterrichten, und versprach auch, die eingegangene Verbindlichkeit bis zu gänzlicher Vollendung der Erziehung gewissenhaft zu erfüllen. Und er leistete mehr, als er verheißen; nach H.'s eigenem Zeugniß erstreckte sich sein Unterricht nicht blos über alle Theile der Mathematik und die alten Sprachen, sondern über alles Wissenswerthe überhaupt. Auf solche Weise mit einem seltenen Schatze von Kenntnissen ausgerüstet betrat H. im J. 1693 die ihm vom Vater vorgezeichnete Lebensbahn, zuerst als Hofmeister bei Bathurst von Skutterskelf, dann bei dem Grafen von Scarborough, aber nicht lange nachher beim Herzoge von Somerset [7]), dessen Gunst er sich in einem hohen Grade zu erwerben wußte, weshalb er auch bald zum Oberhofmeister befördert wurde. Seine Gewandtheit bewies er durch glückliche Beendigung eines zwischen seinem Herrn und Lord Wharton stattfindenden wichtigen Processes, zu welchem Ende er sich im J. 1700 nach London begeben hatte. Durch den Aufenthalt in dieser Weltstadt erweiterte sich sein Gesichtskreis und seine Kenntniß der Menschen und ihrer verschiedenartigen Thätigkeit. Um jene Zeit kam er auch mit dem Leibarzte seines Herrn, D. Woodward, in ein näheres freundliches Verhältniß, was für sein nachmaliges schriftstellerisches Auftreten von großer Wichtigkeit geworden ist. Von 1702—1706 hatte er in mehren Gegenden von England und Wales Reisen zu machen; seine während derselben gemachten Beob-

4) Ähnlich urtheilen Thomasius in der Vorrede zur teutschen übers., die Bibliothèque angloise (Amsterd. 1718) T. IV. P. I. p. 78, und die hall. neue Biblioth. 85. u. 86. St. S. 424 u. 494. 5) Vergl. außer Watt u. Adelung a. a. O. die Biographie universelle. T. XXI. p. 83. (Art. von *Tabaraud.*)

1) Nicht zu verwechseln mit Hutcheson, wie es z. B. die Fortges. Sammlung von alten und neuen theolog. Sachen ꝛc. auf das J. 1736. S. 728 fg. (in dem Band auf 1737, S. 495, ist indessen stillschweigend Hutchinson verbessert), und die Acta Historico-ecclesiastica nostri temporis, 89. Th. (Weimar 1786.) S. 970, sich zu Schulden kommen lassen. Besonders häufig geschah die Verwechselung mit Francis Hutcheson, was schon Grégoire in seiner Histoire des Sectes religieuses. T. V. Chap. V. p. 60 (nouv. édit. Paris 1829) gerügt hat. Vergl. auch den Auszug aus Grégoire's Werk in C. F. Stäudlins und H. G. Tzschirners Archive für alte u. neue Kirchengesch. 1. Bd. 1. Heft. S. 166. Wie J. M. Mehligs histor. Kirchen- und Ketzer-Lexikon (Chemnitz 1758). 2. Bd. S. 778, welches übrigens richtig Hutchinson hat, auf den Vornamen Thomas gekommen sei, ist schwer zu sagen, da die Unschuld. Nachrichten (soll heißen: Fortges. Sammlung von alten und neuen theol. Sachen) vom J. 1736, auf welche es sich beruft, gar keinen Vornamen darbieten. 2) So *R. Spearman*, Life of J. Hutchinson in Annual Register. Vol. IV. P. II. p. 36, teutsch übers. im brit. theol. Magaz. 3. Bd. 2. Heft. (Halle 1772). S. 422. *Crabb*, Univers. historic. Dictionary. Vol. II. unt. d. W. u. *Watt*, Biblioth. Britann. Vol. I. p. 529, wornach Adelung (Forts. u. Ergänz. zu Jöchers allgem. Gelehrten-Lex. 2. Bd. Col. 2203), welcher Spennigthorn als Geburtsort angibt, zu berichtigen ist. Das bei demselben Schriftsteller unbestimmt gelassene Geburtsjahr (er sagt nämlich: um 1670), erwähnt außer den Genannten auch *Rees*, Cyclopaed. Vol. XVIII. und Grégoire a. a. O. (vergl. auch Archiv d. Kirchengesch. a. a. O.). Die treffliche Biographie universelle (T. XXI. p. 83. Art. von *Lefebvre-Cauchy*) hat auch hier Geburtsort und Geburtsjahr ganz richtig angegeben.

3) So alle zuverlässige Quellen. Die Acta historico-ecclesiast. (a. a. O. S. 970) sind daher schlecht berichtet, wenn sie H. zu den Schottländern zählen. 4) Wäre Adelungs Angabe a. a. O. richtig, daß Hutchinson der Ältere selbst eine solche Stelle bekleidete, so müßte man seine Bestimmung über den Beruf seines Sohnes um so natürlicher finden; indessen sagen die uns vorliegenden Quellen nichts davon. 5) Adelung berichtet a. a. O., der Vater habe ihn, mit Rücksicht auf seinen künftigen Beruf, blos im Schreiben, im Rechnen und in der Mathematik unterrichten lassen; nach Spearman dagegen geschah, was nach Maßgabe der Örtlichkeit geschehen konnte. 6) Dieser Umstand möchte dann auch wol beweisen, daß H.'s Ältern nicht arm waren, wie es in K. Fl. Leidenfrosts historisch-biograph. Handwörterbuche. 3. Bd. S. 146, heißt. 7) Nach Adelung (a. a. O.) geschah der Eintritt in die Dienste des Herzogs nach dem Tode seines Vaters.

achtungen machte er bekannt in seinen Observations made by J. H., mostly in the year 1706 (Lond. 1706), welche sich vor seinen spätern Schriften durch Ordnung und zweckmäßige Einrichtung vortheilhaft auszeichnen, auch mit Anmerkungen Woodwards bereichert sind. Dieser ahnete noch nicht, was alles in dem geschickten Hausverwalter stecke, welchen er nur als einen wackern Dilettanten in der Mineralogie kennen gelernt hatte, und ermunterte ihn daher, sich das Sammeln von Mineralien und Fossilien, deren Classification und genaue Bezeichnung angelegen sein zu lassen. Da nun H. seinem Wunsch eifrig nachkam, entstand eine ansehnliche Sammlung, welche nach Woodwards Erklärung die Mittel zu dem Beweise darbieten sollte, daß die Mosaische Erzählung von der Bildung der Erde, der großen Fluth und Wiederherstellung der Erde nach der Fluth wahr sei. Die Ausführung jenes Erweises aber sah H., für welchen sie eine Herzenssache geworden war, zu seinem Verdrusse von Woodward immer weiter hinaus geschoben; er begann allmälig an der Aufrichtigkeit des Arztes zu zweifeln, überzeugte sich nach manchem vergeblichen Versuche, dessen angeblich bedeutend vorgerückte Arbeit einzusehen, daß noch gar wenig von ihm geschehen sei, und wurde durch diese unangenehme, obgleich nicht ganz unerwartete Thatsache zu dem Entschlusse getrieben, selbst zu thun, was er von geschickterer Hand so lange vergeblich gehofft habe. Daß es Woodward mit der Arbeit kein Ernst gewesen sei, schloß indessen H. wol etwas zu schnell; vielmehr scheint die Schwierigkeit des Gegenstandes die Ausführung des Planes länger aufgehalten zu haben, als es den lebhaften Wünschen H.'s lieb war. Um sich aber den Studien, welche bei Verfolgung jenes Zweckes nöthig waren, ungestört und mit aller Kraft hingeben zu können, suchte H. um Entlassung aus seinem bisherigen Verhältnisse nach, erhielt sie mit Rücksicht auf seine achtungswerthen Bestrebungen, und wurde außerdem in eine sorgenfreie Lage versetzt, indem der Herzog ihn zu seinem Reitmeister oder Oberaufseher seines Marstalles (riding-purveyor [1]), einer einträglichen Stelle ohne viele Arbeit aus Gewogenheit ernannte. Die unablässige geistige Beschäftigung, welcher sich H nunmehr hingab, und die damit verbundene ruhige, sitzende Lebensweise konnte jedoch einem Manne nicht zuträglich sein, welcher an körperliche Bewegung und ganz andere Thätigkeit gewöhnt war. Seine Gesundheit litt allmälig, und so wurde der Keim zu der Krankheit gelegt, welche ihn nachmals hinwegraffte. Die Resultate seiner Forschungen wurden nun vom J. 1724 an in einer Reihe von Schriften niedergelegt, von welchen jedes Jahr oder doch ein Jahr ums andere eine herauskam. Sie sind nebst den von ihm handschriftlich hinterlassenen [2] nach seinem Tode gesammelt unter dem Titel: Philosophical and Theological Works (Lond. 1748. 12 Vol.); im J. 1752 erschien ein Auszug aus denselben, um seine Ansichten zugänglicher und übersichtlicher zu machen. Die nahmhaftesten unter H.'s Werken sind: Moses Principia, of the Invisible Parts of Matter, of Motion, of Visible Forms and of their Dissolution and Reformation (First Part Lond 1724. Second Part *ibid.* 1727 und 1729 in 8., dann 1734. 4.); ferner an Essay toward a natural History of the Bible; Moses — — sine principio; A new account of the Confusion of Tongues and the Names and Attributes of the Trinity of the Gentiles; A Treatise of Power essential and mechanical. In dem ersten Theile von Moses Principia wurde Woodward zwar stark angegriffen, dessen Essay towards a Natural History of the Earth and Terrestrial Bodies (Lond. 1695 und öfter, auch lat. Tig. 1704) und Naturalis Historia Telluris illustrata et aucta (Lond. 1714) tüchtig durchgenommen und lächerlich gemacht, auch angedeutet, daß er H. um seine Fossilienſammlung zu bringen suche; allein der Bekämpfte glaubte seiner Einsicht und der Richtigkeit seiner Behauptungen so sicher vertrauen zu dürfen, und stellte seinen Gegner im Verhältnisse zu sich so tief, daß er von dem Angriffe keine Notiz nahm, und weder die Fossilien herausgab, noch mit den darauf zu gründenden geologischen Deductionen hervortrat. Über jenes Vorenthalten seines Eigenthums entrüstet, bemühte sich H., auf gerichtlichem Wege dazu zu gelangen; Woodward aber vermochte um jene Zeit die Sammlung der Universität Cambridge, deren Kanzler damals H.'s Gönner, der Herzog von Somerset, war, ein glücklich gewähltes Mittel, H.'s Unwillen zu mildern. Da nun Woodward bereits 1728 starb, hörte der Streit auf; der Werth der Sammlung aber würde bedeutender gewesen sein, wenn sie von H. hätte gehörig geordnet werden können. Diesem wurden nun auch seine darüber aufgesetzten Bemerkungen unnütz. Der zweite Theil von Moses Principien beschäftigt sich mit der Beschaffenheit und den wesentlichsten Grundsätzen der biblischen Physik und Philosophie, ist hauptsächlich gegen das System von Isak Newton gerichtet, und machte sogar auf Samuel Clarke seit. 1729 einen vortheilhaften Eindruck. Eine mündliche Besprechung jedoch über diese Schrift und deren Inhalt, um welche Clarke wiederholt nachsuchte, vermied H. in auffallender Hartnäckigkeit. Die einzig bemerkenswerthe Vollendung des zwei-

[illegible] Darauf Bezug habende sage Addison, a. a. O. der Herzog habe ihn von dem Amte eines Oberstallmeisters abgehalten eine anständigere Stelle unter der Hofwürde zu suchen. Sein Nachfolger im Amte sagte Addison, sei ein Mann von [illegible] Sharman im Leben des Hutchinson. [illegible] a. a. O. S. 451. [2] Die Sorge für diese Herausgabe [illegible] noch wenige Stunden vor seinem Tode und [illegible] war das im Laufe [illegible] Gerücht, H. habe gegen den D. Mead den Wunsch ausgesprochen [illegible] seinen Papieren nichts gedruckt werden [illegible] durch angerichtet werden könnte. [illegible] in dem Betreffe an [illegible] im Leben des Hutchinson. [illegible] a. a. O. sehr diese Widersprechung [illegible] welcher wieder damit [illegible] Sache zu [illegible] und [illegible] verneinen und [illegible] ungeachtet [illegible] Verwandtschaft der [illegible] in Wards Biblioth. [illegible] Kanzlisses seines Sohnes und Freundes [illegible] Gesammtausgabe von dessen Werken [illegible] a. a. O.

ten Theils der Schrift: Die Data des Christenthums, an welcher er so emsig arbeitete, daß er sich in der heißen Jahreszeit an den Schreibtisch bannte und die ihm nöthige und gewohnte Bewegung gänzlich unterließ, führte ihn zum Tode am 28. August 1737.

Von dem eigenthümlichen physikalisch-philosophischen Systeme H.'s nach seiner Begründung und seinen wesentlichen Grundsätzen handelt Duncan Forbes in seinem letter to a Bishop, concerning some important discoveries in Philosophy and Theology (Lond. 1735) [10]); auch abgedruckt in The whole Works of — — — D. F. (Edinb. 2 Bde. ohne Jahreszahl), ins Französische übersetzt von Houbigant, und ins Teutsche im britisch-theolog. Magaz. 1. Bd. 4. St. S. 1—66 [11]). Man darf bei Berücksichtigung derselben nicht übersehen, daß Forbes zwar kein Anhänger H.'s ist, aber den Ansichten desselben viel Theilnahme schenkt und es gern sähe, wenn sie in einer gründlichen Prüfung sich bewährten, weil er in ihnen eine Stütze der biblischen Lehre findet. Auseinandersetzung und Vertheidigung des H.'schen Systems liefern auch Some thougths concerning religion (Lond. 1736. 4.). Kürzere Übersichten geben Rees in der Cyclopaed. Vol. XVIII; die fortgef. Sammlung von alten und neuen theolog. Sachen auf 1736. S. 728 fg. (daraus Mehligs Kirchen- und Ketzerler. 2. Bd. S. 778, 779); *Rob. Spearman*, Life of J. H., teutsch im britisch-theolog. Magaz. 3. Bd. 2. St. S. 432 fg.; *Grégoire*, Hist. des sectes religieuses. T. V. Chap. V. (daraus in einem kleinen Abrisse Ständlins u. Tzschirners Archiv für alte u. neue Kirchengesch. 1. Bd. 1. Heft. S. 167) und in noch geringerm Umfange die Biographie Univers. Tom. XXI. p. 84. Dem Kenner der Geschichte kann es nicht entgehen, daß H.'s Meinungen sich mit manchen andern berühren; wenn nun Rees a. a. O. sie kabbalistisch nennt, so verdienen sie den Namen allerdings insofern, als sie, wie die Kabbala, aus einer phantastischen Mischung mystischer Speculationen mit der Lehre der Offenbarung bestehen, und durch eine eigene, mit wahrer Philologie unverträgliche Erklärungsweise, aus der Überlieferung herausgepreßt werden. Indessen die Tendenz nicht allein, sondern auch das Einzelne ist bei H. doch wesentlich verschieden. Etwas hart urtheilt Thomas Newton, Bischof zu Bristol (gest. 1782), wenn er behauptet, die eigenthümlichen Lehren H.'s sowol in der Philosophie als in der Theologie wären entweder geheimnißvoll und unverständlich, oder falsch und fanatisch [12]). Nach Grégoire [13]) wäre die fleißige Beschäftigung H.'s mit dem Grundtexte des A. T. für H. eine Veranlassung gewesen, in demselben ein vollständiges System der Theologie und Philosophie anzunehmen; es scheint indessen die apologetische Richtung, wie sie frommen Gemüthern so leicht kommt, in Verbindung mit dem Bewußtsein tüchtiger Kenntnisse, welche er sich auf empirischem Wege erworben hatte, und dem Bedürfnisse, diese theils unter sich in ein systematisches Ganzes zu bringen, theils mit der von manchen seiner Zeitgenossen in Zweifel gestellten Lehre der Bibel auszusöhnen, theils endlich der Gegensatz, in welchen die Verhältnisse ihn zu Woodward und mittelbar zu Isaak Newton gebracht hatten, den wichtigsten Einfluß auf seine Methode und den Weg, den er einschlug, ja auch auf die einzelnen Speculationen und Vorstellungen, welche in seinem System auffallen, gehabt zu haben. H.'s Entwickelungen seiner Ansichten sind nicht ohne Scharfsinn, aber sie verlieren sich in Sonderbarkeiten und der Scharfsinn wird vielfach zu Begründung unhaltbarer Voraussetzungen gemisbraucht. In beider Beziehung möchte H. sich mit dem bekanntern gelehrten Sonderlinge Hermann von der Hardt vergleichen lassen.

Die menschliche Erkenntniß betrachtet H. als durchaus abhängig von der Erfahrung, welche die Sinne vermitteln. Schon unsere eigene Seele ist, wie er sagt, für uns ein Räthsel und durchaus unerforschlich, es möge sich nun von Bestimmung des Stoffes, aus welchem sie besteht, von ihrer Gestalt, oder von ihrer Erhaltung und ihrer Thätigkeit nach Innen und Außen handeln; noch weniger aber vermögen wir uns von dem Unsichtbaren, welchem wir mit allem übrigen Vorhandenen das Dasein verdanken, einen richtigen Begriff zu machen. Hieraus folge also, meint H., die Nothwendigkeit der Offenbarung; denn Gott habe sich gewiß von den Menschen erkannt und dankbar verehrt und die von ihm gesetzte Ordnung beobachtet wissen wollen. Zu beiden Anfoderungen aber habe der Mensch sich nicht selbst geschickt machen können. Jene göttliche Offenbarung geschah nun bald nach der Erschaffung der Menschen und ihrem Falle; da sie aber bald theils misverstanden wurde, theils sich verwischte, war Erneuerung derselben (so unter Moses und durch die Propheten) und Sorge für ihre Erhaltung durch schriftliche Aufzeichnung unumgänglich nothwendig. In den biblischen Büchern ist die Offenbarung auch uns überliefert, aber zu ihrer Erforschung darf man nicht bei den Übersetzungen stehen bleiben, sondern muß den Originaltext gründlich und genau studiren. Die sogenannten Vocalpunkte des Hebräischen sind nach H. erst lange nach Christi Geburt von den Juden den Consonanten hinzugefügt, können also für die Wortbedeutung keine Autorität haben; außerdem soll die ursprüngliche Bedeutung vieler hebräischer Wörter durch den Abfall der Israeliten zum Götzendienste, sowie durch das Exil verloren gegangen sein. Die sogenannte Septuaginta bezeichnet H. als sehr unvollkommen, gibt indessen wieder zu, daß sie und andere Über-

10) Nach Watt (Bibl. Brit. Vol. I. p. 377) erschien er in 4.; nach der fortgesetzten Samml. von alten u. neuen theolog. Sachen (auf 1736. S. 728) in 8. Letztere behauptet, daß die Schrift auch schon früher, nämlich 1732, gedruckt worden sei. Der Herausgeber des britisch-theolog. Magaz. 1. Bd. 4. St. S. 1, 2 scheint diese Separatausgabe des Briefes nicht gekannt zu haben, sondern nur die Gesammtausgabe von Forbes' Werken. 11) Die fortgef. Samml. von alten und neuen theolog. Sachen aufs J. 1737, S. 495 huldigt sogar der irrigen Meinung, dieser Brief sei eine Schrift von Hutchinson selbst. 12) Vergl. Acta historico-ecclesiastica nostri temporis. T. LXXXIX. p. 971. 13) a. a. O. S. 60. Vergl. Ständlins u. Tzschirners Archiv für alte u. neue Kirchengesch. 1. Bd. S. 166.

setzungen bei der Deutung des A. T. gewissenhaft zu benutzen sind. Jedes hebräische Stammwort ist ihm von einem sinnlichen Gegenstande hergenommen, und bezeichnete nach seiner Meinung zunächst die durch jenen Gegenstand erregte Vorstellung, dann aber auch geistige Dinge; in keinem Stamme, sagt er, werde Verschiedenes zusammengefaßt, und durch sämmtliche Bildungen gehe die Eine Hauptbedeutung hindurch. Zur Auffindung der richtigen Bedeutung hebräischer Wörter gibt es, so erklärt er sich ganz bestimmt, nur Einen Weg: Vergleichung aller der Stellen und der verschiedenen Verbindungen, worin ein jedes derselben im A. T. vorkommt, mit Verwerfung der fesselnden Punktation. Die Bücher des alten Bundes, erst auf solche Weise gedeutet, erscheinen in ihrem wahren Licht und enthalten ein vollkommenes System natürlicher Philosophie und Theologie, nebst religiösen Vorschriften. Vorzüglich bemüht sich H., zu erweisen, daß in den Beschreibungen des A. T. von der Schöpfung der Welt die Kräfte, welche dabei thätig waren und ihre Wirkungen angegeben, ferner die Grundsätze, gewissermaßen der Mechanismus, festgestellt worden seien, nach welchen alle Erscheinungen der Natur beurtheilt werden müßten. Der wesentliche Inhalt der biblischen Lehre, wie H. sie dem hebräischen Text abzwingt, über diesen Gegenstand läuft auf folgende Sätze hinaus: Außer den verschiedenen Bestandtheilen der Erde und aller andern festen Körper schuf Gott zuerst das im Feuer, im Licht und in der Luft enthaltene feine Fluidum (erstere nenne die heilige Urkunde Erde, dieses Himmel). Die Theilchen jenes Fluidums in ihrer Einfachheit sind ungemein fein und klein (H. nennt sie daher Atome); kommen sie aber in eine gradlinige Bewegung, rückwärts oder vorwärts, so bringen sie Licht hervor, oder werden sie in eine andere Art von Bewegung gesetzt, so entsteht Feuer. Tritt indessen irgend ein dunkler Körper jener ersten Bewegung hemmend entgegen, so behalten sie zwar die Kraft des Durchdringens, nicht aber die der Lichterzeugung. Hört die Bewegung überhaupt auf, es sei, aus welchem Grund es wolle, so sammeln sie sich in kleine Klümpchen oder Körperchen, sie werden Luft [14]). Eine unaufhörliche Strömung führt diese Atome der Sonne, als dem Mittelpunkte der Welt, zu; ebenso unablässig erfolgt aber auch nach ihrer dort geschehenen Auflösung ein Zurückstoßen derselben in Lichtströmen zu dem Umkreise des Weltgebäudes. Diese Thätigkeit der Materie ist das Mittel in Gottes Hand, Alles in seiner gehörigen Wirksamkeit und Stärke zu erhalten, und veranlaßt das Herumdrehen der Planeten um ihre eigene Axe und zugleich um die Sonne. Durch die entgegengesetzten Bewegungen des nach der Peripherie drängenden Lichtes und der mit unwiderstehlicher Kraft nach dem Mittelpunkt eilenden Luft werden die festen und flüssigen Körper zusammengehalten, der Wechsel der Jahreszeiten, und alles, was damit in Verbindung steht, Wachsthum der Pflanzen und Thiere veranlaßt, eine allgemeine Ausdehnung (das sogenannte Firmament Anderer) bewirkt, kurz alle die Erscheinungen hervorgebracht, welche das menschliche Nachdenken so sehr in Anspruch nehmen. Die Welt ist demnach eine Maschine, welche sich selbst bewegt; die Sonne ist das Agens, dessen sie sich bedient, die stete Bewegung zu erhalten [15]).

Von der Erde bis zur Sonne, sagt H., nimmt die Luft immer mehr an Feinheit, dagegen von unserm Planeten nach dem Umkreise hin, wo die Fixsterne befindlich sind, beständig an Dichtigkeit zu, sodaß sie dort immer mehr in Licht und innerhalb der Sonnenscheibe selbst in Feuer übergeht, hier aber zuletzt ganz steif und bewegungslos erscheint. Darauf, meint er, deuten die neutestamentlichen Ausdrücke „äußerste Finsterniß" und „schwarze Finsterniß" (blackness of darkness) [16]). Daß H. hauptsächlich durch Opposition gegen Isaak Newton zu jenen Vorstellungen gelangte, liegt ziemlich klar vor Augen. Ging dieser große und verdiente Gelehrte bei seinem Systeme von dem Leeren und dem Gesetze der Schwere aus, so entwickelt H. Alles aus dem Vollen (plenum) und erklärt die physischen Erscheinungen durch die Beschaffenheit und Thätigkeit der Luft. Das ätherische Medium Newtons, welches von der Sonne bis über den Saturn hinaus immer dichter wird, und demselben als Ursache der Schwere und Bewegung gilt, muß wol als Hauptquelle der Meinungen H.'s von der Luft betrachtet werden. Stützte Newton seine Behauptungen auf Beobachtung, so glaubte H. nicht minder seinen wirklichen oder vermeintlichen Erfahrungen, welche er ohnehin für reicher, mannichfaltiger und ausgedehnter hält, als die des von ihm bekämpften Physikers und Philosophen, dessen Einfluß er sich aber keineswegs zu entziehen vermochte, so sehr er auch mit ihm im Gegensatze zu sein schien [17]). Durch die dreifache Gestaltung des Agens in der Natur als Feuer, Licht und Luft sucht H. auch die Lehre von der Dreieinigkeit zu erklären; jene drei Zustände (conditions) einer und derselben Substanz (substance) entsprechen nach ihm auf eine typische oder symbolische Weise den drei Personen eines und desselben Wesens (essence) [18]). Hätte nun H. blos versichert, alle

14) Spirit, sagt Hutchinson; damit ist nicht, wie aus der ganzen Darstellung erhellt, Geist gemeint, weshalb auch Grégoire a. a. O. es französisch l'air (vergl. Kirchenhistor. Archiv a. a. O. S. 167) u. die Fortges. Sammlung von alten und neuen theolog. Sachen (aufs J. 1736. S. 728) Luft übersetzt haben. Das brit. theol. Magazin in der Übersetzung des Briefes von Forbes schwankt beständig zwischen den beiden Bedeutungen, welche der englische Ausdruck haben kann, und stellt sie neben einander; s. 1. Th. 4. St. S. 17, 24, 34, 53, 54. In einem andern Aufsatze (Leben des Hutchinson von Spearman, im 3. Th. 2. St. S. 432) erscheint Geist und Luft so geschieden, als wenn H. ersteren als eine besondere Art der letztern gedacht habe; ähnlich äußert sich die Biogr. univers. l. c. p. 84. Hutchinson sagt ja von dem, was er spirit nennt, es sei von derselben Beschaffenheit, wie die von uns eingeathmete und im Winde von uns gefühlte Luft.

15) Spearman im Leben des Hutchinson; vergl. das brit. theol. Magazin. 3. Bd. 2. St. S. 432. 16) Rees a. a. O. Vergl. *Spearman*, Life of Hutchinson, nach der teutschen Übersetzung im brit. theol. Magaz. 3. Bd. S. 432. 17) Spearman a. a. O. S. 432 fg. 18) Spearman a. a. O. S. 435, Rees a. a. O. Forbes a. a. O. an vielen Stellen. Diese

Erscheinungen der Natur durch sein System erklären zu können, und wäre er nur dabei stehen geblieben, daß alle richtige Beobachtungen, Experimente ꝛc. damit vereinbar seien, so würde allerdings daraus schon seine große Zuversichtlichkeit zu seinem Geisteserzeugnisse deutlich erhellen. Allein er ging noch weiter, er sah darin unumstößliche, von Gott selbst geoffenbarte Wahrheit. Es entging ihm nicht, daß Niemand dies auf sein bloßes Wort glauben werde; darum müht er sich ab, den Beweis dafür zu liefern. Natürlich mußte sein Kraftaufwand für diesen Zweck groß sein, und doch hat er nicht auf die Dauer vermocht, den wahren Sinn der heiligen Schriftsteller durch seine Deutelei zu verhüllen. Wie er verfuhr, ist nun noch zu zeigen. Doch muß ich bevorworten, daß die Argumentationen durch die Kürze, in welcher sie hier dargeboten werden müssen, und in der Entkleidung von H.'s beredter und zuversichtlicher Darstellung sehr verloren haben, und einer Zeit fast läppisch klingen müssen, welche anders zu denken gewohnt ist. Wenn die Genesis Cap. 3, 15 nach der gewöhnlichen Erklärung berichtet, Gott habe in den Garten, welchen er gepflanzt, den Menschen gesetzt, daß er ihn baue und bewahre, so findet H. eine solche Bestimmung des Menschen nicht angemessen, übersetzt עבד und שמר (bearbeiten und behüten) durch anbeten und beobachten, bringt heraus, der Garten sei zum Unterrichte der Menschen bestimmt, mithin so angelegt gewesen, daß dadurch Stellung, Bewegung und Wirkung der Himmelskörper und mittelbar wieder durch richtiges Auffassen der drei großen Agentien der Natur (Feuer, Licht und Luft), auch das Wesen des Urhebers aller Dinge als ein drei Personen Umfassendes erkannt werden konnte [19]). Die Heiden, als Abtrünnige vom wahren Gott, verehrten nach H.'s Meinung statt seiner den Himmel [20]). Wenn nach 1 Mos. 11 gesagt wird, die Menschen hätten noch Eine Sprache gehabt und beschlossen, einen Thurm zu bauen, der bis in den Himmel reiche, so findet H. dies seltsam und in vieler Beziehung unwahrscheinlich. Er faßt שְׂפָה Lippe nicht von Sprache (was nur לָשׁוֹן heiße), sondern vom Bekenntniß, und erklärt also: die Menschen hatten noch Alle eine und dieselbe Gottesverehrung. Dem himmelhohen Thurme substituirt er einen Tempel des Himmels und es entsteht dann der Sinn: Böse Menschen störten die bisher stattfindende Einheit des Gottesdienstes und suchten Verehrung des Himmels einzuführen [21]). Die Erscheinung Gottes in Gestalt des Feuers, im Dunkel der Wolken, die bildliche Bezeichnung desselben als eines verzehrenden Feuers, die Erwähnung des Geistes Gottes (רוּחַ) und dergleichen läßt H. nicht unbenutzt.

Die Zahl der Anhänger H.'s bei seinem Tode war nicht gering; besonders hatte er auf der Universität Oxford deren ziemlich viele. Sie wurden nach seinem Namen Hutchinsonians [22]) genannt, bildeten aber keine besondere kirchliche Partei, sondern gehörten theils der hohen Kirche Englands an, theils hielten sie sich zu den Dissenters. Außer den bereits gelegentlich genannten Freunden der Lehre H.'s gab es viele andere ausgezeichnete Männer, als Horne, Bischof von Norwich, bekannt als Erklärer der Psalmen und gest. 1792, D. Romaine, Parkhurst, Holloway ꝛc. Sehr richtig hat Grégoire [23]) darauf aufmerksam gemacht, daß die von H. befolgte Erklärungsweise der Bibel, namentlich des A. T., sich mit der des Coccejus in vielfacher Hinsicht berühre und vergleichen lasse; denn fast überall ist er mit dem gewöhnlichen Wortsinne nicht zufrieden, findet dagegen meist einen höhern Sinn in den Worten, weiß auch viele Typen oder Vorbilder von der Geburt, dem Leben, Leiden und Tode Christi im A. T. nachzuweisen.

In früherer Zeit hatte sich H. auch mit Mechanik beschäftigt, und z. B. im J. 1712 ein Instrument zur Bestimmung der Meereslänge gefertigt. Diese Maschine wurde von Kunstverständigen, z. B. Newton, als zweckmäßig befunden, aber H. darüber verdrießlich, daß er bei dieser Unternehmung keine Unterstützung fand, ließ die Arbeit fallen, und man fand bei seinem Tode zwar zwei solcher Instrumente, die wie Uhren eingerichtet waren, aber keine weitere Nachweisung über ihren Gebrauch. Für zweckmäßig erkannte man sie besonders deshalb, weil sie den Einfluß der Hitze, Kälte, Nässe und Trockenheit angeblich möglichst entfernten, und doch den erfoderlichen Grad von Genauigkeit der Berechnung selbst für solche zuließen, die in der Sternkunde grade keine tiefe Kenntniß sich erworben hatten [24]). (*A. G. Hoffmann.*)

HÜTER oder **HUTER** (Franz Xaver), Sohn

---

kirchliche Lehre von der Trinität findet er z. B. auch in dem Worte כְּרוּבִים, welches er übrigens erklärt: „wie die Großen" (nach seiner Weise die Vocalisation ganz und gar nicht beachtend); denn die zusammengesetzte Figur des Stiers, des Löwen und des Adlers sind ihm Repräsentanten von Feuer, Licht und Luft, und Symbole der drei Personen, welche ebenso, wie hier die drei Thierkörper, ein Wesen bilden. Durch das Angesicht des Menschen im Cherub läßt er sich nicht irre machen; es ist Andeutung der Incarnation der zweiten Person in der Gottheit. Auch das Wort שָׁמַיִם Himmel (nach H. die Namen, mit Übergehung der Vocale) wird auf die Trinität bezogen; die Namen heiße der Himmel, weil er in seiner einen Substanz drei Zustände, Feuer, Licht und Luft, habe, und sei Bezeichnung der Gottheit in der Einheit ihres Wesens und Dreiheit der Person. Die hebräischen Gottesnamen empfangen bei H. eine solche Deutung, daß die Trinitätslehre darin liegt; אֱלֹהִים soll z. B. heißen die eidlich Verbundenen, adjuratores (also mit אָלָה Verwünschung combinirt); denn die drei Personen hätten sich zur Erhaltung und Beseligung der Menschen gegenseitig verpflichtet; אֱלוֹהַּ sei von demselben Stamme, bedeute eigentlich der Verwünschte und gehe auf Christus, der für uns ein Fluch geworden.

19) *Forbes*, Letter to a Bishop, nach der teutschen Übers. im brit. theol. Magaz. 1. Bd. S. 21 fg. 20) Forbes a. a. O. S. 25—30. Der Thierdienst wird demgemäß als Verehrung von Symbolen des Himmels erklärt.

21) Forbes a. a. O. S. 30—33. Bei ihm findet man viele andere Beispiele. 22) Nicht Hutchesonians, Hutchesonier, wie es in den Acta Histor. eccles. nostri temporis T. XI. p. 970 heißt, wo noch dazu der richtige Name irrig als falsch verworfen wird. 23) a. a. O. S. 62 (Archiv der Kirchengesch. a. a. O. S. 162). 24) Spearman, Leben des Hutchinson (Brit. theol. Magaz. 1. Bd. S. 435 fg.) und Rees a. a. O.

eines Bürgers zu München, geb. 1749, besuchte die untern Schulen des Gymnasiums der Vaterstadt, die höhern aber zu Freysingen und Ingolstadt. Die Vollendung seiner akademischen Jahre fiel grade in jene merkwürdige Epoche der bairischen Schuleinrichtungen, wo jeder geschickte, thätige junge Mann Muth und Gelegenheit erhielt, seine Kräfte zu entwickeln und zu zeigen. Er wurde zuerst Prediger, und bei Gelegenheit der Studien-Übergabe an die Weltpriester Professor der Theologie zu Landshut, dann zu Straubingen, wo er als Professor und Schulrector mit Eifer die jungen Leute zu denkenden, mit allen nöthigen Kenntnissen bereicherten und nützlichen Männern zu bilden suchte und die ganze Zeit seines Lehramtes nicht nur Lehrer, sondern auch Freund seiner Schüler blieb. Mit seinen Arbeiten verband er den edelmüthigsten Charakter, der ihm allgemeine Achtung und allgemeines Zutrauen erwarb. Als 1781 mit den lateinischen Schulen wieder eine Änderung vorging, blieb er bei den teutschen Schulen, ward ohne Besoldung Inspector derselben, und dann Propst und Prediger der Hofkirche zu Straubing. Der Kurfürst Karl Theodor ernannte ihn zum kurfürstlichen, und der Bischof Maximilian Prokop zum fürstbischöflich regensburgischen geistlichen Rathe. Allein mit diesem Titel war kein Gehalt verbunden, und die geringen Einkünfte reichten kaum zum dürftigen Unterhalte. Daher kam vielleicht sein stiller, aber doch sichtbarer Gram, der ihn nach und nach verzehrte. Er wurde endlich für die Pfarrei Steinach bestimmt, starb aber vor dem Antritte derselben am 13. April 1790 an einer Zehrkrankheit. Seine Schriften bestehen vorzugsweise in einzelnen Reden pädagogischen und theologischen Inhalts, wie sie seine amtliche Stellung mit sich brachte, und Predigten; außerdem: Von dem Verfalle der Weltpriester, sammt einem freundschaftlichen Nachtrage (von Lor. Westenrieder) [München 1782]. Geistliche Reden über verschiedene Gegenstände 1. Bd. (München 1787) *).

(*Rotermund.*)

Hütfeld, s. Hiedtfeldt.

Hutgerechtigkeit, s. Hütungsgerechtigkeit.

HUTH, 1) Adam, ein Jesuit, geb. zu Orb 1696, ward Professor des kanonischen Rechts zu Heidelberg, und starb zu Mainz um 1770. Man hat von ihm: Jus canonicum (Augsb. 1731); Liber III Decretalium de clero saeculari et regulari (ibid. 1731); Casus juridico-canonici de sponsalibus et matrimoniis in omnes titulos Libri IV. Decret. (Fulda 1742).

(*Spangenberg.*)

2) Georg Leonhardt, den 29. März 1705 zu Nürnberg geboren, verdankte die erste Bildung den Lehranstalten seiner Vaterstadt; im J. 1724 eröffnete er seine akademische Laufbahn zu Altdorf. Neben der Medicin, die sein Hauptstudium blieb, widmete er sich dort vorzüglich der Philosophie. Im Jahre 1727 vertheidigte er die Exercitatio philologico-medica de ossibus conservantibus, und im nächsten Jahre seine Inauguraldissertation: Utrum capiti frigus magis an calor conducat (Altdorf 1728. 4.). Zu Ende des genannten Jahres ging er nach Straßburg. Salzmann, Fried und Nicolai waren dort seine Hauptführer im Gebiete der Anatomie, der Hebammenkunst und in der Behandlung der Augenkrankheiten. Das Jahr 1730 führte ihn nach Paris, wo er während eines zehnmonatlichen Aufenthaltes seine medicinisch-chirurgischen Studien fortsetzte, und mit vielen ausgezeichneten Ärzten in Berührung kam. Er besuchte hierauf auch Holland, wo der berühmte Boerhave seit zwei Jahre sein Lehrer war. Als er nach Nürnberg zurückkehrte, ward er in das dortige Collegium physicum aufgenommen, und ihm 1742 die Besorgung der kranken Soldaten in den Casernen übertragen. Dies Amt vertauschte er 1752 mit dem eines Pestarztes und 1759 eines Spitalarztes. Er starb, als Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, an einer Brustkrankheit den 4. Febr. 1761. Als Schriftsteller machte sich H. nicht unvortheilhaft bekannt durch mehre naturhistorische Werke, in denen er zum Theil nach Parson, Folkes, Catesby, Edwards und andern englischen Schriftstellern mehre ausländische, zum Theil seltene Vögel, Fische, Amphibien und Insecten beschrieb. Vielen Beifall fand sein, nach Philipp Miller bearbeitetes „Englisches Gartenbuch" (Nürnb. 1750—1758. 3 Bde. Fol.). Als gelehrter Arzt zeigte er sich durch die Herausgabe und Erklärung der anatomischen Tafeln des Engländers William Smellie, und durch eine mit vielen Zusätzen vermehrte Übersetzung von Palfyns Anatomie chirurgicale. Seine übrigen Schriften, größtentheils naturhistorischen Inhalts, hat Meusel verzeichnet [1]).

3) Johann Christian, war 1726 zu Westershausen bei Gotha geboren, und starb den 23. Mai 1804 als königl. preuß. Landbaumeister des Fürstenthums Halberstadt. Ausgerüstet mit gründlichen architektonischen Kenntnissen und beseelt von rastloser Thätigkeit machte er sich vortheilhaft bekannt durch mehre, in seinem Fache sehr vorzügliche praktische Arbeiten. Aber auch in der Literatur erwarb er sich einen geachteten Namen durch Schriften über Gegenstände der Baukunst. Den anerkannten Werth dieser Schriften erhöhte ihre Gemeinnützigkeit. Ein sicheres Mittel, das Rauchen in den Häusern zu verhüten, theilte er in einer seiner frühsten Schriften mit, welche 1775 zu Halberstadt gedruckt ward, und bereits im nächsten Jahre wieder aufgelegt werden mußte. Besonders zweckmäßig war sein Unterricht zu Bauanschlägen. Dies Werk erschien zu Halberstadt in den Jahren 1777—1779 in zwei Foliobänden. Für Baumeister und Freunde der Baukunst verfaßte er 1787 seinen Unterricht

*) Vergl. Westenrieder, Beiträge zur vaterländ. Historie. 6. Bd. S. 420. Mit seinem Schattenrisse. Schlichtegroll, Nekrol. 1790. 1. Bd. S. 261. Baader, Gel. Baiern. 1. Bd. S. 545.

1) S. dessen Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen Schriftsteller. 6. Bd. S. 184 fg. Vergl. außerdem Wills nürnberg. Gelehrten-Lexikon. 2. Bd. S. 210 fg. 6. Bd. S. 145 fg. Adelungs Fortsetz. u. Ergänz. von Jöchers Gelehrten-Lexikon. 2. Bd. S. 2204 fg. Baaders Lexikon verstorbener bairischer Schriftsteller. 1. Th. S. 249 fg.

zur Zeichnung und Anlegung der Landwirthschaftsgebäude. Mehre Kupfer zierten und erläuterten sowol dies Werk, als ein gleichzeitig erschienenes: Über Wassermühlen. Einige Jahre später (1794) ließ er noch ein vermehrtes und verbessertes Handbuch für Bauherren und Bauleute drucken, um ihnen eine leichte Übersicht zum Entwerfen und zur Beurtheilung zweckmäßiger Bauanschläge zu verschaffen. Seine Anfangsgründe der Mechanik gab G. N. Fischer zu Halberstadt 1788 heraus. An den dortigen gemeinnützigen Blättern war H. ein fleißiger Mitarbeiter[2]). (*Heinrich Döring.*)

4) Kaspar Jacob, der Sohn des angesehenen Kaufmanns Friedr. Wilh. zu Frankfurt am Main, geb. am 25. Dec. 1711, besuchte seit 1717 das dortige Gymnasium, und ging 1729 auf die Universität Jena, war Anfangs nicht eben fleißig, holte aber alles bald nach, und besuchte mit dem größten Eifer die philosophischen und theologischen Vorlesungen, ließ sich in die dortige teutsche Gesellschaft aufnehmen, trat mehre Male als Redner auf, disputirte am 20. Nov. 1734, ward im folgenden Jahre Magister, hielt Vorlesungen über die Beredsamkeit, Dichtkunst und Exegese, wurde am 6. Juli 1736 zum Senior der teutschen Gesellschaft in Jena ernannt, und auf vortheilhafte Empfehlungen 1743 als dritter ordentlicher Professor der Theologie nach Erlangen berufen. Hier empfing er am 4. Nov. 1745, am Einweihungstage der Universität, die theologische Doctorwürde, und einige Tage darauf die Stelle eines Universitätspredigers, 1748 aber die zweite Lehrstelle der Theologie nebst dem altstädter Predigtamte daselbst und dem Scholarchat über die Gymnasien zu Bayreuth und Erlangen. Im J. 1749 lehnte er den Ruf nach Rinteln zum ersten Lehrer der Theologie, Beisitzer im Consistorium und Superintendenten der ganzen hessischen Grafschaft Schauenburg ab, so geneigt er Anfangs war, demselben zu folgen. Die teutsche Gesellschaft in Erlangen, deren Stifter er vorzüglich war, wählte ihn 1755 zum Director. Das Sprachstudium, das Hebräische ausgenommen, blieb seine liebste Beschäftigung; beliebt bis an sein Ende auf dem Katheder und auf der Kanzel, starb er am 14. Sept. 1760. Seine Schriften sind: Philipp Marnix gereinigter Bienenkorb der heiligen römischen Kirche (Jena 1733; die frühern Ausgaben siehe in meinen Ergänzungen zu Jöcher); anonym erschien sein Gedicht zur Einweihung der Universität Erlangen (1743. Fol. Auch in der Hist. Academ. Fridericianae. Erlang. 1744. Fol. No. 4. pag. 165—174); desgl. die Nachr. von der Einweihung und dem gegenwärtigen Zustande der Friedrichs-Universität (ebendas. 1743. 4. Auch in dem verb. neuen erlangischen histor. Kalender auf das Jahr 1753. Französ. von J. J. M. [Meynier] Erlang. 1753. 4.) Einige grammatisch-kritische Anmerkungen und Gedichte in der nützlichen Sammlung zur Erlernung der reinen juristischen Schreibart (Marb. 1746); einzelne Predigten, Reden, Gelegenheitsgedichte, Dissertationen, Programme; auch gab er des Freiherrn von Leibnitz kleinere philosophische Schriften heraus (Jena 1740). Nach seinem Tode erschienen Sonn- und Festtagspredigten mit einer Vorrede von Joh. Ch. Ammon (Schwabach 1767. 4.; 2. Aufl. 3 Thle. mit einer Vorrede von Kraft, 1768—1771; 3. Aufl. 1777. 4.); Dreifache heilige Fastenzeit u. s. w., herausgegeben von J. Ch. Ammon (Speier 1772. 4.); Unterricht in den Grundwahrheiten des christlichen Glaubens (Nürnberg 1773) *). (*Rotermund.*)

5) Wilhelm, war im Jahre 1712 zu Costwitz in Sachsen geboren, und der Sohn eines Kammersecretairs. Die erste wissenschaftliche Bildung verdankte er dem Gymnasium in Schleusingen. Ausgerüstet mit gründlichen Vorkenntnissen, besonders in den ältern Sprachen, eröffnete er seine akademische Laufbahn zu Leipzig. Dort studirte er vorzüglich Mathematik, ohne in seiner übrigen wissenschaftlichen Bildung zurückzubleiben. Mangel an Aussichten zu einer Anstellung in seinem Vaterlande führte ihn in hessische Militairdienste, wo er seit dem J. 1742 mehren Feldzügen beiwohnte. Im siebenjährigen Kriege trat er als Generalmajor in hannöversche Dienste, und nahm an siebzehn Treffen Theil, ohne bedeutend verwundet zu werden. Nachdem er wieder in hessische Dienste zurückgekehrt war, wurde er 1766 königl. dänischer Generallieutenant, 1771 Chef des dänischen Artillerie- und Ingenieur-Corps, wie auch Deputirter im Generalitäts-Collegium, und 1772 General der Infanterie. Im J. 1784 zum Staatsminister erhoben, trug er, gemeinschaftlich mit Bernstorf, zur Aufrechthaltung des für Dänemark vortheilhaften Neutralitätssystems bis zum J. 1801 viel bei. Als er den 6. Mai 1806 starb, nachdem ihn in den letzten Jahren das Schicksal der Blindheit getroffen, hinterließ er den Ruhm eines in mehrfacher Hinsicht verdienstvollen Mannes. Vorzüglich wird er als Schöpfer des dänischen Artilleriewesens angesehen. Aber auch als Director der General-Wegebaucommission sorgte er für Verbesserung der Straßen, Anlegung von Chausseen, Anpflanzung von Alleen in Kopenhagen und in der Umgegend. Seine Lebensweise war still und einfach, und sein Charakter anspruchlos und bescheiden †). (*Heinrich Döring.*)

Huth bei Schleier, s. Hut.

HUTHAUS, dasjenige, zu einem Berggebäude gehörige Haus, worin dessen Mannschaft sich täglich zum Gebete, zur Empfangnahme der etwanigen Anordnungen, sowie zu Abgabe des gebrauchten und Übernahme des erfoderlichen Arbeitszeugs (Gezähes) versammelt, und worin letzteres, sowie mehre andere Inventarien und Vor-

2) S. Meusels gel. Teutschland. (5. Ausgabe). 3. Bd. S. 476 fg. 9. Bd. S. 643 fg. 11. Bd. S. 390. 12. Bd. S. 345. Baurs neues histor. biograph. Handwörterbuch. 6. Bd. S. 662 fg.

*) Vergl. Fickenscher, Gesch. der Univers. Erlangen. 1. Abtheil. S. 27. Meusel, Lexikon verstorb. teutscher Schriftsteller. 6. Bd. S. 187, welche seine Schriften alle namentlich anführen. Manche sind gegen die Römisch-Katholischen, und dieser Umstand hätte ihm einmal beinahe das Leben gekostet, auf dessen Raub einige Gegner ausgegangen waren.

†) S. allgem. Literaturzeitung. 1806. Intell.-Bl. Nr. 82. Den Biographen der drei letzten Jahrh. 5. Bd. S. 518. Baur, Neues histor. biograph. literar. Handwörterbuch. 6. Bd. S. 663 fg.

räthe, aufbewahrt werden. Die Aufsicht über letztere führt der Hutmann, welcher bei größern Gruben in der Regel auch darauf eingerichtet ist, den Bergarbeitern gegen geringe Kosten einen Labetrunk zu reichen. (*O. Freiesleben.*)

Huthersfield, s. Huddersfield.

HUTHMANN (Henning), separatistischer Schwärmer, aber auch in den morgenländischen Sprachen und in der Mathematik erfahrener Gelehrter, aus Halberstadt gebürtig, der sich viele Jahre zu Kiel aufhielt und daselbst 1679 den Ruf als Rector an das Pädagogium zu Ilefeld erhielt. Er hatte dieses Amt 15 Jahre verwaltet, als er anfing, seine besondere Meinung über die Genugthuung Christi laut werden zu lassen; er leugnete nämlich die justificatio per imputationem meriti Christi, setzte sie, nach Art der Socinianer und Arminianer, in Änderung des Herzens, und behauptete, das Subject der Erbsünde sei nicht die Seele, sondern der Leib [1]). Er mußte darüber im J. 1694 sein Amt niederlegen, gab darauf einen Prodromus foederis novi Jerem. 30. 31. ad consensum in articulo de justificatione hominis Christianis restituendum expositi (1694. 4.), mit den beiden ersten Büchern des neuen Bundes heraus, von dem die zwei folgenden nicht erschienen sind. Von Ilefeld zog er nach Kassel, gab Unterricht in den morgenländischen Sprachen und in der Mathematik, und starb zu Linden bei Wolfenbüttel im J. 1729. Seine übrigen Schriften sind: Erklärung des 9. Capitels an die Römer; Tausendjährige Bindung des Satans, Offenb. 20, 4; Grammatikalische Gedanken über L. C. Sturms mathematischen Beweis vom heil. Abendmahle (1715, 4 Bg. ohne Druckort); Gründliche Sprachkunst, insbesondere auf das Latein eingerichtet; sie war 1688 zum Drucke fertig [2]). Zu Anhängern hatte H. den Superintendenten Otto Christian Damm, J. H. Reitz, J. Chr. Seitz und Casp. Ernst Triller. (*Rotermund.*)

HUTIN (Charles), geb. zu Paris im J. 1715, gest. zu Dresden 1776, studirte anfänglich die Malerei bei dem berühmten Historienmaler Franz le Moine, und zeigte bei diesem für Fresco- und Ölmalerei sehr geübten Künstler ein hohes Talent für richtige Zeichnung und gute Composition, wobei ihn Ideen-Reichthum sehr unterstützte. In seinem 21. Jahr *) erlangte er den großen Preis für Historienmalerei, wodurch er zugleich als königlicher Pensionair Unterstützung zu einer Reise nach Rom erhielt, in Folge deren er daselbst auf der französischen Akademie sieben Jahre verblieb. War es, daß die plastischen Werke der Antiken auf ihn einen besondern Eindruck hervorbrachten, oder war es schon frühere Neigung, genug, er entschloß sich in Rom zur Bildhauerei, und studirte selbige unter der Leitung des berühmten Bildhauers Mich. Angelo Slodz. Als er nach Paris zurückgekehrt war, erhielt er eine Professur der Bildhauerkunst bei der königl. Akademie; er fertigte daselbst eine große Statue in Marmor, den Charon, wie er das Ruder an dem zur Überfahrt nach der Unterwelt bestimmten Kahne regiert; eine Figur, die sich sowol durch Handlung, schöne Formen und Zeichnung in den Verhältnissen, als auch durch ein tüchtiges anatomisches Studium auszeichnete. Der Künstler wählte den Moment, als der alte kräftige Fährmann der Gewalt der gegen den Kahn anschlagenden schäumenden Wellen durch eine vorschreitende Stellung vermittels des Ruders entgegen arbeitet. Das Vorbiegen des Körpers mit dem dem Beschauer entgegengestellten Fuße, sowie der muskulöse kräftige Arm, sind Beweise des tief durchdachten Studiums, die sowol den Künstler, als den bloßen Beschauer sehr ansprechen. Diese Statue wurde im J. 1746 zu Paris im Louvre ausgestellt und erhielt allgemeines Lob, worauf H. Mitglied der Akademie wurde. (Von dem in kleinerem Maßstabe schön geformten Modell befand sich in der königl. Akademie der bildenden Künste zu Dresden ein Abguß in Gyps.) Im J. 1748 ging er nach Dresden, wohin er einen Ruf, und später, nach Abgang Louis de Silvestres, des Directors der Kunstakademie, dessen Stelle erhielt. Er wirkte in derselben nach der daselbst getroffenen neuen Einrichtung, woran besonders v. Hagedorn thätigen Antheil nahm, mit möglichster Kraft, und es bildete sich zu jener Zeit in Dresden eine große Zahl junger Künstler, die später durch ihre Werke sich einen guten Namen erwarben. H. sah besonders auf gute Zeichnung und auf das Studium der Natur, die für ihn immer neu war, und wenige Künstler des vorigen Jahrhunderts besaßen die Kenntniß des eigentlichen Act- oder Modellstudiums in demselben Grade, wie er, daher auch noch jetzt Zeichnungen solcher akademischer Acte von seiner Hand immer gesucht und gut bezahlt werden. Außerdem hatte er eine sehr angenehme Manier, Zeichnungen nach Gemälden zu machen; als er daher den Ruf nach Dresden erhielt, wurde er sehr beschäftigt, die meisten Gemälde der königl. Gemälde-Galerie für das zu unternehmende Galeriewerk, wonach die Kupfer von verschiedenen Kupferstechern des Aus- und Inlandes gestochen wurden, zu zeichnen. Und in der That, die Zeichnungen, welche noch jetzt eine Zierde der königl. Kupferstich-Galerie zu Dresden sind, besitzen außerordentlich viel Leichtigkeit und etwas sehr Vollendetes. Sie sind, was freilich nicht für den Kupferstich ganz günstig war, auf blaugraues Papier, mit schwarzer und weißer Kreide gezeichnet. Übrigens nahm er bedeutenden Antheil an der Herausgabe jenes Werkes, da er zugleich die Probedrucke jener Platten für die Kupferstecher möglichst retouchirte. Von seinen großen Werken der Malerei ist in der katholischen Hofkirche zu Dresden ein Plafond und eine Kreuzigung Christi, durch ihre Composition und Vollendung merkwürdig. Das Colorit seiner Gemälde ist außer den Fleischtönen etwas grau, und in den dunkeln Tönen etwas hart zu nennen, das Ganze jedoch sehr zusammenwirkend. Ein Prometheus in Öl von nicht gar [illegible] Maße zierte den Receptionssaal der dresdener Kunakademie, und in einigen Privatsammlungen waren Ölgemälde, welche Scenen aus dem Leben enth

1) Wetzels Liederdichter. 4. Th. S. 249. 2) S. Adelungs Ergänzungen zum Jöcher, und mein Gelehrtes Hanover. 2. Th.

*) Nach Heinecke im 19. Jahre.

merkwürdig. Außer der Bildhauer- und Malerkunst hinterließ H. der Kunstwelt 35 radirte Blätter von geistreicher Auffassung und Vollendung: Recueil de différents Sujets composés et gravés par *Charles Hutin* (Dresde 1763), Titel mit allegor. Figuren der Malerei und Bildhauerkunst umgeben, welches Werkchen 22 meist biblische Gegenstände enthält, bezeichnet: C. Hutin inv. fecit 8. u. 12. Ferner sechs verschiedene idealisirte Fontainen gr. 8. und sieben Grabmäler, wobei eines auf Bouchádon-Louis Silvestre. Sowol nach seinen Gemälden als nach seinen componirten Zeichnungen sind mehre Blätter von Schulze, Krüger u. a. gestochen.

2) Pierre, Bruder des Vorhergehenden, gest. im J. 1763 zu Muskau in der Lausitz, hatte in Paris unter Cousteaux die Bildhauerkunst erlernt, und ging mit seinem Bruder Charles nach Dresden, wo er ebenfalls mehre Zeichnungen zu dem königl. Galeriewerke fertigte, die einen guten Zeichner verrathen. Er radirte acht sehr geistreiche Blätter eigener Erfindung, und eins nach seinem Bruder, und bezeichnete sie: P. H. inv. et fec. 1754. V. Heinecke*) hat Unrecht, wenn er sagt, „er habe zu der gräfl. Brühlschen Galerie verschiedene Blätter gestochen;" nur die Titelvignette zu diesem Werk ist von Pierre nach Charles Hutin radirt.

Ein Dritter, wahrscheinlich zu derselben Künstlerfamilie gehörend, ist François H., welcher nur in Winklers Catalog und bei Basan genannt wird; indeß scheint in Basans und Füßli's Künstlerlexikon eine und dieselbe Irrung stattzufinden, indem sie François mit Pierre verwechseln, welche zwei doch ganz verschieden in ihren Arbeiten sind. Von François gibt es folgende radirte Blätter: Die sieben Werke der Barmherzigkeit, bez. Fr. Hutin inv. inc. 8. Jagd der Diana und Ulysses auf dem Schiff, ebenso bezeichnet, qu. Fol. Nach ihm sind drei Blatt Hinterwerks-Decorationen vom J. 1741, von M. Sorello in Kupfer gestochen. (*Frenzel.*)

HUTISKO, ein zur gräfl. Kinsky'schen Allodialherrschaft Wallachisch-Meseritsch gehöriges, ob dem Beczwafluß, eine Meile südöstlich von Rozenau und zehn St. von Weißkirchen entferntes Dorf im prerauer Kreise Mährens. Es liegt im Hochgebirge der mährischen Karpathen, welches dahinter bis an die ungrische Grenze kein anderes Dorf mehr enthält; zählte im J. 1825 128 weit herum im Gebirge zerstreute Häuser und 835 Einwohner, welche zu dem slavischen Volksaste der sogenannten mährischen Wallachen gehören, die ein Nebenzweig der Slowaken sind, und in demselben Jahre drei Pferde, sechs Ochsen, 109 Kühe und 92 Schafe hielten. Hier befindet sich eine kathol. Localkapellanei, Kirche und Schule, welche zum wallachisch-meseritschen Dekanate des olmützer Erzbisthums gehört, von zwei Seelsorgern versehen wird und im J. 1830 in ihrem pfarrherrlichen Sprengel, zu welchem die Dörfer Hutisko, Solanetz und Mittelbeczwa gehören, 2922 kathol. Pfarrkinder und 48 Protestanten zählte. Das Patronatsrecht über dieselben steht der Herrschaft Wallachisch-Meseritsch zu. Den Werbbezirk hat das Linien-Infanterieregiment Nr. 1. Zu diesem Dorfe gehören gegen 60 Joche höchst mittelmäßigen Ackerlandes, einige Joche Wiesen und ausgedehnte Wälder. (*G. F. Schreiner.*)

HÜTLIBERG auch **ÜTLIBERG** (der Name Uto, welcher hier und dort in Handbüchern vorkommt, ist sehr zweifelhaft), die höchste Spitze der Albiskette, südwestlich von Zürich, 2918 Fuß über der Meeresfläche, 1639 Fuß über dem Zürchersee. Die Entfernung von Zürich beträgt nur anderthalb Stunden, und die Bergkuppe wird wegen der ausgedehnten Fernsicht sowol in die Alpenkette, als in die ebenern Gegenden, sehr häufig besucht. In der täglichen Sprache heißt er allgemein Hütliberg, und der Name scheint von der Hutform der obersten Kuppe herzukommen. In Schriften kommt er mit und ohne H vor. (*Escher.*)

Hutmann 1) s. Huthaus; 2) s. Hirt; 3) Biogr. s. Huthmann.

HUTRASEN, eine benarbe Fläche, welche dazu dient, daß das Vieh, besonders die Schafe, die darauf wachsenden Gewächse abfressen und sich davon nähren. Je weiter sich die Industrie der Bewohner eines Landes verbreitet, diese also jeden Gegenstand ihres Besitzthums einer sorgfältigern Bearbeitung und Pflege unterwerfen, desto weniger Hutrasen werden stattfinden, bis sie endlich in Folge der bessern Behandlung der Gewässer und der Einführung der Terrassirung aller Abhänge und der Stall- oder Hordenfütterung ganz verschwinden. Da dieses jedoch gegenwärtig in weiter Ferne liegt, so müssen die Belehrungen über die Hutrasen den jetzigen Verhältnissen angemessen sein. Ein guter Hutrasen muß gute, nährende, schmackhafte, das ganze Jahr hindurch, so lange die Witterung es gestattet, sich dem Viehe darbietende Gewächse haben; daher gehört dazu ein guter fruchtbarer Boden, die Lage gegen die Sonne, welche den Gewächsen günstig ist, freier Zutritt der Luft, Schutz gegen Verschlämmung, eine zweckmäßige Abwässerung und Sicherheit gegen Beschädigungen des Viehes. Die Besitzer solcher Rasen müssen dahin arbeiten, jedem derselben so viele von diesen guten Eigenschaften zu verschaffen, als es nur irgend möglich ist. Die Hutrasen sind: 1) Stromhutrasen; 2) Feldhutrasen; 3) Waldhutrasen. Unter den ersten sind alle diejenigen begriffen, die in Niederungen, an Bächen, Flüssen und Strömen liegen, und meist durch die Schuld der Besitzer oder Hutberechtigten durch Überschwemmungen und Versumpfung einen großen Theil ihrer Brauchbarkeit verlieren, da sie außerdem die ergiebigsten von allen wären. Besonders werden sie durch Giftpflanzen, die sich in ihnen, zumal an den morastigen Stellen, finden, oft verderblich für die Heerden. Für Dämme gegen Fluthen, für tiefe und breite Abzugsgräben und für Brücken über diese Gräben sollte hauptsächlich bei diesen Rasen gesorgt werden. Übrigens ist auch bei diesen an und für sich fetten Rasen ein großer Unterschied, der bei Ablösungen der Hutgerechtigkeit oder bei Gemeinheitstheilungen wol zu berücksichtigen ist; es

*) Heinecke, Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen (Leipzig 1748). S. 214, 215.

gibt gute, mittelmäßige und schlechte, bei welchen letzten die angezeigten Übel der Versumpfung u. dgl. die Vortheile derselben beinahe überwiegen. Die Feldhutrasen liegen in dem Bereiche des urbaren Landes, folglich höher und theilweise trockener, haben weniger fette, üppige Gewächse und sind gewissen Viehharten, wie den Schafen, zuträglicher. Da diese Rasen vormals nicht urbar gemacht worden sind, weil sie Wassergallen und schwache Ausgänge von Quellen enthalten, diese aber bei der gewöhnlichen Fahrlässigkeit, mit welcher man Hutrasen behandelt, Versumpfung verursachen, während die benachbarten Stellen im Sommer eine verbrannte Steppe darbieten, so muß der Landmann hier durch das tiefe Aufgraben der Stellen, wo die Quelle eigentlich ihren Sitz hat, und durch die Leitung dieses Quellwassers in ordentlichen Ringgräben zu den dürren Stellen die Rasen verbessern. Berghutrasen, welche keine Quellen im Sommer zur Befeuchtung haben und vielleicht, den Sonnenstrahlen wegen ihrer südlichen Lage den ganzen Tag ausgesetzt, ganz verbrennen würden, müssen mit Kopfbuchen, oder andern abgeköpften Waldbäumen in gehöriger Entfernung bepflanzt werden, damit der Rasen unter diesen Bäumen immer grün und frisch bleibe. Doch müssen bei dieser Behandlung alle kleinern baumartigen Sträucher und Wachholderstauden immer entfernt und im Herbste die abgefallenen Blätter der Waldbäume fortgeschafft und dem Vieh eingestreut werden. Die Waldhutrasen sind Flächen im Walde, die entweder leer von Bäumen, oder nur schwach mit einzeln stehenden Waldbäumen besetzt sind, oder auch einen vollständigen Wald darstellen. Die Viehhut auf diesen Rasen ist gewöhnlich mit Gefahren und Verlust verbunden, und gewährt weniger gesunden Nahrungsstoff als die Feldrasenhut; auch ist die Hut in eigentlichen Wäldern gar sehr dem Wechsel unterworfen, ja unter manchen Waldbäumen, z. B. im Nadelholze, verschwindet oft unter den vielen abgefallenen Nadeln das Gras gänzlich; es vergehen oft längere Zeiträume, wo zwischen den eigentlichen Waldgewächsen gar keine Hut stattfinden kann. Anfangs, wenn der Wald ganz jung ist, muß er gehegt werden; sodann, wenn die Zeit der Schonung vorüber ist, wächst wenig Nahrung auf dem Rasen, weil die dicht stehenden Stämmchen einen so starken Schatten machen und die Luft so ausschließen, daß die Hutpflanzen nicht aufkommen können. Wenn sich aber das Holz auslichtet, verbessert sich die Hutweide, bis sie endlich mit dem ausgewachsenen Holze diejenige Vollkommenheit erhält, deren sie nach den übrigen ungünstigen Umständen fähig ist. Im Frühjahre sind die jungen Triebe der Eichen, welche die Kühe mit Begierde fressen, die Ursache von gefährlichen, oft tödtlichen Zufällen; in nassen Jahren sind die in den dichten Gebüschen üppig aufschießenden Waldkräuter und Giftstoff enthaltenden Simsen die Veranlassung von Seuchen unter den Schafen, die oft ganze Heerden hinraffen. Übrigens haben die Waldhutrasen ihre eigenen Giftpflanzen, sowie die Stromhutrasen, welche man soviel möglich vermindern muß. Vergl. Hutung und Werthbestimmung derselben. (*Fr. Heusinger.*)

HUTSBERG. Im Herzogthume Sachsen-Mei gen und Hildburghausen, Amtes Sand, erhebt sich Basaltkegel mit Wald bewachsen, mit den Ruinen ehemaligen Schlosses Hutsberg. Am Fuße desselben Hof gleiches Namens, oder auch Heftenhof genannt, jetzt unter zwei Bauern getheilt, die nebst einigen 2 löhnern und Holzhauern in 10 Häusern mit 45 S wohnen. Die Erbauung dieses Schlosses fällt in Sagenkreis, wo ein Frankenkönig, Marcomir, im 4. Ja nachdem die Thüringer von den Schwaben wieder über Thüringerwald zurückgedrängt worden, dieses Schloß Schutz und zur Hut der neuen fränkischen Grenze erb Wenn auch diese Sage mit der von der Disburg verbu das man für das alte Dispargum, die Wiege von ramund, hielt, durch die neuern Entdeckungen und F forschungen des sachsen-meiningischen Geheimenraths F von Donopp, dieses berühmten Numismatikers, in nem magusanischen Europa, die Glaubwürdigkeit v ren hat, so ist doch ebendadurch dargethan worden, schon in den Urzeiten Teutschlands dieser Winkel Rhöngebirge merkwürdig war. Im J. 438 sollen aus dem ostfränkischen Geschlecht abstammenden Br die Grafen Helmerich, Frankenberg und Otto (He Hutsberg, bewohnt haben. Das Schloß gehörte sp den Bischöfen von Würzburg, die es durch Burgmar beschützen ließen. Da diese aber später, dem Zeit gemäß, räuberische Fehden ausübten, und der Graf tald von Henneberg, in Vereinigung mit den St Erfurt, Würzburg und Bamberg, den Auftrag be die südwestliche Seite des Thüringerwaldes von di Unfuge zu befreien, belagerte er das Schloß Hutsb das vorzüglich von den fünf Ganerben, die es bew ten, zu einem Raubschlosse gemacht war. Erst nach Monaten war man mit den herbeigebrachten nürnb Schraubenböcken im Stande, die Mauern zu durc chen, da die Besatzung sich nicht ergeben wollte; bestand aus 42 Personen, welche sogleich nach der oberung hingerichtet wurden. Man machte eine g Beute; die Nürnberger fanden sogar ihre Gewichte wieder, darin sie wegen ihres Handels Geld verlöth um es sicher wegsenden zu können, und welche, da es nicht wußte, noch unversehrt waren. Der Graf H rich von Henneberg ließ im J. 1381 durch Johannes der Kehre, den er zum Schloßhauptmann ernannte, Schloß wieder aufbauen. Nicht lange darauf wurd mit seinen Zubehörungen, als den Dörfern Seeba, tenhausen und Stedtlingen, an Heinrich von der T Margaretha, seine Hausfrau, und Fritz, seinen S 1401 verpfändet. Später war eine Ablösung gesch und Hans von dem Berge war Voigt daselbst, der 1 zum Amtmann in Meiningen bestellt wurde. Im 1411 entstand zwischen dem Grafen Wilhelm von He berg und dem Bischofe Johann von Würzburg ein trag wegen der Schlösser Dornburg und Hutsberg, der Graf von dem Bischof als ein Mann- und Löc lehn annahm. Dieses Schloß wurde in der henne gischen Familienfehde zwischen dem Grafen Heinrich Henneberg und seinen Neffen, Wilhelm, Johannes

Berthold, von Ersterm 1449 durch Überfall genommen, und der darauf wohnende Amtmann, Georg von Bisa, mit allen seinen Sachen nach Kaltennordheim, wo der Graf residirte, in Verwahrung gebracht. Auf diesem Schlosse soll auch die kaiserl. Burggrafschaft Würzburg geruht, und die Grafen im Wappen die roth und weißen Schachspäne nebst dem zweiköpfigen halben schwarzen Adler geführt haben. Als der Graf Wilhelm am 16. Jul. 1495 auf dem Reichstage zu Worms vom Kaiser Maximilian belehnt wurde, ist derselbe vor den kaiserl. Thron gerannt, und brachte mit sich drei Fahnen; die erste des Fürstenthums Hutsberg, so geführt Herr Kaspar von Wessenberg, Ritter; die zweite der Grafschaft Henneberg; die dritte als Blutpanier. Der unter dem Hutsberge liegende ehemalige herrschaftliche Hof wurde nach Zerstörung des Schlosses 1525, von sächsischer Seite mehrmals an verdiente Staatsdiener auf Lebenszeit übergeben, bis er nach dem Tode des sachsenmeiningischen und coburgischen Geheimeraths Andreas Simson von Beichling an zwei Bauern auf Erbpacht ausgethan wurde. (*Albert Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HUTSCHEUFU, Stadt in der chinesischen Provinz Tschekiang oder Chih-keang an dem kleinen See Hutscheu, hat Gerichtsbarkeit über fünf Städte und liefert sehr schöne seidene Zeuche und die besten Pinsel im Reiche. (*R.*)

Hutschlange, s. Naja.

HUTSTEINE, eine hin und wieder vorgekommene Benennung fossiler Ananchyten und Spatangen, an denen man eine Hutform zu entdecken glaubte. (*H. G. Bronn.*)

HUTTA, Glashütte, heißen viele Ortschaften in Ungern und Galizien, worunter folgende von größerer Bedeutung sind: 1) **O-Hutta**, Alte Glashütte, ein zur Cameralherrsch. Dios-Györ gehöriges, zwei St. von Miskolcz entferntes Dorf im miskolczer Bezirke der zum Kreise diesseit der Theiß gehörigen borsoder (spr. borschod.) Gespanschaft Oberungerns gelegen, mit 66 Häusern und 514 slovakischen Einw., deren 508 zur kathol., 1 zur reform. Kirche sich bekennen, und fünf Juden sind; mit ausgebreiteten Waldungen und von weitläufigen Gärten umgeben; das Dorf ist nach Uj-Hutta eingepfarrt. 2) **Uj-Hutta**, Neue Glashütte, ein zu derselben Herrschaft gehöriges, in demselben Kreise, Comitat und Bezirke, nahe an O-Hutta gelegenes Dorf von 58 Häusern und 403 slovakischen Einw.; davon bekennen sich 386 zur kathol. und zwei zur protest. Kirche, die übrigen sind Juden; mit einer kathol. Pfarre, Kirche und Schule, ausgebreiteten Waldungen und nicht unerheblicher Obstbaumzucht. 3) **Repás-Hutta**, ein kleines, vier St. von Miskolcz entferntes, im erlauer Bezirke desselben Kreises und Comitats gelegenes, zu derselben Herrschaft gehöriges Dörfchen von 11 Häusern und 85 Einw., mit einer Glashütte und großen Wäldern, von denen es rings umgeben ist; mit der Kirche und Schule ist es nach Uj-Hutta eingepfarrt. 4) **Murány-Hutta**, ein zur fürstl. coburg-koharyschen Herrschaft Murany gehöriges, im rosenauer Bezirke der gömörer Gespansch., im Kreise diesseit der Theiß Oberungerns gelegenes Dorf von 75 Häusern und 622 slovak. Einw., welche sich sämmtlich zur kathol. Religion bekennen und sich durch den Glashausirhandel ernähren. Die früher hier bestandene Glashütte ist schon seit längerer Zeit eingegangen. Die großen Wälder der Umgegend sind reich an Hirschen. 5) **Divinczka-Hutta** oder **Divini-Hutta**, ein dem Grafen Zichy gehöriges Dorf im losssonczer Bezirke der diesseit der Donau gelegenen neograder Gespansch. Niederungerns; es liegt in der Nähe der sohler Comitatsgrenze unweit Füresz, anderthalb Meilen von Bámosfalva, nahe am Berge Javoras, zählt 41 Häuser und 334 slovak. Einw., welche sich sämmtlich zur kathol. Kirche bekennen. Das Dorf ist nach Felső-Tiszovnyik eingepfarrt, besitzt eine Glashütte und einen Sauerbrunnen. 6) Ein zur Herrschaft Makowitza gehöriges Dorf im makowitzer Bezirke der sároser (spr. scharoscher) Gespansch. im Kreise diesseit der Theiß Oberungerns, mit 21 Häusern und 308 katholischen rußniakischen Einw. und acht Israeliten. Das Dorf gehört dem Grafen Szirnay, und ist nach Zboro (kaschauer Diöcese), von welchem Ort es 2½ Stunde entfernt ist, eingepfarrt; es liegt an der galizischen Grenze in einer Entfernung von 1¼ St. von dem besuchten Badeorte Barthfeld. 7) **O-Hutta**, ein in der abaujvárer Gespansch. gelegenes, nach Erdő-Horváth (kaschauer Diöcese) eingepfarrtes Dorf, mit 38 Häusern und 284 rußniak. kathol. Einw. und einer Glashütte. 8) Ein Dorf im füzerer Bezirke der abaujvárer Gespansch., zwei St. von seinem Pfarrorte Radvány entfernt, mit 38 Häusern und 184 kathol. Einw. und einer Glashütte. 9) **Uj-Hutta**, ein kleines Gebirgsdorf in der abaujvárer Gespansch., im Kreise diesseit der Theiß Oberungerns, 3¼ St. von Erdő-Horváth entfernt, mit 26 Häusern, 179 kathol. Einw. und einer Mühle. In Hinsicht der Kirche und Schule ist es der Pfarre zu Erdő-Horváth zugewiesen. 10) **Közép-Hutta**, ein in derselben Gespansch. gelegenes und auch nach Erdő-Horváth eingepfarrtes Dorf von 25 Häusern und 185 katholischen Einw. 11) **Huta Wierchobuska**, ein Dorf im zloczower Kr. Galiziens, bei welchem eine der drei Quellen des Sered, eines Nebenflusses des Dniesters, liegt. 12) **Huta Pieniaka** oder **Pienicka**, ein zur gräflich Miączyński'schen Herrschaft Pieniaki gehöriges Dorf, anderthalb M. von Podhora entfernt, im zloczower Kr. Galiziens gelegen; es ist mit der Ortschaft Hueisko vereinigt und besitzt eine Glashütte, in welcher aber nur ordinaires Glas und vorzüglich Bouteillen für die englischen Biere, Rum und Rack der broder Kaufleute verfertigt werden. 13) Eine zur Herrsch. des Grafen Stanislaus Potocki Skole gehörige Ansiedelung im stryer Kr. des Königreichs Galizien; sie liegt am linken Ufer des Oriawa-Flusses, über den hier eine gewöhnliche, fünf Ellen lange Brücke führt, und der oft die dammartig dahinlaufende Chaussee überfluthet, an der aus Ungern nach Lemberg führenden sogenannten werkoer Post- und Commerzial-Nebenstraße, zwischen den Dörfern Huta und Swietoslaw, von dem erstern 2500 und von dem letztern 3800 österr. Straßenklaftern, deren 4000 auf eine Meile gerechnet werden, entfernt. Es stehen hier eine Glashütte und zwei Ei-

senhämmer im Betriebe. Die Glashütte liefert weißes und grünes Glas in Tafeln und Gefäßen; von den Eisenhämmern führt der eine den Namen Isabellówka, liegt am Drawafluß, und wurde vor etwa 19 Jahren angelegt, der andere befindet sich am Jablonka-Bach und ist ein Zeughammer. Zwischen Hutta und Koziowa befindet sich über der Chaussee nach einem Berg eine Stelle, von welcher nicht selten Gerölle in bedeutender Menge auf die Straße herabrutscht und selbe beschädigt. 14) **Huta Obedyńska**, ein den Dersa'schen Erben gehöriges Gut, mit einem eigenen Justizamte, welches in Niemirow verwaltet wird, und Dorf im zólkiewer Kr. Galiziens, mit einem Vorwerke. Das Dorf liegt nächst Botelyc, eine St. von Rawa, entfernt. 15) **Huta Zielona**, ein Gut und Dorf des Franz Muncinski, im zólkiewer Kr. Galiziens, mit einem eigenen Justizamte, welches in Niemirow verwaltet wird, und einem Vorwerke. Beide liegen ungefähr eine Stunde von Rawa entfernt.

(*G. F. Schreiner.*)

HUTTANY, HATTANY, eine Stadt Vorderindiens in dem seit 1818 von den Briten abhängigen Maharattenstaate Satarah, im Bezirke von Bejapoor auf dem nördlichen Ufer der Kistna zwischen 16° 15′ nördl. Breite und 75° 20′ östl. Länge belegen. Die Stadt hat gegen 20,000 Einw., ist mit einer Lehmmauer und einem Graben umgeben, und hat ein steinernes Fort, das jedoch kaum diesen Namen verdient. Die dasige ansehnliche, aus Quadersteinen gutgebaute Caravanserei kann gegen 500 Reisende nebst ihren Lastthieren aufnehmen. Man unterhält Fabriken in baumwollenen und seidenen Zeuchen, in Metallwaaren, Waffen ꝛc., und treibt einen ausgebreiteten Handel mit Bombay und Surate. Die eigentliche Stapelwaare des Platzes aber ist Getreide. In den frühern Zeiten gehörte die Stadt dem Muhammedanischen Könige von Bejapoor, dem sie um die Mitte des 17. Jahrh. von den Maharatten entrissen wurde, von letztern aber im J. 1679 wieder durch Eroberung an die Muhammedaner zurückfiel, wobei viele Bewohner als Sklaven weggeführt wurden. Nach dem Tod Aurungzebs fiel sie wieder in die Gewalt der Maharatten, denen sie noch, jedoch seit 1818 unter britischer Oberherrschaft, gehört.

(*J. C. Schmidt.*)

HUTTE (La), kleines Dorf von 212 Einwohnern, in der ehemals dem Bischofe von Basel unterworfenen, jetzt zum eidgenössischen Cantone Bern gehörigen Landschaft Erguel, im Oberamte Courtlari. Es gehört zum Kirchspiele Pery. Seine Lage nahe an einem auf der Südseite sich steil erhebenden Berg ist so ungünstig, daß den Winter über nur die Hälfte des Dörfchens von der Sonne beschienen wird. Die Süß (la Suze), ein wilder Waldstrom, in dessen Nähe das Dörfchen liegt, entspringt oben im St. Immerthal, und durchströmt das Thal in verschiedenen Krümmungen, bis sie sich bei Biel in den Bielersee ergießt.

(*Escher.*)

HÜTTE, 1) Bergbau, eine Anstalt, wo im Großen aus Mineralien oder mineralischen Zwischenproducten durch chemische Processe mittels der Einwirkung des Feuers gewisse Producte (meist Metalle) bereitet werden, z. B. Silberhütte, Eisenhütte, Schwefelhütte ꝛc. (*O. Freiesleben.*)

2) Schiffsw., der bedeckte Raum auf dem hintern Theile der Schanze eines Schiffes (vergl. den nautischen Plan an Bd. VIII. dieser Sect. Fig. 7. y y und Fig. 14. i). Nur große Schiffe haben Hütten, welche in der Regel dem Capitaine zur Wohnung dienen. Es pflegen auch kleine Kammern daran zu sein, welche als Schlafzimmer gebraucht werden. Manchmal ist die Hütte der Länge oder Breite nach mit Bretern durchschoren, und dadurch in zwei Theile getheilt. Das darüber befindliche Verdeck wird die Campagne genannt. Vormals, wo die Hintertheile der Schiffe sehr hoch gebaut wurden, war über einer Hütte noch eine kleinere, die Oberhütte genannt (vergl. a. a. O. Fig. 14. l).

(*C. H. Müller.*)

HUTTEN (Geneal.). Im kurhessischen Kreise und Justizamte Schlüchtern, an welchem Orte schon zu den Zeiten der Karolinger ein reiches Benedictinerkloster blühte, liegt ein Dorf, Namens Hutten, von 78 Häusern und 650 Einwohnern, nach dem das ganze Thal der huttensche Grund genannt wird. Aus diesem Dorfe ging die durch einige ihrer Glieder, besonders aber den großen Ulrich, berühmt gewordene niederadelige Familie v. Hutten hervor, die später zu der fränkischen reichsunmittelbaren Ritterschaft gehörte. Die älteste Geschichte derselben ist ebenso dunkel, als die der meisten Familien ihres Standes, gleichwie ihre älteste Geschlechtsfolge [1]). Schon im J. 1140 schenkt ein Hezekind für sein und seiner verstorbenen Söhne Seelenheil ein Gut im Dorfe Hutten der fuldaischen Kirche; ob er aber auch zu der Familie v. Hutten gehörte, läßt sich freilich nicht sagen. Diese erscheint erst im J. 1274; damals lebten die Gebrüder Eckanbert, Hermann und Johann. Im J. 1310 versetzte Ludwig v. Hutten und seine Söhne, Friedrich und Ludwig, ihrem Schwager, Johann v. Fischborn, Zehenten zu Hesseberg, Steinbach, Mittelsinn und Oettloffsrode. Im J. 1322 setzte Abt Heinrich von Fulda Ritter Hermann und seinen Sohn, den Knappen Frovin (Wortwin) als Burgmannen auf Stolzenberg, und übertrug ihnen das Amt Herolz, sowie Letzterm 1327 ein Burglehen auf Werberg. Auch die Knappen Hermann und Johann, Gebrüder, wurden fuldaische Burgmannen ꝛc. Simon v. Hutten war 1305 zum Abte von Hersfeld erwählt. Gleich nach seinem Regierungsantritt einte er sich mit dem Abte Heinrich V. von Fulda; denn sie mochten einsehen, daß sie bei ihrer nahen Nachbarschaft durch Freundschaft Vortheile erringen konnten, die ihnen bei ihrer bisherigen Rivalität nicht möglich wurden. Bald kam er jedoch mit seiner Stadt Hersfeld in Streit,

1) Wie wenig zuverlässig die genealogischen Werke eines Biedermann, Humbracht ꝛc., insbesondere für die ältesten Zeiten sind, weiß jeder Geschichtsforscher, denn ihre Quelle für diese war keine andere, als Rürners Turnierbuch. Eine ausführlichere und umfassendere Geschichte der v. Hutten, als mir, nicht so sehr wegen der engen Grenzen dieses Aufsatzes, als vielmehr wegen noch zu erwartender Nachrichten, möglich war, werde ich in dem 3. Bde. meines Werkes: Die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer, geben.

(*Landau.*)

den der Abt von Fulda 1307 vermittelte. Im J. 1309 traten beide Äbte vereint den Anmaßungen des Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange von Thüringen entgegen, und Simon war unter denen, die ihn hinderten, Erfurt zu belagern. Als Friedrich 1312 auch mit dem Markgrafen von Brandenburg in Kampf gerieth, zogen beide Äbte mit den Bürgern von Erfurt auf sein Gebiet, wo sie einige Orte zerstörten. Papst Clemens V. sandte Simon nach Eisenach, wo die Bürger die Domkirche und das Schloß Klemma zerstört hatten, um diese dafür zu strafen. Im October 1315 war er bereits verstorben. Jetzt entstanden, wenn sie nicht schon vorhanden waren, mehre Linien, nach den verschiedenen Besitzungen getheilt. Der Ursprung derselben läßt sich jedoch nicht mit Sicherheit nachweisen, und da es hier um so weniger am Orte sein möchte, sich darüber in Untersuchungen einzulassen, und statt Thatsachen Hypothesen zu geben, so führen wir die einzelnen Linien alsbald vor.

I. Die älteste Linie zu Stolzenberg.

Dieses am rechten Ufer der Kinzig, zwischen Schlüchtern und Gelnhausen, bei Salmünster gelegene Schloß gehörte seit dem 13. Jahrh. der Abtei Fulda und mochte seine Gründung den an seinem Fuße springenden Salzquellen zu danken haben. Die v. Hutten begründeten als fuldaische Burgmannen hier einen Sitz. Friedrich, wahrscheinlich ein Bruder des obengenannten Frowins, ist der Stifter dieser Linie. Er war Marschall des Abts Heinrich von Fulda, der ihm für seine Dienste 1327 Güter vor dem Schlosse Neuhof verschrieb und mit einem Burglehn daselbst belehnte. Im J. 1328 erhielt er und sein Bruder Frowin die Amtmannschaft auf Stolzenberg, und dafür Gefälle im Amt angewiesen. Im J. 1329 wurden sie auch fuldaische Burgmannen zu Salmünster, sowie 1330 Amtleute zu Neuhof, wo ihnen 1335 alle Gülten für 400 Pfund Heller auf fünf Jahre verschrieben wurden. Zu Folge einer Urkunde von 1344 wäre Friedrich damals kaiserlicher Landvoigt in der Wetterau und Schultheiß zu Frankfurt gewesen; man bezweifelt aber deren Echtheit. In diesem Jahr erkaufte er von Heinrich von Isenburg einen Theil des Gerichts Burgjosse im Spessart für 350 Pfund Heller auf Wiederkauf. Im J. 1349 verschrieb er sich dem Dienste des mainzischen Verwesers, Kuno v. Falkenstein, wider den Gegenerzbischof Gerlach v. Nassau und dessen Bundesgenossen. Ob er in dem hiernächst folgenden Kriege geblieben, ist unbekannt; er findet sich nicht weiter. Mit seiner Hausfrau, Hedwig v. Ronneburg, hatte er fünf Söhne, von denen Konrad und Frowin die Stifter zweier Linien wurden.

1) Die Konradinische Linie zu Stolzenberg.

Konrad begleitete 1352 den Kaiser Friedrich nach Rom zur Krönung und Vermählung, und folgte seinem Vater im fuldaischen Marschallamt. Abt Heinrich von Fulda verschrieb ihm und seinem Bruder, Frowin, 1362 das nördlich von Brückenau auf der Röhn liegende Schloß Werberg mit dem Gerichte Motten für 5000 Pfund fuld. Heller. Erzbischof Adolf von Mainz hatte Konrad einen Theil von Orb im Spessart, sowie für 2400 Fl. den Zoll zu Aschaffenburg versetzt; auch war dieser Amtmann zu Orb. Im J. 1379 berechnete er sich mit dem Erzbischofe wegen seiner Dienste ꝛc.; seine Foderung betrug 1500 Fl., die noch auf Orb geschlagen wurden. In demselben Jahre findet man ihn auch als Hofmeister des Bischofs Gerhard v. Würzburg, der ihm 1381 das Schloß, Stadt und Amt Arnstein versetzte; auch das Schloß Trimberg wurde ihm verpfändet, und später erhielt er beide zu Lehn. Von Fulda erwarb er sich einen Sitz auf der Burg Saleck. Er hinterließ drei Söhne, Friedrich, Hartmuth und Ludwig. Diese wagten den Versuch, das Schloß Werberg der Abtei Fulda zu entziehen; sie gaben es für ihr Eigen aus, und verkauften sowol Mainz als Würzburg die Öffnung desselben. Aber noch höher sollte Fulda verletzt werden. In Gemeinschaft mit ihren Vettern der Frowinschen Linie trieben sie von Stolzenberg und Warberg aus ein schreckliches Raubhandwerk, selbst die Glocken in den Thürmen blieben nicht verschont von ihrer Beuteluſt. Deshalb vereinten sich endlich mit dem Hauptmanne des Landfriedens, Friedrich Schenk von Limburg, die geistlichen Fürsten von Würzburg und Fulda, und die Grafen von Henneberg, und belagerten Warberg. Aber Frowin und Ludwig v. H. widerstanden jeder ihrer Anstrengungen; die andern beunruhigten indessen die Belagerer und verwüsteten deren Lande; sie plünderten selbst die Propstei St. Johannesberg bei Fulda. Endlich näherte man sich, knüpfte Unterhandlungen an und am 30. Nov. 1403 kam in einem Hofe vor dem Schloß ein vorläufiger Friede zu Stande. In Schweinfurt wurden die gegenseitigen Ansprüche ꝛc. im folgenden Jahre zur Entscheidung gebracht, da aber die von Hutten ausblieben, wurden sie zum Ersatze des gethanen Schadens verurtheilt. Friedrich hinterließ zwei Söhne, Bartholomäus und Konrad. Ersterer stiftete die Linie zu Arnstein und Saleck, Letzterer die zu Trimberg. Arnstein wurde 1440 im würzburgschen Kriege von den Sachsen belagert; mit Hilfe der v. Thüngen vertheidigte Bartholomäus dasselbe aber so tapfer, daß sie die Belagerung aufgeben mußten. Seine Söhne, Barthel (1468 † 1495) und Jost (1468 † 1483), lösten 1475 das fuldaische Schloß Saleck für 2000 Fl. von Konrad v. Hutten an sich. Nur Barthel hinterließ Söhne, sieben an der Zahl, unter denen drei Geistliche: Hypolit, Chorherr zu Neumünster, Domherr zu Würzburg und Eichstädt, Wolf, Domherr zu Würzburg, und Adrian, Domherr zu Bamberg. Von den Weltlichen hatte nur Erasmus, der zu Michelfeld saß, einen Sohn, Siegmund, mit dem diese Seitenlinie 1550 erlosch. Friedrichs zweiter Sohn, Konrad († 1443), war Amtmann zu Trimberg, und stiftete die Linie zu Trimberg. Dreimal verehelicht, hinterließ er, außer drei Töchtern, zwei Söhne, Georg und Konrad. Letzterer, würzburgischer Rath und Oberhofmeister, siegte mit andern würzburgischen Hauptleuten 1465 bei Sambach über die Bamberger. Im J. 1472 erhielt er das Schloß Saleck von dem Stifte Fulda auf sechs Jahre amtsweise eingegeben; nachdem es ihm jedoch als Pfandschaft eingeräumt worden, lösten es von ihm 1475

seine Vettern, Barthel und Joſt v. Hutten. Als das durch die Gefangennehmung des jungen Schwärmers von Niklashauſen aufgeregte Volk Würzburg umlagerte, war es insbeſondere Konrads Rednertalent, welches die empörte Menge beſänftigte. Im J. 1485 verpfändete ihm Landgraf Wilhelm von Heſſen ein Viertel von Brückenau und Schildeck, welches erſt 1500 von ſeinem Sohne wieder abgelöſt wurde. Ein rüſtiger Degen, hatte er manches Turnier beſucht und manchen Dank erſtritten. Dieſes geſchah theils auf eigene Koſten, theils im Gefolge von Fürſten und Grafen. So war er 1479 zu Würzburg, 1481 mit Markgraf Friedrich von Brandenburg zu Heidelberg, 1484 zu Stuttgart, 1485 mit Graf Eberhard von Würtemberg zu Onolzbach, 1486 zu Bamberg und 1487 zu Worms, wo er in die Geſellſchaft des Bären aufgenommen wurde. Er ſtarb 1500 und hatte zwei Söhne, Ludwig und Konrad. Ludwig, würzburgiſcher Rath und Erbamtmann zu Trimberg († 1517), ſtiftete durch die Erwerbung des Schloſſes Frankenberg von den v. Hasberg die frankenbergiſche Linie. Von ſeinen acht Söhnen, von denen nur Ulrich, Amtmann von Ulſenheim, Ludwig, Amtmann zu Kitzingen (welche 1528 von ihrem Vetter, Frowin v. Hutten, deſſen Antheil am Joßgrunde, Salmünſter, Soden ꝛc. erwarben) und Hans (ſ. d. Specialart.), verehelicht waren, hatten nur Ulrich und Hans Söhne, Erſterer Ludwig und Konrad, Letzterer Hans und Ludwig, welche zu Vorderfrankenberg ſaßen. Mit Konrad erloſch 1559 die Linie zu Vorderfrankenberg. Der zweite Sohn Konrads, Konrad, Erbamtmann zu Arnſtein, erwarb das Schloß Birkenfeld bei Hofheim im Würzburgiſchen, und wurde 1488 heſſiſcher Amtmann zu Schmalkalden. Da Würzburg die Schlöſſer Trimberg und Arnſtein einlöſte, nannte ſich ſeine Linie nun nach Birkenfeld. Er ſtarb im J. 1513. Sein Sohn, Bernhard (geſt. 1474, † 1539), würzburgiſcher Amtmann zu Königshofen, zeugte mit Gertrud v. Ebersberg, gen. von Weihers, vier Söhne: (*G. Landau.*)

Dazu gehörte a) Moritz (geb. 1503, † 1552), der als Dompropſt zu Würzburg zum Fürſtbiſchofe von Eichſtädt 1539 erwählt wurde; b) Philipp (ſ. d. Specialart.), und c) Wilhelm († 1554), brandenburg-onolzbachiſcher Amtmann zu Windsberg, der mit Eva von Heßberg und Anna von Selbitz Georg Ludwig, kurpfälziſchen Geheimenrath, Oberhofmeiſter und Faut zu Moßbach, welcher 1613 unverheirathet ſtarb, und Bernhard II. († 1613) hinterließ. Dieſer war kaiſerl. und brandenb.-onolzbachiſcher Rath und Obervoigt zu Onolzbach. Im J. 1589 wurde er vom Markgrafen Georg Friedrich an ſeiner Statt als kaiſerl. Curator nach Meiningen geſchickt, um die Theilung der gefürſteten Grafſchaft Henneberg, zwiſchen dem kur- und den herzogl. ſächſiſchen Häuſern vorzunehmen. Nach dem Tode ſeines Bruders erbte er die Allodialherrſchaft Frankenberg, die er dann dem Hauſe Brandenburg zu Lehn auftrug. Von ſeinen mit Amalia von Thüngen erzeugten fünf Söhnen und vier Töchtern führte Georg Friedrich († 1630) dieſe Linie mit Blandine von Eyb weiter fort. Während des dreißigjährigen Krieges kam Frankenberg, nachdem es von den Kaiſerlichen erobert war (1632), in Beſitz des Biſc von Würzburg, der es auch bis zum weſtfäliſchen F den behalten hatte, wo es an Huttens Sohn, Veit wig (1655), zurückgegeben wurde; doch das reichha Archiv blieb in würzburgiſchen Händen und auf die Re regalien erhielten die Reichsgrafen von Schwarzen die Anwartſchaft. Von ſeinen ſieben Söhnen pfl nur Hans Ernſt († 1699) ſeine Linie mit eilf Sö und vier Töchtern dauerhaft fort. Er war Ritte des Cantons Baunach, und erwarb ſich die Ritter Walchenfeld und Ermanshauſen unweit Königsfeld Cantone Baunach. Von ſeinen Söhnen war Karl H rich († 1692) ſachſen-eiſenachiſcher Oberſtallmeiſter Oberſtlieutenant eines Dragonerregiments in holländiſ Solde; Bernhard Friedrich († 1728) würzburgiſcher heimerath; Johann Philipp, der mit Maria Jul Marſchall von Oſtheim verheirathet war, wurde, wie Vater, zum Ritterrathe des Cantons Baunach erw und acquirirte die nicht weit von ſeinem Schloſſe F kenberg gelegenen Rittergüter Ippesheim, Geckenh Nenzenheim und Reuſch. Mit ſeinem Sohne, Phi Friedrich, Ritterhauptmanne des Cantons Baunach, brandenb.-ansbachiſchem Staatsminiſter und Kammer ſidenten, erloſch 1782 dieſe frankenberger Linie, inde ſowol von Katharina von der Gröben, als auch Anna Benigna, Freiin Rüdt von Collenberg, keine der hinterließ. Laut Teſtament vom 7. Sept. 1782 er ſeine erkauften Güter, als das Rittergut Asbach, den Zehenten und Gefällen zu Ippesheim, Nenzenh Reuſch und Birkenfeld, wie auch ſeine ſämmtlichen A capitalien, Baarſchaften, Caſſenbeſtände, Rechnungs- Liquidationsreſte, Pretioſen, Gold- und Silbergeſc Güterinventarien, wie auch die fructus ultimi anni Meliorationspoſten zur Errichtung eines Fräuleinſt für den alten fränkiſchen Adel, in beſonderer Beziehung auf die freiherrl. von Huttenſchen und Rüdt-Collenb ſchen Geſchlechter, beſtimmt. Die Anzahl der Stift men iſt, außer der Abatiſſin, auf acht Fräulein eva Confeſſion feſtgeſetzt. Die Äbtiſſin erhält 1000, Conventualin jährlich 500 Fl., nebſt freier Wohn Bei Feierlichkeiten tragen die Damen einen ſchwa Anzug, worüber an einer goldenen Kette ein Medai mit der Namensſchiffre des Stifters, an der linken befeſtigt iſt. Das der Äbtiſſin oder Pröpſtin iſt Diamanten eingefaßt. Die Statuten dieſes Fideicom Familien-Fräuleinſtiftes wurden am 17. Nov. 1804 teutſchen Kaiſer Franz, und nach Auflöſung der teut Reichsverfaſſung vom Könige von Baiern beſtätigt. gleich iſt mit dieſem Stift eine Penſionsanſtalt fü Fräulein des ehemaligen Rittercantons Baunach ver den, wovon eine jede 150—200 Fl. jährlich erhält, u das Stiftungsvermögen, welches durch 1200 Fl. Inter jedes Jahr als Capital vergrößert werden ſoll, dieſes läßt. Die Bibliothek des Stiftes, wozu ebenfalls Fond ausgeſetzt iſt, befindet ſich im Stifte, welche Nürnberg ſeinen Sitz hat, woſelbſt auch die Pröp und einige Conventualinnen wohnen, indem es au dem einer Jeden frei ſteht, ihren Wohnſitz aufzuſchla

wo sie will. Die einzige Schwester dieses Johann Philipp Friedrich, Elisabeth, die an den brandenburg-ansbachschen Geheimenrath und Staatsminister Friedrich Karl Voit von Salzburg verheirathet war, erbte dennoch eine ansehnliche Allodialerbschaft, als die Rittergüter Birkenfeld und Ermertshausen bei Hofheim; Ebbesheim, Reusch, Nenzenheim und Geggenheim bei Frankenberg, nebst dem Rittergute Walchenfeld bei Hofheim, und nur die Lehnschaften kamen an die v. Hutten-Stolzenberger Linie. Die Herrschaft Frankenberg zog der letzte Markgraf von Ansbach und Baireuth ein, der mit dem Schlosse seinen Oberkammerherrn, Frhrn. von Pöllnitz, belehnte, aber die dazu gehörigen Dorfschaften dem Oberamt Uffenheim zuwies. Die Reichsregalien, als der Bann, die Zollstätten und die hohe Gerichtsbarkeit, wurden aber, der frühern Anwartschaft wegen, dem Fürsten von Schwarzenberg zugetheilt.

(*Albert Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

2) Die Frowinsche Linie zu Stolzenberg.

Frowin, der Sohn Friedrichs, wurde deren Stifter. Er blieb 1373 in einem Treffen und hinterließ drei Söhne, Friedrich, Ritter, Frowin und Konrad. Abt Friedrich von Fulda versetzte diesen 1384 die Burg Stolzenberg, Soden, Salmünster, das Gericht, die Juden ꝛc. für 5400 Pfund Heller. Auch liehen sie dem Abte noch 1000 Fl. Nachdem Konrad und Friedrich gestorben, ersterer mit Hinterlassung eines Sohnes, erneuerte der Abt mit diesem und Frowin 1390 jenen Pfandvertrag, wobei die Pfandsumme auf 9200 Fl. bestimmt wurde. Im J. 1391 erhielt Frowin einen Hof zu Salmünster. Er hinterließ fünf Söhne, von denen Ludwig 1392 Güter in Neuseß verkaufte und 1395 mit Fritz v. H. und andern das von Würzburg eroberte Sodenberg verpfändet erhielt. In der würzburgischen Fehde von 1400, in der er und seine Brüder, Frowin, Hans und Konrad, auf der Seite der Stadt Würzburg fochten, fielen sie sämmtlich in dem unglücklichen Treffen bei Berchtheim in Gefangenschaft. Im J. 1405 wurde Frowin Burgmann zu Urzell, und befand sich 1409 in einer Fehde gegen Frankfurt. Hans erkaufte noch 1430 von Bartholomäus v. H. dessen Antheil am Joßgrunde, Soden, Salmünster, Hausen, Orb ꝛc. Nur dieser allein setzte den Stamm dauernd fort. Von seinen vier Söhnen, Konrad, Ludwig, Andreas und Hans, traten die beiden letztern 1441 in rineckſche Dienste. Hans löste 1444 von seinem Schwager, v. Thüngen, den mainzischen Theil des Joßgrundes für 2500 Fl. an sich. Wie schon gesagt, war unter Stolzenberg im Orte Soden eine reiche Salzquelle; mit dieser wurden 1447 Konrad, Ludwig und Hans v. H. nebst noch fünf andern von Fulda beliehen. Durch Ludwig und Hans entstanden zwei neue Linien. a) Hansens († 1461) gleichnamiger Sohn († 1504) hatte vier Söhne, Nikolaus, welcher Johanniterritter wurde, Jakob, Hans und Frowin. Im J. 1517 schlossen sie und ihre Vettern einen Burgfrieden über Stolzenberg, Soden, Salmünster und Hausen. Frowin war kaiserlicher Rath und Kriegshauptmann und Marschall des edeln Kurfürsten Uriel von Mainz; er war einer der gerechtesten und biedersten Männer, engverbrüdert mit seinem großen Vetter Ulrich und ein Freund Franzens v. Sickingen. Voll warmer Liebe arbeitete er mit an dem großen Werke der Reformation, und wie ihn Luther schätzte, sieht man auf dessen Rückreise von Worms, wo er auf Stolzenberg bei Frowin einkehrte. An den Fehden Sickingens nahm er mehrfach Theil und schlug unter andern 1518 einen hessischen Haufen im Taunus. In den Jahren 1522 und 1523 sank Sickingen und seine Freunde. Auch Frowin war als solcher bekannt. Die drei gegen Franz verbündeten Fürsten erklärten ihn als solchen ebenfalls des Landfriedensbruches schuldig und in die Reichsacht verfallen, und noch ehe das Unwetter über jenen hereinbrach, war Frowin schon demselben erlegen. Am 22. Oct. 1522 erhielt er von Hessen, Pfalz und Trier den Fehdebrief, und schon am 24. Oct., nachdem bereits Kronenberg, Gelnhausen, Rückingen erobert, erschienen die hessischen Haufen und griffen seine Festen an; nach kurzer Gegenwehr siegte die Übermacht; Hausen, Salmünster und Stolzenberg wurden erobert, Frowins Theil an denselben in Besitz genommen und unter einen hessischen Amtmann gestellt. Auch Jakobs Sohn, Frowin der jüngere, verlor einen Theil seiner Güter, obgleich er nie Antheil an Fehden genommen und zu arm war, sich selbst ein reisiges Pferd zu halten [2]). Beide Frowins klagten beim Reichsregimente zu Nürnberg, und brachten am 12. Dec. 1522 ein Pönalmandat gegen die Fürsten aus. Mit leidenschaftlicher Hitze wurde der Streit geführt und von den Fürsten Alles aufgeboten, die Sache für sich günstiger zu gestalten, und als Alles vergeblich blieb, griffen sie selbst das Reichsregiment mit den heftigsten Schmähungen an. Es gelang ihnen nur, die Sache in die Länge zu ziehen. Da das Gericht mehr Gewalt hatte, Urtheile zu fällen, als auch in Vollzug zu setzen, so fügten sie sich um so weniger dem Richterspruch, und ließen Frowin kein anderes Mittel, als sich einem Vergleiche zu fügen. Dieser kam am 22. August 1526 zu Speier zu Stande. Er erhielt hierdurch zwar seine Güter zurück, mußte aber von denselben, im Werthe von 1000 Fl., dem Landgrafen zu Lehn auftragen; es waren diese das Dorf Alsberg und der Schönhof, mit denen nach seinem Tode die frankenberger Linie beliehen wurde. Dieser erfolgte im Januar 1529. Mit seiner Gattin Kunigunde v. Hattstein hatte er drei Töchter, aber keine Söhne gezeugt. Von seines Bruders, Jakob, Söhnen war Barthel teutscher Ordensritter und Jost Geistlicher. Mit Frowin dem Jüngern starb diese Unterlinie 1540 aus.

Ludwig, Hansens zweiter Sohn, war der Stifter der andern Unterlinie. Von seinen vier Söhnen trat Melchior in den teutschen Orden, und Johann war Chorherr im Stifte Fulda. Der älteste, Ludwig, erhielt die Güter seines Schwähers, Giso v. Biebergau, zu denen

2) Es ist dieses aus den Originalpapieren im Archive der Provinzialregierung Niederhessens zu Cassel entnommen und Münchs Franz v. Sickingens Thaten, Plane, Freunde und Ausgang, I. S. 267 darnach zu berichtigen. (*Landau.*)

unter andern auch Romsthal gehörte; auch kaufte er Güter zu Salmünster und im Gerichte Reichenbach. Er starb früh und seine Witwe ehelichte zum zweiten Male Johann v. Nordeck zur Rabenau. Ludwigs Sohn, Dietrich († 1522), hatte drei Söhne, Ludwig, Rab und Lukas. Nachdem der erstere 1532 als Burggraf von Gelnhausen gestorben, folgte ihm Lukas in dieser Würde; dieser erkaufte die fuldaischen Lehngüter der Familie Reiprecht, und starb 1546 ohne Söhne. Nur Ludwig setzte in seinen Söhnen den Stamm fort. Die Söhne seines Enkels, Johann († 1617), welcher 1615 einen Familienvertrag errichtete, wornach die Töchter vom Erbe abgefunden werden sollten, und der 1616 das Forstmeistersche Gut zu Marborn erkaufte, theilten sich in drei Linien: Johann Hartmuth (geb. 1579, † 1628) stiftete die Linie zu Salmünster, Daniel (geb. 1581, † 1628), der durch seine Frau, Katharina v. Mörle zu Beheim, Dorf und Schloß Niederkalbach erwarb, die zu Soden, und Friedrich die zu Romsthal-Steinbach. Ersterer bestätigte im J. 1647 den Vertrag seines Vaters, und setzte als Abfindung für jede seiner vier Töchter 4000 Thlr. fest. Während die Linie zu Soden mit Daniels Sohne, Friedrich, welcher teutscher Ordensritter war, schon 1643 erlosch, entstanden durch Johann Hartmuths Söhne wiederum drei neue Linien; indem Johann Friedrich die zu Salmünster, und Georg Ludwig, hanau'scher Geheimerath, Oberst und Commandant von Hanau, die zu Soden stifteten, entstand durch Philipp Ehrenreich die dritte. Mit dessen Sohne, Johann Philipp, der als teutscher Ordensritter vor Neuhaus blieb, erlosch dieselbe jedoch schon wieder im Mannsstamme; seine drei Schwestern beerbten ihn, und verkauften seine Güter später an die v. Losberg. Johann Friedrichs Enkel hatte zwei Söhne und eine Tochter; letztere, verehelicht an den Obersten v. Köller, brachte einen Theil der väterlichen Güter an sich, in deren Besitze sich ihre Nachkommen noch jetzt befinden. Ihr Bruder, Max, hinterließ zwar zwei Söhne, aber beide, Georg Friedrich zuletzt 1800, starben ohne Kinder, und wurden durch ihre Schwester Karoline, verehelichte v. Buseck, beerbt; auch diese starb 1817 ohne Kinder. Von der soder Linie trat Georg Ludwigs Sohn, Johann Philipp, zur katholischen Religion über. Er war fuldaischer Geheimerath und Oberamtmann zu Urzel, und starb 1737 im 80. Lebensjahre. Sein Sohn, Georg Ludwig, war kaiserl. Oberst und würzburgischer Generalmajor, Kammerherr und Oberhofkriegsrath; mit seinem Sohne, Karl Philipp, Kämmerer und Rittmeister, erlosch die Linie am 2. Febr. 1814. Die Güter desselben fielen auf seine einzige Tochter, Johannette, verehelichte v. Lindenau.

(*G. Landau.*)

Friedrich v. H. († 1639), als kaiserl. königl. Oberst im dreißigjährigen Kriege bekannt, war durch Anna Maria von Diemantstein Urheber der jüngern Linie zu Stolzenberg. Sein Sohn, Johann v. H. († 1690), würzburgischer Rath und Oberamtmann zu Mainberg und Haßfurt, hatte von Anna Maria von Hagen zu Motten acht Söhne und fünf Töchter erhalten. Von den Töchtern starb Elisabeth v. H. als Äbtissin zu St. Anna in Würzburg 1735, und Sophia als würdige Mutter der Ursulinerinnen zu Kitzingen. Von den Söhnen war nur Franz Ludwig v. H. (1728) mit Johanna, Freiin von Bicken, verheirathet. Er war kaiserl. königl. und würzburgischer Geheimerath und Oberamtmann zu Geroldshofen. Seine Brüder hatten alle den geistlichen Stand gewählt, als: Peter Philipp v. H. († 1729), Domscholaster zu Würzburg, Oberpropst zu Wächterswinkel und Neumünster, wie auch würzburgischer Geheimerath und Kammerpräsident; Konrad Wilhelm v. H. († 1739), fuldaischer Propst zu St. Petersberg; Christoph Franz v. H. (geb. 1673, † 1729), wurde als Domdechant zu Würzburg, 1724 zum Fürstbischofe daselbst gewählt. Von Franz Ludwigs mit 14 Kindern gesegneter Ehe überlebten nur vier Söhne und drei Töchter den Vater. Auch diese waren alle in Domstiftern aufgeschworen, als: Wilhelm Anton, Domcapitular zu Mainz und Würzburg, auch Collegiatsherr zu St. Alban in Mainz; Adelbert Philipp, Domherr zu Bamberg und Kanonikus zu Kamburg; Franz Christoph, Domherr zu Speier und gefürsteter Propst zu Weißenburg, der 1743 zum Fürstbischofe von Speier erwählt wurde, Stifter einer vortrefflichen Bildergalerie, die von seinen Erben in dem Huttenschen Hofe zu Würzburg bis zum J. 1829 aufgestellt war, wo sie dann verkauft wurde. Philipp Wilhelm, der ebenfalls Domherr zu Hildesheim und Speier war, resignirte daher, erhielt die päpstliche Erlaubniß, sich zu verheirathen, und wurde durch Maria Karolina, Gräfin von Rotenhan zu Merzbach, Stifter des noch jetzt blühenden reichsfreiherrlichen Geschlechts von Hutten. Von seinen neun Kindern war Franz Ludwig († 18..) Domdechant zu Speier und Domherr zu Mainz, als fürstlich speierscher Geheimerath und Minister ein großer Beförderer und eifriger Beschützer der Künste und Wissenschaften, der von vielen gelehrten Gesellschaften zu ihrem Mitglied ernannt wurde; Joseph Karl († 1811) Dompropst zu Bamberg, wo er auch zugleich Geheimerath war; Ferdinand († 1794) kaiserl. königl. Feldmarschall-Lieutenant und Kämmerer, ein ausgezeichneter General in den türkischen Feldzügen von den Jahren 1787—1789; Friedrich Karl († 1811) pflanzte diese Linie mit Karolina, Freiin von Greifenklau zu Vollraths, fort. Er war kaiserl. königl. Kämmerer, fürstl. speierscher Geheimerath und Oberamtmann zu Kirnweiler, fürstl. würzburg. und bambergischer Hof- und Regierungsrath und Oberamtmann zu Gerolzhofen, und hatte als Botschafter von den geistlichen Fürstenthümern in Franken und am Rhein in den verhängnißvollen Kriegsjahren einen sehr schweren Stand zu behaupten. Sein einziger Sohn, Franz Christoph, königl. bairischer Kämmerer, Comthur des St. Josephordens und Ehrenritter des Malteserordens, früher Ritterrath des Cantons Rhön und Werra, und fürstl. würzburgischer Oberamtmann zu Schwanfeld, wurde von allen Mitgliedern der ehemaligen Reichsritterschaft in Franken, Schwaben und am Rheine mit dem Freiherrn Speth von Zwiefalten zu Abgeordneten erwählt, um bei dem Congresse zu Wien 1814 die Angelegenheiten ihrer Standesgenossen, die durch die Mediatisirung in vielen

Ländern hart gedrückt wurden, einen bessern Zustand zu bewirken, welches auch, soviel als thunlich war, geschah. Mit Charlotte, Freiin von Gebsattel, erzielte er zwei Söhne, nämlich Ferdinand (geb. 1793), königl. bairischen Rittmeister à la suite, und großherzogl. toscanischer Kämmerer, verheirathet mit Auguste, Freiin von Hack, und Friedrich (geb. 1794), königl. bairischen Kämmerer, verheirathet mit Maria, Freiin von Redwitz-Küps.

(*Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

II. Ältere Linie zu Gronau.

Gronau, im Sinngrunde des Spessarts liegend, war deren Sitz; aber nur wenig ist von derselben bekannt, und das sie umhüllende Dunkel vermag ich noch nicht zu erhellen. Wahrscheinlich war sie eine Abtheilung der steckelberger Linie, weil diese sie nach ihrem Erlöschen beerbte. Zu ihr gehörte Ludwig, dessen Söhne, Ludwig und Hans, in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. lebten; Ludwig erhielt 1438 ein hanau'sches Burgmannslehen zu Gronau, und Hans wurde 1423 vom Grafen Johann v. Ziegenhain mit Gütern zu Rorbach, Welings, Omersbach ꝛc. beliehen. Mit Ludwigs Sohne, Ludwig, erlosch diese Linie ums J. 1478. Ihre Besitzungen gingen, wie gesagt, auf die steckelberger Linie über.

III. Linie zu Steckelberg.

Da, wo sich der Spessart mit der Rhön verknüpft und die Quellen der Kinzig fließen, im kurhessischen Kreise Schlüchtern, schauen von einem hohen Felsengipfel die Trümmer der Steckelburg herab. Im J. 1167 wird ihrer Kirche gedacht, und schon seit früher findet sich ein Dynastengeschlecht, welches ihren Namen führte, das aber später zum niedern Adel herabsank. Im 13. Jahrh. findet man die Burg dem Bisthume Würzburg gehörend, in dessen Diöcese sie auch lag. Im J. 1274 versetzte dasselbe sie dem Dynasten Reinhard von Hanau. Später wurde sie der Sitz einer Hauptlinie der Familie v. Hutten. Wie diese sie erworben, darüber liegen keine bestimmte Nachrichten vor. Der erste, der sich mit Sicherheit zu dieser Linie zählen läßt, ist Frowin. Er war hanau'scher Voigt zu Schwarzenfels, und brachte ein dasiges Burglehen auf seine Nachkommen. Mit Bewilligung der Grafen von Hanau baute er 1375 eine Burg zu Volmerz. Er ehelichte Lukarde v. Steckelberg, Ulrichs v. Steckelberg Tochter, und hinterließ vier Söhne: Heinrich, Hartmann, Ulrich und Friedrich, von denen aber nur Ulrich den Stamm dauernd fortsetzte, und zwar durch seinen Sohn Hans, der 1423 die durch Ulrich, seines Oheims Friedrich Sohn, erledigten hanau'schen Lehn erhielt, und 1434 mit Ludwig, seinem Vetter, einen Burgsitz zu Brückenau erkaufte. Er hinterließ drei Söhne, von denen Lorenz, geboren ums J. 1411, 1491 noch lebte. Er versetzte mehre seiner Lehngüter, erwarb 1452 Güter zu Herolz ꝛc.; 1457 erkaufte er von der fuldaischen Propstei Neuenberg deren Güter zu Volmerts, Sanders, Weiperts; desgleichen auch Güter von den Finken, von Marborn ꝛc. Auch hatte er einen Burgsitz zu Soden. Durch die Lage der Steckelburg zwischen mehren Gebieten, in der Nähe einer schon früh belebten Straße, war sie zu Raub und Wegelagerung sehr geeignet. Dieses benutzte auch Lorenz, im Bunde mit seinen Vettern, so lebhaft, daß sich Bischof Johann von Würzburg genöthigt sah, gegen sie auszuziehen und die Burg zu erobern. Erst unter dessen Nachfolger, Bischof Rudolf, erhielten sie im J. 1468 die Burg zurück. Sie mußten von Neuem Würzburg als Lehensherrn anerkennen und die Öffnung der Burg geloben. Durch das Aussterben der ältern gronauer Linie erhielt Lorenz deren Güter und wurde 1478 von Hanau mit dem Schloß Altengronau beliehen. Im J. 1482 theilte er seine Güter mit seinen drei Söhnen; für sich behielt er Volmerts und Ramholz, welche nach seinem Tode seinem Sohn Ulrich, der den Burgsitz zu Schwarzenfels erhalten, zufallen sollten. Seine übrigen Söhne waren Ludwig und Fritz, von denen Ulrich und Fritz zwei Linien stifteten. a) Die jüngere steckelberger stiftete Ulrich. Er stand 1503 in hessischen Diensten, hatte sich aber auch im kaiserlichen Heere mehrfach versucht. Mit seiner Gattin, Ottilie v. Eberstein, hatte er vier Söhne: Frowin, Lorenz, der 1525 Würzburg gegen die Bauern vertheidigen half, Hans, welcher Amtmann zu Saleck war, und Ulrich (s. den Art.), der seinen und seiner Familie Namen in den Büchern der Weltgeschichte verewigte. Frowin lag in häufigem Streite mit Hanau wegen des Joßgrundes. Lorenz, geschätzt wegen seines trefflichen Charakters, hinterließ einen Sohn, Peter, sein Bruder, Hans, dagegen fünf Söhne, von denen Lorenz Amtmann zu Mainberg und Wolf Dietrich Domdechant zu Würzburg und Domherr zu Eichstädt waren. Aber alle diese starben söhnelos und ihre Güter fielen auf die Linie zu Altengronau. b) Steckelberg-Gronauer Linie. Des Stifters Fritz Sohn, Eitel, übergab das neue Haus unter Altengronau in Landgrafen Philipps von Hessen Schutz. Er hatte drei Söhne, welche die Güter der Steckelberger erbten und sich in zwei Linien theilten. Alexander erwarb durch seine Frau, die Tochter Kaspars von Gelnhausen, ansehnliche Güter; von dessen Söhnen starb Wolf Ludwig, pfälzischer Rath und Voigt zu Germersheim, ohne Söhne; nur Florian setzte den Stamm fort. Er verkaufte die mütterlichen Güter, auch sein Gut zu Aura, und starb 1627. Obgleich er vier Söhne hatte, starben doch alle ohne männliche Nachkommen. So gingen seine Güter auf die Erben seines Oheims, Sebastian, über. Dieser hatte drei Söhne: Georg Friedrich zu Altengronau, Cirias Eitel zu Sanders, und Johann Philipp zu Ramholz. Nachdem Cirias Eitel, der letzte der Brüder, um 1621 gestorben, beerbten ihn drei Söhne, von denen aber nur Philipp Daniel die höhern männlichen Jahre erreichte. Der dreißigjährige Krieg hatte die Gegend um Schlüchtern härter als viele andere gedrückt, auch die Huttenschen Güter lagen verwüstet. Sie mußten hergestellt werden, aber Daniel fehlten die Mittel; auch seiner Schwester hatte er die Mitgift noch nicht bezahlt. Deshalb versetzte er 1642 seinem Schwager, dem Major Casimir Karl v. Landas, seine Besitzungen Ramholz und Volmerts, und verkaufte 1648 Altengronau mit dem ganzen

Sinngrunde für 28,600 Fl. an Heſſencaſſel. Ramholz und Volmerts gingen durch eine Landasſche Erbtochter auf die Grafen v. Degenfeld über. Nachdem wegen dieſer Pfandſchaften lange geſtritten, verglich ſich Philipp Daniels Sohn, Johann Hartmuth (Hartmann) 1698, indem er noch eine weitere Summe empfing, ja auch gegen 600 Fl. die ſchon zum Theil verfallene Steckelburg dem Grafen v. Degenfeld in Pfand gab. Mit Johann Hartmuth, geboren 1654, ſtarb am 14. Jan. 1714 der letzte männliche Sproſſe der ſteckelberg-gronauer Linie, deren Güter theils die Pfandinhaber behielten, theils von den Lehensherren eingezogen wurden. (*C. Landau.*)

Der Grundbeſitz dieſes freiherrlichen Geſchlechts beſteht gegenwärtig im Königreiche Baiern 1) aus dem Huttenſchen Hofe zu Würzburg; 2) aus dem Patrimonialgericht erſter Claſſe Steinbach und den dazu gehörigen Gülden und Zinſen zu Wieſenfeld, Maſſenbach, Rohrbach, Hofſtetten und Binzfeld; 3) aus dem Patrimonialgericht erſter Claſſe Walchenfeld und dem Hofe Reckartshauſen, und den Zehnten und Gefällen zu Neuſes, Aſchersdorf, Oberſulzbach und Wienhauſen; 4) aus dem Patrimonialgericht erſter Claſſe Stockach; 5) aus den Lehnen zu Uffenheim, Ippesheim, Geckenheim, Nenzenheim, Huttenheim und Reuſch. In dem Kurfürſtenthume Heſſen beſitzen ſie den Huttenſchen Grund, als: das Patrimonialgericht Romsthal, aus den Dörfern Romsthal, Eckardsroth, Wadlerts, Kerbertsdorf und Marborn beſtehend, mit Gütern, Zinſen und Zehnten zu Marjos, Neugronau, Salmünſter, Soda, Weiperts, Seidenroth und Müllenroth.

Das Wappen des erloſchenen Stammes Hutten zu Steckelberg hat im rothen Felde zwei ſchräglinke, goldene Balken; auf dem Helme zwei Flügel, roth und ſilbern, wo die Schrägbalken mit denen der Flügel, der erſte links und der linke rechts belegt ſind, ſilbern. Der noch blühende Stamm von Hutten zu Stolzenberg hat das nämliche Wappen im Feld, aber auf dem Helm einen rechts gekehrten, roth bekleideten, bärtigen Rumpf, mit einer rothen, zur Rechten ſich beugenden, ungriſchen Mütze bedeckt, die an der Spitze mit kleinen, ſich kümmenden, Hahnenfedern bedeckt iſt und unten einen breiten, ſilbernen Umſchlag hat. An der Bekleidung des Rumpfes iſt ein ſilberner, vorn getheilter, ſpitziger Kragen. Die ebenfalls ausgeſtorbene Linie von Hutten zu Frankenberg führte das nämliche Schild und die nämliche Helmverzierung nur, daß der Rumpf links gekehrt und die ganze Mütze mit rothen Hahnenfedern bedeckt war.

Hutten besonders merkwürdig ſind aus dieſem Geſchlechte:

1) Chriſtoph Franz Frhr. v. H., geb. am 2. Febr. 1673 zu [illegible] am 3. Oct. 1724 kurmainzer und würzburg. Geheimerath und Domdechant zu Würzburg, ſtarb aber daſelbſt am 30. März 1729. Er war die Regierung des Hochſtifts mit einer Gelindigkeit und Liebe für die Verbeſſerung der Wiſſenſchaften an, wodurch der Name Hutten in der Annalen der im 18. Jahrh. in den aufgeklärten Staaten so großen Rang und Ehre in ganz Europa behauptete. Seinem Geſchmack an Wiſſenſchaften hat das Domcapitel und der Adel viel zu danken, indem er noch als Domherr einen Jahrhunderte verborgen gelegenen Schatz von alten Handſchriften, Monumenten und andern Alterthümern, der dem Capitel gehörte, entdeckte und wieder hervorzog. Er legte auch in Würzburg den bekannten Huttenſchen Garten zu Jedermanns Ergötzung an. In der Theurung 1725 traf er die weiſeſten Maßregeln, um ſeinen Unterthanen wohlfeiles Brod zu verſchaffen, indem er zuvörderſt die Ausfuhr des Getreides verbot. Seine Gerechtigkeitsliebe erſtreckte ſich auch auf den Schneckengang der Juſtiz. Er befahl ſchleunige Unterſuchung der Rechtshändel, und nahm manchen Gebrauch, der die Sache nur verlängerte, hinweg. Er liebte ſeine Unterthanen ſehr, weswegen dieſe zum Andenken einen ewigen Jahrestag ſtifteten. Aus ſeinen ſehr weiſen Verordnungen kann man hinreichend erſehen, daß ihm die harten Bedrückungen der Unterthanen von Seiten der Gerechtigkeitspflege bekannt ſein mußten. Merkwürdig iſt das Decret, welches er 1726 wider die Quackſalber und Operateurs ergehen ließ, denen er bei hohen Strafen ihre „Mordgewerbe" unterſagte. Ferner traf er, um die Induſtrie und den Handel emporzubringen, beſonders in Rückſicht des Tuchhandels und Tuchmachens, die ſchönſten Veranſtaltungen. Er verbot daher, Wolle außer Landes zu ſchaffen, und befahl, im Lande hin und wieder Tuchhandlungen anzulegen, errichtete eine neue Feuerordnung, und ließ auch, um dem Unweſen des Bettelns zu ſteuern, alles Geſindel, das geſund und ſtark war, einfangen, und zur Schanzarbeit anhalten. Das Nämliche geſchah auch mit den herumziehenden Zigeunern. Für die Univerſität zu Würzburg waren eigene Lehrſtühle der Literaturgeſchichte und der ökonomiſchen Wiſſenſchaften beſtimmt: allein der Tod vereitelte Huttens ſchöne Entwürfe. Er ſtarb von Allen bedauert.

2) Franz Chriſtoph Frhr. v. H. zu Stolzenberg, Cardinal und Biſchof zu Speier, war ein Sohn Franz Ludwigs Frhr. v. H., der kaiſerl. und fürſtl. würzburgiſcher Geheimerath und Oberamtmann zu Gerolzhofen war. Er wurde am 6. März 1706 geboren [illegible] den geiſtlichen Stand, und wurde Domherr zu Speier. Als 1743 der Cardinal und Biſchof Damian Hugo Philipp Anton Graf von Schönborn-Buchheim ſtarb, wurde er am 14. Nov. 1743 zum Biſchofe von Speier erwählt. Die Kriegsläufen und die Kaiſerwahl gaben ihm Gelegenheit dem Hauſe Oeſterreich ſich gefällig zu machen. Kaiſer Franz I. war oft bei ihm und [illegible] Mal hielt er an dem deswegen angeſtellten Feſte das Pontifical. Der kaiſerl. Hof [illegible] ihn dazu und verſchaffte ihm 1751 die Cardinalswürde. Er kam aber nie nach Rom, und wurde in geweihter Purpur zu Wiesbaden. Seinem Bisthum [illegible] Er [illegible] Fürſt [illegible] Reichs-Bruchſal [illegible] Fürſt [illegible] das Seminarium [illegible] Er [illegible] Schule [illegible] 8000 Fl. [illegible] 4000 Fl. [illegible] Hofe [illegible] Fürſten [illegible] Er [illegible]

großer Freund der Künste und Wissenschaften und Stifter der schönen Bildergalerie, die unter dem Namen der Huttenschen bekannt ist, und erst vor einigen Jahren nach Berlin an einen Privatmann verkauft wurde. Das ganze Land verehrte Franz Christoph, und vermißte ihn jammernd, als er am 20. April 1770 starb.

3) Johann v. H. (geb. 14.., † 1515), der Sohn von Ludwig und Margaretha Speth von Zwiefalten, wurde, nachdem er auf teutschen und italienischen Universitäten studirt, darauf unter der kaiserl. Armee als Volontair den Feldzug gegen Venedig mitgemacht, vom Herzog Ulrich von Würtemberg zu seinem Hofmarschall ernannt. Hier verheirathete er sich mit Ursula Thum von Neuenburg, die ihn zum Vater von einem Sohne, Johann Ludwig, machte. Der Herzog Ulrich, der keine große Zuneigung zu seiner Gemahlin, Sabina von Baiern, spürte, wurde von der Anmuth der Frau seines Hofmarschalls so hingerissen, daß er demselben Vorschläge darüber that, die sogar auf einen gegenseitigen Tausch, der freilich geheim gehalten werden sollte, hinauslief. Wie weit Johann von Hutten oder die beiden Frauen damit einverstanden waren, liegt noch im Dunkel. Der Herzog, dem auf alle Fälle der Mann im Wege stand, ermordete denselben eigenhändig auf einer Jagd (1515) im beblingischen Walde, hing ihn mit seinem Gürtel an einen Baum und steckte ein Messer daneben, damit es scheinen sollte, die heilige Vehm sei das Werkzeug gewesen.

4) Philipp v. H., gest. 1545, der Sohn von Bernhard und Gertrud von Ebersburg, genannt Weyhers, wurde mit dem jungen Grafen Heinrich von Nassau am kaiserl. Hof erzogen, und unter die Edelknaben bei Kaiser Karl V. aufgenommen. In seinem 25. Jahre ging er mit den Schiffen, welche Bartholomäus Welzer von Augsburg ausgerüstet hatte, nach Amerika, um das Königreich Venezuela in Besitz zu nehmen, welches der Kaiser jenem Welzer als Pfand für die sechs Millionen Gulden, die er ihm vorgeschossen, gegeben hatte, und welches der Kaiser bis dahin durch Statthalter regieren ließ. Von da begleitete Philipp v. H. im J. 1535 den ehemaligen Statthalter, der auf Entdeckungen in das Innere des Landes zog, womit sie drei Jahre zubrachten. Während dieser Zeit wurde er zum obersten Anführer der 400 Reiter ernannt, welche den Statthalter begleiteten und von denen er mit 160 wieder zurückkam, wie aus den wenigen Briefen zu ersehen ist, die er aus Amerika an seine Ältern und Verwandte schrieb. Philipp bestieg darauf ein Schiff, welches nach Europa segelte, um Karl V. von den entdeckten Ländern Bericht zu erstatten. Der Kaiser war so wohl damit zufrieden, daß er ihn zum Ritter schlug und ihn zum Statthalter von St. Domingo ernannte. Nach seiner Zurückkunft nach St. Domingo unternahm H. nochmals, im J. 1541, mit Bartholomäus Welzer dem jüngern eine Reise in das Innere von Amerika. Als aber nach einigen Jahren keine Kunde von ihnen nach der Insel kam, so ernannte der königl. oberste Gerichtshof von St. Domingo Juan de Caravazal an Philipps Stelle zum Statthalter. Dieser unternahm im J. 1545 ebenfalls eine Entdeckungsreise in das Innere des festen Landes, wie es die königl. Instruction vorschrieb, und ungefähr 100 Meilen von Choro, der Hauptstadt von Venezuela, stieß er in der Charwoche des nämlichen Jahres auf den längst verloren geglaubten Statthalter Philipp v. H. und seine Begleiter. Caravazal, der von Philipp von den neuen, reichen Gegenden, die er entdeckt hatte, unterrichtet wurde, und die Kostbarkeiten sah, die jener ihm zeigte, kam daher mit seinem Gefolge überein, in der Nacht Philipp v. H. und Bartholomäus Welzer und ihre wenige Begleitung zu ermorden. Nur Einer entrann diesem Blutbad, ein Niederländer aus Geldern, Meister Hans genannt, ein Kistler, welcher diese Nachricht Philipps Bruder, dem Bischofe Moritz von Eichstädt, hinterbrachte. Der Bischof sowol als Bartholomäus Welzer, der Vater, wandten sich sogleich mit einer Klage an Karl V., um auf Bestrafung der Mörder und Verabfolgung des Vermögens zu bitten. Obgleich Juan de Caravazal durch den Licentiat Tolosa Ines da Residenz geschleift und gehenkt wurde, so blieben doch die Übrigen, welche von diesem Morde Nutzen gezogen hatten, ungestraft, und die Verwandten erhielten weder den reichen Nachlaß noch die aufgenommenen Tagebücher und sonstige Schriften *).

(*Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

5) Ulrich v. H., einer der ausgezeichnetsten und eigenthümlichsten Charaktere des großen Zeitalters der Wiederherstellung der Wissenschaften und der begonnenen Reformation, wurde auf dem Stammhause seines alten und berühmten Geschlechts, der Burg Steckelberg, zwei Meilen von Fulda unfern den Ufern des Mains auf der Grenze von Hessen und Franken, den 22. April 1488 geboren [1]). Sein Vater, ebenfalls Ulrich geheißen, war ein wohlbegüterter, thatkräftiger, gewandter und strenger Mann, der den Fahnen des Kaisers Maximilian gegen die Türken und in andern Feldzügen gefolgt war; seine sanfte und fromme Mutter, Ottilia, stammte ebenfalls aus einem alten Edelgeschlechte, dem der Freien von Eberstein; er war der Erstgeborne von vier aus dieser Ehe erzeugten Söhnen [2]). Von seinen ersten Lebensjahren, von der frühesten Entwickelung seiner geistigen Kraft fehlen alle Nachrichten und Andeutungen; wahrscheinlich war sein Leben auf dem väterlichen Felsenschlosse nicht verschieden von dem in den übrigen Familien des Landadels damaliger Zeit. In seinem eilften Jahre wurde er, wie er selbst erzählt [3]), von seinen Ältern in das Kloster zu Fulda gebracht, in der

*) Meusel, Histor. literar. Magazin. I. S. 51.

1) Die Angaben über den Tag seiner Geburt schwanken bei den verschiedenen Biographen zwischen dem 20. und 22. April. Wir folgen, mit Mohnike, U. Huttens Jugendleben, einer Notiz Melanchthons. Vergl. J. F. Reimmanns Einleit. in die histor. Literatur. 3. Th. 2. H. (Halle 1710). 2) Otto Brunfels nennt ihn in seiner Respons. ad Spongiam Erasmi „primogenitus;“ auch überließ H. sein Vorrecht zu den Familiengütern seinen Brüdern. Die Annahme Burckhards, 3. Th. S. 13, Meiners, S. 3, und Derer, die ihnen gefolgt sind, daß H. der jüngste Sohn gewesen, ist daher unrichtig. 3) In: Enndtschüldigung Ulrichs v. H. wyder etlicher unwahrhafftiger Außgeben von ym ꝛc.

Absicht, daß er sich in der berühmten Schule dieser Abtei zum Priester bilden und dann selbst ein Glied des Ordens und dieses Convents werden sollte. Der damalige Abt, Johann II., ein Graf von Henneberg, scheint mit Huttens Vater in freundschaftlicher Verbindung gestanden und dessen Ehrgeiz dadurch rege gemacht zu haben, daß er ihm mit der Aussicht auf die Abtswürde für seinen Sohn, wenn er Mönch würde, schmeichelte; den jungen Hutten selbst, der sich durch vortreffliche Anlagen auszeichnete, suchte er für das Klosterleben auf jede Weise zu gewinnen. Einen warmen Gönner fand Hutten an dem Ritter Eitelwolf von Stein [4]), der, ein Kenner der Classiker und ein Freund der Humanisten, jedes aufkeimende Talent gern pflegte und unterstützte, H.'s Fähigkeiten und Geist erkannte und seine Bestimmung, in den Klostermauern sein Leben zu verbringen, für eine verfehlte erachtete; darum bemühte er sich, H.'s Ältern von dem gefaßten Vorsatz abzubringen, doch ohne glücklichen Erfolg; gegen den Abt selbst äußerte er sich einst hinsichtlich des jungen H. „und Du wolltest diesen Geist zu Grunde richten!" [5]) Nachdem Hutten fünf Jahre lang in Fulda verlebt und einen tüchtigen Grund zu seiner classischen Bildung gelegt hatte, zugleich aber fühlte, daß er nicht dazu geschaffen, in den Mauern eines Klosters seine Tage zuzubringen [6]), und daß er hier nicht den heißen Durst nach höherm Wissen, nach den wieder geöffneten Schätzen des Alterthums befriedigen könne, folgte er seiner Überzeugung und dem Zuge seines Herzens, und verließ im J. 1504 heimlich das Kloster zu Fulda, zum großen Verdrusse des Abts und der Mönche, zu noch größerm des Vaters, der nach diesem gewagten Schritte dem Sohne viele Jahre unversöhnbar blieb. H. begab sich nach Erfurt, dessen Universität damals in schönster Blüthe stand; Crotus Rubianus, ein geistreicher junger Mann, der in seinem heitern lebensfrohen Sinne die Thorheiten der Mönche und Gelehrten verspottete, Eoban Hesse, der später als der vorzüglichste lateinische Dichter seiner Zeit gerühmt wurde, und mit gleicher Liebe zu der Poesie und den Wissenschaften erfüllt war, Peter Eberbach und andere für die Wissenschaften begeisterte junge Männer nahmen den hoffnungsvollen jungen Hutten freundlich auf, und legten den Grund zu einem Geistesbunde, der das ganze Leben hindurch dauerte und schöne Früchte trug. Hier fand sich H. in seinem Elemente, begeistert setzte er mit seinen neuen Freunden das schon in Fulda begonnene Studium der Schriftsteller des classischen Alterthums, besonders der römischen Dichter, fort; für seinen Lebensunterhalt sorgten wahrscheinlich sein Gönner Eitelwolf v. Stein, seine Vettern Frobin und Ludwig v. Hutten und andere Verwandten. Doch dauerte sein Aufenthalt in Erfurt nicht lange [7]); eine im Sommer 1505 daselbst ausgebrochene pestartige Krankheit vertrieb Lehrer und Studenten, und Hutten wanderte mit seinem Freunde Crotus nach Cöln am Rhein, wo eine der ältesten teutschen Universitäten war, und wo die Scholastiker noch das Übergewicht über die Freunde der humanistischen Studien behaupteten. Hier lehrten die berüchtigt gewordenen Ortuinus Gratius, Jakob Hogstraten, der Ketzermeister, Arnold von Tungern und andere, die so bezeichnend Dunkelmänner genannt wurden, Männer, die für die scholastische Finsterniß, für die Erhaltung des Geistesdruckes kämpften. H. übte sich eine Zeit lang in der Disputirkunst und lernte mit Syllogismen fechten, und wurde auch mit dem „spitzfindigen Scotus," dem „seraphischen Bonaventura," dem „zweifach heiligen Thomas" und andern Chorführern der Scholastiker bekannt gemacht; aber er fühlte sich bald wieder von solchen sterilen trostlosen Beschäftigungen finsterer Mönche zu dem heitern Leben, der blühenden Kunst der classischen Alten hingezogen, und wurde der eifrigste Schüler des Johann Rhagius, welcher, begünstigt von dem Grafen Nuenaar, sich bemühte, auch in Cöln den classischen Studien und der Poesie Eingang zu verschaffen. Als er unter den Jünglingen großen Anhang fand, warfen die Dunkelmänner ihren vollen Haß auf ihn, beschuldigten ihn der Verführung der Jugend, der Störung der öffentlichen Ruhe, der Verhöhnung der heiligen Theologie und vertrieben ihn von ihrer Hochschule [8]). Hutten, der während seines Aufenthalts in Cöln mit vielen gleichgesinnten Männern, wie mit Jakob Wimpfeling, Sebastian Brandt, dem berühmten Verfasser des Narrenschiffs, Heinrich Bebel, Veit Berler und Andern bekannt geworden und in freundschaftliche Berührung getreten war, verließ mit seinem Freund und Lehrer, Rhagius Aesticampianus, Cöln und zog mit diesem nach der neuerrichteten Universität zu Frankfurt an der Oder. Crotus war wieder nach Erfurt zurückgekehrt; Hutten sah ihn nie wieder, obgleich sie bis zu seinem Tod engverbundene treue Freunde und in stetem Briefwechsel blieben. H. wohnte der Einweihung der neuen Universität, den 27. April 1506, bei, und diese Feierlichkeit begeisterte ihn zu dem ersten dichterischen Versuche, den wir gedruckt von ihm haben; er sang das Lob der Mark Brandenburg, und wußte diesen prosaischen Stoff ziemlich poetisch zu behandeln [9]). Hutten wurde hier Magister der freien Künste, und verlebte einige Jahre im freudigen Dienste der Wissenschaften und im Umgange mit gleichgesinnten Freunden, zu denen auch die Gebrüder von

4) Er stammte aus Schwaben und starb in brandenburgischem Dienste 1515, nachdem er vorzüglich vielen Antheil an der Stiftung der Universität zu Frankfurt an der Oder genommen hatte. 5) „Et Abbati cuidam id agenti: Tu ne hoc, ait, ingenium perderes!" H. Epist. ad Jacobum Fuchs. Opp. H. ed. *Wagenseil.* T. I. p. 68. 6) Er sagt selbst in der Note 5 citirten Schrift: „Da ich ein wenig das Leben erkannte und mich däuchte, ich wüßte in einem andern Stande meiner Natur nach Gott und der Welt gefälliger zu dienen, bin ich aus dem Kloster gegangen ꝛc."

7) Huttens Name steht in der Universitätsmatrikel gar nicht eingeschrieben. 8) Diese That der cölner Finsterlinge geißelt auf eine geistreiche Art der 17. Brief in den Epist. Obscur. Vir. Ed. 1556. 9) Dieses „Carmen in laudem Marchiae" öfters, in Burckhardt, Mohnike, Münch, abgedruckt, besteht aus 20 Distichen, besingt die Fruchtbarkeit der Mark, den Glanz Frankfurts, der neuen Schule und ihrer Lehrer daselbst, und den Ruhm des Kurfürsten Joachim.

der Osthen gehörten. Aber wahrscheinlich wurde H. auch hier, etwa um das J. 1508, von der furchtbaren Lustseuche, welche gegen das Ende des 15. Jahrh. seuchenartig in Europa wüthete und die Menschen zu Tausenden wegraffte [10]), und gegen welches Übel die Ärzte kein Mittel kannten, befallen, die seine an sich schwache Gesundheit zerrüttete und ihm einen frühen Tod brachte [11]). Aber ungeachtet seiner Körperleiden konnte H. den Trieb, neue Länder, Menschen und Sitten zu sehen, nicht unterdrücken [12]); er trat seine Wanderschaften nach dem Norden Teutschlands an, litt Schiffbruch auf der Ostsee und kam entblößt von Allem, halb verhungert und gefoltert von dem fürchterlichsten Frost eines viertägigen Fiebers, nach Greifswald, und wurde unentgeltlich unter die Studenten eingeschrieben, denn er war aller Habe beraubt, und sein Name schon als der eines sich auszeichnenden Dichters bekannt [13]). Er fand anfänglich an dem Bürgermeister Wedag Loetz und dessen Sohne, dem Professor Henning Loetz, freundschaftliche Unterstützung; aber bald änderte sich die Gesinnung dieser Gönner; die Ursache davon ist unbekannt, und der Fremdling wurde stolz und übermüthig behandelt, selten vorgelassen, wegen seiner Armuth verhöhnt und selbst wegen seines dichterischen Talents verspottet. Hutten war eine solche Behandlung unerträglich, er beschloß daher, anfänglich mit Einwilligung seiner Gläubiger, der beiden Loetz, wegzuziehen, und verließ die Stadt in den letzten Tagen des Decembers 1509; aber kaum hatte er sich entfernt, so ließen ihm die Loetz durch ihre Diener nachsetzen, welche ihn überfielen, der Kleider und seiner Papiere beraubten, und verwundet, ohne Schutz gegen die Decemberkälte, seinem Geschick überließen. Halb nackt, krank und mit Wunden bedeckt, setzte er seine unglückliche Wanderung fort und erreichte Rostock, auf dessen Hochschule damals viel wissenschaftlicher Sinn herrschte und nicht unberühmte Männer lehrten. Hier fand Hutten bald Anerkennung seines Talents, Wohlthäter und Freunde, besonders an Egbert Harlem, Professor der Philosophie; er wandte seinen Sinn wieder den Wissenschaften zu, und erklärte den studirenden Jünglingen lateinische Classiker. Auch sann er auf Rache gegen seine barbarischen Feinde in Greifswald und gab seine „Klagen gegen Loetz" in zwei Büchern, deren jedes zehn Elegien enthält, mit einer Dedication an die rostocker Freunde heraus, 1510 [14]). Durch das Erscheinen dieser Schrift wurden H.'s ältere Freunde mit seinem Schicksal und Aufenthalte bekannt, und ein Brief des Rubianus Crotus, welcher zu Fulda als erster Lehrer der Kloster- und Laienschule lebte, und die Klagen von ihrem gemeinschaftlichen Freunde, dem gelehrten Kanonikus Konrad Mutian zu Gotha, zum Geschenk erhielt, traf ihn endlich, nachdem Crotus schon zweimal vergeblich geschrieben, in Wittenberg, wohin er sich gegen das Ende des Jahres 1510 begeben hatte. In diesem Briefe gibt Crotus seinem Freunde den gewünschten Aufschluß über die Gesinnung des Vaters und die Verhältnisse in Fulda. „Dein Vater," schreibt er, „ist ein wahrer Ulysses, und schlauer, als daß man ihn ergründen könnte. So oft er mit mir spricht, und es geschieht häufig, so erkundigt er sich höchst spöttisch nach Dir, und redet von Dir und Deinen Studien mit einer Verachtung, als wenn er Dich und Deine Kenntnisse nicht eines Pfennigs werth achtete. Zugleich aber hört er Dein Lob mit dem größten Vergnügen und kann damit nicht gesättigt werden. Er läßt sich dieses immer wiederholen und zuletzt lacht er doch über Alles, was man ihm gesagt hat. In Gegenwart der geistlichen Herren schwört er, daß er Dich in die Kutte zurückbringen oder Dir gänzlich entsagen wolle. Neulich hielt ich es ihm vor, daß er über Dich ganz anders denke, als er spreche; daß er die Mönche nur hinter das Licht führen und glauben machen wolle, als wenn er Deine Rückkehr blos deswegen erwarte, um Dich ins Kloster zu stecken; daß er aber gewiß ganz andere und höhere Dinge mit Dir vorhabe. Schon voriges Jahr entdeckte er sich einst mir und zwei Andern bei einem Abendtrunk ohne Schleier, indem er uns drei merkwürdige Worte sagte. Zuerst betheuerte er auf das Heiligste, daß er sehr vieles darum geben wollte, wenn Du nicht so viele Jahre im Kloster zugebracht hättest. Dann bekannte er, daß er selbst nicht glaube, daß Du ein guter Mönch geworden wärest. Endlich erzählte er, daß einer von Eurer Familie in Italien lebe, der sich als Rechtsgelehrter einen großen Namen erworben habe. Wenn Du zurückkämest, Deinen Thorheiten, wie er Deine Studien nannte, entsagen und Dich der Rechtsgelehrsamkeit widmen wolltest, so wolle er Dich zu seinem Verwandten nach Italien schicken. So sprach er damals. Wenn er jetzt anders redet, schreibt und schreit, so wundere Dich nicht, da ich Dir die Ur-

10) Vergl. Heusler, über den westind. Ursprung der Lustseuche (Ed. 1789). S. 11. F. A. Walch, Darstell. der vener. Krankh. (Jena 1811), und C. Sprengel, Gesch. der Arzneiwiss. (Halle 1800). 2. Bd. 11) Dieses Leiden gab Huttens Gegnern und Feinden sowol während seines Lebens als nach seinem Tod eine willkommene Waffe in die Hand, ihn der Unmäßigkeit und grober Ausschweifungen zu bezichtigen. Aber es ist erwiesen, daß damals die reinsten Menschen von der Franzosenkrankheit befallen werden konnten, daß Päpste, Kaiser, Fürsten, Bischöfe, Mönche, Leute aller Stände daran litten, aber unbefangen davon sprachen und schrieben, wie von einer andern Krankheit. Am lächerlichsten aber ist der Vorwurf, den Raynald in Annalibus ecclesiae H. macht, „seine Krankheit sei eine Strafe Gottes, daß er zum Lutherthum übergetreten," also eine Strafe, die 12 Jahre der That vorausgeht. 12) Von seiner Wanderlust spricht er selbst in den bald näher zu bezeichnenden Querel. contra Lossium

„Nusquam habitare magis quam me delectat ubique,
Undique sunt patriae rura, domusque mea."

13) In der greifswalder Universitätsmatrikel ist er mit folgenden Worten inscribirt: Ulricus Huttenus poeta Clericus Herbipolensis gratis intitulatus quia spoliatus omnibus bonis.

14) Der Titel dieser Schrift ist: In Wedegum Loetz et Filium ejus Henningum, V. Juris Doctorem Gripsvaldi in Pomerania Querelarum libri duo. Der Druck wurde durch seine Freunde, Trebelius und Vigilantius, zu Frankfurt an der Oder besorgt. Eine neue Ausgabe mit teutscher Übersetzung, Erläuterungen und biographisch-literarischen Nachrichten besorgte Mohnike, der um die Biographie Huttens viele und wesentliche Verdienste hat, zu Greifswald 1816. Die Klagen sind beinahe die einzige Quelle für H.'s Begegnisse in Greifswald.

sache angegeben habe. In meinen beiden verlorenen Briefen rieth ich Dir wohlmeinend zur Rückkehr, vorzüglich deswegen, daß Du die geheimen Absichten Deines Vaters kennen lernen möchtest. Eben diesen Rath wiederhole ich auch jetzt noch. Wenn Du Deinem Vater nicht ganz traust, so wende Dich an treue Freunde und Verwandte; bleibe bei diesen, bis Du Deiner Sache gewisser bist, und melde Deinem Vater, daß Du da seiest und seine Befehle erwartetest. Gefallen Dir alsdann die Bedingungen nicht, welche Dir angeboten werden, so steht Dir noch immer die ganze Welt offen ꝛc." [15]).

Der Rath des Freundes fand jedoch bei Hutten wenig Eingang; ihn trieb seine Wanderlust, seine Neigung zu einem freien, ungebundenen Dichterleben. Von Wittenberg, wo er das den Gebrüdern von Osthen gewidmete Gedicht: Die Verskunst (Ars versificatoria), herausgab, brach er schon in der ersten Hälfte des Jahres 1511 wieder auf und nahm seine Richtung südlich. Er durchzog, wie ein fahrender Schüler, in schmuziger und zerrissener Kleidung, ohne Geld und Gut, Böhmen und Mähren, und lebte von Almosen, welches seiner traurigen Lage, oder von Geschenken, welche seinem Talente dargebracht wurden; vorzügliche Unterstützung fand er bei den Freunden der humanistischen Studien, die sich freudig überall die Hand boten, und in ganz Teutschland einen obwol formlosen aber kräftigen Bund gegen die Scholastiker und Dunkelmänner bildeten. So bewirthete ihn in Olmütz in Mähren der Bischof Stanislaus von Turzo nicht allein auf eine würdige Weise, sondern beschenkte ihn auch mit einem schönem Pferd und Reisegeld, und dessen Propst gab ihm einen kostbaren Ring zum Andenken. Im Herbste 1511 langte er in Wien an und fand an dem gelehrten Schweizer Vadian einen treuen Freund, dem er seine bisherigen Fahrten und Schicksale erzählte und ein Gedicht an Kaiser Maximilian mittheilte, welches Vadians und seiner Freunde Beifall in so hohem Grad erhielt, daß sie es ohne des Dichters Wissen mit einigen seiner Epigramme drucken ließen [16]). Von Wien begab sich Hutten nach Italien und kam im April 1512 nach Pavia, wo er, dem Willen des Vaters gemäß, beschloß, die Rechtswissenschaften zu studiren. Aber kaum hatte er drei Monate auf dieser Hochschule verlebt, als die von den Franzosen besetzte Stadt durch ein Heer im Solde des Papstes stehender Schweizer belagert wurde. Während der Belagerung gerieth H., der die Franzosen nicht leiden konnte, mit diesen in einen Privatstreit, und wurde von ihnen drei Tage lang in seinem eigenen Zimmer belagert und mit dem Tode bedroht. In dieser Lage und zugleich mit einem heftigen Fieber geplagt, glaubte er, daß sein Ende nahe sei und verfaßte sich selbst eine poetische Grabschrift, welche er später seinem Gastfreunde Phach in Wittenberg in einem Briefe mittheilte [17]). Aus dieser Noth erretteten ihn die Schweizer, welche Pavia eroberten und die Franzosen verjagten. Aber auch Hutten, von dem sie glaubten, er habe im Sold ihrer Feinde gestanden, wurde von ihnen gefangen und geplündert; doch entging er ihren Händen und kam nach Bologna, um seine Studien fortzusetzen. Aber hier litt er mehr als jemals an seiner Krankheit, drückte ihn Mangel und Armuth, und da er nirgendsher Unterstützung erlangen konnte, — der kaiserliche Gesandte, Cardinal von Gurk, hatte ihn verächtlich abgewiesen — sah er sich genöthigt, als gemeiner Soldat in dem Heere Maximilians zu dienen und machte als solcher die Belagerung von Padua mit, 1513 [18]). Aber schon im folgenden Jahre finden wir ihn wieder in Teutschland, wo er im Bade zu Ems weilte, um seine Gesundheit herzustellen. Hier erfuhr er das Unglück und die Schmach, welches der ganzen Familie Hutten durch den Herzog Ulrich von Würtemberg angethan worden. Dieser, in der Geschichte als ein höchst leidenschaftlicher, grausamer und willkürlicher Fürst gebrandmarkt, hatte erst mit der Gattin seines Rathes, Johann von Hutten, eines der vier Söhne Ludwigs von Hutten, der unsern Ulrich freigebig unterstützt, Buhlschaft getrieben, und als Johann sich mit seiner Gattin von dem Hof in Stuttgart zurückziehen wollte, ihn meuchlerisch ermordet und den von Staub und Blut entstellten Körper des Erschlagenen an einen Eichbaum aufgehängt, den 8. Mai 1515. Diese furchtbare That konnte nicht verschwiegen bleiben; der Herzog suchte sie durch eitles Vorgeben, „Hutten habe sich gröblich an ihm vergangen, und da er als wissender westfälischer Freischöffe berechtigt gewesen, ihn dafür zu bestrafen, so habe er auch keinen Anstand genommen, es zu thun, ja er habe sogar weit milder an dem Verräther gehandelt, als er eigentlich hätte thun sollen," zu beschönigen; aber der rachsüchtige Mörder fand nirgends Glauben, die meisten Edeln, die in seinen Diensten standen, verließen ihn mit Abscheu, seine Gattin, Sabina von Baiern, entfloh zu ihren Brüdern nach München, der ganze fränkische Adel bot Ludwig von Hutten seine Hilfe an, der Kaiser erklärte den Herzog in die Reichsacht und das Volk sang die Schandthat ohne Scheu öffentlich in Gassenhauern. Ulrich von Hutten war zuerst durch einen Freund, Marquard von Hattstein, von diesem unglücklichen Vorfall unterrichtet worden; in der Antwort an diesen drückt er

15) Das Original dieses Briefes, der soviel Licht über Huttens Verhältnisse verbreitet, ist bei Mohnike, S. 156, *Wagenseil*, Hutt. Oper. P. I. p. 51 abgedruckt. Vergl. Meiners Biogr. v. Hutten, S. 16. 16) Das Gedicht führt den Titel: Ad Maximilianum, Romanorum imperatorem, ut bellum in Venetos coeptum prosequatur, exhortatorium. Münchs sämmtl. Werke Huttens.

17) Die Grabschrift heißt:

Qui misere natus, miserabile transiit aevum,
Saepe malum terra, saepeque passus aqua.
Hic jacet Huttenus, Galli, nil tale merenti,
Insontem gladiis eripuere animam.
Si fuit ex fato, ut tot male viveret annos,
Optatum est, quod tam corruit ille cito.
Ipse suas coluit mille per pericula Musas,
Et quanti potuit carminis auctor erat.

18) Über seine Noth in Italien spricht er sich in einem Brief an seinen Freund Pirkheimer aus: Sed ea, quae tum alibi, tum vel praecipue in Italia pertuli, ubi penuria viatico militare etiam coactus sum, dura pertuli, ordine si tibi recenseam, miram et supra fidem lugubrem Tragoediam audias.

ſein tiefes inniges Mitleid mit dem unglücklichen Greiſe, dem Vater des Erſchlagenen, aus, und fodert zugleich feurig zur Rache auf: „Kann es," ſchreibt er, „eine Rache geben, die einer ſolchen That und eines ſolchen Henkers würdig wäre? Werden nicht alle fränkiſchen Ritter, wird nicht der ganze teutſche Adel aufſtehen? ꝛc." Er brauchte ſeinen Geiſt, ſeine feurige Beredſamkeit, ſeine kräftige Feder zur Vertheidigung der gerechten Sache ſeiner Familie, zur Bekämpfung des fürſtlichen Mörders; in Briefen, Gedichten und Reden ſtrafte er den unerhörten Frevel, und, wie Spittler urtheilt, „zwanzig befehdende Ritter hätten dem Herzoge nicht ſoviel ſchaden können, als ihm dieſer eine Mann geſchadet hat. Er ſchilderte die Ermordung ſeines Vetters mit ſo lebendigen Farben, hatte bei ſeiner trefflichen Schreibart und meiſterhaften Darſtellungskunſt ein ſo großes Publicum, und wirkte auf den kaiſerlichen Hof ſo kräftig, daß der Schlag, der den Herzog treffen ſollte, ſelbſt wenn er auch ſonſt keine weitere Veranlaſſung zu ſeinem Unglücke gegeben hätte, vielleicht doch nicht abzuwenden geweſen wäre." Die zahlreichen Schriften [19]), welche H. über die ſogenannten würtembergiſchen Händel ſchrieb, unter denen das „Tyrannengeſpräch" (Phalarismus) zuerſt erſchien und den Wahlſpruch „Jacta est alea" („die Würfel liegen" oder „Ich habs gewagt") führte, den H. ſein Leben lang behielt, und unter denen die „Fünf Reden gegen Ulrich von Würtemberg" ein wahres Meiſterſtück, ausgezeichnet durch lebendigen Geiſt, feurige Energie und claſſiſche Schreibart, bilden, vermehrten H.'s Ruhm in ganz Teutſchland; zugleich wurde dieſes traurige Ereigniß die Veranlaſſung zu ſeiner Ausſöhnung mit dem Vater und ſeiner Familie, von deren Stimmung er noch kurze Zeit vorher erzählt, ſie ſei ſo gegen ihn geweſen, daß man ihn wie den verlorenen Sohn behandelt und zu den Trebern der Schweine verwieſen habe. Dieſer Vorfall mochte in der Familie des Hutten eine andere Anſicht von der Nützlichkeit und dem Werthe der Wiſſenſchaften hervorgebracht haben; noch ein Jahr früher klagt unſer H. in einem Schreiben an ſeinen väterlichen Freund, Eitelwolf von Stein: „Wenn ein Junger von Adel den Künſten und Wiſſenſchaften folgt, wodurch allein Geiſt und Herz gebildet werden, ſo verachtet man einen ſolchen gleich als einen Ausgearteten, der ſeine Ahnen und ſeinen Stand ſchände. Müſſen wir nicht täglich hören, wie jene Centauren uns entgegenbrüllen, daß ſie die einzigen Stützen des Vaterlandes ſeien, daß auf ihnen allein der wahre Adel beruhe, und daß durch ſie allein im Krieg und im Frieden alle wichtigen Dinge ausgeführt werden müßten?" H.'s Benehmen in den Händeln ſeiner Familie gegen den würtembergiſchen Herzog mag den Rittern bewieſen haben, daß die geiſtige Waffe über der materiellen ſteht, und eine ſcharfe Feder beſſer verwundet, als ein kräftig geſchwungenes Schwert.

Um dieſe Zeit erlitt Hutten noch einen andern, weit ſchmerzlichern Verluſt; Eitelwolf von Stein, ſein väterlicher Freund, der als Hofkanzler den zum Erzbiſchof erwählten Albert von Brandenburg nach Mainz begleitete, und Hutten zu einem ſchönen dichteriſchen Panegyrikus auf den feierlichen Einzug dieſes Fürſten in ſeiner Reſidenz veranlaßte [20]), ſtarb, und mit ihm verlor H. einen weiſen Rathgeber, eine ſtarke und feſte Stütze in einer ſo vielbewegten Zeit. H.'s Geiſt war eben viel mit den Reuchlinſchen Händeln beſchäftigt. Ein getaufter Jude, Johann Pfefferkorn, der in Cöln lebte, mit dem Ketzermeiſter Jakob Hogſtraten, dem Theologen Arnold von Tungern und den übrigen Feinden der Humaniſten daſelbſt, wohl befreundet war, erhielt auf ſein eifriges Betreiben von Kaiſer Maximilian I. die Erlaubniß, in allen jüdiſchen Schulen und Häuſern, mit Hilfe der Ortspolizei und des Ortspfarrers, alle Schriften der Juden zu unterſuchen, nach Befinden wegzunehmen und zu vertilgen. Gegen eine ſolche Inquiſition, die Pfefferkorn in Frankfurt am Main begann, riefen die Juden ebenfalls die Hilfe des Kaiſers an, und dieſer, der ſeine Übereilung fühlen mochte, übertrug die Unterſuchung dem Kurfürſten Uriel von Cöln, der den Jakob Hogſtraten, Johann Reuchlin und Victor Carben, welcher Letzterer früher ſelbſt Rabbiner war und ſpäter Weltprieſter wurde, zu ſeinen Commiſſarien in dieſer Sache ernannte. Reuchlins Gutachten ging dahin, „daß man unter den hebräiſchen Büchern der Juden einen Unterſchied machen müſſe. Den Talmud und die Ausleger deſſelben dürfe man allerdings verſchonen, da man ſich ihrer ſelbſt gegen die Juden bedienen könne; das Nämliche gelte von philoſophiſchen, hiſtoriſchen, mediciniſchen und ähnlichen Büchern,

19) Die von H. bei dieſer Gelegenheit erſchienenen Schriften ſind: Phalarismus, Dialogus Huttenicus (gedruckt 1517). Super interfectione propinqui sui, Joannis Hutteni, Deploratio; er ſchickte dieſes Gedicht im Junius 1515 ſeinem Freunde, dem Kanonikus Jakob Fuchs, nach Italien. Ad Ludovicum Huttenum super interremptione filii, consolatoria; ein unbedeutendes Product. In Ulrichum Wirtembergensem Orationes V; die erſte dieſer ausgezeichneten Reden ſchrieb H. theils auf einer Reiſe zu Pferde in Angelegenheiten ſeines Vaters, theils auf Steckelberg und in deſſen Wäldern. Apologia pro Phalarismo. Ad Franciscum Galliarum regem epistola, ne causam Wirtembergicam tueatur, exhortatoria. Mehre Briefe an Freunde, wie an Jakob Fuchs, Marquard von Hattſtein ꝛc. Alle dieſe Schriften H.'s, welche die würtembergiſchen Händel betreffen, erſchienen 1519 von Steckelberg aus unter dem Titel: Hoc in volumine haec continentur Ulrichi Hutteni Eq. (Nun werden die einzelnen Schriften aufgeführt.) Res est nova, res est atrox et horrenda, dispeream nisi legisse voles. Sie ſind im 2. Bde. von Münchs Ausg. der ſämmtl. Werke H.'s. Die ſteckelberger Ausgabe war mit Holzſchnitten geziert. Auf der Rückſeite des 18. Blattes befindet ſich eine Darſtellung der Ermordung Huttens, mit mehren Bibelſtellen. Unter dem Bilde: Vidi impium super exaltatum et elevatum super Cedros Libani, transivi et ecce non erat, quaesivi eum, et non est inventus locus ejus. Auf der Rückſeite des letzten Blattes befindet ſich ein Bildniß H.'s mit zwei Wappen und der Unterſchrift: Ulrichus de Hutten Eq. germ. Vergl. Münch 2. Bd.

20) Dieſes Loblied „In laudem reverendissimi Alberti Episcopi Moguntini, Panegyricus" (Münchs Ausg. der Oper. omn. Tom. I. p. 269) wird für eine ſeiner beſten poetiſchen Arbeiten gehalten, obgleich er ſelbſt davon ſagt, daß er ſie in größter Eile verfaßt habe. Sie erſchien gedruckt zuerſt auf Eitelwolfs Veranlaſſung 1515.

auch dieſe zu verbrennen wäre unnöthig und unrecht; hingegen ſolche, welche Schmähungen gegen Chriſtum und ſeine Mutter, auch gegen die Lehrſätze der katholiſchen Kirche enthielten, möchte man immerhin zum Feuer verdammen." Als die cölner Zeloten dieſe gemäßigte und vernünftige Anſicht Reuchlins erfuhren, erhoben ſie in ihrem fanatiſchen Eifer — und vielleicht auch, weil ihnen ſo eine ſchöne Gelegenheit, von den Juden Geld zu erpreſſen, genommen war — ein Wuthgeſchrei gegen Reuchlin und die Freunde des claſſiſchen Alterthums. Pfefferkorn ſäumte nicht, mit Hilfe der cölner Finſterlinge ein giftiges Buch, „Den Handſpiegel," gegen R. herauszugeben, und dieſen darin als einen Mann ohne Religion darzuſtellen. R. vertheidigte ſich in ſeinem „Augenſpiegel" und rief den Papſt Leo X. zum Richter an, welcher den Proceß dem Biſchofe Georg von Speier überwies, deſſen Richter erklärten, daß in Reuchlins Augenſpiegel durchaus keine von der Kirche verworfene Irrthümer oder Ketzereien zu finden wären, und daß die Anklage der Cölner unſtatthaft und falſch ſei. Hogſtraten als Kläger wurde in die Proceßkoſten verurtheilt. Da erhoben ſich die cölner Theologen, dieſer geſchloſſene Phalanx der Dunkelmänner, mit neuer Macht; ſie hetzten die Univerſitäten zu Erfurt, Mainz, Löwen und Paris auf, welche Verdammungsurtheile gegen Reuchlin abgaben; ſie verbrannten am 10. Febr. 1514 den Augenſpiegel, und Pfefferkorn gab eine neue Schmähſchrift, „Die Sturmglocke," heraus. Es war die Loſung zu einem allgemeinen Kampfe zwiſchen den Scholaſtikern und Bettelmönchen auf der einen, und den Freunden der humaniſtiſchen Studien auf der andern Seite; zwiſchen dem Alten, das längſt der Geiſt gewichen, und dem Neuen, das mit allen Waffen der Gelehrſamkeit, des Scharfſinns und des Witzes um ſeine Stellung focht. Es war der Anfang der Reformation. Welchen innigen Antheil Hutten an dieſem Kampfe nahm, wie ſehr er bemüht war, der Sache Reuchlins Freunde zu erwerben, dieſe Freunde zu gemeinſamen Kämpfen und Wirken zu verbinden und zu ermuthigen, geht aus vielen ſeiner Briefe und Handlungen hervor. Wahrſcheinlich ſchrieb er ſchon 1515 das Strafgedicht: „Triumphus Capnionis" [21]), was aber anfänglich nur handſchriftlich unter den Freunden circulirte, denn der bedächtliche Erasmus, welcher es nicht gern mit einer Partei verdarb, hinderte damals den Druck, weil man vor dem Siege kein Triumphlied anſtimmen dürfe. In der Vor- und Nachrede zu dieſem Triumphe Reuchlins ermuntert H. alle Teutſchen, ſich des Sieges über die verruchten Mönche zu freuen, die bisher Religion, Wiſſenſchaften und Sitten der europäiſchen Völker verdorben. Nach dem Umſturze der mönchiſchen Tyrannei würden Künſte und Wiſſenſchaften aufblühen, und ganz Teutſchland, das angefangen habe zu ſehen, werde gewiß bald mit dem Lichte der Wahrheit erleuchtet werden. Er ſelbſt habe ſich mit mehr als zwanzig andern Freunden der Wahrheit, zur Schande und zum Verderben der Theologaſter, verſchworen. Er fodere dadurch ſeine Mitverſchworenen auf, das große Werk der Aufklärung mit Eifer zu betreiben. Der Kerker ſei zerbrochen, das Loos geworfen, und jetzt könne man nicht mehr zurückgehen. Er fange den Kampf an, nicht weil er der Stärkſte oder Geübteſte, ſondern weil er der Ungeduldigſte ſei. Den Dunkelmännern bleibe nichts übrig, als der Strick, den er ihnen hiermit anbiete. In dem Gedichte ſelbſt ſchildert er die verworfenen Sitten, den Aberglauben, die Barbarei, Unwiſſenheit und den Neid der Feinde Reuchlins mit ſtarken, glühenden Farben, und zerfleiſcht als zürnender Rächer mit blutiger Geißel in ſeinem hohen Grimme das cölner Gelichter und deſſen Waffenträger [22]).

21) Capnion iſt die Überſetzung des teutſchen Namens Reuchlin in das Griechiſche (von *Καπνός*, der Rauch). Der vollſtändige Titel des Gedichts iſt: Joannis Reuchlini, viri clarissimi encomion, triumphanti illi ex devictis obscuris viris, id est Theologistis colonensibus et fratribus de ordine Praedicatorum, ab Eleutherio Byceno decantatum. *Münch*, Opera Hutt. Tom. II. p. 555. Im Druck erſchien dieſes Gedicht erſt 1518 und die erſte Ausgabe war mit einem witzigen Holzſchnitte verſehen, auf welchem R. in einem Triumphwagen ſitzt, in der rechten Hand ein Buch, in der linken einen Lorbeerzweig haltend. Auf der einen Seite des Wagens ſteht ein gekrönter Poet, wahrſcheinlich Hutten ſelbſt, der dem Triumphator Glück wünſcht, auf der andern ſtehen zwei Knaben mit Blumen in Körben, welche den Weg beſtreuen. Hinter und vor dem Wagen erſcheinen mehre Freunde R.'s mit verſchiedenen Siegesemblemen. Mehre Dominicaner werden an einer Kette geſchleppt. Muſikanten verherrlichen den Zug, der am Stadtthore von Jungfrauen mit Kränzen, von Doctoren und dem Volk empfangen wird. Der getaufte Jude Pfefferkorn kam dabei am ſchlechteſten weg. Er liegt auf dem Geſichte mit auf den Rücken gebundenen Händen am Boden; zwei Henkersknechte ſind um ihn, deren Einer ihn an einem eiſernen Haken, welcher durch beide Waden geht, ſchleift, der Andere ihn bei den Haaren gefaßt hält und mit einem Knittel auf den Kopf ſchlägt, daß das Blut zu Mund und Naſe herausſprützt, welches ein Hund aufleckt. In der Luft flattert ein Zettel mit der Inſchrift: „Triumphus Capnionis." Obgleich Hutten ſelbſt nirgends ſich direct als Verfaſſer dieſes Gedichts nennt, ſo muß es doch dem Inhalt und Style nach ihm zugeſchrieben werden; es iſt, aller erhobenen aber wenig begründeten Zweifel ungeachtet, durch und durch Huttens; dieſes war auch die Anſicht ſeiner Zeitgenoſſen, denen er nicht widerſprach; ſein Freund, Eoban Heß, ſchreibt einem Andern: Jam non dubitabis amplius, Huttenum triumphare pro Capnione. A fronte istam phrasin non ita agnovi, statim ac introgressus penitus, Huttenus noster factus est Eleutherius, quia vere liber. Puto multas illi, quas facile possumus suspicari, fuisse causas, propter quas personam sumpserit, ac luce palam nolit conspici. Ne dubita, *vere Huttenus est*. Juro tibi per omnia maxima, Hutteni est hoc etc.

22) Als Probe führen wir die Stellen an, wo er ihre Unwiſſenheit ſchildert und Hogſtratens Portrait:

Tertia in exstructo sedet ignorantia lecto,
Languida, deses, iners, et obeso ingloria ventre,
Impetuosa, vorax, semper levis, ebria semper,
Digna odio, deformis, hebes, rudis, omnia jactans,
Non aures, non illa oculos habet, utitur una
Plus nimio lingua, sinit ore explere ferinam
(Utilia) ingluviem, nullum est in fronte cerebrum,
Nullus inest sensus, manibus pedibusque vagatur
Incertum, tenebris gaudet, nutritque profunda
Obscuros in nocte *viros*, gerit ordine nullo
Res, nulloque modo, saepeque haec sibi displicet ipsi etc.

Und Hogſtraten:

Dic aliquid sacra de religione, deoque clamabit ad iguem,

Eine weit allgemeinere und ſtärkere Wirkung, als Siegeslied, hatten die „Briefe dunkler Männer" an Ortuinus Gratius von Deventer, Lehrer der ſchönen enſchaften zu Cöln, welche Ende des Jahres 1515 Anfangs 1516 erſchienen. Der Gedanke, die jeder n und ſanften Belehrung unfähigen, jeder vernünf- Überzeugung unzugänglichen, ihren Schmähungen Verleumdungen freien Lauf laſſenden Gegner Reuch- und der aufblühenden Wiſſenſchaften mit ihren eige- Waffen zu bekämpfen, iſt in dieſen Briefen mit einer t, mit einer Gewandtheit ausgeführt, daß man nicht Unrecht behaupten kann, „ſeitdem die Welt ſteht und m Satyren geſchrieben worden ſind, iſt vielleicht ſo bittere Satyre, keine ſo treffende Parodie zum heine gekommen." Das ſchlechte Latein, die ſelbſt- ffenen fürchterlichen und barbariſchen Worte und nsarten, die unnützen, lächerlichen, aber doch mit r Wichtigkeit behandelten Streitfragen, die albernen ſindigkeiten, geſuchten Erklärungen und Allegorien, nwiſſenheit in allen feinern Kenntniſſen, der thö- Aberglaube, die hohle Aufgeblaſenheit und kindiſche eit, der Misbrauch zuſammengeraffter und ſchlecht- ndener Bibelſtellen, die Rohheit und Schamloſig- er Sitten, gleichwol immer mit einem geiſtlichen nd umhangen, und andern Eigenſchaften der cölner i, waren darin ſo treffend nach dem Leben geſchil- daß Jedermann die Originale zu dieſen Gemälden, ehr als einem Orte, ſprechend erkannte, ja daß es nfange, namentlich in England und Belgien, nicht äubigen Leſern fehlte, welche die Briefe für echte gniſſe der Schule, der man ſie zuſchrieb, annahmen erſt ſpäter, als das allgemeine, durch ganz Teutſch- ſchallende Gelächter ihnen das Verſtändniß öffnete, on dem wahren Zweck und Urſprunge derſelben über- en [23]). Die Briefe fanden eine ſo günſtige Auf- e, daß im erſten Jahr ihrer Erſcheinung drei ver- ene Auflagen gemacht wurden, und im folgenden e, nachdem Papſt Leo X. die Epistolae obscuro- virorum, durch eine Bulle vom 15. März 1517, er Strafe der Excommunication, zu leſen und zu ten verboten hatte, erſchien ſogar ein zweiter Theil, er dem erſtern weder an Witz und Laune, noch an ndtheit in der Ausführung nachſtand. Über die Ur- dieſer Briefe war man ſowol bei ihrer Erſcheinung, uch ſpäter und bis auf die neueſte Zeit im Zweifel. hieden iſt, daß H., wenn auch der urſprüngliche nke zu einer ſolchen furchtbaren Perſiflage der Theo- en und ihrer Anhänger nicht von ihm ausgegangen

verum est, ignem, si falsum scribitur, ignem,
justum est ignem: si injustum, quod facis ignem.
neus est totus, vorat ignem, vescitur igni.
neus est pulmo, spiratque e gutture flammam.
ne jecur, stomachus calet igne, ipse omnia adurit.
uod loquitur, flamma est, flamma est, quod scribit: ad ignem
emper in ore gerit, prima haec atque ultima vox est etc.

3) Vergl. Münchs Ausgabe der Epist. obscur. vir. (Leip- 827), und Erhards Geſchichte des Wiederaufblühens wiſ- ftlicher Bildung. 2. Bd. S. 380.

ſein ſollte, einer der Hauptarbeiter an dieſem Werke war, und daß, wenn ſein Freund Rubianus Crotus vorzüglich den erſten Theil bearbeitete, H. der größte Antheil am zweiten Theile zuſteht, den er während ſeines Aufenthalts in Italien ſchrieb [24]).

Hutten war im October 1515 in Geſellſchaft einiger jungen Edelleute zum zweiten Male nach Italien gegangen, und ſollte nach dem Wunſche ſeines Vaters in Rom die Rechtswiſſenſchaften ſtudiren und Doctor werden. Hatte er für das Erſtere wenig Sinn, ſo war Letzteres ganz gegen ſeine Überzeugung; er hielt die Doctoren für unwiſſende Menſchen in Allem, was außer ihrem nächſten Geſichtskreiſe liege, für Pedanten, die mit Worten kramten, und noch mehr, als das Alles, für Leute, deren Rechtlichkeit er bezweifelte, und von denen er glaubte, ſie ſeien die Ehre nicht werth, die man ihnen erzeige, Leute, die Rechtshändel anſpännen, deren Ende man nicht abſehe, weil ſie bei aller ihrer Rechtsgelehrſamkeit nicht einmal wüßten, was eigentlich recht ſei, die nur das Vorurtheil ſo reichlich füttere, an Höfe ziehe, mit Ehrenſtellen belohne und geſtatte, daß ſie das Land mit Streit und Hader erfüllen dürften. Von Rom, das er wegen eines Streites mit fünf Franzoſen in Viterbo, von denen er einen tödtete und die übrigen in die Flucht ſchlug, verlaſſen mußte, begab er ſich nach Bologna, woher er am 13. Jan. 1517 an Reuchlin, der wegen ſeines Streites mit den Bettelmönchen ſehr ängſtlich an ihn geſchrieben hatte, und ſchon im Geiſte den Untergang aller humaniſtiſchen Wiſſenſchaften ſehen wollte, einen kräftigen Brief zur Ermunterung erließ. „Bei Deinem Leben bitte ich Dich," ſchrieb er, „und bei Allem, was vielleicht uns Beiden noch theuer ſein könnte, laß ab, uns Trauer zu weiſſagen. Denn was ſoll jener Ausruf: Wenn ich in Kurzem ſterben ſollte? Das Bewußtſein Deiner Verdienſte mag Dir darauf genügend antworten! Laß ab, mich zu ſchrecken! Laß ab, Dich ſelbſt zu ängſtigen und rufe Dir jenen Geiſt zurück, mit welchem Du gewohnt biſt, widriges Geſchick zu ertragen! Wenn Du, als Feldherr, Furcht äußerſt, ſo wirſt Du viele, ſonſt muthige Streiter durch Deine Klagen muthlos machen.

24) Vergl. den Art. Obscurorum virorum Epistolae. Daß Hutten keinen directen Antheil an dem erſten Theile der Briefe nahm, geht aus einem Schreiben deſſelben an Richard Crocus vom 11. Sept. 1516 unwiderleglich hervor; daß er aber Theil daran nahm, geſteht er ſelbſt in ſeiner Expostulatio, und in mehren Briefen an Freunde, und dieſe Theilnahme muß ſich alſo auf die zweite Lieferung beziehen. Ein Brief des Wolfgang Angſt, eines gelehrten Buchdruckers, Philologen und Dichters, mit den Humaniſten befreundet, der ſehr wahrſcheinlich zu Hagenau in der Anſelmſchen Buchdruckerei das erſte Buch jener Epist. obscur. vir. ans Licht befördert hat, mit einem Exemplar an Erasmus geſchrieben, führt das Datum 18. Oct. Wenn darin kein Irrthum ſtattfindet, ſo müßten die Epist. ſchon im J. 1515 erſchienen ſein, und zwar zu einer Zeit, wo Hutten noch in Teutſchland weilte, oder kurz nach ſeiner Abreiſe. Aber dann wäre gewiß in den Briefen Erasmus', Pirkheimers, Huttens und Anderer früher davon die Rede, auch würde das Verbot des Papſtes nicht erſt im März 1517 erſchienen ſein. Vielleicht war das, was Angſt an Erasmus ſchickte, das Exemplar einer neuen Auflage, und das Datum vom 18. Oct. bezieht ſich auf 1516.

Verlaß Dich selbst nicht, und verschone die, welche für Dich kämpfen, mit dem weibischen: Wenn ich in Kurzem sterben sollte? Wer so gelebt hat, wie Du, stirbt gar nicht; und jedes Jahr eines längern Lebens ist Gewinn für Dich. Du bist reich an Ruhm. Du hast über Dich noch bei Deinem Leben solche Zeugnisse vernommen, wie sie sonst Wenigen nach ihrem Tode zu Theil geworden, und hast selbst mit Deiner Nachwelt gelebt. Was mich betrifft, so halte ich mich für meinen Eifer um Dich schon dadurch hinlänglich belohnt, daß ich sehe, wie ich nicht undeutlich unter die Reuchlinisten gerechnet werde. So ermanne Dich denn, tapferer Capnion! Einen großen Theil Deiner Last habe ich auf meine Schultern genommen. Schon lange bin ich damit beschäftigt, ein Feuer anzuzünden, das, wie ich hoffe, zur rechten Zeit auflodern wird. Du selbst magst ruhen. Ich sammle um mich solche Kampfgenossen, deren Alter und Stand sich mit dieser Art des Kampfes verträgt. Bald wirst Du sehen, wie das klägliche Trauerspiel Deiner Gegner von der Bühne der Lachenden herab verspottet wird [25]). So bereite ich Manches, was Du nicht vermuthest; denn wenn Du von mir die rechte Meinung hegtest, würdest Du jenes nicht schreiben. Nur verlaß die Sache der Wahrheit nicht! Wie sollte ich diese, oder Dich, ihren Führer, verlassen? Du kleingläubiger Capnion, der Du Hutten nicht kennst! Ja wolltest Du Dich auch heute noch zurückziehen, so würde ich, soweit ich es vermag, den Krieg erneuern. Und glaube nicht, daß die Gefährten meines Beginnens weniger thätig sind. Ich gehe einher in Mitten einer Schar von Genossen, davon jeder Einzelne hinreichend sein würde, diesen Kampf zu bestehen. Ja, Capnions Ruhm wird im Munde wackerer Männer zur Unsterblichkeit schweben." Dieser Brief enthält klare Andeutungen von dem, was Huttens ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, was Huttens Seele erfüllte; er lebte nur dem Gedanken, die Schulweisheit und das krasse Mönchsthum zu vernichten, die Wissenschaften allgemein zu verbreiten, dem sittenlosen Zustande der Geistlichkeit zu steuern und das Ansehen der teutschen Nation geltend zu machen. Auch Bologna mußte Hutten, wegen eines heftigen Streites, der zwischen den italienischen und teutschen Studenten ausgebrochen war, verlassen, indem er sich allzuheftig seiner Landsleute angenommen. Er begab sich nach Ferrara und Venedig, wo er eine freundliche Aufnahme fand, und kehrte nach Teutschland zurück. In Augsburg, wohin er kam, machten ihn Konrad Peutinger und zwei andere Freunde mit dem Kaiser Maximilian I. persönlich bekannt, der ihn nicht nur zum Ritter schlug, sondern am 15. Jul. 1517 auch eigenhändig mit dem von Peutingers schöner Tochter, Constantia, gewundenen Lorbeerkranz als Dichter krönte [26]). Hutten lebte nun einige Zeit auf Steckelberg; doch nicht in arbeitsloser Ruhe. Er hatte durch eigene Ansicht das verdorbene, sittenlose Leben der höhern und niedern Geistlichkeit, vorzüglich in Rom selbst, kennen gelernt, und einen tiefen Haß gegen ihre mit Dummheit und Aberglauben gepaarte Anmaßung und Herrschsucht, gegen ihre listigen Gelderpressungen und ihre consequente Unterdrückung der Geistesfreiheit gefaßt; er hatte schon früher in beißenden Epigrammen den Papst Julius II. und den römischen Hof gegeißelt; jetzt wagte er einen ernsten Angriff gegen den römischen Stuhl. Er hatte bei seinem Freunde Cochläus die Schrift des Römers Laurentius Valla „De falso credita et ementita donatione Constantini Magni" gesehen und mitgenommen, und besorgte nun einen Abdruck derselben. Diese mit ungewöhnlicher Kühnheit im 15. Jahrh. gegen den römischen Hof gerichtete Schrift, in welcher Valla unter andern die Päpste fragt: „Habt Ihr nicht unser Gemeinwesen durch Eure ungerechten Erpressungen erschöpft? Habt Ihr nicht unsere Tempel beraubt, unsere Weiber und Töchter geschändet, unsere Städte und Häuser mit Mord und Blut erfüllt? Seid Ihr es nicht, welche nicht blos die Völker, sondern auch die Kirche und den heiligen Geist mit einer Schamlosigkeit, die selbst Simon Magus verabscheuen würde, verkauft haben und noch immer verkaufen? Seid Ihr es nicht, die unaufhörlich Andern predigen, daß sie nicht stehlen und keinen falschen Göttern dienen sollen, und die dessenungeachtet öffentlich rauben und Alles, was heilig ist, schänden und mit Füßen treten?" diese Schrift, mit dem Bannspruche der Päpste belastet, widmete Hutten mit einer langen Vorrede dem Papste Leo X. Die Dedicationsepistel [27]), welche ebenso starke und heftige Stellen enthält, als die Schrift selbst, ist mit einer feinen Ironie geschrieben. „Ich widme Dir," sagt H., „mit Zuversicht die Rede des L. Valla, die von allen Deinen Vorgängern unterdrückt worden, weil sie die Schenkung Constantins bestreitet, an welche ein würdiger Nachfolger von Christus und Petrus niemals glauben konnte. Ich fürchte gar nicht, daß Du, wie Einige sich einbilden, durch diesen Beweis meiner Ehrfurcht beleidigt wirst. Du warst vom Anbeginne Deiner Erhebung an die Liebe der Welt, der Wiederhersteller des Friedens und der Ruhe, der Beschützer der Künste und Wissenschaften. Du versprachst dem ermüdeten Erdkreise, welchen Dein Vorgänger stets beunruhigt und in die blutigsten Kriege hineingezogen hatte,

25) Sehr wahrscheinlich bezieht sich diese Stelle auf die Fortsetzung der Epist. obscur. vir. durch Hutten. 26) Das kaiserliche Diplom Huttens ist bei Burckhard Th. 3. S. 75 abgedruckt; wir entheben demselben nur eine Stelle: „Consonum Caesareae clementiae maxime rati honoribus augere eos, quorum virtutis aliqua apud bonos Viros testificatio sit, quod hos veluti stimulo ad optima studia capessenda plurimi incitentur. Deinde sic putantes ad nostram quoque gloriam pertinere, si optimi cujusque vita nostro inprimis testimonio probetur. Unde te Udalricum praefatum ex nobili equitatum familia commendatum nobis a probatis hominibus juvenem, scientes, quod amore litterarum exul factus magna Europae perlustrata parte, multa dura et acerba tuleris, etiam vitae pericula inieris, idque adsecutus sis, ut jam tua scripta in manibus haberentur, te doctissimus quisque per Italiam pariter et Germaniam ob ingenium et politiorem eruditionem familiarissime complecteretur — — — te dignum putavimus, qui nostro quoque calculo probareris.

27) Sie ist in Münchs Ausgabe der Oper. omn. Huttens. T. II. p. 401 abgedruckt.

ben und also auch Freiheit und Sicherheit. Meine mung wird ein rühmliches Denkmal werden, daß unter Deiner Regierung nicht nur frei habe denken, ern auch sprechen und schreiben dürfen. Die Rede Valla klagt allerdings Deine Vorgänger an; allein e deswegen ist sie so nützlich, weil sie die Wahrheit ndigt und die Feinde des menschlichen Geschlechts lgt. Denn waren nicht jene Päpste die Feinde der en Christenheit, welche die Schätze aller Länder an rissen und allen Völkern das härteste Joch aufleg- Welche die Könige ihrer Thronen und die Unter- en ihres Eigenthums beraubten? Kann man dieje- r Nachfolger und Stellvertreter Christi nennen, die s von dem thaten, was Christus gethan und befoh- hatte? Nein, sie verdienen vielmehr den Namen Dieben, Räubern und Tyrannen." Er beschließt folgenden Worten diese merkwürdige Dedication: zweifle also gar nicht, daß das Büchlein, welches Dir darbiete, Deinen Beifall erhalten werde. Soll- Du es gut finden, mir dieses auf irgend eine Art kennen zu geben, so will ich mich bemühen, daß ich r Folge noch öfter so etwas auffinde." Was Hut- wahrscheinlich durch seine Dedication beabsichtigte, erreichte er; dieser Feuerbrand ging ohne Hinderniß r in die Welt aus, wurde überall, wo man Latein nd, mit Freuden gelesen und brachte einen unge- n Eindruck hervor; diese Schrift half der Reforma- den Weg bahnen, und blieb selbst auf Luther nicht großen Einfluß [28]).

H. trat im J. 1518 in den Dienst des Erzbischofs Al- on Mainz, welcher sich bis dahin als ein Beförderer Wissenschaften und als sein Freund bewiesen hatte, scheinlich, um dem Wunsche seines Vaters und sei- Verwandten zu entsprechen, und von der Hoffnung neichelt, an dem Hof eines solchen Fürsten für seine ussehenden Pläne kräftiger wirken zu können. Er in den Geschäften seines neuen Herrn nach Paris, machte da die Bekanntschaft mit vielen tüchtigen rten, namentlich mit Budäus, Copus, Ruellius Andern, denen sein Geist imponirte und sein edler nd, sein feiner munterer Witz sehr wohl gefiel [29]). wann sie für die Sache Reuchlins und ermunterte r Theilnahme an dem Kampfe gegen die Bettel- e. Wie sehr er überhaupt strebte, das wahr zu machen, was er in seinem obenangeführten Brief aus Bologna an Reuchlin versprach, Alles, was sich in Teutsch- land, Italien und Frankreich durch Gelehrsamkeit, Talent und Adel auszeichnet, zu einem gemeinsamen Bunde ge- gen die Bettelmönche und übrigen Finsterlinge zu ver- einigen, und einen ernstlichen und allgemeinen Kampf zu beginnen, geht vorzüglich aus seinen Briefen an seine Freunde, den Grafen von Nuenar, Pflug und W. Pirk- heimer, hervor. An den Erstern schreibt er: „Wollte Gott, daß alle diejenigen zu Schanden würden, die sich den wiederaufblühenden Wissenschaften widersetzen und die neuen Pflanzschulen der herrlichsten Tugenden zertreten wollen. Bleibe nur Du, mein lieber Graf, Dir selbst und Deinem Vorsatze treu. Ich werde gewiß alle Ge- fahren und Arbeiten willig mit Dir theilen, und diejeni- gen, welche mir an den Höfen der Fürsten tauglich er- scheinen, für unsere Partei zu gewinnen suchen. Schon viele vortreffliche Männer sind auf unserer Seite; in Nürnberg Pirkheimer, in Augsburg Peutinger, in Wien Cuspinianus, Jakob de Bannisiis, Jakob Spiegel und Johannes Stabius, Räthe und Vertraute des Kaisers; in Mainz Heinrich Stromer ꝛc. — — Unmöglich kann unsere Nation solche Unwürdigkeiten, welche sich diese Buben (die Cölner und Bettelmönche) auf den Kanzeln und in Schmähschriften gegen die gelehrtesten, tugend- haftesten und vornehmsten Männer erlauben, länger er- dulden, und die bisher verblendet waren, müssen endlich die Augen öffnen. Selbst die Streitigkeiten, in welche die Feinde der echten Tugend und Frömmigkeit unter einander verfallen, müssen ihren Untergang befördern. Vielleicht weißt Du es noch nicht, daß sich vor Kurzem zu Wittenberg in Sachsen eine Partei gegen das Anse- hen der Päpste erhoben hat, während eine andere die päpstlichen Ablässe aus allen Kräften vertheidigt. Die Anführer beider Parteien sind Mönche und beide schreien, heulen und klagen, so laut sie können. Man hat sogar angefangen zu schreiben. Es werden Sätze, Schlüsse und Artikel gedruckt und ausgebreitet. Eben deswegen hoffe ich, daß sie sich gegenseitig aufreiben werden. Als mir neulich ein Bruder des Bettelordens erzählte, was in Sachsen vorgehe, antwortete ich ihm: Vernichtet nur, daß auch Ihr vernichtet werdet! Der Himmel gebe, daß unsere Feinde so heftig als möglich gegen einander käm- pfen und sich dadurch ein gemeinschaftliches Verderben bereiten" [30]). Huttens Haß gegen das Mönchsthum war also so groß, daß er in Luthers ersten Unternehmungen, auf welche er anspielt, nichts anderes sah, als ein elen- des Mönchsgezänk zweier Orden; doch gewann er bald eine andere Ansicht und wurde ein ebenso eifriger Freund und Vertheidiger Luthers, als er es Reuchlin war. Auch in Augsburg, wohin er seinen Fürsten im Sommer 1518 zum Reichstage begleitete, suchte er sowol Fürsten und Herren als Gelehrte für seine Absichten zu gewinnen.

3) Noch im Anfange des Jahres 1520, wo er schon im Kampfe mit dem Papstthume war, schrieb er von dieser t: Habeo in manibus donationem Constantini a Lauren- llens. confutatam, per Huttenum editam. Deus bone, e seu tenebrae, seu nequitiae Romanensium; et quod in dei mireris, per tot saecula non modo durasse, sed etiam luisse ac inter decretales relata esse tam impura, tam , tam impudentia mendacia, inque fidei articulorum, ne onstrosissimi monstri desit, vicem successisse. Ego sic ut prope non dubitem, Papam esse Antichristum illum, vulgata opinione exspectat mundus. Adeo, conveniunt quae vivit, facit, loquitur, statuit. *Luth.* Epist. (Jenae Tom. I. fol. 248. 29) So bezeugt Budäus selbst in Brief an Erasmus, und dieser als H.'s Feind in seiner gia."

30) Dieser Brief wurde von Nuenar mit zwei andern unter dem Titel: Epistolae trium illustrium virorum ad Hermannum Comitem Nuenarium, bekannt gemacht und steht in Münchs Ausgabe der Opera Hutten. T. II. p. 421.

„Ich habe mir," schrieb er seinem Freunde Julius Pflug nach Italien, „in diesen Tagen viel Mühe gegeben, daß ich allenthalben umhergelaufen und jeden Gutgesinnten aus dem Gefolge der Fürsten für den Reuchlin zu gewinnen mich bemüht habe, welches mir um so eher gelang, da sie von selbst Reuchlins Sache geneigt waren." Den Reichstag in Augsburg beschäftigte die Frage eines Türkenkrieges. Kaiser Maximilian wünschte ihn ernstlich und der römische Cardinallegat Cajetan gab sich alle Mühe, im Namen seines Herrn die Fürsten und Stände des Reichs zu einem Kriege gegen die Türken, die durch ihre Eroberungen der Christenheit immer gefährlicher wurden, zu ermuntern. Aber die Stände hatten theils wegen der großen Unkosten, theils weil der Papst es betrieb, keine Lust zu einem so weitaussehenden und schwierigen Unternehmen. Da trat Hutten, der einen Krieg gegen die Türken als im Interesse der teutschen Nationalehre betrachtete, mit einer kräftigen Ermahnung an die Fürsten Teutschlands hervor [31]). Sie enthielt so heftige Stellen sowol gegen den Papst und seine Legaten als gegen die teutschen Fürsten, daß seine Freunde es für rathsam hielten, sie vor ihrem ersten Erscheinen, in Augsburg 1518, zu beschneiden; aber H., der nur ungern den Foderungen seiner Freunde nachgegeben hatte, ließ sie später auf dem Schlosse Steckelberg, 1519, unverstümmelt wieder abdrucken und begleitete sie mit einer Zuschrift an alle freie Männer und echte Teutsche. Er sagt in dieser Rede dem römischen Stuhle sehr bittere Wahrheiten und wirft ihm vor, daß er stets die Gefahren vor den Türken nur zum Vorwande genommen habe, Teutschland auszuplündern. Auch die Fürsten bekommen ihren Theil; er ermahnt sie mit Ernst und Innigkeit, um der gemeinen Noth des Vaterlandes willen doch eine Zeit lang ihre wilden Schmausereien, ihre prächtigen Turniere und Jagden, ihre üppigen Tänze und andere Vergnügungen zu unterbrechen; ihren elenden Rang- und Grenzstreitigkeiten zu entsagen; ihren Ehrgeiz, ihre Hab- und Eroberungssucht zu bezähmen; ihre beständigen Fehden und Räubereien zu endigen und endlich mit patriotischem Eifer sich unter einander und mit dem Kaiser zu vereinigen, um den gemeinschaftlichen Feind desto nachdrücklicher angreifen zu können [32]).

Während dieses Reichstages schrieb Hutten auch sein „Gespräch vom Hofleben," eine Arbeit, die er, ermuntert von seinem Freunde, dem mainzischen Leibarzte Stromer, unternahm, und in welcher er versuchte, das Leben und die Sitten der Höfe zu schildern, wie sie zu seiner Zeit waren. Sein Freund Pirkheimer, den er um ein aufrichtiges Urtheil über diese Schrift gebeten hatte, antwortete ihm mit scherzendem Ernste, daß ihm das Gespräch, wenn nicht als eine unzeitige, doch als eine frühreife Frucht vorkomme. Er hätte erst dann von den Mühseligkeiten und Gefahren des Hoflebens reden sollen, wenn er sie Jahre lang erfahren hätte und tausendmal getäuscht, hintergangen, beschimpft und verungnadigt worden wäre. Dieser Vorwurf veranlaßte Hutten, an seinen Freund Pirkheimer einen ausgezeichneten Brief zu richten, den 6. Nov. 1518, in welchem er seinen Lebensplan und die Gründe, warum er in die Dienste eines der besten teutschen Fürsten getreten, entwickelte [33]). Er sagt darin unter andern: „Du siehst, daß ich selbst in diesem Jahre mehre kleine Schriften ausgearbeitet habe, und ich hoffe, daß ich in der Folge noch mehre werde liefern können, wenn ich ganz eingerichtet und an das Hofgeräusch, von welchem ich mich schon jetzt zurückziehen kann, gewöhnt sein werde. Ich war es mir selbst, meiner Familie, am Meisten aber den Wissenschaften schuldig, mich wenigstens eine Zeit lang in ein praktisches Leben zu werfen. Mir ist es nicht genug mit den Verdiensten und dem Ruhme meiner Vorfahren zu glänzen; ich verachte den Adel, den blos das zufällige Glück der Geburt ertheilt, und der nicht durch persönliche Verdienste erworben und unterstützt ist. Ich will mich durch mich selbst adeln und auf meine Nachkommen etwas forterben, was ich nicht von meinem Vater empfangen habe. — — Wenn ich mich jetzt schon einer gelehrten Muse hingäbe, würde ich da den sehnlichsten meiner Wünsche, den Wissenschaften bei meinem Stand Ansehen zu verschaffen, erfüllen können? Würden sie nicht Alle fragen: Was hat denn dieser mit so vielen Unkosten, so beschwerlichen Reisen, so vielem Zeitverluste, so großer Mühe gelernt oder erreicht? Würden nicht Alle in dem Wahne bestätigt werden, daß die Wissenschaften die Menschen träge, feig, weich und zu allen großen und wichtigen Unternehmungen untüchtig machen." Eine merkwürdige Schilderung entwirft er von dem Leben der Landedelleute seiner Zeit. „Sollte ich mich etwa auf meine ritterliche Burg einsperren? Kein Leben ist mühseliger und unruhiger, als das auf unsern Burgen. Die Bauern, welche uns ernähren, sind äußerst arm. Was wir von ihnen erhalten, ist sehr wenig und dies Wenige muß durch eine beständige Sorgfalt erworben werden. Wir müssen uns dem Schutz irgend eines Fürsten unterwerfen, und selbst dann kann es geschehen, daß wenn ich meine Burg nur auf eine kurze Zeit verlasse, ich einem von denen in die Hände falle, mit welchem mein Schirmherr in Fehde lebt. Um solchen Unfällen zu entgehen, unterhalten wir mit großen Unkosten viele Pferde und ein zahlreiches Gefolge. Wir dürfen uns nicht von unsern Burgen entfernen, ohne vom Kopfe bis [illegible] bewaffnet zu sein; so müssen wir unsere [illegible], auf die Jagd und zum Fischfange [illegible] entstehen

31) Sie führt den Titel: Ad Principes Germaniae, ut bellum Turcis invehant, exhortatoria. Sie ist im 2. Bde. S. 465 der Ausgabe von Münch abgedruckt. 32) Es wird H. auch eine „Oratio, qua dissuadebatur, ne principes in Decimae praestationem quam Legati Leonis X. coram imperatore Maximiliano in conventu principum ad expeditionem contra Turcas petierant, consentirent" zugeschrieben, von der es aber nicht ausgemittelt ist, ob sie wirklich von ihm herrührt.

33) Dieser Brief wurde in [illegible] Titel gedruckt: Ad Bilibaldum P[illegible] gensem Epistola, [illegible] suae Brief, welchen der [illegible] burghausen, Jakob [illegible] drei Bänden fleißi[illegible]

zwischen unsern und den Bauern unserer Nachbarn Streitigkeiten, welche wir zu schlichten haben. Geben wir zuviel nach oder bestehen wir zu hartnäckig auf unserm Rechte, so ziehen wir uns gleich Fehden zu. Dieses ist die Muße, dieses das Vergnügen, die wir auf dem Lande genießen. Selbst unsere Burgen sind nicht zum Vergnügen, sondern zur Sicherheit gebaut; Viehställe und Rüstkammern nehmen den größten Raum ein. Unaufhörlich hört man das Blöken der Schafe, das Bellen der Hunde, das Brüllen der Kühe und Ochsen, und auf unserer Burg, die großen Wäldern nahe liegt, auch der Wölfe Geheul. Sowie jeder Tag seine eigene Sorge und Arbeit hat, so auch seine eigene Unruhe, wegen der ewigen Ebbe und Fluth von Kommenden und Gehenden, unter welchen manche Diebe, Mörder und Räuber sind. Du wirst mich doch nicht für mein ganzes Leben in eine solche Räuberhöhle verstoßen wollen!" Gegen das Ende des Briefes zählt er frohlockend auf, was von seinen Freunden in Teutschland und Frankreich, namentlich von Erasmus, Budäus ꝛc., in den letzten Jahren für die verschiedenen Wissenschaften gethan worden sei, und ruft dann in hoher Begeisterung aus: „O Jahrhundert, o Wissenschaften! Es ist eine Freude zu leben, obgleich man noch nicht ermüden darf. Jetzt, Wilibald, blühen die Wissenschaften, blühen die Talente auf! Nimm, alte Barbarei, den Strick und suche einen andern Zufluchtsort!"

Hutten schrieb diesen gehaltvollen Brief, während er in Augsburg auf den Rath seines Freundes, des Leibarztes Stromer, eine Cur brauchte, um sich von seiner Krankheit, die ihn schon so lange verfolgte und ihm durch ihre Schmerzen das Leben verbitterte, zu befreien. Er trank ein Decoct von Guajacholz und hielt eine strenge Diät. Als er sich von der Liebesseuche geheilt glaubte, schrieb er auf die Bitte eines andern Freundes, des berühmten Arztes Paulus Riccius, die Geschichte seiner Krankheit, ließ sie in Mainz bei Johannes Scheffer drucken und widmete sie seinem Herrn, dem Kurfürsten von Mainz [34]). Sie ist für die Sittengeschichte damaliger Zeit von großem Werth, indem er freimüthig, wie immer, sich in bittern Tadel über die Verweichlichung, die Völlerei und Schwelgerei aller Art, vorzüglich der Geistlichkeit, ergießt und in starken Farben die Folgen davon schildert. Er sagt im zwanzigsten Abschnitt unter andern: „Wir preisen diejenigen als Sieger, welche am Meisten getrunken haben, und Trunkenheit sowol, als deren ekelhafteste Folgen sind unter uns keine Schande mehr. Gewiß unsere Altvordern, welche das Kaiserthum und die Herrschaft der Welt erwarben, hatten andere Sitten, als wir, die wir in Italien von jedem Kinde mit dem Namen Trunkenbolde beehrt werden." Auch die Fuggers, diese großen augsburger Kaufherren, die Rothschilde ihrer Zeit, verschont seine ernste Strafrede nicht. „Leider strafen die Laster der Vornehmen," sagt er, „nicht blos ihre Sklaven, sondern auch das Vaterland, das durch die großen Summen, welche jährlich für fremde Gewürze und andere Waaren des Luxus fortgeschickt werden, von Jahre zu Jahre mehr verarmt. Unsere Leckerhaftigkeit und Prachtliebe allein hat die Fuggers reich gemacht, während wir zu Bettlern geworden sind. Diese Diener unserer Lüste übertreffen selbst unsere Fürsten an Reichthümern und an der Zahl und Pracht der Paläste. Sie allein in Teutschland haben Geld." Wenn Hutten durch eigene Schuld, durch Ausschweifungen, wie seine Gegner behaupten, sich die furchtbare Krankheit zugezogen hätte, so hätte er nimmer auf eine solche Weise in seiner Krankheitsgeschichte sprechen dürfen, ohne einen allgemeinen Hohn auf sich zu lenken.

Hutten kehrte nach der Beendigung des Reichstages zu Augsburg mit dem Kurfürsten nach Mainz zurück, und verbesserte in der Geschäftslosigkeit des Hoflebens sein scherzhaftes Gedicht: „Der Niemand" [35]). Aber diese Unthätigkeit und wahrscheinlich auch die allmälige Überzeugung, daß er sich in dem Charakter des Kurfürsten Albert betrogen, welcher wol den Ruhm eines die Wissenschaften liebenden und schützenden Herrn genießen, aber nichts für die ernstern Zwecke der Reformatoren, namentlich gegen den römischen Stuhl, der ihm den Cardinalshut geschickt, unternehmen mochte, verleideten ihm das Hofleben; er verlangte seinen Abschied, der ihm, mit der Bewilligung, seinen Gehalt fortzugenießen, gewährt wurde, und da der schwäbische Bund eben den Erbfeind seiner Familie, den Herzog Ulrich von Würtemberg, mit Krieg überzog, eilte er in das Lager der Verbündeten, um mit den übrigen Gliedern seiner Familie zur Züchtigung dieses Fürsten beizutragen. Der Feldzug endigte mit der Vertreibung des Herzogs aus seinem Lande, und Hutten fand keine besondere Gelegenheit, sich auszuzeichnen; aus dem Feldlager schrieb er fleißig seinen Freunden, Erasmus, Fischer, Busch, Rhenanus, Pirkheimer und Andern. Erasmus, der nie müde wurde, ihn zu loben, antwortete ihm unter andern: „Wenn Dir, was die unsterblichen Mächte verhüten wollen, etwas Schlimmes begegnen sollte, wo würden wir wieder ein solches Genie finden? Doch was immer mit Dir werden soll, so hast Du durch Deine bisherigen Schriften Dir die Unsterblichkeit schon gesichert und Dir ein Denkmal dauernder als Erz gestiftet. Vermögen meine eigenen Schriften irgend Etwas, so wird kein Tag ohne Dein Lob vergehen." Nach diesem kurzen Feldzuge, dessen größter Gewinn für Hutten die nähere Bekanntschaft und innige Verbrüderung mit Franz von Sickingen war, von dem er wahrhaft begeistert an Erasmus schrieb: „Wir bewundern keinen Zug an den Helden der Vorzeit, den wir nicht auch an ihm wahrnehmen. Er ist weise, beredt, greift Alles mit ungemeiner Thätigkeit an und besitzt ohne Ausnahme Alles, was den großen Heerführer macht. Er

34) „De Guajaci Medicina et morbo gallico, liber unus" ist der Titel dieses Buches, welches Thomas Murner, ein Barfüßermönch und Doctor der Theologie, bekannt durch seine satyrischen Schriften, ins Teutsche übersetzte, und in Strasburg 1519 drucken ließ. Auch ins Englische wurde sie durch Thomas Paynel, Canonikus of Marten Abbey, übergetragen und zu London gedruckt.

35) „*OYTIΣ* Nemo" ist wahrscheinlich 1518 zu Augsburg erschienen. Vergl. Münchs Ausgabe 1. und 2. Bd. S. 306.

sagt und thut nichts Gemeines. Gott segne die Unternehmungen dieses großen Mannes," und den er so für die Sache Reuchlins gewann, daß die Gegner des Letztern durch Sickingens Vermittelung in kurzer Zeit zum Nachgeben gezwungen wurden, kehrte Hutten nach Mainz zurück, wo er sich etwa ein Vierteljahr aufhielt. Während dieses Aufenthaltes erhielt er noch von seinen Freunden und Verehrern aus Teutschland, Frankreich, Italien, Böhmen und andern Ländern zahlreiche Briefe, die ihn ermunterten, den Kampf gegen den römischen Stuhl und die Klerisei muthig fortzusetzen. Nur Erasmus, dessen Eitelkeit um diese Zeit durch einen Engländer, Eduard Lee, der Bemerkungen zu seinem „Neuen Testamente" geschrieben, empfindlich beleidigt wurde, und den H. im freundschaftlichen Eifer auf eine leidenschaftliche und wegwerfende Weise gegen Lee vertheidigte, gerieth in große Angst und weissagte Unglück. „Ich höre," schrieb er an einen Freund, „daß man den Dominicanern und Romanisten den Krieg ankündigen will, fürchte aber, daß aus einem Possenspiel ein großes Feuer entstehen werde, denn mit ihnen wird man den Krieg beginnen, dann aber — wie einst in Böhmen — gegen Alles wüthen, was Priester heißt." Auf dem Steckelberge, wohin sich H. am Ende des Jahres 1519 begab, ließ er eine neue Schrift, „Von der Einheit der Kirche ꝛc." [36]), welche er in der Bibliothek zu Fulda aufgefunden, gegen den römischen Stuhl erscheinen; er selbst urtheilte in einem Schreiben an Eoban Heß darüber, daß er bis jetzt nichts Freieres, nichts Herrlicheres in dieser Art gelesen habe. Er widmete diese Schrift dem Erzherzoge Ferdinand von Österreich, den er, wie Erasmus ihn versichert hatte, den Wissenschaften und den Kämpfern gegen die Römlinge geneigt glaubte. In dieser Dedication sagt er gradezu, daß der Kaiser und der Erzherzog nichts Wichtigeres thun könnten, als wachsam sein, damit sie nicht, wie alle ihre Vorfahren, von Rom betrogen würden, und Teutschland, wie bisher, methodisch ausgeplündert werden möchte. Bald nach dem Erscheinen dieser Schrift gab er seine lateinischen Gespräche über das Fieber neu heraus, und vermehrte sie mit denen über das Glück, die Anschauenden und die römische Dreifaltigkeit [37]). Das erste Gespräch über das Fieber, welches schon zwei Jahre früher einzeln erschienen war, wird zwischen Hutten und dem Fieber, welchem er den Abschied gibt, geführt. Letzteres bittet seinen bisherigen Gastfreund, ihm eine neue Herberge anzuweisen, und H. empfiehlt ihm den Cardinal Cajetan, der stets auf Purpur und hinter den kostbarsten Vorhängen schlafe, stets von Silber speise, aus Gold trinke und beides so leckerhaft, daß er Alles, was man ihm in Teutschland vorsetze, verschmähe und laut darüber klage, daß er sich in vier langen Monaten nicht einmal gütlich habe thun können. Als das Fieber mit trefflicher Persiflage sich weigerte, Huttens Rath zu folgen und bei jenem elenden, ausgemergelten Alten und Käsebruder — so wurden die von Leo X. erwählten neuen Cardinäle genannt — einzukehren, weist es der Ritter in die Paläste schwelgerischer Fürsten, in die Schlösser trinksüchtiger Ritter, in die Wohnung der üppigen Fugger und zuletzt in das Haus eines Domherrn und römischen Curtisans. In dem zweiten Gespräche vom Fieber gibt er eine getreue und lebendige Schilderung von dem Elende der Priester, welche im Concubinate leben, von den Lastern, der Üppigkeit und der Schwelgerei der Pfaffenconcubinen, ein Sittengemälde, zu welchem die Originale auch im 19. Jahrh. in allen katholischen Ländern, besonders im katholischen Frankreich, Baiern und in der katholischen Schweiz gefunden werden. Das Gespräch von dem Glück entwickelt die Lehre, daß wahre Glückseligkeit nicht vom Glück, am wenigsten von großen Reichthümern abhänge, und daß derjenige der Glücklichste sei, der das Nothwendigste besitzt und sich mit diesem begnügen könne. In „den Anschauenden," in welchem Dialoge die Sonne, Phaethon und der Cardinal Cajetan die Sprechenden sind, zeichnet Hutten wieder die Sitten der Teutschen, und entwickelt die Absicht des Cardinals Cajetan auf dem Reichstage zu Augsburg, nämlich daß er gekommen sei, um Geld zu fischen, läßt aber die Sonne sagen: „Dieser Legat wird der erste sein, welchen man mit leeren Händen nach Hause schickt."

Aber bei weitem das Wichtigste und Inhaltreichste dieser Gespräche war der Vadiscus oder die Trias romana; letztern Namen führte es, weil es größtentheils aus Triaden besteht. Hutten widmete es seinem Schwager, Sebastian von Rotenhan, und gesteht in einem Briefe gegen einen Freund selbst, daß dieses Gespräch das heftigste sei, was er bis jetzt gegen die römische Curie geschrieben. Er benutzte seine genaue Kenntniß Roms und Italiens, den bisher blindgläubigen Teutschen die Augen über das Treiben und Leben des Papstes und seiner Höflinge zu öffnen, und malt deshalb mit starken, oft grellen Farben, ohne jedoch der Wahrheit im Geringsten Eintrag zu thun. In seiner Dedication sagt er seinem Schwager: „Ich will Dir das Buch grade nicht als gut empfehlen, weil die Sache, von der ich darin rede, sehr schlecht ist. Ich kann es aber doch vielleicht wegen der Wahrheit dessen, was darin vorgetragen wird, und wegen der Freimüthigkeit, mit welcher es geschieht, thun. Ich wenigstens habe an keiner andern Schrift mehr Vergnügen, als an dieser. Unsere Freiheit war durch die Fesseln der Päpste gebunden; ich will sie lösen. Die Wahrheit war gänzlich aus unserm Vaterlande verbannt; ich will sie zurückführen." Das Gespräch selbst wird von einem Ehrenherold und Hutten geführt, der jenem erzählt, was er von Vadiscus, einem Reisenden, über Rom gehört. „Drei Dinge," erzählt Vadiscus, „erhalten Roms Ansehen: die Würde des Papstes, die Reliquien der Heiligen, und der Ablaßhandel. Drei Dinge bringt man von Rom zurück: ein verletztes Gewissen, einen verdorbenen Magen und einen leeren

36) De unitate ecclesiae conservanda et Schismate, quod fuit inter Henrichum IV. imp. et Gregorium VII., Pont. Max. cujusdam ejus temporis Theologi liber, in vetustiss. Fuldensi Bibliotheca ab Hutteno inventus nuper (Mogunt. 1520). 37) Dialogi. Fortuna, Febris Ima, Febris IIda, Trias Romana. Inspicientes. Sie erschienen 1520 auf dem Steckelberg und in demselben Jahre zu Löwen.

Beutel. Drei Dinge tödtet Rom: das gute Gewiſſen, die echte Frömmigkeit und die Heiligkeit des Eides. Drei Dinge verlacht das heutige Rom: die Tugenden der Vorfahren, das Prieſterthum Petri und das jüngſte Gericht. An drei Dingen hat Rom Überfluß: an Gift, Alterthümern und wüſten Plätzen. Drei andere fehlen ihm ganz: Einfalt, Mäßigkeit und Aufrichtigkeit. Dreierlei Waaren werden in Rom öffentlich verkauft: Chriſtus, geiſtliche Würden und Weiber. Von drei Dingen hört man in Rom ungern reden: von allgemeinen Concilien, von der Verbeſſerung der Kirche und der Aufklärung der Teutſchen. Über drei Dinge betrübt man ſich in Rom: über die Einigkeit der teutſchen Fürſten, über die abnehmende Blindheit des Volkes und über das Bekanntwerden der römiſchen Ränke. Drei Dinge könnten uns auf einmal von allen römiſchen Übeln befreien: die Ablegung des Aberglaubens, die Abſchaffung der römiſchen Ämter und eine gänzliche Umwandlung des römiſchen Hofes. Drei Dinge ſind in Rom in hohem Werthe: ſchöne Weiber, ſchöne Pferde und die päpſtlichen Bullen. Drei Dinge ſind in Rom ſehr gemein: Stolz, Kleiderpracht und fleiſchliche Lüſte. Drei Dinge kommen den Römern nie zu oft: die Pallien der Biſchöfe, die Annaten und die Menses papales.“ Die Erläuterungen, welche Hutten ſeinen Triaden beifügt, ſind ebenſo heftig und voll bitterer Wahrheit. So ſagt er über die Dispenſationen, mit welchen heute noch unter den Katholiken großer Unfug getrieben wird, daß die Römlinge ſelbſt ohne Dispenſation Sünden begingen, aber doch alle andere Menſchen von den ihrigen dispenſirten; daß ihnen nichts erwünſchter ſei, als die Sünden der Menſchen, weil dieſe mit großen Geldſummen abgekauft würden. Päpſtliche Dispenſationen gäben Knaben die Rechte von Erwachſenen, Weibern die Rechte von Männern, Unedlen und Unwiſſenden die Rechte von Edeln und Gelehrten, Fremdlingen und Abweſenden die Rechte von Einheimiſchen und Gegenwärtigen; und daher komme es, daß ſo viele Pfründen und Pfarreien an Kinder und Weiber, beſonders an Italiener vergeben würden, welche die ihrem Hirtenſtab anvertrauten Schafe nie geſehen hätten, noch ſehen wollten. An einer andern Stelle ſagt er: „Es wäre beſſer, das peſtilenzialiſche Rom ginge mit allen ſeinen fremden Moden, ſeinen vielerlei Münzen und Sprachen zu Grunde, als daß es unſere einfachen Sitten noch länger verderbe und ärgere. Auf unſere Koſten halten die römiſchen Curtiſane Pferde, Hunde, Maulеſel und Huren. Mit unſerm Gelde machen ſie ſich gut Leben, kleiden ſich in Purpur und bauen Paläſte von Marmor; aber wir müſſen ſie liebkoſen, ihnen hofiren und dürfen ſie weder ſtechen noch zwicken, ja nicht einmal anrühren.“ In vollem Maße gilt von dieſem Dialoge Huttens, was Herder und Küttner im Allgemeinen von ſeinen Schriften ſagen; es iſt eine Stimme aus ſeinem Leben, jeder Laut ſeines Wortes iſt Handlung. Seine Sprache iſt männlich und voll Feuer, kurz in Worten, vielſagend in der Bedeutung, hinreißend und erſchütternd. Nichts, was auch in ſpätern Tagen Kühnes und Wahres geſagt ward, übertrifft die Glut ſeines ungeſtümen Feuers. Der Vadiscus wurde gierig geleſen, mit Beifall von allen Freunden der Wiſſenſchaften und der gereinigten chriſtlichen Lehre aufgenommen und ſelbſt nachgeahmt. Unberechenbar aber war ſeine Wirkung, als ihn Hutten mit den übrigen Geſprächen um ſeines Freundes, Franzens von Sickingen willen, ins Teutſche überſetzte, und ſo auch dem Nichtgelehrten, vorzüglich den leſeluſtigen Bürgern der Städte, zugänglich machte [38]). Das Erſcheinen dieſer Geſpräche weckte endlich die Römlinge aus ihrer ſtumpfſinnigen Gleichgültigkeit; ſie hofften durch einen einzigen Machtſpruch Alles wieder ins Geleiſe zu bringen. Papſt Leo X. erließ ein Breve an den Erzbiſchof Albert von Mainz, worin er ihn ermahnte, diejenigen, welche dem heiligen Stuhle ſo feindlich geſinnt ſeien, zu gebührender Beſcheidenheit zurückzuführen, oder ſie dergeſtalt zu beſtrafen, daß Andere von ähnlichem Muthwillen abgeſchreckt werden möchten. Hutten antwortete auf die Vorſtellungen des Erzbiſchofs, der es mit dem Papſte nicht verderben mochte, durch eine neue Schrift gegen die römiſche Curie: De schismate extinguendo et vera ecclesiastica libertate adserenda, welche aus einer Sammlung von Briefen aus der Zeit der Gegenpäpſte Urbans VI. und Clemens' VII. beſteht [39]). In ſeiner Vorrede ſchildert er das päpſtliche Weſen und fodert die Teutſchen ernſtlich auf: endlich einmal durchzubrechen, das Joch abzuſchütteln, und ſich von der römiſchen Tyrannei freizumachen. Er ſchloß die Vorrede mit ſeinem Loſungswort: „Ich habs gewagt! Es lebe die Freiheit!“ Nach dem Erſcheinen dieſer Schrift trennte ſich Hutten gänzlich von dem Erzbiſchof Albert und dem mainzer Hof, und es erſchien ein erzbiſchöflicher Befehl, durch welchen bei der Strafe der Excommunication der Verkauf und das Leſen der von Hutten herausgegebenen Schriften verboten wurde.

---

38) Die Überſetzung führt den Titel: „Geſpräch Büchlein Herrn Ulrichs von Hutten. Feber das Erſt. Feber das Ander. Vadiscus oder die Römiſche Dreyfaltigkeit. Die Anſchawenden.“ Dieſer Titel ſteht in einer zierlichen Einfaſſung. Oben ſind rechts und links des Ritters Wappen. Rechts Gott Vater mit einem Pfeil in der Hand. Links David mit einer Tafel in der Hand, auf welcher ſteht: Exaltare qui judicas terram, redde retrib. superbis. Darunter rechts Luther ſtehend im Mönchshabit. Unter ihm: Veritatem meditabitur guttur meum. Links der Ritter ſtehend im Harniſch. Unter ihm: Perrumpendum est tandem, perrumpendum est. Ganz unten rechts Ritter und Soldaten mit Spießen; links der Papſt mit ſeiner Kleriſei in der Flucht. Die Vorrede bildet eine Zuſchrift an Sickingen, unterzeichnet auf der Ebernburg, wo die Schrift auch gedruckt wurde, am Neujahrsabende 1520. Am Ende der Schrift ſteht Luthers und Huttens Bild noch einmal; unter erſterm ſteht:

Warheit die red ich,
kauff des neyd an mich
Gott geb mir den lon
hab ichs falſch gethon.

Unter dem Bilde Huttens ſteht:

Umb Warheit ich ficht
niemant mich abricht,
es brech, oder gang,
gots geiſt mich bezwang.

39) Die Schrift wurde 1520 auf der Steckelburg gedruckt. Die Sammlung der Briefe hatte H. von ſeinem Gaſtfreunde, dem Zollinſpector Eſchenfelder in Boppart, zum Geſchenk erhalten.

So lange Hutten noch die Hoffnung gehegt, den Kurfürsten Albert auf Seiten der Vertheidiger der teutschen Freiheit gegen die Anmaßungen der römischen Curie zu sehen, vermied er, sich offen für Luther, dessen Wirken er schon längere Zeit mit Freuden beachtete und dem er schon im März 1520 durch seinen Freund Melanchthon einen sichern Aufenthalt auf der Burg seines Freundes Sickingen angeboten hatte, zu erklären. Jetzt zögerte er nicht länger, sich mit Luther öffentlich zu verbinden; noch im Junius 1520 schrieb er von Mainz aus zum ersten Mal an ihn: „Es lebe die Freiheit! Wenn Du dort für Dein Werk, das Du mit soviel Geist als Muth begonnen hast, Hindernisse findest, so schmerzt es mich außerordentlich. Ich thue hier soviel ich kann. Christus sei mit uns! Christus stehe uns bei, indem wir streben, seine von den Päpsten verfinsterte, in Dunst und Nebel gehüllte Lehre wieder an das Licht des Tages zu fördern, Du mit größerer Kraft, ich nach meinem Vermögen. — — — Ich für meine Person werde Dir in allen Fällen beistehen, und was Du vorhast, kannst Du mir ohne Bedenken vertrauen. Wir kämpfen beide für die allgemeine Freiheit, und suchen das unterjochte Vaterland aus der Knechtschaft zu retten. Gott ist mit uns, und ist der für uns, wer mag wider uns sein? Die Cölner und Lütticher haben Dich geschmäht — laß sie schmähen, diese Rotten, die sich gegen die Wahrheit verschwuren. Wir wollen durchbrechen — durchbrechen mit Christo!“ [40]). Von nun an vertheidigte Hutten, welcher noch früher, als Luther, es gewagt hatte, gegen Rom in Kampf zu treten, offen und ohne Rückhalt die Reformation.

Er begab sich von Mainz nach Brüssel, wo Karl V. und der Erzherzog Ferdinand Hof hielten, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, Beide, die vom Papste durch dessen Umtriebe bei der Kaiserwahl beleidigt waren, für die Reformation und seine Pläne gegen Rom zu gewinnen. Aber er täuschte sich bitter; er erhielt weder von dem Kaiser noch von dem Erzherzog Audienz; im Gegentheil erfuhr er, daß sein Leben durch die römische Heimtücke in Gefahr sei, indem man von Rom aus Meuchler gedungen habe, seinen kühnen und drohenden Mund durch Gift oder Dolche auf immer zu schließen. Auch wurde ihm versichert, der Papst habe den Kaiser ersucht, ihn fangen zu lassen und an Händen und Füßen gefesselt nach Rom zu senden. Nur auf das dringende Zureden der Freunde und Bekannten verließ Hutten eiligst das Hoflager und kehrte nach Franken zurück. Auf dieser Heimreise begegnete er auf offener Straße dem Ketzermeister Hogstraten, sprang sogleich vom Pferde, zog sein Schwert und rief: „Halt, Du schändlicher Bube, Du bist des Todes! Endlich einmal wirst Du den Lohn für Deine Schandthaten erhalten!“ In Todesangst fiel der Bettelmönch vor dem furchtbaren Ritter nieder und bat: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn!“ Hutten aber sagte: „Nein, an Dir verunreinige ich mein Schwert nicht,“ schlug ihn mit der flachen Klinge und zog seines Weges. Überall, wo er hinkam, vorzüglich in Mainz und Frankfurt, waren seine Freunde erstaunt, ihn wohlbehalten wiederzusehen; denn sie glaubten, er wäre in die Klauen der Römlinge gefallen und hielten dafür, daß er nur durch ein Wunder gerettet worden sei. Aber manche seiner bisherigen Freunde wurden lau und traten scheu zurück, als die ernste Stunde der Noth und des Kampfes erschien. Er bemitleidete solche Schwächlinge, die aus Feigheit oder aus Eigennutz die gute Sache verließen, und erkannte doppelt den Werth eines Freundes in der Noth. Dieser war für ihn der edle Franz von Sickingen, bei dem er erst auf der Burg Landstuhl, zwischen Kaiserslautern und Zweibrücken, und später auf der Ebernburg, an der Nahe bei Kreuznach, liebevolle Aufnahme und hinlänglichen Schutz fand. In dieser Freistätte arbeitete er die meisterhaften Sendschreiben an Karl V., an Albert von Mainz, den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, den Ritter Sebastian Rotenhan und die teutschen Stände aus, in welchen er nicht nur seine Angelegenheit, sondern vorzüglich die Sache der Reformation mit lebendiger Kraft und begeisternder Überzeugung vertrat [41]). Von diesen erst in lateinischer Sprache geschriebenen Sendschreiben übersetzte er das an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen und seine „Klagschrift an alle Stände teutscher Nation“ in die teutsche Sprache [42]), damit er sich, wie er selbst sagt, bei Jedermann alles Verdachtes reinige, und damit selbst der gemeine Mann erkennen möge, daß er stets ehrbar, ehrlich und einem Frommen von Adel nicht ungebührlich geschrieben, und welches die Braut sei, um welche zu tanzen man ihm zugemuthet.

Noch mehre andere Flugschriften flossen auf der gastlichen Burg Sickingens aus Huttens Feder; er commentirte die Bulle des Papstes gegen Luther, dessen Schriften und Anhänger; er strafte in einem lateinischen und teutschen Gedichte die Verbrennung von Luthers Schriften; verfaßte ein Gedicht über die unmäßige und unchristliche Gewalt des Papstes zu Rom; eine Anzeige des Betragens der römischen Päpste gegen die teutschen Kaiser, ein Gespräch mit dem Titel: „Bullen“ [43]). Dabei

40) Epistola ad Martinum Lutherum Theologum. Gedruckt zu Wittenberg. 4. Eine freie Übersetzung dieses Briefes steht unter den Beilagen zu Wagenseils Ulrich von Hutten (Nürnberg 1825). S. 265.

41) Ad Carolum Imperatorem, adversus sibi intentatam a Romanistis vim et injuriam conquestio. Ejusdem alia ad Principes ac Viros Germaniae de eadem reconquestio. Ejusdem ad Albertum Brandenburgensem et Friedericum Saxonum ducem, Principes, Electores aliaeque ad alios Epistolae. Jacta est alea. 42) Burckhard führt Th. 2. S. 118 den Titel dieser teutschen Klagschrift an, welche das Motto führte: „Ein groß Ding die Wahrheit, und stark über alle.“ 43) Die Titel dieser Schriften sind: „Bulla Leonis X. contra errores Martini Lutheri et sequacium.“ Hutten begleitete diese Bulle mit einer Epistel: „Germanis Omnibus“ und kurzen Randglossen. „In incendium Lutheranum Exclamatio“ und teutsch: „Eyn Klag über den Luterischen Brandt zu Mentz von Herr Ulrich vonn Hutten.“ „Anzoig Wie allwegen sich die Römischen Bischöff od' Bäpst gegen den teutschen Kayßere gehalten haben, uff dz kürtzst uß Chroniken und Historien gezogen, K. majestät für zubringen. Ich habs

setzte er ununterbrochen den Briefwechsel mit seinen Freunden fort, die er ermunterte, tröstete, ermahnte und immer aufs Neue zum Kampf anregte. Auf das Volk wirkte er vorzüglich durch sein teutsches, im wahren Volkstone gehaltenes, Gedicht: Klage und Ermahnung gegen die übermäßige unchristliche Gewalt des Papstes zu Rom und der ungeistlichen Geistlichkeit [44]). Diese Klage enthält das Wesentliche von dem, was Hutten schon in frühern Schriften über die Entartung und den gänzlichen Verfall der Kirche und Kirchenzucht, über den offenbaren Widerspruch der Hoffahrt, Herrsch- und Raubsucht des römischen Hofes mit der Lehre und dem Beispiele Christi, über die Schwelgerei, Prachtliebe, Üppigkeit und den frechen Unglauben der Cardinäle und übrigen Glieder des päpstlichen Hofes, über den Übermuth und die Erpressungen der päpstlichen Legaten, über die ungeheuern Misbräuche von Ablaß, Pallien, Annaten, Dispensationen, über das ungeistliche Leben der Bischöfe, Prälaten und Domherren, über die Verdorbenheit der Ordensglieder ꝛc. gesagt und scharf gerügt hatte. „Vorher," sagt Hutten, „habe ich Lateinisch geschrieben, das war nicht Jedem bekannt, jetzt rufe ich in der Muttersprache das ganze Vaterland an, weil unserer Nation der Rauch, welcher sie bis dahin geblendet, von den Augen weggeblasen und selbst der gemeine Mann aufgeklärt werden muß, damit die Teutschen der Römlinge Betrügereien erkennen und das reine Evangelium von römischen Fabeln unterscheiden können." Mehrmals in dem Gedichte spricht er die Hoffnung aus, daß Kaiser Karl, ein teutsches Blut, den Muth haben würde, dem Papste gewaltig entgegenzutreten; und bemerkt, daß Alles, was er darin thue, zu Ehren der kaiserlichen Majestät und zum Wohle der teutschen Nation geschehe. Am Ende ruft er die Teutschen noch einmal zu ernstem Widerstand auf und sagt, wenn freundliche Mahnung nichts helfe, so wolle man zu den Waffen greifen [45]). Daß Hutten während seines Aufenthaltes bei seinem Freunde Sickingen wirklich den Plan gefaßt hatte, mit gewaffneter Hand die Römlinge und die Gegner der Reformation anzugreifen und mit dem Schwerte dareinzuschlagen, wo Wort und Schrift fruchtlos blieben, geht aus mehren seiner Briefe hervor. In einem Schreiben an Erasmus, vom November 1520, dem er räth, sich nach Basel zu retten, damit er nicht im Kampfe freiheitliebender Männer gegen feige Tyrannen erdrückt werde, sagt er, er würde schon die Waffen gegen die päpstliche Wüterei ergriffen haben, wenn ihn nicht Sickingen, der noch immer hoffe, den jungen Kaiser zu gewinnen, davon abgehalten hätte. „Wenn Du auch," fährt er fort, „die gewaltsamen Mittel nicht billigst, so kannst Du wenigstens meinen Vorsatz nicht tadeln, Teutschland zu befreien und den Wissenschaften neuen Glanz zu bereiten." Und an Luther, „seinen geliebtesten Freund und Bruder, den unüberwindlichen Herold des göttlichen Wortes," schrieb er: „Du würdest mich bedauern, wenn Du Zeuge von den Widerwärtigkeiten wärest, mit welchen ich hier zu kämpfen habe. Indem ich neue Freunde und Helfer anwerbe, fallen ebenso viele alte ab. Der einzige, welcher sich unser mit unerschütterlicher Standhaftigkeit annimmt, ist Franz von Sickingen — — — Unterdessen verhehle ich es Dir nicht, theuerster Luther, daß Franz mich bisher von Thätlichkeiten gegen unsere Feinde abgehalten hat, damit diese noch übermüthiger werden. Auch hält er es für rathsam, abzuwarten, was der Kaiser auf dem nahen Reichstag in Worms beschließen werde." Auch in seinem Gespräche: Der zweite Warner, spricht er aus, jeder brave teutsche Mann werde und müsse gegen die tiefverdorbene Klerisei aufstehen und zuschlagen, wenn alle gütlichen Wege ohne Erfolg betreten würden. Am deutlichsten ersieht man aber, daß Hutten wirklich die ernstliche Absicht hatte, seine Worte mit den Waffen zu unterstützen, aus den Vorwürfen, welche ihm sein Freund, Hermann von der Busche, in einem Briefe macht, in welchem er sagt: „Ich wollte, daß Deine Drohungen an den Romanisten einmal besser als bisher in Erfüllung gehen möchten. Diejenigen, welche sich sonst vor Dir fürchteten, lachen Dich jetzt aus und nehmen von Dir, selbst im Cirkel der Unserigen, Gelegenheit zu Stachelreden. Sie werden nur darum so vermessen, weil, wie sie sagen, Du immer nur bellest und nie beißest. Glaubst Du für unsere Freiheit etwas auszurichten, so sprich, worauf wartest Du?" Es bleibt wol kein Zweifel, nach solchen Zeugnissen, daß Hutten, von seinen Freunden und Anhängern, besonders aber von der Nation gehörig unterstützt, gewiß losgeschlagen hätte; aber seine Pläne scheiterten, seine Hoffnungen wurden getäuscht. Selbst seine Bemühungen, die Ritterschaft und die Städte zu vereinigen, waren erfolglos [46]). Im J. 1521 trat Hutten auf Karls V. Begehren mit 200 Goldgülden jährlicher Besoldung in kaiserliche Dienste. Wahrscheinlich hegte der Kaiser die Hoffnung, diesen ungestümen Mahner und Aufreger in seinem Dienste zum Schweigen zu bringen, oder ihn für seine Interessen zu gewinnen; denn Hutten hatte noch während des Reichstages zu Worms, wo Luther seine Lehre mit der Kraft eines gottbegeisterten Se-

gewagt." „Dialogi Huttenici novi, perquam festivi. Bulla vel Bullicida. Monitor primus. Monitor secundus. Praedones (Ebernburg 1521).

44) Clag u. vormanung gegen den übermäßigen vnchristlichen gewalt des Bapstes zu Rom u. der vngeistlichen geistlichen, durch herren Vlrich von Hutten, Poeten u. Orator, der ganzen Christenheit, vnn zuuoran dem vaterland Teutscher Nation zu nutz und gut, von wegen gemeiner beschwernuß vnd auch wegen seiner eigen nottdurfft, in Reymens weyß beschriben. Jacta est alea." Von dieser Schrift erschienen mehre Ausgaben, eine noch 1632.

45) Wolauff ir frummen teutschen nun,
Vil harnisch han wir vnd vil pferd,
vil hellebarten vnd auch schwerd,
Vnd so hilfft freüntlich manung nit,
so wöllen wir die brauchen mit.

46) Vergl. „Beklagung der Freistätte teutscher Nation." Mit Huttens Bildniß und der Beischrift:

Der Nemo hat das geticht gemacht
Das mancher im regiment nit lacht.
Er sey Königk, Bischoff, Fürst oder Graff,
Den allen die vngerechtigkeit lauft nach.

Dieses Gedicht erschien 1522.

hers vertheidigte, eine heftige Schrift gegen die Römlinge, die Legaten Aleander, dem er selbst einen Hinterhalt gelegt, und Caraccioli, erlassen, und sie dem Kaiser mit einer Ermahnung für Luther gewidmet, der damit nichts weniger als zufrieden war [47]). Aber Hutten blieb nicht lange in dieser Stellung; er machte blos den mislungenen kaiserlichen Feldzug nach Lothringen mit, und kehrte dann wieder zu seinem Freunde Sickingen zurück; denn die Burg Steckelberg und seine Erbgüter hatte er nach dem Tode seines Vaters seinen Brüdern überlassen, um nicht seine Familie mit in sein Geschick zu verwickeln. Unter seinen Schriften, welche er während des Jahres 1522 auf der Ebernburg schrieb, ist die wichtigste seine „Vertheidigung wider das Vorgeben von ihm, als sollte er wider alle Geistlichkeit und Priesterschaft sein" [48]). Diese Schrift, in einem ruhigern Ton abgefaßt als die meisten übrigen, ist eine meisterhafte und gründliche Rechtfertigung seines bisherigen Lebens und Handelns; er zeigt darin, daß er fern von jeder Selbstsucht, getrieben von seinem Innern, von seiner lebendigen Überzeugung, seinem heiligen Eifer für die Wahrheit, seiner unbegrenzten Liebe zu seinem teutschen Vaterlande gehandelt habe. „Jenen, welche mich fragen, warum ich mich einer Sache unterwinde, deren Andere sich nicht annehmen, gebe ich zur Antwort: daß ich bei den erwähnten Misbräuchen nicht mehr oder nicht weniger als Andere verliere; daß ich aber nichts dazu kann, daß Gott mich mit einem Gemüthe beschwert hat, dem gemeiner Schmerz weher thut, und vielleicht mehr als Andern zu Herzen geht." So edel und einfach spricht sich Hutten über den hohen Beruf aus, den jeder Mann von Erleuchtung in schwierigen Zeiten hat, nämlich für die Wahrheit einzustehen ohne alle Rücksicht — aber zu allen Zeiten haben nur Wenige die Kraft und den Muth gehabt, wie Hutten, ihr liebes Selbst zu vergessen und sich für das Gemeinwesen oder für eine Idee aufzuopfern.

Im J. 1522 rückte Franz von Sickingen mit einem Heere von etwa 10,000 Mann Reitern und Fußvolk in das Land des Erzbischofs Richard von Trier ein, angeblich, weil dieser seinen Unterthanen verboten hatte, ihre gegen Sickingen eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen, wahrscheinlicher aber, „um," wie Hutten sich ausdrückt, „dem Evangelium die hartverschlossenen Thüren wieder zu öffnen." Wäre dieser Feldzug Sickingens vom Glücke gekrönt worden, wahrscheinlich wäre Huttens Entwurf eines allgemeinen Krieges gegen die geistlichen Fürsten, welche sich auf die Seite des Papstes geworfen und der Reformation widerstrebten, ausgeführt worden. Aber da der Kurfürst Ludwig von der Pfalz und der Landgraf Philipp von Hessen dem Kurfürsten von Trier zu Hilfe eilten, mußte Sickingen sich zurückziehen und sah selbst in kurzer Zeit von dem Feinde seine Besitzungen verheert. Sickingen, der sich auf sein festes Schloß Landstuhl zurückgezogen, sah sich genöthigt, seine Freunde, die er bisher gepflegt und geschützt, zu entlassen. Hutten, der seit einiger Zeit wieder sehr an Krankheit litt, deshalb zur Vertheidigung der Burg seines Freundes nichts beitragen konnte, im unglücklichen Fall aber viel zu befürchten hatte, verließ Sickingen, welcher, bei der Erstürmung seiner Burg verwundet, am 7. Mai 1523 starb, und wanderte, nachdem er seine letzte Stütze in Teutschland verloren, in Gesellschaft seiner Freunde, Bucer und Ökolampadius, nach der Schweiz im November 1522, und kam nach Basel, wo er freundliche Aufnahme und den vom Rathe gewünschten Schutz erhielt, der ihm sogar eine Wohnung anwies und ihn beschenkte. In Basel lebte seit einiger Zeit auch Erasmus von Rotterdam, jener Erasmus, der nie müde geworden, das Lob des Ritters zu verkünden, und dem auch Hutten mit innigster Liebe und Hochachtung zugethan war. Aber Erasmus war — wenn man auch seinen hohen Verdiensten um das Aufblühen der Wissenschaften die vollkommenste Gerechtigkeit widerfahren läßt — ein Mann ohne Charakter. Vermöge seiner ausgezeichneten Bildung und seines klaren Geistes erkannte er sehr wohl die Gebrechen des Papstthums, die Versunkenheit der Geistlichkeit, die Dummheit und die Anmaßung der Mönche und verspottete sie mit attischem Witz; es war ihm nicht unangenehm, wie er sich ausdrückte, daß Luther dem Papst an die Krone, den Mönchen an die Bäuche greife; aber sobald es galt, seine Überzeugung öffentlich zu vertreten, fehlte ihm jener Muth, jene Kraft und Ausdauer, welche Luther, Zwingli, Hutten, welche in allen großen Epochen der Weltgeschichte die Männer belebten, die in wahrer Gottesbegeisterung sich berufen fühlten, die edelsten Güter der Menschheit, Wahrheit, Freiheit und Recht, zu vertheidigen. Erasmus liebte die angenehme Bequemlichkeit des Lebens; er liebte seinen großen und weitverbreiteten Ruhm; er fürchtete seine hohen Gönner, seine fürstlichen Pensionen zu verlieren; darum wagte er nicht für die Freunde sich zu erklären, auf deren Seite er die Wahrheit sah; er bemühte sich, eine Art von Neutralität zu behaupten, die in solchen Epochen nicht nur schwierig, sondern auch stets weniger ehrenvoll ist; er wollte die Ansicht geltend machen, „daß rechtschaffene Männer sich bemühen müßten, so zu nützen, daß dabei möglichst Wenigen, und, wenn es sein könnte, Niemandem geschadet würde." Mit dieser Theorie verdarb er es mit beiden Parteien, und gab sich solche Blößen in der Durchführung seines Schaukelsystems, daß kein Verdienst um die Wissenschaften ihn von den Flecken seines Charakters zu reinigen vermag [49]).

47) „In Hieronymum Aleandrum et Marinum Carracciolum, Oratores Leonis X. apud Vormatiam Invectivae singulae. In Cardinales, Episcopos et Sacerdotes Lutherum Vormaciae oppugnantes Invectiva, ad Carolum Imperatorem pro Luthero exhortatoria." 48) Der vollständige Titel heißt: „Entschuldigung Vlrichs von Hutten, wyder etlicher vnwahrhaftiger außgeben von ym, als solt er wieder alle geystlichkeit vnd priesterschafft sein, mit erklärung etlicher seiner geschrifften." Burckhard und Meiners haben einen Abdruck davon.

49) Luther schildert den Charakter des Erasmus mit wenigen Worten vortrefflich: „Er ist schlüpfriger als ein Aal, ungewiß und fährlich allenthalben zu fassen. Er will auf Eiern gehen und doch keines zertreten, sagen und nicht sagen, schließen und nicht schließen."

Hutten wünschte in Basel seinen alten Freund zu besuchen; Erasmus aber, dadurch in Verlegenheit gesetzt, den von Rom gebannten und in Teutschland hartverfolgten Ritter unter seinem Dache zu sehen, gab ausweichende Antwort: „Wenn es ein bloßer Höflichkeitsbesuch sein sollte, so möchte er wünschen, desselben für dermal überhoben zu sein." Nach einigen Tagen erkundigte er sich bei Heinrich Eppendorf, dem er obige Antwort für Hutten gegeben, wie dieser sie aufgenommen. „Ganz gut," antwortete der junge Gelehrte, „nur vermuthe er, Hutten hätte ihn doch gern gesprochen." „Nun denn," erwiderte Erasmus, „wenn das ist, so mache ich mir am Ende auch nichts aus der Leute Gerede. Könnte ich geheizte Ofen ertragen, so wollte ich ihn besuchen, wenn ihm soviel daran liegt, mich zu sprechen. Indessen kann er mich besuchen, wenn er dieses Zimmer ertragen kann; ich will Feuer im Kamine machen lassen" [50]). Als Hutten solche Antwort vernahm, hielt er es unter seiner Würde, den schwachen und furchtsamen Gelehrten zu besuchen, und verließ Ende Januars 1523, da ihm der Rath, vom Bischof und der Geistlichkeit verhetzt, den Schutz aufsagte, Basel, ohne Erasmus gesehen zu haben, und begab sich nach dem nahen Mühlhausen, wo der Rath eben beschäftigt war, die Reformation einzuführen. Wahrscheinlich würde Hutten das Benehmen seines alten Freundes verschmerzt haben, wenn nicht Erasmus, um sein inhumanes Betragen zu rechtfertigen oder zu bemänteln, zu offenbaren Lügen Zuflucht genommen hätte. So schrieb er an Melanchthon: „Hutten, dürftig und von Allem entblößt, suchte ein Nest, wo er sterben könnte. Ich hätte diesen prahlerischen Reiter in mein Haus aufnehmen sollen und mit ihm wahrscheinlich den ganzen sogenannten Chor der Evangelischen." Und an Markus Laurin, Kanonikus zu Brügge: „Hutten hielt sich wenige Tage (beinahe zwei Monate!) hier auf. Er hat mich nicht besucht und auch ich ihn nicht. Zwar würde ich ihn nicht abgewiesen haben, wenn er hätte zu mir kommen wollen, da er ein alter Freund von mir ist, dessen ungemein glückliches und treffliches Genie mir noch jetzt nicht zu lieben unmöglich ist. Seine übrigen Angelegenheiten gehen mich nichts an. Weil er aber wegen seiner Gesundheitsumstände die geheizten Zimmer nicht entbehren, ich aber sie nicht ertragen kann, so hat keiner den andern gesehen." Wahrscheinlich kam es Hutten zu Ohren, auf welche Weise Erasmus sein Benehmen gegen ihn zu beschönigen suche; er las den Brief an Laurin, welcher gedruckt worden, das reizte seinen Zorn, und er schrieb in wenigen Tagen seine „Expostulatio cum Erasmo Roterodamo," welche erst handschriftlich unter den Freunden herumging, und dann, nachdem Erasmus fruchtlose Versuche, sie zu unterdrücken, gemacht hatte, in Strasburg gedruckt wurde und in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte. In dieser Schrift goß Hutten bittere Lauge über Erasmus, warf ihm seine Lügen, seine zahlreichen Zweideutigkeiten vor, die er nicht leugnen konnte. In welche Wuth Erasmus, dessen Eitelkeit dadurch aufs Empfindlichste verletzt wurde, gerieth, geht aus vielen seiner Briefe hervor; besonders aus seiner Klagschrift an den Rath in Strasburg, worin er sagt: „Die Expostulation kümmert mich meinetwegen nur wenig; allein ich fürchte, daß eine solche Ausgelassenheit nicht nur Eurer Stadt, sondern auch der Sache des Evangeliums überhaupt schaden könne." Und Hedio, der aus Mitleid gegen Frau und Kinder des Buchdruckers Schott in Strasburg die von Erasmus verlangte Bestrafung des Mannes, weil er die Expostulation gedruckt hatte, hintertrieb, machte er bittere Vorwürfe und hatte sogar die Frechheit zu sagen: „Es wäre besser gewesen, wenn Schott gebettelt oder die Reize seiner Frau verkauft hätte, als durch solche Schandschriften Brod für Frau und Kinder zu erwerben." Die Antwort des Erasmus: „Spongia" (Schwamm) betitelt, voll heftiger Schmähungen und Unwahrheiten, hat Hutten nicht mehr gelesen; aber er fand nach seinem Tode an dem ausgezeichneten und gelehrten Arzt Otto Brunfels in Strasburg einen tüchtigen Vertheidiger, der Erasmus antwortete [51]), ihm zahlreiche Unwahrheiten und Zweideutigkeiten nachwies und ihn so abfertigte, daß er nie darauf zu antworten wagte.

Hutten, der sich in Mühlhausen außerordentlich der Sache der Reformation angenommen, mußte auch diesen Ort, durch die Römlinge in Gefahr gebracht, verlassen, und ging auf die Einladung des schweizer Reformators Zwingli nach Zürich. Erasmus, voll Rache im Herzen, erließ am 10. August 1523 ein Schreiben an Zürichs Rath, und warnte ihn vor Hutten [52]). Auch Zwingli suchte er von dem bedrängten und kranken Ritter abzuziehen; doch ohne Erfolg. Selbst der Papst Leo drohte dem züricher Gemeinwesen Verderben, wenn Hutten dort Schutz und Pflege fände. Hutten, durch Freunde aus Basel von Erasmus' Umtrieben und Schleichwegen unterrichtet, wandte sich an den Rath zu Zürich, betheuerte seine Unschuld und bat sich von der Klage seines Gegners Abschrift aus, damit er sich rechtfertigen könne. Das Schreiben ist in den gemäßigsten Ausdrücken, mit großer Sanftheit und Ruhe abgefaßt; das heimtückische, scheinheilige Betragen seines ehemaligen Freundes erregte nicht mehr Heftigkeit und Wuth, wol aber tiefen, innern Gram; doch seinen Muth vermochte nichts zu beugen;

50) Vergl. D. J. J. Stolz, Ulrich von Hutten gegen Desiderius Erasmus und Desiderius Erasmus gegen Ulrich von Hutten. Zwei Streitschriften aus dem 16. Jahrh. Aus dem Lateinischen übersetzt (Aarau 1813).

51) „Responsio ad Erasmi Spongiam." 52) Erasmus sucht sich in diesem Schreiben den Schein zu geben, als handle er nur getrieben von der Sorge für das Evangelium und das Wohl der Stadt. Der Gleißner sagt: „Dies schreib ich aber nicht darum, daß ich ihm — Hutten — vergunne, daß Eüre Gütigkeit ihn also bei eüch läßt wohnen, damit er nicht in seiner aufsetzigen Feinde Hände komme, sondern daß er diese Eüre Gütigkeit nicht mißbrauche zu einem geilen muthwilligen Schreiben, das da offenbar schadet dem Evangelischen Handel, andern guten Künsten, auch gemeinen Sitten darzue auch, daß nicht aus des Ungezähmten Freveln eürer Landschaft vielleicht in Zukunft etwas Schadens oder Schand entspringe; denn er jetzt gar nichts mehr zu verlieren hat." Dieser heimtückische Rath des Rotterdammers, H. zu vertreiben, übte auf Zürichs Magistrat keinen Einfluß.

noch wenige Wochen vor seinem Tode schrieb er an Eoban Hesse, einen seiner ältesten Freunde: „Wird denn mein Misgeschick nicht endlich einmal müde werden, mich so grausam, wie bisher, zu verfolgen? Mein einziger Trost ist, daß ich noch immer einen Muth habe, der wenigstens meinem Unglücke gleichkommt. Teutschland, wie es jetzt ist, konnte mich nicht länger dulden; eine freiwillige Flucht brachte mich in die Schweiz und wird mich vielleicht noch weiter bringen. Nur eines verdanke ich meinem Schicksale, daß es mich aus dem Geräusche des Krieges in eine ruhige Muße versetzt hat, die ganz den Arbeiten des Geistes gewidmet ist. Ich hoffe, daß Gott dereinst die zerstreuten Freunde der Wahrheit wieder sammeln und unsern Gegner demüthigen werde. Mich verlangt sehr zu wissen, wo Crotus sich jetzt aufhält. Grüße den Aperbach und unsere übrigen Freunde, die gewiß nicht nachlassen werden, die gute Sache zu vertheidigen." Stets und überall belebte ihn der eine Gedanke: Vertheidigung der guten Sache; beseelte ihn eine Hoffnung: die des endlichen Sieges der Wahrheit. Doch ihm, diesem muthigen Vorkämpfer Luthers, war es nicht beschieden, den großen Tag zu erleben, wo die Reformation den Sieg davontrug; seine Krankheit verschlimmerte sich in Zürich; die Heilquellen von Pfeffers gewährten ihm wenig Linderung; auf Zwingli's Rath und Empfehlung begab er sich auf die Insel Ufnau im züricher See, zu dem Pfarrer Hans Schnegg, der einige Kenntniß von der Arzneikunde hatte. Aber Huttens Körper war durch seine vieljährige Krankheit, die Heftigkeit seines Temperaments und die vielen ausgestandenen Verfolgungen und Leiden so zerrüttet, daß er auf diesem stillen einsamen Eiland, im Angesichte der Alpen, von dem wackern Pfarrer freundlich gepflegt, am 29. August 1523, im 36. Jahre seines Lebens, starb. Auf der Insel Ufnau, im Schooße der freien Schweiz, ist das Grab Huttens, dieses muthigen Sprechers für Vaterland und Freiheit, Licht, Recht und Wahrheit, eines der edelsten teutschen Männer, die die Geschichte kennt. Der Stein, welcher sein Grab mit der Inschrift:

Hic eques auratus jacet, oratorque disertus,
Huttenus vates, carmine et ense potens.

zierte und den ihm seine Freunde gesetzt haben, ist längst verschwunden, aber das Andenken seines Aufenthaltes auf der Insel, die auch nach seinem Namen benannt wird, lebt selbst noch im Munde des Volkes fort.

Huttens Nachlaß, unter dem sich „Blumen aus dem Sallustius und Curtius," — den Livius hatte er früher in Mainz herausgegeben, — ein Gespräch „Arminius," Briefe von Freunden, eine kleine Sammlung seiner eigenen Schriften, seine Schreibfeder und sein Schwert, seine beständigen Lebensgefährten, befanden, betrug etwa 200 Gulden, die hinreichten, seine Schulden zu bezahlen.

Als die Nachricht von seinem Tode sich verbreitete, trauerten alle seine Freunde, keine aber inniger und aufrichtiger als die in Thüringen und Sachsen, vorzüglich der Dichter Eoban Heß, Rubianus Crotus, Camerarius, Melanchthon; viele sprachen ihren Schmerz in dichterischen Ergüssen, Elegien, aus, und selbst seine Feinde verstummten über seinem Grabe. Huttens Charakter bedarf, wenn man sein Leben und seine Schriften kennt, kaum einer eigenen Schilderung. Und doch ist so Vieles an ihm miskannt oder nicht verstanden worden, und erst in unserer Zeit erlangte er, besonders durch die Anregung Herders und die Werke von Meiners, Wagenseil und Münch eine gerechtere Würdigung. Um einen solchen Charakter zu erfassen, um ein solches Leben zu verstehen, muß man selbst eine Zeit, eine Epoche der Menschheit, wo große, geistige Interessen in Entscheidungskampf treten, wo neue Ideen ins Leben geführt und gegen einen in sich erstarrten und abgestorbenen Dogmatismus in der Wirklichkeit geltend gemacht werden sollen, wo das Vernünftige gegen das Herkömmliche um die Herrschaft ringt, durchlebt haben. Man kann einen solchen Geist wie Hutten nicht mit dem Maßstab alltäglicher Erscheinungen messen; er ist durch und durch eigenthümlich; aber seine ganze Zeit dient seiner eigenen Persönlichkeit zur Folie — wir lernen die eine durch die andere kennen.

Huttens jugendliche Seele war von dichterischem Feuer durchglüht und mit Begeisterung für das Gute und Schöne erfüllt, was er in den neuaufblühenden Wissenschaften seiner Zeit empfand. Diese Jugendbegeisterung, durch große und zahlreiche Hindernisse nicht gelähmt, entschied für sein ganzes Leben. Er war jenem Egoismus fremd, der in spätern Jahren in Collision mit den wirklichen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, seine Jugendideale als schwärmerische Träume verdammt und sein besseres Selbst gegen die Vortheile nüchterner Gewöhnlichkeit aufgibt. Die hervorstechendsten Eigenschaften in Huttens Charakter sind Freisinnigkeit, Freimuth, Vaterlandsliebe, hoher Sinn für Recht, Wahrheit und Ehre, tiefes Gefühl für Freundschaft und eine ausdauernde Energie, wie sie nur wenigen Sterblichen zu Theil geworden. Er stellte sich früh einen hohen Zweck zur Aufgabe seines Lebens; er rang nach Freiheit des Geistes in den Wissenschaften und in der Religion. Selbst frei, wollte er auch Mit- und Nachwelt frei machen, auch in dem Falle, wenn er selbst sein Leben an die Freiheit setzen müßte. Aber seine Begriffe von politischer Freiheit erhoben sich nicht über seine Zeit; indem er mit Nachdruck die Ehre und Freiheit seines Standes, des teutschen Adels, gegen weltliche und geistliche Fürsten in Schutz nahm, machte die unglückliche Lage des teutschen Bauern seiner Zeit, der unter dem Druck eines schwelgerischen und rohen Adels seufzte, keinen besondern Eindruck auf ihn. Freimüthigkeit war ihm zur andern Natur geworden; sein Denken und Handeln lag offen vor der ganzen Nation; was er für wahr erkannte, das sprach er ohne Rücksicht auf Verhältnisse und Folgen aus; mit gleichem Freimuthe schrieb er an Kaiser, Papst und Fürsten, wie an seine Freunde. Für seine Vaterlandsliebe, seinen Eifer für Recht und Wahrheit zeugt jedes Blatt seiner Schriften, zeugt sein ganzes Leben. In seinem Wahrheitseifer verachtete er jeden Winkelzug, jede gewöhnliche Klugheitsregel. Was seinem hellen, freien Geiste, seinem redlichen Herzen gut und recht schien,

sollte auch der ganzen übrigen Welt gut und recht erscheinen — oder sie bestand nach seiner Ansicht aus Schurken, die absichtlich nicht sehen wollten, oder aus Schwachköpfen, die nicht sehen könnten; diese bemitleidete er, jene aber verfolgte und geißelte er mit der Feuerkraft seiner Rede. Für Freundschaft hatte er ein tiefes Gefühl; bekannt mit beinahe allen berühmten Gelehrten der civilisirten Länder Europa's, war er mit vielen der edelsten und gebildetsten seiner Zeitgenossen durch innige Freundschaft verbunden bis zu seinem Tode. Ohne verheirathet zu sein, begriff er doch den Werth des Familienlebens, des häuslichen Glückes, und fühlte bisweilen Sehnsucht nach solchem. „Ich muß Jemanden haben," schreibt er während des würtembergischen Feldzuges seinem Freunde Pistor, „an dessen Seite ich mich von meinen Sorgen und Arbeiten erholen, mit dem ich scherzen, spielen, lachen, und mein entweder zu sehr angestrengtes oder erbittertes Gemüth abspannen und wieder besänftigen kann. Gib mir ein Weib, lieber Friedrich, schön, jung, wohlerzogen, fröhlichen und heitern Sinnes, schamhaft, sanft und geduldig. Etwas Vermögen mag sie wol haben, nur nicht zuviel. Ich verlange weder Reichthum noch hohen Stand, und glaube, ein Mädchen, mit dem sich Hutten vermählt, sei geadelt genug." Aber seine Krankheit und seine Kämpfe mit den Dunkelmännern und den Römlingen hinderten ihn, diesen Wunsch in Erfüllung zu bringen. Huttens große, starke und schöne Seele wohnte in einem kleinen, schwächlichen und durch Krankheiten zerrütteten Körper; aber sein hoher Geist und Muth drückte sich ebenso stark in seinen Mienen und Geberden als in seinen Reden aus, und aus seinen Augen strahlte der seltene Adel seines Geistes und Herzens. Daß sich bei soviel Licht auch Schatten fand, liegt im Wesen der menschlichen Natur; aber Huttens große Verdienste um das Wiederaufblühen der Wissenschaften, um die Reformation der Kirche, und seine Leistungen als Dichter und Redner überstrahlen seine wenigen Schwächen. Er war durch sich selbst und unabhängig der wahre Vorläufer und Vorkämpfer der Reformation, er hat, in dieser Beziehung ein Mirabeau der Reformation, die Bahn gebrochen, auf der Luther, Zwingli und die übrigen Reformatoren weiter schritten; sein kühnes „Jacta est alea!" erschütterte die Grundfesten des römischen Stuhles ebenso sehr, als es die Dunkelmänner aus ihrer selbstgefälligen Ruhe aufgerüttelt. Er war dazu von der Vorsehung berufen und mit allen Eigenschaften des Geistes ausgestattet, der Aufwecker seiner Nation zu werden, wie ihn schon seine Zeitgenossen nannten.

Es bleibt uns noch übrig anzuführen, welche Schriftsteller sich um Huttens Leben und Werke Verdienste erworben haben. Nachdem Heinrich Pantaleon in seinem Heldenbuche teutscher Nation, im 16. Jahrh., und Melchior Adam in seinem Leben teutscher Rechtsgelehrter, im Anfange des 18. Jahrh., kurze Biographien Huttens geliefert, erschien: **„Equitis et animi et ingenii viribus praestantissimi Ulrichi de Hutten ad B. Pirkheimer, Patric. Norimb. Epistola, qua et vitae rationem et temporum, in quae aetas ipsius incidit, conditionem luculenter descripsit, in lucem protulit et Commentarium, quo illustris hujus equitis fata et merita exponuntur, subjecit Jacobus Burckhard, illust. Gymn. Hildburgh. P. P.** (Wolfenb. 1717—1727). III Tom., ein mit großer literar-historischer Kenntniß und ausgezeichnetem Fleiß ausgearbeitetes, sehr vollständiges Werk, gegen welches ein berüchtigter katholischer Klopffechter, Johann Nikolaus Weißlinger, seinen „Huttenus delarvatus" schrieb (Constanz und Augsburg 1730), ein Buch voll sinnloser Schmähungen, das selbst die römische Büchercensur verbot. Gegen Weißlinger trat J. Zacharias Gleichmann mit einem „Huttenus redivivus" auf. Das Denkmal, welches Herder im teutschen Merkur Hutten setzte (1776), machte auf diesen merkwürdigen Mann aufmerksam, und es folgten nun mehre Biographien, von Ludwig Schubart (Leipzig 1791), von Christoph Meiners (Zürich 1797), und von C. J. Wagenseil (Nürnberg 1823); die von beiden Letztern sind mit großem Fleiß und ungemeinem Interesse für den Gegenstand bearbeitet. G. W. Panzer schrieb über Ulrich von Hutten in literarischer Hinsicht (Nürnb. 1798). Wagenseil gab sich auch bedeutende Mühe, eine Herausgabe sämmtlicher Werke Huttens zu bewerkstelligen, aber trotz seines Eifers blieb es bei dem ersten Bande, welcher Briefe enthielt, und 1783 (Leipzig) erschien. Endlich gelang es Ernst Münch, der mit jugendlicher Begeisterung sich dieser Arbeit unterzog, sämmtliche Werke Huttens in fünf Bänden (Berlin 1821—1825) herauszugeben. (*Karl Herzog.*)

HUTTEN, 1) **Albert**, war zu Nimwegen am 12. Mai 1588 geboren, wurde Professor der hebräischen Sprache zu Sedam, nachher Prediger der Remonstranten zu Amsterdam, alsdann dasselbe zu Nimwegen, dabei Doctor der Medicin, und starb am 25. Oct. 1663. Er schrieb: **Bewijs van't Sacrament des Altaars, dat is, Vertoninge van de nietige redenen en ydele uitvlugten die Christianus Philalethes heeft weten te halen uit de Paapsche Leeraars voornamentlich uit den Cardinal Bellarmin voor de Leere van de Transubstantiatie tegen de Waarheit van't Sacrament des Lichnams en Bloods Christi etc.** (Amsterd. 1642. 4.) und andere mehr *). (*Rotermund.*)

2) **Jakob von H.**, s. **Wiedertäufer.**

3) **Leonhard**, war 1556 in London geboren, studirte zu Oxford Theologie, wurde Doctor derselben, darauf Kanonikus, alsdann Subdiakonus an der Domkirche zu Oxford, schrieb ein Buch **Bellum grammaticale** und in englischer Sprache einen Tractat: **De crucis in sacro baptismatis usu**, und starb den 17. Mai 1632 †). (*Rotermund.*)

HÜTTEN, 1) ein mit der Landschaft Stapelholm vereinigtes Amt im dänischen Herzogthume Schleswig, zwischen den Ämtern Husum und Gottorf und den Landschaften Schwansen und Dänischwald des Herzogthums Holstein. Es ist mit Stapelholm 7½ □Meilen groß und

*) Jöchers Gelehrten-Lexikon führt sie an. Vergl. *Adriana Cattenburgh*, Biblioth. script. Remonstrantium, p. 96 sq.

†) Wood und Jöcher.

zählt ohne diese Landschaft 7850 Einw. in einer Stadt, fünf Kirchspielen, 36 Dörfern und Colonien. Die Oberfläche ist sehr hügelig und waldig, besonders in der Hüttenerharde, die davon vormals die Bergharde hieß; auf der Feldmark des Dorfes Hütten liegen 11 Berge, unter welchen der Trummelberg oder Aſcheppel der höchste, einer der bedeutendsten der Halbinsel und zwei Meilen weit sichtbar ist. In der Hohnerharde sind auch große Heide- und Moorgegenden. Der Boden ist in den hügeligen Gegenden ein steiniger, mit Sand abwechselnder Lehmgrund, sonst Sand- und Heideboden, im Ganzen recht fruchtbar. Längs der Eider sind schöne Wiesen. Unter den Gewässern bemerkt man die Eider an der Südgrenze; die zuweilen stark anschwellende tetenhuſener Aue, welche mit dem eine Viertelmeile langen und 200 Ruthen breiten Büstensee in Verbindung steht; den eine Meile langen und eine halbe Meile breiten Wittensee, welcher bei Schirnau in die Eider abfließt. Die Landwirthschaft ist im Amte H. in neuerer Zeit sehr verbessert worden, doch wird von den Getreidearten fast nur Roggen und Buchweizen gebaut. Die Viehzucht ist ansehnlich, besonders in der Hohnerharde. Garten- und Obstbau sind zurückgeblieben. Die Fischerei ist bedeutend, die Fische aus den Landseen, besonders aus dem fischreichen Wittensee, werden bis Hamburg verführt. Der Flachsbau ist stark und die Leinweberei sehr ausgebreitet. Vieh- und Pferdehandel werden als Nebenwerke betrieben. Das Amt H. hat eine mit der der übrigen schleswigschen Ämter im Ganzen übereinstimmende Verfassung; sein Oberbeamter verwaltet zugleich die Landschaft Stapelholm (s. d. Art.).

2) Harde im schleswigschen Amte Hütten, den nördlichen Theil desselben bildend. Sie enthält die vier Kirchspiele Borbuy, Hütten, Bünstorf und Kosel.

3) Kirchspiel in der Hüttenerharde des schleswigschen Amtes Hütten in sehr hügeliger Lage. In seinem eine Meile langen und ebenso breiten Umfange bei Breckendorf liegt der See Ramserdieck, in dessen rothbraunem Wasser, der Sage nach, kein Fisch ausdauern kann. Die Kirche des Dorfes Hütten enthält einige Alterthümer, das Dorf selbst eine Papiermühle. (*Klaehn.*)

4) Ein im züricher Amtsbezirke Horgen ziemlich hoch gelegenes Pfarrdorf von 620 Einw. Hornviehzucht ist die Hauptbeschäftigung; das hiesige Hornvieh gehört zu dem schönsten und größten, und wird von hier und aus den benachbarten züricher, zuger und schwyzer Dörfern in Menge und um hohe Preise nach Italien verkauft, einzelne Kühe bis auf 160 Gulden. Unterhalb des Dorfes liegt ein kleiner fischreicher See. Jenseit einer kleinen Anhöhe rauscht in tiefer Kluft die wilde Sihl, die aus dem Cantone Schwyz kommt und bei Zürich sich in die Limmat ergießt. Die hohe Lage des Ortes auf einer ebenen Bergterrasse verschafft ihm sehr reine Luft und überall die reizendste Fernsicht. Er eignet sich daher sehr gut zu einem Curort, und wird seit einigen Jahren stark besucht. Die Ziegenmolken erhält man frisch von den benachbarten Bergen. In dem Toggenburger- oder Zwölferkriege, 1712, fiel hier zwischen den Zürichern und Schwyzern ein Gefecht vor, in welchem die erstern siegten. (*Escher.*)

HÜTTEN (bei der), Eisenschmelz- und Hammerwerke in der ehemaligen Hofmark Pillersee; gegenwärtig liegt es im Landgerichte Kitzbühel und Pillersee im Kreis Unterinn- und Wippthal der gefürsteten Grafschaft Tyrol, gegen zwei St. von Johann entfernt, gehört zur Pfarre Fieberbrunn am Pillersee (Dekanat St. Johann in Tyrol, Erzbisth. Salzburg), mit einer Filialschule, welcher ein Lehrer vorsteht, und 112 Werktagsschülern. (*G. F. Schreiner.*)

HÜTTENBAU ist die Anlage einer Anstalt zur Gewinnung von Metallen und mineralischen Producten aus rohen Erzen nach Befinden zu deren weiterer Verarbeitung. Die Rücksichten, welche bei jeder industriellen Anlage überhaupt in Frage kommen, sind auch hier im Allgemeinen und Einzelnen sorgfältig zu beobachten, insbesondere aber sind folgende Verhältnisse zu berücksichtigen: 1) daß das Hüttenwerk sein hauptsächlichstes Betriebsmaterial, rohe Erze, von schmelzwürdiger Beschaffenheit, in ausreichender Menge und von möglichst nahen Punkten beziehen könne. Aus diesem Grund ist die Beschaffenheit derjenigen Gruben, von denen die Erze bezogen werden sollen, sowie deren Aussichten für die Zukunft genau zu erwägen; 2) daß es demselben nicht an gutem, ausreichendem Brennmateriale fehle, was besonders bei solchen Hüttenwerken zu berücksichtigen ist, welche wie die Eisenwerke eine sehr große Quantität desselben consumiren; 3) daß gehörige Maschinenkraft vorhanden sei, deren man in den meisten Fällen, entweder zum Betriebe von Gebläsen oder zu Hämmern, Walzwerken, Mühlen ꝛc. bedarf. Insbesondere ist hierbei auf Wasser- oder Dampfkraft Rücksicht zu nehmen; 4) für solche Hüttenwerke, welche sehr große Quantitäten zu verhältnißmäßig geringem Werth erzeugen, wird endlich die Nähe von guten und weitführenden Abzugswegen ein Gegenstand von Wichtigkeit; 5) wenn die angegebenen Bedingungen sich ganz oder doch zum größten Theile vereinigt finden, und daher die Anlage einer Hütte im Allgemeinen zweckmäßig erscheint, wird es wichtig, diejenige Art der hüttenmännischen Processe zu wählen, welche unter den gegebenen Umständen am zweckmäßigsten erscheint, indem hierdurch öfters der glückliche oder unglückliche Erfolg des Unternehmens bedingt wird. Ist nun auf solche Weise sowol der Umfang als die specielle Einrichtung der Anlage bestimmt, so kommt es darauf an, dieselbe in ihren einzelnen Theilen nach den Regeln herzustellen, welche Theorie und Erfahrung an die Hand geben. (*v. Beust.*)

HÜTTENBERG, 1) ein Landstrich, der zum Theil zum Großherzogthume Hessen und zum Theil zum Königreiche Preußen gehört, 14 nahe beisammen gelegene Ortschaften enthaltend, nämlich: Allendorf, Annerod, Hausen, Kirchgöns, Langgöns, Leihgestern und Pohlgöns, die vormals das Amt Hüttenberg bildeten, nunmehr aber einen Bestandtheil des Landrathsbezirks Gießen ausmachen, sodann Dornholzhausen, Dudenhofen, Großrechtenbach, Höchelheim, Hörnsheim, Litzellinden und Nie-

derkleen, die nunmehr zur preuß. Provinz Niederrhein, Regierungsbezirk Coblenz, Kreis Wetzlar, gehören. Der hessische Antheil enthält eine Bevölkerung von 3820 Seelen, die außer 15 Katholiken, 6 Mennoniten und 101 Juden, evangelisch sind und 699 Häuser bewohnen. Der H., dessen Bewohner einen starken Ackerbau treiben, wird von dem Kleebache durchflossen, sowie die Chaussee von Frankfurt nach Gießen durch Langgöns, Kirchgöns und Pohlgöns zieht. Die Herleitung des Namens ist sehr verschieden; indessen gehörte der H., soweit die Geschichte Kunde gibt, zum Schlosse Gleiberg, das in seinen Trümmern auf der rechten Lahnseite, eine Stunde von Gießen, liegt. Durch eine Gleibergische Erbtochter, Salome, kam die Hälfte der Gleibergischen Besitzungen an ihren Tochtermann, den Pfalzgrafen Rudolf I. von Tübingen, und durch dessen Enkel, Ulrich, um 1265 an den Landgrafen Heinrich I. von Hessen. Eine andere Erbtochter, Irmengarde, brachte die andere Hälfte an Hartrad III. von Merenberg, von welchem sie an die Grafen von Nassau, saarbrückischer Linie, gekommen sind. Erst im J. 1703 wurde die Gemeinschaft zwischen Hessen und Nassau aufgehoben, und der Hüttenberg getheilt. In den neuesten Zeiten fiel der nassau'sche Antheil an Preußen, welches denselben mit der Provinz Niederrhein vereinigte. (*Wagner.*)

2) Marktflecken am Görtschitzbach im klagenfurter Kreise des illyrischen Gouvernements Laibach, sieben Meilen nördlich von Klagenfurt, mit einem Schloß und 600 Einw., ist berühmt durch seine an einem zur Saualpe gehörigen Vorberge gelegenen Eisenbergwerke, die die Hochöfen zu Hüttenberg in der Höft, in Mosing, Löling, Urthal, Treibach und Eberstein hinlänglich mit Erze versorgen. (*R.*)

HÜTTENGASTEN werden von den Seeleuten die Bewohner einer Hütte genannt. (*C. H. Müller.*)

HÜTTENGESÄSS, 1) ein im Bülauwalde liegender, zu dem Dorfe Niederrodenbach gehörender, Hof im kurhess. Kreis und Landgerichte Hanau. Nach ihm nannte sich eine eigene Familie.

2) Kurhess. Dorf im Kreise Gelnhausen, im fürstl. isenburgischen Gerichte Langenselbold, nördlich von diesem Ort an der darmstädtischen Grenze, mit 131 Häusern und 730 Einwohnern.

3) Eins der südlichsten Dörfer Kurhessens, ganz vom bairischen Gebiet umschlossen, zum Kreis und Justizamte Gelnhausen, früher zu dem Freigericht Alzenau gehörend. Im J. 1131 erscheint sein Name zuerst. Ehemals war hier eine Burg, deren Ruinen noch zwischen einer freundlichen Obstanlage hervorblicken. Sie gehörte einer Familie von Bergen, von der Ritter Ulrich 1402 dem Erzbischofe Johann II. von Mainz das Öffnungsrecht daran gestattete. Auf dem bekannten Zuge des Kaisers Ruprecht gegen die wetterau'schen Raubschlösser, im J. 1404, wurde auch sie zerstört. (*G. Landau.*)

HÜTTENGRUND und HÜTTENSTEINACH, zwei zusammenliegende Dörfer im Amte Sonnenberg des Herzogthums Sachsen-Meiningen, haben viel Hammerwerke (Baumannsche Hammerwerke), Fourniermühle, Flaschner, Blecharbeiter und 260 Einw. (*G. F. Winkler.*)

HÜTTENHAUSHALT ist der Inbegriff der Wirthschaft bei einem Hüttenwerk, und umfaßt daher, im weitesten Sinne, sowol die ganze Ökonomie als auch die einzelnen Branchen des technischen Betriebes. Zu einem gut eingerichteten Haushalte gehört daher, außer der zweckmäßigen Vertheilung der verschiedenen Arbeiten unter das bei dem Werke beschäftigte Personal, insbesondere auch ein gut eingerichtetes und controlirtes Rechnungswesen, und ein möglichst regelmäßiger Betrieb der verschiedenen Operationen nach einem bestimmten Plane. Soweit es die Verhältnisse gestatten, muß die Arbeit nach einem fest normirten Etat geführt und dahin gewirkt werden, alle Arbeiten in einem möglichst regelmäßigen Gange zu betreiben. Es ist daher vorzüglich darauf Bedacht zu nehmen, wo möglich immer eine, dem Umfange des Werkes entsprechende, Quantität solcher Erze und Zuschläge zu erhalten, aus denen man angemessene Beschickungen zusammensetzen kann. Alle Erze müssen vor der Annahme genau probirt und verwogen werden, desgleichen auch die bei den verschiedenen Processen fallenden Producte. Eine zu große Anhäufung von Vorräthen muß man ebenso wol zu vermeiden suchen, als ein unverhältnißmäßiges Aufarbeiten derselben, wodurch Stockungen im Betrieb entstehen könnten. In vielen Fällen sind freilich die Hüttenwerke hierin von den Betriebsverhältnissen des Bergbaues abhängig, von dem sie die Erze beziehen, oder insofern sie solche Producte erzeugen, deren Vertrieb durch Handelsconjunction bedingt wird, auch von diesen letztern. Ein Hauptgegenstand des Hüttenhaushalts ist eine zweckmäßige Auswahl und zeitige Anschaffung guter Brennmaterialien, da sowol der Preis, als die Qualität derselben den wesentlichsten Einfluß auf das ökonomisch-technische Resultat der Arbeiten übt. Das Rechnungswesen bei einem Hüttenwerke muß über die Kassenverhältnisse sowol als über die Naturalbestände und deren Verbrauch klare und vollständige Nachweisung geben, und die Naturalrechnung insbesondere eine übersichtliche Controle des Ganges der einzelnen Arbeiten enthalten. Im Allgemeinen endlich gelten hier die nämlichen Grundsätze, welche bei jeder wohleingerichteten industriellen Administration anwendbar sind. (*v. Beust.*)

HUTTENHEIM, kath. Pfarrdorf am Rheinstrom im großherzogl. badischen Bezirksamte Philippsburg, eine halbe Meile südlich von der Amtsstadt, mit 176 Familien, 670 Einw., die starken Hanfbau treiben. Das Dorf lag sonst ganz nahe am Rhein und hieß damals Knautenheim; der Strom drohete ihm aber den Untergang, man brach es daher in den Jahren 1758 und 1759 ab, versetzte es eine halbe Meile weiter vom Rhein an seine jetzige Stelle, und gab ihm zur Ehre seines damaligen Landesherrn, des Cardinals und Fürstbischofs von Bruchsal (Speier) aus dem uralten Ritterhause von Hutten, seinen heutigen Namen. (*Thms. Alfr. Leger.*)

HÜTTENKATZE, eine die Hüttenarbeiter in Folge ihres Berufs und wegen der damit verbundenen Einath-

mung mancherlei schädlicher Dämpfe und Gase oft befallende Brustkrankheit. S. Bleikolik im Art. Kolik.

(*O. Freiesleben.*)

Hüttennichts, s. Zink.

HÜTTENPRODUCTE. Diese Benennung umfaßt im weitesten Sinn alle Substanzen, welche das Resultat metallurgischer Operationen sind, mögen es nun Verbindungen sein, die im Laufe der Operationen sich bilden, oder Ausscheidungen solcher Körper, welche vorher mechanisch oder chemisch mit andern verbunden waren. Das endliche Ziel eines jeden Hüttenprocesses ist die Darstellung eines für das gewerbliche oder wissenschaftliche Leben brauchbaren Productes; da aber dieser Zweck in den allermeisten Fällen nur durch Ausscheidung anderer Substanzen erreicht werden kann, welche mit dem auszubringenden Körper in der Natur verbunden vorkommen, so müssen nothwendig bei diesen Processen eine Menge Nebenproducte fallen, welche entweder als unbrauchbar weggeworfen, und nach Befinden zu andern Zwecken verwendet, oder aber einer weitern Bearbeitung unterworfen, und zu Beförderung anderer metallurgischer Operationen benutzt werden. Je zusammengesetzter ein Hüttenproceß ist, desto größer wird auch die Zahl der Producte sein, deren Bildung dem endlichen Ausbringen vorausgehen muß, und es entsteht hieraus der Begriff der Zwischenproducte, welcher in der Metallurgie eine vielfache Anwendung leidet, übrigens aber relativ ist, indem ein Product in der einen Beziehung schon als das letzte Ergebniß hüttenmännischer Thätigkeit betrachtet werden kann, während es in anderer Hinsicht nur als Zwischenproduct für eine spätere Arbeit erscheint (so z. B. das Roheisen, je nachdem es sofort zu Gußwaaren verwendet oder durch den Frischproceß in Stabeisen umgeändert wird). Die meisten Zwischenproducte fallen bei den Gold-, Silber-, Kupfer- und Bleihüttenprocessen theils deshalb, weil diese Metalle, wenigstens die drei erstern, verhältnißmäßig nur in geringer Quantität in den Erzen vorkommen, und daher allmälig concentrirt werden müssen, theils weil ihre Ausscheidung eine lange Reihe von Operationen erfodert.

Die Producte der einzelnen Hüttenprocesse sind nach Maßgabe der darin zu bearbeitenden Stoffe und des Zweckes der Operation sehr verschieden, und es lassen sich daher allgemeine Classen derselben, in Beziehung auf den Gang der einzelnen Arbeiten, nicht wol aufstellen; fast überall kann man indessen zwischen solchen Producten unterscheiden, deren Erzeugung, als nothwendiges Ergebniß der Arbeit, beabsichtigt wird, und solchen, deren Entstehung mehr zufällig und von geringerer Bedeutung ist; zu den erstern gehören nächst den Körpern, um deren Darstellung willen der Proceß betrieben wird, hauptsächlich die Schlacken, zu den letztern die sogenannten Ofenbrüche, der Flugstaub und überhaupt diejenigen Bildungen, welche man unter dem allgemeinen Namen des Gekrätzes begreift.

Obgleich die gasförmigen Erzeugnisse der Hüttenprocesse im weitesten Sinn allerdings auch als Hüttenproducte zu betrachten sind, so werden sie doch gewöhnlich nicht mit unter dieser Benennung verstanden, indem sie sich der weitern Beobachtung und Benutzung entziehen, es sei denn, daß sie durch Verdichtung in einen festen Aggregatzustand übergeführt werden.

Vom chemischen Standpunkt aus betrachtet sind die Hüttenproducte theils einfache oder chemisch verbundene Körper, theils Gemenge derselben; zu der ersten Classe gehören bei Weitem die meisten und wichtigsten Hüttenproducte, namentlich Metalle und deren Legirungen, Schwefelmetalle, Verbindungen von Erden unter sich und mit Metalloxyden, Metalloxyde, Säuren und Salze, das wichtigste Beispiel in der zweiten sind die Amalgamirrückstände.

Da bei jedem, nach rationellen Grundsätzen ausgeführten, Hüttenprocesse die Bildung bestimmter Producte beabsichtigt wird, so ist die genaue Kenntniß der letztern von dem erheblichsten Einfluß auf die Führung des Betriebes, indem ihre Beschaffenheit sichere Nachweisungen über die verschiedenen Umstände gibt, von denen der mehr oder minder günstige Ausfall der Arbeit abhängt. Durch sorgfältige Beobachtung des Einflusses, welchen veränderte Verhältnisse irgend einer Art auf die Beschaffenheit der ausgebrachten Producte äußern, wird der denkende Hüttenmann in den Stand gesetzt, die vortheilhaftesten Bedingungen für den Gang seiner Arbeiten herbeizuführen und solchergestalt die Processe zu vervollkommnen; höchst wichtig ist in vielen Fällen die Frage über den zweckmäßigsten Gebrauch solcher Producte, welche, an sich werthlos, doch als Beförderungsmittel des guten Ganges bei denselben, oder bei andern Processen benutzt oder in Verbindung mit andern Stoffen noch mit Vortheil bearbeitet werden können. Diese Frage betrifft insbesondere die Schlacken, dasjenige Hüttenproduct, welches in der größten Frequenz erzeugt wird, bei einer gewissen Gleichheit allgemeinerer Charaktere die größte Mannichfaltigkeit im Einzelnen zeigt, und wegen seiner großen Wichtigkeit für die verschiedensten Branchen der Metallurgie in neuerer Zeit vielfach untersucht und betrachtet worden ist.

Es scheint daher nicht unpassend, vor der Betrachtung der Producte, welche die einzelnen Processe liefern, über die Schlacken im Allgemeinen hier einige Bemerkungen vorauszuschicken.

Schlacken sind durch Schmelzung erzeugte Verbindungen von Erden und Metalloxyden, zu denen sich bisweilen auch noch einige andere Körper gesellen. Vom Standpunkte der elektrochemischen Theorie betrachtet stellt sich fast in allen Schlacken die Kieselerde als das elektronegative Element dar, während die am häufigsten verbreiteten übrigen Erden, namentlich Kalk, Talk, Thon und bisweilen Schwererde, und von den Metalloxyden besonders Eisen- und Manganoxydul, seltener Eisenoxyd, sowie die Oxyde der meisten Metalle, welche sich in den Processen befinden, die elektropositiven Bestandtheile bilden. In denjenigen Schlacken, welche unter der Concurrenz flußspäthiger Erze oder Zuschläge erzeugt werden, findet sich, nächst der Kieselerde, auch die Flußsäure als elektronegativer Körper, und in einigen Fällen treten Thonerde und Zinnoxyd als solche auf, sowie auch Schwe-

felsäure und Schwefel in solchen Schlacken, welche schwefelsaure Salze oder Schwefelmetalle enthalten. Obgleich die Schlacken, abgesehen von mechanischen Einmengungen, die sie bisweilen enthalten, als homogene, chemische Verbindungen von Grundstoffen betrachtet werden müssen, und als solche den Gesetzen der chemischen Proportionen unterworfen sind, so finden sich doch die einzelnen Substanzen keineswegs in allen Schlacken nach einfachen Zahlenwerthen zusammengesetzt, sondern es scheinen vielmehr verschiedene Verbindungsstufen derselben in sehr abweichenden quantitativen Verhältnissen darin aufgelöst zu sein. Dem äußern Ansehen nach finden sich in den verschiedenen Schlackenarten alle Abstufungen vom Halbmetallischen und Steinartigen bis zu den vollkommensten Gläsern; diese Unterschiede werden bedingt theils durch die Beschaffenheit und das Verhältniß der Grundstoffe, theils durch die Art der Abkühlung, theils durch manche andere Umstände, deren Einfluß noch nicht hinreichend bekannt ist.

Die Zusammensetzung der Schlacken hinsichtlich des Verhältnisses der Kieselerde darin wechselt von Tri- bis Subsilikaten; in dem ersten Falle stellen sie vollkommene Gläser dar, welche nur bei sehr hohen Temperaturen fließen, sich zu Fäden ziehen lassen uud langsam erkalten; im letztern sind sie gewöhnlich sehr metallisch, kommen leicht in Fluß, erstarren aber auch sehr leicht. Diese beiden Extreme werden auch durch die Benennung saigere und frische (heißgrätige) Schlacke bezeichnet; von der einen in die andere finden sich allerdings viele Zwischenstufen, selbst bei den nämlichen Processen, in ihrer größten Eigenthümlichkeit aber kommt erstere besonders bei dem Eisenschmelzen in Hohöfen, letztere aber beim Eisenfrischen vor. Die saigere Schlacke befördert einen reinen Ofengang, während die frische Schlacke ein weniger reines Ausbringen gestattet, und daher auch sehr gewöhnlich wieder durchgearbeitet wird. Von den krystallisirten Schlacken wird weiter unten, am Schlusse dieses Artikels, von den bei den einzelnen Processen erzeugten Abänderungen aber in folgender Übersicht die Rede sein.

Summarische Angabe der bei den einzelnen hüttenmännischen Processen fallenden Producte.

I. Eisen.

1) Bei der Erzeugung des Roheisens aus den Erzen durch Schmelzung in Hoh- und Blauöfen fallen nur zwei Hauptproducte, das Roheisen und die Schlacken. Beide sind in ihrer chemischen Zusammensetzung und ihren physikalischen Eigenschaften höchst mannichfach.

a) Das Roheisen ist eine Verbindung von Eisen mit wenigen pCt. Kohlenmetall; außerdem enthält es sehr häufig kleine Mengen von Kieselmetall und von Mangan, bisweilen wol auch von Calcium und Aluminium, seltener von Schwefel und von Phosphor. Die beiden letztgenannten Substanzen sind namentlich für die Stabeisenerzeugung nachtheilig, indem die erstere zum Rothbruche, die zweite zum Kaltbruche Veranlassung gibt, doch ist phosphorhaltiges Eisen für Gußwaaren im Allgemeinen brauchbar und, wegen seiner Dünnflüssigkeit, für feinen Guß ganz besonders geeignet. Der Farbe nach unterscheidet man zwei Hauptvarietäten des Roheisens, graues und weißes, zwischen denen eine Menge Abstufungen mitten inne stehen, die im Allgemeinen mit dem Namen halbirtes Roheisen bezeichnet werden. Mit der verschiedenen Farbe stehen auch die übrigen physikalischen Eigenschaften im Zusammenhange, namentlich die Härte, Sprödigkeit, das Gefüge ꝛc. Die Härte des weißen Roheisens ist viel beträchtlicher als die des grauen. Die große Verschiedenheit beider Roheisenarten beruht nicht sowol auf einer abweichenden chemischen Zusammensetzung, als vielmehr auf der Art der Vertheilung des Kohlenstoffes im Eisen und in der Anordnung der Theile des letztern; bedingt wird sie ganz vorzüglich durch das schnellere oder langsamere Erkalten der flüssigen Eisenmasse, indem im ersten Falle weißes, im letztern graues Roheisen entsteht. Weißes, spiegeliges Roheisen, aus manganhaltigen Erzen erblasen, eignet sich ganz besonders zur Stahlfabrication.

b) Die Hohofenschlacken sind, chemisch betrachtet, Tri- und Bisilikate von Kalk und Thon, seltener von Talkerde, mit etwas Eisenoxydul und bisweilen Manganoxyd. Nachstehende Übersicht der Bestandtheile mehrer schwedischen Hohofenschlacken zeigt die große Mannichfaltigkeit ihrer Zusammensetzung.

	a	b	c	d
Kieselerde	61,4	54,54	56,90	51,85
Kalkerde .	19,2	27,16	15,23	30,35
Talkerde .	3,9	6,65	17,20	7,35
Thonerde .	4,7	6,58	6,90	0,35
Manganoxydul .	4,1	1,57	—	6,85
Eisenoxydul	8,1	1,87	3,10	1,54
	101,4	98,37	99,33	98,29
	Schiölberg.	Silfverstolpe.	Nordmark.	Åkerman.

Wo in der Ofenbeschickung Schwefel enthalten ist, da findet sich derselbe zum Theil auch in den Schlacken, mit Kalk zu Schwefelcalcium verbunden. Kersten fand eine solche Schlacke von dem Eisenwerke Rhonitz in Ungern folgendergestalt zusammengesetzt:

Kieselerde	45,50	
Kalkerde	27,40	
Thonerde	17,60	
Eisenoxyd	3,10	
Manganoxyd . . .	2,41	
Calcium	1,30	2,30
Schwefel	1,00	
	98,31.	

Nicht selten bemerkt man in der homogenen Schlackenmasse Quarzkörner eingewickelt, welche ungeschmolzen durch den Ofen gegangen sind; in den Blaseräumen der Schlacken sitzen häufig Roheisenkörner und Schuppen von Graphit. Das gewöhnliche äußere Ansehen dieser Schlacken ist dasjenige von wohlgeflossenen Gläsern, doch erscheinen dieselben unter Umständen auch emailartig und bisweilen krystallinisch; der letztere Zustand hängt wesentlich nur

mung mancherlei schädlicher Dämpfe und Gase oft befallende Brustkrankheit. S. Bleikolik im Art. Kolik.

(*O. Freiesleben.*)

Hüttennichts, s. Zink.

HÜTTENPRODUCTE. Diese Benennung umfaßt im weitesten Sinn alle Substanzen, welche das Resultat metallurgischer Operationen sind, mögen es nun Verbindungen sein, die im Laufe der Operationen sich bilden, oder Ausscheidungen solcher Körper, welche vorher mechanisch oder chemisch mit andern verbunden waren. Das endliche Ziel eines jeden Hüttenprocesses ist die Darstellung eines für das gewerbliche oder wissenschaftliche Leben brauchbaren Productes; da aber dieser Zweck in den allermeisten Fällen nur durch Ausscheidung anderer Substanzen erreicht werden kann, welche mit dem auszubringenden Körper in der Natur verbunden vorkommen, so müssen nothwendig bei diesen Processen eine Menge Nebenproducte fallen, welche entweder als unbrauchbar weggeworfen, und nach Befinden zu andern Zwecken verwendet, oder aber einer weitern Bearbeitung unterworfen, und zu Beförderung anderer metallurgischer Operationen benutzt werden. Je zusammengesetzter ein Hüttenproceß ist, desto größer wird auch die Zahl der Producte sein, deren Bildung dem endlichen Ausbringen vorausgehen muß, und es entsteht hieraus der Begriff der Zwischenproducte, welcher in der Metallurgie eine vielfache Anwendung leidet, übrigens aber relativ ist, indem ein Product in der einen Beziehung schon als das letzte Ergebniß hüttenmännischer Thätigkeit betrachtet werden kann, während es in anderer Hinsicht nur als Zwischenproduct für eine spätere Arbeit erscheint (so z. B. das Roheisen, je nachdem es sofort zu Gußwaaren verwendet oder durch den Frischproceß in Stabeisen umgeändert wird). Die meisten Zwischenproducte fallen bei den Gold-, Silber-, Kupfer- und Bleihüttenprocessen theils deshalb, weil diese Metalle, wenigstens die drei erstern, verhältnißmäßig nur in geringer Quantität in den Erzen vorkommen, und daher allmälig concentrirt werden müssen, theils weil ihre Ausscheidung eine lange Reihe von Operationen erfodert.

Die Producte der einzelnen Hüttenprocesse sind nach Maßgabe der darin zu bearbeitenden Stoffe und des Zweckes der Operation sehr verschieden, und es lassen sich daher allgemeine Classen derselben, in Beziehung auf den Gang der einzelnen Arbeiten, nicht wol aufstellen; fast überall kann man indessen zwischen solchen Producten unterscheiden, deren Erzeugung, als nothwendiges Ergebniß der Arbeit, beabsichtigt wird, und solchen, deren Entstehung mehr zufällig und von geringerer Bedeutung ist; zu den erstern gehören nächst den Körpern, um deren Darstellung willen der Proceß betrieben wird, hauptsächlich die Schlacken, zu den letztern die sogenannten Ofenbrüche, der Flugstaub und überhaupt diejenigen Bildungen, welche man unter dem allgemeinen Namen des Gekrätzes begreift.

Obgleich die gasförmigen Erzeugnisse der Hüttenprocesse im weitesten Sinn allerdings auch als Hüttenproducte zu betrachten sind, so werden sie doch gewöhnlich nicht mit unter dieser Benennung verstanden, indem sie sich der weitern Beobachtung und Benutzung entziehen, es sei denn, daß sie durch Verdichtung in einen festen Aggregatzustand übergeführt werden.

Vom chemischen Standpunkt aus betrachtet sind die Hüttenproducte theils einfache oder chemisch verbundene Körper, theils Gemenge derselben; zu der ersten Classe gehören bei Weitem die meisten und wichtigsten Hüttenproducte, namentlich Metalle und deren Legirungen, Schwefelmetalle, Verbindungen von Erden unter sich und mit Metalloxyden, Metalloxyde, Säuren und Salze, das wichtigste Beispiel in der zweiten sind die Amalgamirrückstände.

Da bei jedem, nach rationellen Grundsätzen ausgeführten, Hüttenprocesse die Bildung bestimmter Producte beabsichtigt wird, so ist die genaue Kenntniß der letztern von dem erheblichsten Einfluß auf die Führung des Betriebes, indem ihre Beschaffenheit sichere Nachweisungen über die verschiedenen Umstände gibt, von denen der mehr oder minder günstige Ausfall der Arbeit abhängt. Durch sorgfältige Beobachtung des Einflusses, welchen veränderte Verhältnisse irgend einer Art auf die Beschaffenheit der ausgebrachten Producte äußern, wird der denkende Hüttenmann in den Stand gesetzt, die vortheilhaftesten Bedingungen für den Gang seiner Arbeiten herbeizuführen und solchergestalt die Processe zu vervollkommnen; höchst wichtig ist in vielen Fällen die Frage über den zweckmäßigsten Gebrauch solcher Producte, welche, an sich werthlos, doch als Beförderungsmittel des guten Ganges bei denselben, oder bei andern Processen benutzt oder in Verbindung mit andern Stoffen noch mit Vortheil bearbeitet werden können. Diese Frage betrifft insbesondere die Schlacken, dasjenige Hüttenproduct, welches in der größten Frequenz erzeugt wird, bei einer gewissen Gleichheit allgemeinerer Charaktere die größte Mannichfaltigkeit im Einzelnen zeigt, und wegen seiner großen Wichtigkeit für die verschiedensten Branchen der Metallurgie in neuerer Zeit vielfach untersucht und betrachtet worden ist.

Es scheint daher nicht unpassend, vor der Betrachtung der Producte, welche die einzelnen Processe liefern, über die Schlacken im Allgemeinen hier einige Bemerkungen vorauszuschicken.

Schlacken sind durch Schmelzung erzeugte Verbindungen von Erden und Metalloxyden, zu denen sich bisweilen auch noch einige andere Körper gesellen. Vom Standpunkte der elektrochemischen Theorie betrachtet stellt sich fast in allen Schlacken die Kieselerde als das elektronegative Element dar, während die am häufigsten verbreiteten übrigen Erden, namentlich Kalk, Talk, Thon und bisweilen Schwererde, und von den Metalloxyden besonders Eisen- und Manganoxydul, seltener Eisenoxyd, sowie die Oxyde der meisten Metalle, welche sich in den Processen befinden, die elektropositiven Bestandtheile bilden. In denjenigen Schlacken, welche unter der Concurrenz flußspäthiger Erze oder Zuschläge erzeugt werden, findet sich, nächst der Kieselerde, auch die Flußsäure als elektronegativer Körper, und in einigen Fällen treten Thonerde und Zinnoxyd als solche auf, sowie auch Schwe-

felsäure und Schwefel in solchen Schlacken, welche schwefelsaure Salze oder Schwefelmetalle enthalten. Obgleich die Schlacken, abgesehen von mechanischen Einmengungen, die sie bisweilen enthalten, als homogene, chemische Verbindungen von Grundstoffen betrachtet werden müssen, und als solche den Gesetzen der chemischen Proportionen unterworfen sind, so finden sich doch die einzelnen Substanzen keinesweges in allen Schlacken nach einfachen Zahlenwerthen zusammengesetzt, sondern es scheinen vielmehr verschiedene Verbindungsstufen derselben in sehr abweichenden quantitativen Verhältnissen darin aufgelöst zu sein. Dem äußern Ansehen nach finden sich in den verschiedenen Schlackenarten alle Abstufungen vom Halbmetallischen und Steinartigen bis zu den vollkommensten Gläsern; diese Unterschiede werden bedingt theils durch die Beschaffenheit und das Verhältniß der Grundstoffe, theils durch die Art der Abkühlung, theils durch manche andere Umstände, deren Einfluß noch nicht hinreichend bekannt ist.

Die Zusammensetzung der Schlacken hinsichtlich des Verhältnisses der Kieselerde darin wechselt von Tri- bis Subsilikaten; in dem ersten Falle stellen sie vollkommene Gläser dar, welche nur bei sehr hohen Temperaturen fließen, sich zu Fäden ziehen lassen uud langsam erkalten; im letztern sind sie gewöhnlich sehr metallisch, kommen leicht in Fluß, erstarren aber auch sehr leicht. Diese beiden Extreme werden auch durch die Benennung saigere und frische (heißgrätige) Schlacke bezeichnet; von der einen in die andere finden sich allerdings viele Zwischenstufen, selbst bei den nämlichen Processen, in ihrer größten Eigenthümlichkeit aber kommt erstere besonders bei dem Eisenschmelzen in Hohöfen, letztere aber beim Eisenfrischen vor. Die saigere Schlacke befördert einen reinen Ofengang, während die frische Schlacke ein weniger reines Ausbringen gestattet, und daher auch sehr gewöhnlich wieder durchgearbeitet wird. Von den krystallisirten Schlacken wird weiter unten, am Schlusse dieses Artikels, von den bei den einzelnen Processen erzeugten Abänderungen aber in folgender Übersicht die Rede sein.

Summarische Angabe der bei den einzelnen hüttenmännischen Processen fallenden Producte.

I. Eisen.

1) Bei der Erzeugung des Roheisens aus den Erzen durch Schmelzung in Hoh- und Blauöfen fallen nur zwei Hauptproducte, das Roheisen und die Schlacken. Beide sind in ihrer chemischen Zusammensetzung und ihren physikalischen Eigenschaften höchst mannichfach.

a) Das Roheisen ist eine Verbindung von Eisen mit wenigen pCt. Kohlenmetall; außerdem enthält es sehr häufig kleine Mengen von Kieselmetall und von Mangan, bisweilen wol auch von Calcium und Aluminium, seltener von Schwefel und von Phosphor. Die beiden letztgenannten Substanzen sind namentlich für die Stabeisenerzeugung nachtheilig, indem die erstere zum Rothbruche, die zweite zum Kaltbruche Veranlassung gibt, doch ist phosphorhaltiges Eisen für Gußwaaren im Allgemeinen brauchbar und, wegen seiner Dünnflüssigkeit, für feinen Guß ganz besonders geeignet. Der Farbe nach unterscheidet man zwei Hauptvarietäten des Roheisens, graues und weißes, zwischen denen eine Menge Abstufungen mitten inne stehen, die im Allgemeinen mit dem Namen halbirtes Roheisen bezeichnet werden. Mit der verschiedenen Farbe stehen auch die übrigen physikalischen Eigenschaften im Zusammenhange, namentlich die Härte, Sprödigkeit, das Gefüge ꝛc. Die Härte des weißen Roheisens ist viel beträchtlicher als die des grauen. Die große Verschiedenheit beider Roheisenarten beruht nicht sowol auf einer abweichenden chemischen Zusammensetzung, als vielmehr auf der Art der Vertheilung des Kohlenstoffes im Eisen und in der Anordnung der Theile des letztern; bedingt wird sie ganz vorzüglich durch das schnellere oder langsamere Erkalten der flüssigen Eisenmasse, indem im ersten Falle weißes, im letztern graues Roheisen entsteht. Weißes, spiegeliges Roheisen, aus manganhaltigen Erzen erblasen, eignet sich ganz besonders zur Stahlfabrication.

b) Die Hohofenschlacken sind, chemisch betrachtet, Tri- und Bisilikate von Kalk und Thon, seltener von Talkerde, mit etwas Eisenoxydul und bisweilen Manganoxyd. Nachstehende Übersicht der Bestandtheile mehrer schwedischen Hohofenschlacken zeigt die große Mannichfaltigkeit ihrer Zusammensetzung.

	a	b	c	d
Kieselerde	61,4	54,54	56,90	51,85
Kalkerde .	19,2	27,16	15,23	30,35
Talkerde .	3,9	6,65	17,20	7,35
Thonerde .	4,7	6,58	6,90	0,35
Manganoxydul .	4,1	1,57	—	6,85
Eisenoxydul	8,1	1,87	3,10	1,54
	101,4	98,37	99,33	98,29
	Schiölberg.	Silfverstolpe.	Nordmark.	Åkerman.

Wo in der Ofenbeschickung Schwefel enthalten ist, da findet sich derselbe zum Theil auch in den Schlacken, mit Kalk zu Schwefelcalcium verbunden. Kersten fand eine solche Schlacke von dem Eisenwerke Rhonitz in Ungern folgendergestalt zusammengesetzt:

Kieselerde	45,50	
Kalkerde	27,40	
Thonerde	17,60	
Eisenoxyd	3,10	
Manganoxyd . . .	2,41	
Calcium	1,30	2,30
Schwefel	1,00	
	98,31.	

Nicht selten bemerkt man in der homogenen Schlackenmasse Quarzkörner eingewickelt, welche ungeschmolzen durch den Ofen gegangen sind; in den Blaseräumen der Schlacken sitzen häufig Roheisenkörner und Schuppen von Graphit. Das gewöhnliche äußere Ansehen dieser Schlacken ist dasjenige von wohlgeflossenen Gläsern, doch erscheinen dieselben unter Umständen auch emailartig und bisweilen krystallinisch; der letztere Zustand hängt wesentlich nur

mung mancherlei schädlicher Dämpfe und Gase oft befallende Brustkrankheit. S. Bleikolik im Art. Kolik.

(*O. Freiesleben.*)

Hüttennichts, s. Zink.

HÜTTENPRODUCTE. Diese Benennung umfaßt im weitesten Sinn alle Substanzen, welche das Resultat metallurgischer Operationen sind, mögen es nun Verbindungen sein, die im Laufe der Operationen sich bilden, oder Ausscheidungen solcher Körper, welche vorher mechanisch oder chemisch mit andern verbunden waren. Das endliche Ziel eines jeden Hüttenprocesses ist die Darstellung eines für das gewerbliche oder wissenschaftliche Leben brauchbaren Productes; da aber dieser Zweck in den allermeisten Fällen nur durch Ausscheidung anderer Substanzen erreicht werden kann, welche mit dem auszubringenden Körper in der Natur verbunden vorkommen, so müssen nothwendig bei diesen Processen eine Menge Nebenproducte fallen, welche entweder als unbrauchbar weggeworfen, und nach Befinden zu andern Zwecken verwendet, oder aber einer weitern Bearbeitung unterworfen, und zu Beförderung anderer metallurgischer Operationen benutzt werden. Je zusammengesetzter ein Hüttenproceß ist, desto größer wird auch die Zahl der Producte sein, deren Bildung dem endlichen Ausbringen vorausgehen muß, und es entsteht hieraus der Begriff der Zwischenproducte, welcher in der Metallurgie eine vielfache Anwendung leidet, übrigens aber relativ ist, indem ein Product in der einen Beziehung schon als das letzte Ergebniß hüttenmännischer Thätigkeit betrachtet werden kann, während es in anderer Hinsicht nur als Zwischenproduct für eine spätere Arbeit erscheint (so z. B. das Roheisen, je nachdem es sofort zu Gußwaaren verwendet oder durch den Frischproceß in Stabeisen umgeändert wird). Die meisten Zwischenproducte fallen bei den Gold-, Silber-, Kupfer- und Bleihüttenprocessen theils deshalb, weil diese Metalle, wenigstens die drei erstern, verhältnißmäßig nur in geringer Quantität in den Erzen vorkommen, und daher allmälig concentrirt werden müssen, theils weil ihre Ausscheidung eine lange Reihe von Operationen erfodert.

Die Producte der einzelnen Hüttenprocesse sind nach Maßgabe der darin zu bearbeitenden Stoffe und des Zweckes der Operation sehr verschieden, und es lassen sich daher allgemeine Classen derselben, in Beziehung auf den Gang der einzelnen Arbeiten, nicht wol aufstellen; fast überall kann man indessen zwischen solchen Producten unterscheiden, deren Erzeugung, als nothwendiges Ergebniß der Arbeit, beabsichtigt wird, und solchen, deren Entstehung mehr zufällig und von geringerer Bedeutung ist; zu den erstern gehören nächst den Körpern, um deren Darstellung willen der Proceß betrieben wird, hauptsächlich die Schlacken, zu den letztern die sogenannten Ofenbrüche, der Flugstaub und überhaupt diejenigen Bildungen, welche man unter dem allgemeinen Namen des Gekrätzes begreift.

Obgleich die gasförmigen Erzeugnisse der Hüttenprocesse im weitesten Sinn allerdings auch als Hüttenproducte zu betrachten sind, so werden sie doch gewöhnlich nicht mit unter dieser Benennung verstanden, indem sie sich der weitern Beobachtung und Benutzung entziehen, es sei denn, daß sie durch Verdichtung in einen festen Aggregatzustand übergeführt werden.

Vom chemischen Standpunkt aus betrachtet sind die Hüttenproducte theils einfache oder chemisch verbundene Körper, theils Gemenge derselben; zu der ersten Classe gehören bei Weitem die meisten und wichtigsten Hüttenproducte, namentlich Metalle und deren Legirungen, Schwefelmetalle, Verbindungen von Erden unter sich und mit Metalloxyden, Metalloxyde, Säuren und Salze, das wichtigste Beispiel in der zweiten sind die Amalgamirrückstände.

Da bei jedem, nach rationellen Grundsätzen ausgeführten, Hüttenprocesse die Bildung bestimmter Producte beabsichtigt wird, so ist die genaue Kenntniß der letztern von dem erheblichsten Einfluß auf die Führung des Betriebes, indem ihre Beschaffenheit sichere Nachweisungen über die verschiedenen Umstände gibt, von denen der mehr oder minder günstige Ausfall der Arbeit abhängt. Durch sorgfältige Beobachtung des Einflusses, welchen veränderte Verhältnisse irgend einer Art auf die Beschaffenheit der ausgebrachten Producte äußern, wird der denkende Hüttenmann in den Stand gesetzt, die vortheilhaftesten Bedingungen für den Gang seiner Arbeiten herbeizuführen und solchergestalt die Processe zu vervollkommnen; höchst wichtig ist in vielen Fällen die Frage über den zweckmäßigsten Gebrauch solcher Producte, welche, an sich werthlos, doch als Beförderungsmittel des guten Ganges bei denselben, oder bei andern Processen benutzt oder in Verbindung mit andern Stoffen noch mit Vortheil bearbeitet werden können. Diese Frage betrifft insbesondere die Schlacken, dasjenige Hüttenproduct, welches in der größten Frequenz erzeugt wird, bei einer gewissen Gleichheit allgemeinerer Charaktere die größte Mannichfaltigkeit im Einzelnen zeigt, und wegen seiner großen Wichtigkeit für die verschiedensten Branchen der Metallurgie in neuerer Zeit vielfach untersucht und betrachtet worden ist.

Es scheint daher nicht unpassend, vor der Betrachtung der Producte, welche die einzelnen Processe liefern, über die Schlacken im Allgemeinen hier einige Bemerkungen vorauszuschicken.

Schlacken sind durch Schmelzung erzeugte Verbindungen von Erden und Metalloxyden, zu denen sich bisweilen auch noch einige andere Körper gesellen. Vom Standpunkte der elektrochemischen Theorie betrachtet stellt sich fast in allen Schlacken die Kieselerde als das elektronegative Element dar, während die am häufigsten verbreiteten übrigen Erden, namentlich Kalk, Talk, Thon und bisweilen Schwererde, und von den Metalloxyden besonders Eisen- und Manganoxydul, seltener Eisenoxyd, sowie die Oxyde der meisten Metalle, welche sich in den Processen befinden, die elektropositiven Bestandtheile bilden. In denjenigen Schlacken, welche unter der Concurrenz flußspathiger Erze oder Zuschläge erzeugt werden, findet sich, nächst der Kieselerde, auch die Flußsäure als elektronegativer Körper, und in einigen Fällen treten Thonerde und Zinnoxyd als solche auf, sowie auch Schwe-

felsäure und Schwefel in solchen Schlacken, welche schwefelsaure Salze oder Schwefelmetalle enthalten. Obgleich die Schlacken, abgesehen von mechanischen Einmengungen, die sie bisweilen enthalten, als homogene, chemische Verbindungen von Grundstoffen betrachtet werden müssen, und als solche den Gesetzen der chemischen Proportionen unterworfen sind, so finden sich doch die einzelnen Substanzen keineswegs in allen Schlacken nach einfachen Zahlenwerthen zusammengesetzt, sondern es scheinen vielmehr verschiedene Verbindungsstufen derselben in sehr abweichenden quantitativen Verhältnissen darin aufgelöst zu sein. Dem äußern Ansehen nach finden sich in den verschiedenen Schlackenarten alle Abstufungen vom Halbmetallischen und Steinartigen bis zu den vollkommensten Gläsern; diese Unterschiede werden bedingt theils durch die Beschaffenheit und das Verhältniß der Grundstoffe, theils durch die Art der Abkühlung, theils durch manche andere Umstände, deren Einfluß noch nicht hinreichend bekannt ist.

Die Zusammensetzung der Schlacken hinsichtlich des Verhältnisses der Kieselerde darin wechselt von Tri- bis Subsilikaten; in dem ersten Falle stellen sie vollkommene Gläser dar, welche nur bei sehr hohen Temperaturen fließen, sich zu Fäden ziehen lassen uud langsam erkalten; im letztern sind sie gewöhnlich sehr metallisch, kommen leicht in Fluß, erstarren aber auch sehr leicht. Diese beiden Extreme werden auch durch die Benennung saigere und frische (heißgrätige) Schlacke bezeichnet; von der einen in die andere finden sich allerdings viele Zwischenstufen, selbst bei den nämlichen Processen, in ihrer größten Eigenthümlichkeit aber kommt erstere besonders bei dem Eisenschmelzen in Hohöfen, letztere aber beim Eisenfrischen vor. Die saigere Schlacke befördert einen reinen Ofengang, während die frische Schlacke ein weniger reines Ausbringen gestattet, und daher auch sehr gewöhnlich wieder durchgearbeitet wird. Von den krystallisirten Schlacken wird weiter unten, am Schlusse dieses Artikels, von den bei den einzelnen Processen erzeugten Abänderungen aber in folgender Übersicht die Rede sein.

Summarische Angabe der bei den einzelnen hüttenmännischen Processen fallenden Producte.

I. Eisen.

1) Bei der Erzeugung des Roheisens aus den Erzen durch Schmelzung in Hoh- und Blauöfen fallen nur zwei Hauptproducte, das Roheisen und die Schlacken. Beide sind in ihrer chemischen Zusammensetzung und ihren physikalischen Eigenschaften höchst mannichfach.

a) Das Roheisen ist eine Verbindung von Eisen mit wenigen pCt. Kohlenmetall; außerdem enthält es sehr häufig kleine Mengen von Kieselmetall und von Mangan, bisweilen wol auch von Calcium und Aluminium, seltener von Schwefel und von Phosphor. Die beiden letztgenannten Substanzen sind namentlich für die Stabeisenerzeugung nachtheilig, indem die erstere zum Rothbruche, die zweite zum Kaltbruche Veranlassung gibt, doch ist phosphorhaltiges Eisen für Gußwaaren im Allgemeinen brauchbar und, wegen seiner Dünnflüssigkeit, für seinen Guß ganz besonders geeignet. Der Farbe nach unterscheidet man zwei Hauptvarietäten des Roheisens, graues und weißes, zwischen denen eine Menge Abstufungen mitten inne stehen, die im Allgemeinen mit dem Namen halbirtes Roheisen bezeichnet werden. Mit der verschiedenen Farbe stehen auch die übrigen physikalischen Eigenschaften im Zusammenhange, namentlich die Härte, Sprödigkeit, das Gefüge ꝛc. Die Härte des weißen Roheisens ist viel beträchtlicher als die des grauen. Die große Verschiedenheit beider Roheisenarten beruht nicht sowol auf einer abweichenden chemischen Zusammensetzung, als vielmehr auf der Art der Vertheilung des Kohlenstoffes im Eisen und in der Anordnung der Theile des letztern; bedingt wird sie ganz vorzüglich durch das schnellere oder langsamere Erkalten der flüssigen Eisenmasse, indem im ersten Falle weißes, im letztern graues Roheisen entsteht. Weißes, spiegeliges Roheisen, aus manganhaltigen Erzen erblasen, eignet sich ganz besonders zur Stahlfabrication.

b) Die Hohofenschlacken sind, chemisch betrachtet, Tri- und Bisilikate von Kalk und Thon, seltener von Talkerde, mit etwas Eisenoxydul und bisweilen Manganoxyd. Nachstehende Übersicht der Bestandtheile mehrer schwedischen Hohofenschlacken zeigt die große Mannichfaltigkeit ihrer Zusammensetzung.

	a	b	c	d
Kieselerde	61,4	54,54	56,90	51,85
Kalkerde .	19,2	27,16	15,23	30,35
Talkerde .	3,9	6,65	17,20	7,35
Thonerde .	4,7	6,58	6,90	0,35
Manganoxydul .	4,1	1,57	—	6,85
Eisenoxydul	8,1	1,87	3,10	1,54
	101,4	98,37	99,33	98,29
	Schiölberg.	Silfverstolpe.	Nordmark.	Åkerman.

Wo in der Ofenbeschickung Schwefel enthalten ist, da findet sich derselbe zum Theil auch in den Schlacken, mit Kalk zu Schwefelcalcium verbunden. Kersten fand eine solche Schlacke von dem Eisenwerke Rhonitz in Ungern folgendergestalt zusammengesetzt:

Kieselerde	45,50	
Kalkerde	27,40	
Thonerde	17,60	
Eisenoxyd	3,10	
Manganoxyd . . .	2,41	
Calcium	1,30	2,30
Schwefel	1,00	
	98,31.	

Nicht selten bemerkt man in der homogenen Schlackenmasse Quarzkörner eingewickelt, welche ungeschmolzen durch den Ofen gegangen sind; in den Blaseräumen der Schlacken sitzen häufig Roheisenkörner und Schuppen von Graphit. Das gewöhnliche äußere Ansehen dieser Schlacken ist dasjenige von wohlgeflossenen Gläsern, doch erscheinen dieselben unter Umständen auch emailartig und bisweilen krystallinisch; der letztere Zustand hängt wesentlich nur

Tendenz zur krystallinischen Bildung sich um so mehr zu verlieren, je geringer der Gehalt an Schwefeleisen wird. Die, bei derselben Kupferarbeit erzeugten, verschiedenen Steine führen besondere Namen, als z. B. Rohstein (aus den Erzen erzeugt), Concentrations- oder Anreicherſteine (von den spätern Steinarbeiten).

Bei den eisenreichen Beschickungen, welche zu stark geröstet worden sind, bildet sich besonders bei Anwesenheit von Arsenik die sogenannte Kupferspeise, eine Metallegirung, welche hauptsächlich aus Eisen und Arsenik, nächstdem aber auch aus Kupfer besteht, und von andern Metallen vorzüglich Kobalt und Nickel aufnimmt; sie ist zuweilen auch schwefelhaltig und bildet Übergänge in unreines Schwarzkupfer. Wo wenig oder kein Arsenik in der Beschickung ist, bestehen diese Massen bisweilen fast nur aus reguliniſchem Eisen. Dabei haben sie nicht selten einen ziemlich ansehnlichen Silbergehalt, wo silberhaltige Beschickungen verschmolzen werden.

Die von dem Erz- und Steinschmelzen fallenden Schlacken sind in ihrer Zusammensetzung höchst verschieden, und zwar sowol die an demselben Orte bei den auf einander folgenden Schmelzungen, als auch die an verschiedenen Orten bei gleichnamigen Arbeiten erzeugten. Die Kieselerde bildet in ihnen theils Singulo-, theils Bisilikate, und zwar fallen die letztern mehr vom Erz- und ersten Steinschmelzen, die erstern mehr vom Concentrationsschmelzen; doch werden bisweilen auch bei jenen ersten Operationen Singulosilikatschlacken erzeugt. In manchen dieser Schlacken scheint neben der Kieselerde auch die Thonerde als elektronegativer Bestandtheil aufzutreten. Die gewöhnlichste Basis ist Eisenoxydul, doch kommen bisweilen auch Kalkerde, Talk- und Thonerde in bedeutenden Mengen vor, wie die nachstehende Zusammenstellung zeigt.

	a	b	c	d
Kieselerde	44,72	31,44	56,51	49,80
Thonerde	4,39	7,86	9,42	12,20
Eisenoxydul . . .	44,88	55,21	6,21	13,20
Kalkerde	3,50	—	20,05	19,20
Talkerde	1,20	4,46	6,40	2,40
Flußsäure	—	—	—	1,20
Verlust und Kali	—	—	—	2,00
	98,69	98,97	98,59	100,00
	Bredberg.	Johnsen.	Bredberg.	Berthier.

Ebenso mannichfaltig, wie die Zusammensetzung, ist auch das äußere Ansehen dieser Schlacken; manche sind vollkommen glasig, von dunkelgrüner und bläulicher, ins Schwarze ziehender Farbe, andere zeigen ein blätteriges, mehr krystallinisches Gefüge, und einen halbmetallischen Glanz. Man bedient sich der Schlacken als Zuschläge bei denselben Arbeiten, nur gewöhnlich in umgekehrter Ordnung, indem die Schlacke vom Erzschmelzen wegen ihres größern Gehalts an Kieselerde mehr zu der Verschlackung des Eisens beim spätern Steinschmelzen und umgekehrt die hierbei erzeugte Schlacke durch das, im Übermaß enthaltene, Eisenoxydul zu der Auflösung der Kieselerde beim Erzschmelzen vorzüglich geeignet ist, auch wol einen Theil ihres Kupfergehalts noch an den Stein abtritt. Im Allgemeinen ist dieser Kupfergehalt, wenigstens bei den ersten Arbeiten, nur sehr gering und beträgt kaum ein bis zwei pC. Doch bildet sich bisweilen unter besondern Umständen eine zähe, steinartige, sehr eisenreiche Schlacke, welche dann auch viel Kupfer in sich aufnimmt; diese muß, unter allen Umständen, wieder in die Arbeit zurückgegeben werden, um das Kupfer wieder zu gewinnen.

Die Ofenbrüche von dem Erz- und Steinschmelzen bestehen größtentheils in Gemengen von Speise, Stein und zäher Schlacke, und werden, insofern sie noch ziemlich kupferhaltig sind, nach vorgängiger Röstung mit verschmolzen.

2) Unter Schwarzkupfer versteht man eine Verbindung des Kupfers mit andern Metallen, namentlich Eisen, Blei, Antimon, Arsenik, Kobalt, Nickel und Zink, in vielen Fällen auch Silber und mit einem geringen Antheile von Schwefel, sowie einem Minimum von Kohle. Der Kupfergehalt des Schwarzkupfers ist höchst verschieden, und wechselt von einigen 50 bis einige 90 pC. Ebenso wechselnd ist das quantitative und qualitative Verhältniß der übrigen Bestandtheile, wie folgende Beispiele zeigen:

	Schwarzkupfer von Mansfeld:	Schwarzkupfer von Fahlun in Schweden:
Kupfer . . .	95,45	64,25
Eisen	3,50	5,23
Silber . . .	0,49	—
Blei	—	30,24
Schwefel . .	0,56	1,24
	100,00 Berthier.	100,96.

Die Farbe des Schwarzkupfers wird ganz besonders durch die darin enthaltenen fremden Metalle bedingt; wenn ihre Menge nur unbedeutend ist, bleibt die rothe Farbe vorherrschend, wenngleich weit unreiner als bei dem chemisch reinen Kupfer; wo aber Eisen und Blei in größern Quantitäten darin vorkommen, entsteht eine graue, schwärzliche Farbe und ein mattes Ansehen auf dem Bruche. Die Festigkeit des Schwarzkupfers ist höchst unbedeutend, und es kann daher ohne weitere Bearbeitung zu keinem technischen Gebrauche verwendet werden. Man erhält dasselbe als Hauptproduct bei der sogenannten Schwarzkupferarbeit, welche in der Verschmelzung des ziemlich vollständig abgerösteten Kupfersteins mit einem Schlackenzuschlage besteht. Die Nebenproducte dieser Arbeit sind der sogenannte Dünnstein und die Schwarzkupferschlacken. Der erstere stimmt in seinen wesentlichen, äußern und chemischen Eigenschaften mit den obenbeschriebenen Kupfersteinen überein, und auch die Schlacken haben eine den Kupfersteinschlacken ziemlich analoge Zusammensetzung, nur daß sie ärmer an Kieselerde und daher reicher an Basen, namentlich an Eisenoxydul, und zugleich kupferhaltiger sind als jene; folgende Beispiele dienen als Erläuterung:

Tendenz zur krystallinischen Bildung sich um so mehr zu verlieren, je geringer der Gehalt an Schwefeleisen wird. Die, bei derselben Kupferarbeit erzeugten, verschiedenen Steine führen besondere Namen, als z. B. Rohstein (aus den Erzen erzeugt), Concentrations- oder Anreicherſteine (von den spätern Steinarbeiten).

Bei den eisenreichen Beschickungen, welche zu stark geröstet worden sind, bildet sich besonders bei Anwesenheit von Arsenik die sogenannte Kupferspeise, eine Metallegirung, welche hauptsächlich aus Eisen und Arsenik, nächstdem aber auch aus Kupfer besteht, und von andern Metallen vorzüglich Kobalt und Nickel aufnimmt; sie ist zuweilen auch schwefelhaltig und bildet Übergänge in unreines Schwarzkupfer. Wo wenig oder kein Arsenik in der Beschickung ist, bestehen diese Massen bisweilen fast nur aus reguliniſchem Eisen. Dabei haben sie nicht selten einen ziemlich ansehnlichen Silbergehalt, wo silberhaltige Beschickungen verschmolzen werden.

Die von dem Erz- und Steinschmelzen fallenden Schlacken sind in ihrer Zusammensetzung höchst verschieden, und zwar sowol die an demselben Orte bei den auf einander folgenden Schmelzungen, als auch die an verschiedenen Orten bei gleichnamigen Arbeiten erzeugten. Die Kieselerde bildet in ihnen theils Singulo-, theils Bisilikate, und zwar fallen die letztern mehr vom Erz- und ersten Steinschmelzen, die erstern mehr vom Concentrationsschmelzen; doch werden bisweilen auch bei jenen ersten Operationen Singulosilikatschlacken erzeugt. In manchen dieser Schlacken scheint neben der Kieselerde auch die Thonerde als elektronegativer Bestandtheil aufzutreten. Die gewöhnlichste Basis ist Eisenoxydul, doch kommen bisweilen auch Kalkerde, Talk- und Thonerde in bedeutenden Mengen vor, wie die nachstehende Zusammenstellung zeigt.

	a	b	c	d
Kieselerde	44,72	31,44	56,51	49,80
Thonerde	4,39	7,86	9,42	12,20
Eisenoxydul . . .	44,88	55,21	6,21	13,20
Kalkerde	3,50	—	20,05	19,20
Talkerde	1,20	4,46	6,40	2,40
Flußsäure	—	—	—	1,20
Verlust und Kali	—	—	—	2,00
	98,69	98,97	98,59	100,00
	Bredberg.	Johnsen.	Bredberg.	Berthier.

Ebenso mannichfaltig, wie die Zusammensetzung, ist auch das äußere Ansehen dieser Schlacken; manche sind vollkommen glasig, von dunkelgrüner und bläulicher, ins Schwarze ziehender Farbe, andere zeigen ein blätteriges, mehr krystalliniſches Gefüge, und einen halbmetalliſchen Glanz. Man bedient sich der Schlacken als Zuschläge bei denselben Arbeiten, nur gewöhnlich in umgekehrter Ordnung, indem die Schlacke vom Erzschmelzen wegen ihres größern Gehalts an Kieselerde mehr zu der Verschlackung des Eisens beim spätern Steinschmelzen und umgekehrt die hierbei erzeugte Schlacke durch das, im Übermaß enthaltene, Eisenoxydul zu der Auflösung der Kieselerde beim Erzschmelzen vorzüglich geeignet ist, auch wol einen Theil ihres Kupfergehalts noch an den Stein abtritt. Im Allgemeinen ist dieser Kupfergehalt, wenigstens bei den ersten Arbeiten, nur sehr gering und beträgt kaum ein bis zwei pC. Doch bildet sich bisweilen unter besondern Umständen eine zähe, steinartige, sehr eisenreiche Schlacke, welche dann auch viel Kupfer in sich aufnimmt; diese muß, unter allen Umständen, wieder in die Arbeit zurückgegeben werden, um das Kupfer wieder zu gewinnen.

Die Ofenbrüche von dem Erz- und Steinschmelzen bestehen größtentheils in Gemengen von Speise, Stein und zäher Schlacke, und werden, insofern sie noch ziemlich kupferhaltig sind, nach vorgängiger Röstung mit verschmolzen.

2) Unter Schwarzkupfer versteht man eine Verbindung des Kupfers mit andern Metallen, namentlich Eisen, Blei, Antimon, Arsenik, Kobalt, Nickel und Zink, in vielen Fällen auch Silber und mit einem geringen Antheile von Schwefel, sowie einem Minimum von Kohle. Der Kupfergehalt des Schwarzkupfers ist höchst verschieden, und wechselt von einigen 50 bis einige 90 pC. Ebenso wechselnd ist das quantitative und qualitative Verhältniß der übrigen Bestandtheile, wie folgende Beispiele zeigen:

	Schwarzkupfer von Mansfeld:	Schwarzkupfer von Fahlun in Schweden:
Kupfer . . .	95,45	64,25
Eisen	3,50	5,23
Silber . . .	0,49	—
Blei	—	30,24
Schwefel . .	0,56	1,24
	100,00 Berthier.	100,96.

Die Farbe des Schwarzkupfers wird ganz besonders durch die darin enthaltenen fremden Metalle bedingt; wenn ihre Menge nur unbedeutend ist, bleibt die rothe Farbe vorherrschend, wenngleich weit unreiner als bei dem chemisch reinen Kupfer; wo aber Eisen und Blei in größern Quantitäten darin vorkommen, entsteht eine graue, schwärzliche Farbe und ein mattes Ansehen auf dem Bruche. Die Festigkeit des Schwarzkupfers ist höchst unbedeutend, und es kann daher ohne weitere Bearbeitung zu keinem technischen Gebrauche verwendet werden. Man erhält dasselbe als Hauptproduct bei der sogenannten Schwarzkupferarbeit, welche in der Verschmelzung des ziemlich vollständig abgeröſteten Kupfersteins mit einem Schlackenzuschlage besteht. Die Nebenproducte dieser Arbeit sind der sogenannte Dünnstein und die Schwarzkupferschlacken. Der erstere stimmt in seinen wesentlichen, äußern und chemischen Eigenschaften mit den obenbeschriebenen Kupfersteinen überein, und auch die Schlacken haben eine den Kupfersteinschlacken ziemlich analoge Zusammensetzung, nur daß sie ärmer an Kieselerde und daher reicher an Basen, namentlich an Eisenoxydul, und zugleich kupferhaltiger sind als jene; folgende Beispiele dienen als Erläuterung:

	Mansfelder Schlacke:	Schwedische Schlacke:	Finnländische Schlacke:
Kieselerde . . .	33,6	32,79	13,90
Thonerde . . .	5,6	—	1,80
Kalkerde . . .	5,0	—	—
Eisenoxydul . .	51,5	64,46	74,10
Kupferoxydul . .	3,0	Spur	2,40
Talkerde . . .	—	1,58	3,25
Kobaltoxyd . .	—	—	2,40
Unbestimmter Stoff	—	—	1,75
	98,7	98,83	99,60
	Berthier.	Winkler.	Idestam.

Schlacken der letztern Art gleichen im Äußern den Eisenfrischschlacken, auch die übrigen haben viel Ähnlichkeit damit, namentlich in Ansehung der Schwere und der Wirkung auf den Magnet; auch die Farbe ist dunkel, doch gewöhnlich mehr braun als schwarz; im Bruche sind sie theils dicht, theils krystallinisch. Der Kupfergehalt steigt mitunter bis sechs pC., und es werden daher diese Schlacken immer wieder in die Kupferarbeit gegeben. Bildungen von Speise und von Eisensauen (reguliniſchen Eisenmassen) kommen übrigens bei diesem Proceß ebenso gut vor als bei den Steinarbeiten.

3) Um das Schwarzkupfer für die Anwendung brauchbar zu machen, muß es dem sogenannten Garmachen unterworfen werden, einem Oxydationsprocesse, wodurch die fremden Beimischungen abgeschieden werden, das Kupfer aber metallisch zurückbleibt.

Als Producte dieser Arbeit stellen sich dar: das Garkupfer und die Garschlacke. Ersteres soll, dem Zwecke nach, reines Kupfer sein, ist aber stets verbunden mit einem Antheile Kupferoxydul und bisweilen auch mit sehr kleinen Quantitäten anderer Metalle; das Garkupfer von Sangerhausen enthält nach Kersten:

Kupfer . . .	98,10
Antimon . . .	1,15
Eisen	0,51
Silber . . .	0,24
	100,00.

Unter diesen, der Güte des Kupfers stets nachtheiligen, Beimischungen verdient der sogenannte Kupferglimmer einer besondern Erwähnung, eine eigenthümliche, krystallinische Verbindung von Kupferoxydul und antimoniger Säure, nebst einigen unbedeutenden Antheilen anderer Metalloxyde, Kieselerde und Schwefel. Die Garschlacke ist sehr reich an Metalloxyden, auch an Kupferoxydul, und wird, zu theilweiser Wiedergewinnung des Kupfers, entweder für sich allein oder mit andern Abfällen verschmolzen. Das letzte Product der eigentlichen Kupferhüttenprocesse ist das hammergare Kupfer, welches als solches in den Handel kommt und durch Umschmelzen des Garkupfers erzeugt wird, wobei das in diesem enthaltene Kupferoxydul sich zu Metall reducirt. Übergares Kupfer nennt man in Teutschland solches Kupfer, welches bei der Hammergare wieder Sauerstoff aufgenommen, zu junges Kupfer dagegen dasjenige, was noch in der Hammergare begriffen und mit Kohlen verbunden ist; in England werden diese Benennungen, wegen der Verschiedenheit der dort üblichen Processe, im umgekehrten Sinne gebraucht.

B. Oben wurde erwähnt, daß bei silberhaltigen Kupfererzen mit den eigentlichen Kupferhüttenprocessen noch andere verbunden werden müßten, welche die Ausscheidung des Silbers zum nächsten Zwecke haben und eine Reihe eigenthümlicher Producte liefern. Insofern diese Arbeiten in der Amalgamation bestehen, werden die Producte derselben passender unter den Silberhüttenproducten betrachtet werden können, dagegen ist hier von den Producten der Saigerhüttenarbeit, als dem andern Wege des Silberausbringens aus Kupfer, zu handeln. Nach der Reihenfolge der Operationen, denen dabei das Schwarzkupfer unterworfen wird, erhält man folgende Producte:

1) Beim Frischen: a) Frischstücke, ein durch Zusammenschmelzen des Schwarzkupfers mit Blei in dem Verhältnisse = 3 : 11 erzeugter Körper, worin Blei und Kupfer nicht chemisch verbunden, sondern in sehr feiner Vertheilung mechanisch neben einander gelagert sind. b) Frischschlacke, ein Silikat, welches 40—60 pC. Blei und 3—5 pC. Kupfer enthält; sie führt auch den Namen Frischabstrich, und kommt, sowie der Ofenbruch, gewöhnlich zu dem sogenannten Gekrätzschmelzen.

2) Beim Saigern selbst: a) Werkblei, Blei, welches aus dem Frischstücken ausschmilzt, den größten Theil des darin enthaltenen Silbers und von den übrigen Metallen auch einen Theilaufnimmt. b) Kiehnstöcke, der auf dem Saigerherde verbleibende Rückstand der Frischstücke, aus Kupfer und Blei in dem ungefähren Verhältnisse = 2 : 1 zusammengesetzt, mit einem kleinen Rückhalt an Silber und demjenigen Theile der fremden Metalle, der nicht in das Werkblei übergegangen ist; sie sind sehr porös. c) Saigerdörner, eine Verbindung von Bleioxyd mit Kupferoxydul (letzteres bis vier pC.). Diese bilden sich, wenn die Saigerung sehr lange fortgesetzt wird, theils an den Kiehnstöcken hängend, theils davon abtröpfelnd. Von diesen drei Producten kommt das Werkblei zum Abtreiben (s. unten beim Silber), die Kiehnstöcke zum Darren und die Saigerdörner zum Gekrätzschmelzen.

3) Das Darren der Kiehnstöcke bezweckt eine vorläufige Reinigung derselben und liefert: a) Darrlinge (Kupfer mit ungefähr 15 pC. Blei). b) Darr-Rost, ein Silikat von Bleioxyd und Kupferoxydul, ersteres in dem Verhältnisse von 75 bis 85, letzteres von 4 bis 8 pC. Die Kieselerde nimmt dieses Product aus der Ofensohle auf, ebenso wie einen Antheil an Thonerde. Übrigens ist der Blei- und Kupfergehalt sehr verschieden, nach den verschiedenen Perioden des Processes, indem der letztere gegen das Ende desselben bedeutend zunimmt; hiernach richten sich auch die Farbennüancen, Anfangs schwarz, zuletzt braunroth. c) Die sogenannte Darrsohle ist ein ähnliches Product wie b, nur reicher an Erden. d) Pickschiefer, die durch Abkühlen der Darrlinge in Wasser abgesprungene Schale derselben, aus etwa $\frac{1}{3}$ Bleioxyd und $\frac{2}{3}$ Kupferoxydul bestehend. Die Darrlinge kommen

nun ohne Weiteres zum Garmachen, die übrigen Producte des Darrens aber zugleich mit den Saigerdörnern.

4) Zum Dörner- oder Gekrätzschmelzen. Hierbei erzeugen sich: a) Frischstücke, und b) Schlacken, welche noch sehr blei- und kupferhaltig sind, und daher

5) dem Schlackenverschmelzen unterworfen werden, gewöhnlich mit einem Eisenzuschlage, wobei wiederum Frischstücke und Schlacken fallen, welche letztere so lange wieder durchgesetzt werden, als ihr Metallgehalt die Arbeit noch lohnt; indessen sind sie selbst alsdann, wenn sie mit Vortheil nicht mehr verschmolzen werden können, doch immer noch ziemlich blei- und kupferhaltig. Bei den verschiedenen Arbeiten, aus denen der Saigerhüttenbetrieb zusammengesetzt ist, bilden sich übrigens ziemlich viel Ofenbrüche und Herdmassen, welche Metalltheile mechanisch eingemengt enthalten; diese werden dem Pochen und Waschen unterworfen, und hierdurch der Metallgehalt herausgezogen.

III. Blei.

Die Bleierze, unter denen das Schwefelblei die Hauptrolle spielt, werden entweder in Flammöfen oder in Schachtöfen verschmolzen; die Producte, welche man hierbei außer dem Blei erhält, sind bei beiden Methoden wesentlich verschieden; die Schmelzprocesse in Schachtöfen liefern übrigens auch verschiedene Producte je nach den Modificationen, unter denen sie betrieben werden.

1) Producte der Bleiarbeit in Flammöfen.

a) Das erste Erzeugniß dieser Arbeit ist geröstetes Bleierz, weil der Schmelzung immer eine Röstung vorausgeht; indessen erscheint dasselbe freilich nicht als selbständiges Product, insofern beide Arbeiten ohne Unterbrechung auf einander zu folgen pflegen. Die Masse besteht übrigens aus einem Gemenge von Bleioxyd, Bleivitriol und Schwefelblei.

b) Bei der Schmelzung fallen, außer dem metallischen Blei, verschiedene Schlacken. Sie bilden sich theils aus den in der Schmelzmasse befindlichen Erden und fremden Metalloxyden, theils unter der Einwirkung von Zuschlägen, welche gewöhnlich aus Kalk und Flußspath bestehen; ihr Bleigehalt ist oft bedeutend, namentlich enthalten sie schwefelsaures und verkieseltes Bleioxyd und mechanische Einmengungen von Schwefelblei. Sie werden deshalb in der Regel entweder über Schachtöfen verschmolzen oder in die Flammofenarbeit zurückgegeben. Oft sind sie nur unvollkommen geschmolzen und daher sehr ungleichartig. Wenn sie vollkommen geschmolzen sind, erscheinen sie meist graulichschwarz von Farbe, oft mit halbmetallischem Glanz und körnig im Bruche; sie sind schwer und häufig magnetisch. Ihrer Zusammensetzung nach stellen sie entweder einfache Silikate von Eisenoxydul, Bleioxyd und verschiedenen Erden dar, und sind dann den Eisenfrischschlacken nicht unähnlich, oder Verbindungen von Salzen, Erden und Oxyden, ohne Kieselerde, in welchem Falle sie eine lichtere Farbe haben und nicht auf den Magnet wirken. Folgende Beispiele, von englischen Bleihütten entlehnt, mögen als Erläuterung dienen:

a

Kieselerde	35,0
Eisenoxydul	22,5
Kalkerde	19,0
Bleioxyd	12,0
Zinkoxyd	6,0
Thonerde	3,5
Schwefel und Kohle	Spuren
	98,0 Berthier.

Diese Schlacke war magnetisch und von schwärzlich-metallischer Farbe.

b

Fluorcalcium	1,5
Baryterde	33,5
Kalkerde	4,5
Theilweis oxydirtes Blei	34,0
Eisenoxyd	3,0
Schwefelsäure	23,5
	100,0 Berthier.

c

Fluorcalcium	16,0	13,6
Baryterde	16,4	19,7
Kalkerde	17,8	22,5
Bleioxyd	15,9	6,0
Eisenoxyd, Zinkoxyd	4,5	2,0
Schwefelsäure	27,8	32,0
Kohlensäure u. Verlust	1,6	1,6
	100,0	100,0 Berthier.

Diese beiden Untersuchungen eines und desselben Productes zeigen die große Veränderlichkeit der Mischungsverhältnisse; die Farbe dieser Schlacke war übrigens lichtgelblichgrau. Die nichtgeflossenen Schlacken von derselben Arbeit waren hellgrau, ohne Glanz, porös, mit erdigen und Bleiglanztheilchen untermengt; ihre Zusammensetzung war folgende:

d

Fluorcalcium	7,2	8,5
Baryterde	14,4	16,0
Kalkerde	14,7	17,0
Bleioxyd	8,8	22,0
Blei	15,2	1,7
Eisenoxyd	15,4	5,5
Zinkoxyd	7,2	8,0
Cadmiumoxyd	Spur	
Schwefelsäure	11,7	19,9
Schwefel	2,4	0,3
Kohlensäure u. Verlust	3,0	1,1
	100,0	100,0 Berthier.

Eine eigentliche Steinbildung, wie sie bei Bleiprocessen in Schachtöfen so häufig ist, kommt hier nicht vor, wol aber bildet sich im Laufe der Arbeit viel Unterschwefelblei, welches jedoch, insofern es nicht mechanisch in die Schlacken übergeht, bei fortgesetzter Schmelzung wieder zersetzt wird. Ein Theil der Beschickung wird während des Röstens und Schmelzens als Flugstaub

in den Schornstein geführt; dieses Product besteht meist aus Blei- und Zinkoxyd, auch andern flüchtigen Metalloxyden und Bleivitriol; wenn dadurch die Kieselthonmasse des Ofens angegriffen wird, so bildet sich ein sehr bleireiches Silikat von gelblichbrauner Farbe und glasigem Ansehen. Eine solche Masse, von einem englischen Bleiofen, hatte folgende Zusammensetzung:

Kieselerde . . .	20,6
Bleioxyd	71,2
Thonerde . . .	7,2
Kalkerde	0,2
Eisenoxyd . . .	Spur
	99,2 Berthier.

Diese Ofenbrüche und der Flugstaub werden gewöhnlich über Schachtöfen, oder, nach Befinden, auch in Flammöfen wieder verschmolzen.

2) Producte der Bleiarbeit in Schachtöfen.

Diese sind sehr verschieden nach den Modificationen, unter denen die Schmelzung betrieben wird. Es werden nämlich die Bleierze entweder ungeröstet mit einem Zuschlage von reguliniſchem Eisen verschmolzen, oder geröstet mit eisenoxydulhaltigen Zuschlägen, oder auch wol ohne dergleichen, in welchem letztern Falle man oft einen Kalkzuschlag anwendet. Immer aber werden durch diese Processe folgende Producte erzeugt: a) reguliniſches Blei; b) Stein; c) unter gewissen Umständen: Speise; d) Schlacken; e) Ofenbrüche; f) Flugstaub.

Von diesen Producten zeigen die Steine die größte Mannichfaltigkeit; zwar sind sie stets Verbindungen verschiedener Schwefelmetalle, unter denen Schwefeleisen und Schwefelblei gewöhnlich die Hauptrolle spielen, aber das Verhältniß der Mischung, sowie das Vorkommen anderer Schwefelmetalle darin, wird so sehr durch die Beschaffenheit der Erze und durch die Art der Zuschläge bedingt, daß etwas Allgemeines nicht wohl darüber angegeben werden kann. Von großem Einfluß ist in dieser Hinsicht besonders der Umstand, ob in der Beschickung Kupfererze befindlich sind, in welchem Falle fast der ganze Kupfergehalt in den Stein übergeht; ferner, ob und in welcher Gestalt Eisenzuschläge angewendet worden sind, ob andere Metalle, namentlich Zink, Antimon, Arsenik, in der Beschickung vorkommen ꝛc. Die beiden letztern Metalle geben übrigens Veranlassung zu der Bildung von Speise, ganz ähnlich wie bei den Kupferhüttenprocessen, welche hier um so gefährlicher ist, als sie, außer Kupfer, auch viel Silber aufzunehmen pflegt. Immer werden die Bleisteine, nach vorgängiger Röstung, wieder auf Blei verschmolzen, wobei ein neuer Stein sich bildet, der in demselben Verhältniß ärmer ist an Schwefelblei, als die übrigen Schwefelmetalle sich darin anhäufen. Sind die Bleierze kupferhaltig, so ist das letzte Product dieses Steinschmelzens Kupferstein, der alsdann auf Schwarzkupfer verschmolzen wird; wo hingegen wenig oder gar keine Kupfererze vorkommen, da wird die abwechselnde Röstung und Schmelzung des Steins nur so lange fortgesetzt, als das Bleiausbringen noch die Kosten deckt.

Die Bleischlacken sind meist Singulosilikate von Eisenoxydul, Kalk-, Talk- und Thonerde, und enthalten immer noch einige pC. Blei. Ihre Farbe ist gewöhnlich eisenschwarz, ihr Glanz unvollkommen metallisch, der Bruch kleinkörnig, das specif. Gewicht ziemlich bedeutend. Sie sind dünn und leichtflüssig, erstarren aber auch bald und wickeln daher, besonders beim Abstechen des Bleies, Körnchen von metallischem und von Unterschwefelblei in ihre Masse ein. Folgende Beispiele zeigen ihre Zusammensetzung:

a) Beischlacke von Sala in Schweden:

Kieselerde . .	39,39
Thonerde . .	6,23
Eisenoxydul . .	17,18
Kalkerde . . .	17,77
Talkerde . . .	19,13
	99,70 Bredberg.

b) Bleischlacke von Freiberg in Sachsen, nach Kersten:

Kieselerde . . .	30,50
Thonerde . . .	5,10
Eisenoxydul . . .	55,74
Kalkerde	—
Talkerde	—
Bleioxyd . . .	4,50
Kupferoxyd . . .	0,85
Manganoxydul . .	2,20
	98,89.

Da der Gang bei der Bleiarbeit in Schachtöfen mehr frisch als saiger ist, und dabei basenreiche Schlacken bei einer ziemlich niedrigen Temperatur gebildet werden, so entsteht neben den gut geflossenen Schlacken ziemlich viel Geschur und Gekrätz, Massen, die mehr zusammengesintert als geschmolzen sind, und von denen die erste dem Bleisteine, die andere den Schlacken in der Zusammensetzung nahe kommt. Außer dem eigentlichen Geschure bilden sich, bei unreinem Gange der Arbeit, auch nicht selten Eisensauen, welche größtentheils aus reguliniſchem Eisen bestehen, mit Kohle und Schwefel verbunden. Die Ofenbrüche bestehen hauptsächlich aus Schwefelblei, und, wenn die Beschickung blendig war, aus Schwefelzink. Der Flugstaub, der sich in ziemlich bedeutender Menge in den Verdichtungskammern ansetzt, besteht wesentlich aus Schwefelblei, Bleioxyd, schwefelsaurem Bleioxyd und Zinkoxyd. Die Schlacken werden entweder bei denselben Arbeiten oder bei andern, wo sie durch ihren Gehalt an Eisenoxydul und andern Basen als Zuschlag wirken, wieder verschmolzen. Die übrigen, obengenannten Abfälle, insofern sie einen hinreichenden Bleigehalt haben, kommen in der Regel zu dem Gekrätzschmelzen, oder sie werden, in geringen Mengen, der Beschickung für die gewöhnliche Bleiarbeit mit zugesetzt.

Das ausgebrachte Blei ist in Ansehung seiner Reinheit und seiner dadurch bedingten physikalischen Eigenschaften sehr verschieden. Wird es aus reinen Bleierzen dargestellt, so ist es fast ganz frei von fremden Beimischungen, wenn aber andere Erze mit vorkommen, so

enthält es häufig kleine Mengen von Kupfer, Antimon und Arsenik, auch wol von Zink und von Eisen. Dies ist besonders bei silberhaltigen Bleierzen der Fall. Durch solche Beimischungen wird das Blei spröde und hart, und muß daher, wenn sie einigermaßen bedeutend sind, durch einen besondern Proceß davon befreit werden. Silberhaltiges Blei, welches reich genug ist, um das Silber daraus gewinnen zu können, führt den Namen **Werk** oder **Werkblei**, und man unterscheidet, nach der Höhe des Gehalts, **reiche** und **arme Werke**; die letztern enthalten nur einige Lothe Silber im Centner, die erstern bis zu mehren Marken. Sind die Erze zugleich goldhaltig, so sammelt sich auch das Gold in dem Werkblei an, welches dann **güldisches** genannt wird. Die Producte des **Abtreibens** oder derjenigen Arbeit, wodurch das Silber aus dem Werkbleie gewonnen wird, werden passender unter den Silberhüttenproducten betrachtet werden können.

IV. Silber.

Es gibt zwei Hauptmethoden des Silberausbringens, deren jede eine eigenthümliche Reihe von Producten liefert: 1) die Schmelzung, und 2) die Amalgamation.

1) Producte der Silberschmelzarbeiten.

Insofern die Silbererze zugleich Bleierze sind, fallen die Processe und die dadurch gebildeten Producte mit denen zusammen, welche Bleiausbringen zum Gegenstande haben, und als das erste, eigentliche Silberhüttenproduct erscheint hier das **Werkblei**. Ein ähnliches Verhältniß findet dann statt, wenn die Erze, außer dem Silber, viel Kupfer enthalten, wo dann ebenfalls das Werkblei als Product der Saigerarbeit (s. oben) erzeugt wird. Öfters sind beide Arten des Vorkommens vereinigt, und auch hier kann nur das auf zweierlei Weise gewonnene Werkblei als erstes Silberhüttenproduct betrachtet werden. Wo aber die eigentlichen Silbererze für sich allein vorkommen, da wird zwar ebenfalls, um Werkblei zu erzeugen, eine Verbleiungsarbeit, d. h. ein Verschmelzen der silberhaltigen Massen mit Blei oder bleireichen Substanzen, nothwendig, allein es pflegt dann gewöhnlich eine Vorarbeit vorauszugehen, welche die Ansammlung des, in den Erzen enthaltenen, Silbers in Schwefeleisen zum Zwecke hat, und den Namen der **Roharbeit** führt. Die Hauptproducte derselben sind: a) Rohstein, und b) Rohschlacke.

Der **Rohstein** besteht, seiner Hauptmasse nach, aus Einfachschwefeleisen, gewöhnlich mit etwas Schwefelblei und Schwefelkupfer, auch wol etwas Schwefelzink und Schwefelantimon verbunden, sowie in einzelnen Fällen mit Arsenikmetallen, namentlich Arsenikeisen und Arseniknickel. Das Silber ist darin im Zustande des Schwefelsilbers enthalten, und der Gehalt desselben beträgt ungefähr zwei bis sechs Loth im Centner. Die Farbe des Rohsteins ist gelblichgrau, der Glanz metallisch, der Bruch körnig-zackig. Er zerfällt bei längerm Liegen an der Luft. Wenn der beim ersten Schmelzen gefallene Rohstein zu arm an Silber ist, so pflegt man die Roharbeit damit zu wiederholen, und erhält dann einen **Concentrations-** oder **Anreicherstein**, indem in solchem Falle der Beschickung, außer diesem ersten Steine, wenig oder kein Schwefeleisen zugegeben wird. Übrigens wird derjenige Rohstein, den man für reich genug hält, um ihn nicht ferner zu concentriren, mehrmals geröstet und alsdann in die Bleiarbeit gebracht, wo er als eisenhaltiger Zuschlag dient und seinen Silbergehalt an das Blei abtritt. Folgende Beispiele der Zusammensetzung freiberger Rohsteine **vor** und **nach** der Röstung zeigen die große Veränderung, welche durch diesen Proceß in der Substanz dieses Productes bewirkt wird.

Roher Rohstein:

19,27	Schwefel,
5,56	Arsenik,
66,41	Eisen,
0,60	Zink,
1,50	Kupfer,
6,48	Blei,
0,15	Silber,
99,97	Leschner.

Gerösteter Rohstein:

1,03	Schwefelsäure,
0,25	Schwefel,
1,25	arsenige Säure,
88,86	Eisenoxydoxydul,
2,00	Zinkoxyd,
1,56	Kupferoxyd,
4,50	schwefelsaures Bleioxyd,
0,07	Silber,
99,52	Leschner.

Die **Rohschlacke** ist ein Bisilikat von Eisenoxydul und verschiedenen Erden, im Bruche dicht, mit einer Anlage zu krystallinisch-körniger Absonderung, glasig, von schwärzlich- und bräunlich-grauer Farbe. Sie zieht sich in Fäden und erkaltet weit langsamer als die Bleischlacke. Folgendes Beispiel zeigt ihre Zusammensetzung:

Rohschlacke von der muldener Hütte bei Freiberg, nach der Analyse von Kersten:

45,000	Kieselerde,
1,100	Thonerde,
5,200	Baryterde,
43,000	Eisenoxydul,
3,800	Manganoxydul,
0,500	Bleioxyd,
0,200	Schwefelsäure,
0,003	Silber,
	Spuren von Schwefel, Kalkerde, Talkerde und Fluor,
98,803.	

Sie enthält nur höchst geringe Mengen von Blei und Silber, und wird daher, der Metallgewinnung wegen, nicht wieder verschmolzen, doch bedient man sich ihrer, als einer saigeren, kieselreichen Schlacke, bisweilen mit Vortheil als Zuschlag bei andern Schmelzungen. Wenn sie aber, in Folge eines schlechten Ofenganges,

viele Rohsteinkörner enthält, dann muß sie entweder in die Arbeit zurückgegeben oder dem Pochen und Waschen unterworfen werden. Außer den genannten beiden Hauptproducten bilden sich nun noch Geschur und Gekrätz, welche entweder in unbedeutenden Mengen der Beschickung zugesetzt oder für sich verschmolzen werden. Die Ofenbrüche im Schmelzraume sind gewöhnlich reich an Schwefelzink, auch findet sich darunter eine eigenthümliche, krystallinische Verbindung von vier Atomen Schwefelzink und einem Atome Zinkoxyd. Am Tümpel setzt sich besonders viel Zinkoxyd an. Derjenige Ofenbruch, welcher sich in der Nähe der Gicht bildet, ist gewöhnlich sehr bleireich und kommt daher in die Bleiarbeit. Das Abtreiben des Werkbleies liefert folgende Producte:

a) Blicksilber, welches zuletzt auf dem Treibeherde zurückbleibt und daselbst durch Abkühlung des Ofens und Begießen mit Wasser zum Erstarren gebracht wird. Der Feinsilbergehalt desselben beträgt, nach Umständen, 14 bis 15 Loth in der Mark, auch wol darüber. Die Hauptverunreinigung ist Blei, außerdem enthält es aber auch bisweilen kleine Mengen von Kupfer, Antimon und Arsenik. Kersten fand Blicksilber von der muldener Hütte bei Freiberg im J. 1832 zusammengesetzt aus:

Silber . .	93,00
Arsenik . .	1,40
Blei . . .	1,60
Kupfer . .	2,14
Zink . . .	1,00
Eisen . . .	0,50
	99,64.

b) Glätte. Dieses Product, in seiner größten Reinheit, besteht nur aus Bleioxyd, allein sehr häufig ist es verunreinigt durch andere Substanzen, wenn auch nur in ganz geringen Mengen; dahin gehören namentlich Kupferoxydul, Zink, Wismuth und Antimonoxyd, auch Schwefelantimon. Die Farbe der reinen Glätte ist schwefelgelb mit einem Stich ins Röthliche; manche Abänderungen erscheinen ganz roth und man unterscheidet hiernach auch im Handel gelbe und rothe Glätte. Die Bedingungen, unter denen diese Abänderungen sich bilden, sind nicht genau bekannt; übrigens haben die fremden Beimischungen einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Färbung, namentlich bewirkt das Kupfer eine bräunliche, das Antimon eine schwärzlichgraue Farbe, das Pulver der reinen Glätte ist aber immer roth. Beim Erkalten nimmt die Glätte eine krystallinisch-blätterige Structur an, geschmolzen und schnell erkaltet erscheint sie auf dem Bruche ganz glasig. Sie hat ein sehr ansehnliches, specifisches Gewicht. Ihr Silbergehalt ist verschieden, beim Anfange des Abtreibens höchst gering, gegen das Ende der Arbeit aber steigt er bis auf ein Loth im Centner. Solche Glätte muß bei der Bleiarbeit wieder verschmolzen werden, um das Silber zu gewinnen, die silberarme hingegen wird entweder als solche in den Handel gebracht oder zu Blei reducirt, welche Arbeit man das Frischen nennt; die Producte derselben sind Kaufblei und sehr bleireiche Schlacken, welche theils bei derselben Arbeit, theils für sich verschmolzen werden und auch noch Blei liefern.

c) Vor dem Erscheinen der reinen Glätte entstehen beim Abtreiben zwei Producte, die man Abstrich und Abzug nennt. Sie sind Gemische aus Bleioxyd, Schwefelblei, Bleivitriol und Schwefel, Antimon, Kupferoxydul, und nach Befinden auch andern Metalloxyden. Ihre Farbe ist schwarz, sie bilden zusammengesinterte Massen, in denen häufig Theile von metallischem Blei hängen, welche mechanisch davon getrennt werden. Dieses Product wird für sich allein zu Blei reducirt, und liefert das sogenannte Abstrichblei, welches hart, spröde und besonders mit Antimon verunreinigt ist.

In dem im J. 1832 auf der halsbrückener Hütte bei Freiberg gefallenen Abstrichblei fand Kersten:

Blei . . .	91,51
Antimon . .	5,32
Arsenik . .	1,02
Kupfer . .	0,90
Eisen . . .	0,62
Schwefel . .	0,20
	99,57.

Hat es außer dem Antimon wenig oder keine fremden Beimischungen, so kann es zu Druckerlettern verwendet werden, außerdem muß man es einer besondern Reinigung unterwerfen, welche theils in dem Verblasen, theils in dem Saigern besteht. Diese letztern Reinigungsarbeiten pflegen auch wol als Vorbereitung für das Abtreiben bei sehr unreinem Werkblei angewendet zu werden, und man erhält dabei, außer dem gereinigten Bleie, durch das Verblasen Abstrich und durch das Saigern Saigerdörner (aus Nickel, Kobalt, Kupfer und Blei bestehend).

d) Der Treiberauch ist eine aus verflüchtigten Metalloxyden und mechanisch fortgerissenen Theilen zusammengesetzte Masse, welche sich beim Abtreiben in Gestalt eines Rauches entwickelt und größtentheils verloren geht; nur der geringste Theil davon setzt sich an die Unterfläche des Treibehutes an. Der Blei- und Silbergehalt desselben ist ziemlich bedeutend.

e) Unter Herd (als Hüttenproduct genommen) versteht man den obern Theil des Treibeherdes, der durch das Einsaugen der Glätte so bleireich geworden ist, daß er mit Vortheil in die Beschickung für die Bleiarbeit genommen, oder aber sogleich zu Bleie verfrischt werden kann. Ist die Oberfläche des Treibeherdes stellenweise aufgerissen, so ziehen sich in diese Spalten noch die sogenannten Wurzeln, welche besonders silberreich sind. Überhaupt ist der Silbergehalt des Herdes immer beträchtlicher als der Glätte von demselben Treiben, auch steigt er mit dem Fortgange des Processes.

Die letzte Arbeit bei der Silberschmelzung, das Feinbrennen des Blicksilbers, liefert:

a) Brandsilber, welches fast völlig frei von fremden Beimischungen ist, gewöhnlich aber doch noch sehr kleine Mengen von Blei und Kupfer zurückhält. Sind

die Erze goldhaltig gewesen, so ist der Goldgehalt in dem Brandsilber concentrirt.

b) Test und Gekrätz, ähnliche Producte wie der Herd beim Abtreiben, nur viel silberreicher.

c) Flugstaub, der sehr silberreich ist, besonders dann, wenn in dem Blicksilber noch sehr flüchtige Metalle, namentlich Antimon, enthalten waren.

2) Producte der Silberamalgamation.

a) Die europäische Silbererzamalgamation umfaßt eine Reihe scharfgetrennter Processe, und liefert im Verfolge derselben eine ziemlich bedeutende Productenreihe in nachfolgender Ordnung:

α) Durch die Erzröstung mit Kochsalze werden erhalten: 1) Die geröstete Erzmasse, welche durch Mahlen zu Anquickmehle verarbeitet wird. Sie besteht außer den in der Beschickung befindlichen Erden und den salzsauren und schwefelsauren Salzen, die sich durch die Röstung zum Theil daraus gebildet haben, vornehmlich aus Eisenoxyd, basischem Eisenvitriol, Eisenchlorur und Eisenchlorid, Manganoxyd und Mangansalzen, etwas Kupferoxyd, Kupfervitriol, Chlorkupfer, Bleivitriol, kleinen Resten von Schwefelmetallen mit einem Rückhalte von Schwefelsilber, aus Chlorsilber mit Spuren von metallischem Silber, vielleicht auch Spuren von Silbersilikat, aus kleinen Mengen anderer Metalle, namentlich Nickel, Antimon, Arsenik, endlich aus Glaubersalz und etwas Kochsalz. Die Farbe ist bräunlichroth und der Aggregatzustand locker und pulverförmig, mit Ausnahme zusammengesinterter Klimper, welche durch die Mühlen zerkleint werden. 2) Der Flugstaub, der sich in den Condensatoren sammelt, enthält Erztheile in verschiedenen Graden der Röstung, Ruß und einige Sublimate von Zink und Arsenik. Wegen seines Silbergehalts wird er unter die rohe Erzbeschickung zum Rösten zurückgegeben. 3) Der Flugstaub aus den Essen ist ein schwarzes, sehr arsenikalisches Sublimat, und wird auf Arsenik benutzt, wobei der Silbergehalt desselben (reichlich ein Loth im Centner) in den Rückständen bleibt und daraus wieder gewonnen werden kann.

β) Das Anquicken (oder der eigentliche Amalgamationsproceß) liefert folgende Producte:

1) Silberamalgam in tropfbar flüssiger Gestalt. Es wird ausgepreßt und dadurch festes Amalgam und Quecksilber mit einem geringen Silbergehalte gewonnen. Das feste Amalgam besteht aus:

84 bis 85 pC. Quecksilber,
10 = 12 = Silber,
4 = 6 = Kupfer, Blei, Antimon.

Die Analyse eines solchen von Freiberg gab nach Kersten:

84,2 Quecksilber,
11,0 Silber,
3,5 Kupfer,
0,7 Antimon,
0,2 Zink,
0,1 Blei,
Spur von Schwefel,

99,7.

2) Rückstände. Aus diesen wird durch Verwaschen noch etwas Waschbottigamalgam gezogen, welches viel silberärmer und zugleich blei- und kupferreicher ist als das zuerst erhaltene Amalgam; ferner erhält man etwas Rückstandsschlamm, welcher wieder zum Anquicken kommt, und endlich die eigentlichen Rückstände und die Amalgamirlauge. Erstere bestehen aus den Bergarten der Beschickung, vielem Eisenoxyd, etwas Kupfer und Bleioxyd, und ungefähr 10 pC. schwefelsaurem Natron und Eisenchlorur; ihr Silbergehalt beträgt in Freiberg durchschnittlich $\frac{3}{16}$ Loth pro Centner. Die Amalgamirlauge enthält Glaubersalz, Kochsalz, salzsaures Manganoxyd, salzsaure Kalk- und Talkerde, Kupfer, Eisen und Zinksalze. Man benutzt sie auf Quicksalz (unreines Glaubersalz), Koch- und Düngesalz.

γ) Die Nacharbeiten mit dem Amalgam bestehen im Ausglühen desselben, wodurch sogenanntes Teller- und resp. Waschbottigmetall und Quecksilber erhalten wird, und in dem Einschmelzen und Raffiniren. Das Teller- oder Ausglühmetall ist ein sehr ungleichförmiger Körper von knospigem Ansehen und verschiedenem Silbergehalt; am Reinsten und Reichsten zeigt es sich an der Oberfläche, innerlich dagegen enthält es mehr Nebenbestandtheile, namentlich Kupfer und Blei, außerdem auch etwas Quecksilber. Das Waschbottigmetall hat einen viel geringern Silbergehalt, der nicht leicht über einige Loth im Centner steigt und besteht vornehmlich aus Kupfer. Durch das Einschmelzen des Ausglüh- und Waschbottigmetalls wird Rohmetall erhalten, welches man entweder mit Blei abtreibt oder wie auf dem Amalgamirwerke zu Halsbrücke durch dreimaliges Umschmelzen in Graphittiegeln raffinirt; das Product der letzten Arbeit ist das sogenannte Raffinatsilber, welches nur aus Silber und Kupfer besteht. Bei diesem Raffinirschmelzen fallen nun noch einige silberreiche Nebenproducte, nämlich Schlacke, Abzüge, Flugstaub und Tiegelgekrätz. Die Abzüge sind ein Gemenge von Silberkörnern, Eisenblättchen und silberhaltiger Schlacke; man schmelzt sie mit Glaubersalz und Potasche ein, und erhält dadurch wieder Rohmetall, einen silberreichen Stein und silberhaltige Schlacke, welche wiederum auf Silber verarbeitet werden. Der Flugstaub besteht großentheils aus aufgerissener Kohlenlösche, enthält aber noch sehr viel Silber, und wird daher mit Potasche in Tiegeln eingeschmolzen. Von andern Metallen kommen Quecksilber, arsenige Säure, Antimonoxyd, Blei- und Kupferoxyd darin vor. Aus dem Tiegelgekrätze gewinnt man das Silber theils durch Pochen und Waschen, theils durch Ausschaben. Außer der Amalgamation der rohen Silbererze wird das Silber an manchen Orten durch diesen Proceß auch aus Kupferstein und Schwarzkupfer (s. oben beim Kupfer) und aus Kobaltspeise (s. unten beim Kobalte) gewonnen. Die Producte fallen hierbei gegen diejenigen von der Erzamalgamation verschieden aus, nicht sowol das Amalgam als die Rückstände, welche bei der Amalgamation jener Kupferhüttenproducte auf Kupfer verschmolzen, bei der Kobaltspeise aber auf Nickel benutzt werden.

V. Gold.

1) Wo das Gold mit Silber und, nach Befinden, mit Kupfer gemeinschaftlich in den Erzen vorkommt, da fallen die Hüttenprocesse und folglich auch die Producte derselben mit denen zusammen, welche bei jenen Metallen beschrieben worden sind, es sei denn, daß man das gediegene Gold zuvörderst durch Amalgamation aus den Erzen zieht, und diese dann auf Silber und resp. auf Kupfer verschmelzt. In allen andern Fällen wird im Fortgange der Schmelzarbeiten ein goldhaltiges Silber erzeugt, und um das Gold aus diesem zu scheiden, sind besondere Processe nöthig, welche eigenthümliche Producte liefern. Diese sind folgende:

a) Bei der Goldscheidung durch Salpetersäure: α) Goldstaub, welcher umgeschmolzen wird; β) salpetersaures Silberoxyd als Lauge, woraus das Silber entweder durch Kupfer niedergeschlagen, oder durch Verflüchtigung der Salpetersäure gewonnen wird. Als einer Vorarbeit für diese Art der Scheidung bedient man sich, bei geringem Goldgehalte des Silbers, des Einschmelzens mit Schwefel und zuweilen mit etwas Glätte. Hierdurch erzeugt sich: αα) Goldreiches Silber, welches gewöhnlich erst nach mehrfachem Schmelzen mit Schwefel durch Salpetersäure geschieden werden kann; ββ) Plachmal, Schwefelsilber, gewöhnlich mit etwas Schwefelblei und einem Rückhalt an Gold. Dieses wird entweder durch Eisen in Tiegeln zerlegt, wodurch metallisches Silber und ein silberreiches Schwefeleisen entsteht, oder durch Abtreiben zu Silber reducirt.

b) Bei der Goldscheidung durch Schwefelantimon bilden sich: α) Antimongold, woraus das Gold durch Verblasen des Antimons dargestellt wird; β) Schwefelsilber mit Schwefelantimon und etwas Gold, welches gleichfalls den Namen Plachmal führt, und auf die angegebene Weise zu reinem Silber umgeändert wird. Beide Producte werden übrigens mehrmals umgeschmolzen, bevor die letzte Arbeit, die Darstellung des reinen Goldes und Silbers, daraus erfolgen kann.

c) Die Cementation des Goldes, deren man sich besonders in ältern Zeiten bediente, um den Goldgehalt einer Legirung zu erhöhen, liefert außer einem goldreichen Metallgemische das silberreiche Cementpulver, worin sich das Silber als Hornsilber befindet, und daraus durch Schmelzen mit Blei oder durch Amalgamation gewonnen werden muß.

d) Durch die, jetzt sehr allgemein übliche, Goldscheidung mit Schwefelsäure erhält man als unmittelbare Producte: α) Goldstaub, welcher geschmolzen und zu Barren gegossen wird; β) Schwefelsaures Silberoxyd, woraus das Silber durch Kupfer niedergeschlagen und dann feingebrannt wird, und als Nebenproduct dieser letztern Zersetzung γ) Kupfervitriol.

e) Endlich ist noch der Producte bei der Scheidung durch Königswasser zu gedenken, welche in α) Goldauflösung bestehen, woraus man das Gold mit Eisenvitriol niederschlägt, und β) in Hornsilber, was am Vortheilhaftesten durch Amalgamation reducirt wird.

2) Kommt das Gold ohne Silber in den Erzen vor, oder wenigstens nur in kleinen Mengen desselben, so wird es ebenfalls durch Schmelzung oder durch Amalgamation gewonnen. Im ersten Fall entsteht eine ähnliche Reihe von Producten, wie bei der Verschmelzung der Silbererze, im letztern erhält man, insofern die rohen Erze unmittelbar mit Quecksilber behandelt werden: Güldisches Amalgam, woraus das Gold auf ähnliche Weise gewonnen wird, wie das Silber aus dem Silberamalgam, nur daß man hier keiner Reinigung bedarf, weil außer dem Golde sich nicht leicht ein anderes Metall in dem Amalgam findet, und Rückstände mit einem geringen Goldgehalte, welche dann noch verschmolzen werden, besonders wenn sie zugleich silberhaltig sind, indem das, meist mit Schwefel oder andern Körpern verbundene, Silber sich nicht mit dem Quecksilber verbindet.

VI. Zinn.

Beim Ausbringen des Zinns gibt es drei Hauptprocesse, von denen jedoch der dritte gewöhnlich unmittelbar mit dem zweiten verbunden wird, nämlich: 1) das Rösten des rohen Zinnerzes, welches oft mehrmals, mit abwechselnder Verwaschung, wiederholt wird; 2) das Schmelzen des gerösteten Erzes, und 3) das Reinigen des ausgeschmolzenen Zinnes.

Ad 1. Producte des Röstens. Da das Zinnerz in der Regel mit Arsenikkies vorzukommen pflegt, so entweicht bei der Röstung eine große Menge arseniger Säure, welche in den Condensatoren der Röstöfen als Giftmehl aufgefangen und auf Arsenikproducte benutzt wird. Das Erz enthält nach der Röstung, außer dem Zinnstein und den Bergarten, besonders Eisenoxyd und einige andere Metalloxyde und Säuren in geringerer Menge, namentlich von Kupfer, Scheel, Wismuth, Molybdän und Arsenik.

Ad 2. Producte der Schmelzung. Es sind folgende: a) Metallisches Zinn, welches noch durch mancherlei Nebenbestandtheile, besonders Eisen, Arsenik, Scheel, Wismuth ꝛc., verunreinigt ist. b) Schlacken. Sie sind außerordentlich zäh und enthalten daher nicht selten unvollständig geschmolzene Massen (die sogenannten Herdschlacken) und Zinnkörner. Im vollkommen geschmolzenen Zustand erscheinen sie dunkel gefärbt, graulich oder bräunlichschwarz, leberbraun oder olivengrün, mitunter verschiedenfarbig in einem Stücke. Der Bruch ist entweder ausgezeichnet muschelig mit starkem Glasglanz oder uneben mit geringem Glasglanze, mitunter auch krystallinisch strahlig, nur schimmernd. Manche Abänderungen derselben wirken auf den Magnet. Ihre Hauptbestandtheile sind Eisenoxydul und Kieselerde, Zinnoxyd und Thonerde; minder wesentlich sind Kalkerde, Talkerde und die Oxyde von Mangan, Scheel, Molybdän ꝛc. Es scheint, als ob in ihnen das Zinnoxyd zum großen Theil nicht mit Kieselerde, sondern mit Eisenoxydul verbunden wäre. Diejenigen Schlacken, in denen metallische Zinnkörner sich finden, werden gepocht und gewaschen; übrigens aber verschmelzt man sie wieder auf Zinn, wobei neue, ärmere Schlacken fallen. c) Härtlinge (Hart-

brüche). Legirungen von Zinn und Eisen in abweichenden Verhältnissen, zum Theil von krystallinischem Gefüge; sie bilden sich vorzüglich in dem Vorherde des Schmelzofens. Man gibt sie wieder zum Erz- oder Schlackenschmelzen. d) Flugstaub, aus unzersetzten Erztheilchen und Sublimaten der in der Beschickung enthaltenen, flüchtigen Metalle bestehend; er wird durch Aufbereitung gereinigt und der dabei erhaltene Schlich verschmolzen.

Ad 3. Bei dem Reinigen (Pauschen) des ausgeschmolzenen Zinns, welches der Schmelzung unmittelbar zu folgen pflegt, erhält man: a) Käufliches Zinn, welches jedoch in der Regel noch kleine Antheile der obenbezeichneten Nebenbestandtheile zurückhält. b) Sogenanntes Pauschgekrätz, Saigerdörner, Schaum ꝛc. als die Rückstände von dieser Arbeit, in denen der größte Theil jener Unreinheiten concentrirt ist; sie haben dabei einen ziemlich bedeutenden Zinngehalt und werden daher beim Schlackentreiben mit verschmolzen.

VII. Zink.

Bei dem Ausbringen dieses Metalles aus seinen Erzen kann man zwei Hauptprocesse unterscheiden: 1) Das Rösten, und 2) das reducirende Schmelzen, wozu 3) noch das Umschmelzen des bei dem zweiten Processe gewonnenen Metalles kommt.

Durch das Rösten wird, wenn die Erze aus Galmei bestehen, die Kohlensäure und das Wasser verflüchtigt, und das Product besteht also aus Zinkoxyd, mit Erden und einer kleinen Menge Eisenoxyd verunreinigt; ist das Erz Blende, so soll durch die Röstung der Schwefel entfernt werden, doch bleibt in der gerösteten Masse immer etwas Schwefelzink unzersetzt zurück. Die Reduction des gerösteten Erzes liefert: a) Metallisches Zink, gewöhnlich mit etwas Cadmium verbunden, und mechanisch verunreinigt durch Zinkoxyd, Thon (aus den Gefäßen) und Kohle. b) Schlacken, welche in den Destillationsgefäßen zurückbleiben; sie sind zum Theil streng-, zum Theil leichtflüssig; erstere entstehen namentlich bei Anwendung von rothem, letztere bei weißem Galmei. Zinkkörner sind darin bisweilen mechanisch eingemengt. Das verkäufliche Zink, welches durch Umschmelzen in eisernen Gefäßen erhalten wird, enthält immer etwas Cadmium, auch kleine Mengen von Eisen und bisweilen von Blei. Anhangsweise ist hier des Messings zu erwähnen, welches durch Zusammenschmelzen von Kupfer und Zink, oder auch wol von Kupfer und Galmei mit Kohle erhalten wird. Das letztere Verfahren gibt ein unreines Product, welches den Namen Arco führt und vor der weitern Verarbeitung umgeschmolzen werden muß. Die gewöhnlichen Mischungsverhältnisse des Messings sind ungefähr 70 Kupfer auf 30 Zink.

VIII. Wismuth.

Die Producte des Aussaigerns vom gediegenen Wismuth aus den Bergarten, in denen es vorkommt, sind sehr einfach und bestehen in Wismuthmetall, welches durch Umschmelzen von einigen fremden Beimischungen, namentlich Arsenik, Schwefel und Antimon, befreit werden muß, und in den Saigerrückständen, die keiner weitern Bearbeitung würdig sind.

IX. Antimon.

Das gewöhnlichste Product ist Schwefelantimon (Antimonium crudum), welches aus den Erzen ebenso durch Aussaigern erhalten wird, wie das Wismuth; bei dieser Arbeit bilden sich bisweilen Schlacken. Wird aus dem Schwefelantimon metallisches Antimon dargestellt, so geschieht dies entweder durch Rösten desselben zu sogenannter Spiesglanzasche und Reduction dieser letztern zu Antimonmetall durch Schmelzen mit Weinstein oder Potasche und Kohle, oder ohne vorgängiges Rösten, durch Schmelzen mit Eisenblech und Potasche oder Weinstein. Die Producte der Antimongewinnung sind demnach immer reguliniſches Antimon; gewöhnlich mit kleinen Antheilen von Schwefel, Arsenik, Kalium und Eisen verunreinigt, und leichtflüssige Schlacken, welche zum großen Theil aus Schwefelleber bestehen.

X. Quecksilber.

Wird dieses Metall aus seinen Erzen durch bloße Sublimation erzeugt, so entsteht dabei kein Nebenproduct, wenn aber die Darstellung aus Zinnober mit Hilfe von Kalk und Kohle erfolgt, so bleibt in den Destillirgefäßen eine, größtentheils aus Schwefelcalcium bestehende, Masse zurück.

XI. Arsenik.

Die im Handel vorkommenden Arsenikhüttenproducte sind folgende: 1) Grauer oder metallischer Arsenik, erzeugt durch Destillation aus Arsenikkies. 2) Weißer Arsenik oder Arsenikglas (arsenige Säure), glasig, von starkem, demantähnlichem Glanze, gewöhnlich in großen Oktaëdern krystallisirt. Sie wird durch sublimirendes Schmelzen aus dem Giftmehle gewonnen. 3) Gelber und rother Arsenik, verschiedene Verbindungen des Arseniks mit Schwefel; man erhält diese Producte durch Zusammenschmelzen und Sublimiren von Giftmehl mit Schwefel in abweichenden Verhältnissen. Das einzige Arsenikzwischenproduct ist das Giftmehl (arsenige Säure in pulverförmiger Gestalt), welches theils aus Arsenikerzen durch Röstung absichtlich erzeugt, theils als Nebenproduct beim Abrösten der Kupfer-, Zinn- und Kobalterze gewonnen wird.

XII. Kobalt.

Die Röstung der Kobalterze in Flammenöfen liefert als Producte: 1) das abgeröstete Erz, worin sich namentlich das vorher mit Arsenik verbundene Kobaltmetall im oxydirten Zustande befindet; es führt den Namen Saflor. 2) Giftmehl. Dieses enthält noch mechanisch fortgerissene Theilchen von Kobaltoxyd, und wird daher mit zur Beschickung für das Blaufarbenschmelzen verwendet.

Durch die Schmelzung des gerösteten Erzes mit Quarz, Potasche und einem Zuschlage von Giftmehl in

Glashäfen erhält man: 1) das **Blaufarbenglas**. Dieses wird gepocht, gemahlen und durch Wasser mechanisch aufgelöst in Gefäße geführt, in denen sich die verschiedenen Farbensorten absetzen. Von den eigentlichen Farben unterscheidet man die **Eschel**, welche am schwächsten gefärbt sind und daher auch den geringsten Werth haben. 2) Die **Kobaltspeise**, eine metallische Masse, welche sich unter dem Glas in den Häfen findet. Ihre Hauptbestandtheile sind Nickel und Arsenik, Eisen, auch Schwefel; außerdem enthält sie aber Kobalt, Wismuth und, bei silberhaltigen Erzen, auch Silber. So lange ihr Kobaltgehalt noch ziemlich beträchtlich ist, wird sie wie rohes Erz geröstet und auf blaue Farbe benutzt, wenn sie aber zu arm an Kobalt wird, verarbeitet man sie jetzt auf Nickel; bei einem kostenlohnenden Silbergehalte wird sie amalgamirt. 3) Das **Herd-** und **Hafenglas**, die eigentlichen Abfälle des Schmelzens, werden spätern Beschickungen wieder mit zugesetzt.

Anhangsweise sind hier noch die Producte solcher Processe aufzuführen, welche nicht in das Gebiet der Metallurgie im engern Sinne gehören, aber doch sehr nahe damit verwandt sind.

1) Schwefelhüttenproducte.

a) Die Producte der ersten Destillation des Schwefels aus seinen Erzen sind: *α*) Rohschwefel, und *β*) Rückstände (auch Schwefelbrände genannt). Der Rohschwefel ist mehr und minder rein und muß daher b) einer Läuterung unterworfen werden, wodurch man *α*) Stangenschwefel, und *β*) Schwefelblumen erhält, in welchen beiden Gestalten der reine Schwefel in den Handel kommt. Wo der Rohschwefel aus Eisen- und resp. Kupferkiesen erzeugt wird, pflegt man die Rückstände auf Vitriol zu benutzen.

2) Producte der Vitriolsiederei.

Sie bestehen in Eisen-, Kupfer- und Zinkvitriol. Das erste Product ist die Rohlauge, welche durch allmälige Zersetzung der gerösteten Erze mit Hilfe des Wassers an der freien Luft erhalten wird; ihr Vitriolgehalt ist sehr verschieden, muß aber doch mindestens acht pC. betragen, wenn sie siedewürdig sein soll. In den Auslaugungsgefäßen bleibt, besonders bei der Eisenvitriolerzeugung, basisch schwefelsaures Eisenoxyd, das sogenannte **Caput mortuum**, zurück; dasselbe schlägt sich auch in den Siedepfannen nieder. War in der Lauge zugleich schwefelsaure Alaunerde enthalten, so kann die Mutterlauge noch auf Alaun benutzt werden.

3) Producte der Alaunsiederei.

a) Auch hier ist das erste Product Rohlauge, und wird auf ähnliche Art erhalten wie die Rohlauge beim Vitriol. b) Aus der eingedampften Rohlauge wird, durch schwefelsaures oder salzsaures Kali und andere kalihaltige Zuschläge, das Alaunmehl gebildet, und c) durch Auflösen des letztern in Wasser und Krystallisiren der käufliche Alaun.

Die Rückstände vom Auslaugen der Erze und vom Versieden der Rohlauge bestehen meistentheils aus basisch schwefelsaurem Eisenoxyd mit erdigen Theilen und werden weggestürzt. Ist die Mutterlauge vitriolhaltig, so wird sie zuweilen noch auf Eisenvitriol benutzt.

Über krystallisirte Hüttenproducte.

In dem Vorhergehenden ist mehrmals auf eine Übersicht der krystallisirten Hüttenproducte verwiesen worden, welche am Schlusse dieses Artikels folgen sollte, und in der That bietet die Betrachtung derselben ein so mannichfaches und eigenthümliches Interesse dar, daß es wol angemessen erscheint, sie kürzlich zusammenzufassen. Im Allgemeinen erfolgt die Bildung dieser krystallinischen Producte unter zweierlei Hauptbedingungen, entweder durch langsames Erkalten einer feurig-flüssigen Masse, oder durch Sublimation; von den krystallinischen Bildungen auf nassem Wege, z. B. der Vitriole, des Alauns ꝛc. wird hier abgesehen, indem sie nicht eigentlich in dieses Gebiet gehören. Für die Metallurgie haben die krystallisirten Hüttenproducte in doppelter Hinsicht großes Interesse, einmal dadurch, daß sie, nach einfachen, festen chemischen Verhältnissen zusammengesetzt, die brauchbarsten Materialien für die chemische Untersuchung und die Beurtheilung der Processe liefern, dann aber in manchen Fällen noch besonders durch den Umstand, daß durch ihre Erscheinung das Vorhandensein gewisser Substanzen in der Beschickung erst nachgewiesen wird, welches früher wegen der großen Zerstreutheit in der ganzen Masse nicht erkannt werden konnte. Von der größten Bedeutung aber ist das Studium dieser Bildungen für Oryktognosie und Geognosie, indem es sowol über die Bedingungen der Entstehung von Mineralkörpern und ihre gegenseitigen Beziehungen im Allgemeinen Licht verbreitet, als insbesondere auch hinsichtlich solcher Mineralspecies, deren Vorkommen in der Natur bekannt ist, Anknüpfungspunkte darbietet. Obschon dieser ganze Zweig der Wissenschaft noch sehr neu ist, so hat man doch schon beträchtliche Fortschritte darin gemacht, und kennt gegenwärtig eine große Menge krystallisirter Hüttenproducte von sehr verschiedener Zusammensetzung. Es kann hier nicht die Absicht sein, ein vollständiges Verzeichniß derselben zu geben, vielmehr dürfte die Anführung der ausgezeichnetsten Beispiele genügen.

1) Die reguliniſchen Metalle und deren Legirungen, welche überhaupt nur eine verhältnißmäßig geringe Tendenz zur Krystallisation zeigen, erscheinen auch als Hüttenproducte selten krystallisirt; indessen gibt es hiervon doch einige sehr ausgezeichnete Ausnahmen, namentlich die hexaedrischen Krystalle von Titan, welche in den Ofenbrüchen mancher Eisenhohöfen gefunden werden, die Krystallgruppen von Arseniknickel, welche sich besonders bei der Blaufarbenschmelzung in den Glasöfen bilden, die Härtlinge beim Zinnschmelzen u. m. a. Ein sehr schönes Product aus dieser Classe hat man vor mehren Jahren in Freiberg erhalten, indem man das Abstrichblei durch Sedimentirschmelzen zu reinigen suchte. Es bildeten sich dabei große Oktaëder von Blei. Eine krystalli-

nische Structur in der Masse der ausgebrachten Metalle kommt übrigens in verschiedenen Fällen vor, namentlich beim Antimon, beim Wismuth, beim Blicksilber ꝛc. Hierbei dürfte auch des Kohlenmetalls oder Graphits zu erwähnen sein, welcher sowol in manchen Roheisenarten, als auch in Ofenbrüchen und Schlacken der Eisenhohöfen oft sehr schön krystallisirt erscheint.

2) Von den Schwefelmetallen kommen mehre als Hüttenproducte deutlich und schön krystallisirt vor. Dahin gehören insbesondere das Schwefelblei, welches in dem Aggregatzustande des Kochsalzes in den Bleiofenbrüchen erscheint, das Schwefelzink oder künstliche Zinkblende, wovon häufig krystallinische Massen in den Ofenbrüchen getroffen werden, das Grauspiesglanzerz oder Schwefelantimon, seltener Schwefelkupfer und Schwefeleisen. Eine eigenthümliche Verbindung von vier Atomen Schwefelzink mit einem Atome Zinkoxyd in durchsichtigen und hohlen sechsseitigen Prismen von Demantglanz und bräunlich-gelber Farbe ist neuerlich unter den Ofenbrüchen von der freiberger Roharbeit entdeckt und durch Kersten analysirt worden.

3) Unter den krystallisirten Oxyden und Säuren der Metalle und deren Verbindung sind besonders zu erwähnen: a) Schwarzes Eisenoxyd (künstlicher Magneteisenstein). Diese Substanz bildet sich theils durch Zersetzung der Eisenplatten, welche unter den Bodensteinen von Eisenhohöfen liegen, und auf der untern Seite der Bodenzacken von Frischherden, durch Einwirkung der Wasserdämpfe, theils in Wallsteinen von Hohöfen, theils überhaupt in solchen Hohöfen, wo Magneteisensteine verschmolzen werden. b) Rothes Eisenoxyd. Schöne Krystalle desselben erscheinen zuweilen in Töpferöfen, wo ihre Bildung durch Einwirkung von Wasserdämpfen auf Chloreisen vermittelt wird. Diese Erscheinung gehört zwar, streng genommen, nicht in das Gebiet der Metallurgie, ist aber doch, des Zusammenhanges wegen, hier zu erwähnen. c) Krystallisirtes Kupferoxydul erscheint bisweilen sehr schön haarförmig in den Schlacken vom Garmachen des Kupfers. d) Die Glätte findet sich fast immer in einem krystallinischen Zustande, wenngleich weniger in vollständig ausgebildeten, einzelnen Krystallen. e) In den Eisenhohöfen sind Krystalle von Zinkoxyd, gewöhnlich drusig zusammengehäuft, keine seltene Erscheinung. f) Sehr schöne oktaedrische Krystalle von arseniger Säure finden sich sehr gewöhnlich unter den Röstproducten arsenikhaltiger Beschickungen. g) Eine eigenthümliche, blätterig krystallinische Verbindung kommt in manchem Garkupfer vor, wo sie, wegen ihres nachtheiligen Einflusses auf die Brauchbarkeit des Kupfers, eine sehr unwillkommene Erscheinung ist. Es ist dies der sogenannte Kupferglimmer, eine Verbindung von Kupferoxydul mit weißem Antimonoxyd und einigen andern Stoffen in geringen Quantitäten. Ein solcher Kupferglimmer vom Harze zeigte folgende Zusammensetzung:

54,25 Kupferoxydul,
39,81 weißes Antimonoxyd,
4,05 Bleioxyd,
0,16 Silberoxyd,
0,07 Eisenoxyd,
1,58 Kieselerde, mit einer Spur von Thonerde,
0,08 Schwefel,

100,00 Stromeyer.

Von eigentlichen Salzen mit alkalinischen Grundlagen kommen salzsaures Natron und Kali als Producte von Eisenhohöfen zuweilen krystallisirt vor.

4) Die reichste Ausbeute krystallisirter Producte liefern die Schlacken, und das Studium dieser Körper gewinnt besonders dadurch an Interesse, daß dieselben sehr vielfache Vergleichungspunkte mit natürlichen Producten des Mineralreiches darbieten. Namentlich sind es die Eisen- und Kupferhüttenprocesse, unter deren Producten sich viele ausgezeichnet schön und deutlich krystallisirte Schlacken finden. Dahin gehören unter andern: Das Singulosilikat des Eisenoxyduls, sowie das Singulosilikat von Eisenoxydul verbunden mit dem Singulosilikate des Kalkes, und das letztere, verbunden mit dem Singulosilikate des Talkes, in der Krystallform des Chrysoliths. Ferner: Das Bisilikat des Eisenoxyduls allein und verbunden mit dem des Kalkes, das Kalkbisilikat und das Talkbisilikat, in der Krystallform des Pyroxens. Die Doppelsilikate von Kalk und Talk so zusammengesetzt, daß ein Atom Trisilikat von Kalkerde mit drei Atomen Bisilikat von Talkerde, und das Ganze wieder mit mehr oder weniger flußsaurem Kalke vereinigt ist, in der Krystallform der Hornblende. Das Eisenoxydsinglosilikat mit dem Singulosilikate der Thonerde und den Bisilikaten der Kalk- und Talkerde, in der Krystallform des Glimmers.

Ein eigenthümliches, ausgezeichnetes Product dieser Art ist von den Eisenhohöfen am Harze durch Koch beschrieben und mit dem Namen des Kieselschmelzes belegt worden. Es bildet sich durch langsames Erkalten in den Hohofenschlacken, jedoch nur unter gewissen Bedingungen, wohin namentlich ein garer Gang des Hohofens und eine strengflüssige Beschickung gehören sollen. In der glasigen Schlackenmasse scheiden sich porphyrartig Krystalle und Krystallgruppen aus, von emailartigem, bisweilen auch glasigem Ansehen, von strahligem, faserigem und dichtem Gefüge. Die Farbe ist weiß, ins Graue und Gelbe geneigt, die Kanten der Krystalle meist abgerundet, wie geflossen. Die Krystallform soll Ähnlichkeit mit der des Gypses haben. Die chemische Zusammensetzung dieser Substanz wird folgendergestalt angegeben:

56,40 Kieselerde,
26,24 Kalkerde,
8,33 Alaunerde,
3,96 Talkerde,
1,81 Manganoxyd,
0,18 Eisenoxydul,
3,08 Verlust,

100,00.

Zu den interessanten Erscheinungen dieser Art gehört endlich auch die reine Kieselerde, welche in faseriger Gestalt, theils concentrisch büschelförmig, theils in trauben- und nierenförmigen Gestalten, bisweilen in den Gestellen der Eisenhohöfen angetroffen wird. Ihre Farbe ist schneeweiß, zum Theil mit lichtaschgrauer Schattirung, der Glanz seidenartig. (*v. Beust.*)

Hüttenrauch, s. Arsenik.

HÜTTENRODE, Pfarrdorf im herzogl. braunschweigischen Kreisamte Blankenburg, mit 126 Feuerstellen und 790 Einwohnern. Letztere nähren sich meistens von der Viehzucht und vom Bergbaue. (*Bode.*)

HUTTENS GRAB wird zuweilen die reizende Insel Ufnau im Zürichersee genannt, wo Ulrich v. Hutten an unbekannter Stelle begraben liegt. S. Ufnau. (*Escher.*)

Hüttensteinach, s. unter Hüttengrund.

HÜTTENWERKE sind solche Anlagen, in denen theils aus rohen Erzen die darin enthaltenen Metalle und andere Stoffe ausgebracht, theils letztere zu verschiedenen Handelswaaren verfeinert und verarbeitet werden. Es gibt daher Gold-, Silber-, Queckſilber-, Kupfer-, Zinn-, Blei-, Eisen-, Zink-, Messing-, Kobalt-, Arsenik- und Schwefelhüttenwerke. Da die Metalle in den Erzen häufig vergesellschaftet vorkommen, so werden öfters auf einem Hüttenwerke verschiedene Metalle ausgebracht, so namentlich Gold, Silber, Kupfer und Blei, bisweilen auch Schwefel und Zink. Mit dem Ausbringen des Zinns und Kobalts ist gewöhnlich das des Arseniks verbunden, Gold-, Silber-, Queckſilber-, Zinn- und Bleihüttenwerke haben es nur mit dem Ausbringen der Metalle in roher Gestalt zu thun; beim Kupfer, Zink und Eisen kann dies zwar auch der Fall sein, indessen ist mit dem Ausbringen dieser Metalle gewöhnlich noch eine weitere Verarbeitung derselben verbunden, ganz besonders mit dem des Eisens, welches nach den drei Hauptzuständen, in denen es im Leben angewendet wird, zu dreierlei Arten von Hüttenwerken Veranlassung gibt, die theils verbunden, theils aber auch einzeln und abgesondert betrieben werden, nämlich den Gießereien (die sich mit der Darstellung von Gußwaaren beschäftigen), den Frischhütten (welche Stabeisen und Blech erzeugen), und den Stahlhütten. Die Blaufarbenwerke, welche sich mit Verarbeitung der Kobalterze beschäftigen, stellen aus demselben blaue Gläser dar, die durch mechanische Processe zu Farbewaaren, Smalte, Eschel, umgearbeitet werden, die Messingwerke verschmelzen häufig gar keine rohen Erze, sondern metallisches Kupfer und Zink, und haben es dann hauptsächlich nur mit der Darstellung der verschiedenen Handelswaaren zu thun. Auf diese Weise schließen sich mehre Classen von Hüttenwerken dem Gebiet anderer Industriezweige an, und dies um so mehr, je mannichfachere Anwendung die metallischen Producte in den verschiedensten Gestalten erleiden. Die bedeutendsten gangbaren europäischen Hüttenwerke befinden sich in folgenden Ländern: 1) die Goldhüttenwerke in Siebenbürgen, Ober- und Niederungern, Tyrol und Salzburg; 2) die Silberhüttenwerke in Ungern und Siebenbürgen, in Sachsen, Böhmen, in Mansfeld, auf dem Harz, in einigen Gegenden von Schweden, Norwegen und England; 3) die Queckſilberwerke zu Idria im Friaul und zu Almaden in Spanien. (*v. Beust.*)

HÜTTENWESEN, theils der Umfang aller zur Anlage und Betreibung von Hütten erfoderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten, theils der Inbegriff aller zum Hüttenbetriebe nöthigen Personen und Anstalten. (*O. Freiesleben.*)

HUTTER, 1) Elias, ein geachteter Linguist, war vermuthlich zu Görlitz in der Oberlausitz 1554 geboren [1]), studirte zu Jena, legte sich hier unter Hieronymus Opitz auf die morgenländischen Sprachen, und wurde daselbst Magister. Jene Sprachen lehrte er darauf zu Leipzig, wurde daselbst 1577 Professor derselben, und da der Kurfürst August von Sachsen in seinem hohen Alter noch Lust bekam, das Hebräische zu lernen, berief er Hutten 1579, mit Beibehaltung seiner Lehrstelle, nach Dresden, wo dieser ihn auch in kurzer Zeit soweit brachte, daß er die hebräische Bibel nicht nur lesen, sondern auch verstehen konnte. In Dresden machte H. ohne Zweifel den Plan zu seinen nachmaligen Werken; wenigstens machte er daselbst seinen bekannten Cubus, und zwar in einer einzigen Nacht, um durch denselben dem Kurfürsten das Hebräische leichter beibringen zu können. Dresden verließ er im J. 1583 [2]), begab sich hierauf vermuthlich nach Rostock, wo er von der theologischen Facultät im J. 1584 eine Empfehlung für ein von ihm beabsichtigtes Bibelwerk erhielt [3]). Mit derselben ging er nach Lübeck, wo er schon 1581 gewesen sein soll [4]), eröffnete den Gesandten der Hansestädte, die sich ebendaselbst befanden, sein Vorhaben schriftlich und mündlich, und verlangte von ihnen Unterstützung, ohne daß sie augenblicklich Bescheid zu geben vermochten. Dieser muß indessen späterhin vortheilhaft ausgefallen sein; denn H. kam 1585 nach Hamburg, machte in einem öffentlichen Anschlage seinen Plan kund, ließ auch schon 1586 bei Joh. Saro den hebräischen Psalter, Daniel und den Maleachi als Probe so abdrucken [5]), daß sich die Radical- und Serwilbuchstaben von einander unterschieden, um dadurch, wie er selbst in der Vorrede sagt, unbilligen Urtheilen und Hindernissen zu begegnen. Sowie er schon bei der Ausgabe dieser einzelnen Stücke des hebräischen Textes die Unterstützung seiner Freunde und Gönner in Hamburg zu rühmen hatte, so erfuhr er solche noch mehr bei der Ausgabe der ganzen hebräischen Bibel, die 1587 in Fol. zu Hamburg herauskam [6]). Daß er mit dieser Ausgabe den Anfang zu einer Polyglottenbibel habe machen

1) Vergl. Jak. Colers Vorrede zu Hutters Bibel (Hamb. 1587). 2) Aus dem rühmlichen Zeugnisse, das ihm der Kurfürst August mitgab (Unschuld. Nachr. 1716. S. 393), und das von 1583 den 1. Jun. datirt ist, erhellt nicht nur dieses, sondern auch, daß er schon damals den Vorsatz hatte, die Bibel in allerlei Sprachen herauszugeben. 3) Unschuld. Nachr. 1716. S. 580. 4) Starck, Lübecker Kirchengeschichte. 1. Th. S. 376. 5) Liber Psalmorum et Danielis, eleganti nova typorum forma (Hamb. 1588. fol. u. mit neuem Titel 1602); Malachias ebraice nova typp. forma (ibid. fol.). 6) Biblia ebraica ad facilem S. Scripturae intelligentiam, qua literae radicales et serviles colore discernuntur (Hamb. 1587. fol. mit neuem Titel 1588, 1595, 1596 u. 1603).

wollen, ist nicht glaublich. Seine Absicht war blos, durch den in derselben gemachten Unterschied der Radicalen und Servilen, die Erlernung der hebräischen Sprache zu erleichtern. Seine Polyglottenbibel sollte, wie es auch der Erfolg zeigte, nach einem andern Plan ausgearbeitet werden. Da indessen David Wolder eine Polyglotte veranstaltete, übernahm er von Hutter die hebräische Bibel, machte aus derselben den ersten Theil seiner Polyglotte und ließ ihr einen neuen Titel mit dem J. 1596 umschlagen, sodaß sie mit Wolders dreifacher Übersetzung (der griechischen, teutschen und lateinischen) das sogenannte Opus quadripartitum sacrae script. (Hamb. 1596. fol.) ausmachte. H.'s hebräische Bibel kam also nur zufälliger Weise zur Wolderschen Polyglotte, sie machte vorher und auch noch nachher, als noch vorräthige Exemplare G. Ludw. Frobens Eigenthum geworden waren, und derselbe ein neues Titelblatt mit dem J. 1603 umschlagen ließ, ein eigenes Werk aus. Im J. 1592 war H. in Schleswig [7]), 1594 zu Naumburg, wo er eine Druckerei und Buchladen einrichten wollte, aber da das Unternehmen nicht gelang, in Schulden verfiel [8]). Im J. 1594 reiste er nach Prag und holte sich vom Kaiser Rudolf II. ein Privilegium, welches aber wol etwas Überflüssiges war, da ihm ohne dieses Niemand seine Werke würde nachgedruckt haben. Weil er in Hamburg keine rechte Unterstützung mehr fand, auch, wie er selbst klagt, durch falsche Brüder und untreue Diener gehindert wurde, ließ er sich im J. 1597 zu Nürnberg nieder, wo er nach erhaltener Vergünstigung, Sprachen lehren und eine eigene Druckerei und Buchhandlung errichten zu dürfen, mehre biblische Werke herausgab [9]), und von der dortigen Obrigkeit dazu Unterstützung bekam. Auch trat Hieron. Koler, ältester Losungsschreiber zu Nürnberg, mit ihm in Gesellschaft, und schoß bis auf 33,000 Fl. Geld her, um die Polyglottenbibel zu Stande zu bringen. H. kaufte im J. 1600 einen Hof in Nürnberg, die Sache ging immer mehr ins Große; allein der Aufwand war größer als der Verdienst, und der Ausgang auch hier unglücklich. H. entfernte sich also 1604 von Nürnberg, und ging nach Augsburg oder Frankfurt. Um 1605 scheint er gestorben zu sein, wenigstens war er 1609 nicht mehr am Leben. Die vorräthigen Exemplare seiner Polyglottenbibel, nebst den dazu gebrauchten Schriften, mußten an Zahlungsstatt angenommen werden, und die weitaussehenden Anschläge dieses merkwürdigen Mannes gingen zu Grunde. Die Bibelausgabe hatte den Nutzen nicht, welchen H. davon erwartet hatte, und sie ist fast in Vergessenheit gerathen. Die Reihe von H.'s Schriften eröffnete: S. linguae Cubus hebraico-germanus, d. i. ein hebräisch Dictionarium, aus welchem ein Jeglicher, so nur hebräisch lesen kann, eines jeglichen Radicis oder Schoresch teutsche Bedeutung ergründen und die heilige Sprach mit geringer Müh in kurzer Zeit lernen und verstehen kann (Hamb. 1578. Fol.); die Wurzelwörter sind darin teutsch ausgedrückt, David Wolder übersetzte diese Schrift in das Latein. (Hamb. 1588. Fol. und mit einem neuen Titel Hamb. 1603. Fol.). Außer den bereits genannten sind noch zu erwähnen: Epistolarum libellus (Francof. 1587); Künstlich neu A-B-C-Buch, daraus ein Knabe die nöthigsten vier Hauptsprachen, Hebräisch, Griechisch, Latein und Teutsch, leicht lernen kann (Nürnb. 1593. 4. 1597 und öfter); Dictionarium harmon. bibl. ebraeum (graecum), latinum et german. (ibid. 1598); Prima elementa ebraice, gr. et lat. (ib. 1600); Methodi linguar. dispositio (ib. 1600. Teutsch F. 1602); Öffentliches Ausschreiben an allgem. christl. Obrigkeit — darin gezeigt wird, wie der jetzigen und Nachwelt durch eine harmoniam linguarum geholfen werden könne ꝛc. (Nürnb. 1602) ꝛc. Auch gab er heraus: Luthers Predigten von der Todten Auferstehung (Nürnb. 1599. 4.); Luk. Pollions sieben Predigten vom ewigen Leben (das. 1599); vermuthlich auch Luthers güldenes Kleinod, an die Burgermeister und Rathsherrn aller Städte. Ein Psalterium Polyglotton in 22 Sprachen in Royalfolio befindet sich handschriftlich in der königl. Bibliothek zu Dresden [10]); noch manches Andere von ihm ist ungedruckt geblieben [11]). (*Rotermund.*)

2) Johann Adam Ignaz, starb zu Mainz 1793, und hat ein historisches Taschenbuch für das Vaterland und seine Freunde, mit Kpf. (Mainz 1790. 12.) herausgegeben, welches manches Interessante enthält. Auch sind von ihm die Nachrichten über die Universität zu Mainz in Heuns Briefen an edelgesinnte Jünglinge (im 2. Bde. 1792). (*Spangenberg.*)

3) Leonhard, s. am Ende des Buchstabens H.

HÜTTESAU, auch **HITTISAU**, ein sechs Stunden vom Landgerichtsort entferntes Pfarrdorf im ehemaligen Gerichte Lingenau, jetzt im Landgerichte Bregenzerwald, im vorarlbergischen Bregenzerkreise der gefürsteten Grafschaft Tyrol; es liegt unweit Lingenau und sieben

7) Er bezeugt am 6. Nov., daß er von Hieron. Friedernus, im Namen des bremischen Erzbischofs, zur Beförderung der Bibeln wegen der Kirchengelder zuerst 40 Thlr. empfangen habe. 8) Der Rath zu Naumburg citirte ihn am 11. Mai 1597 zu erscheinen und seine vor drei Jahren gemachten Schulden zu bezahlen, oder zu gewärtigen, daß sein Laden mit etlichen zur Druckerei gehörigen Sachen verkauft würde. Er scheint sich aber nicht eingefunden zu haben. 9) Biblia sacra ebraice, chaldaice, graece, lat., german., gallice (Norimb. 1599. fol.); Novum Testam. syriace, italice, ebraice, hispanice, graece, gallice, latine, anglice, germanice, danice, bohemice, polonice (ib. 1599. fol.); Matthäus in jenen 12 Sprachen (das. 1599. gr. 4); Marcus desgleichen (das. 1600. 4.); Jesaia hebr., gr. et lat. (ib. 1601. 4.); Malachias XII versionum (4.); Malach. III linguarum harmonice cum lect. ebr. et radice (ib. 1601. 4.); Lectiones Evangeliorum et epistolarum, gr., lat. et german. (ib. 1601, unter einem andern Titel, L. 1663); Psalterium harmon. ebr., gr., lat. et germ. (ib. 1602, mit veränd. Titel, Amst. 1615); Specim. IV linguarum harmonicum in Genesin (ib. 1601); Specimen IV linguar. harmon. in Psalterium; Specimen III linguar. harmon. in N. T.; N. T. harmonicum ebr., graec., lat. et germ. (ib. 1603, mit neuem Titel, Amstel. 1615).

10) S. Goetze S. 201. Vergl. über diesen Psalter *H. Orth. Fleischer*, Catalogus Codd. Mss. Orientall. biblioth. reg. Dresd. p. 74, 75. 11) Vergl. Otto, Lexikon oberlausitzer Schriftsteller. II. S. 202, und Schulzens Supplem. S. 186. Will, Nürnb. Gelehrten-Lex. II. S. 213, und Nopitsch, Supplem. II. S. 147. Panzer, Gesch. der nürnberger Ausgaben der Bibel. S. 172. *Molleri* Cimbr. liter. II. p. 392 u. a. m.

Stunden von Bregenz entfernt, mit einer kathol. Pfarre des Dekanats Bregenzerwald der brixner Diöcese, einer, den heil. drei Königen geweihten, Kirche und einer Schule, 234 in verschiedenen Gruppen (Einöden und Weilern, die wieder verschiedene Namen führen) zerstreuten Häusern und (1824) 242 Familien und 1115 Seelen, worunter 552 männl. und 563 weibl. Individuen waren; nach dem Diöcesan-Schematismus des J. 1831 wurde diese Pfarre von zwei Priestern besorgt, zählte 1834 kathol. Pfarrkinder, eine dem heil. Michael geweihte Filialkirche zu Reuthe, zwei Schulen zu Hüttisau und Gfell; es fielen 62 Taufen, 60 Sterbefälle und 12 Trauungen vor; der Communicirenden waren 1370, der Nichtcommunicirenden 464. (*G. F. Schreiner.*)

HÜTTGRABEN, ein Thal im brucker Kreise der obern Steiermark, welches zwischen dem Hofgraben und dem Kreisnerbache liegt, vier Alpen und einen Viehauftrieb von ungefähr 58 Rindern hat. (*G. F. Schreiner.*)

HUTTHURM, ein kleiner Markt nächst der Ilz, im bairischen Landgerichte Passau des Unterdonaukreises, mit 34 Häusern, zwei Kirchen, 237 Einwohnern und einem Pfarramte des Dekanats Waldkirchen, drei Stunden von Passau und eine halbe Stunde von Straßkirchen entfernt. (*Eisenmann.*)

HUTTI, auch **HUTTY**, 1) ein im nördlichen Bezirke der liptauer Gespanschaft Niederungerns im Kreise diesseit der Donau gelegenes, der adeligen Familie Dvornikovics gehöriges, fünf Stunden von Berthelenfalva (Bertensdorf) und nicht weit von der Grenze des arvaer Comitats entferntes Dorf, von 186 Häusern und 1290 slovakischen Einw., welche sich, mit Ausnahme von sieben Evangelischen, sämmtlich zum kathol. Glauben bekennen, und vom Feldbau und dem Hausirhandel mit Glas und Leinöl ernähren; mit einer kathol. Pfarre, Kirche und Schule. Der Boden um dieses Dorf ist mager und undankbar, und bringt fast nur Hafer, Kartoffeln, Lein und etwas Korn hervor. Es wird hier sehr viel Leinöl gepreßt und damit ein ausgedehnter Handel getrieben. 2) Eine ehemals für sich bestehende, seit dem J. 1770 aber mit dem Dorfe Király-Lehotta vereinigte Ansiedelung im westlichen Bezirke der liptauer Gespanschaft Niederungerns, dessen Name jetzt nur ein Paar zum königl. Waldamte Lykawa gehörige Hütten führen. 3) Ein nahe bei Vlesinecz gelegenes, eine Stunde von Rudno entferntes Prädium. 4) Ein aus vier Häusern mit 21 Einw. bestehendes Dörfchen des der Freiin von Stillfried gehörigen Gutes Swojanow im chrudimer Kreise Böhmens, am Schönbrunnerbache gelegen, 2¼ Stunden von Mährisch-Brisau entfernt, mit einer Mühle. 5) Ein zur Herrschaft Lischna gehöriges Dörfchen im kaurzimer Kreise Böhmens. (*G. F. Schreiner.*)

HUTTICH (Johann), ein in den Antiquitäten, besonders in den römischen, wohlbewanderter katholischer Geistlicher, von dem Christian Georg Johannes durch ein Elogium in den Scriptor. histor. Mogunt. (1727) No. 4 zuerst richtige Nachrichten mitgetheilt hat; war zu Mainz geboren, wurde daselbst Magister der Philosophie, blieb zuerst dort und begab sich darauf nach Strasburg, wurde daselbst den 28. Febr. 1525 Bürger, 1527 Kanonikus zu St. Thomá, 1530 Chorkönig an der Kathedralkirche und starb den 4. März 1544. Er hat in Strasburg ein Vermächtniß gestiftet, von welchem die Obrigkeit arme Mädchen aussteuern muß, wenn sie keine Soldaten heirathen. Man hat von ihm: Collectanea antiquitatum in urbe atque agro Moguntino repertarum (Mogunt. 1520. fol.), sie enthalten 45 monumenta antiquit. (ibid. 1525, und in *G. C. Johannis* scriptor. Mogunt. Tom. III. p. 315 sq.) Vitae imperatorum et Caesarum, cum imaginibus ad vivam effigiem expressis (Argent. 1525), vermehrt in opera *Joh. Sambuci* (Argent. 1552). Auch ist Huttichs elenchus consulum romanorum mit angedruckt. Collectio diversarum navigationum et itinerum (Basil. 1536. fol.) *). (*Rotermund.*)

HÜTTLER, Verkäufer von landwirthschaftlichen Erzeugnissen, Obst, Gemüse u. dgl., welche in größern Städten von Franken ihre Waare in Hütten verkaufen; noch öfter thun dieses Frauen, Hüttlerinnen. (*Fr. Heusinger.*)

HÜTTLINGEN, reformirtes Pfarrdorf von 676 Einwohnern im Amte Frauenfeld des eidgenössischen Cantons Thurgau; Getreide-, Hanf- und Weinbau sind die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Das kleine Schloß, zu welchem die herrschaftlichen Rechte über das Dorf gehörten, kam durch verschiedene Hände im J. 1694 an die Stadt Zürich, welche im 17. Jahrh. verschiedene solche Ankäufe von Gerichtsherrlichkeiten im Thurgau machte, um das Wiedereindringen des katholischen Cultus in den dazu gehörigen Dörfern verhindern zu können. Die denselben vorgesetzten züricher Voigte standen übrigens zu dem Landvoigte, welchen die sieben Orte über das Thurgau setzten (s. Herrschaften [Gemeine]), im nämlichen Verhältnisse, wie andere Gerichtsherren des Thurgau. Hüttlingen blieb bis 1798 mit Wellenberg zu einer züricher Voigtei vereinigt. Jetzt bildet es einen Municipalbezirk im Kreise Thundorf. (*Escher.*)

HÜTTNER (Karl Joseph von). In der Blüthe seines Alters von 29 Jahren wurde dieser hoffnungsvolle angehende Gelehrte am 16. März 1822 zu Lemberg in Galizien von dem Tod ereilt. Er war Doctor der Rechte, kaiserl. königl. öffentlicher Professor der europäischen Staatenkunde an der lemberger Universität, und Mitglied der krakauer Gelehrten-Gesellschaft. Geboren zu Linz in Österreich ob der Enns von adeligen Ältern, vollendete er seine philosophischen und juridischen Studien in Wien, und genoß der Unterstützung des Herrn Joseph Maximilian Grafen in Tenczin-Ossolinski, Commandeurs des königl. ungrischen St. Stephanordens, kaiserl. königl. wirklichen geh. Raths, Hofbibliothekpräfecten, und Mitgliedes mehrer Gelehrten-Gesellschaften, welchem Hüttner seine treffliche Inauguraldissertation: Über die rückwirkende Kraft der Gesetze, bei Gelegenheit der am 30. Januar 1817 erlangten Doctorwürde, dankbar widmete. Im J. 1818 erhielt H. die Lehrkanzel der Statistik. Aber

*) Vergl. Jöchers Gelehrten-Lexikon und *Johannis* Script. Mogunt.

ſeine Thätigkeit beſchränkte ſich nicht auf dieſes Lehrfach, wovon er in Beziehung auf Galizien in einem von ihm im J. 1822 veranſtalteten Almanach: Der Pilger von Lemberg, eine gedrängte Überſicht bekannt machte, ſondern die Rechtswiſſenſchaft blieb ſtets ſein Hauptſtudium. Längere Zeit verſah er die Lehrkanzel des römiſchen und kanoniſchen Rechts. Seine: Ausführliche Entwickelung der Lehre von der geſetzlichen Erbfolge in dem frei vererblichen Vermögen nach dem öſterreich. bürgerlichen Geſetzbuche (Wien 1819), iſt ein höchſt ſchätzbares Werk. Darin iſt eine Probe der allgemeinen öſterreich. Rechtsgeſchichte eingewebt, die der Verſtorbene herauszugeben im Begriffe war. Wie ſehr er von ſeinen Zuhörern, Collegen, Vorgeſetzten und Mitbürgern geachtet war, bezeugt die vom Profeſſor Pollak an ſeinem Sarge geſprochene Rede*). (*Alex. Müller.*)

HUTTON, 1) Charles, ein geſchickter Mathematiker, geb. zu Newcastle upon Tyne im J. 1737, wo er auch ſeine gelehrte Laufbahn durch Gründung einer Schule der mathematiſchen Wiſſenſchaften begann. Das Erſte, was er ſchrieb, war ein Lehrbuch der praktiſchen Arithmetik im J. 1764, welchem er vier Jahre nachher ein Lehrbuch der Trigonometrie folgen ließ und darauf von der königl. Societät zu London zum Mitglied aufgenommen wurde. Bei dieſer Geſellſchaft verwaltete er eine Zeit lang den Poſten eines Secretairs für die auswärtige Correſpondenz, und wurde dann als Profeſſor der Mathematik an die königl. Militairakademie nach Woolwich berufen. Dieſe bedeutende Stelle nahm er bis zum J. 1807 ein, wo ſein vorgerücktes Alter und ſeine geſchwächte Geſundheit ihn nöthigten, ſich zurückzuziehen. Eine bedeutende Penſion lohnte ſeine vieljährigen treuen Dienſte, bis er am 27. Jan. 1823 zu London im hohen Alter ſtarb. Alle Verbeſſerungen, welche ſeit einem halben Jahrhundert in der Artillerie und dem Genieweſen der Engländer eingeführt worden ſind, entſtanden größtentheils unter H.'s Mitwirkung, deſſen Verdienſte daher auch im In- und Auslande gebührend geachtet wurden, wie ſchon die ihm ertheilte Mitgliedſchaft mehrer britiſchen und auswärtigen Gelehrten-Geſellſchaften beweiſt. H.'s wichtigſte Werke ſind folgende: A treatise on mensuration, both in theory and practice (Lond. 1771. 4., zweite vermehrte Auflage 1788. 8.); Principles of bridges containing the mathematical demonstration of the properties of the arches etc. (Newcastle 1772, zweite vermehrte Auflage London 1801); The diarian miscellany; containing all the useful and entertaining parts, both on mathematical and practical subjects, extracted from the Lady's diary, from the beginning of that work in 1704 to 1773; with many additional solutions and improvements (Lond. 1776. 6 voll. 12.); Tables of the product and power of numbers (Lond. 1781); Mathematical tables, containing common hyperbolic and logistic logarithms: also sines, tangents, secants and versed sines, both natural and logarithmic etc. To which is prefixed a large and original history of the discoveries and writings relating to these subjects (Lond. 1785); Tables of interest from one pound to 500 Millions, for one day (1786); Compendious measurer; being a brief yet comprehensive treatise on mensuration and practical geometry. With an introduction to decimal and duodecimal Arithmetic. Adapted to the use of schools and practice (Lond. 1786. 12.); Tracts, mathematical and philosophical (Lond. 1786. 4.); Elements of conic sections (1787); A mathematical and philosophical dictionary, containing an explanation of the terms, and on account of the several subjects comprised under the heads Mathematics, Astronomy and Philosophy; both natural and experimental: with an historical account of the rise, progress and present state of these sciences: also memoirs of the lives and writings of the most eminent authors, both ancient and modern, who by their discoveries or improvements have contributed to the advancement of them (2 voll. 4.), with many cuts and copperplates (Lond. 1795 und 1796, neu aufgelegt mit vielen Zuſätzen und Verbeſſerungen im J. 1815); A course of Mathematics, composed and more especially designed for the use of the gentlemen cadets in the royal military academy of Woolwich (Lond. Vol. 1 and 2. 1798. Vol. 3. 1801); Select amusements of Mathematics and Philosophy. From the French of Mr. *Dispian* (1801. 12.); Recreations in Mathematics and natural philosophy; first composed by Mr. *Ozanam*, lately recomposed and greatly enlarged by Mr. *Montucla*; and now translated into English, and improved with many additions and observations (Lond. 1803. 4 voll. mit vielen Kupfern); The philosophical Transactions of the royal Society of London, abridged by *Ch. Hutton*, L. L. D., *Geo. Shaw*, M. D., and *Rich. Pearson*, M. D. (Lond. 1804—1819. 18 voll. 4.); eine neue Ausgabe von Robins Principles of gunnery, corrected and enlarged (1805); Tracts on many interesting parts of mathematical and philosophical sciences (Lond. 1812. 3 voll.). Außerdem enthalten die londoner philosophical Transactions Aufſätze von H. über Auffindung ſchnell convergirender Reihen für die Rectification des Kreiſes; über das Schießpulver; über die mittlere Dichtigkeit der Erde, abgeleitet aus den Meſſungen am Schihallien; über den Punkt der ſtärkſten Attraction auf der Seite eines Hügels, ein Project zu einer neuen Eintheilung des Quadranten. Ferner iſt in den Transact. der edinburger königl. Societät eine Schrift von H., betitelt: Abstract of experiments, made to determine, the true resistance of the air to the surfaces of bodies of various figures and moved through it with different degrees of velocity*). (*Gartz.*)

2) Matthäus, Doctor der Theologie und Socius des Collegii der Dreieinigkeit zu Cambridge, darauf Prä-

*) Vergl. Lemberger Zeitung vom 20. März 1822. Nr. 34.

*) Revue encyclopaed. T. XVII. p. 655. *Watt*, Biblioth. Brit. Vol. I.

ſes des Pembrockianiſchen Collegii, dann 21 Jahre lang Dekanus zu York, ſeit 1594 aber Erzbiſchof zu York, ſtarb am 16. Jan. 1605 im 83. Jahre ſeines Alters *). Adelung führt in ſeinen Ergänzungen zum Jöcher eine Schrift von ihm, De electione et probatione, an. Er erwähnt auch des Matthäus Hutton, welcher 1757 Erzbiſchof zu Canterbury wurde, und den 20. Mai 1758 im 62. Lebensjahre ſtarb. (*Rotermund.*)

HUTTWEIL, auch **HUTWEIL**, ein kleines Städtchen, das indeſſen weder Mauern noch Thore mehr hat, und dem äußern Anſehen, ſowie der Lebensart der Einwohner nach mehr einem Dorfe gleicht, im berner Amte Trachſelwald, an der Grenze des Cantons Luzern. Die Straßen von Bern und Solothurn nach Luzern gehen hier durch. Dieſe Durchfuhr, nebſt Acker- und Wieſenbau und Weberei von baumwollenen Strümpfen und Mützen, ſind die vorzüglichſten Nahrungszweige der Einwohner. Mit zwei Dörfchen, Schwarzenbach und Rüfſel, bildet es eine Pfarre von 2578 Seelen. In ältern Zeiten hatte das Städtchen Mauern und Graben, und ſtand unter einem eigenen Adel. Im J. 1313 kam es an die zweiten Grafen von Kyburg, welche zu Burgdorf wohnten (ſ. Habsburg). Im J. 1340 wurde es von den Bernern eingenommen und verbrannt; 1384 kam es mit Burgdorf, der letzten Beſitzung der tiefgeſunkenen Kyburger, durch Kauf an Bern. Nur die niedern Gerichte, welche ſchon von dem Grafen an Andere verpfändet waren, kamen erſt 1408 und 1410 an Bern. Von einer Feuersbrunſt, welche 1537 das ganze Städtchen verzehrte, hat es ſich nie ganz erholt. Es genoß übrigens bedeutende Freiheiten und Rechte, und hatte bis 1798 einen eigenen Schultheiß und Rath, der aber unter dem berner Landvoigte zu Trachſelwald ſtand. Als im J. 1653 der große Aufſtand der Landleute in den Cantonen Bern, Luzern, Solothurn und Baſel ſich gegen die Ariſtokratie der Städte erhob, war Huttweil der Mittelpunkt, wo von einer Landesgemeinde der Bund der Landleute gegen die Städte angenommen und beſchworen wurde. (*Escher.*)

HÜTTWEILEN, Pfarrdorf gemiſchter Religion im Amte Steckborn des eidgenöſſiſchen Cantons Thurgau. Die reformirten Einwohner machen 1100, die katholiſchen 88 Seelen aus. Die Kirche wird von beiden Confeſſionen benutzt. Bis zum J. 1798 gehörten die niedern Gerichte und die Wahlen der reform. und kathol. Pfarrer dem Carthäuſerkloſter Ittingen. In der Nähe des Dorfes liegt der kleine fiſchreiche Hüttweilerſee. (*Escher.*)

HUTUADO, ein großes Dorf auf der weſtindiſchen, den Spaniern gehörigen, Inſel Puerto Rico (gewöhnlich Portorico genannt), liegt unweit der Quelle des Fluſſes Arecive in der Jurisdiction von St. German, einer der beiden Hauptabtheilungen, in welche die ganze Inſel getheilt wird. Die Zahl der Einwohner ſteigt über 1300, die Reis, Mais, Kaffee und Gemüſe in anſehnlicher Quantität erzeugen, und mit den übrigen Bewohnern der Inſel in weniger Berührung ſtehen. (*J. C. Schmidt.*)

HUTUNG, 1) die Veranſtaltung, das Vieh auf grasreichen Flächen ſein Futter, unter Aufſicht, Leitung und Schutz oder Vertheidigung bei Gefahren durch Hirten, ſelbſt abweiden zu laſſen; 2) die Fläche Land, auf welcher dieſes bewerkſtelligt wird; 3) das Recht, ſein Vieh auf eine ſolche Art zu weiden. Die Hutungen begreifen alle Bezirke unter ſich, welche dem Weideviehe grünes Futter an dem Ort und der Stelle liefern, wo es erwachſen iſt; nicht alſo blos die eigentlichen Hutraſen, ſondern auch die Stoppelfelder, Wieſen im Herbſt und Frühling, Saaten im Winter u. a. Die Hutungen müſſen daher ſehr verſchieden in ihrem Ertrag und auch in ihrem Werthe ſein. Es iſt dem Beſitzer von Vieh, welches nicht im Stalle gefüttert werden kann, ſehr wünſchenswerth, zu wiſſen, wie viel ſein Vieh an Nahrungsſtoffe von einer gewiſſen Fläche, auf welche er es treiben läßt, zu erwarten hat; allein es treten noch andere Fälle ein, welche es noch wünſchenswerther machen, ſich genau von dem Werth einer Fläche zu überzeugen. Dieſes iſt neuerdings recht bemerkbar geworden, als man anfing, einzuſehen, daß für den Landwirth die Gemeinheit, die am meiſten bei den Hutungen ſtattzufinden pflegt, von dem größten Nachtheile ſei, und der Wunſch allgemein wurde, ſelbſtändiger Herr in ſeiner Wirthſchaft zu ſein, und ſich mit denjenigen abzufinden, die entweder hutpflichtig oder hutberechtigt in Bezug auf eine gewiſſe Fläche, oder gleichberechtigte Theilhaber an einer gewiſſen ihm zuſtehenden Hutweide waren. Das Letzte iſt die Gemeinheitstheilung, die am häufigſten gewünſcht und betrieben wird, das Erſte die Auseinanderſetzung durch Ablöſung. Das Verfahren der Gemeinheitstheilung erfodert die beſondere Beachtung von drei verſchiedenen Verhältniſſen, nämlich: 1) die Rechtsverhältniſſe der Intereſſenten; 2) die ökonomiſchen Verhältniſſe des zur Auseinanderſetzung kommenden Bezirks, und 3) die geometriſchen Verhältniſſe deſſelben. Hier werden nur die unter 2) verhandelt. Einer jeden Ablöſung und Ausgleichung muß Beſtimmung des Werthes, den eine gewiſſe Fläche als Viehweide hat, vorausgehen. Bei dieſer Abſchätzung wird man die größte Verſchiedenheit des Werthes der verſchiedenen Flächen finden. Von der Stoppelweide eines ſehr ſorgfältig angebauten, aber weidegrasarmen Ackers an bis zu der fetten Hutweide eines Stromhutraſens, welcher faſt Dreiviertelſahre lang mit dem Viehe betrieben werden kann, gibt es eine Menge Abſtufungen, deren jede einer beſondern Abſchätzung bedarf. Bei den Wieſen, die nur im Herbſt und Frühling Hutweide darbieten, ſowie bei den eigentlichen bleibenden Hutraſen (ſ. d. Art.) iſt die Bodenmiſchung ſehr wichtig und die Gewächſe darauf werden bei übrigens zweckmäßiger Behandlung beſſer, nahrhafter und ſchmackhafter auf fettem und ebenem Boden ſein, als auf magerm und abſchüſſigem; derjenige, welcher die Berechtigung, ſein Vieh auf die Flächen von der erſten Beſchaffenheit zu treiben hat, wird einen größern Werth darauf ſetzen, und für die Ablöſung des Servituts einen größern Preis verlangen als

*) *Godwin*, De Episcop. Angelican. P. II. p. 89 und 140.

zu der festgesetzten Gattung gehörige Race, nicht für eine von jener verschiedene Art gelten soll. Nur solches Vieh, von welchem erwiesen werden kann, daß es die Weide verderbt, ist schon nach gemeinem Rechte für unzulässig erklärt [7]). Nach gleicher Rücksicht schließen Landesgesetze manches Vieh, z. B. Schweine und Gänse auf Wiesengrunde, Ziegen in waldigen Gegenden, unreines und mit ansteckenden Krankheiten behaftetes Vieh, ebenso sogenanntes Schmiervieh, zumal wo dergleichen nicht durchgängig gehalten wird, bald von aller Weide, bald wenigstens von der Koppel- und Gemeindeweide aus; erlauben auch nicht, daß das Weidevieh anders, als unter Aufsicht eines Hirten zur Weide gehe. Eine ziemlich allgemein angenommene und von den meisten Particularrechten, z. B. dem preuß. Landr., dem österreich. Rechte, dem weimar. und sächs. Gesetze bestätigte, Regel [8]) ist es, daß junge Thiere, so lange sie noch von der Mutter ihre Nahrung ziehen, selbst dann überher mitgehen dürfen, wenn das Weidevieh, wie dies am Meisten bei Koppelhutungen vorkommt, auf eine gewisse Kopfzahl beschränkt ist (sogen. bestimmte Hütungsgerechtigkeit). Ist keine Zahl bestimmt (sogen. unbestimmte Hütungsgerechtigkeit), so darf der Hütungsberechtigte regelmäßig, schon nach gemeinrechtlichen Grundsätzen, dennoch nicht mehr Vieh austreiben, als die Ortsverfassung ihm zu halten erlaubt, und zu Befriedigung des eigenen wirthschaftlichen Bedürfnisses [9]) hinreicht; bei Grunddienstbarkeiten [10]) insbesondere mehr nicht, als mit dem auf dem herrschenden Fundus erbauten Rauchfutter, nach richtigen ökonomischen Grundsätzen, durchgewintert werden kann. Landesgesetze, z. B. das preuß. Recht und das sächs. Mandat, bestätigen, daß Ländereien und Zehnten, welche erst nach der Erwerbung der Servitut hinzukamen, dabei nicht in Betracht kommen können; ebenso wenig Heu und Stroh von erpachteten, oder andern zu dem herrschenden Gute nicht gehörigen Grundstücken. Wol aber ist bei Ermittelung der jährlichen Futterausbeute nicht blos auf die einzelne Viehart, welche auf die in Frage befangene Weide gebracht werden darf, sondern auf das gesammte auf dem herrschenden Gute zu hütende Vieh Rücksicht zu nehmen. Die Benutzung der Weide mit fremdem [11]) Viehe, wohin jedoch das sogenannte Gemengevieh der Schäfer und der Schafknechte nicht gerechnet, vielmehr z. B. nach dem weimar. Ges. gleichfalls über die bestimmte Zahl zugelassen wird, ist gewöhnlich bei Geldstrafe verboten. Dasselbe gilt von solchem Viehe, welches zum Verkaufe bestimmt ist; dergleichen daher namentlich auch nach dem weimar. Ges. von den Fleischern unter ihren Stechhaufen nicht aufgenommen werden darf. Nur den Theilhabern an Dorf- und Gemeindeweiden möchte regelmäßig die Befugniß nicht abzusprechen sein, die bestimmte Viehzahl, die sie austreiben dürfen, durch Vieh zu erfüllen, welches auf ihren außerhalb der Feldma gelegenen Gütern gehalten wird. Nach dem weim Ges. ist dies, was die Schafe betrifft, um so mehr a zunehmen, da daselbst jedem Gemeindeglied unbedin nachgelassen wird, soviel Schafe, als ein anderes unt der Normalzahl hält, über dieselbe hinaus zur Weide bringen, so lange dadurch nur die Gesammtzahl, welc in der Gemeinde gehalten werden darf, nicht überschri ten wird. Zuweilen ist die Ordnung im Auftreiben d verschiedenen Vieharten festgesetzt, welche auf dem nä lichen Revier weiden dürfen, damit nicht die Weide f die eine oder die andere ungenießbar werde. Nach de preuß. Landr. z. B. dürfen Schafe nur hinter dem Zu und Rindviehe, Schweine und Federvieh, insofern ihn nicht besondere Weideplätze angewiesen sind, erst na den Schafen, Ziegen aber, nach dem königl. sächs. Ma date z. B., nur gleichzeitig mit dem Rindvieh auf d Weide gebracht werden. Communalweideinteressenten set darüber durch Gemeindebeschlüsse das Geeignete fest u und nach dem königl. sächs. Mand. soll jeder Betheilig auf Errichtung einer in den Grundzügen vom Gese selbst vorgezeichneten Hutungsordnung, sofern nicht b reits eine solche in rechtsbeständiger Form besteht, b einer bestimmten Behörde antragen dürfen. 2) Dur die Einräumung einer Hütungsgerechtigkeit an und f sich selbst begibt sich der Eigenthümer der eigenen Mi benutzung der Weide keinesweges; vielmehr steht ih regelmäßig, wie nach gemeinem Rechte [13]), so nach La desgesetzen, das Recht der Mithutung (jus compascend zu, dessen er daher auch durch bloßen Nichtgebrauch währe des Verjährungszeitraums nicht [14]) verlustig geht. Komm indessen die Frage: Wer von mehren Berechtigten sein Viehstand heruntersetzen müsse, wenn der Ertrag der Wei für Alle nicht ausreicht? so steht hier nach gemeinrec lichen Principien [15]), ohne Zweifel der Eigenthümer, hi sichtlich der bloßen Mithut, dem Weideservitutberechtigt alsdann nach, wenn die Zahl des Viehes, welches d Letztere auftreiben darf, ausdrücklich bestimmt ist u nicht überschritten wird. Ist dagegen die Zahl des Weid viehes, dem aus dem Eigenthume fließenden Nutzung rechte gegenüber, nicht bestimmt, oder entsteht die Fra überhaupt außer dem Fall einer Hütungsgerechtigkeit engern Sinne, namentlich bei einer Communalgerechtsam so muß eine verhältnißmäßige Herabsetzung der Heer eines jeden der Hütungsberechtigten eintreten [16]), wie de diese das preuß. Landr. hier ausdrücklich verordnet, v dem weimar. und königl. sächs. Gesetze hingegen ni blos für diesen, sondern auch für den erstern Fall vorg schrieben worden ist. Fremdes Vieh (sogen. Triftscha auf die der Hütung unterworfenen Grundstücke zu br gen, ist aber selbst dem Eigenthümer nicht gestattet; u ebendeshalb hält ihn die Praxis [17]) auch nicht für bere

7) Hagemann, Landwirthschaftsr. §. 294—297. 8) J. F. Runde, Beiträge zur Erläuter. rechtlicher Gegenstände. 1. Th. Nr. 10. 9) Hagemann a. a. O. S. 565. 10) *Kind*, Quaest. for. edit. 2. T. II. cap. 42. 11) E. Ferd. Klein, Merkwürdige Rechtsschr. der halleschen Juristenfacultät. 3. Bd. Nr. 3. S. 55 fg.

12) v. Bülow u. Hagemann, Praktische Erörterung 4. Bd. S. 286 fg. 13) v. Bülow u. Hagemann a. a. 6. Bd. Nr. 12. 14) v. Hohenhorst, Jahrb. des Oberl ger. zu Manheim. 4. Bd. Nr. 18. 15) *Kind* l. c. Tom. p. 116. 16) *Kind* l. c. p. 115. 17) *Chr. Glob. Bier*

tigt, die Befugniß mitzuhüten, dergestalt z. B. pachtweise einem Dritten zu überlassen, damit dieser jene Befugniß anders, als mit der des Grundeigenthümers eigener Heerde benutze. Gänzlich fällt das Recht der Mithut hinweg, wenn der Grundbesitzer nach Landes- oder Ortsverfassung zur Viehhaltung ohnedies nicht berechtigt erscheint, oder die Hütungsgerechtigkeit, wie denn dafür z. B. nach dem sächs. Mandate bei Schafhütungsbefugnissen, welche die ganze Weidezeit über ausgeübt werden, hinsichtlich der Mithutung mit Schafen die Vermuthung streitet, ausdrücklich mit einem Verbietungsrecht [18]) erworben worden ist. Umgekehrt begreift aber auch zuweilen die Hütungsgerechtigkeit blos die Befugniß, auch mithüten zu dürfen, wenn der Eigenthümer sein Vieh austreibt. Nicht weniger besteht mitunter die Einrichtung, daß der Hutleidende blos später, oder blos früher, als ein anderer Hütungsberechtigter, oder der Hütungsberechtigte, wenngleich auf denselben Weideplätzen und mit derselben Viehgattung, dennoch blos *vor*, oder blos *nach* dem Grundeigenthümer (sogen. Vorhut oder Nachhut) weiden darf. 3) *Ort* und *Zeit* anlangend, wo und wann die Hütung erlaubt ist, so muß hier im Zweifel davon ausgegangen werden, daß keine stattfindet, sobald und insoweit außerdem die übrige landwirthschaftliche Benutzung des belasteten Guts verhindert oder beschränkt werden würde. Blos auf Lehden, wüsten Plätzen, Haiden und Mooren darf daher das ganze Jahr hindurch, in Gärten dagegen und auch wol in Weinbergen überhaupt nicht gehütet werden. Für andere Grundstücke gelten sogen. geschlossene und offene Zeiten, welche letztere der Weideberechtigte nur nach manchen Landesgesetzen, z. B. nach dem weimar. und dem sächs. Mandat, und auch nur dem Hutleidenden gegenüber, alsdann überschreiten darf, wenn der letztere selbst an die geschlossene Zeit sich nicht bindet. Im Allgemeinen sind aber a) Wiesen für die Hutung geschlossen, so lange die Ernte, bei zwei- und mehrschürigen, die letzte Ernte noch nicht vorüber ist. b) Bauäcker sind offen, in der Brache, ingleichen in jedem Jahre, sobald sie abgeerntet und die Früchte eingebracht [19]) sind. Werden sie nach der Ernte von Neuem bestellt, so hört die Weide wieder auf, der Hütungsberechtigte müßte denn die sogenannte Wintertrift durch speciellen Rechtstitel erworben haben [20]). Auch sind sie in den Jahren, wo sie mit Futterkräutern angesäet sind, regelmäßig fortwährend für geschlossen zu achten [21]). c) Waldungen, in welchen die Weide, weil sie hier stets der Forstaufsicht untergeordnet bleibt, überhaupt am beschränktesten ist, dürfen gewöhnlich, soweit sie herrschaftliche sind, erst nach jedesmaliger Einweisung durch die Forstbedienten, behütet, und die Holzschläge sowol, als die zur Cultur gebrachten Blößen, überhaupt alle Holzculturen, müssen so lange gehegt werden, bis das angezogene junge Holz eine solche, durch Landesgesetze zuweilen näher bezeichnete, Höhe erreicht hat, daß dessen Wipfel durch den Verbiß des Weideviehes nicht mehr beschädigt werden kann (bis das Holz dem Zahne des Viehes entwachsen, dem Vieh aus dem Maule gewachsen ist) [22]). Häufig sind jedoch die Hütungszeiten durch Privatdispositionen oder Gesetze näher regulirt, wobei alsdann insofern zwei verschiedene Fälle möglich sind, als der Hütungsberechtigte entweder sofort nach dem Eintritte des Aufgangstermins, oder nur unter der Voraussetzung, daß bis dahin die Ernte auf den der Weide unterworfenen Grundstücken vollendet ist, die Hütung beginnen darf [23]). Am häufigsten ist bei Wiesen, um der allgemein als nachtheilig für die Landescultur anerkannten späten Frühjahrshutung Grenzen zu setzen, ein gewisser Tag im Frühjahr als Endtermin gesetzlich und so bestimmt, daß nach Ablauf dieses Zieles die Wiesenbehutung, ohne Rücksicht auf etwa erworbene besondere Gerechtsame, verboten bleibt. So soll die Behütung der Wiesen, z. B. nach einer coburg. Verordn. vom 10. Dec. 1823, sowie nach dem weimar. Ges., welches zugleich das Rindvieh von derselben ganz ausschließt, mit dem Ablaufe des 23. April jeden Jahres schlechterdings endigen; nach einer bad. Verordn. vom 12. März 1818 dürfen die Wiesen im Frühjahre nicht länger, als bis zum 1. April von den Schafen behütet werden; nach dem sächs. Mand. zweischürige Wiesen spätestens bis mit dem 30. April; nach der nass. Culturverordn. v. $\frac{7}{9}$. Nov. 1812, wo zugleich, wie in dem coburg. Gesetze, der obern Landespolizeibehörde vorbehalten ist, in Jahren, wo die Vegetation schneller als gewöhnlich vorrückt, den Schluß der Frühjahrshütung noch mehr abzukürzen, Weidevieh jeder Art, je nachdem die Weide im Herbste vorher früher oder später eröffnet ward, blos bis zum 1. März oder 1. April jedes Jahres. Als Aufgangstermin für die Wiesen gilt gewöhnlich, z. B. nach einer weimar. Verordn. vom 3. Mai 1815, Altmichaelistag (11. Oct.); nach dem schon erwähnten coburg. Gesetz aber der 1. November; für die neu aufzuthuenden Gehaue, z. B. nach dem königl. sächs. Gesetze vom 30. Jul. 1813, der 24. Junius. Rühren nun gesetzliche oder auch gültige Privatdispositionen dieser Art aus der Zeit vor Einführung eines verbesserten Kalenders her, so gebietet landwirthschaftliche Rücksicht allerdings, nach letzterm zu rechnen, insoweit nämlich die Cultur des Eigenthümers nach dem ältern Kalender einige Zeit länger, als nach jenem (namentlich nach dem sogenannten Julianischen gegenwärtig schon volle 12 Tage länger, als nach dem verbesserten

Progr. Quaest. cap. 20 in Opusc. academicis edid. *Fr. Aug. Biener*. Vol. II. p. 146.

18) *Biener* l. c. p. 145, vgl. mit cap. 85 in opusc. p. 318. 19) *Biener*, Quaest. cap. 1 in opusc. p. 102. 20) *Kind* l. c. Tom. II. p. 142. 21) *Biener* l. c. cap. 3. in opusc. p. 104. Nach dem weimar. Gesetze muß der spanische oder Kopfklee im Jahre der Aussaat fortwährend, später aber so lange gehegt werden, als der Besitzer ihn zum Hauen stehen läßt; wäre er aber zur Weide für eigenes Vieh auf dem Stocke bestimmt, auch im zweiten Jahre bis Michaelis; es wäre denn, daß der Eigenthümer das Kleestück früher umzureißen oder zu düngen anfinge. Samenkleeflecke sind zu schonen, bis der Same reif und heruntergebracht ist; Luzerne und Esparsette, im Jahre der Aussaat, im zweiten und im dritten Jahr, im vierten, bis zum 18. October.

22) *Kind* l. c. Tom. II. p. 138 sq. 23) *Biener* l. c. cap. 1 in opusc. p. 102.

Gregorianischen), verhindert wird. Mehre Landesgesetze, z. B. ein braunschw.-lüneb. Edict vom J. 1770 und die Erläuter. dazu vom J. 1771, eine königl. preuß. Verordn. vom 31. Aug. 1800 u. a., haben daher dergleichen Termine ausdrücklich auf die Jahrestage des neuen verbesserten Kalenders verlegt. Mangeln jedoch dergleichen ausdrückliche Bestimmungen, so dürfte, juristisch, nichtsdestoweniger das nach dem alten Kalender erworbene Recht zu schützen sein; da, wo blos die Frage nach der Jahreszeit ist, welche man im Sinne hatte, als über einen Zeitpunkt verfügt wurde, nicht die Nominalzeit der Kalender entscheiden kann [24]). Nach dem königl. sächs. Mandate hat es daher auch, wenn Termine dieser Art nach dem Julianischen Kalender bestimmt sind, regelmäßig sein Bewenden dabei; nur sollen dieselben nicht nach den Tagen, welche im Kalender als solche bezeichnet sind, sondern so berechnet werden, daß sie lediglich zehn Tage später fallen, als nach dem neuen (verbesserten Gregorianischen) Kalender. Selbst außerhalb der geschlossenen Zeit ist jedoch die Ausübung der Hütungsgerechtigkeit nicht immer unbedingt erlaubt. Namentlich darf die Wintertrift, wo überhaupt eine Befugniß dazu besteht, nach der gemeinen Praxis [25]), sowie nach Landesgesetzen, z. B. dem sächs. Mandate, lediglich bei hartem Froste, so lange die Oberfläche nicht aufgeleimt ist, auch nur unter der Voraussetzung, daß der Hütungsberechtigte seine eigene Wintersaat gleichmäßig behüten und betreiben läßt, die Behütung der Futterkräuter gewöhnlich, z. B. nach dem weimar. Gesetze, gleichfalls nur, wenn der Erdboden nicht durchweicht ist, die Waldweide aber nie zur Nachtzeit exercirt werden. Dahingegen hat der Hutleidende seine Einrichtung bei der Aberntung und Räumung der Grundstücke jederzeit so zu treffen, daß dem Hütungsberechtigten die Weide nicht zur Ungebühr entzogen wird. Zögerung ohne Noth, also namentlich bei Wiesen nicht durch üble Witterung geboten, zieht daher, z. B. nach dem sächs. Mandat auf Anrufen des Hütungsberechtigten, sofortiges Einschreiten durch die Obrigkeit nach sich. 4) Wieweit der Hutleidende zur Brachhaltung verpflichtet, und wieweit er befugt sei, das Brachfeld mit Sommerfrüchten zu bestellen (in die Brache zu sömmern), hängt zunächst davon ab, ob das Hütungsrecht auf den Feldern blos im Allgemeinen, also ohne ausdrückliche Beschränkung auf die Brache, oder ob dasselbe mit dieser Beschränkung erworben wurde. Im erstern Fall ist jene Befugniß, wie die Praxis annimmt [26]), und abgesehen nur davon, daß durch die Sömmerung die übrigen Hütungsplätze nicht versperrt werden dürfen, an keine Grenze gebunden, der Hutleidende mithin zur Brachhaltung, an und für sich selbst, nicht gehalten. Im letztern Falle hingegen steht es dem Hutleidenden zwar nicht frei, die einmal hergebrachten Feldarten eigenmächtig zu verändern, oder das ganze Brachfeld zur Sömmerung zu benutzen; wol aber ist er regelmäßig insoweit zur Sömmerung berechtigt, als sein eigenes, nach Befinden durch Sachverständige zu ermittelndes, häusliches Bedürfniß die Erbauung von Sommerfrüchten erheischt [27]). Neuere Landesgesetze enthalten auch hier mehr ins Einzelne gehende Bestimmungen. Nach dem weimar. Gesetze z. B. ist, wer nur sechs Acker Feld besitzt, zur Brachhaltung gar nicht verpflichtet. Bei größern Besitzungen muß, wenn der Eigenthümer nicht durch specielle Rechtstitel größere Freiheit erworben hat, und mindestens bei gebundenen Gütern, der neunte Theil (bei der Dreifelderwirthschaft der dritte der Brachart) der Hut offen bleiben, widrigenfalls der Hütungsberechtigte durch die Saat eintreiben darf. Das königl. sächs. Mandat betrachtet eine Besömmerung im Zweifelsfalle dann für übermäßig, wenn nicht wenigstens der sechste Theil der sämmtlichen unter dem Pfluge getriebenen Grundstücke zur Hütung liegen blieb. Zugleich verbreiten sich beide Gesetze auch über das Felgen (Umpflügen des Stoppelfeldes), und über das Brachen (Umpflügen der Brache) [28]). Die Düngung der der Weide unterworfenen Wiesen, selbst zur offenen Zeit, kann der Hütungsberechtigte, wie die Praxis annimmt [29]), ohne besonders erlangtes Widerspruchsrecht, nicht verbieten, was z. B. das weimar. Gesetz hinsichtlich der Wiesenwässerung ausdrücklich anerkennt. Düngen soll dagegen nach diesem Gesetze der Hutleidende die Wiese während der Hütungszeit nur zum dritten Theil, eine Beschränkung, welche auch das königl. sächs. Mandat enthält; jedoch mit der Modification, daß dem Hutleidenden nachgelassen bleibt, anstatt des dritten Theils jährlich, jede Wiese, vorausgesetzt, daß dadurch nicht andere Hütungsplätze versperrt werden, alle drei Jahre ganz zu düngen. 5) Die Oberfläche seiner Grundstücke zum Nachtheile der Hütung zu verändern, ist der Hutleidende nicht befugt. Namentlich dürfen daher Lehden und andere ausschließlich zur Hütung bestimmte Plätze nur dann, wenn der Eigenthümer nachweist, daß außerdem noch Weide genug übrig bleibt, oder doch die Hütungsgerechtigkeit blos für die offene Zeit eingeräumt ist, zu Ackerland gemacht, kein Grund und Boden, der nicht Gartenrecht hat, darf eingehegt und als Gartenland benutzt, und keine einschürige

24) v. Bülow u. Hagemann, Prakt. Erörter. 3. Bd. Nr. 28. 25) *Kind* l. c. T. II. p. 141. 26) *Biener* l. c. cap. 2 et cap. 4 in Opusc. p. 103 et 106.

27) v. Berg, Jurist. Beobacht. u. Rechtsfälle. 4. Th. Nr. 13. *Kind* l. c. p. 142 sq. 28) Das Felgen ist nach dem weimar. Gesetz erst von Michaelis an unbedingt erlaubt; wer ein Recht auf noch frühere Vornahme gegen den Hütungsberechtigten behauptet, muß selbiges beweisen. Von der reinen zur Behütung offenen Brache soll erst 14 Tage vor Johannis die eine Hälfte, die andere 14 Tage nach Johannis umgepflügt werden. Nach dem königl. sächs. Mand. darf der Hutleidende, außer dem Falle der zulässigen Sömmerung, die Brachfelder regelmäßig nicht früher, als halb zu Johannis und halb den 8. Jul. umreißen, auch den Dünger erst acht Tage vorher darauf bringen, vorausgesetzt, daß der Hütungsberechtigte auf seinen eigenen Brachfeldern denselben Beschränkungen sich unterwirft. Auch sollen von dem Hutleidenden nur ein Drittheil der Winterstoppeln, ingleichen ein Drittheil der Sommerstoppeln, insoweit er soviel zu sömmern befugt ist, gleich nach abgebrachter Frucht umgerissen werden; die übrigen zwei Drittheile der Winterstoppeln und derjenige Theil der Sommerstoppeln, welcher über jenes Drittheil gesömmert werden darf, nicht eher, als bis die Wintersaatbestellung in der Brachart beendigt ist. 29) *Biener* l. c. cap. 11 in opusc. p. 122.

Wiese darf, ohne des Hütungsberechtigten Bewilligung, in eine zweischürige umgeschaffen werden [30]). Zu diesen Grundsätzen bekennt sich im Allgemeinen auch das königl. sächs. Mandat; nur läßt dasselbe die Urbarmachung hutpflichtiger Lehden ausnahmsweise auch dann zu, wenn der Hutleidende den Hütungsberechtigten nach dem Ermessen der Oberbehörde genügend entschädigt, mindestens aber sieben Achttheile der Lehde zur Hütung frei bleiben, ein zweites Achttheil nicht eher der Hütung entzogen wird, bis das erste wieder zur Weide liegen bleibt, diese auf dem umgerissenen Achttheil, auch zu offenen Zeiten nach abgebrachten Früchten, stattfindet, und jenes Achttheil nicht gesömmert wird. Auch soll schon nach dem ebenerwähnten königl. sächs. Mand. vom 30. Jul. 1813 dem Hütungsberechtigten, wenn Lehden, Felder oder andere Plätze, die der Hütung unterworfen, aber nicht ohnehin Waldboden sind, von dem Eigenthümer mit Holze bebaut werden, kein Widerspruchsrecht, und eine Entschädigung für den Verlust der Hütung während der offenen Zeit nur insoweit zustehen, als der Platz nicht mit hochstämmigen Bäumen bepflanzt wird, oder ebenfalls mehr als sieben Achttheile davon der Hütung entzogen werden. Ausgedehnter noch in Hinsicht auf die Umwandlung der walzenden Grundstücke sind die Befugnisse des Hutleidenden nach dem weimar. Gesetze, da demselben nach diesem Gesetze gestattet wird, Grundstücke dieser Art nach freier Willkür nicht nur mit Holz anzusäen oder zu bepflanzen, sondern auch in Fruchtfelder und Wiesen umzuwandeln, ohne daß der Hütungsberechtigte widersprechen, oder das neuangebaute Holz, das neuangelegte Fruchtfeld oder die neuangelegte Wiese, was die Ausübung der Hütungsgerechtigkeit anlangt, anders behandeln darf, als dies in Rücksicht auf Holzungen, Felder und Wiesen sonst vorgeschrieben ist, es wäre denn, daß ihm in Folge der von dem Eigenthümer vorgenommenen Veränderung ein ganzer Triftzug nach andern Hutungen versperrt würde. Nur wenn der Eigenthümer seine, der Hütungsgerechtigkeit unterliegende, Wiese umreißen will, hat er in der Regel die Einwilligung des Hütungsberechtigten beizubringen. Obstbäume auf die Hütungsplätze zu pflanzen, ist dem Eigenthümer wol schon nach gemeinem Recht unverwehrt [31]); nach beiden zuletzt erwähnten Landesgesetzen aber ist derselbe ausdrücklich berechtigt dazu, sofern die Bäume in gehöriger Entfernung von einander gesetzt werden, damit der Graswuchs nicht gehindert wird. 6) Auf eine andere Benutzung der Hütungsplätze, als zur Weide, erstreckt sich die Hütungsgerechtigkeit, regelmäßig und als solche, nicht. Ebendeshalb bestimmt z. B. das österreich. Gesetzb. ausdrücklich, daß sie auf die Befugniß, Gras zu mähen, das preuß. Landr. aber noch überdies, daß sie auf die Rohr- und Schilfnutzung keineswegs ausgedehnt werden dürfe.

II. Über Koppelhütung [32]) müssen hier, außer den schon in dem Vorhergehenden mit berührten Abweichungen von den von der Hütungsgerechtigkeit im engern Sinne geltenden Principien, nachfolgende eigenthümliche Sätze hervorgehoben werden. 1) Auf die Benutzung der Weide auf Gemeindegründen (der sogenannten öffentlichen Weide) an und für sich selbst hat jedes wirkliche Gemeindeglied einen vollkommenen Anspruch, ohne Rücksicht auf den größern oder geringern Umfang seiner Besitzung in der Gemeinde. Nur über den Grad seiner Theilnahme daran entscheidet dieser Umfang gewöhnlich, sodaß z. B. sogenannte Viertels- und Halbhüfner an der Gemeindeweide, gleichwie an andern Gemeindevortheilen, einen geringern Antheil haben, als die Besitzer ganzer Hufen Landes [33]). Am wenigsten reicht in der Regel die Angesessenheit an dem Orte, wo gemeine Weide stattfindet, allein hin, um an letzterer zu participiren. Wesentliches Erforderniß hierzu ist vielmehr noch überdies die Erlangung der Gemeindemitgliedschaft; daher bloße Brinksitzer, Bei- oder Neubauern, nie kraft Genossenschaftsrechts, sondern nur vermöge ausdrücklicher Landesgesetze, oder besonderer Localverfassung und Ortsgewohnheit Theil an der gemeinen Weide haben [34]). 2) Ist an einem Orte die gemeinschaftliche Behütung der ganzen Feldmark durch sämmtliche Ortseingesessene eingeführt, so gilt in Absicht auf die Vornahme von willkürlichen Veränderungen mit den Hütungsplätzen, namentlich über das Recht, dieselben unter die einzelnen Theilhaber an der Hütung zu vertheilen, oder den entbehrlichen Theil der Weide in Zuschlag zu legen, dasselbe, was in gleicher Hinsicht von solchen öffentlichen Weideplätzen angenommen werden muß, welche in lehns- oder gutsherrlicher Abhängigkeit stehen, oder dem Staat angehören (sogen. adespota). Es steht nämlich ein solches Verfügungsrecht nicht der Gemeinde, als solcher, sondern lediglich den einzelnen Eigenthumsberechtigten zu [35]). 3) Bei der Gemeindeweide sowol, als der gemeinschaftlichen Behütung der Feldmark ist es Regel, daß die Zahl des Weideviehes eines jeden Theilhabers nach dem Verhältnisse seines Ackerbesitzes sich richtet, und daß das Vieh durch den gemeinschaftlichen Hirten gemeinschaftlich ausgetrieben wird. Anders verhält sich dies bei der Koppelhut im eigentlichen Sinn, indem die Hütung hier im Zweifel zwar ebenfalls auf gleiche Behütungszeit und gleiche Viehgattungen, noch überdies aber auf völlig gleiche Zahl festgesetzt ist [36]). Weiter kann hier regelmäßig, wie bei der bloßen Mithut, jeder Berechtigte, wenn er die Hütungsgerechtigkeit für die ganze Schäferei, also nicht blos für die Mutterschafe, die Hammel, oder die Jährlinge hergebracht hat, die einzelnen Gattungen besonders weiden lassen [37]); und selbst eine Spaltung der verschiedenen Haufen in mehre einzelne Heerden möchte, wo auch kein besonderes Befugniß dazu erworben worden ist, nur insoweit als unzulässig sich darstellen, als daraus im concreten Fall ein erweislicher Nach-

30) *Biener* l. c. cap. 7 in opusc. p. 110, und von sogen. Riethen cap. 11 in opusc. p. 123. 31) *Biener* l. c. cap. 8 in opusc. p. 114 sq. 32) Der Name kommt schon in Urkunden aus dem Anfange des 11. Jahrh. vor. Vgl. Anton in dem Note 2 genannten Werke. 2. Bd. S. 293.

33) v. Bülow u. Hagemann a. a. O. 4. Bd. Nr. 56. 34) Hagemann, Landwirthschaftsr. §. 304. S. 576. Note 4. 35) Münter a. a. O. §. 85. 36) Hagemann, Landwirthschaftsr. §. 302. a. E. 37) Sachse a. a. O. §. 306.

theil für einen Mitbetheiligten erwächst; eine Frage, welche zunächst rein factisch ist. 4) Die eigentliche Koppelhut kommt nicht blos als wechselseitige Grundgerechtigkeit, sondern zuweilen als ein auf einem bloßen Precarium beruhendes Verhältniß vor. Im letztern Falle steht es jedem Interessenten frei, nach Gutbefinden und ohne daß der bloße Ablauf der Verjährungszeit ein rechtliches Hinderniß abgeben konnte, wieder davon abzugehen [38]). Wol wird aber, wer die bisherige Ausübung der Koppelhut einräumen muß und das Precarium seiner Klage zum Grunde legt, gemeinrechtlich, vom Beweise desselben nicht freizulassen sein [39]). Nur nach Landesgesetzen, z. B. dem sächs. Mandat, ist die Koppelhut im Zweifelsfalle nach Analogie der Gemeinschaft zu beurtheilen; und nach dem preuß. Landr. soll sie, wenn sie nicht regelmäßig und beständig auf denselben angrenzenden Grundstücken stattgefunden hat, als Ausfluß nachbarlicher Freundschaft, im entgegengesetzten Falle jedoch allerdings als Servitut angesehen werden.

III. In Hütungssachen findet zuweilen, soweit nicht die Existenz oder Nichtexistenz, oder der Umfang der Hütungsgerechtigkeit selbst als Streitgegenstand sich darstellt, ein blos summarisches gerichtliches Verfahren statt. So sollen namentlich nach dem königl. sächs. Mandat alle Beschwerden wegen übermäßiger Sömmerung und wegen Versperrung der Weideplätze an Ort und Stelle blos summarisch erörtert und entschieden, ein förmliches processualisches Verfahren und Rechtsmittel mit Suspensiveffect aber nur insoweit zugelassen werden, als es darauf ankommt, Streitigkeiten über eine Hütungsgerechtigkeit auf den Grund bestehender Verträge, schon vorhandener früherer rechtskräftiger Urtheile, oder der Verjährung zu entscheiden.

Mehre neuere Legislationen, z. B. die preußische, die neueste bairische u. a., begünstigen die Befreiung der Grundstücke, gleichwie von andern Dienstbarkeiten und Reallasten, so auch von Weideservituten, worüber die Gesetze über Gemeinheitstheilungen (s. d. Art.) das Nähere enthalten. (*B. Emminghaus.*)

Hutweil, s. **Huttweil**.

HUTWIESEN, Wiesen, welche theils zur Hutweide für das Vieh, insbesondere der Schafe, theils zum Heu- oder Grummetmachen, oder zur Bereitung von trockenem Futter verwendet werden. Von dieser Art sind meist die den Gemeinden zustehenden Wiesengründe, Riethe oder Aspen, bei welchen entweder das Heu wegfällt, wenn das Rindvieh oder überhaupt das Zugvieh des Dorfes im Frühjahre darauf weiden soll, und nur Grummet oder Nachheu darauf gemacht wird, oder es wird Heu, jedoch meist später im Jahr als auf andern Wiesen, darauf gewonnen, und das nach dem Heumachen hervorsprossende Gras von dem Rindvieh und den Pferden abgeweidet; eine sehr unzweckmäßige Behandlung der Wiesenflächen, welche zur Folge hat, daß weder gutes trockenes Futter gewonnen werden kann, noch auch das Gras bei der Weide vollständig benutzt wird, indem durch das Vertreten und Verschleifen des Grases bei nassem Wetter, sowie durch den Harn und Mist des Viehes eine Menge Nahrungsstoff unbrauchbar wird, und viele Einwohner und deren Kinder bei der Aufsicht über das Vieh sich dem Müßiggang ergeben, und doch gewöhnlich die angrenzenden Früchte vom Viehe beschädigen lassen. Diese Wiesen heißen auch einschürige. Wegen der Nachtheile, welche diese Wiesenwirthschaft hat, ist schon an vielen Orten die Einrichtung getroffen worden, daß mit Verzichtleistung auf die Weide die Mitglieder der Gemeinde, die das Recht auf die Weide haben, das Gras der Flächen gemeinschaftlich abmähen, trocknen und in Schobern aufsetzen, worauf um die Schober gelooft wird. (*Fr. Heusinger.*)

HUTWISCH, der, ein Berg im südöstlichen Theile des V. U. W. W. Niederösterreichs, der sich eine Stunde östlich von Hohneukirchen zu einer Höhe von 471—478 wiener Klafter absoluter Höhe über dem adriatischen Meer erhebt. Er gehört dem Zuge der norischen Alpen an. (*G. F. Schreiner.*)

HUTZEL, gewelktes oder gedörrtes Obst, meist von Steinfrüchten und mit dem Stein und unaufgeschnitten; eine in Franken und Südteutschland übliche Benennung. (*Fr. Heusinger.*)

HUTZING (Enoch), war im J. 1600 in Danzig geboren. Seine wissenschaftliche Bildung verdankte er dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Zu Wittenberg und Rostock widmete er sich dem Studium der Theologie. Bei der Secularfeier der zuletztgenannten Universität (1619) [1]) erlangte er die Magisterwürde. Im J. 1621 ward er Rector an der Johannisschule in Danzig, sechs Jahre später aber, nachdem er (1625) Licentiat der Theologie (in Wittenberg) geworden war, des bisher bekleideten Amtes entsetzt. Doch erhielt er 1628 an dem Gymnasium seiner Vaterstadt eine Professur der Logik und hebräischen Sprache. Im J. 1630 ward er Pastor zu Reichenberg bei Danzig [2]), und 1632 zu Rosenberg bei Stargard. Von da ging er nach Rostock, wo er (1637) die zweite ordentliche Professur der Theologie erhielt, welche J. Cothmann bisher bekleidet hatte [3]). Im J. 1638 nahm er zu Wittenberg, wohin er im August des genannten Jahres gereist war, die theologische Doctorwürde an. Aber literarische Fehden, in die ihn seine Reizbarkeit und Intoleranz gegen Andersdenke verwickelte, und eine ungeregelte Lebensweise wirkten nachtheilig für seine Verhältnisse und stürzten ihn in Dürftigkeit. Mit einem Schreiben der wittenbergischen Universität reiste er (1641) umher, um durch milde Beisteuern seinen Vermögensumständen wieder aufzuhelfen [4]).

38) Hagemann a. a. O. §. 303. S. 574. 39) Siehe Glücks Erläuterungen der Pandecten. §. 681. 10. Bd. S. 185 fg.

1) S. Jubilaeum Academiae Rostoch. Festum. Cum summa festivitate Mense Novembri anni 1619 celebratum. (Rostoch. 1620. 4.) 2) In Insula Gedanensium Stublaviensi, heißt es in dem Etwas von gelehrten rostockischen Sachen für gute Freunde (herausgeg. von Burgmann und Mentzel), vom J. 1740. S. 376. 3) S. Etwas ꝛc. vom J. 1737. S. 242 und 824, wo seiner Oratio introductoria gedacht wird. 4) In dem Etwas ꝛc. vom J. 1742. S. 378 fg. heißt es: Quum itaque *Hutzingius*

Bis zum J. 1643 blieb Hutzing in Roſtock. Um dieſe Zeit unternahm er, um eine anderweitige Anſtellung zu ſuchen, eine Reiſe nach Holland. Er wurde Hauptpaſtor der evangeliſchen Gemeinde im Haag, blieb aber in dieſem Amte, das er im November 1743 angetreten, nur bis zum nächſten Jahre. In Roſtock, wohin er ſich wieder gewendet, blieben ſeine Bemühungen, eine Anſtellung zu finden, vergeblich. Seit dieſer Zeit irrte er 31 Jahre hindurch unſtät und flüchtig umher, oft mit dem bitterſten Mangel kämpfend. Er wandte ſich nach Danzig, hing ſich dort und zu Warſchau an die Päpſtlichen, und nahm in Wilna ſeine Zuflucht zu den Jeſuiten. Eine leidliche Exiſtenz erreichte er auf keinem dieſer Wege. Er kehrte daher wieder zu den Lutheriſchen zurück, durchwanderte Teutſchland, war zuweilen Feldprediger, und ging endlich wieder nach Roſtock. Dort lebte er noch einige Jahre ohne Amt von Unterſtützungen, und ſtarb den 7. Jun. 1678 im 78. Lebensjahre [5]). Zu ſeinen Schriften gehören ein libellum de peste, eine Abhandlung de ministerio ecclesiastico, durch die er in manche Irrungen gerieth, und mehre homiletiſche Arbeiten, unter andern eine chriſtliche Troſtpredigt über das Evangelium von der Witwe Sohn zu Nain [6]) (*Heinr. Döring.*)

Hutzucker, ſ. Zucker.

HUULBECK (Karl Georg), geboren 1735, ſtarb am 12. Febr. 1800 zu Berlin, als preuß. Kammeraſſiſtenzrath, Oberconſiſtorialfiſcal und Defenſor piorum corporum, wie auch des Joachimsthaler Gymnaſiums zu Berlin. Er hat in der brandenburg-ſchwedtſchen Succeſſionsſache, unter dem Titel: Bemerkungen über die Ausführung der Gerechtſame der Frau Prinzeſſinnen Töchter des hochſeligen Herrn Markgrafen Friedrich Heinrich zu Brandenburg-Schwedt, königl. Hoheit, eine Deduction (Berlin 1789. Fol.) drucken laſſen. (*Spangenberg.*)

Huur, ſ. Hauerschilling.

Huusting, ſ. unter Ding.

Huvele, ſ. Hövel.

Huvenbandt, ſ. Haubenbandsgerechtigkeit.

Huvili, ſ. Hövel.

HUWÁRI, wofür richtiger HEWÁRI (هواري) zu ſchreiben und zu leſen, iſt der gemeinſchaftliche Name mehrer arabiſchen Schriftſteller. Unter ihnen heben wir folgende heraus:

1) Abu Ali Hoſein Ben Chalf Hewári, der ſeinen Aufenthalt zu Alexandrien nahm, und 514 (beg. 2. April 1120) ſtarb. Als berühmter Koranleſer (Mucri) ſchrieb er auch ein Werk über ſeine Wiſſenſchaft unter dem Titel: تلخيص العبارات.

2) Abd-el-aziz Ben Ali Ben Daoud Hewári iſt Verfaſſer eines Commentars zu dem arithmetiſchen Handbuche تلخيص اعمال الحساب vom Scheich Abu'l-abbás Ahmed Ben Muhammed Ben Osman Azdi, gewöhnlich Ibn elbennâ genannt.

3) Abu Bekr Ben Hewár Betáïhi iſt Verfaſſer des Werkes: Schönheit der Lichter (بهجة الانوار). (*Gustav Flügel.*)

HUWELYKSZORG, eine Kaffeepflanzung in dem niederländiſchen Antheile des ſüdamerikaniſchen Küſtenlandes Guyana, gewöhnlicher unter dem Namen Surinam bekannt. Auf dieſer Pflanzung ſollen jährlich 20,000 Pf. Kaffee gewonnen werden. (*J. C. Schmidt.*)

HUWNIKI, eine dem Vincenz von Tyßkowski gehörige Herrſchaft im ſtryer Kreiſe Galiziens, mit einem eigenen Juſtizamt und dem Dorfe gleiches Namens, welches nächſt Kalwarda und 2½ Stunden von Dobromil, wo die nächſte Briefſammlung iſt, entfernt am Stwiarzfluſſe liegt. (*G. F. Schreiner.*)

HUXHAM (John), ein berühmter Arzt in Plymouth, woſelbſt er am 10. Auguſt 1768 in einem hohen Alter ſtarb. Er ſtudirte mit Eifer die alten Ärzte, namentlich Hippokrates, den er auch in der Einleitung ſeines Buches über die Fieber als Muſter empfiehlt, und ſchrieb ein gutes Latein. Hippokrates nachſtrebend, wandte er große Aufmerkſamkeit auf das Verhältniß der atmoſphäriſchen Einflüſſe zu den Krankheiten, und ſammelte tägliche Beobachtungen über den Regen, den Barometer- und Thermometerſtand, die Winde ꝛc. vom J. 1724—1752. Er gab dieſe Observationes de aëre et morbis epidemicis im J. 1739 und 1752 heraus. Der erſte Theil befaßt die Jahre von 1728—1737; Huxham bezieht ſich aber darin auf ſeine vorgängige Bekanntmachung der Witterungsverhältniſſe von 1724—1727. Der zweite Theil enthält die Jahre 1738—1748. Die Beobachtungen von 1749—1752 erſchienen erſt 1771 als dritter Theil von H.'s Sohn, und zwar in engl. Sprache. Wie ſehr man dieſe Beobachtungen in England achtete, geht daraus hervor, daß ſie ins Engliſche überſetzt wurden, der erſte Theil ſelbſt zweimal. Wegen ſeiner großen Verdienſte um die Heilkunde wurde H. zum Mitgliede der königl. Akademie ernannt, und mehre Abhandlungen von ihm befinden ſich in den Philosophical

---

fere ad perpetuas lites factus natusque videretur, non potuit non, a diversis officiis remotus, in rei familiaris prolabi angustias. Nihilominus tamen Academia Vitebergensis misera ejus sorte commota literis commendatitiis, quae 1641 typis expressae sunt (S. dieſes Empfehlungsſchreiben in den weitern Nachrichten von gel. roſtock. Sachen. 1748. S. 366 fg.), bonos omnes rogabat, ut dum, premente inopia, Theologus hic orbem peragrare decrevisset, necessariis ipsi vitae praesidiis succurrerent et commodum ejus promoverent. In dem wittenberger Empfehlungsſchreiben heißt es: Der heil. Schrift Doctor und Professor publicus zu Roſtock, auch jetziger Zeit Facultatis Theologicae Decanus. Er muß aber nachher tief geſunken ſein, weil Varenius in ſeinem Leichenprogramme (S. Etwas ꝛc. vom J. 1742. S. 372) ausdrücklich äußert: Consessus in R. Concilio, in Theol. Facult. et Collegio interclusus ipsi fuit.

5) Nach einer Angabe von Varenius in ſ. Leichenprogramme (S. Etwas ꝛc. vom J. 1742. S. 370); nach einer andern minder verbürgten Angabe ſtarb er 1680. 6) S. außer dem mehrfach angeführten Etwas ꝛc. a. m. O. *O. F. Schütz*, Vita Dav. Chytraei (Hamburg 1720). 2. Bd. S. 592. 3. Bd. S. 267. Jöchers allgem. Gelehrten-Lexikon. 2. Th. Col. 1792. J. B. Krey, Andenken an die roſtockiſchen Gelehrten aus den drei letzten Jahrhunderten. 8. St. S. 61 fg.

Transactions von 1723—1762. Am berühmteſten machte ihn ſein Werk über die Fieber, welches unter dem Titel erſchien: Essay on Fevers, with their various kinds, as depending on different constitutions of the Blood; with dissertations on putrid, pestilential spotted Fevers, on the Small-pox, and on Peripneumonics (Lond. 1739), und bis zum J. 1769 in England fünf Auflagen erlebte. Daſſelbe wurde auch in fremde Sprachen überſetzt, z. B. auf Befehl des Königs von Portugal ins Portugieſiſche, ferner ins Franzöſiſche, ſowie auch ins Teutſche, unter dem Titel: Huxhams Abhandlung von Fiebern, welche von der Beſchaffenheit des Geblüts herrühren (München u. Augsburg 1756), und: Huxhams Abhandlung von der Kinderblatternkrankheit und der damit verknüpften Fieber unterſchiedlichen Art und Cur (Ebend. 1757). Er folgte darin den Grundſätzen der Humoralpathologie, und gab nur wenige beſtimmte Arzneiformeln, weil er meinte, ein Arzt, der mit der Krankheit bekannt iſt, könne über die Form der anzuwendenden Mittel nicht in Verlegenheit kommen. Eine beſondere Schrift über Angina maligna erſchien von ihm unter dem Titel: Dissertation on the malignant ulcerous sore Throat (Lond. 1750), die auch in der fünften Ausgabe des Buches über die Fieber wieder abgedruckt wurde. Ferner gab er noch eine Schrift über den Spiesglanz heraus: Medical and chemical Observations on Antimony (Lond. 1756), worin er auch das nach ihm benannte Vinum antimonii *Huxhami*, welches noch gegenwärtig in den Pharmakopöen aufgeführt wird, genauer beſchrieb. In den engliſchen Dispenſatorien heißt auch das Elixir roborans *Whyttii* noch gegenwärtig wol Huxhams Chinatinctur.

Eine Sammlung der wichtigern Schriften H.'s in teutſcher Sprache erſchien unter dem Titel: Huxhams Sammlung mediciniſcher Schriften, von Fiebern, Kinderblattern, Lungenentzündungen, Seitenſtechen, böſen Halskrankheiten und vom Spiesglaſe, wie auch einige mediciniſche Fälle, ingleichen von Polypen und von der Kolik (Bremen 1769). Eine vollſtändige Sammlung derſelben in lateiniſcher Sprache beſorgte Reichel: Joannis Huxhami opera physico-medica, curante *Georgio Christiano Reichel*. III Tom. (Lips. 1784).

(*Fr. Wilh. Theile.*)

HUY, Hauptſtadt des gleichnamigen Bezirks in der Provinz Lüttich des Königreichs Belgien, zwiſchen 50° 31′ nördl. Breite und 22° 54′ öſtl. Länge, liegt in einem ſchönen Thal an der Maas, die hier das Flüßchen Hoyour aufnimmt und die Stadt in zwei Theile theilt, die durch eine ſchöne ſteinerne Brücke verbunden ſind; hat ein Gymnaſium, Gärbereien, Papiermühlen, Eiſenhämmer, große Weißblechfabriken und Eiſenſchmieden, 10 Kirchen, mehre Hoſpitäler, über 800 Häuſer und 6000 Einwohner. In der Nähe der Stadt, an dem Fuß eines Felſens, befindet ſich eine Mineralquelle, und in der ganzen Gegend werden Kalkſteinbrüche unterhalten und eine große Menge Eiſen, Alaun, Schwefel und Steinkohlen gewonnen. Der Bezirk von Huy umfaßt die ſieben Cantone: Avene, Bodegnée, Ferrière, Heron, Landen, Nandrin und Huy. (*J. C. Schmidt.*)

HUYDECOPER (Balthasar), ein ausgezeichneter, um die Ausbildung der holländiſchen Sprache hochverdienter Sprachforſcher und Alterthumskenner, ward im J. 1695 zu Amſterdam geboren, wo ſeine Familie zu den angeſehenern Geſchlechtern gehörte. Er ſelbſt bekleidete mehre öffentliche Ämter, unter andern das eines Schöffen in ſeiner Vaterſtadt und das eines Amtmanns auf der Inſel Texel; doch zogen ihn die Wiſſenſchaften mehr an als das öffentliche Leben. H. ſcheint ſich insbeſondere durch ein ſorgfältiges Studium der römiſchen Dichter gebildet zu haben; wenigſtens lieferte er ſchon früh eine proſaiſche Überſetzung der Horaziſchen Satyren und Briefe, worauf er ſpäter eine poetiſche Nachahmung derſelben folgen ließ. Zugleich verſuchte er ſich im Trauerſpiel, und mehre ſeiner Stücke fanden in Holland, wo damals der franzöſiſche Geſchmack vorwaltete, ungemeinen Beifall, weil auch ihm Corneille als unübertroffenes Muſter galt. Andere kleine Gedichte wurden erſt nach ſeinem Tode herausgegeben, ſowie denn überhaupt ſeine dichteriſchen Leiſtungen von geringer Bedeutung ſind.

Wahre Verdienſte um die holländiſche Sprache und Alterthumskunde erwarb er ſich dagegen durch ſeine Proben von Sprach- und Dichtkunde nebſt Anmerkungen zu Vondels Überſetzung der Verwandlungen des Ovid [1]), und durch die Herausgabe der Reimchronik von Melis Stoke [2]). In jenem Werke liefert der Verf. einen wahren Schatz von Beiſpielen aus den beſten holländiſchen Schriftſtellern aller Zeiten, und aus vielen ſehr alten, häufig noch ungedruckten Sprachdenkmalen, und bewährt ſich in ſeinem Urtheil über die holländiſchen Dichter und in ſeinen Bemerkungen über die Grundſätze und über die Eigenthümlichkeiten der Sprache als ein Kenner, der in den Geiſt ſeiner Sprache eingedrungen iſt. Das letztere Werk, welches 32 Jahre ſpäter erſchien, enthält gewiſſermaßen die gereiften Früchte von H.'s unausgeſetzten vielſeitigen Studien; in ſprachlicher Hinſicht liefert es neben der Erklärung jener alten Chronik die gründlichſte Anleitung zum tiefern Eindringen in den Geiſt der holländiſchen Sprache, und die geſchichtlichen Anmerkungen und Erklärungen zeugen alle von einer umfaſſenden Gelehrſamkeit und von ungewöhnlichem Scharfſinne, wiewol dieſer letztere dem Verf. auch nicht ſelten zu gewagten Hypotheſen verleitet hat. Seine amtliche Stellung auf Texel benutzte er auch zur Sammlung und Herausgabe der Privilegien en Handſchriften van Texel, und außerdem verdankt ihm Holland die erſte vollſtändige Ausgabe von P. Cz. Hoofts Briefwechſel. Von ſeinen Mitbürgern hochgeehrt und geachtet erreichte er

1) Proeve van Taal- en Dichtkunde en vrijmoedige aanmerkingen op *Vondels* vertaalde herscheppingen van Ovidius. (Amst. 1730. 1 vol. 4.) und mit Zuſätzen und Anmerkungen herausgeg. von *F. van Lelijveld* en *H. Hinlopen*. (Leyden 1781 sq. 4 voll.) 2) Reimchronijk van *Melis Stoke*, met historie- oudheid- en taalkundige aanmerkingen. (Leyden 1772. 3 voll.)

ein glückliches Alter und ſtarb als Altſchöffe zu Amſterdam am 24. Sept. 1778. (*Karl Bernhardi.*)

HUYGENS, ein Vorgebirge auf Dewittsland, der nordöſtl. Küſte von Neuholland, unter 17° 58′ ſüdl. Br. und 139° 50′ öſtl. Länge von Ferro. (*Klaehn.*)

HUYGENS [1]) van Zuylichem (Christian), Erbherr von Zeelhem, einer der, beſonders in der Mechanik, ausgezeichnetſten Mathematiker, welche je gelebt haben, wurde den 14. April 1629 im Haag geboren, und war der mittlere von drei Brüdern. Seine Familie, eine der älteſten, vornehmſten und reichſten Hollands, ſtammte urſprünglich aus Brabant. Sein Großvater, Vater und älterer Bruder bekleideten nach einander den angeſetzenen Poſten eines Secretairs und geheimen Raths bei dem Prinzen von Oranien, in welcher Eigenſchaft auch H.'s älteſter Bruder, Conſtantin, dem Prinzen Wilhelm nach England folgte, als dieſer im J. 1688 dort den Thron beſtieg. Der Vater [2]) unſers H. war nicht allein durch claſſiſche Bildung und Talent für die Dichtkunſt ausgezeichnet, wie ſeine in lateiniſcher und flämiſcher Sprache hinterlaſſenen Gedichte bezeugen, ſondern beſaß auch gute mathematiſche und phyſikaliſche Kenntniſſe. Er ertheilte daher ſelbſt ſeinem Sohne den erſten Unterricht und machte denſelben, der ſo frühzeitig treffliche Anlagen für die Mechanik entwickelte, ſchon im 13. Jahre mit dem Maſchinenweſen bekannt. In ſeinem 15. Jahr erhielt der junge H. einen amſterdamer Mathematiker, Namens Stampioen, zum Lehrer, welchem Descartes eben kein ſonderlich günſtiges Zeugniß gibt, der aber doch die Fortſchritte ſeines Zöglings ſchnell förderte. Sechszehn Jahre alt bezog unſer H. die Univerſität Leyden, um dort unter dem berühmten Juriſten Vinnius, der ihm nachher ſeinen Commentar über die Inſtitutionen dedicirte, die Rechte zu ſtudiren; zugleich ſetzte er aber dort und ſpäter in Breda, wo unter Leitung ſeines Vaters eine Univerſität errichtet worden war, ſeine mathematiſchen Studien fort. In Breda blieb er von 1646—1648. An beiden Univerſitäten hatte er an den Mathematikern Franz van Schooten und Joh. Pell geſchickte Lehrer, und verſuchte ſich bald ſelbſt mit ſo vielem Scharfſinn in mathematiſchen Arbeiten, daß er die Aufmerkſamkeit des von ihm aufs Höchſte verehrten Descartes, dem man ſeine Arbeiten mittheilte, auf ſich zog. Doch wurde unſerm H. nicht das von ihm erſehnte Glück zu Theil, die perſönliche Bekanntſchaft Descartes' zu machen, weder während deſſen Aufenthalts in Holland, noch ſpäter im Jahre 1649, wo H. den Grafen Heinrich von Naſſau auf einer Reiſe nach Dänemark begleitete, aber wegen zu kurzen Verweilens ſeines Obern nicht die Erlaubniß zur Überfahrt nach Schweden, wo ſich Descartes damals befand, erlangen konnte. Im J. 1651 begann H. ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn durch ſeine Theoremata de quadratura Hyperboles, Ellipsis et Circuli, ex dato portionum gravitatis centro, quibus subjuncta est ἐξέτασις Cyclometriae Gregorii a S. Vincentio editae anno 1647, welchen er im J. 1654 ſeine ſcharfſinnige Abhandlung: De circuli magnitudine inventa nova, folgen ließ. Dieſe beiden Schriften erſchienen zu Leyden und ſind zwar noch jugendliche Verſuche des Verfaſſers, welche mit ſeinen ſpätern Schriften keinen Vergleich aushalten, zeigen aber doch ſchon, was ſich von ihm in reifern Jahren erwarten ließ (vgl. darüber das beifällige Urtheil Montucla's in deſſen Hist. des mathém. nouv. édit. Tom. II. p. 416 und ausführlicher in deſſelb. Hist. des recherches sur la quadrature du cercle, chap. 3). In dieſen Jahren ſetzte H. auch ſchon Verſchiedenes über Refractionen und Dioptrik auf, was ſpäterhin erſt in ſeinen Opp. posthum. gedruckt erſchien. Im J. 1655 reiſte H. nach Frankreich und erhielt zu Angers, wo damals eine proteſtantiſche Akademie exiſtirte, die juriſtiſche Doctorwürde. Nach ſeiner Rückkehr beſchäftigte er ſich nebſt ſeinem ältern Bruder mit dem Schleifen von Gläſern für größere Fernröhre, und verfertigte ein Teleſkop von 10 (holl.) Fuß Brennweite, mittels deſſen er zuerſt einen Trabanten des Saturn (unter den jetzt bekannten den ſechsten vom Saturn an gezählt) entdeckte. Dieſe Entdeckung theilte er, nach der Sitte damaliger Gelehrten, andern Aſtronomen Anfangs in einer Art von Räthſel mit [3]), das er ſogar auf das Objectiv ſeines Fernrohrs geſetzt haben ſoll. Die Beſchäftigung mit der Theorie und Praxis des Glasſchleifens blieb auch in der Folge ſtets eine Lieblingsbeſchäftigung unſers H. und ſeines Bruders; beſonders bemühten ſie ſich, wie die meiſten geſchickten Optiker ihrer Zeit, Gläſer von recht großer Brennweite zu verfertigen, welche ſich dann aber freilich nicht mehr mit den zugehörigen Ocularen in zuſammenliegende Röhren faſſen ließen, indem eine ſo lange Röhre viel zu ſehr der Biegung durch ihr eigenes Gewicht und vielen andern Unbequemlichkeiten ausgeſetzt iſt. So ſchliffen ſie in den Jahren 1681—1687 zwei Gläſer, das eine von 170, das andere gar von 210 Fuß Brennweite, und eine Menge anderer von mehr als 100 Fuß Brennweite. Im J. 1656 ſchrieb H. eine Abhandlung: De ratiociniis in ludo aleae, urſprünglich in holländiſcher Sprache, aus welcher ſie aber van Schooten, dem er dieſe Abhandlung überſandte, ins Lateiniſche überſetzte, und ſie ſeinem unter dem Titel: Exercitationes mathematicae herausgegebenen Werke beifügte. Noch als faſt ein halbes Jahrhundert ſpäter Jakob Bernoulli ſeine Ars conjectandi herausgab, ſchien ihm nichts zur Einleitung paſſender,

1) Dies iſt, nach Lalande's Zeugniſſe, die in Holland übliche Schreibart dieſes Namens, welcher auch Bayle folgt. H. ſelbſt unterſchreibt ſich in ſeinen in Frankreich oder dorthin geſchriebenen Briefen Hugens, in ſeinen lateiniſchen Schriften Hugenius. In den Philos. Transact. und andern Werken findet man abwechſelnd Huyghens, Hughens, Huguens und Hughuens geſchrieben.
2) S. *Bayle*, Dict. histor. et crit. Artik. Zuylichem, und Biograph. univ. T. XXI. Artik. Huygens (*Constantin*).

3) Admovere oculis distantia sidera nostris VVVVVVV CCCRRHMBQX, welches er ſpäter durch Verſetzung der Buchſtaben ſo erklärte: Saturno luna sua circumducitur diebus sexdecim horis quatuor. Er ſelbſt beſtimmte nachmals dieſe Umlaufszeit genauer in ſeinem Systema Saturnium auf 15 Tage und 23 Stunden.

die ebenerwähnte Schrift H.'s, welche der erste regelrechte Tractat über die, früher nur fragmentarisch von Pascal und Fermat behandelte, Wahrscheinlichkeitsrechnung war.

Das größte Verdienst, welches sich H. um die mathematischen und physikalischen Wissenschaften erworben hat, und wofür ihm die späteste Nachwelt ewigen Dank schuldig ist, besteht in seiner Erfindung der Pendeluhren, die er gegen Ende des Jahres 1656 machte, und worauf er am 16. Jun. des folgenden Jahres von den Generalstaaten ein Erfindungspatent erhielt. Zwar hatten schon vorher die Astronomen sich der Pendelschwingungen als eines Zeitmaßes bedient (vergl. den Art. Galilei), aber Keiner hatte das Pendel mit einem Uhrwerk in Verbindung gesetzt, sondern man hatte bisher jedes Mal einen eigenen Gehilfen bei dem Pendel angestellt, um dasselbe in Schwingung zu erhalten; was natürlich allemal nur während der Dauer einer Beobachtung anging, sodaß Räderuhr und Pendel, von einander getrennt, nur sehr unvollkommene Werkzeuge für die Zeitmessung waren. Mit der Verbindung beider zu einer Pendeluhr und mit der Anwendung der Fernröhre beginnt daher eigentlich die Epoche der neuern Astronomie. Auch zur Auflösung des für die Schiffahrt so höchst wichtigen Problems der Bestimmung geographischer Längen auf der See suchte H. seine Pendeluhr anwendbar zu machen, und wiewol ihm dies, wegen der schwankenden Bewegung der Schiffe, nicht glückte, so verdient doch der von ihm auch bei diesen Versuchen bewiesene Scharfsinn unsere ganze Hochachtung. Überhaupt ist es der hohe Grad von wissenschaftlicher Vollendung, zu welchem H. die Theorie seiner Erfindung erhob, nicht zufrieden, wie manche andere Erfinder, blos eine glückliche Idee in Umlauf gebracht, die völlige Ausführung derselben aber Andern überlassen zu haben, — es ist diese wissenschaftliche Vollendung, sage ich, welche ihm vorzüglich zum Ruhme gereicht. Seine hierauf bezüglichen Schriften, welche freilich nicht unmittelbar hinter einander, sondern zum Theil erst in folgenden Jahren, nach manchen dazwischenfallenden andern Arbeiten, von ihm herausgegeben wurden, und von denen die dritte besonders nicht allein die Mechanik, sondern auch die Theorie der Curven weiter befördert, sind folgende: **Horologium** (Hagae Comitum 1658. 4.), eine kurze den Generalstaaten von Holland und Westfriesland zugeeignete Beschreibung seiner Uhr. **Brevis institutio de usu horologiorum, ad invenienda longitudines**, ursprünglich für die Schiffer in holländischer Sprache aufgesetzt. **Horologium oscillatorium, sive de motu pendulorum ad horologia aptato, demonstrationes geometricae**; dieses Hauptwerk von H. über seine Erfindung, erst während seines, nachher zu erwähnenden, Aufenthalts in Paris ausgearbeitet und im J. 1673 in Folio mit einer an Ludwig XIV. gerichteten Dedication herausgegeben, enthält: 1) descriptionem horologii oscillatorii; 2) de descensu gravium, et motu eorum in Cycloide [4]); 3) de evolutione [5]) et dimensione linearum curvarum; 4) de centro oscillationis seu agitationis; 5) alterius horologii constructionem, in quo circularis est penduli motus, et theoremata de vi centrifuga. Alle diese und einige kleinere, einen Streit über die von H. angegebene Bestimmung des Mittelpunkts der Schwingung betreffende Schriften findet man vereinigt in dem ersten Theile der von 's Gravesande veranstalteten Sammlung Hugenianischer Werke.

Im J. 1659 gab H. sein Systema Saturnium heraus, worin er zuerst die auffallenden Veränderungen in der Erscheinung der Gestalt dieses Planeten, welche man schon seit Erfindung der Fernröhre beobachtet, aber bis dahin vergeblich zu erklären versucht hatte, durch die Annahme eines Ringes genügend erklärte, welcher den Saturn umgibt. H. hatte diese Entdeckung schon am Schluß einer, im März des J. 1656 herausgegebenen, kleinen Schrift: De Saturni luna observatio nova, durch ein Buchstabenräthsel angedeutet, dessen Auflösung er jetzt in den Worten gab: Annulo cingitur, tenui, plano, nusquam cohaerente, ad eclipticam inclinato. Huygens fußte hierbei auf so genaue Beobachtungen und Rechnungen, daß er ein völliges Verschwinden der scheinbaren Handhaben der Saturnscheibe für das Jahr 1671 und ihr Wiedererscheinen im J. 1672 voraussagte, eine Verkündigung, deren Eintreffen die Zweifel seiner Gegner niederschlug. H.'s Systema Saturnium enthält außerdem manche andere interessante und damals neue Beobachtungen, z. B. über den großen Nebelflecken im Sternbilde des Orion, über die Streifen am Jupiter und Mars ꝛc., ferner das scharfsinnige Verfahren H.'s, um den scheinbaren Durchmesser der Planeten zu messen, welches als die erste Idee der jetzt üblichen, freilich seitdem sehr vervollkommneten, Mikrometer angesehen werden muß. Im J. 1660 machte H. eine zweite Reise nach Frankreich und ging von dort im folgenden Jahre nach England, wo man begierig sein Verfahren bei Verfertigung der Ferngläser von ihm erlernte, weil seine Teleskope, denen er damals noch nicht über 24 Fuß Brennweite gab, unter allen, die man kannte, die besten waren. Nach seiner Rückkehr aus England beschäftigte er sich viel mit Versuchen durch die Luftpumpe, und gab auch für diese damals noch neue Erfindung manche Verbesserungen an. Ferner stellte er schon in dieser Zeit in einem Brief an W. Jones eine Regel auf, um die Höhe eines Standpunkts über der Meeresfläche aus dem auf diesem Punkte beobachteten Luftdruck, und umgekehrt, abzuleiten. Zugleich entdeckte er auch die Gesetze des Stoßes elastischer Körper, welche Gesetze später auch von Wallis und Wren in England gefunden wurden, und zu einem gelehrten Streite zwischen dem

4) Die merkwürdigen Eigenschaften dieser Curve, daß sie eine Autochrone und daß ihre Evolute wieder eine Cykloide sei, sind Entdeckungen von H. (vergl. d. Art. Cycloide).

5) Die Theorie der Abwickelung krummer Linien, welche seitdem so viele der berühmtesten Geometer beschäftigt hat, ist hier zuerst vorgetragen, und gehört zu den schönsten Erfindungen von Huygens.

Letztern und Huygens Veranlassung gaben. Im J. 1663 reiste H. aufs Neue nach Paris, und von dort mit seinem Vater, der dort diplomatische Geschäfte gehabt hatte, nach England, wo er diesmal von der Royal Society zu London zu ihrem Mitglied erwählt wurde. Nach Verlauf einiger Monate ging er von London wieder nach Paris. Im J. 1664 kehrte er nach dem Haag zurück, und bestand dort siegreich in einem Streit über die Priorität der Erfindung der Pendeluhren. Um diese Zeit wurde in Paris auf Colberts Betrieb die dort schon seit fast 30 Jahren sich in regelmäßigen Sitzungen versammelnde freie Verbindung von Gelehrten zu einer königl. Akademie der Wissenschaften erhoben, und zur Erhöhung ihres Glanzes wurden mehre berühmte fremde Gelehrte als Mitglieder nach Frankreich berufen. Auch Huygens erhielt im J. 1665 diesen ehrenvollen Ruf, wobei ihm, außer einem bedeutenden Jahrgehalt, eine freie Wohnung in dem Gebäude der königl. Bibliothek zugesichert wurde. H. folgte diesem Ruf im J. 1666, und blieb, mit geringen Unterbrechungen, 15 Jahre in Paris, während welcher Zeit er die Memoiren der Akademie mit einer Menge trefflicher, theils die Vervollkommnung seiner frühern, theils neue Erfindungen und Entdeckungen betreffend, bereicherte, sein schon erwähntes Horologium oscillatorium ausarbeitete, und durch mündliche und schriftliche Mittheilungen und Rathschläge den Scharfsinn und die Erfindungsgabe seiner Bekannten anregte und leitete. Dankbar erkennt dies Letztere besonders Leibnitz an, der in den Jahren 1672 und 1673 viel mit Huygens verkehrte, und gesteht, daß ihm dadurch eine Welt voll neuer Ideen aufgegangen sei. In diese Zeit fällt auch die Anwendung der Spiralfeder zur Regulirung des Ganges der bis dahin noch sehr ungenauen Taschenuhren; eine Erfindung, welche Huygens zwar von zwei andern geschickten Mechanikern streitig gemacht wurde (vergl. die Art. Hautefeuille und Hooke), aber sicherlich von H., wenn auch gleichzeitig mit Jenen, doch unabhängig von ihnen und in größerer mathematischer Vollendung gemacht wurde. Ein Paar andere gelehrte Streite, welche H. in Paris hatte, mögen hier nur kurz angeführt werden; den einen ziemlich hartnäckigen führte er mit einem Abbé Catelan, der seine treffliche Theorie der Centra oscillationis sehr mit Unrecht angriff (der gewechselten Streitschriften ist schon oben gedacht worden); den andern, der mit einer damals ungewöhnlichen Ruhe und Artigkeit von beiden Seiten geführt wurde, hatte er mit dem Chevalier Renau, dem Erfinder der Bombardiergalioten, in Betreff des Manövers der Schiffe, zu bestehen. Die vornehmsten Gegenstände seiner in der pariser Akademie vorgelesenen Abhandlungen und einiger andern, die er in derselben Zeit an die königl. Societät zu London sandte, sind: Untersuchungen über die Natur und Eigenschaften des Lichts, über die Ursache der Schwere, über den Magnet[6]), über Verbesserung des Barometers, über eine von ihm erfundene vollkommene Wasserwage am Fernrohr, über mancherlei Projecte zu neuen Maschinen, aber auch über strengere Beweise für die Grundlagen der Statik. Zweimal, im J. 1670 und 1675, mußte sich H., um seine durch zu angestrengtes Arbeiten zerrüttete Gesundheit herzustellen, in den Schoos seiner Familie nach Holland begeben. In der vor der Sammlung seiner Werke von 's Gravesande stehenden Biographie H.'s wird die mit der Zunahme seines Alters immer nöthiger werdende sorgfältige Pflege seiner Gesundheit auch allein als Grund angegeben, warum er im J. 1681 ganz seinen Abschied von der pariser Akademie nahm und in sein Vaterland zurückkehrte; doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch die Zurückrufung des Edicts von Nantes ihn mit dazu veranlaßt habe. Wenigstens schließt dies Delambre daraus, daß H. zugleich alle Correspondenz mit der pariser Akademie abbrach, während er fortdauernd Memoiren für die Philosophical Transactions nach London sandte, und überhaupt keineswegs aufhörte, sich mit gelehrten Arbeiten eifrig zu beschäftigen. Im J. 1682 construirte H. ein Planetarium und wurde durch diese Arbeit auf die Entdeckung einer Eigenschaft der Kettenbrüche hingeleitet, welche Lagrange in seinen Zusätzen zu Eulers Algebra une des principales découvertes de ce grand géomètre nennt. Um nämlich die Umläufe der verschiedenen Planeten um die Sonne völlig genau darzustellen, müßte man Räder anwenden, bei denen die Anzahlen der Zähne in den nämlichen Verhältnissen ständen, wie die Umlaufszeiten. Da aber diese Verhältnisse irrational sind, oder wenigstens nur durch sehr große Zahlen mit einer gewissen Genauigkeit dargestellt werden können, während sich die Anzahl der Zähne eines Rades nur bis an eine bestimmte Grenze, die von der Größe des Rades abhängt, vermehren läßt; so ist man genöthigt, sich mit einer annähernden Genauigkeit zu begnügen, und es kommt nun darauf an, die Verhältnisse in kleinern Zahlen auszudrücken, sodaß sie soviel als möglich der Wahrheit nahe bleiben, und weniger als jedes andere Verhältniß, das nicht in größern Zahlen ausgedrückt ist, davon abweichen. Huygens löst diese Aufgabe mittels der Kettenbrüche, zeigt, wie solche Brüche entstehen und entwickelt die vornehmsten Eigenschaften der daraus entspringenden Näherungsbrüche (s. Descriptio automati planetarii am Schlusse der Opp. reliqua). Während H. noch mit diesen und ähnlichen, zum Theil schon erwähnten, mechanischen, astronomischen und optischen Arbeiten beschäftigt war, bereitete sich in der mathematischen Welt eine wichtige Umwälzung vor. Es war nämlich im J. 1684, wo Leibnitz seine neuerfundene Differentialrechnung und einige Anwendungen derselben bekannt machte (vergl. d. Art. Leibnitz). Die ersten Versuche in diesem neuen Calcul wurden Anfangs keineswegs gehörig gewürdigt, ja nicht einmal recht verstanden. Selbst Huygens trifft dieser Vorwurf; denn, obgleich aufmerksam gemacht durch die von Leibnitz in den leipziger Actis Eruditorum vorgelegte Aufgabe in Betreff der isochronischen Curve, gab er sich doch nicht sogleich die Mühe, die neue Methode zu studiren, zumal,

6) Diese Abhandlung über den Magnet findet sich in den Protocollen der pariser Akademie verzeichnet, ist aber nie gedruckt worden.

da es ihm gelang, die Aufgabe durch die ältern ihm geläufigen Methoden zu lösen. Einige Jahre später, als Jakob Bernoulli die Betrachtung der Kettenlinie, mit welcher sich schon Galilei ohne eigentlichen Erfolg beschäftigt hatte, wieder in Anregung brachte, löste H. zwar auch diese Aufgabe noch vermittels der ältern Methoden, wurde aber doch nun geneigter, sich mit dem neuen Calcul bekannt zu machen, und suchte in einer Correspondenz mit Leibnitz und l'Hopital sich über die ihm aufstoßenden Schwierigkeiten zu belehren. Doch, ehe wir zu dieser Art von Bekehrung von H. gelangen, ist, der Zeitfolge nach, noch manches Vorhergehende aus seinem Leben, oder, was bei ihm dasselbe ist, aus seinem wissenschaftlichen Wirken zu erzählen. Im J. 1686 hatte Newton seine Principia philosophiae naturalis herausgegeben, und es mochte wol vorzüglich der Wunsch sein, den Verfasser dieses unsterblichen Werkes persönlich kennen zu lernen, welcher Huygens bewog, im J. 1689 zum dritten Mal England zu besuchen. Nach seiner Rückkehr gab er im J. 1690 die schon vorher einmal erwähnten Abhandlungen über das Licht und über die Ursache der Schwere, in französischer Sprache in Druck. Beide Abhandlungen hatte H. schon während seines Aufenthalts in Paris verfaßt und der dortigen Akademie mitgetheilt, sie erschienen aber jetzt mit vielen Zusätzen bereichert. In der erstern von diesen Abhandlungen stellt Huygens die nachher von Euler vertheidigte und in neuester Zeit durch Malus, Fresnel, Fraunhofer, Herschel den Jüngern und andere geschickte Physiker wieder sehr empfohlene Undulationstheorie des Lichts zuerst auf und leitet daraus das mathematische Gesetz für die doppelte Brechung des Lichts im isländischen Krystalle her. Wir enthalten uns hier jedes Urtheils über die Vorzüge dieser Theorie, sowie über die Vorzüge des entgegengesetzten Emissions- oder Emanationssystems, um so mehr, da in dem Art. Licht beide Systeme ausführlich zu vergleichen sind. In der Abhandlung über die Ursache der Schwere kommen schöne Untersuchungen über die Gestalt der Erde vor, deren Abplattung an den Polen Huygens zuerst im J. 1669 behauptet [7]) und nachher wiederholt hatte, als Richer bei seiner Rückkehr aus Cayenne bekannt machte, daß dort das aus Paris mitgebrachte Pendel um 1¼ Linie zu verkürzen sei, wenn es ferner Secunden schlagen sollte. Schon damals hatte H. diese Erscheinung aus der durch die größere Schwungkraft verminderten Schwere am Äquator und aus der daraus folgenden größern Anhäufung der Materie gegen den Äquator hin erklärt, und somit die Erde für ein an den Polen abgeplattetes Sphäroid erkannt. In der Ausgabe seiner Abhandlung, von welcher wir jetzt sprechen, bestätigt und erläutert H. diese Behauptung durch neue Betrachtungen und Rechnungen; inzwischen hatte Newton durch richtigere Ansichten von der allgemeinen Schwere geleitet, den Unterschied zwischen der Länge der Erdaxe und der des Durchmessers des Äquators schon genauer berechnet, als Huygens, welchem jedoch immer das Verdienst der ersten Entdeckung bleibt. Übrigens enthielt H.'s Abhandlung auch viele andere interessante Betrachtungen, z. B. über die logarithmische Linie und die durch sie erzeugten Flächen und Körper. Die Eigenschaften dieser Curve hatten ihm dazu gedient, die Bewegung der Körper in einem widerstehenden Mittel zu bestimmen; er gab aber nur die Resultate dieser Betrachtungen an, die Beweise dafür hat später ein geschickter italienischer Mathematiker, Guido Grandi, geliefert. Sie bilden ein eigenes Werk, welches in die Ausgabe 's Gravesande's von H.'s sämmtlichen Werken mit aufgenommen ist. In die nun folgende Zeit von H.'s Leben fällt seine schon erwähnte wachsende Geneigtheit, sich mit dem Differentialcalcul vertraut zu machen. Er bediente sich dieses Calculs jetzt selbst mit Glück bei seinen Untersuchungen in der höhern Geometrie, und erkannte die Vorzüge desselben vor den ältern Methoden, ja die unumgängliche Nothwendigkeit desselben bei der Auflösung mancher Aufgaben, verdientermaßen an. In einem kleinen Aufsatze, der sich auf eine von Johann Bernoulli in den Actis Eruditorum vom J. 1693 vorgelegte Arbeit bezieht, und in demselben Jahrgange dieser Zeitschrift S. 475, 476 abgedruckt ist, äußert H. unter Andern: Praeterea observanda venit in hoc problemate inusitata ac singularis analysis via, quae ad alia multa in hac tangentium doctrina aditum aperit, ut egregie jam animadvertit vir celeberrimus, *calculi differentialis* inventor, sine quo vix esset ut ad hasce geometriae subtilitates admitteremur. Mit Eifer setzte H. seitdem seine Bemühungen, den neuen Calcul weiter auszubilden und anzuwenden, fort, und mit Recht erwarteten Leibnitz und die ganze gelehrte Welt von einem solchen Manne noch viele wichtige Entdeckungen, die er, mit Hilfe eines bisher von ihm vernachlässigten so vortrefflichen analytischen Werkzeugs machen konnte, als leider der Tod diese Hoffnungen vereitelte. Im Anfange des J. 1695 wurde H. gefährlich krank, seine Geisteskräfte nahmen ab, und er erholte sich kaum noch einmal soweit, daß er über sein bedeutendes Vermögen und seine Manuscripte letztwillig verfügen konnte. Ersteres vermachte er den Söhnen seines dritten Bruders, seine Papiere aber der Bibliothek zu Leyden; die letztern zu ordnen und das Wichtigste davon herauszugeben, übertrug er den Professoren Burcher de Volder in Leyden und Bernhard Fullen in Franeker. Bald darauf, den 8. Jul. 1695, beschloß Huygens sein thatenreiches Leben im Haag in einem Alter von 66 Jahren und drei Monaten. H. war, wie sein jüngerer Zeitgenosse, Newton, niemals verheirathet. Obgleich durch seine Geburt und sein Vermögen berufen, in der großen Welt zu leben, zog er es vor, in stiller Zurückgezogenheit den Wissenschaften obzuliegen, und wohnte darum am liebsten auf dem Lande. Während seines Aufenthalts in Paris soll er jedoch die Gesellschaft der berühmten Ninon zuweilen besucht und sogar, wie man sagt, in ziemlich schlechten Versen diese Dame besungen haben. Es ist in der That erstaunungswürdig, wieviel H. ungeachtet seiner häufigen Reisen und seines ausgebreiteten Briefwechsels mit den meisten ausgezeichneten Gelehrten seiner Zeit für die Mathematik und Physik, in der weitesten

7) *Delambre*, Hist. de l'Astron. moderne. T. II. p. 558.

Bedeutung dieſer Wörter, geleiſtet hat [8]). Eine Überſicht ſeiner hinterlaſſenen Papiere zeigte, wie ſein Kopf, weit entfernt erſchöpft zu ſein, noch eine Fülle von neuen Ideen in ſich trug, von denen er leider zum Theil nur die Andeutungen aufgeſetzt hatte. Die Werke deſſelben, welche ſich unter ſeinem Nachlaſſe zum Drucke fertig vorfanden, und als opera posthuma im J. 1700 erſchienen ſind, waren: Dioptrica, worin die erſte vollſtändige Theorie der Teleſkope und Mikroſkope enthalten iſt; Commentarii de formandis vitris (urſprünglich holländiſch geſchrieben, aber von Boerhave ins Lateiniſche überſetzt); De Coronis et parheliis, welche Erſcheinungen zuerſt H. aus der Reflexion und Refraction erklärt, die das Licht an in der Luft ſchwebenden feinen Hagelkörnern und Eisnadeln erleidet; De motu corporum ex percussione, wo H. die ganze Lehre vom Stoße der Körper ſchöner als in ſeinen frühern Aufſätzen [9]) über dieſen Gegenſtand, mit welchem er ſich ſchon ſeit 1663 beſchäftigt hatte, und hier zuerſt mit ſinnreichen Beweiſen vorträgt; De vi centrifuga (in ſeinem Horologio oscillatorio hatte H. die von ihm entdeckten Geſetze der Schwungkraft im Kreiſe zuerſt bekannt gemacht, jedoch ohne Beweiſe; hier theilt er nun dieſe Beweiſe mit, und macht zugleich ſcharfſinnige Anwendungen ſeiner Sätze auf beſondere Arten der Schwungbewegung, z. B. auf die der Erde, deren abgeplattete Geſtalt er daraus ableitet); Automati planetarii descriptio, wovon ſchon vorher die Rede geweſen iſt. Ein merkwürdiges Werk von Huygens, das zwar auch erſt nach ſeinem Tode, im J. 1698, erſchien, aber nicht zu ſeinen operibus posthumis gerechnet wird, weil der Druck deſſelben ſchon bei ſeinem Lebzeiten begonnen hatte, iſt ſein *Κοσμοθέωρος* s. de terris coelestibus earumque ornatu conjecturae, worin er vorzüglich Betrachtungen über die phyſiſche Beſchaffenheit der Planeten, über die Wahrſcheinlichkeit, daß auch ſie, wie die Erde, von lebendigen Weſen bewohnt ſeien, und über die vermuthliche Beſchaffenheit dieſer Weſen anſtellt. Über die Bewohnbarkeit der Sonne wagt H. keine Vermuthungen. Von den Fixſternen behauptet er mit Recht, gegen Kepler, daß kein Grund vorhanden ſei, ſie nicht für ebenſo bedeutende, ebenſo von Planeten umkreiſte Sonnen, wie unſere Sonne, zu halten. Auch ſucht er die Entfernung des Sirius, als des vermuthlich nächſten Fixſternes, zu beſtimmen, bedient ſich aber dabei einer Methode, welche die geſuchte Entfernung erweislich viel zu gering angibt, und mithin kein Vertrauen verdient. Die beſte Ausgabe ſämmtlicher Werke von H. iſt die ſchon mehrmals erwähnte von 's Graveſande veranſtaltete, welche unter folgenden Titeln erſchien: Christiani Hugenii Zulechemii, dum viveret Zelemii toparchae, opera varia, 2 volumina oder 4 Tomi in 4., mit fortlaufender Seitenzahl (Leyden 1724), und Christiani Hugenii etc. opera reliqua, 2 voll. in 4. (Amſterd. 1728). Dieſe Sammlung enthält, mit Ausnahme von 13 in die Philos. Transact. eingerückten Aufſätzen, alle Werke H.'s, welche im Druck erſchienen ſind, und von denen einige, die urſprünglich in Zeitſchriften, Briefſammlungen, oder in einzelnen Broſchüren zerſtreut erſchienen, von uns, um nicht zu weitläufig zu werden, nicht erwähnt worden ſind, obgleich ſie alle den Stempel des Genies ihres Verfaſſers tragen. In den Protocollen der londoner königl. Societät befinden ſich außerdem noch einige Schriften H.'s verzeichnet, welche aber niemals gedruckt worden ſind [10]). (*Gartz.*)

HUYN von Amstenrad, adeliges, endlich gräfliches Geſchlecht der Provinz Limburg, unterſcheidet ſich durch die Ausſprache, Huyn, ſattſam von den lothringiſchen Huyn, auf deren Namen die gewöhnlichen Regeln der franzöſiſchen Sprache angewendet werden, ſowie die nämliche Ausſprache Huhn die Verwandtſchaft mit den bekannten Grafen von Hoënsbroëk, in der Ausſprache Huhnsbruck (oder Hoën von Broek) andeutet. Wirklich, wie auch bereits Th. IX. S. 223 dieſer Section geſagt, entſtand der Name Hoënsbroëk erſt, nachdem Hermann von Hoën oder Huyn, in dem Bruch an dem Kötelnbache, ſüdlich von Amſtenrad, das Schloß Hoënsbroëk erbaut, und den davon angenommenen Namen auf ſeine Nachkommen vererbt hatte. Gert Huyn von Amſtenrad erſcheint 1545, und auch noch 1558, als des teutſchen Ordens Comthur und Voigt zu Weſenberg, in Eſthland, verließ aber im letzten Jahr, aus Furcht vor den Ruſſen, ſeine Burg, um ſolche nicht mehr wiederzuſehen. Gottfried Huyn von Amſtenrad, gewöhnlicher nach der ihm zuſtändigen Herrſchaft St. Jans Ghelen, an dem Kötelnbach oberhalb Sittard, der Freiherr von Ghelen, Geelen oder Gleen genannt, war Teutſchordens Ritter und Landcomthur der Ballei Altenbieſen, und diente in dem dreißigjährigen Krieg unter dem Paniere der Ligue. Im J. 1639 erhielt er an Götzens Stelle, der wegen des Verluſtes von Breiſach in Ungnade und Unterſuchung gefallen war, das Commando der bairiſch-liguiſtiſchen Armee am Rhein, und die Würde eines Generalfeldmarſchalls. Im Auguſt 1640 mußte er, auf ausdrückliches Verlangen des Kurfürſten von Mainz, die Belagerung des von den Weimariſchen beſetzten, für die Nachbarſchaft ſehr läſtigen, Bingen unternehmen. Stadt und Schloß zugleich wurden vom 16. Auguſt an beſchoſſen, und nachdem ein Thurm gefällt worden, mußte die Beſatzung ſich auf Gnade und Ungnade ergeben. Nicht minder glücklich war Ghelen vor Friedberg, vor deſſen Mauern er am 24. Nov. anlangte; die Stadt wurde mit Sturme genommen, die Burg übergab der Commandant, Johann Latomus, am 1. Dec. 1640 mit Accord, worauf der Feldmarſchall ſein Volk den Main hinaufführte, und zu Würzburg die

8) Einiges davon hat P. J. Uylenbroek aus den leidener Handſchriften bekannt gemacht in Christ. Hugenii aliorumque sec. XVII. viror. celebr. exercitatt. mathematicae (bis jetzt Fasc. I et II. Lugd. 1833. 4.). 9) Vgl. z. B. Philos. Transact. von 1669.

10) Quellen: Hugenii vita vor der Ausgabe ſ. Werke von 's Graveſande und dieſe Werke ſelbſt. *Jérôme Le Français* (*Lalande*), Astronomie, 3ième édit. T. I. p. 170. *Montucla*, Hist. des mathématiq. Nouv. édit. T. II. p. 84—87, 153 sq., 413 sq., 549 sq. T. IV. p. 549. *Maurice* in der Biogr. univ. T. XXI. *Delambre*, Hist. de l'astron. moderne. T. II. p. 549—586. Ein éloge auf Huygens, welches in den Oeuvres complètes de *Condorcet*, T. I, ſtehen ſoll, habe ich nicht erlangen können.

Winterquartiere bezog. Er bewahrte die Hochstifter Würzburg und Bamberg gegen einen projectirten schwedischen Einfall, verließ jedoch im Junius 1641 die Armee. Im J. 1642 stand er bei der Hatzfeldschen Armee, die Anfangs Julius aus der Wetterau nach Cöln gezogen kam. Im Frühjahre des folgenden Jahres (1643) wurde zwischen Kurcöln, Pfalzneuburg und andern Ständen des westfälischen Kreises, wegen Errichtung eines Defensionswerkes, an dessen Spitze Ghelen zu stellen, in Cöln gehandelt, es verzog sich aber damit bis zum Mai des J. 1644. Jetzt endlich notificirte der kaiserl. Gesandte, Graf von Traun, den Kreisständen, die sich, ungefähr 20 an der Zahl, in dem kurfürstlichen Hofe zu Cöln versammelt hatten, der Kaiser habe auf der Stände Begehren den Grafen von Ghelen in dem Generalate bestätigt. Ghelen, als über des westfälischen Kreises Defensionsarmee bestellter kaiserl. General, verließ das friedliche Altenbiesen, um sein Commando in Cöln anzutreten. „Bei dem stattlichen Bankett, so er zum Willkommen anrichten lassen, fingen zwei der Gäste, der Oberst Graf von Merode und der Oberst Philipp einen Zwyspalt an, und ist die Sache soweit kommen, daß sie beide mit der Fochtel auf einander gangen, davon Philipp in den Hals, Merode aber in die Hand verwundet worden. Nachdem nun dieser Letzte durch die andern anwesenden Cavalieri weggenommen, und für das Thor gebracht, ist er daselbst mit bloßem Degen stillstehend verblieben, bis indessen der General de Werth seinen Abschied genommen, und sich nach Hause begeben wollen. Wie nun diesem das Thor geöffnet worden, kompt ihm der von Merode entgegen, sagende: es wäre einer so gut als der andere, darüber diese ebenmäßig in Duell gerathen. Nachdem sie nun etlichemal auff einander loßgangen, siehe, da hat der General de Werth seinem Gegentheil, dem Grafen von Merode, eine solche Wunde geschlagen, an welcher er alsbald todt geblieben." Soweit der Bericht von dem Bankette. Ghelen fand aber ebenfalls sofort Gelegenheit, seine Gegenwart zu bethätigen (Jun. 1644). Eine hessische Partei von 500 Mann, unter dem Obersten Kotzen, hatte in dem jülicher Lande arg gehaust, und wollte mit vielen gefangenen Hausleuten und erbeutetem Viehe den Rückweg nach Neuß antreten, als Ghelen ihn durch einige kurcölnische Compagnien, die er aus den Besatzungen von Zons, Lechenich und Brühl gezogen, den Paß verrennen ließ. Die ganze Partei wurde zerstreut, und der Oberst Kotzen selbst, sammt 300 Mann, gefangen in Brühl eingebracht. Auch auf mehren andern Punkten hatte die westfälische Defensionsarmee Glück, sodaß ihr General in Versuchung gerieth, seine Operationen den Rhein aufwärts auszudehnen. Er zog deshalb in Coblenz, wo er eine Schiffbrücke schlagen lassen, eine bedeutende Truppenmacht zusammen. Allein der Angriff auf Bacharach blieb erfolglos, nachdem wol die Stadt, keinesweges aber die Feste Stahleck, zu überwältigen gewesen, und Ghelen kehrte zu seinem vorsichtigen Defensivsysteme zurück, erreichte auch damit, nachdem er den Herzog von Lothringen an sich gezogen, soviel, daß nicht nur das Erzstift Cöln, sondern auch das Moselthal einer ganz ungewohnten Ruhe genießen konnten. Dieser Zustand der Dinge erzeugte in Wien und München den Wahn, daß man aus den dortigen Gegenden ohne Gefahr eine bedeutende Truppenmasse wegziehen könne, und Ghelen mußte, soviel er auch dagegen einzuwenden hatte, im Junius 1645 aus dem Cölnischen aufbrechen, um sich über Limburg an der Lahn mit der bairischen Armee, unweit Aschaffenburg, zu vereinigen. Diese Armee, jetzt 16,000 Mann zählend, zog über Miltenberg, Amorbach, durch das Ansbachische, nach dem Ries, und lieferte am 3. (13.) August 1645 das Treffen bei Allerheim, worin Mercy getödtet, Ghelen gefangen wurde. Ihn befreite aber zur Stunde der Herzog von Enghien, der ihn noch dazu mit einem Roß und sehr kostbarem Sattelzeuge beschenkte, und empfohlen durch seinen jüngsten Feldzug an den Niederrhein, wurde er an Mercy's Stelle von dem Kurfürsten mit dem Commando der Armee betraut. Jedoch das bewahrende und zögernde in des Feldherrn Charakter begründete System, das sich in einem Lande von mäßigem Umfange ganz vortheilhaft bewiesen hatte, konnte auf dem großen Kriegstheater, gegenüber von zahl- und rastlosen Feinden, unmöglich glücken. Ghelen unternahm, wagte und bewahrte nichts, verlor seine Zeit und seine Truppen in fruchtlosen Märschen, und verrichtete in den drei Jahren seines Commando's auch nicht eine Waffenthat, die wir beschreiben könnten, außer daß er, nachdem er sich im Julius 1646 mit dem Erzherzoge Leopold Wilhelm bei Fulda vereinigt, in einem Gefecht an der Ohm eine Wunde davon trug. Das letzte Mal wird seiner im November 1647, bei Gelegenheit der ihm zu Weiden, in der Oberpfalz, angewiesenen Winterquartiere gedacht, und es scheint, daß sein Austritt von der Armee ganz unbemerkt blieb. Gewiß ist, daß er den Feldzug von 1648 nicht machte. Er starb zu Altenbiesen, oder Mastricht, im J. 1657. Sein Brudersohn, Arnold Wolfgang, durch kaiserl. Diplom vom 16. Oct. 1663, Graf Huyn von Ghelen und Amstenrad, Frhr. von Wachtendonk, Herr von Orsbeck, Spaubeck, Jabeck, Bronsem, Schinnen, Schinvelt, Bingenrädt, Merkelbach ꝛc., kaiserl. königl. Kämmerer und Reichshofrath, starb im J. 1668, und es wurde ihm, da er der Letzte seines Stammes, das zerbrochene Wappenschild mit in das Grab gegeben. Das Hauptgut, Amstenrad, ist eine der schönsten und bedeutendsten Herrschaften in der Umgebung von Sittard und Mastricht. (*v. Stramberg.*)

HUYSEBURG, königl. Domaine im Kreise Oschersleben des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg, aus einem Hause mit 24 Bewohnern und einer katholischen Kirche bestehend, hoch auf dem zwei Meilen langen bewaldeten Höhenzuge des Huywaldes, der sich in zwei Parallelketten von Dardesheim bis nahe an Schwanebeck erstreckt und völlig isolirt ist. Huyseburg liegt in 800 Fuß absoluter Höhe und 500 Fuß über die umliegende Gegend, daher man von diesem weit gesehenen Ort eine ausgedehnte und schöne Aussicht hat. Er war früher eins der Benedictiner-Mönchsklöster, dessen Abt Landstand des Fürstenthums Halberstadt und zugleich Abt zu Minden war. (*Klaehn.*)

HUYSMANN, 1) Cornelius, auch Huysmann von Mecheln genannt, war im J. 1648 zu Antwerpen geboren, genoß den Unterricht im Malen bei Kaspar de Witte und Jakob von Artois. In des Letztern Manier arbeitete er Anfangs, aber in der Folge besserte er sich so sehr, daß er einer der besten Landschaftsmaler der Niederlande wurde. Da ihn van der Meulen schätzte, suchte dieser ihn unter vortheilhaften Bedingungen an den französischen Hof zu bringen, welches er aber mit der Entschuldigung ausschlug, er verstehe nicht genug Französisch. Gleich geschickt in Landschaften, Figuren und Thieren, malte H. öfter landschaftliche Hintergründe in die Gemälde anderer Künstler, oder die Figuren in die Landschaften derselben. Seine Manier ist im Geschmacke der Italiener, die Färbung ist pikant und wahr, und die Behandlung des Ganzen vortrefflich, kurz er ist in seinem Fach als ein vollkommener Meister zu betrachten. Er starb im J. 1727 [1]).

2) Jakob H., auch Housemann genannt, ein Schüler von Bakereel. Als sein Lehrer, wegen einiger satyrischen Verse von den Jesuiten verfolgt, fliehen mußte, ging H. nach England, wo er sich durch seine Arbeiten ein solches Ansehen erwarb, daß er sogar dem beliebten Lely gefährlich wurde. Zu den Werken, welche er daselbst ausführte, gehören das Bildniß der Königin Katharina von Portugal, und das Altarblatt in der Kapelle der Königin zu St. Jakob. Er starb im J. 1694, 40 Jahre alt.

3) Nikolaus, geboren zu Mecheln 1656, war ein geschickter Landschaftsmaler. Mit der Perspective hinlänglich bekannt brachte er große Vertiefungen und weite Aussichten in seine Werke. Seine Manier ist leicht; auch unterscheidet er sich in der Färbung von den Niederländern [2]). (*A. Weise.*)

4) Rolef, s. Agricola (Rudolf).

HUYSSE, ein großes Dorf mit 3850 Einwohnern, liegt in der belgischen Provinz Ostflandern, in dem Bezirke von Gent; Hauptbeschäftigung der Einwohner ist Landwirthschaft und Linnenweberei. (*J. C. Schmidt.*)

HUYSUM (Johann van), geboren zu Amsterdam 1682, wurde von seinem Vater Justus Huysum, der sich in mehren Gattungen der Malerei beschäftigte, unterrichtet, folgte Anfangs ganz der Weise seines Vaters, und malte Landschaften mit römischen Ruinen, brachte es auch in dieser Gattung zu vieler Geschicklichkeit, ohne daß diese seine Leistungen bei seinen Landsleuten, welche mehr für die vaterländische Natur empfänglich waren, eben Beachtung fanden. Dies veranlaßte ihn auf anderm Wege sein Heil zu versuchen. Vielleicht war Mignon der Meister, der seinem Geschmack eine andere Richtung gab; gewiß ist, daß die Arbeiten desselben ihm Anfangs als Vorbilder dienten. Bald stand er fesselfrei, und überstrahlte alle Künstler, welche in der Blumenmalerei einen Rang erlangt hatten. Daher fehlte es ihm sehr bald nicht an Mustern zu seinen Gemälden, indem die vorzüglichsten Blumisten ihn mit den schönsten Erzeugnissen ihrer Gärten versahen, welche er auch in solcher Vollkommenheit nachzuahmen wußte, daß man behauptete, er verstehe das Geheimniß, die Natur in seinen Darstellungen zu verschönern. Mochte auch der Enthusiasmus für ihn übertrieben sein, so bleibt es doch wahr, daß durch kluge Zusammenstellung der mannichfaltigen Farben eine größere Wirkung erreicht wird, als durch das, was in der Natur zerstreut ist. Nicht nur verband er jede Blume mit der andern ihr befreundeten, sondern ordnete auch mit nicht weniger Geschmacke den Bau der Gruppen, und sorgte für das Mannichfaltige ohne Überladung. Die Schmetterlinge und Insecten, die Vögel mit ihren Nestern, bald flatternd um die Blumen, bald sich auf den Stengeln derselben wiegend, sogar die Thautropfen auf den Blättern, scheint Alles der Natur abgelauscht zu sein. Nicht minder vollkommen sind die Vasen, in welche er die Blumen setzte, und die wohl angebrachten Basreliefs an den Gefäßen verrathen eine große Meisterschaft. Auf gleiche Weise bemüht er sich, in technischer Hinsicht zu befriedigen, wendet auf Farben und Öle die größte Sorgfalt, sodaß er bei Bereitung derselben Jedermann, sogar seine Brüder, entfernt hielt. Bei aller Sorgfalt aber, die H. der Ausführung seiner Gemälde widmete, selbst bei den mannichfaltigen Lasuren, welche er anzubringen genöthigt war, ist doch in seinen Werken keine Trockenheit sichtbar; der Duft, das Sammetartige, das Durchsichtige und Saftige der Früchte ist genau wiedergegeben, ohne daß man die Mühe gewahr würde, welche der Künstler darauf verwendete. Es ist natürlich, daß so vollkommene Werke schon bei seinem Leben zu hohen Preisen verkauft wurden, und nur Fürsten und reiche Liebhaber sie bezahlen konnten. Im J. 1777 wurden zwei Gemälde von ihm, ein Frucht- und Blumenstück, für 16,016 Pf. 5 Sch. versteigert, und ein anderes Blumenstück wurde in Holland mit 3375 Gulden bezahlt. Er starb im J. 1749. Ein Verzeichniß vieler seiner Werke findet man bei Descamps, 4. Th. S. 228—235, wie auch in den vorzüglichen Galerien Teutschlands.

Huysum hatte drei Brüder, die sich sämmtlich der Kunst widmeten. 1) Justus, geboren zu Amsterdam 1659, lernte bei Berghem, malte in mehren Gattungen, vorzüglich Schlachten, und starb im J. 1716. 2) Jakob, copirte die Werke seines Bruders Johann auf eine täuschende Weise, auch in eigenen Compositionen brachte er es zu einer großen Fertigkeit. Er starb zu London im J. 1740. Ein dritter Bruder beschäftigte sich, Personen vom Stand Unterricht im Zeichnen zu geben. (*A. Weise.*)

HUYZEN (Cornelius van der), scheint aus Amsterdam von der dortigen angesehenen Familie dieses Namens zu stammen, war, wie er selbst in seinem Buche von den Taufgesinnten sagt, zu Altona Prediger gewesen. Schon im J. 1705 kommt er in Schriften als Mennonitischer Prediger zu Emden vor, und ist wahrscheinlich bald nach 1730 gestorben. Er nahm sich seiner Glaubensgenossen eifrig an, in einer Schrift: Historische Abhandlung von dem Ursprunge der Taufgesinnten und der Theologie derselben (Emden 1712), worin er

1) Descamps, 3. Th. S. 241. 2) Füßli, 2. Th. S. 331.

beweiſt, daß die Mennoniten nicht von den münſteriſchen Wiedertäufern, ſondern von den Waldenſern abſtammen. Er ſchrieb ferner gegen Hermann Reinke's, Probierſtein der Lehre der Taufgeſinnten, oder Anmerkungen über das Büchlein Herm. Reinskens (1713); Verhandelung van de Doopgezinde (Emden 1712) *). (*Rotermund.*)

Hüzkirch, ſ. Hizkirch.

Huszelin, altes fränkiſches Geſchlecht, ſ. Heusslein.

HVALÖERNE, eine Inſelgruppe an der Südoſtküſte des norwegiſchen Stiftes Aggerhuus, zunächſt der ſchwediſchen Küſte, ſüdweſtlich von Fridriksſtad, mit etwa 1000 Einwohnern; ſie bildet ein eigenes Paſtorat; die größte der Inſeln iſt Kirkeöe. (*v. Schubert.*)

HVATMODR, — der Starkmüthige — iſt Odin, wie Argos, der Kyklop Ὀβριμόθυμος [1]). (*Schincke.*)

HVEDNA nennt die nord. Mythologie das Weib eines Rieſen [2]). (*Schincke.*)

HVEDRUNGR — der Wetterlenker — konnte Odin genannt werden, als Herrſcher über Himmel und Wolken [3]). So nannte man auch einen Rieſen. (*Schincke.*)

HVEN (ſprich Wèn), eine zu Schonen gehörige Inſel im Sunde, ſchräg nordöſtlich eine Meile von Landskrona, mit ziemlich hohen Ufern. Sie iſt wenig fruchtbar, hat etwa eine Meile im Umfang und bildet ein eigenes Paſtorat, St. Ibb, im J. 1815 mit 388 Seelen. Durch den Frieden von Röskilde (1658) kam Hven an Schweden. Tycho (Tyge) Brahe, der berühmte Aſtronom, ward im J. 1576 mit dieſer Inſel belehnt; er erbaute hier die Sternwarte Uranienborg, und, 70 Schritte ſüdlich von da, ein unterirdiſches Obſervatorium, Stjerneborg; die Ruinen beider wurden in den Jahren 1823 und 1824 aufgegraben. Misverhältniſſe mit dem däniſchen Hofe vertrieben ihn 1597 von Hven †). (*v. Schubert.*)

HVERALUNDR — Hain der heißen Quellen [a]) — bezeichnet den Ort oder die Gegend, in welcher Loke, der Götterfeind, gefangen gehalten wird [b]). Finn-Magnuſen vergleicht Loke in ſeiner Qual mit Prometheus, an den Kaukaſos geſchmiedet. Iſt in Loke das unterirdiſche Feuer, der Vulkan ſymboliſirt, ſo ſprudeln über und neben ihm heiße Quellen. Wie Ahriman, Ormuzds Bruder, ſo iſt Loke der von Odin. Loke iſt wie jener unter heißen Quellen gefeſſelt. (*Schincke.*)

HVERGELMIR, auch HVERGEMLIR — Sprudelquell — liegt nach der ſkandinaviſchen Kosmogonie in der Mitte der mehre Jahrhunderte vor der Weltſchöpfung vorhandenen Niflheima (Nebelwelt), aus welcher alle Flüſſe ihr Waſſer empfangen, durch das Aſenland ſtrömen und ins Unterreich fallen. Grade unter der mittlern Wurzel der Welteſche Ygdraſil entſpringt ſie, wo Hels Reich ſich ausdehnt. In ihr wohnt die Schlange Nidhogg, die ewig an der Wurzel des Weltbaumes nagt, mit unzähligen ihres Gleichen. Sie empfängt ihre Nahrung von den Tropfen, welche von den Hörnern des auf dem Lebensbaume lebenden Hirſches Eikthyrnir herabfallen. Nach dem Untergange der Welt wird Nidhogg hier die Körper zerfleiſchen *). Am natürlichſten denkt man bei dieſem Symbol an das von Oben befruchtende Waſſer, an den Segen, der vom Himmel kommt; denn Eikthyrnirs Geweihe reichen bis an den Himmel. (*Schincke.*)

HVETBOE, Harred im Amte Hiörring, des königl. däniſchen Stifts Aalborg, enthält 4½ □ Meilen mit 3400 Einw. in 11 Kirchſpielen. Darunter die Inſel Göel, wo der Aalfang bedeutend iſt. (*R.*)

HVETLANDA, ein Paſtorat, Dorf, Poſtcomtoir und Marktplatz mit drei jährlichen Märkten in der ſchwediſchen Provinz Småland, Jönköpings Län, 2¾ Meilen ſüdlich von der Stadt Ekeſjö. (*v. Schubert.*)

HVIDDING, 1) Harde im Amte Hadersleben des däniſchen Herzogthums Schleswig. Sie enthält auf 5¼ □ Meilen 6200 Einw. in den 11 Kirchſpielen: Hvidding, Weſtervedſtedt, Rogger oder Raer, Seem, Spandet, Hoirup, Wodder, Reisbye, Bröns, Scherrebek und Arild. Auch gehört der nördliche Theil der Inſel Röm oder Romöe zu ihrer Gerichtsbarkeit. In ihrem Umfange liegt die Stadt Ripen. 2) Kirchſpiel mit 380 Einwohnern in der Hviddingharde des däniſchen Herzogthums Schleswig. Es hat mit Weſtervedſtedt einen Pfarrer. (*Klaehn.*)

Hvide, ſ. Absalon.

HVIKI oder HJUKI — Unbeſtändigkeit — und Bil — Zeit-Zwiſchenraum, heißen die zwei Kinder Vidfinnrs [1]), welche Mani, der perſonificirte Mond, da ſie eben aus dem Brunnen Byrgir — dem verbergenden Abgrund — ihren Eimer Saegr gefüllt hatten und nach Hauſe trugen, raubte und dem (wirklichen) Monde zu Begleitern gab [2]). Die Edda ſetzt hinzu, daß man von der Erde aus dieſe Kinder wol ſehen könne, und deutet auf die wechſelnde Geſtalt des Mondes hin. Einige wollen in ihnen auch Ebbe und Fluth dargeſtellt wiſſen, weil Aegir, der Meergott, zuweilen Vidfinnr heißt; Andere Nebenmonde (die aber doch immer als den Mond verfolgende Wölfe dargeſtellt werden), wol auch Mondflecken, weil die Mondphaſen beſonders in Nyi und Nidi bemerkt würden [3]). (*Schincke.*)

HVITASUNNA — die weiße, helle Sonne — nannten die Isländer das große, hohe Pfingſtfeſt, das ſie, wie die Skandinavier und Germanen, mit vielen Feierlichkeiten und Spielen begingen. (*Schincke.*)

Hvitbjörg, ſ. Hnitbjörg.

HVÍTEÅFJÄRD, die nördlichſte Inſel des bothniſchen Meerbuſens, Paſtorats Räkeå, in Norrbotten,

---

*) Vergl. Adelungs Ergänz. zum Jöcher.

1) *Hesiod.* Theog. 140. Sinnbild des Donners, Blitzes; ſ. *G. Hermanni* Opuscul. Vol. II. p. 176. 2) Hyndla-L. 30. 3) Völusp. 49.

†) Vergl. (*Faxe*), Forniemningar af Tycho Brahe's Stjerneborg och Uranieborg på ön Hven, aftäckte Åren 1823 och 1824 (Stockholm 1824). Mit einem Riſſe.

a) Nach andern Lesarten húna-landi ſtatt hvera-landi, auch Leichen-, Aashain oder Hünenhain. b) Völusp. 32.

*) Grimn.-Mal. 26, 31, 34, 35.

1) Nach *Finn-Magnusen*, Lex. p. 235 inventor vastitatis. 2) Edda jun. p. 12. 3) Vergl. Gräter, Bragur. 7. Bd. S. 11. *Finn-Magnusen*, Lex. p. 235 Note.

daher auch das an der Inriek belegene Dorf Hviteän, 10 Meilen diesseit der Stadt Torneä, nördlicher liegt als diese, und man vom Ellis-Körberget, eine halbe M. von Hviteän, die Mitternachtssonne früher und länger sieht, als in Torneä; vorzüglichere Standpunkte sind freilich der Berg Afvasara bei der Kirche Öfver-Torneä, und der Berg Lappberg bei der Kirche Öfver-Calix. (*v. Schubert.*)

Hvitfeld, s. Huitfeld.

HVITRAMANNALAND, der weißen Männer Land, welches Einige Irland das Große nannten, lag bei Vinland dem Guten, und seine Entfernung wurde auf sechs Tage Segelung westlich von Irland angegeben [1]). Leif war nämlich nach der weitverbreiteten Sage der Erste, welcher das von Grönland aus durch Björn entdeckte Nordamerika absichtlich aufsuchte, im J. 985 an Vinlands Küsten landete, sowie andere Nordmannen nach ihm. Über Vinlands (Weinlands) Lage sind aber die Meinungen getheilt; nach Forster und Fischer [2]) war es Neufoundland. Da aber Vinland das Gute genannt wird, so ist die Ansicht derer vorzuziehen, welche Südcarolina darunter verstehen. Nach dem bei diesem Vinland dem Guten gelegenen Hvitramannaland kam, wie weiter erzählt wird, Ari, der Sohn Wars zu Reykhólar (auf Island), auf einer Seefahrt, konnte (durfte) nicht wieder fortfahren, und ward dort getauft [3]), von andern Seefahrern wieder erkannt, und in jenem Lande würdig gehalten gefunden [4]). Das Taufen desselben läßt auf eine europäische Ansiedelung schließen; eine solche wäre in Amerika recht wol schon damals möglich gewesen, da wegen der Unvollkommenheit des Schiffswesens, bei den Strömungen und der Richtung des Windes die Fahrt nach Amerika viel leichter war, als von dort zurück, und für die dahin Verschlagenen oder freiwillig Gefahrenen die Heimath nicht wieder zu erreichen sein mochte. An Kühnheit fehlte es dazu nicht bei den Nordmannen, Friesen [5]) und andern (so Wallisen und Waskon); man wagte selbst, Volk aus Europa zur Ansiedelung weit hinzuführen [6]), wie denn von Grönland aus Vinland Bewohner erhielt [7]). Aber die Zufuhr von Menschen war nicht stark genug, als daß diese Ansiedelungen nicht hätten dem Klima erliegen müssen. Land der weißen Männer hieß das Gebiet, weil seine Bewohner sich von den kupferfarbigen Urbewohnern wesentlich unterschieden. Doch könnte des Landes Name auch von den weißen Kleidern der Bewohner abgeleitet sein [8]). (*Ferd. Wachter.*)

Hvitsidberg, s. Burträsk.

Hvorslev, s. unter Hovelberg.

Hween, s. Hven.

HWERENOVELDA, WERINOFELDA, Feld der Weren, Werini (Werinen), zwischen der Saale und Elbe, wurde nach dem Sturze des thüringischen Königreichs von den Sorben besetzt. Im J. 805 sandte Karl der Große ein fränkisches Heer nebst den Sachsen über das Werengefild und Daleminzen gegen die Böhmen. Auf das Werengefilde zog 806 von Waladala in Thüringen aus über die Saale Karls des Großen gleichnamiger Sohn mit Heeresmacht, und gegen ihn fiel der sorbische König Milito [1]). Das H. hat man fälschlich zum Werrenfelde, Felde der Werra, gemacht [2]). Eher dürfte der im J. 949 vorkommende Gau Weri ein kleiner Theil und Namenüberbleibsel des Hwerenovelda's gewesen sein [3]). (*Ferdinand Wachter.*)

HWIEZDLITZ, 1) ein dem Augustiner-Eremiten-Orden in Altbrünn gehöriges Gut im brünner Kreise des Markgrafthumes Mähren, dessen Justizamt von dem Magistrat der Stadt Gaya verwaltet wird. Das Gebiet der Herrschaft ist theils hügelig, theils von Mittelgebirgen bedeckt; der Boden mittelmäßig fruchtbar. Das Gut gehörte im J. 1353 dem Bernhard von Lymburg, der die Feste und den Flecken Hwiezdlitz in demselben Jahre mit dem Dorf Olomuczan sammt Mühle und Wald um 60

---

1) Islands Ländnamabók. Part. II. Cap. 22. Kopenhagener Ausg. von 1774. S. 133. 2) Fischer, Gesch. des teutschen Handels. 4. Th. S. 256. 3) Von Ari's Schicksale sagte zuerst Rafn Hlimreksfari (der Hlimreksfahrer), der lange zu Hlimreki in Irland gewesen war. Irlands Lage war zur Einziehung von Nachrichten über Amerika sehr günstig. Vielleicht kam Madok, ein jüngerer Sohn von Öven Gwyneth, dem Fürsten von Nordwales, nach Amerika, als er bei Zerrüttung seines Vaterlandes durch einen Erbfolgekrieg Abenteuer in fernen Landen suchte, auf der Nordküste von Irland sich einschiffend, und weithin westwärts segelnd; denn er gelangte wenigstens zu einem Lande, in welchem er viele fremde Dinge entdeckte, kehrte heim, und führte auf zehn Schiffen Volk zur Ansiedelung dahin. So die wallischen Geschichtschreiber zum J. 1110. Vergl. Characters of the Kings and Queens of England, selected by *J. Holt.* (Lond. 1786). Vol. I. p. 75, 76. 4) Thorkell Gulisson hörte, nach seiner Angabe, isländische Männer erzählen, daß Dorfinn, Jarl auf den Orkneys, bemerkt habe, Ari sei im Hvitramannaland erkannt worden. 5) S. von der kühnen Fahrt der Friesen zwischen 1035—1042, welche glücklich zurückkamen, und aller Wahrscheinlichkeit nach Amerika erreicht hatten, *Adam. Brem.*, De situ Daniae etc. bei *Lindenbrog*, Scriptt. Ausg. von Fabricius, S. 65, 66. Nur muß man sich bei dieser Erzählung an das Wesentlichste halten; denn das an sich wirkliche Ereigniß ist durch die falschen Vorstellungen der Erzählenden entstellt worden. So z. B. ist eine falsche Anwendung davon gemacht, daß es im höchsten Norden in den kürzesten Tagen beständig Nacht ist.

6) S. Anmerk. 3. 7) Fischer, 4. Th. S. 256. 8) Nach der Eiriks Saga Randa sagten die gefangenen Skrälinger, die zwergartigen Amerikaner, welche den grönländischen Seefahrern von ihrem Vaterland erzählten, es sei ein Land anderwärts ihrem Lande gegenüber, wo die Menschen in weißen Kleidern gingen, laut riefen (eine Stentorstimme hätten), Stangen trügen und mit Wedeln reisten; das hält man, schließt die erwähnte Sage, für Hvitramannaland. In den Vocum zum Ländnamabók p. 491. Vgl. *Thormodus Torfaeus*, Historiae Vinlandiae Antiquae seu Partis Americae Septentrionalis in der unpaginirten Vorrede und S. 63, 69. Er vermuthet Hvitramannaland in Canada, zeigt, daß Ari vor dem J. 1000 und vor Einführung des Christenthums in Island nach jenem Lande verschlagen, und meint, daß das Christenthum erst während Ari's Anwesenheit in Hvitramannaland eingeführt worden sein müsse, da er es als von Grönland und Island aus bevölkert annimmt, wiewol jene weißen Menschen auch von Irland aus oder von anderswoher in jenes Land gekommen sein könnten.

1) Chronicon Moissacense, Mon. Germ. Hist. II. p. 255. Wachter, Gesch. Sachsens. I. S. 93 fg. III. S. 271 fg. Forum der Kritik. 1. Bd. 3. Abth. S. 96 fg. 2) Heinrich, Handb. der sächs. Gesch. I. S. 18. 3) *Pertz*, Mon. Germ. Hist. I. p. 307.

Mark seinem Bruder Albert verkaufte. Im J. 1360 hinterließ Heinrich von Spranek seinen Kindern Antheile in Althwiezdlitz und Nemochowitz, und sein Sohn Bernhard nannte sich darauf von Hwiezdlitz. Im J. 1412 verkaufte Albert von Krawarż von dem ihm von seinem Neffen Peter überlassenen Gut (ausgenommen das Dorf Snowidek) den Flecken und das Dorf Hwiezdlitz, auch das Dorf Althwiezdlitz mit drei Höfen und dem Platze, wo die Feste stand, dem Einsiedlerorden des heil. Augustin zu St. Thomas in Brünn. Dieses Kloster mußte Hwiezdlitz um das J. 1540 verpfänden, löste es aber wieder ein und behielt es bis auf den heutigen Tag. 2) Neuhwiezdlitz, ein zu dem gleichnamigen Gute gehöriger Marktflecken, welcher zwei Stunden von Wischau entfernt im brünner Kreis in der Nähe der hradischer Kreisgrenze liegt, mit einem Schlosse, Meierhofe, kathol. Pfarre, Kirche und Schule, 102 Häusern, 121 Familien und 648 slavischen Einw., welche sich mit dem Ackerbaue beschäftigen und gegen 280 Joch Acker Land bebauen. Die Pfarre, über welche dem Abte des Augustiner-Eremitenstifts zu Altbrünn das Patronatsrecht zusteht, gehört zum butschowitzer Dekanat der brünner Diöcese, wird von zwei Seelsorgern versehen und zählte im J. 1830 871 Bewohner in dem pfarrherrl. Sprengel und darunter 860 kathol. Pfarrkinder. 3) Althwiezdlitz, ein zur gleichnamigen Herrschaft gehöriger, nach Neuhwiezdlitz eingepfarrter Weiler, ostwärts von Brünn und nahe an dem vorigen Dorfe gelegen, von 37 Häusern, 44 Familien und 223 slavischen Einw., mit einer kathol. Filialkirche und gegen 600 niederösterreich. Jochen mittelmäßigen Ackerlandes. (*G. F. Schreiner.*)

HWITTIS, ein ziemlich weitläufiger Kirchsprengel im åbo'schen Kreise der Statthalterschaft Finnland in Rußland, mit etlichen Dörfern, meist von Finnen und nur wenig Schweden bewohnt. (*J. C. Petri.*)

HWOZD, ein zur Cameralherrschaft Solotwina gehöriges, in der südlichen Hälfte des stanislawower Kreises an der Hauptcommercial- oder sogenannten Karpathenstraße, zwischen den Märkten Bohorodczany und Nadworna liegendes, und von dem erstern 1¼ und 400 Klafter, von dem letztern hingegen eine Meile und 200 Klafter entferntes Dorf im Königreiche Galizien, mit einem Salzsudwerk, einer zur lemberger griechisch-katholischen Metropolie gehörigen Pfarre und Kirche. In diesem Dorfe geht die molodkower und maniawer Verbindungsstraße zu der 2¼ Meilen entfernten Salzcoctur ab. Die ganze Gegend ist wellenförmig hügelig, und der Boden theils sumpfig, theils graue, mit Sand vermischte Lette. (*G. F. Schreiner.*)

HWOZDIAN, 1) ein zu der dem Clemens Grafen von Linker von Lutzenwick gehörigen Herrschaft Schlüsselburg dienstbares Dorf im prachiner Kreise des Königreichs Böhmen, nordwärts von Rosenthal und vier St. von Grünberg entfernt gelegen, mit 61 Häusern, 427 czechischen Einw., einer kathol. Pfarre, dem heil. Prokop geweihten Kirche und Schule, über welche dem Besitzer der Herrschaft Schlüsselburg das Patronatsrecht zusteht. Die Pfarre, welche von zwei Priestern besorgt wird, gehört zum blattnaer Vicariat der budweiser Diöces und zählte im J. 1830 2570 Pfarrkinder. Die Kirche kommt schon im J. 1384 in den Errichtungsbüchern als Pfarrkirche vor, ihr schenkte Beneß von Trżernschin sammt seiner Gemahlin Margaretha am 30. Mai 1408 nebst vielen andern Wohlthaten liegende Gründe zur Unterhaltung eines Kaplans. In dieser Kirche liegt auch der seiner Frömmigkeit und Wohlthätigkeit wegen berühmte Beneß oder Benedict, aus dem ritterlichen Geschlechte der Herren von Bliziwa, welcher um das J. 1540 starb. Unweit von diesem Dorfe liegt das alte verfallene Schloß Trżernschin, von dem ein edles czechisches Geschlecht den Namen führte. Hwozdian ist der Geburtsort des Joh. Schentigar von Chotierżin, welcher öffentlicher Lehrer der Arzneiwissenschaft und im J. 1547 Dekan der philosophischen Facultät an der hohen Schule zu Prag und in seinem Fache Schriftsteller war. Er starb den 20. Oct. 1554 *). 2) Ein zur fürstl. Schwarzenbergischen Herrschaft Liebiegitz gehöriges, sechs St. von Budweis, vier St. von Pisek entferntes Dorf im prachiner Kreise Böhmens. Es liegt eine halbe St. von dem Briefsammlungsorte Wodnian entfernt, mit 30 Häusern und 182 czechischen Einw. 3) Ein zur fürstl. Paarschen Herrschaft Bechin gehöriges Dorf im taborer Kreise Böhmens; es liegt anderthalb St. von Moldautein hinter dem Flecken Smutna, und zählt 54 Häuser und 378 czechische Einw., welche sich zur kathol. Kirche bekennen und größtentheils mit der Landwirthschaft beschäftigt sind. (*G. F. Schreiner.*)

HWOZDNA, ein zur gräfl. Seilern'schen Herrschaft Lukow gehöriges, eine halbe St. nordostwärts von Sluschowitz gelegenes, sechs St. von Kremsier und vier Meilen von Wischau entferntes Dorf im hradischer Kreise von 71 H. und 438 slav. Einw., welche von der Landwirthschaft leben, mit einer kathol. Localkaplanie, einer Kirche und Schule. Das Dorf besitzt ungefähr 410 niederösterreich. Joche geringen Ackerlandes und gegen 80 niederösterreich. Joche Wiesen. Die hiesige erst im vorletzten Jahrzehend des verflossenen Jahrh. errichtete Seelsorgestation gehört zum wisowitzer Dekanat der olmützer Erzdiöcese, wird von einem Priester besorgt, und zählte im J. 1830 in ihrem Sprengel, zu welchem Hwozdna, halb Wessela, Ostratta und Welikowa gehören, 1072 Katholiken, 88 Protestanten und 5 Juden. Das Patronatsrecht über dieselbe, sowie auch über die Kirche und Schule, steht dem mährisch-schlesischen Religionsfond zu. Den Werbebezirk hat das Linien-Infanterieregiment Nr. 3. Die Umgebungen des Dorfes sind gebirgig, doch ist das Gebirge niedrig und die Gegend freundlich. (*G. F. Schreiner.*)

HYÄA (Ὑαία), wird von Stephanus, mit Beziehung auf Thucydides, zwar als eine Stadt bei den Lokri Ozolä angeführt, allein nach Thucydides (III, 101) war es keine Stadt, sondern ein Dorf, welches den Namen Polis führte. Es lag in dem nordöstlichsten Theile des Landes. Die Einwohner hießen Hyäi. (*Kanngiesser.*)

*) S. Jarosl. Schaller, Topographie des Königreichs Böhmen ꝛc. (Prag u. Wien 1790). 3. Th. S. 76.

HYABAHANAS, ein indianiſcher Volksſtamm im nördlichſten Theile Braſiliens, und zwar im Norden der Provinz Rio Negro. Dieſer Stamm lebt in ungezügelter Freiheit am Fluß Ynabu, oberhalb der Villa St. Antonio de Caſtanheir, zwiſchen dem Maranhon (Amazonenſtrom) und dem 1° nördl. Breite. Leider findet man über dieſen Volksſtamm, ſowie überhaupt über alle den nördlichen Theil der Provinz Rio Negro bewohnenden indianiſchen Stämme und Horden nirgends genauere Notizen. (*J. C. Schmidt.*)

HYABARY, 1) ein großer Diſtrict im ſüdlichen Theile der braſiliſchen Provinz Rio Negro, zwiſchen den Flüſſen Hyabary und Hyutahy und zwiſchen 5° bis 10° 30′ ſüdlicher Breite. Dieſer Landſtrich iſt der weſtlichſte Theil Braſiliens, wird durch den Fluß Hyabary von Peru geſchieden und ſüdlich gleichfalls von Peru begrenzt; den nördlichen Theil begrenzt der Maranhon, an dieſer Stelle von den Eingeborenen Solimoes genannt. Das Innere iſt faſt ganz unbekannt, und nur ſoviel weiß man, daß der größere Theil mit ſchönen Urwäldern voll herrlicher Holzarten beſtanden und durch viele kleine Flüſſe gut bewäſſert iſt, deren größten Theil man aber nicht namentlich aufführen kann. Jagd- und Raubthiere ſind im Überfluſſe vorhanden. Der wunderbare Naturreichthum dieſer Gegenden bedarf nur des civiliſirten Menſchen, um mit leichter Mühe die reichſte Ausbeute zu liefern, während jetzt der in wilder Ungebundenheit lebende Indianer von dem ihn umgebenden Reichthume nur wenig für ſeine leicht zu befriedigenden Bedürfniſſe benutzt. Die hier hauſenden, theilweiſe nur dem Namen nach bekannten, Indianerſtämme ſind im Norden: Die Marauhas, Uraycus, Tapaxanas, Muras und Cambevas; im Süden: die Mazurunas, als äußerſt roh und als Menſchenfreſſer geſchildert, die ſogar ihre in ſchwere Krankheiten verfallene Familienglieder verzehren ſollen; ferner die Panos, Chinanos und Culinos. Die Geſammtbewohnerzahl dieſes großen Diſtricts mag ſich nur auf einige Tauſend belaufen, während bei gehöriger Cultur einige Millionen bequem hier leben könnten. Die wenigen feſten Wohnſitze der cultivirtern Bewohner ſind: Caſtro d'Avelaens, ein Dorf am Solimoes mit einer Pfarrkirche. Dieſer Ort iſt vorher fünfmal an andere Stellen verlegt geweſen. Olivença, ſonſt St. Paulo genannt, eine Villa am Solimoes, 12 Leguas oberhalb des vorigen Ortes. Auch dieſer Ort wurde mehrmals an verſchiedene Stellen verlegt; ſeine erſten Bewohner waren aus den indianiſchen Stämmen der Cambevas, Tacunas, Juris und Paſſes. St. Jozé, Villa am Solimoes, ſüdlich von der vorigen in einer Entfernung von 10 Leguas belegen; die Einwohner, von dem Stamme der Tacunas, treiben Landbau, Jagd und Fiſcherei.

2) Ein bedeutender Fluß Südamerika's, welcher häufiger und gewöhnlicher und auf faſt allen Karten den Namen Yavary führt, kommt auch unter den Namen Jabary und Yahuari vor, und wird nur von den Braſiliern Hyabary genannt. Er entſpringt im öſtlichen Theile von Peru, an den Andes de Cuchoa, unter 9° 50′ ſüdl. Breite, wendet ſich nordöſtlich und durchſtrömt einen Theil des nur von wilden Indianerſtämmen bewohnten peruaniſchen Flachlandes, und tritt unter 7° 75′ ſüdl. Breite an die Grenze Braſiliens. Er bleibt, dem Vertrage von St. Ildefonſo gemäß, bis zu ſeiner Mündung Grenzfluß zwiſchen Peru und Braſilien. Nach einem Laufe von wenigſtens 130 geograph. Meilen fällt er, zu einer bedeutenden Größe angewachſen, unter 3° 75′ nicht weit von dem Fort St. Pedro in Braſilien, in den Maranhon. Leider haben wir über ſeine Zuflüſſe, die anſehnlich ſein müſſen, gar keine beſtimmten Nachrichten, da ſein Lauf größtentheils durch wenig gekannte und zum Theil noch ganz unbekannte Gegenden führt. Von ſeiner Einmündung in den Maranhon an nimmt dieſer Fluß, der bisher eine ſüdöſtliche Richtung hatte, ſeinen Lauf nach Nordoſten. (*J. C. Schmidt.*)

HYACINTH (Goldſtein, bei den Alten Lynkur); er hat unter den gelben Edelſteinen das höchſte Gelb, aber von ſehr verſchiedenen Nuancen. Es gibt ſcharlach-, orangen-, citronen-, bernſtein-, honig- und milchfarbige Hyacinthe. Manche Juweliere nennen die hochfarbigen männliche und die blaßfarbigen weibliche. Man findet den orientaliſchen Hyacinth in Kamboja, Kananor, Kalkut, Ceylon und Kamtſchatka, den occidentaliſchen in Norwegen, Grönland, Italien, Frankreich, Ungern, Böhmen, Sachſen und in der Schweiz.

Der Hyacinth hat keinen hohen Werth als Edelſtein, denn er iſt noch weicher als der Sapphir, verliert im Feuer nicht nur ſeine Farbe, ſondern ſchmilzt auch, wenn dieſes verſtärkt wird; im gelinden wird er mattroth, und im ſtärkern, mit Sand oder Kalk vermiſcht, beinahe weiß oder farblos, bleibt aber doch durchſichtig, und wird von den Juwelieren dann Cerkonier oder Zirkonier genannt. (*Th. Schreger.*)

Durch den Namen H. unterſcheiden die Juweliere die dunkelrothe, durchſichtige Abänderung des Zirkones; ſ. Zirkon. Die bei Compoſtella in Gyps eingewachſen vorkommenden rothen Quarzkryſtalle wurden ſonſt für Hyacinth gehalten und H. von Compoſtella genannt. (*Germar.*)

Hyacinthe, Dorf, ſ. Hyacynthe.

Hyacintherde, ſ. Zirconium.

HYACINTHFLUSS, ein an Farbe, Durchſichtigkeit und Glanz dem Hyacinth ähnliches Glas. (*Germar.*)

Hyacinthien, ſ. Hyakinthien.

HYACINTHUS *L.* Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Liliaceen der natürlichen Familie der Coronarien, und der erſten Ordnung der ſechsten Linné'ſchen Claſſe. Ihr Charakter iſt folgender: Eine ſechsgeſpaltene, regelmäßige Corolle; Staubfäden, welche mitten in der Corollenröhre eingefügt ſind; ein Fruchtknoten mit drei Nektardrüſen, und eine Kapſel mit wenigſamigen Fächern. 1) H. orientalis *L.*, mit lanzettförmigen, ſtumpfen Blättern, und trichterförmigen, an der Baſis bauchigen Corollen. Dieſe Art, welche vorzugsweiſe unter dem Namen Hyacinthe bekannt iſt, ſtammt aus dem mittlern und aus Kleinaſien. Der ὑάκινθος der Griechen iſt nicht der unſerige, ſondern der gemeine Schwertel (Gladiolus communis *L.*). Hyac. orientalis läßt ſich zuerſt nachweiſen bei Colu . X, 100).

Seine Zwiebel ist giftig. 2) H. amethystinus *L.*, mit linienförmigen, kanalförmigen, flatterigen Blättern, glockenförmigen Corollen, und Geschlechtstheilen, welche kürzer als die Corollenröhre sind. In Spanien. Abb. Redout. Liliac. t. 14. (H. hispanicus *Lam.* Enc.) 3) H. revolutus *L.* Act. Kew., mit ablangen, wellenförmigen Blättern, und glockenförmigen, umgebogenen Corollen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 4) H. convallarioides *L.* Suppl., mit pfriemenförmigen Blättern und glockenförmig-eiförmigen, überhängenden Corollen. Ebenda. Abb. Jacqu. Schönbr. I. t. 81. 5) H. flexuosus *Thunb.* Prodr., mit linienförmigen Blättern, welche länger sind als der hin- und hergebogene Schaft, mit aufrechter Blüthentraube und glockenförmigen Corollen. Ebenda. 6) H. romanus *L.* Mant., mit linienförmig-lanzettförmigen Blättern, welche länger als der grade Schaft sind, und mit aufrechten, glockenförmigen, winkeligen Corollen. In Italien und Sicilien. (H. dubius *Gusson.*) 7) H. spicatus *Sm.* Fl. graec., mit linienförmig-lanzettförmigen Blättern, welche meist länger als der Schaft sind, mit ährenförmigen Blüthen und breitgedrückten Staubfäden. Diese Art, welche auf der Insel Zante und auf dem Peloponnes wächst, ist noch zweifelhaft. 8) H. sulfureus *Poir.* Enc., mit linienförmigen Blättern, welche kürzer als der Schaft sind, mit ährenförmiger Blüthentraube, keulenförmig-glockenförmigen Corollen und Staubfäden, welcher länger als die Corollenröhre sind. Im südlichen Afrika. S. *Spr.* Syst. II, 65. H. muscari *L.*, comosus *L.*, maritimus *Pers.* ꝛc. gehören zu der Gattung Muscari *Desf.* (*Sprengel.*)

HYACINTHUS NON SCRIPTUS. Lerour in Versailles und Willis in England haben aus den Zwiebeln der Hyacinthe mit blauen Blumen (Hyacinthus non scriptus) einen Schleim auszuscheiden gelehrt, welcher in den Zeuchdruckereien als ein Stellvertreter des Mimosengummi empfohlen worden. Um den Schleim daraus zu scheiden, werden die Zwiebeln in einem Mörser zerstampft, der gestoßene Brei mit einer hinreichenden Menge Wasser ausgewaschen, die erhaltene Flüssigkeit durch Leinwand filtrirt und nun gelind zur schwachen Syrupsdicke abgedampft. Wird der auf solche Weise ausgezogene Schleim bis zur Trockene verdunstet, so bleibt eine trockene, völlig durchsichtige Substanz zurück, welche einen festen Schleim ausmacht. Funfzig Theile Zwiebeln gaben Lerour acht Theile getrockneten Schleim.

Die Versuche, welche John Bostok mit dem Hyacinthenschleim anstellte, waren folgende: a) Das essigsaure Blei bildet einen dicken, aus weißen Fäden und Flocken bestehenden, Niederschlag; b) das saure essigsaure Blei gibt einen minder beträchtlichen Niederschlag; c) das salpetersaure Queckstlber einen schwach rosenroth gefärbten Niederschlag; d) das salpetersalzsaure Gold einen hellbraunen Niederschlag; e) das schwefelsaure Eisen einen braunen Niederschlag; f) das salpetersalzsaure Zinn einen reichlich weißgefärbten Niederschlag; g) Galläpfeldecoct bewirkte einen Präcipitat, wogegen kieselhaltiges Kali sich ganz passiv verhielt *). (*Kurrer.*)

*) Kurrer, Neues Journal für die Indiennen- oder Baumwollendruckerei ꝛc., von J. G. Dingler. 1. Bd. S. 392, 393.

HYACYNTHE, ein ansehnliches Dorf in der britisch-nordamerikanischen Provinz Untercanada im District von Quebeck, ist auf einem Platz erbaut, welchem der Fluß Yamaska durch eine große Krümmung die Form eines Bogens gibt, acht teutsche Meilen oberhalb der Mündung dieses Flusses in den St. Lorenz. Der Ort hat gegen 100 größtentheils schön gebaute Häuser, eine große und schöne Kirche, ein gutes Pfarrhaus und eine öffentliche Schule. Wegen seiner Lage an der Hauptstraße wird das Dorf von vielen Reisenden besucht, zu deren Aufnahme mehre in jeder Beziehung gut eingerichtete Gasthöfe vorhanden sind. Die Umgebungen sind äußerst angenehm, und wechseln mit schön gehaltenen Gemüse-, Blumen- und Obstgärten, Wiesen, Weideplätzen und hübschen Meierhöfen ab. (*J. C. Schmidt.*)

HYADES (Ὑάδες), Regensterne, sieben nach Hygin [1]), die ihren Platz an dem Kopfe des Stieres finden, nämlich: zwei am Ende der Hörner, zwei, wo die Hörner hervorbrechen, zwei in der Nähe der Augen und einer in der Mitte der Stirn, genauer nach Eratosthenes auf dem Rücken. Sie gehören zu den schon in der frühesten Zeit bekannten Sternbildern. Homer und Hesiod [2]) nennen außer Orion und dessen Hund Seirios, der Bärin, dem Wagen, Bootes und den Pleiaden, auch schon die Hyaden. Gewiß ist, daß man sie in Böotien am frühesten wahrnahm [3]). Pleiaden und Hyaden mit einander verwandt, scheinen ursprünglich ganz anders aufgefaßt zu sein. Die Pleiaden waren eigentlich Peleiaden (Πελειάδες), eine Flucht wilder Tauben [4]), die sich aus Furcht vor dem Jäger Orion auf das Meer herabstürzen [5]), und Hyaden, wie das kurze *v* lehrt, ein Rudel junger Eber [6]). In diesem Sinne faßte sie der böotische Jäger und richtete sich mit seinen Geschäften nach ihnen. Der römische Landmann lernte sie unter diesem Namen kennen und behielt ihn bei, nur daß er sie zahme Schweine, ihre Jungen, Suculae, nannte [7]). Befremden kann es nicht, daß er den Namen von seinen Hausthieren hernahm. Er beobachtete das Siebengestirn mit ganz andern Augen und mit Rücksicht auf seinen Ackerbau. Er nannte seine sieben Sterne Suculae, Ferklein, weil, wie van Stavern irgendwo zu Hygin anmerkt, bei ihrem Erscheinen am Himmel Regen erfolgte und diese Suculae sich im Koth umherwälzen, und bei erweiterter Ansicht legte er ihnen den Namen Regensterne bei. Darnach richteten sich auch die Übrigen, tadelten die Etymologie von ὗς als imperite a nostris nominata [8]), und leite-

1) Astron. Poet. c. XX. p. 522. 2) Il. XVIII, 435 sq. XXII, 29. *Hesiod.* Ἔργ. κ. Ἡμερ. 607. Schaubach, Gesch. d. Astron. S. 11—28. 3) Müller, Orchom. S. 223. 4) *Pindar.* Nem. II, 8. Odyss. II, 62. 5) *Hesiod.* Ἔργ. κ. τ. λ. 617. 6) ὗς, ὗες, sus, auch Eber. 7) *Plin.* H. N. XVIII, 27. *Servius* ad Aen. I, 744. ed. *Lion.* Tom. I. p. 112. *Georg.* I, 138. T. II. p. 194. In der ersten Stelle soll suculae von suico abgeleitet werden, weil man jene von sus schon vergessen. Tiro apud *Gellium*, N. A. XIII, 9. *Ovid.* Fast. V, 164 heißen sie Hyadum grex. Cf. *Gierig* ad h. l. p. 274. 8) *Cic.* De nat. Deor. II, 43. *Saumaise* zu *Solin.* p. 954. Notum,

ten Hyades von ὕειν (regnen) ab. Doch mag auch diese Ableitung nicht gar zu jung sein [9]), da es wahrscheinlich ist, daß schon in Dodona von Alters her neben dem Wolkensammler Zeus auch Nymphen des Regens verehrt wurden, die später mit den Regensternen verbunden worden sind. Denn die Namen, welche ihnen Pherekydes beilegt: Ambrosia, Koronis, Eudora, Phäsyle, Phäo, Polyro und Dione, vorzüglich die letzte, erinnern an dodonäischen Mythos [10]). Nun erst entwickelte sich ein astronomischer Mythos, und gab den Dichtern hinreichend Gelegenheit, sich über ihre Namen, Anzahl, Abstammung und Geschäftskreis ganz willkürlich auszusprechen. Thales kennt der Regensterne nur zwei, einen nördlichen und südlichen [11]); Euripides im Phaethon drei, die er anderswo Töchter des Erechtheus nennt; Achäos, ein älterer Tragiker, vier; ein Afterhesiodus (in seinem unecht bezeichneten ἀστεριακὴ βίβλος, vielleicht einem Product Alexandrinischer Zeit) fünf, nämlich: Phäsyle, Koronis, Kleeia, Phäo, Eudora; der Elegiker Hippias und Pherekydes sieben. Ihre Namen werden ebenso verschieden angegeben, und lassen sich kaum mit Sicherheit nennen, weil sie durch Abschreiber so verderbt sind [12]). Von den meisten Mythographen wird Atlas und Pleione oder Äthra als Vater und Mutter genannt. Er habe, dichtete man, zwölf Töchter und einen Sohn, Hyas, gehabt, dieser sei von einer Löwin oder einem Eber zerfleischt worden, darüber hätten seine Töchter sich so gehärmt, daß sie gestorben wären, die ersten fünf als Pleiaden, die letzten sieben als Hyaden wären unter die Sterne versetzt worden, und zwar die sieben von Äthra [13]). Hyas ist der Regengott Phrygiens oder der phrygische Dionysos, und dieser als Sohn des befruchtenden Zeus Sabazios. Er wird mit Stierhörnern, auch als völliger Stier, dargestellt, und so ist es wol möglich, daß das Sternbild des Stiers, auf dessen Haupte die Hyaden sind, einem Anordner des Thierkreises nach Anaximander und Kleostratos aus Phrygien gekommen sind, als man östliche Weisheit, wahrscheinlich aus Thapsakos, in mystische Sinnbilder zu hüllen anfing [14]). Andere gaben den Hyaden diesen Hyas auch als Vater und Böotia zur Mutter (hindeutend auf ihre Natur und ihr Vaterland), wol auch den Okeanos und Melisseus. Vorzüglich als dodonäische Nymphen, als nährende, regengebende bringen sie den Dionysos nach Dodona [15]), sind dort seine Erzieherinnen und Pflegerinnen [16]). Als solche soll sie auch Zeus unter die Sterne versetzt haben [17]). Nach Eudoxos gehen die Hyaden nach der Herbstnachtgleiche am 22. Oct. Abends auf und am 9. Nov. unter. Wind und Regen sind dann nicht selten [18]). Über das eigentlich Astronomische des Art. vergl. Regensterne und Stier; s. auch Aldebaran u. Hadin-nedschm. (*Schincke.*)

HYAENA *Brisson* (Mammalia), Hyäne. Eine Säugethiergattung aus der Ordnung der eigentlichen Raubthiere, und zwar aus der Abtheilung der Zehengänger; von Linné zur Gattung Canis gerechnet, von Kaup Crocuta genannt. Die Kennzeichen sind folgende: Die Vorderzähne, oben und unten sechs ($\frac{6}{6}$), stehen in einer Reihe; die Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$ sind viel länger als die vordern oder Schneidezähne, kegelförmig, spitzig, glatt; Backenzähne finden sich $\frac{5-5}{4-4}$ vor, die drei vordern in der obern und untern Kinnlade sind falsche Mahlzähne mit einfacher Schärfe, der vierte oben und unten ist der größte und ebenfalls schneidend (Reißzahn), der obere ist dreispitzig und hat vorn noch einen kegelförmigen Höcker; der untere ist zweispitzig; der letzte Zahn oben ist klein, ein Mahlzahn, höckerig. F. Cuvier gibt folgende speciellere Beschreibung der Zähne*): Im Oberkiefer stehen sechs Schneidezähne, zwei Eckzähne und an jeder Seite fünf Backenzähne, nämlich drei falsche Mahlzähne, ein Reißzahn und ein Höckerzahn. Die vier mittlern Schneidezähne stehen auf einer Linie und haben an ihrer innern Basis einen kleinen, durch eine Furche getheilten Absatz; die beiden äußern sind viel größer als diese und haben ganz die Gestalt von Eckzähnen. Diese letztern sind sehr stark, und an der innern Seite fast flach. Der erste falsche Mahlzahn ist klein, dreieckig, und hat nur eine Wurzel; die beiden folgenden sind sehr stark und haben drei Spitzen, davon eine in der Mitte und zwei viel kleinere zur Seite; der Reißzahn hat zwei starke Spitzen und hinten einen schneidenden Absatz, und am vordern Theile der innern Seite findet sich ein ziemlich starker kegelförmiger Höcker; endlich steht der Höckerzahn länglich in die Quere und hat zwei Höcker, einen an jedem Ende. Im Unterkiefer finden sich ebenfalls sechs Schneidezähne, zwei Eckzähne, aber nur vier Backenzähne auf jeder Seite, nämlich drei falsche Mahlzähne und ein Reißzahn. Die Schneidezähne sind einfach und von gleicher Größe, die Eckzähne sind sehr stark, außen rund, innen platt; die drei falschen Mahlzähne haben eine große Spitze mit zwei andern viel kleinern zur Seite; der Reißzahn hat zwei große Spitzen, von denen die vordere schneidend, die zweite spitzig; an der Wurzel der letztern steht eine kleine höckerige Spitze; der hintere Absatz dieses Zahns hat zwei sehr kleine Höcker, und ist der Krone des obern Höckerzahns gegenüber platt und breit. Alle Backenzähne zeigen sich in Vergleichung mit denen der Hunde und Katzen von merkwürdiger Dicke und Stärke.

Die Hyänen, wenigstens diejenige Art, welche Typus der Gattung, waren schon den Alten bekannt. Aristoteles (Hist. an. VI, 32. VIII, 5) beschreibt sie als dem Wolf ähnlich in Gestalt und Farbe, sowie auch hinsichtlich der sägeähnlichen Zähne, ihr Haar sei stark, und auf dem ganzen Rücken hinab stehe eine Art Mähne, auch finde sich zwischen Schwanz und After eine Öffnung,

quam rudes fuerint prisci Romani in plerisque nominibus e graeco deducendis, vel uno exemplo id patebit, ὑάδες sunt parvae ὗες ut et συάδες parvae σύες.

9) *Ovid.* Fast. V, 167. 10) *Müller*, Prolegom. p. 193. 11) *Theon* bei *Aratos* Phaenom. 172. 12) *van Stavern* zu *Hygin.* fab. 182, 192. A. P. c. 21. 13) *Hygin.* fab. 192. p. 319. *Ovid.* Fast. V, 182, 196. 14) *Voss* zu *Aratos* Phaenom. 172. p. 31. 15) *Pherekydes* bei *Sturz* 108. 16) *Hygin.* fab. 182. 17) *Hygin.* fab. 192. 18) Kruse, Hellas. 1. Bd. S. 260.

*) Dictionnaire des S[illegible] 297.

welche man mit Unrecht für die Vulva anſehe, da das Weibchen allerdings dieſe ebenſo gut, als andere Thiere beſitze. Nichtsdeſtoweniger führt Plinius von dieſen Thieren an, daß ſie Hermaphroditen ſeien und jährlich ihr Geſchlecht wechſelten, ſowie er ferner von ihnen erzählt, ſie könnten den Kopf nicht wenden, ohne zugleich den ganzen Körper zu drehen, ſie wüßten nicht allein die menſchliche Stimme nachzuahmen, ſondern vermöchten auch den Menſchen beim Namen zu rufen, ein Hund, der in ihren Schatten gerathe, verliere die Stimme ꝛc. Spätere Naturforſcher haben, ungeachtet der deutlichen Beſchreibung von Ariſtoteles, deſſen Hyäne doch bald für ein Zibeththier, ja ſogar für einen Mandrill genommen.

Der breite Kopf dieſer Thiere endet in eine ſtumpfe nackte Schnauze, wie bei den Hunden. Am Schädel iſt die Pfeilnaht ſehr ſtark entwickelt, der Hinterhauptdorn ebenfalls, die Jochbeinbogen ſtehen bedeutend aus einander, welches alles darauf hindeutet, daß dieſe Thiere ſtarke Kiefern- und Halsmuskeln beſitzen. In der That zeigen ſie eine bedeutende Kraft im Erfaſſen ihrer Beute, und ſollen nach den Berichten der Reiſenden größere Thiere mit einer ſolchen Leichtigkeit im Rachen wegtragen, daß jene nicht einmal den Boden berühren. Die Zunge iſt rauh, mit ſpitzigen Warzen beſetzt. Die Augen ſind groß, die Pupille länglich pyramidal, oben ſpitzig, unten mit abgerundeter Baſis. Die Ohren ſind immer ſehr groß und offen, faſt nackt. Der Körper iſt mit ziemlich ſtarkem Pelze bedeckt. Die Füße ſind nur vierzehig. An den vordern iſt der Daumen am Skelett nur durch einen kleinen Knochen vertreten, außen durch einen kleinen ſchwieligen Höcker ohne Nagel. Die Sohle iſt behaart, die Klauen ſind ſtark, unbeweglich, Grabklauen. Am Bauche ſtehen vier Zitzen und zwiſchen After und Schwanz findet ſich ein eigenthümlicher drüſiger Sack. Die Zeugungstheile des Männchens gleichen denen des Hundes, doch fehlt der Ruthenknochen, welcher nach Geoffroy durch einen kleinen Knochen vertreten wird, der zwiſchen dem Ischium pubis und ilium liegt. Die Hyänen haben im Allgemeinen ein eigenes Anſehen, indem ſie als ſehr kurz gebaut erſcheinen, was aber in der That nicht der Fall iſt, ſondern nur von der Haltung des Thieres herrührt. Daraus entſteht nun auch ein eigener, gleichſam hinkender Gang, beſonders dann, wenn das Thier anfängt ſich in Bewegung zu ſetzen. Alle Arten ſind mehr oder weniger Nachtthiere, wild und nähren ſich mehr von Aas, als von lebenden Thieren, welche ſie, ſelbſt Menſchen, nur angreifen, wenn ihnen jenes mangelt. Sie ſuchen daſſelbe überall auf, ſogar verſchonen ſie Gräber nicht, um die Leichen herauszuſcharren, wenn dieſe nicht tief genug vergraben ſind. Da nun in dem Vaterlande dieſer Thiere, in den heißen Ländern der alten Welt, ohnehin die Gewohnheit herrſcht, jedes Thier, da, wo es fiel, als Aas liegen zu laſſen, ſo ſind ſie inſofern als ſehr nützlich zu betrachten, indem ſie jenes verzehren, und ſo das Verpeſten der Luft durch üble Dünſte verhüten. Es ſind folgende lebende Arten bekannt:

1) H. striata *Zimmermann* (Geograph. Geſch. II. S. 148, 256. H. vulgaris *Desmarest*, Mammalogie. H. orientalis *Tiedemann*, Zool. I, 350. H. antiquorum *Temminck* in Ann. génér. de Sc. phys. III, 51. Canis Hyaena *Linné* et Alior. Ménagerie du Musée national; ausgezeichnete Abb. von *Maréchal*. *Geoffroy* et *Cuvier*, Mammifères fasc. X. *Cuvier*, Ossem. foss. IV. t. 29. f. 1. 2. Cranium. Gemeine oder geſtreifte Hyäne, indianiſcher Wolf Ridingers [einzelnes gutes Blatt]). Graugelb, die Seiten und die Füße mit braunen Querſtreifen; der Pfeilnathkamm am Schädel ſchneidend, der Hinterhauptshöcker ſtark vorragend; der hintere obere Backenzahn mit faſt gleichen Spitzen verſehen, an der innern Seite über der Krone mit einer ſchneidenden Binde, welche von der hintern Spitze an die Wurzel des innern Abſatzes läuft; der untere hintere Backenzahn zweiſpitzig, mit großem Abſatz und innen mit einem Höcker. Dies iſt die gemeinſte, ſchon den Alten bekannte Art, etwas über drei Fuß, ohne den langharigen Schwanz, lang, vorn an den Schultern an 2½ Fuß hoch. Über den Rücken läuft vom Nacken an eine Mähne, welche das Thier, wenn es in Zorn geräth, ſträubt. So wild dieſes Thier an ſich iſt, ſo ſind doch Zähmungsverſuche damit gemacht worden und dergeſtalt gelungen, daß gewiß mancher Leſer mit dem Verf. dieſes Art. ſich der Hyäne erinnern wird, welche einſt in van Akens und Martins Menagerie zu ſehen war, und mit welcher Martin ebenſo ſpielte, wie man ſonſt wol mit einem Hunde zu ſpielen pflegt. Das Vaterland der geſtreiften Hyäne iſt das öſtliche Aſien und das nördliche Afrika, wo ſie einzeln in Höhlen lebt.

2) H. Crocuta *Zimmermann* (l. c. 149. Schreber, Säugethiere. T. 96. B gute Abb. Nova act. Nat. Cur. XI. t. 55. f. 1. 2. 3. Cran. et mand. H. capensis *Desm.* l. c. H. maculata *Thunberg*, Mém. de l'Acad. de St. Petersb. III, 303. Canis Crocuta *Linné* ed. *Gmel.* Tigris crispa *Brisson*, Règn. animal. *Geoffroy* et *Cuvier*, Mammifères. Fasc. IX. *Cuv.* Ossem. foss. IV, 383. t. 28. f. 1. Cranium. f. 8. Molar. *Fischer*, Synops. 194, 364. Die gefleckte Hyäne, der Tigerwolf). Röthlich braun; mit ungleich großen, mehr oder weniger gerundeten, ſchwärzlichen Flecken, der Bauch weißlich; Glieder und Schwanz ſchwärzlich; die Schnauze iſt ſtärker und der Schädel an den Seiten mehr gewölbt, als bei der vorigen Art, der Pfeilnahtkamm und der Hinterhauptshöcker ſind mehr gerundet und ſtehen weniger vor; der vorletzte obere Backenzahn iſt mit ungleichen Spitzen beſetzt; der untere letzte Backenzahn iſt nur zweiſpitzig und mit einem kleinen Abſatze verſehen (der Höcker an der innern Wurzel fehlt). Auch dieſe Art hat eine, jedoch kürzere Mähne. Mit voriger von gleicher Größe.

Eine Varietät, Var. rufa (*Fischer*, Synopsis), dunkelrothbraun, mit wenigen ſchwarzen Flecken, ſchwärzlichem Bauche, ſchwarzen Schenkeln und weichern längern Haaren, ward von Cuvier (Ossemens foss. ed. I.) als eigene Art angeſehen. Die gefleckte Hyäne lebt im ſüdlichen Afrika und ſcheint weniger wild zu ſein, als die geſtreifte. Barrow (Reiſe nach dem Cap) erzählt wenigſtens, daß es Länder gebe, wo man dieſe Art zum

Jagen abrichte, und daß sie weder an Geschicklichkeit, noch in der Treue dem Hunde nachstehe. Das Individuum der pariser Menagerie entwickelte sich bei seiner Ankunft zu Lorient, trieb sich einige Zeit im Freien herum, ohne irgend Jemand ein Leid zu thun und ließ sich bald ohne Widerstand fangen. Sie lebte 16 Jahre in der Menagerie, und war immer sehr sanft, die letzten Jahre ihres Lebens ausgenommen, vielleicht weil sie da das Alter drückte.

3) H. fusca *Geoffroy* (Dict. class. d'hist. nat. VIII, 444. *Fr. Cuvier*, Dict. de Sc. nat. XXII, 299). Der Körper ist ganz mit langen, hängenden Haaren bedeckt, die oben braun, unten weiß sind, am Kopfe sind sie kürzer, graubraun, die Füße sind weiß und braun geringelt, der hintere untere Backenzahn ist zweispitzig und mit einem kleinen Absatz an der innern Wurzel, aber nicht mit einem Höcker versehen. Diese Art hat fast die Gestalt der vorigen beiden, die Ohren aber sind nackt, lang, spitzig, die obern Schneidezähne stehen dicht aneinander, der Höcker am hintern untern Backenzahne steht weniger vor, als bei H. striata, der Schwanz ist lang, langhaarig und einfarbig. Sie soll in Nubien und Abyssinien leben.

4) H. villosa *Smith* (*Linné*, Trans. XV, 2. t. 19. Cuvier zieht H. brunnea *Thunberg* Act. Holm. hierher. Strandwolf, Strandjut der Kolonisten.) Dunkelgraulich, mit großen Flecken und schiefen schwarzen Streifen gezeichnet, der Hals gelblich, die Glieder mit unterbrochenen schwarzen Querstreifen. Größe und Stärke der H. Crocutae, die Länge vom Hinterhaupte bis zur Schwanzwurzel drei, oder von der Nasen- bis zur Schwanzspitze über vier Fuß. Die Achselhöhe zwei Fuß vier Zoll. Die Vorderbeine sind viel länger, als die Hinterbeine, auch sind die vordern Theile viel stärker als die hintern, besonders die Schultern, Hals und Kopf; dieser ist oben sehr breit, der Hinterkopf ist etwas gewölbt, mit kurzen, starren, theils schwarzen, theils weißen, theils röthlichen Haaren bedeckt, sodaß daraus eine grauliche Mischung entsteht; der untere Theil des Gesichts von den Augen an ist schmäler, als an den obern Theilen, gewölbt, auf der Stirn flach, überall mit kurzen, schwarzen und röthlichweißen Haaren bedeckt, mit einem bis zwei schwarzen Flecken am äußern Augenwinkel. Die Nase und die Mitte des Gesichts sind nackt, schwarz; die Augen sind groß, die Iris ist tiefbraun, die Pupille vertical, bald linienförmig, bald oval. Die Ohren sind ungefähr vier Zoll lang, spitzig, stehen aufrecht, und sind von Außen und Innen mit röthlichen Wollhaaren bedeckt. Das Kinn und die Seiten der Lefzen sind schwarz, die Wurzel der Kehle ist schwarz und die Farbe auf beiden Seiten durch eine schräge Querbinde mehr oder weniger abgeschnitten. Die Bartborsten sind lang, schwarz, und in drei bis vier Reihen an den Seiten der Lippen vertheilt. Die Haare des Halses und Körpers sind lang und rauh und hier und da, besonders an den Seiten des Rückens, sechs Zoll lang. Die Seiten des Halses von den Schläfen bis an den vordern Schulterrand sind schmuzig gelbweiß oder schmuziggelb, sowie, doch mit vorwaltendem Weiß, die Brust, die innere Seite der Glieder und der Bauch. Oben auf dem Halse, vom Hinterkopf an, stehen längere gelblichweiße, braun schattirte Haare. Rücken und Seiten sind schmuzig gelblichweiß, oder gelblichgrau, mit schwarzen unregelmäßigen Flecken und schrägen Querstreifen. Der Schwanz ist acht Zoll lang, an der Wurzel schmuziggelb, an der Spitze oder im größern Theile der Länge schwarz, mit weißen Haaren untermischt, buschig. Die Glieder sind außen weißlich, mit schrägen, schmalen, schwarzen Binden. Die Füße sind weißlich, mit kurzen, starken Krallen. Smith sagt von dieser Art: „Im Betragen gleicht sie der Crocuta, ist aber schwächer und greift nur Schafe, Ziegen u. dergl. an. Ich hatte lange ein Stück lebendig; während des Tages war es träge, Abends wurde es unruhig und wollte fort. Man ließ es in einem Stalle frei herumlaufen; in einer Nacht scharrte es ein Loch so tief, daß es sich selbst darin verbergen konnte. Man füllte es mit großen Steinen an, die es aber während der Nacht wegscharrte und bis an den Grund der Mauer kam. Dann hörte es auf und versuchte nirgends mehr zu graben. Große Hitze schien ihm unangenehm, und es suchte daher immer Schatten. Eine Zeit lang spielte es mit einem Hunde, wie es aber schien, blos aus List; denn es fraß ihn endlich auf. Es war sehr mistrauisch, als wenn es immer zu fallen fürchtete. Ich stellte ihm schief durch den Stall ein Bret, über das es lange nicht zu gehen wagte, sondern erst, nachdem es demselben sich sehr langsam genähert und dasselbe berochen und beleckt hatte. Bisweilen fiel es ihm ein, sich Bewegung zu machen, und es rannte wol hundert Male von einem Ende zum andern. Bekam es Thiere, so legte es sich darauf und leckte vorher alles Blut auf. Es rollte dieselben hin und her und nach dreiviertel Stunden erst fing es an zu fressen. Das Übrige versteckte es in einem Winkel. Die Knochen zog es vor, und nagte oft Stunden lang daran, um das Mark zu bekommen. An einer in einer Ecke stehenden Stange bemerkte ich einmal eine schmuzigweiße Substanz wie Kalk, welche die Hyäne nach und nach ableckte; nach einiger Zeit bemerkte ich wieder eine Menge dergleichen. Ich reinigte daher die Stange und versteckte mich. Das Thier rieb sogleich den Hintern eine halbe Stunde an dem Holze, woran sogleich dieselbe fettartige Substanz hängen blieb, welche das Thier wieder fraß. Da ich diese Stange oft reinigte, so wählte es endlich einen Stein zum Absatz. Ich habe dieses nun über sechs Monate lang beobachtet." (D. *Thon.*)

HYAENA (Paläontol.). Außer den drei (bis vier) in wärmern und südlichern Gegenden lebenden Arten kennt man bereits auch die Überbleibsel von fünf bis sechs fossilen Species, welche hauptsächlich nach der Größe, der Schädelbildung und insbesondere nach den Zähnen von den lebenden, sowie unter sich, unterschieden werden. Da einige dieser Arten, auf eine geringe Anzahl von Fundorten beschränkt, im Gemenge mit einander vorkommen, so ist man noch nicht im Stande gewesen, einer jeden Art auch die zu ihr gehörigen Trümmer des Rumpfes zuzuweisen, und sie nach deren Verschiedenheit anzuspre-

chen. Am frühesten bekannt war und am meisten verbreitet ist die H. spelaea, welcher Art mithin auch alle aufgefundene Reste lange Zeit allein zugewiesen worden sind und oft noch zugetheilt zu werden pflegen, sodaß ohne Zweifel noch manche Theile, die wir unten noch unter diesem Namen aufzuführen genöthigt sind, andern Arten angehören werden. Um jedoch der Beschreibung der Bildung jedes einzelnen Knochenstückes überhoben zu sein, lassen wir hier die Allgemeinheiten im Knochenbaue dieses Geschlechts vorangehen, und fügen unten nur dann Bemerkungen der einzelnen Reste bei, wenn solche zur genauern specifischen Unterscheidung dienen können.

Die Zähne einer Seite sind $\frac{9}{9}$, nämlich Schneidezähne $\frac{3}{3}$, Eckzähne $\frac{1}{1}$, Lückenzähne $\frac{3}{3}$, Reißzähne $\frac{1}{1}$, Höckerzahn $\frac{1}{0}$. Oben stehen die drei Schneidezähne in einer graden Linie neben einander, die zwei ersten sind gleichgroß, innen quer ausgerandet; der innere Lappen ist nochmals zweitheilig, der dritte ist lang, gebogen, fast einem Eckzahn ähnlich. Der Eckzahn ist groß, nicht gefurcht, schwächer als bei Bär und Tiger, die äußere Fläche convex, die innere etwas platt, beide sind durch zwei scharfe Kanten von einander getrennt, von welchen sich der vordere gegen die Wurzel gabelförmig theilt. Von den drei Lückenzähnen ist der erste klein, einwurzelig, einspitzig; die zwei folgenden sind sehr dick, daher nicht schneidig, mehr zum Zerbrechen der Knochen als zum Schneiden geeignet. Der Reiß- oder Fleischzahn ist mehr wurzelig, von Vorn nach Hinten lang, dreilappig, der vordere Lappen ist ein kleiner Höcker, der mittlere hat eine horizontale, an beiden Enden rechteckig abgesetzte Schneide, der hintere ist in der Mitte wenig erhaben; jener zweite ist von den übrigen weit mehr getrennt als bei den Katzen. Der einzige Höckerzahn ist wie bei den Katzen, aber größer, und hat mehr als zwei Wurzeln. Unten sind Schneidezähne drei; der Eckzahn ist mit zwei scharfen Kanten der Länge nach versehen, wovon sich der hintere von Unten nach Innen biegt. Die drei Lückenzähne sind wie die zwei hintern von Oben beschaffen, ebenso dick als breit. Der Reißzahn ist groß, nur zweilappig, noch ausgezeichnet durch einen kleinen Ansatz am hintern Ende und oft durch ein kleineres Höckerchen auf seiner innern Seite. Der Höckerzahn fehlt. Die obern Zähne wechseln in ihrer Stellung mit den untern wie bei den Katzen, nur legt sich der innere Höcker des obern Fleischzahns nahe an den untern dritten Lückenzahn an, und der vollkommnere Höckerzahn trifft auf den Ansatz des untern Reißzahns.

Am Schädel ist die Unterkinnlade kürzer als selbst bei den Katzen. Der Gelenkkopf steht hoch über der verlängert gedachten Kinnfläche; der Unterrand der Kinnlade bildet bei der Symphyse einen stärkern, vorspringendern Winkel als bei irgend einem andern Raubthiere. Die Schnauze ist kürzer als beim Hunde, doch länger als bei der Katze; die Spina occipitalis steht mehr hervor, die Pfeilnahtleiste ist länger als bei allen andern Thieren, da sie den außerordentlich starken Hals- und Kinnladenmuskeln zur Stütze dienen muß. Die Profillinie ist fast grade, bis zur Schnauze nur wenig convex, die Jochbogenfortsätze treten sehr stark nach Außen und Oben. Das Zwischenkieferbein stößt bei der Mitte der Nasenbeine ans Stirnbein an. Die übrigen Verbindungen und die meisten Formen der Knochen sind wie beim Hunde.

Am Rumpf ist der Hals lang und stark. Das Schulterblatt hat eine Mittelform zwischen der beim Hund und beim Bären, indem es drei Winkel bildet: mitten am Vorderrand, am Rückenende der Spina und am hintern Rande. Das Oberarmbein besitzt mitten über der untern Gelenkrolle ein großes, durchgehendes Loch, aber keins für die Arteria cubitalis über deren innerm Kopfe. Die Cristae deltoidalis und condyloidea des untern Theiles sind sehr schwach, wie beim Hunde. Die Gelenkrolle für den Vorderarm ist breiter als beim Hunde, die Dicke bei gleicher Länge etwa $\frac{1}{7}$ stärker als beim Wolf. Am Radius ist am untern Kopf eine nur schwache Apophyse; der obere ist regelmäßiger elliptisch, als beim Hunde, der untere concaver. Der Cubitus ist gebogen, das Ende des Ellenbogenfortsatzes aber nur mit einem Höcker (statt der zwei bei Hund und Katze), die Hand ist vierzehig, mit dem Rudiment eines fünften Zehens; die Mittelhandknochen sind schlanker als beim Bären, aber weniger als bei Hund und Katze. Am Becken ist das Ilion verhältnißmäßig breiter, seine Spinä sind vorstehender, weiter aus einander, als bei allen andern Raubthieren. Am Femur ist der große Trochanter minder hoch, die Kniescheibenrinne ist kürzer und breiter als beim Hunde. Breiter sind auch der Unterschenkel- und Fußwurzelknochen; der Fuß hat vier Zehen.

Die Hyänen leben in Höhlen, Schluchten, auch Dickichten, wo jene mangeln, und man findet in und um ihre bleibenden Aufenthaltsorte gewöhnlich große Mengen von Thiergebeinen aufgehäuft, da sie ihre Beute dahin zusammenschleppen, wie zumal Sykes in Ostindien wahrgenommen (Edinb. N. philos. Journ. 1827. Jan. 377 sq. Zeitschr. für Min. 1828. I, 73). Weniger scheint dies am Cap der Fall zu sein, wenigstens leugnet es Knox, da sie ihre Beute lieber des Nachts an Ort und Stelle verzehrten (Mem. of the Wernerian Soc. 1828, IV, II, 383—385). Vielleicht daß es ihnen in jenen Gegenden an ruhigen und sichern Schlupfwinkeln der Art gebricht. Vergl. auch Hayne (*James* Edinb. Journ. No. 9. p. 43—47). Da sie auch einen großen Theil der Knochen selbst zerbeißen und fressen, so tragen die bei ihren Höhlen liegenden Gebeine mehr oder weniger die Spuren ihrer Zähne an sich, zumal die hohlern, markigen und zerbrechlichern darunter; die verschlungenen Splitter setzen dann wieder, wie bei den Hunden, einen großen Theil ihrer balkenförmigen Excremente zusammen, die man in ihren Schlupfwinkeln häufig findet. Da sie so fast ganz aus kohlensaurem und phosphorsaurem Kalke bestehen, so conserviren sie sich für spätere Perioden ebenso wol als die Knochen selbst, und nehmen, zumal nachdem die organischen Theile völlig zerstört sind, eine weiße Farbe an (das sogen. Graecum album).

Es ist interessant zu bemerken, daß die fossilen Arten unter sich ungefähr dieselben osteologischen Verschiedenheiten darbieten, wie die lebenden, deren wesentlichste

Kennzeichen, sowie sie bisher bekannt geworden, wir deshalb noch hierher setzen. Die Hyaena crocuta oder gefleckte Hyäne Afrika's ist die größte; am obern Reißzahn ist der hintere Lappen viel größer, der untere hat inwendig keinen besondern Höcker mehr. Die Hyaena radiata oder getigerte Hyäne Asiens ist kleiner, am obern Reißzahne sind die drei Lappen von gleicher Länge, und inwendig am Hinterlappen des untern ist noch ein Höcker bemerkbar. Hyaena brunnea, die braune Hyäne vom Cap ist die kleinste, die Zähne sind wie bei den vorigen beschaffen, nur daß der erwähnte innere Höcker kleiner und stumpfer ist. Vergleicht man die fossilen Arten einzeln mit den lebenden, welche ihnen am meisten zu entsprechen scheinen, so tragen sie im Allgemeinen die Zeichen größerer Maße, Muskelkraft und Wildheit, wie sich besonders bei H. spelaea ergeben wird. Die fossilen Arten sind:

1) Hyaena spelaea. Schädelform, Zähne und Knochen wie bei H. crocuta, namentlich der obere Reißzahn mit großen Hinterlappen, der untere Reißzahn ohne Höcker; jedoch ist das Thier größer, die Stirn breiter, die Jochbogen weiter aus einander, der Gehirnkasten kleiner, die Riechhöhlen entwickelter, das Hinterhauptloch kleiner, die Gelenkköpfe größer, alle Knochen namentlich dicker, alle Muskelansätze tiefer, breiter, rauher. Kalbskinnbacken *Kundmann*, Rariora nat. et artis. 1737. p. 43. t. II. f. 2. Löwenknochen Esper, neuentdeckt. Zoolith. in Baireuth, 1774. p. 58 sq. tb. X. f. b, c, d, . . i, k. Phokenknochen *Collini*, Act. Palat. 1784. V, 78 sq. t. II. f. 5—7. Hyène lachetée fossile *Cuv.* Ann. mus. VI, 127 sq. t. 42. IX, 428. t. 33. f. 2, 5, et Ossem. foss. IV, 392—405, 507. t. XXIX, XXX, XXXI, XXXII. Hyaena fossilis *Blumenb.* spec. arch. tell. 1816. II, 12. Canis crocuta *Schloth.* Petrefact. 1820. I, 2, 13, 24. II, 8. (Später Hyaena crocutaeformis.) Canis crocuta major *Schottin* in Isis 1824. p. 132—135. Hyaena spelaea *Goldf.* Beschreib. von Muggendorf. 1816. S. 280. t. V. f. 2. und Nov. act. Leopold. XI, II, 456—459. t. LVI. f. 1—3. t. LVII. f. 3. und bei *Dechen* 208. *Christol* et *Bravard*, Ann. scienc. nat. 1828. XIII, 141—145. *M. de Serres*, *Dubrueil* et *Jean-Jean*, Mém. du Mus. 1828. XVII, 278 sq. t. XXV. f. 7. t. XXVI. f. 1—6, 9. Jahrb. d. Min. 1830. S. 366—369. *J. A. Wagner* in Isis. 1829. p. 979—986. Jahrb. 1830. S. 375, und Isis. 1831. p. 555—557. Jahrb. 1832. S. 474. *Holl*, Petrefact. 1830. p. 35. *v. Meyer*, Palaeol. p. 50—52. Hyaena fossilis oder spelaea *Soemmering*, Nov. Act. Leopold. 1828. XIV. p. 1—44. t. I, II, III. Canis hyaena *Woodward*, Synopt. tabl. British Foss. 1830. p. 39. ?Hyène *Desmarest*, Mammalogie. 1820. I, 216. Hyäne *Buckland* in Philos. Transact. 1822. t. XVII. f. 1—5. t. XVIII. f. 2, 3 u. a. m. t. XIX. f. 3, 4, 5, 9, 10, 11, 12. t. XX. f. 15, 16, 17, 18 und 22—27, und in Reliq. diluv. p. 15, 16, 52, 72, 75, 81, 83, 260—263. t. III, IV, V, VI. p. 264. t. X. f. 6, 7, 8. p. 266. t. XII. p. 267. t. XIII. f. 1—4. p. 276, 277. t. XXIII. f. 1—10. *Clift* in Philos. Transact. 1823. p. 86. t. X. f. 7. Nöggerath in Kastners Archiv. 1824. II. S. 323. Stahl im Würtemb. Correspondenzblatte. 1824. VI. S. 22, 23, 26. *Bourdet* in Mémoir. de la Société Linn. de Paris. 1825. IV, 361—379. *B. Studer*, Monogr. d. Molasse. 1825. p. 301. Merian in der Min. Zeitschrift. 1826. II. S. 348. Braddick im Philosoph. Magaz. 1827. II. S. 73, 74. *Thirria* in Ann. des mines. 1829. V, 3—22. Jahrb. 1830. S. 112. *De Christol*, Ann. des Min. 1829. V, 517—530. Jahrb. 1830. S. 109. Germar in Keferst. Teutschland. III. S. 612. *Egerton* in Philosoph. Magaz. N. S. VI, 92. Jahrb. 1830. S. 377. Nouv. Ann. de voyag. 1830. XVII. p. 118, 119. Jahrb. 1831. S. 115. *D. Williams*, Philos. Magaz. 1831. X, 223—225. Jahrb. 1832. S. 463. *M. de Serres* et *Pitorre* in Journal de Géolog. 1831. III, 254. *J. Teissier*, Bullet. Soc. géolog. 1832. II, 84—87. Jahrb. 1834. S. 602. *Stanley* im Lond. and Edinb. philos. Mag. 1832. I, 232. Jahrb. 1833. S. 599. Schmerling in Jahrb. 1833. S. 39, und Recherch. sur les Ossem. foss. de Liège. 1833. I. Jahrb. 1833. S. 599 ꝛc.

Vorkommen in den Knochenhöhlen und Spalten Teutschlands: bei Muggendorf, zu Gailenreuth und im Kuhloche mit Bärenresten, welche da vorwalten; in der Baumannshöhle, ebenso, in der scharzfelder Höhle; zu Sundwig; dann in Frankreich: zu Anduze und Pondres (Garddepart.) mit Bären- und mit Menschenresten; zu Sallèles-Cabardès im Clamontsthale (Audedepart.) mit Bären, Ochsen, Hirschen; zu Eschenoz und Fouvent (Haute-Saone) mit Bären und Elephanten; in Belgien: nächst Lüttich in beiden Höhlen von Engis mit Menschen- und Bärenknochen; in denen von Goffontaine, wie Fond de Forêt und von Choquier mit Bären; in Großbritannien: zu Kirdale, Oreston bei Plymouth, in den Grünsandhöhlen zu Boughton, drei Meilen südlich von Maidstone, mit Ochsen- und Pferderesten (Braddick), in den Crawley rocks zu Paviland Caves bei Swansea, in den Höhlen von Uphill und Hutton in den Mendip Hills (Williams) mit Bären; in der Cefn-Höhle (Nordwales) mit Rhinoceros ꝛc. Im Osteolithen-Schutland des Arnothales bei Figline. In der Muschel-Molasse des Molièreberges bei Neufchatel. Im molasseartigen Diluvial-Sandsteine zu Nirheim im Oberrheindepart. mit Elephanten (Merian). Im Diluviale von Canstatt mit Süßwasser-Conchylien und Elephanten (Stahl); (im Sande) von Eichstädt (zwischen Kaldorf und Raittersbuch) mit Elephanten; zu ?Rösenbeck; zu Dorste bei Osterode im Harz ebenso; in Frankreich zu Abbeville mit Elephanten; in England zu Lawford bei Rugby desgl. Endlich in den Alluvial-Ausfüllungen der Gypsschlotten bei Köstritz mit Menschenresten, zu Oberegeln ꝛc. Eppelsheim bei Alzey, eine Knochen-Lagerstätte von höherm Alter, als alle obigen, wird als Fundort von Hyänenresten nur einmal von Schleiermacher in einem Brief an Sömmering angeführt. Ebenso zweifelhaft ist der Montmartre zu Paris, den Desmarest an-

führt, ohne jedoch völlig gewiß zu sein, daß die dort gefundene Kinnlade wirklich von einer Hyäne abstamme.

Die am meisten erwähnten und am genauesten beschriebenen Hyänenreste, welche zu dieser Art gehören, oder zu gehören scheinen, sind folgende:

Schädel.

A. Aus der gailenreuther Höhle die Schädeltheile und Zähne, welche Esper von Löwen hergeleitet hatte; alle seine übrigen Knochen dagegen gehören den Bären an.

A*. Ebendaher der verwundete und wieder geheilte Schädel eines alten Thieres bei (Cuvier und) Sömmering (*Cuv.* oss. t. XXX. f. 6, 7). Die Länge vom Condylus occipitalis bis von dem zweiten Lückenzahn ist = 0,235, bei H. crocuta und bei H. radiata wäre sie nur = 0,190 und = 0,175. Die Schläfenleisten vereinigen sich darauf sehr schnell mit einander, wie bei H. radiata. Das Antlitz ist verhältnißmäßig kürzer gegen den Hirnkasten, die Stirn steiler, die Dimensionen sind größer als bei den zwei bekanntern lebenden Arten.

A**. Desgl. ein unvollkommneres Exemplar bei Goldfuß (Beschreib. v. Muggendorf).

B. Ein Hinterschädeltheil in Ebels Sammlung (*Cuv.* Oss. t. XXX. f. 3—5) stimmt im Profil wie in allen Verhältnissen viel mehr mit dem von H. radiata überein, als mit jenem von H. crocuta. Seine Länge ist = 0,300, seine Höhe am Hinterhaupte = 0,110, was bei H. crocuta sein würde = 0,255 und 0,095.

C. Der Schädel von Eichstädt, welchen Collini von Seehunden abgeleitet und Cuvier und Sömmering nachmals beschrieben. Die Länge des Schädels von der Spina occipitalis bis zum Schneidezahnrande = 0,270, die größte Breite an den Jochbogen 0,187.

D. Schädelbruchstücke und viele Zähne von Canstatt (*Cuv.* Oss. t. XXIX. f. 3, 4, 11), der Schädel war $\frac{1}{5}$ größer als bei H. radiata, verhältnißmäßig breiter als bei dieser, und mehr noch als bei H. crocuta.

E. Ein sehr vollständiger Schädel aus der Sundwiger Höhle, welchen Goldfuß vollständig beschrieben und abgebildet hat. An ihm sind besonders deutlich die Verhältnisse wahrgenommen worden, welche aber schon bei Bezeichnung der Species angegeben sind. Wir theilen von den Goldfuß'schen Ausmessungen nur die wichtigsten und abweichendsten mit, verglichen mit den entsprechenden bei H. crocuta, wobei die Länge als Einheit angenommen ist.

	H. crocuta	H. spelaea
Länge (vom Vorderrande des Hinterhauptloches bis zum Schneidezahnrande)	8″ 2‴ Paris.	9″ 2‴
oder .	100	100
Größte Breite zwischen den äußern hintern Zahnhöhlenrändern der dritten Backenzähne . .	045	047
Größte Breite des Schädelgewölbes an der Kranznaht	030	026
Größte Breite zwischen den Jochbogen an dieser Stelle	074	079
Breite des Schädelgewölbes an der Mitte der Schuppennaht	033	028
— — Schädels an der Wurzel der Jochbogen	037	041
— an der Lambdanaht	014	021
Vom Vorderrande des Hinterhauptloches bis zum Hinterhaupthöcker	034	029
Höhe und Breite des Hinterhauptloches	012	010

Viele der übrigen Proportionen stimmen bei beiden Arten völlig, manche andere aber doch beinahe überein.

F. Ein Oberkieferstück mit Zähnen von Rixheim (Merian).

G. Zwei Schädel aus den Höhlen von Lunel vieil. Sie unterscheiden sich von denen der H. prisca durch ansehnlichere Größe, convexere Seitenwände, durch geringeres Hervorstehen der Sagittalleiste oben und hinten, durch eine steilere Gesichtslinie, durch ein schmäleres Antlitz und einen spitzern Zitzenfortsatz. Die Geruchshöhlen sind sehr nach Hinten erweitert. Die Augenhöhle ist mehr dreieckig als bei H. crocuta, hinten stärker ausgerandet, kleiner als bei beiden (bekanntern) lebenden Arten, während dagegen die Jochbeingrube an Ausdehnung gewinnt. Der Unterrand der Augenhöhle ist stumpf, (bei H. crocuta scharf). Das Oberkieferbein ist unten mehr gewölbt, der Backenknochen conver statt flach, die Jochbogen sind breiter und dicker; die Gelenkhöhle sehr breit und groß. An einem dieser Schädel ist ebenfalls ein großes wieder geheiltes Loch, das durch Verwundung durch einen starken Bärenzahn entstanden zu sein scheint. Gehört dieser Schädel wirklich zur nämlichen Art, wie der von Goldfuß beschriebene?

H. Ein Schädel und Unterkieferstück aus dem Arnothale, in Targioni's Sammlung.

Unterkiefer.

I. Einen zu Dorste im Hanöverischen gefundenen führt Blumenbach an.

K. Einen von Gailenreuth hat Ebel (*Cuv.* Oss. t. XXX. f. 8). Er ist länger und zumal höher als bei den größten lebenden Hyänen. Die Maße eines andern kleinern in demselben Besitze werden unten angegeben.

K*. Sömmering besaß von ebendaher ein zerbrochenes Exemplar.

K**. Martius hat einen von gleicher Fundstätte, welchen Wagner beschreibt.

K***. Auch Goldfuß hat zwei von daher, wovon er den größern (s. u.) einer eigenen Varietät zuschreibt, obschon noch größere vorkommen; es scheint, daß er in der Berechnung der Maße geirrt habe (*Goldf.* t. LVII. f. 3).

K***. Einen Unterkiefer aus dem Kuhloche hat Egerton erhalten.

K****. Ein Unterkieferstück mit dem hintersten Backenzahne bildet Kundmann ab. Er schreibt es einem Kalbe zu.

L. Goldfuß hat einen andern von Sundwig.

M. Einen sehr schönen von Kirkdale hat Buckland abgebildet und Cuvier ausgemessen.

N. Zwei andere aus dem Diluviale Italiens besitzen das großherzogl. Cabinet zu Florenz, und Canali in Perugia.

O. Eines Unterkiefers (dieser Art?) und einiger Zähne von Pondres gedenkt Christol.

P. M. de Serres hatte drei Unterkieferhälften von Lunel vieil. Der Kronenfortsatz daran ist fast senkrecht; die Vertiefung zur Aufnahme der Kaumuskeln ist sehr ausgedehnt.

Q. Ein Unterkieferstück vom Molièreberge beschreibt Bourdet ausführlicher.

R. Einen Unterkiefer von Kahldorf bei Eichstädt beschreibt und bildet Collini ab.

S. Einen andern, im Zahnwechsel begriffenen, von Oreston findet man bei Clift.

Wir stellen hier nach den gebrauchten Buchstabenbezeichnungen die Maße der verschiedenen Unterkiefer zusammen, wobei I. die Länge vom Condylus bis zur vordern Basis des Eckzahns und II. die Höhe hinter dem letzten Backenzahn bezeichnet; nämlich:

	K	K*	K**	H***	M . Q . .	H. crocuta
I.	0,155	0,195	0,206	0,160	0,190	0,190	0,173
II.	0,040	0,058	0,060	—	0,050	0,060	0,047.

Die Zähne sind nach Wagner verhältnißmäßig stärker als bei der H. crocuta, stimmen aber sonst fast ganz mit ihnen überein. Sie finden sich in Gesellschaft anderer Hyänenknochen noch einzeln zu Gailenreuth, Eschenoz, Sallèles, am Molièreberg, in englischen Höhlen zu Kirkdale, Oreston, Boughton ꝛc. Oben ist der zweite Lückenzahn ein dicker Kegel, vorn und hinten mit einem Ansatze, der bei H. radiata beiderseits etwas schiefer steht; der dritte bildet einen noch dickern Kegel von einem Halskragen umgeben, von welchem eine Kante gegen das erste Viertel der innern Fläche, eine andere hinten in die Höhe läuft; am Reißzahn ist der Hinterlappen oft noch beträchtlicher, als bei H. crocuta; der Höckerzahn ist vollkommen beschaffen, wie der analoge Milchzahn bei H. crocuta, scheint aber noch frühzeitiger auszufallen, als bei dieser. Die untern Backenzähne sind fast durchaus nicht zu unterscheiden von denen der H. crocuta; der erste Lückenzahn ist allenfalls etwas breiter, einspitzig, vorn und hinten mit einem Höckerchen und einer zur Spitze ziehenden Kante; der zweite ist ein innen platter, außen gerundeter Kegel, der sich hinten durch eine Kante mit zwei Höckerchen verbindet; der dritte ist minder hoch und hat vorn und hinten ein vom Kegel mehr getrenntes Höckerchen. Am Reißzahne fehlt wie bei H. crocuta der innere Höcker gänzlich, er hat jedoch, zum Unterschiede von dem der Katze, einen Fortsatz hinten und einen kleinen Halskragen vorn; ersterer ist viel größer als bei jener lebenden Art, ebenso groß, wie bei H. radiata; beim Milchzahne steht der Höcker an der innern Basis des mittlern Lappens. Vom Höckerzahne sind die ersten Milchzähne abgebildet bei Buckland (Reliq. XIX, 3, 4. XX, 15—18, 20, 22. *Cuv.* Oss. XXXI, 11—15). Sie sind kleiner, der hintere Fortsatz ist größer als bei ihren Ersatzzähnen.

Die Ausmessungen dieser Zähne ergeben folgende Größen:

oberer erster Lückenzahn (*Cuv.* tb. XXX. fg. 10), wie bei H. crocuta.
" zweiter " " (– – – – 11) Länge der Krone 0,015, Breite ..... Höhe 0,006, wie bei H. crocuta.
" dritter " " (– – – – 12) " " " 0,027, " 0,018, " 0,025, ebenso.
" Reißzahn (*Cuv.* XXIX, 11) Länge der Krone 0,045, Länge des hintern Lappens 0,020, vordere Breite 0,022.
(– XXX, 13) " " " 0,036, " " " " 0,015, " " 0,019.
(– XXXII, 6) " " " 0,030, " " " " 0,010, " " 0,018.
(bei Bourdet) " " " 0,045, " " " " 0,030, " " 0,025.
unterer erster Lückenzahn (*Cuv.* XXX, 15) Länge der Krone 0,020, hintere Breite 0,015, Höhe 0,010.
" zweiter " " (– – 16) " " " 0,023, " " 0,017, " 0,025.
" dritter " " (– – 17) " " " 0,025, " " 0,015, " 0,020.
" Reißzahn (*Cuv.* XXIX, 12 / *Buckl.* XX, 2, 3) " " " 0,035, " " 0,015, " 0,020.
(bei Bourdet) " " " 0,030.

Theile des Rumpfes sind zu Gailenreuth, Kirkdale, Fouvent, am Molièreberge ꝛc. mehr oder weniger häufig vorgekommen. Einen Atlas von Gailenreuth hatte Camper (*Cuv.* Oss. XXIX, 6); er und einer von Kirkdale sind größer als bei H. crocuta.

Vom Humerus sind die Ausmessungen der verschiedenen Exemplare:

von Gailenreuth bei Camper (*Cuv.* XXIX, 7), ganze Länge 0,225, Breite des untern Kopfes 0,061.
von Gailenreuth bei Wagner, " " 0,225, " " " " 0,063.
von Kirkdale bei Clift (– XXXI, 1), " " 0,230, " " " " 0,060.
von Fouvent bei Cuvier (– XXIX, 8, 9), " " —, " " " " 0,061.
vom Molièreberge bei Bourdet " " 0,225, " " " " 0,065.

Ein Cubitus von Kirkdale kommt bei Gibson vor (*Cuv.* Oss. XXXI. f. 5). Er ist dicker als bei H. crocuta, ohne daß die Sigmoidfläche sich länger ausdehnte.

Ein oberes Femurende von Gailenreuth hat 0,062 Breite, beim Wolfe 0,049 (Wagner). Der große Trochanter ist nicht so hoch als der Kopf (beim Wolfe fast so hoch), und der Hals ist noch einmal so breit als bei dem des Wolfes.

Ein Tibiabruchstück hat man vom Molièreberge.

Hand- und Fußknochen kommen nicht selten vor, zumal in der kirkdaler Höhle. Der Mittelhand- und Mittelfußknochen von da (*Buckl.* Reliq. XIX, 5, 9, 10, 11, 12) sind dicker und kürzer, als bei H. crocuta.

Carpus, Tarsus, Astragalus (*Cuv.* Oss. XXXI, 9), Calcaneum (XXXI, 4) von da sind dicker, breiter und kürzer als bei den lebenden Arten. Andere Theile bildet Cuvier noch ab, wie eine Rotula ꝛc. (XXXI, 2, 3 etc.).

An den meisten Stellen, wo diese Hyänenreste häufig sind, sei es in oder außer den Höhlen, findet man auch ihre Excremente noch, das Graecum album, oder, wie Buckland es nennt, das Hyainocopros (*Sallèles* etc.). Die mit ihnen vorkommenden Thierknochen tragen nicht selten die Spuren ihrer Zähne.

2) H. Perrierii. Der obere Reißzahn ...? Der untere Reißzahn ohne Höcker, die Körpertheile (um je $\frac{1}{12}$ — $\frac{1}{7}$) kleiner, als bei H. spelaea. H. Perierii *Croiz.* et *Jobert*, Ossem. foss. du Puy de Dôme. 1828. I, 169. t. I. f. 3, 5, 12. t. II. f. 2, 3, 5—8. t. IV. f. 2, 5, 6. v. Meyer, Paläol. (1832). S. 51. Croizet und Jobert haben in dem knochenreichen Diluviallande von Puy de Dôme in Auvergne Reste von mindestens zehn Individuen gefunden, wovon mehre Schädeltheile und Zähne, ein Humerus, ein Cubitus, ein Radius nahe beisammen lagen. Diese Art nähert sich der Hyaena crocuta durch den Mangel des Höckers am untern Fleischzahne, wie die H. spelaea, ist aber an den verschiedenen Theilen des Körpers um je $\frac{1}{12}$ — $\frac{1}{8}$ kleiner als diese, und besitzt zum Unterschiede von beiden hinten an jenem Zahn einen zweilappigen Ansatz, und außen einen schwachen Halskragen unter dem Vorderlappen. Die Stellung der Backenzähne ist sehr schief, sodaß im Unterkiefer das Hinterende eines jeden das Vorderende des folgenden von Außen deckt. Der Unterkiefer ist viel niedriger als bei voriger Art. Auch mangelt hier gänzlich das Loch über der Gelenkrolle des Humerus.

3) H. Arvernensis. Der obere Reißzahn mit kleinen Hinterlappen, der untere mit einem Höcker, wie bei H. radiata, auch ist der Körper so hoch als bei dieser, aber der obere Fleischzahn hat vorn noch einen Höcker. (?Hyaena spelaea *Bertrand de Doue* in Ann. soc. d'agricult. du Puy. 1828. t. I. f. 7—10. t. II. [Extrait. 1829. p. 16.] Jahrb. 1830. S. 819.) H. Arvernensis *Cr.* et *Job.* l. c. I. p. 178. t. I. f. 4. t. III. f. 2. t. IV. f. 1, 2, 3. ?*Jobert* im Bullet. des scienc. nat. 1830. Févr. p. 206. v. Meyer, Paläol. S. 51, 52. Man hat Reste von zwei bis drei Individuen im Knochenalluviale von Puy de Dôme gefunden. Jene, von welchen Bertrand de Doue spricht, wenn sie anders zu dieser Art gehören, liegen zwischen zwei Basaltströmen bei St. Privat d'Allier. Diese Art ist so hoch wie H. radiata, der obere Fleischzahn hat einen Hinterlappen, welcher $\frac{1}{4}$ von der Länge des ganzen Zahnes ausmacht, wie bei dieser, aber vorn an dem Zahn ist noch ein kleiner Höcker, der dieser Art fehlt. Aber der untere Reißzahn hat einen Höcker am Vorderrande des Hinterlappens, doch steht er etwas mehr nach Hinten als bei der lebenden Art. Der zweite untere Lückenzahn hat vorn einen Halskragen, welcher bei H. Perrierii fehlt und bei H. spelaea kaum angedeutet ist. Der Unterrand des Unterkiefers ist minder convex gebogen, als bei H. Perrierii; seine Höhe hinter dem Fleischzahn ist 0^{m},051 (0,043 bei H. Perrierii, 0,058 bei H. spelaea); der Hintertheil ist sehr verlängert, der Unterrand des Gelenkkopfes liegt merklich über der Kaufläche. Die ganze Länge des Unterkiefers ist etwa 0,2.

Von dieser Art scheint nicht verschieden zu sein: Hyaena prisca *M. de Serres; Dubrueil* et *Jean-Jean* in Mém. du Mus. d'hist. nat. 1828. XVII, 278 sq. t. XXIV. f. 1—3. t. XXV. f. 1—3. Jahrb. 1830. S. 366—369. Goldfuß bei Dechen 208. v. Meyer, Paläolog. S. 51. Hyène rayée fossile ou Hyène de Montpellier *Christol* et *Bravard*, Mém. d'hist. nat. IV, 368. Ann. scienc. nat. 1828. XIII, 141—145. Hyaena striata fossilis *Holl*, Petrefact. 36. Goldf. bei Dechen 208. Hyaena Montpessulana *Holl*, Petrefact. 36. Doch wollen wir, um eine mögliche Verwirrung zu vermeiden, da nicht alle Theile genau mit einander verglichen werden können, die ihr angehörenden Theile aus den Höhlen von Lunel vieil noch gesondert lassen. Bei den Schädeln der H. spelaea vom nämlichen Fundort ist schon erwähnt worden, woran diese beiden Arten sich unterscheiden. Auch vom Unterkiefer hat man mehre Hälften. Sein Kronenfortsatz geht schief nach Hinten; die Höhlen außen zur Befestigung des Kaumuskels sind weniger ausgedehnt, als bei jener Art. Am obern Fleischzahne sind die drei Lappen gleich lang, sodaß ersterer 0,032, der Hinterlappen 0,010 mißt; über das Höckerchen vorn wird nichts angegeben. Der untere Fleischzahn hat das Höckerchen auf der innern Seite des zweiten Lappens. Der Höckerzahn ist klein, mit drei Höckern, wovon zwei nach Außen, einer nach Innen liegen; wahrscheinlich ist er etwas größer als bei H. spelaea. Von den vielen mit vorkommenden Rumpfknochen weiß man noch nicht, welche Formen dieser Art angehören.

4) H. intermedia. Größere Art; der obere Reißzahn das Mittel haltend zwischen der ersten und dritten Art, der untere fast wie bei H. brunnea. Hyaena intermedia *M. de Serres* in den Mém. du Mus. d'hist. nat. 1828. XVII. p. 278—312. t. XXIV. f. 4—7. t. XXV. f. 4—6. t. XXVI. f. 7, 8. Jahrb. 1830. S. 366—369. Goldfuß bei Dechen 208. v. Meyer, Paläolog. S. 51. ?*Christol* et *Bravard* (l. c. f. o.). Ein Schädel aus der Höhle von Lunel vieil. Seine Form und Größe sind wie bei H. spelaea, aber die Sagittalleiste ist länger und vorstehender, sowie bei H.

prisca. Aber der obere Reißzahn hat eine Mittelform zwiſchen dem der H. prisca und H. spelaea, ſteht inzwiſchen der letztern etwas näher. Dann hat man mehre Unterkiefer gefunden, welche ſchwächer ſind als jene von H. spelaea. Der Kronenfortſatz iſt faſt ſenkrecht. Die Lückenzähne ſind größer, als bei H. spelaea und H. prisca. Der Fleiſchzahn hat hinter der zweilappigen Schneide noch einen Anſatz, ganz wie bei H. spelaea, aber mit einem nur kleinen Höckerchen, welches innerhalb des Hinterlappens befindlich iſt, unfern ſeiner Verbindung mit dem Anſatzfelde, das im Verhältniß zu dem der H. prisca ſehr klein iſt. Auch dieſes Höckerchen iſt viel kleiner, und liegt weiter nach Hinten als bei H. prisca; zuweilen kommt noch ein zweites auf dem Anſatzfelde ſelbſt vor. Noch kennt man die dieſer Art zugehörenden Knochen des Rumpfes nicht.

5) H. dubia. Hyaena dubia *Croiz.* et *Job.* oss. foss. I, 180. t. II. f. 4. v. Meyer, Paläolog. S. 42. Ein wahrſcheinlich zweiter oberer Lückenzahn von Puy de Dôme, der verhältnißmäßig viel ſtärker iſt, als der bei H. Arvernensis werden kann, auch ganz und gar keinen Anſatz hat, wie man ihn am entgegengeſetzten untern bemerkt, ſcheint faſt auf eine fünfte Hyänenart hinzudeuten.

6) H. gigantea. *Clift* in Philos. Transact. 1823. vol. CXIII, 87. t. XI. f. 8. H. gigantea *Holl*, Petrefact. p. 36. Goldfuß bei Dechen 208. Ein Bruchſtück eines Hinterſchädels mit der Hinterhauptbreite in den Höhlen zu Dreſton bei Plymouth gefunden, beſitzt Dimenſionen, welche noch einmal ſo groß ſind, als bei unſern lebenden Arten. (*H. G. Bronn.*)

HYAGNIS war aus der phrygiſchen Stadt Keläná gebürtig und wird nicht nur als Erfinder der phrygiſchen Tonweiſe oder ihrer eigenthümlichen Scala geprieſen, ſondern es wird ihm auch, wider die Fabellehre, die Erfindung der einfachen und der Doppelflöte zugeſchrieben, wovon man ihm die letzte Erfindung noch am wahrſcheinlichſten beizulegen hat [1]). Doch gibt es Andere, die dieſe Erfindung ſeinem Sohne Marſyas beimeſſen, der durch ſeinen allbekannten Wettſtreit mit dem Apoll berüchtigt iſt [2]). Sein trauriges Ende und die Grauſamkeit des Muſageten ſind vom Alterthum oft in Stein geſchnitten worden. (*G. W. Fink.*)

HYAINOCOPROS (Paläont.). Mit dieſem Namen, aus ὕαινα (Hyäne) und κόπρος (Koth) gebildet, bezeichnet Buckland die größtentheils aus zerbiſſener Knochenmaſſe beſtehenden foſſilen Excremente der Hyänen, das Graecum album derſelben. Vergl. Hyaena (Paläont.) *). (*H. G. Bronn.*)

HYAKINTHIA (Ὑακίνθια), ein Feſt, welches durch Ägeus' Nachkommen aus Theben nach Amyklä verpflanzt und dem Hauptgotte des Stammes, Apollon *Κάρνειος*, gefeiert wurde [1]). Es fiel auf den längſten Tag des ſpartaniſchen Hekatombäus, der mit dem attiſchen Hekatombäon gleichzeitig iſt, in die Zeit, wenn man auf Bithyniens Bergen den Hylas ruft, und jedes zarte Leben das ſchmachtende Haupt ſenkt [2]). Drei Tage waren den Bewohnern von Amyklä Feſttage, der erſte und dritte der Trauer, der mittlere der Freude geweiht. Mit unbekränztem Haupt, — am fröhlichen Feſte bekränzte man ſich, — tief trauernd verſammelten ſich die Feiernden zu einem Mahle, bei welchem ihnen Kuchen ſtatt Brodes gereicht wurde. Kein Hymnus erſchallte. Man ſetzte ſich ſtill nieder und erhob ſich wieder, ſtill, feierlich kehrte man in ſein Haus zurück. Am zweiten Tage luden die Herren ihre Sklaven zu Gaſte und bedienten ſie [3]). Alle Geſchlechter, alle Stände nahmen Theil und ſtimmten den Ton der Freude an. In feierlichen Zügen eilten ſie nach dem Heiligthume des Gottes unter Geſängen und muſikaliſcher Begleitung. Große Scharen von Jünglingen in eng anliegenden Kleidern ſchlugen die Lyra und prieſen in alten Feſtliedern Hyakinthos; andere zogen zu Pferde geſchmückt über das Theater, noch andere ſangen im Kreis um den Feſtaltar das Lied in heimiſchem Tone, während Mehre im altmimiſchen Tanze die Augen der Zuſchauer ergötzten. Auf ſogenannten Kanathren, ganz eigenthümlich gebauten und geſchmückten Wagen, erſchienen Sparta's ſchöne Töchter, und erregten Bewunderung und Liebe. Das Feſt war der Anfang ihres Romans. Oder ſie eilten auf Wagen mit ihren ſchnellfüßigen Pferden in die Rennbahn und fuhren um die Wette. Man brachte viele Opfer, auf dem Altare des Gottes das feierlichſte. Vor Allem öffnete man auf der linken Seite des Altars eine eherne Thür, und goß zur Feier der Hyakinthia Wein und Milch aus [4]). Jünglinge und Jungfrauen ſtimmten am Altare den Päan an. Öffentliche Mahlzeiten beſchloſſen den ſchönen Tag. Ein beſonderes Gericht, aus Fleiſch, Früchten und rohen Kräutern zuſammengeſetzt, genoß man an dieſem Tage; es hieß Kopis [5]). Ein Hochfeſt mußte wol dieſes den Spartanern ſein. Selbſt vom Heer im Felde kehrte man nach der Heimath; man ſchloß Waffenſtillſtand, um nur dieſes Feſt feiern zu können [6]). Die Angeſehenſten nahmen daran Theil. Ageſilaos, der Feldherr, ſtellte ſich in die Reihen der Bürger und ſtimmte den Geſang an [7]). Bis zu Pauſanias' Zeit, ja bis ins 4. Jahrh. [8]), dauerte ſeine Feier [9]). (*Schincke.*)

Hyakinthiden, ſ. unter Hyakinthos.

HYAKINTHIEN, HYACINTHIEN, werden Geſänge der Griechen genannt, die mit Flöten- oder Saitenſpielbegleitung am zweiten Tage des Feſtes Hyakinthia geſungen wurden. Es iſt uns nichts der Art übrig ge-

1) Marmor. Oxon. p. 21, abgedruckt in Höck, Kreta. I. S. 224. *Plutarch.*, De Mus. in Opp. ed. *Wyttenb.* T. V. P. II. p. 862. 2) *Ovid.* Metam. VI, 400.

*) Proceedings of the geolog. Soc. of London. 1829. No. 11. p. 189. Jahrb. 1830. S. 122. Transactions of the geolog. Society of London. 1829. III, 221—236. Jahrb. 1833. S. 704.

1) Müller, Dorier. 2. Th. S. 355. 2) Anders beſtimmt M. G. Herrmann, Feſte von Hellas. 2. Th. S. 156 fg. 3) *Polykrates* beim Athen. IV, 139 b. 4) *Pausan.* III, 19, 3. *Ovid.* Metam. X, 218. 5) *Athen.* IV. p. 140 b. 6) *Paus.* III, 19, 4. 7) *Xenoph.* in Ages. p. 661. 8) *Meursii* Miscell. Lac. IV, 2. 9) Heyne, Antiq. Aufſätze. 1. Th. S. 95—107. Herrmann, Feſte von Hellas. 1. Th. S. 164.

blieben. Nur vermuthen läßt sich, daß die Gesänge des zweiten Tages desto lauter und ausgelassener gewesen sein mögen, da der erste und dritte Festtag ohne Spiel und Gesang in voller Trauer gefeiert werden mußte.

(*G. W. Fink.*)

HYAKINTHOS (Ὑάκινθος) [1]), scheint ein Gott des Treibens und Blühens zu sein [2]), und in dem Mythos als solcher geschildert zu werden. Die Genealogie nennt seine Ältern sehr verschieden. Dem Einen ist er Sohn des Öbalus [3]), dem Andern des Pieros und der Klio [4]), dem Dritten der jüngste Sohn des Amyklas und der Diomede, Lapithes' Tochter [5]). Als ein Knabe von ungemeiner Schönheit fand er viele Verehrer [6]). Zuerst soll ihn der Sänger Thamyris, Sohn Philammons und der Argiope, welcher überhaupt die Pädophilie (Knabenliebe) eingeführt haben soll (doch wird schon Aphrodite, Ἀργυννίς, Göttin der Knabenliebe genannt), geliebt haben [7]), später Apollon *Κάρνειος* [8]), dem man, um seinen Mythos zu erklären, noch den Zephyros beigesellt [9]). Ein Vergnügen, welches die Alten in der Diskobolie fanden, brachte ihm den Tod. Apollon spielt mit ihm allein [10]):

Fast war Sol zu der Mitte der kommenden und vollbrachten
Nacht gelangt, und er stand gleichweit von den Enden entfernet.
Jetzo enthüllt der Gewandt', und gesalbt mit dem Fette des Ölbaums,
Schimmern sie Beid', und beginnen den Kampf der gerundeten Scheibe.
Diese zuerst aufwägend entsandt' in die wehenden Lüfte
Phöbus, und warf mit der Last die hemmende Wolk' aus einander.
Auf den gediegenen Boden zurück nach langer Verweilung
Sank das Gewicht, und zeigte die Kunst mit der Stärke vereinigt.
Unvorsichtig sofort und entflammt von Begierde des Spieles,
Eilt der tänarische Knab' den Kreis zu erheben; doch jenen
Warf der gehärtete Grund mit prallendem Schwung in die Höhe,
G'rad ins Gesicht, Hyacinthus, dir selbst. Da erblaßte mit Einmal
Sowie der Knab', der Gott. Die wankenden Glieder empfängt er;
Und bald wärmet er dich und trocknet die klägliche Wunde,
Bald dann leget er Kraut, die entfliehende Seele zu halten.
Nichts ach! frommet die Kunst, unheilbar blutet die Wunde.

Der Öbalide sank, getäuscht um die blühende Jugend, todt danieder. Der Gott hätte lieber seine Unsterblichkeit für ihn geopfert, und weiht ihm eine ehrendes Grab und festliche Spiele. Es entsproßt der Erde die Blume andeutend des Liebenden Wehmuth [11]). Das Fußgestell des Gottesbildes zu Amyklä bildet ein Grab (Ὑακίνθου oder Ἀπόλλωνος τάφος) [12]). Hier liegt der Geliebte begraben [13]), und an dem Altare des Gottes veranschaulicht ein Gemälde die mythische Geschichte. Nikias aus Nikomedien zeichnete ihn als Liebling des Gottes, schön und bärtig [14]), nebst Biris, Amphitrite und Poseidon hier, Zeus und Hermes dort, und daneben Dionysos, Semele, Ino, Demeter, Persephone und Aides, die Moiren, Horen, Aphrodite und Here. Sie Alle begleiten den schuldlos wider Apollons Willen Gefallenen mit seiner jungfräulichen Schwester Periböa [15]), oder Polyböa, der Vielnährenden [16]), in den Olymp. Eine Blume, die seinen Namen trägt, verewigt in alten Buchstabenzeichen die Wehklage Apollons oder seinen Namen selbst, die Hyacinthe. Sie entsproßte aus Ajax Blut [17]), und ist viel kleiner an den Blättern und den übrigen Theilen, als die Lilie [18]). Es ist wahrscheinlich die violblaue Schwertlilie, Iris germanica, aus deren Trauerzügen auf ihren Blättern *AI* oder *YA* man *AI* — Wehe — oder die Anfangsbuchstaben der Namen Ὑάκινθος oder Αἰὰς deutete [19]). Man hat in verschiedenen Blumen die angedeutete finden wollen; bald in der blauen Schwertlilie (Iris foetidissima *Linn.*), bald in dem Gartenritterspron (Delphinium Aiacis *Linn.*). Sie war nach Ovidius flos nitentior Tyrio nostro, also dunkel purpurfarbig, wie geronnenes Blut, daher sie die lateinischen Dichter vaccinium übersetzen. Theokrit [20]) nennt sie γραπτὰ ὑάκινθος wegen der Buchstaben; Sprengel hält die von Sibthorp (Florae graec. T. I. tab. 38) abgebildete Abart des Gladiolus communis mit weißer Unterlippe mit den Buchstaben *VV* oder *AA* für Nikanders ὑάκινθος αἱατὴ, und meint, daß die römischen Dichter die Fabel auf den gemeinen italienischen Gladiolus communis übergetragen haben [21]). Festliche Spiele, Leichenspiele wurden später zu Ehren des Apollonischen Lieblings, nun unter die Götter aufgenommen und als Held von Amyklä verehrt, angeordnet und jährlich gefeiert (s. Hyakinthia).

Die Erklärer des Mythos bleiben zum Theil am Äußern hängen, lassen also einen blühenden Jüngling aus einem angesehenen Hause von einer durch den Wind getriebenen Wurfscheibe tödten, und schreiben seinen plötzlichen Tod Apollon zu. Eine Blume sei sein Bild, in die er nach Metamorphosirung der Dichter wirklich übergegangen sei; oder sie lassen den amyklaischen Apollon, gleich den Amyklaern die Knaben, einen spartanischen Jüngling lieben, der so schön wie eine Hyacinthe war. Er starb berührt vom rauhen Winde; Boreas raubte ihn eifersüchtig [22]). Diese Erklärungen richten sich selbst, richtet schon Pausanias [23]). Tiefer dringen folgende Deutungen ein: Die Blume H. dient in der alten Symbolik zur Andeutung des Todes und Unterganges, sie heißt am Demeterfeste zu Hermione, der Todtenstadt, κοσμοσάνδαλος [24]); und der Tod des Hyakinthos gibt sich deutlich als ein Fragment der Naturreligion. Polyböa, die Schwester des Hyakinthos, ist von Persephone oder

1) Von Ὕαξ, Ὕης, Wasserblume. 2) Welcker, Tril. S. 357. 3) *Hygin.* fab. 271. *Pausan.* III, 1, 3. *Ovid.* Metam. X, 162. 4) *Apollodor.* I, 3, 2. 5) *Apollodor.* III, 10, 3. 6) *Pausan.* III, 1, 3. 7) *Apollodor.* I, 3, 2. 8) *Coluth.* de rapt. Helen. 235. 9) *Virgil.* Ecl. III, 68 und dazu *Servius.* 10) *Ovid.* Metam. X, 175—189 nach Voß. 11) *Ovid.* Metam. X, 162—219. 12) *Polyb.* VIII, 30, 2. 13) *Pausan.* III, 1, 3. III, 19, 3.

14) *Pausan.* III, 19, 4. 15) *Pausan.* III, 19, 3. 16) *Euripid.* Phoeniss. 28, 45. 17) *Eustath.* zu Il. p. 285. 18) *Pausan.* I, 35, 3. 19) Voß zu Hymn. an Demeter. S. 5. 20) Idyll. X. 21) Hall. allg. Lit.-Zeit. 1807. Nr. 133. S. 1060. 22) Klopfer in s. Wörterb. unter Hyacinthus und Kanne, Mythol. der Griechen. S. XLII. 23) III, 19, 4. 24) *Pausan.* II, 35, 4.

Kora wenig verſchieden, die Laſos von Hermione Meliböa nennt [25]). Das Feſt in Todtenopfern und Trauergebräuchen läßt den Urſprung aus dieſem Cultuskreiſe nicht verkennen [26]). In einen andern Mythenkreis verſetzt Creuzer [27]) die Hyakinthosſage: „Perſeus," ſchreibt er, „wünſcht ſich und die Großmutter mit dem Großvater auszuſöhnen. Da er ihn zu Argos nicht findet, denn er war aus Furcht geflohen, ſo eilt er nach Lariſſa zu ihm. Hier wird aber bei dem Heldenſpiele die aus ſeiner Hand rollende Wurfſcheibe das tödtliche Werkzeug, durch welches der Alte fällt. Es war ein neues Spiel, leſen wir in dem Berichte der Volksſage. Wenn wir aus derſelben Volksſage lernen, daß auch Hyakinthos durch die Wurfſcheibe fiel, aus der Hand des Sonnengottes geſchleudert, und wenn wir uns der Spiele erinnern, die man zu Chemnis dem Perſeus feierte, ſo dürfen wir wol wieder an ein Sonnenſpiel denken, d. h. an Jahresfeſte, wobei der Sonnenlauf im Spiele verherrlicht ward, und die Sonnenſcheibe angedeutet durch den Diskus; — oder will man lieber Leichenſpiele verſtehen für Heroen, die eines jähen Todes geſtorben, eines Todes, den der Sonnengott ſendet?" Auf den alten Kalender hin deutet M. G. Herrmann, wie alle Mythen, auch dieſen [28]).

Hyakinthos aus Sparta iſt in die athenienſiſchen Localſagen verflochten. Minos, der Thalaſſokrat von Kreta, hat Megara eingenommen und Athen belagert. Die Eroberung Athens verzögert ſich. Lange widerſteht Athens Macht ihm. Von Zeus fleht er, daß ihm von den Athenienſern Genugthuung werde. Hungersnoth und Seuchen wüthen in der Stadt. Nach einem Götterſpruche opfern Athens Einwohner auf des Kyklopen Geráſtos Grabe die fünf Töchter des Einwanderers Hyakinthos: Antheis, Ägleis, Enthenis, Lytaia und Orthaia [29]), welche Ὑακινθίδες genannt werden [30]). Da dieſes Opfer ſie von den Plagen nicht befreiet, fragen ſie das Orakel; Apollon antwortet: Man ſolle dem Gott die Genugthuung geben, welche er ſelbſt fodern würde. Auf Anfrage befiehlt Minos: Die Athenienſer ſollten jährlich dem Minotaur ſieben Knaben und ſieben Mädchen opfern. Man hat auch die Töchter des Erechtheus Hyakinthiden genannt, von denen der Vater ſelbſt Eine, auf den Rath des Orakels zur Rettung des Vaterlandes opferte, die Übrigen ſich aber ſelbſt tödteten, weil ſie einander geſchworen hatten, ſich zu ermorden [31]). Vor jenen, den Töchtern des Hyakinthos, werden dieſe παρθένοι [32]) genannt, beide aber Ὑακινθίδες, und häufig von den Dichtern mit einander verwechſelt [33]). Die Töchter des Erechtheus finden in dem Vater ihre Deutung; über die eigentlich genannten Hyakinthiden bemerke ich: Hungersnoth und Seuchen ergreifen Athen, weil hier der kretiſche Pflugmann ermordet und noch nicht geſühnt iſt wegen der Blutſchuld. So lautet die Deutung von der Urſache der drückenden Landesplage. Zuvörderſt verſucht man andere Opfer der Sühne. Man erkennt im Opfer der Töchter des Hyakinthos eine andere Wendung des Mythos durch Erinnerung an alte Opfergebräuche. Beachtung verdienen die Namen der Töchter, die meiſt mit Blühen und Gedeihen der Saat etymologiſch zuſammenhängen. Jedoch das blutige Opfer des Geráſtos löſt nicht die Schuld und der Gott Apollon zu Delphi gebietet den Athenienſern, Minos zu verſöhnen, der nun jenen Tribut ihnen auferlegt. Unverkennbar iſt es, wie Cultus-Erinnerungen den Grund der ganzen Erzählung bilden, und wie Urſache und Folge in jener anſcheinend geſchichtlichen Verbindung das meiſte Unhiſtoriſche ſind [34]). (*Schincke.*)

HYALA, eine von Alexander gegründete oder auch nur vergrößerte Stadt in **India intra Gangem**, ſüdöſtlich von Patala am linken Ufer der öſtlichen Mündung des Indus, wird von Einigen mit Xylenopolis für identiſch gehalten, und ſoll jetzt Lahevi heißen. (*R.*)

HYALAEACEA (**Mollusca**), eine von Menke (**Synopsis Molluscorum ed. 2. p. 8**) aufgeſtellte Weichthierfamilie in der Claſſe **Pteropoda**, welche die Gattungen **Cymbulia** *Peron*, **Limacina** *Cuvier*, **Steira** *Eschholz*, **Hyalaea** *Lamarck*, **Pleuropus** *Eschholz*, **Vaginella** *Daudin*, **Cleodora** *Peron*, **Creseis** *Rang*, **Tripteris** *Quoy* et *Gaimard*, **Cuvieria**, **Eurybia** und **Psyche** *Rang*, umfaßt. (**D.** *Thon.*)

HYALE, eine Nymphe, welche mit andern die Artemis bedient, und, wie es ſcheint, ihre Haare ordnet *). (*Schincke.*)

HYALEA *Lamarck* (**Mollusca**). Der Begründer dieſer Gattung ſchreibt **Hyalaea**, welches nach der Ableitung von ὑαλέος nicht richtig iſt. Über ihre Stellung im Syſtem ſind die Naturforſcher keineswegs einig, obwol in der neuern Zeit die meiſten Cuvier folgen. Zuerſt beſchrieb Forskål die Schale einer von ihm im mittelländiſchen Meere gefundenen Art zwar genau, nicht aber das Thier, er nannte dieſelbe **Anomia tridentata**, bemerkte jedoch von letzterm, daß es keineswegs den Bewohnern der übrigen Anomien ähnlich ſei. Gmelin in ſeiner Ausgabe des Linné'ſchen Syſtems ließ das Thier an ſeiner Stelle, in einer Gattung, welche ohnehin gewiſſermaßen einer Rumpelkammer glich. Hierdurch kam denn die Hyalea unter die **bivalvia**. Cuvier und Lamarck ließen ihr in ihren frühern Werken dieſen unpaſſenden Platz. Lamartinière, einer von Lapeyrouſe's unglücklichen Reiſegefährten, äußerte indeſſen, nach Cuviers Angabe [1]), die Meinung, daß das Thier jener **Anomia** nahe Verwandtſchaft mit demjenigen der kleinen Mollusken habe, welche Browne unter dem Namen **Clio** in ſeiner

25) *Hesych.* u. d. W. Πολύβοια. 26) O. Müller, Dorier. 1. Th. S. 355. Welcker, Zeitſchrift. I, 1. S. 81. Note. 27) Symbol. IV. S. 50. 28) Mythol. der Griechen u. Römer. 2. Th. S. 635, und deſſen Feſte von Hellas. 1. Th. S. 164. 2. Th. S. 156 fg. 29) *Apollodor.* III, 15, 8. 30) *Harpocration* u. d. W. ed. Lips. T. I. p. 177. *Vales.* Annotatt. T. II. p. 399 und 411. 31) *Apollodor.* III, 15, 4. 32) *Suidas* u. d. W. *Diodor. Sic.* XVII, 15 und dazu Weſſeling. 33) *Vales.* zu Harpocration l. c.

34) Höck, Kreta. 2. Bd. S. 91 fg.

*) *Ovid* Metam. III, 171.

1) Annales du Mus. d'hist. nat. T. IV. p. 225.

Naturgeschichte von Jamaika beschrieb und die jetzt Cleodora heißen. In den von Bruguière herausgegebenen Theilen der Encyclopédie méthodique wird dies Thier gar nicht aufgeführt, weil sie nicht bis dahin reichen, wo ihr Verf. wahrscheinlich dasselbe abgesondert haben würde, nämlich in der Nähe seiner Gattung fissurella, welche jedoch nicht die gleichnamige, jetzt angenommene ist, denn er spricht davon, daß jene Clios Browne's in diese Nachbarschaft gestellt werden müßten. Blainville [2]) gibt an, daß er in den Manuscripten Forsters, des Reisegefährten von Cook, eine ähnliche Meinung dadurch ausgesprochen gefunden habe, daß die Hyalea daselbst unter dem Namen Clio conchocea abgebildet sei. Nachdem Cuvier (l. c. p. 226) die Anatomie der Hyalea geliefert hatte, stellte er für sie eine eigene Familie auf, Pteropoda, in welche er noch die Gattungen Clio und Pneumodermon rangirte. An diesem Platze, wenn auch die Familie zur Ordnung erhoben wurde, ist sie auch in Cuviers spätern Schriften geblieben; Feruſſac stellte auch eine eigene Familie Hyalea auf, von welcher die ganz gleichnamige Gattung nur ein Theil ist. Ganz eigenthümlich ist die Ansicht Blainville's über die Stellung dieser Gattung im System wenigstens anfänglich gewesen, wie sich weiter unten ergeben wird; er scheint indessen davon abgegangen zu sein, indem er in seiner Malacologie die Pteropoden nur anders, nämlich Aporobranchiata, benennt, und Bullaea in eine andere Ordnung stellt.

In der neuern Zeit sind diese Thiere von Rang am besten beobachtet worden, weshalb wir auch die Charakteristik der Gattung nach demselben mittheilen. Das Thier ist kugelig oder länglich, mit zwei mehr oder weniger nach Hinten verlängerten Ausbreitungen versehen, zwischen denen ein halbzirkelförmiger Lappen in der Mitte. Zwei sehr kurze, kaum unterscheidbare Tentakeln stecken in einer cylindrischen Scheide. Die Öffnung des Mundes ist mit zwei Labialanhängseln versehen. Die Afteröffnung befindet sich an der rechten Seite des Mantels, diejenige für das männliche Geschlechtsorgan nach Vorn und im rechten Tentakel, die für das weibliche Geschlechtsorgan liegt auf dieser Seite, aber an der Stelle, wo die beiden Körpertheile sich von einander scheiden; die Kiemen, kammförmig, liegen an jeder Seite des Körpers in einer eigenen Höhle. Die Schale ist hornig oder glasartig, durchscheinend (daher der Name) und zerbrechlich, hufförmig, grade oder gebogen, vorn mit einer Öffnung, zur Seite gespalten, hinten mit drei Spitzen versehen. Früher führte Lamarck unter den Gattungskennzeichen noch auf, daß die Schale hinten offen sei. Quoy und Gaimard [3]) geben hierüber folgende Auskunft: Der hintere Theil, sagen sie, ist von Natur offen, insofern dies nicht eine Ausnahme ist; wogegen aber Rang [4]) bemerkt: Wir haben diese Bemerkung schon an mehren Arten gemacht, aber wir haben uns überzeugt, daß es nicht eine natürliche (richtiger: ursprünglich vorhandene) Öffnung ist, wie ein berühmter Naturforscher glaubte, sondern sie ist nur zufällig entstanden, durch das Abbrechen eines Theils der hintern Spitze, welche die Verlängerung der sehr engen Höhlung der Schale ist. Wir können dies mit mehren Exemplaren unserer Sammlung belegen.

Die Gattung erhielt verschiedene Namen. Retzius [5]) nannte sie nach Schumachers Angabe [6]) Tricla. Mildgaard [7]) belegte sie mit dem Namen Carolina, welchen Poli (testacea utr. Sic. III.) in Caulinia verwandelte; Oken behielt (Naturgeschichte, Zoologie I.) den Namen des Retzius bei, und wahrscheinlich ist Montforts (Suite de Buffon, Mollusq.) Archonta nichts anderes als Hyalea. Cuvier hat (s. o.) zuerst die Anatomie geliefert, Rang und Deshayes erkennen die von Blainville als die vollständigere an; wir geben sie im Auszuge. Blainville liefert sie von der gewöhnlichsten Art.

Der Körper ist von der Größe einer gewöhnlichen Haselnuß, wenigstens im Zustande der Zusammenziehung, und besteht aus zwei durch eine deutliche Einschnürung von einander getrennten Theilen, der vordere enthält den Kopf und die Brust, den hintern kann man immer den Leib nennen. Der Letztere ist immer durch eine Schale bedeckt, welche so eigenthümlich gebaut ist, daß sie von mehren Naturforschern eher für eine Muschel gehalten wurde, deren beide Klappen im Schlosse verwachsen wären. Sie stellt eine ziemlich regelmäßige Scheide dar, welche stark niedergedrückt ist, und deren vordere Öffnung an jeder Seite sich in eine schmale Ausrandung verlängert. Diese zwar dünne, doch harte Schale, durchscheinend und von Hornfarbe, hat eine fast viereckige Gestalt, der hintere Rand, an welchem die beiden Blätter, aus denen sie besteht, zusammentreffen, ist mehr oder weniger in drei Spitzen getheilt, von denen die mittlere immer die größte Länge hat, die Seitenränder sind grade, und mehr oder weniger der ganzen Länge nach gespalten. Was den vordern Rand betrifft oder die Öffnung der Schale, so ist diese schmal und steht quer. Der obere Theil, oder wenn man will, die obere Schale tritt weiter vor als die untere, ist mehr flach, mit vier kielartigen Erhöhungen, welche von der Mittelspitze ausgehen, die untere Platte dagegen ist mehr hohl, fast gewölbt, wie halbkugelig und ihr vorderer Rand zugerundet. Betrachtet man die Schale in Beziehung zum Thiere, so darf man sie sich nicht so gestellt denken, wie Cuvier sie in seiner Abhandlung gestellt hat, sondern vielmehr umgekehrt, eine Ansicht, welche er auch später angenommen hat. Diese Schale ist vollkommen unbedeckt und hängt mit dem Thier nur mittels der mittlern Spitze zusammen, an welche sich die Rückenmuskeln anheften, sowie durch die Ränder der Öffnung, mit welchen die Mantelränder verbunden sind. Obschon sie eigentlich nur dem Hinterleib angehört, so scheint es doch, daß der vordere Theil des Leibes unter der obern Platte Schutz finden

2) Dictionnaire des Scienc. nat. XXII, 66. 3) Voyage de l'Astrolabe, Zoologie. 4) Bulletin des Scienc. nat. XII. p. 343.

5) Diss. nova testaceorum genera. (Lund 1788. 4.) 6) Essai d'un nouveau Système des hab. des vers testac. (1817). p. 9. 7) Naturhist. Selsk. Strift. I. 2. f. 10. Carolina natans.

kann, ohne daß jedoch der ganze Leib in die Schale selbst sich zurückziehen könnte. Auch ist es wol möglich, daß das Thier in der Ruhe die Schale mit den Lappen seines Fußes bedeckt. Erst, wenn man die Schale weggenommen hat, was jedoch, wenn man das Thier erhalten will, nur durch Zerbrechen derselben geschehen kann, sieht man deutlich die Sonderung des Thieres in zwei Hälften. Die hintere oder der eigentliche Leib zeigt ganz die Form der Schale, welche er vollkommen ausfüllt, er ist deshalb auch oben flach und unten gewölbt, der Mantel aber, der ihn umhüllt, ist in der Mitte, wo er angewachsen ist, sehr dünn, dagegen an dem Rande, welcher an die Spalte der Schale grenzt, um vieles dicker und mehr oder weniger frei; er verlängert sich oben, gleich der obern Platte und geht auch nicht über die untere hinaus, er theilt sich an der Spalte der Schale in zwei Lippen, welche jedoch nicht der ganzen Länge nach gespalten sind, und welche hinten an ihrer Vereinigung sich manchmal bandähnlich verlängern, welche Verlängerung man mit Unrecht für ein Kiemenorgan gehalten hat. In dem Raume, welcher die beiden vereinigten Lippen dieses Seitentheiles des Mantels trennt, findet sich eine Art muskulöser Falte. Nach den Bemerkungen Forskäls können sich diese Mantelränder beim Leben des Thieres bedeutend ausdehnen und werden dann dünn und durchscheinend. Der Mantel ist also nur in seinem vordern Theil offen, und keineswegs an den Seitentheilen, welche den Spalten der Schalen entsprechen; auch findet sich keine Kiemenspur in ihm, und das, was Cuvier dafür ausgegeben hat, sind nichts als die Muskelfibern der seitlichen Verlängerung des Mantels. In seinem Centraltheil ist aber der Mantel sehr dünn, und man bemerkt durch ihn hindurch auf der rechten Seite oben die wahre Kieme, auf der linken den Eierstock, der bedeutend größer ist; die ganze untere Seite aber wird durch die Leber und die zweite Portion des Eierganges ausgefüllt. Der vordere oder Kopftheil des Thieres ist mehr complicirt. Der eigentliche Rumpf bildet nur eine sehr schmale Binde, die man auf der untern Seite kaum bemerkt, welche aber oben einen eiförmigen, verlängerten, flachen Vorsprung zwischen den Bewegungsorganen bildet und in den Kopf ausläuft. Das Ende des männlichen Geschlechtsorgans bemerkt man noch hinten durch die Haut, welche sehr dünn ist. Auf diesem Theil am vordern Ende befinden sich die Tentakeln. Sie sind ziemlich klein, doch deutlich sichtbar cylindrisch, und durch eine Scheide gebildet, in welcher sich die eigentlichen, an der Spitze etwas angeschwollenen, Tentakeln befinden. Blainville ist nicht gewiß darüber, ob Augen vorhanden sind. Mehr nach Vorn und etwas zur Rechten an der Wurzel des Tentakels findet sich eine etwas trichterförmige Öffnung, welche die Öffnung des männlichen Geschlechtsorgans und nicht ganz in der Mitte ist. Unten in dem mittlern Vorsprunge des Rumpfes zeigt sich, der Achse des Körpers entsprechend, der Mund als eine kleine, nach Unten geöffnete Spalte in dem Winkel, welchen zwei zusammenstoßende Lippenbinden bilden, die, nach Hinten weit aus einander tretend, unter den Bewegungsanhängen oder Organen sich verlieren. Diese letztern sind nichts anderes als der Fuß anderer Gasteropoden, besonders der Bulleen, der indessen sich nicht, wie bei diesen, im mittlern und untern Theile, sondern mehr auf den Seiten und nach Vorn dergestalt entwickelt hat, daß er weit über den Kopf reicht, vorn aber durch die Annäherung beider Seitentheile eine tiefe Ausrandung bildet, weshalb man von zwei Flügeln an der Seite des Kopfes gesprochen hat. Nach Hinten bemerkt man indessen nichts von einer Trennung, vielmehr sieht man den äußern Rand sich ohne Unterbrechung fortsetzen, und nach Vorn am untern Rand eine große Querfalte bilden, weshalb dieser Fuß wol nicht allein zum Schwimmen, sondern auch, wenn auch nicht sehr vollkommen, zum Kriechen, hauptsächlich aber in der Ruhe des Thieres zum Anhalten desselben dienen mag. Die Öffnung für den Verdauungskanal befindet sich am hintern Ende der Furche, welche die beiden Seitenlippen des Mantels trennt, die Öffnung für die Geschlechtstheile liegt auch rechts, vor der Kiemenöffnung. Die Farbe dieses Thieres ist ein durchscheinendes, bläuliches Gelb, an der untern Seite des Körpers viel tiefer, von einem schönen Violet, sowie auch unten am Fuß oder an den Flossen, weshalb denn Blainville glaubt, daß es ebenso, wie manche andere darunter, namentlich die Bulleen, verkehrt, mit dem Rücken nach Unten, schwimme. Der Mantel ist an seinem Umkreis offenbar sehr muskulös und ausdehnbar, und die weißen Muskelfibern, welche sich quer an den Lippen zeigen, haben offenbar Cuvier verführt, sie für Kiemen zu halten; ebenso wenig sind die hintern Verlängerungen des Mantels Kiemen, wie Peron und Lesueur in dem Namen einer Art andeuteten. An dem Fuße bemerkt man schräge Streifen, welche Cuvier ebenfalls fälschlich für Gefäße gehalten hat. Sie bilden fünf Lagen über einander, die man deutlich bemerken kann, wenn man eine der Flossen quer und ganz durchschneidet; man kann aber eigentlich nur drei davon annehmen, wenn man von der Oberfläche nach dem Mittelpunkte geht. Dieser nimmt zuerst eine fächerförmige Muskellage ein. Zwischen dieser und der zweiten Lage befindet sich, wenigstens bei Weingeistexemplaren, ein ziemlich großer leerer Raum, die zweite viel dickere Lage besteht aus schrägen, wenig deutlichen Fibern, die dritte oder oberste zeigt eben dergleichen, welche aber die vorigen kreuzen. Alle diese Lagen kommen von einem kegelförmigen Muskel, welcher im Mittelpunkte der Schale befestigt ist. Er zieht sich hernach von Hinten nach Vorn durch den Leib zwischen dem Eierstock und der Kiemenhöhle oberhalb des Darmkanals, immer stärker sich erweiternd, je mehr er sich der Brust nähert, wo er dann seine Bündel rechts und links abgibt, welche eine dicke Lage bilden, die sich nach den Seitentheilen des Fußes trennt, und so die angegebenen fünf Lagen ergänzt. Nach Blainville's Ansicht entspricht dieser Muskel dem Spindelmuskel der Schnecken.

Der Mund enthält in einer äußerst kleinen Höhle, ohne irgend eine Anschwellung, den besondern Muskelapparat, der nur eine Erweiterung des Schlundes zu

sein scheint; man bemerkt keine Zähne und kaum etwas, welches der Spur einer Zunge gliche. Speicheldrüsen bemerkte weder Cuvier noch Blainville. Der Schlund ist sehr kurz und erweitert sich in einen cylindrischen langen Magen, welcher sich durch die ganze Unterleibshöhle erstreckt. Er besteht aus zwei in derselben Richtung liegenden Theilen; der erste ist häutig, und hat die größte Ausdehnung, der zweite, welcher eine Art Sack bildet, hat deutlich dickere Wände, welche außen von deutlichern Muskelbündeln umringt sind, innen zeigt sich eine schwärzliche Haut mit drei oder vier einander ziemlich unähnlichen Körpern, welche einigermaßen hart, doch wenig kalkartig sind, Zähnen ähnlich, mit der Basis festsitzend, oben aber zugespitzt oder schneidend. Um diesen Magen herum liegt die Leber, welche eine fast kugelige Masse bildet, und aus einer sehr großen Menge so deutlich gesonderter Körner besteht, daß man versucht wird, sie für einen Eierstock zu halten. Ihre Knäule öffnen sich ganz nahe an der Stelle, wo der Magen in den Darmkanal mündet. Der letztere ist cylindrisch, durchaus gleichförmig, ziemlich eng, und bildet drei oder vier dichte Windungen am hintern Ende der Leber, worauf er sich nach Vorn, längs der Kiemenhöhle, richtet, bis an das hintere Ende der rechten Mantellippe, wo er als ein kleiner freier Anhang nach Außen tritt. Die Bauchhöhle ist inwendig mit einer schwarzen, weißpunktirten Haut versehen. Blainville konnte blos die Lungenarterie der rechten Seite auffinden, glaubte aber, daß das Circulationssystem, bei einem so kleinen Thiere schwierig zu untersuchen, von dem verwandter Mollusken nicht abweiche. Das Respirationsorgan befindet sich, wie gesagt, nicht auf den Bewegungsorganen, sondern in einer eigenen Höhle, an jeder Seite des hintern Theils des Körpers, von der Bauchhöhle durch eine besondere Haut getrennt; es besteht aus einem wirklichen Kiemenkamme, dessen größere Zähne auf den großen Gefäßen aufliegen, welche den äußern und untern Rand jedes Kiemenkammes einnehmen. Obgleich Blainville sich nur von der Gegenwart des Kammes an der rechten Seite überzeugen konnte, so muß man doch mit ihm annehmen, nach der Symmetrie der Schale und der Lage des Herzens, daß auch auf der linken Seite ein solcher vorhanden ist. Das Herz liegt links, in einem deutlichen Herzbeutel vor der Stelle der Kieme, es ist in der That sehr stark im Verhältnisse zur Größe des Thieres, und besteht aus einem ziemlich deutlichen, häutigen Ohr, in welches die Kiemenvenen münden, nachdem die rechte derselben sich durch die ganze Eingeweidemasse gezogen hat. Dieses Ohr steht mit dem Herzbeutel in Verbindung, der sehr dicke Wände hat und nach Hinten und Innen gerichtet ist. Fast unmittelbar aus seiner Spitze treten zwei Aorten aus, von denen die vordere an den Magen und vordern Körpertheil, die hintere nach den Generationsorganen und nach der Leber sich begibt. Das Generationsorgan ist bedeutend groß. Man findet zuerst ein beträchtliches Organ, welches man sogleich durch den dünnen Mantel bemerkt, sowie man die Schale weggenommen hat. Es ist länglich oval, oben gewölbt, unten concav, und besteht aus aneinander gefügten Scheiben an einer spindelförmigen Axe sitzend, die hohl ist und nach Vorn in den Eiergang ausläuft, in einen Kanal, welcher sich später mit einem andern vereinigt. Dieser fängt nach Hinten in der Eingeweidehöhle an und hängt sogar mit ihr durch einen blinden Sack etwas zusammen. Nach einigen dicht zusammengedrängten Windungen vereinigt er sich mit dem obengedachten Kanal oder Eiergange. Man muß ihn wol der Blase analog betrachten, welche man in andern Mollusken findet. Dieser Kanal geht unter dem Magen und der Leber weg, macht einige Biegungen, wird schwächer, und endigt, von Vorn nach Hinten sich wendend, in einen andern angeschwollenen Kanal mit gelatinösen Windungen. Dieser besteht aus zwei zusammengeschnürten, aneinander gedrückten Theilen, und bildet so eine einzige kugelige Masse, welche unter dem Magen liegt und mit diesem den gewölbtesten Theil der Schale ausfüllt. Dieses Organ betrachtet Cuvier als Testikel, und in der That findet sich längs des Theiles einer der Biegungen dieses Eierganges eine Art weißer körniger Binde, dem analog, was man bei vielen Gasteropoden bemerkt und welches zum Testikel zu gehören scheint. Ohne Zweifel ist es der zweite Theil des Eierganges anderer Mollusken, derjenige nämlich, in dem sich die gelatinöse Materie absondert. Er richtet sich hernach nach Vorn und Rechts, wird schwächer und seine Wände werden glatt. Bevor er aus dem Körper heraustritt, findet sich an ihm ein wenig deutlicher blinder Sack, und endlich mündet er mit einer schiefen Öffnung nach Außen, wie oben schon angegeben, indem der innere Rand der Mündung einen ziemlich langen zungenähnlichen, freien, schwimmenden Fortsatz bildet. Nach der ebenbeschriebenen Lage der Theile, bemerkt Blainville, würde das Ovarium die zur Linken liegende Masse sein, dann wäre der aus ihm heraustretende Kanal das Vas deferens, welches in den Oviduct mündete, und den Kanal einer langen Blase aufnähme; der Oviduct würde etwas weiter von dieser Stelle anschwellen und sich falten, um das zu bilden, was man mitunter die Gebärmutter oder den zweiten Theil des Oviducts nennt, welcher dann, nach einer dichten Windung, sich nach Außen öffnete; aber es würde aus einer solchen Lage auch hervorgehen, daß keine Verbindung zwischen diesem Theile der Geschlechtstheile und dem andern, der gleich beschrieben werden soll, stattfände, wie denn auch Blainville keine Spur eines beide verbindenden Kanals wahrnehmen konnte. Das männliche Geschlechtsorgan besteht in einer bedeutenden Masse, welche fast die ganze Höhle des vordern Körpertheiles ausfüllt, über dem Ösophagus und den Muskeln liegt, welche, von dem Säulenbündel ausgehend, sich nach den Bewegungsorganen richten. Man sieht das hintere Ende durch die Rückenhaut hindurch, es bildet einen nach Vorn schwächern Körper, der hinten sich nach der rechten Seite und von Hinten nach Vorn biegt; an diese stumpfe, auf diese Weise gebogene Spitze heftet sich der zurückziehende Muskel. Bei näherer Betrachtung dieses Organs sieht man, daß es eine aus Querfasern bestehende muskulöse Umhüllung hat. Wenn man diese Art von Scheide spal-

tet, ſo findet man darin einen vorſpringenden, ſchwarzen, auf der einen Seite angewachſenen, auf der andern dergeſtalt freien Theil, daß er eine kleine, nach Vorn gerichtete Spitze bildet. An der Wurzel dieſes Körpers, der wahrſcheinlich eine Art Reizorgan (corps excitateur) iſt, findet man eine kleine ovale weiße Maſſe, die man durch die Hülle durchſieht, und welche drüſig zu ſein ſcheint. Allem Vermuthen nach iſt dies der Teſtikel. Das Nervenſyſtem zeigt ſich wie bei andern Kopfmollusken. Das Gehirn liegt wie gewöhnlich, aus zwei kleinen Ganglien gebildet, unter dem Öſophagus; jedes dieſer Ganglien gibt einen ſehr kleinen Nervenfaden an den Tentakel und noch feinere an den Mund. Der Ring iſt ausnehmend breit und endigt ſich links und rechts in das für die Ortsbewegung beſtimmte Ganglion, aus dem ſtarke Nervenfäden in die flügelförmigen Erweiterungen des Fußes gehen; die nach Hinten zu entſpringenden erſtrecken ſich auch in den Rückenmuskelbündel. Das Ganglion für die Eingeweide konnte Blainville nicht bemerken.

Rang[8]) theilt die Arten in zwei Gruppen:

a) Globulosae; die Schale faſt kugelig, die Seitenſpalten faſt ſo lang, als die Schale ſelbſt, die Anhänge weit nach Hinten ſtehend. Typus: H. uncinata etc. Iſt die zahlreichſte an Arten.

b) Elongatae; die Schale länglich, die Seitenſpalten derſelben kurz, die Anhängſel nach Vorn ſtehend. Hierher H. trispinosa und überhaupt nur fünf Arten.

Die Hyaleen ſind Meermollusken, welche man oft weit genug von der Küſte findet. Sie ſind in allen Meeren der heißen Zone verbreitet und in einem großen Theile von denen der gemäßigten, und man findet oft dieſelbe Art an den entgegengeſetzten Punkten der Erde. Man kennt ihre Lebensweiſe und Gewohnheiten noch wenig, man weiß nur, daß ſie mit Hilfe ihres flügelförmigen Fußes ziemlich geſchwind ſchwimmen, indem ſie denſelben bewegen wie ein Schmetterling ſeine Flügel. Wahrſcheinlich liegen ſie dabei, wie die Bulleen, auf dem Rücken, was ſich wenigſtens aus dem unten dunkler gefärbten Fuße ſchließen läßt. Durch Zuſammenziehung des Fußes kann er ſich ſchnell in die Tiefe ſenken. Nach der Organiſation ſcheint es, daß eine gegenſeitige Begattung ſtatthat.

1) H. tridentata *Forskål* (Anomia *ej.* Fauna arabica p. 124. Icones t. 40. f. b. H. cornea *Lamarck*, Anim. sans vertebr. VI, 286. *Cuvier*, Annales du Mus. IV. pl. 59. Encyclop. méthod. pl. 464. f. 5, 6, 7. Deshayes in der Encyclopéd. Mollusq. p. 309 zieht hierher auch H. Peronii und papilionacea. H. Forskälii, *Blainville* l. c.). Die gemeinſte Art, im mittelländiſchen Meer, am Senegal einheimiſch, 17 Millimeter lang. Von ihr Cuviers und Blainville's Anatomie. Die obere Schalenplatte hat vier etwas vorſpringende Rippen, die untere iſt ſehr gewölbt und in die Quere geſtreift. Die Farbe iſt roſtgelblich. Die Anhängſel der ſeitlichen Mantellefzen ſind von mittlerer Größe. Blainville vermuthet, daß auch Linné-Gmelins Monoculus telemus dieſer Hyalea angehöre.

2) H. teniobranchia *Peron* (et *Lesueur* Ann. du Mus. XV. pl. 3. f. 13. H. Peronii *Blainville*). Die hintern Mantelanhängſel ſind ſehr lang. Im mittelländiſchen Meere. Cuvier will dieſe Art ebenfalls mit voriger vereinigt wiſſen.

3) H. papilionacea *Bory de St. Vincent* (Voyage aux quatre principales îles de l'Afrique. I, 137. pl. V. f. 1). Kleiner als die erſte. Die obere Schalenplatte nur mit drei Furchen, vorn ſchräg abgeſtutzt. Das Thier blaß, graulich und bräunlich.

4) H. inflexa *Lesueur* (Bulletin de la Soc. philomat. III. n. 69. pl. 5. f. 4. A B C D). Von dieſer Art kennt man weder das Thier noch das Vaterland, die Schale iſt nur drei bis vier Linien lang, und nähert ſich ſchon der von Cleodora, indem die Seitenſpalten kürzer ſind, dagegen die halbmondförmige Öffnung viel größer iſt. Die Rückenplatte hat nur eine Mittelrippe, die untere gewölbte iſt glatt, das hintere, in eine Spitze gekrümmte Ende iſt nach dem Rücken heraufgebogen.

5) H. inflexa *Lesueur* (l. c. f. 3. A B C). Blainville iſt geneigt, dieſe Art zu Cleodora zu ziehen. Die Seitenſpalte der Schale bildet nämlich mit der vordern nur eine breite, faſt grade Öffnung, deren oberer Rand weiter vortritt, als der untere; übrigens iſt die allgemeine Form platt, mit einem Rückenkiel, und hinten ſteht eine ſcharfe Spitze. Das Thier hat die Geſtalt der Hyalea, nur iſt der hintere Körpertheil mehr verlängert, der vordere aber ſpringt zwiſchen den beiden Fußlappen weiter vor und die Seitenanhängſel fehlen. Blainville hält dieſe Art für identiſch mit H. caudata *Bosc*; Clio caudata *Linn.*

H. retusa *Lesueur* l. c. und *Bosc*, Clio retusa *Linn.* ſcheint ihm ebenfalls eine Cleodora.

6) H. quadridentata *Lesueur* (Dict. des Scienc. nat. l. c. 81). Die Schale faſt kugelig oder ſehr gewölbt, unten ganz glatt, oben mit drei Längsrippen; vorn und hinten wie geſtutzt; die Seitenanhängſel der Schale wenig deutlich, an jeder Seite der ſtarken Mittelſpitze eine kleine Spitze bildend. Die Floſſen des Thieres zweilappig ohne ſeitliche Ausbreitung, zwei bis drei Linien lang. Im atlantiſchen Ocean.

7) H. longirostris *Lesueur* (ib.). Die Form iſt die von Nr. 1, aber die obere Schalenplatte tritt viel ſtärker vor und iſt ſo lang als der Körper der Schale, deſſen Seitenanhängſel ſtark vortreten, weit zurückſtehen und wie nach Hinten gebogen ſind, was der Schale das Anſehen eines gleichſeitigen Triangels gibt. Die Floſſen des Thieres ſind rund, drei Linien lang, zwei breit. Im atlantiſchen Ocean.

8) H. ecaudata *Lesueur* (l. c. 82). Sie weicht von der vorigen nur darin ab, daß die Verlängerung der obern Platte weniger lang iſt und ihre Ränder nach Unten gebogen ſind. Die mittlere Spitze iſt ſo kurz, daß ſie wie geſtutzt erſcheint, wie bei voriger, mit welcher ſie gleiches Vaterland hat.

9) H. elongata *Lesueur* (l. c. 82). Schale platt-

8) Manuel de l'histoire naturelle des Mollusques. p. 114.

gebuckelt, faſt glatt, oder wenig geſtreift, oben und unten faſt gleichmäßig gewölbt, auf der obern Seite mit zwei ſeitlichen Eindrücken. Die obere Platte, länger als die untere, iſt ihrer ganzen Länge nach gebogen, die hintere Spitze iſt ſehr lang, und erſcheint dies um ſo mehr, als die ziemlich vorſpringenden ſeitlichen Anhängſel weit vorn ſtehen, was der Schale eine längliche Form gibt. Das Thier hat ziemlich kleine, ausgerandete Floſſen, die ſeitlichen Ausbreitungen ſind breit und laufen in eine Spitze aus. Zwei Linien lang und etwas über eine Linie breit. In den Gewäſſern von Martinique.

10) H. trispinosa *Lesueur* (Journal of the Soc. of Philad. III.). Auffallend durch ihre flache Form, die zwei Schalentheile ſind faſt gleichgroß, der obere tritt kaum vor, und hat in der Mitte drei ſehr flache Rippen. Die Öffnung iſt klein, ſchmal, faſt eiförmig, und verlängert ſich in zwei ſchmale Seitenſpalten, welche bis an die Baſis der Seitendornen reichen. Der untere Theil der Schale iſt ganz glatt, regelmäßig gewölbt, das Ende der Schale verlängert ſich in eine Spitze, die ſo lang als die Schale ſelbſt und am Ende angeſchwollen, an der Wurzel von jener ſtehen zwei kurze Seitenſpitzen. Das Thier hat weiße, zweilappige Floſſen. Im Meere bei den Antillen. Ein Exemplar aus dem indiſchen Archipel war acht Linien lang und vier Linien breit.

Von dieſer Art ſoll ſich nach Rang H. mucronata *Quoy* et *Gaimard* (Voyage de l'Astrolabe) unterſcheiden, indeſſen haben ſie dieſen Namen fallen laſſen und ihre Entdeckung als H. trispinosa beſchrieben. Sie führen noch eine Art, H. longirostris, auf.

11) H. Rangii *Deshayes* (Encycl. méth. Mollusq. p. 310, wahrſcheinlich Rangs H. uncinata). Die Schale klein, kugelig, dünn, zerbrechlich, durchſcheinend, hellhornbraun, der untere Theil ſtark gewölbt, die Öffnung ſchmal, quer, tief unter der Anſchwellung des Endes des Oberntheiles verſteckt, welches faſt ſenkrecht iſt, aber nicht bis an die Seitenſpalten reicht, die kurz, ſehr ſchmal ſind und ſich bis an die Wurzel der Seitenſtacheln ziehen. Von den drei hintern Spitzen krümmt ſich die mittlere nach Oben, die andern etwas nach Unten. Auf der obern Seite ſtehen fünf Rippen. Aus den afrikaniſchen Meeren, acht bis neun Millimeter lang.

12) H. truncata *Lesueur*. Nur eine Linie lang, dreieckig, flach, die Baſis bildet die Öffnung, faſt ohne Seitenanhängſel (Dornen), das hintere Ende iſt nach Oben gebogen. Die Floſſen ſind kaum zweilappig. Martinique.

H. cuspidata *Bosc* (l. c. Nouveau Diet. d'Hist. nat. pl. E. f. 15), nur von dieſem beobachtet, ſcheint gar nicht einmal eine Molluske zu ſein. (D. *Thon.*)

HYALEA (Paläont.). Das Pteropodengeſchlecht, von welchem wir nur wenig lebende Arten kennen, zählt deren auch einige (zwei) im foſſilen Zuſtande, welche, trotz der außerordentlichen Dünne ihrer Schale [1]), doch öfters wohlerhalten in der mittlern und jüngern Tertiärformation vorkommen.

1) H. d'Orbignyi [2]). Schale länger als breit, vorn gerundet, Hinterrand faſt rechtwinkelig auf die Seitenränder ſtoßend; Rückenplatte viel länger als die Bauchplatte, aufgetrieben, gefurcht, vorn zurückgekrümmt. Bauchplatte ſehr aufgetrieben und leicht in die Quere geſtreift. Öffnung ziemlich groß. Anhänge ganz hinten, in Form ſtumpfer, gegen die Rückenplatte zurückgebogener Spitzen. Seitenſpalten ſehr lang und bogig. Mittelſpitze kurz und nach Unten zurückgebogen. Länge 0,003. Im tertiären Sande von St. Paul bei Dax (Departement des Landes).

2) H. triacantha [3]). Art mittelmäßig groß, die drei Anhänge hinten ſehr lang und dünn. Im ? gelben Sande der Subapenninenformation bei Castell' arquato. (*H. G. Bronn.*)

Hyalina *Studer* (Mollusca), ſ. Vitrina.

Hyalinus *Merrem* (Reptilio), Reptilliengattung, der Gattung Ophiosaurus entſprechend (ſ. d.).

HYALITH (Glasopal, Müllerſches Glas), eine Abänderung des Opals von weißer oder lichtgelblichgrüner Farbe, durchſichtig, mit vielen Querſprüngen, ſtarkglänzend, welche auf Baſalt, Mandelſtein, Porphyr, Quarzfels u. a. theils als äußerer Überzug, theils in Klüften und kleinen Höhlungen, in ſtalaktitiſchen Geſtalten aufgewachſen, bei Frankfurt am Main, am Kaiſerſtuhl im Breisgau, an mehren Orten in Schleſien und Ungern u. aufgefunden iſt. (*Germar.*)

Dieſe ſehr ſchöne, waſſerhelle Opalart kommt in einzelnen Tropfen, oder als rindenartiger Überzug meiſt mit Bitterkalk feſt verbunden, oder hier und da auch wol aus dieſem abgeſchieden vor. Einige neuentdeckte Formen des ſchleſiſchen Hyaliths hat Glocker beſchrieben (ſ. Iſis. 1828. XXI. S. 433 fg.). Unmittelbar auf dem Mandelſtein auffitzend hat man ihn bis jetzt nicht finden können. Sein ſpec. Gewicht iſt bei + 22° = 2,17. Durch heftiges Glühen verliert er 1,893 Procent. Nach Walchner (in v. Leonhards Zeitſchrift für Mineralogie. 1825. I. S. 480 fg.) beſteht er in 100,00 aus 97,359 Kieſelerde und 2,641 Waſſer. Der Hyalith von Waltſch in Böhmen iſt einer der ausgezeichnetſten, ungefärbt, vollkommen durchſichtig, ſtellenweiſe ſchwach iriſirend, ſtaubiger und kleinnierenförmiger Überzug auf Baſalt; die traubigen Rinden haben oft eine Dicke von drei Linien. (*Th. Schreger.*)

HYALITIS (Ὑαλῖτις), von ὕαλος oder ὕελος (Glas, glasartiger Körper), 1) die Glaserde, der zum Glasmachen taugliche Sand; 2) die Entzündung der Glashaut (Tunica hyaloidea), auch wol des Glaskörpers (Corpus vitreum) im Auge. (*Wiegand.*)

HYALODES, HYALOIDES, der Glaskörper des Auges, nach den gleichlautenden griechiſchen Worten

1) *M. de Serres* in Ann. Scienc. nat. 1828. XIII, 450, 451.

2) H. d'Orbignyi *Rang* in den Mém. de la Soc. d'hist. nat. (Paris 1827). III, 382, 383; und Ann. scienc. nat. 1829. XVI, 492—499. t. XIX. f. c. Jahrb. f. Min. 1830. S. 131, 134. *Férussac* et *Rang*, Ptéropodes. H. aquensis *Grateloup* im Bullet. de la Soc. Linn. de Bordeaux. II, 4. 3) H. triacantha *Coll. Guidotti*, und Bronn, Reiſe. II, 593.

ὑαλώδης, ὑαλοειδὴς (hyaloideus, glasartig, ὁ ὕαλος, das Glas) gebildet *). S. Glaskörper. (*Wiegand.*)

HYALOIDEA, scil. membrana, die Glashaut des Auges (Tunica vitrea), von ὑαλοειδὴς, wie sie auch Rufus (de nominat. c. h. I.) mit der Netzhaut bezeichnet. (*Wiegand.*)

Hyaloides, s. Hyalodes.

HYALOMA (von ὑαλόω, zu Glase machen, in Glas verwandeln), Glas-, Schmerlen- oder Birkauge, dasjenige Auge, in welchem die Regenbogenhaut um den Stern einen dem Glas ähnlichen oder weißen Zirkel bildet, während der Krystallkörper bläulich aussieht. Es kommt das Glasauge besonders bei Pferden, und vorzüglich bei getigerten oder scheckigen, vor, und hat, falls es sonst gut, gesund und ohne andere Mängel ist, eben die Güte, wie ein anderes Auge. (*Wiegand.*)

HYALOMIKTIT. Mit diesem Namen bezeichnet Brogniart diejenige Abänderung des Granits, welcher der Feldspath fehlt. S. Granit. (*Germar.*)

Hyalomyia *Desvoidy* (Insecta), s. Myodarii.

HYALOSIDERIT **). Im Mandelsteine bei Sasbach und Ihringen am Kaiserstuhl im Breisgau, und auf einem Doleritgang im Gneus am Bromberge bei Freiburg findet sich ein Mineral, das durch röthlichbraune Farbe, die in das Hyacinthrothe übergeht, sowie durch etwas geringere Härte sich vom Olivin unterscheidet, aber nichts als ein eisenreicher Olivin sein möchte. (*Germar.*)

Hyalurgie, Hyalurgik, s. Glaschemie.

HYAMOS (Ὑαμὸς), ein Sohn des Lykorus und Vater der Kelάno, beherrschte nach der Deukalionischen Fluth die Gegend um den Parnaß, und baute die Stadt Hyas †). (*Schincke.*)

HYAMPEA (Ὑάμπεια sc. κορυφὴ oder πέτρα), ein Seitenberg des Parnassus, in dessen Nähe sich die kastalische Quelle befand. Er lag auf der Morgenseite von Delphi, und ist nicht zu verwechseln mit einem der beiden berühmten Gipfel des Parnassus, die Lykorea und Tithorea hießen. Äsopus wurde von den hyampeischen Felsen wegen Vorenthaltung der dem Tempel bestimmten Geschenke herabgestürzt, welche Strafe hier an den Tempelräubern vollzogen ward. Späterhin wurde die Hinrichtung solcher Verbrecher nach Nauplia, oder wahrscheinlicher nach Daulis, denn die Lesart variirt, verlegt ††). (*Kanngiesser.*)

HYAMPOLIS. Unter diesem Namen waren zwei Städte in Phokis bekannt. Die erste schon vom Homer (Il. II, 521) erwähnt, lag in dem östlichen Theile von Phokis, an der Grenze der Lokri Opuntii, und war, wie Pausanias (IX, 5. X, 33) und Eustathius (ad *Hom.* l. c.) berichten, von den Hyantes, welche von Kadmus aus Böotien verdrängt wurden, angelegt und Anfangs Hyantenstadt, Ὑάντων πόλις, genannt, bis der Name mit der Zeit in Hyampolis verändert wurde. Sie lag auf einem steilen Felsen, hatte nur einen Brunnen und mußte Regenwasser sammeln. In früherer Zeit war sie mächtig, kämpfte mit Hilfe des Ornytus glücklich gegen die Opuntier und gewann den Besitz von Daphnus (Schol. ad *Eurip.* Orest. 1094). In der Nähe der Stadt war ein Engpaß, in welchem einst die thessalische Reiterei von den Phokiern eine Niederlage erlitt. Bei dem Zuge des Xerxes wurde die Stadt von den Persern verbrannt (*Herodot* VIII, 28. 33). Nachdem sie wieder aufgebaut war, wurde sie durch Philipp von Makedonien im phokischen Kriege großentheils zerstört, doch blieben einige öffentliche Gebäude, als das Rathhaus, das Theater und ein Tempel der Diana, der nur zwei Mal des Jahres geöffnet wurde. Der Kaiser Hadrianus baute der Stadt eine nach seinem Namen benannte Halle (*Pausan.* X, 33. *Palmerii* Graec. antiq. VI, 15). Das zweite Hyampolis, von Hyamus, des Lykorus Sohn, nach der Deukalionischen Fluth gebaut, lag in den Gebirgen des Parnassus (Schol. ad *Eurip.* Orest. 1094. *Palmer.* p. 659) und wird auch von Strabon (IX, p. 423) erwähnt; die bestimmtere Lage aber wird nirgends genauer bezeichnet. (*Kanngiesser.*)

HYANCHE (Ὑάγχη, von ἔς, Sau und ἄγχω, ich verengere, ich schnüre zu), eine Art Bräune, sehr wahrscheinlich Mandelbräune, welche man dem unter den Schweinen als Ὑάγχη und bei den Hunden als Κυνάγχη bekannten Halsleiden ähnlich glaubte (s. Kynanche und Synanche). (*Wiegand.*)

HYANTES (Ὑάντες und Ὑάντιοι), waren eine der ältesten Völkerschaften in Böotien, und nach Strabon, Skymnus und Solinus mit den Leleges ein und dasselbe Volk. Nachdem die Hektená, über welche Ogyges herrschte, von der Pest weggerafft waren, besetzten die Hyantes und Äoná das Land, und bewohnten namentlich Thebä. Als Kadmos ankam, überwand er beide Völkerschaften. Die Äoná unterwarfen sich dem Sieger, die Hyantes aber nur mit einem kleinen Theile. Der größere Haufe wanderte nämlich nach Ätolien [1]), und waren dort so mächtig, daß nach ihnen das Land Hyantis genannt wurde [2]). Ein kleinerer Theil der Hyantes zog nordwärts nach Phokis, und legte an dem Gebirge gegen Lokris die Stadt Hyampolis an. Der dritte in Böotien zurückgebliebene Theil wohnte um Alalkomene am westlichen Ufer des Sees Kopais [3]). (*Kanngiesser.*)

HYANTIA, wird von Stephanus (unt. d. W. Ὑάντες) eine Stadt der Lokrer genannt, und Polybius (V. p. 366) erwähnt der Ὑανθέων, deren Landschaft von Philippos III. bei seiner Vorbeifahrt mit der Flotte verwüstet worden war. Diese Ὑανθεῖς sind aber dieselben, welche Thukydides (III, 101) Ὀιανθεῖς nennt, Einwohner der Stadt Ὀιάνθη oder Ὀιάνθεια, bei Skylax Ἐυάνθις geschrieben. Wahrscheinlich ist daher unter

*) Cf. *Galenii* de usu partium. Lib. X. Cap. 1.

**) *Walchner*, De Hyalosiderita (Frib. 1822). Hausmann in Leonh. mineral. Taschenbuche. 1824. I. S. 40.

†) *Pausan.* X, 6, 2.

††) *Herod.* VII, 39. *Plutarch*, De sera Num. vindicta. c. 12. *Palmerii* Graec. Antiq. VI, 11.

1) *Apollodor.* Fragm. ed. Heyn. p. 703. 2) *Stephan. Byz.* h. v. 3) *Strabo* VII. p. 321. X, 424. *Pausan.* IX, 5. *Pindar.* Olymp. VI, 148 cum schol.

Hyantia Oeantho eine Küstenstadt der Lokri Ozolä am krissäischen Meerbusen verstanden. (*Kanngiesser.*)

Hyarkas, s. Jerkim.

Hyarotis, Hydraotes (Fluß), s. unt. Himalaya.

HYAS, Regenmann, bald Vater, bald Bruder der Hyaden, der Regensterne, von Atlas und Pleione oder Äthra erzeugt [1]). Es grämten sich über ihn, der von einer Löwin, einem wilden Schwein oder einer Otter getödtet worden war, so sehr diese zehn oder mehre Schwestern, daß ihre Thränen, wie der Regen an den Himmel versetzt wurden, und zwar als Sterne. Wenn sie erscheinen, so erfolgte nach den Erfahrungen der alten Meteorologen sicher Regen [2]). Wenn es heißt, Hyas habe mit der Nymphe Böotia die Hyaden gezeugt, Atlas und Pleione aber die Pleiaden, so beabsichtigte man wohl die Hyaden und Pleiaden zu unterscheiden [3]). (*Schincke.*)

HYAS *Leach* (Crustacea). Eine Krebsgattung, aus der Ordnung Decapoda, der Familie Brachyura und der Abtheilung (tribus) Triangularia, nach Latreille's Anordnung. Sie gehörte bei Linné und Herbst zur Gattung Cancer, bei Bosc und früher bei Latreille zu Maia; Fabricius zählte sie zu Inachus. Desmarest (Considérations sur la Classe des Crustacés) gibt ihr folgende Kennzeichen: An den äußern Fühlern ist das erste Glied größer als das zweite, zusammengedrückt und nach Außen erweitert. Das dritte Glied der äußern Kiefernfüße ist kurz, ebenfalls nach Außen etwas erweitert, an seinem Ende und an der innern Seite ausgerandet. Die Scheren sind dicker, aber viel kürzer als die andern Füße, deren Länge nicht das Doppelte des Leibes beträgt. Alle diese Füße haben fast cylindrische, unbewaffnete, in eine lange, kegelförmige, gebogene Klaue auslaufende Glieder. Das Brustschild ist etwas in die Länge gezogen, fast dreieckig, am hintern Ende zugerundet, auf der obern Fläche höckerig und die Seiten sind in Spitzen hinter den Augen verlängert; die Stirn läuft in zwei flache, einander genäherte Spitzen aus; die Augen stehen auf kurzen Stielen und sind nicht größer als diese im Durchmesser; die Augenkreise sind etwas nach Vorn geöffnet durch eine am obern und hintern Rande befindliche Spalte.

1) H. araneus *Linné* (*Leach* Malacostr. Brit. t. 21. A. Cancer Bufo *Herbst* t. 17. f. 59. Maia Bufo *Bosc.*). Die vordere Seite des Brustschildes tritt in eine Spitze vor und endigt in zwei Dornen, welche am Ende sich gegen einander ringen; sein oberer und hinterer Theil ist mit kleinen Höckern bedeckt, von denen man auch einige auf den Scherenarmen findet. Die Länge beträgt im Ganzen 3 Zoll 4 Linien, die Breite 2 Zoll 6 Linien. Er findet sich im Ocean.

2) H. coaretata *Leach* (l. c. B.). Drei Mal kleiner als der vorhergehende, aber die Schale hinter den Augen breiter, und an jeder Seite in der Mitte ausgerandet; die Stirn mit zwei breiten und kurzen, unter einander fast parallelen Dornen, die Scheren ziemlich dünn. Findet sich an den Küsten des Kanals. (D. *Thon.*)

Hyasis, s. Oase.

HYAUAINS, eine indianische, zu den Urbewohnern Brasiliens gehörige Völkerschaft, welche nach Cazal, ehedem in dem District Tapajonia, in dem südlichen Theile der großen brasilianischen Provinz Para, an dem Flusse Tapajôz wohnten. Sie sind von dem wilden und kriegerischen Stamme der Mundrucus, der von allen andern Indianerstämmen am meisten gefürchtet wird, aus ihren sonstigen Wohnsitzen, den am Flusse Tapajôz sich hinziehenden schönen Urwäldern, verjagt worden. Seit dieser Zeit sind die Hyauains gänzlich verschollen, und bis jetzt weiß man nicht, ob vielleicht in einem andern Theile Brasiliens noch Überreste dieses Stammes existiren. (*J. C. Schmidt.*)

HYBANDA, war in den ältesten Zeiten eine Insel an der ionischen Küste, welche aber im Zeitalter des Plinius (H. N. II. c. 89) längst aufgehört hatte, Insel zu sein. Sie war bereits nicht blos mit dem Festlande vereinigt, sondern sogar 200 Stadien vom Meer entfernt. (*Kanngiesser.*)

HYBANTHUS *Jacqu.* am. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Jonidien (Violarieae *Cand.*) und der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe. Der Charakter dieser Gattung besteht in einem fünfgetheilten, unregelmäßigen, hinterwärts höckerigen Kelch, einer unregelmäßigen Corolle, deren fünftes Blättchen verlängert und gespalten ist, einer kreisförmigen Nektardrüse, einem pfriemenförmigen Griffel und einer dreiklappigen Kapsel. 1) H. havanensis *Jacqu.* l. c. t. 175. f. 24. *Thunb.*, *Bonpl.* et *Kunth* nov. gen. V. t. 494) mit strauchartigem, ästigem Stengel, ablangen, ausgerandeten, fast gesägten, unbehaarten Blättern, zusammengedrängten, stacheligen Afterblättern und zweigetheilten, wenigblumigen Blüthenstielen. Auf Cuba (Viola Hybanthus *W. Sp.* pl., Jonidium *Jacquinianum Röm.* et *Sch.* Syst.). 2) H. concolor *Spr.* Syst. (I, 805) mit krautartigem, aufrechtem Stengel, spathelförmig-lanzettförmigen gezähnten, feinbehaarten Blättern, pfriemenförmigen Afterblättern, abgekürzten, dreiblumigen Blüthenstielen und zweilappigem fünftem Corollenblättchen. In Nordamerika. (*Sprengel.*)

HYBBE, HIBBE, minder bekannt unter dem teutschen Namen Geib, slow. Gybba, auch Hyby, ein zur Kameralherrschaft Hradek gehöriger Marktflecken im östl. Bezirke der liptauer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Nieder-Ungerns. Er liegt tief, an der Straße, welche von Leutschau nach Hradek und St. Nikolai führt, 1½ Stunde von Vichodna entfernt, besteht aus einer breiten Hauptstraße und mehren engen Nebengassen, und ist überhaupt sehr eng gebaut und ganz offen. Er hat 217 fast nur hölzerne Häuser, 2035 slovakische Einw., darunter sind 1789 Evangelische, 229 Katholische und 17 Juden, eine katholische Pfarre, Kirche und Schule und ziemlich besuchte Jahrmärkte. Bei

1) *Ovid.* Fast. V, 171. 2) *Hygin.* Fab. 192 und dazu Muncker. 3) Alexander bei *Hygin.* Astr. Poet. II, 21. v. Stavern, S. 470.

dieſem Dorfe finden ſich einige Salzquellen vor, deren Sole jedoch nicht reichhaltig genug zur Anlegung von Salinen iſt. Ihr Abfluß iſt unterirdiſch in den nahe daran vorbeifließenden Hibiczabach geleitet worden, damit die Sole von den Einwohnern des Marktes nicht benutzt werden, und dem Salzregal der Regierung keinen Abbruch thun könne. In der Nähe des Marktes, am Einfluſſe des bei Hybbe vorbeifließenden kleinen Gewäſſers findet ſich Kalknagelfluhe mit Stinkkalkkörnchen und zwar an mehren Orten. (*G. F. Schreiner.*)

HYBERNIA *Latreille* (Insecta). Dieſer Name gebührt, als der ältere der von Ochſenheimer und Treitſchke Acidalia *) genannten Nachtſchmetterlingsgattung, obwol Latreille ihn nur auf diejenigen Arten der letztern erſtreckt wiſſen will, deren Weibchen keine Flügel haben, denn die übrigen ſind zu nah verwandt, als daß man ſie von den andern trennen könnte. Auch iſt der Name Hybernia bezeichnender als der andere. Die Gattung iſt aus Linné's Phalaena, Abtheilung Geometrae, geſondert, und entſpricht der Familie K (wellenſtriemige Spanner) des „ſyſtemat. Verzeichniſſes der Schmetterlinge der wiener Gegend." Die Kennzeichen ſind folgende: Die Flügel der Schmetterlinge ſind mit gehäuften, wellenartigen, gleichlaufenden Querlinien, die kein deutliches Mittelband bilden, überzogen. Bei manchen Arten mangeln den Weibchen die Flügel. Die Raupen ſind kurz und dickleibig; gewöhnlich grün, mit bleichen Längslinien oder einigen röthlichen Strichen, und die Ringe des Leibes ſondern ſich meiſtens deutlich ab. Die Verwandlung geſchieht unter der Erde. Von den Arten führen wir nur folgende merkwürdigere ausführlich an.

1) H. brumata *Linné* (*Hübner* Geometrae t. 37. f. 191. mas. t. 80. f. 415 mas., t. 99. f. 509 foem. Esper Schmetterlinge V. Taf. 37. Fig. 7—14. Kleemann Beiträge zur Inſectengeſchichte Taf. 31. Fig. 1—12) der Frühbirnſpanner, der Froſtſchmetterling.

Der männliche Schmetterling mißt mit ausgeſpannten Flügeln etwa einen Zoll, und iſt von einem ſehr zarten Baue, ſodaß man ſeine Färbung nur dann vollſtändig findet, wenn er eben erſt die Puppe verlaſſen hat, indem bei ſeinem häufigen Herumfliegen der feine Staub auf den Flügeln gleich ſich abreibt, daher man bei ſolchen ältern Exemplaren meiſt nichts als die durchſcheinende zwiſchen den Flügelnerven ausgeſpannte Haut findet. Die Farbe iſt ein gelbliches oder ſchwärzeres Erdbraun, auf den Vorflügeln ſtehen mehre zackige Binden, die ſich meiſt zu dunklern Binden vereinigen, von denen eine nahe an der Wurzel, eine breitere in der Mitte und eine ſchmälere gegen den Hinterrand ſteht, oder es finden ſich an der Wurzel und in der Mitte drei, am Hinterrande zwei Binden; die Adern aber ſind mit dunklern Pünktchen belegt. Auf den Hinterflügeln ſteht ein verloſchener, ſelten doppelter, oft fehlender Mittelſtreif. Auf der Unterſeite aller Flügel iſt die Färbung heller mit Mittelpunkten und verloſchenen Bogenlinien. Das Weibchen iſt ſo groß wie der Körper des Mannes, und hat ſtatt der Flügel nur kleine Lappen mit einigen Linien oder dunklerm Mittelſtreife.

Das Wichtigſte bei dieſem Inſect iſt deſſen Raupe, vielfach bekannt und gefürchtet. Treitſchke hat (an andern Orten) nach Schwarz und ſonſtigen Beobachtern das Wiſſenswertheſte von derſelben ſo ſchön zuſammengeſtellt, daß wir um ſo weniger an deſſen Worten etwas ändern, als das Geſagte mit eigenen Beobachtungen ganz übereinſtimmt. „Die Raupe, welche faſt auf allen zahmen und wilden Holzarten lebt, verläßt gleich zu Anfange des Frühjahres das Ei und erreicht im Mai ihre völlige Größe. Ihre Farbe iſt von Jugend auf manchen Veränderungen unterworfen. In der früheſten Zeit iſt ſie grau. Nach der erſten Häutung wird ſie hell und gelblich bleichgrün, und es ziehen ſich weiße, kaum ſichtbare Linien über den Rücken. Der Kopf iſt ſchwarz und hinter ihm ſteht ein ſchwarzes Fleckchen. Nach der zweiten Häutung verliert ſich dieſe Schwärze, die Grundfarbe wird grüner, und man bemerkt die hellen Rückenlinien. Nach der letzten Häutung, mit der ſie die Länge eines Zolles erreicht, iſt die Grundfarbe blaß gelblichgrün, zuweilen auch dunkler. Der Kopf iſt in zwei rundgewölbte Theile abgeſondert, mattgelblich oder glänzend hellbraun. Eine dunklere zarte Rückenlinie, neben der zwei andere weißlichgelbe ſtehen, und unter welchen eine ungemein feine hellere ſich befindet, zieht über den ganzen Körper. Die Luftlöcher, welche unter der letzten Linie ſichtbar ſind, erſcheinen als dunkle Punkte. Dieſe Raupen verbergen ſich gewöhnlich zwiſchen Blättern, und haben die Eigenſchaft, daß ſie ſich vermöge eines Fadens, den ſie aus dem Spinnapparat hinter dem Munde ziehen, aus ihrer Wohnung zur Erde herablaſſen können." — „Noch muß angemerkt werden, daß die Raupen in ihren gleichen Größen ſelten ſich ganz ähnlich ſind. Man findet ſie dunkelgrün, faſt ſchwarz und wieder gelbgrün, mit weißen, gelblichen und grünlichen Längsſtreifen." Sie graben ſich gleich nach dem Auskriechen aus dem Ei, ſowie die Bäume Knoſpen treiben, in dieſe ein, und da ſie zuweilen, zumal in trockenen Frühjahren, in ungeheurer Menge erſcheinen, ſo vernichten ſie dann nicht ſelten eine ganze Obſternte. Zur Verwandlung kriechen dieſe Raupen in die Erde und verfertigen darin ein ovales Gehäuſe, worin ſie zur gelbbraunen, dickleibigen Puppe werden, die am Leibesende zwei nach auswärts gekrümmte Spitzen hat. Aus derſelben entwickelt ſich der Schmetterling im October, ſehr häufig aber auch erſt im November und December, ſogar während des Froſtes. Das Männchen fliegt mit trägem, zitterndem, gleichſam taumelndem Fluge weniger am Tage als in der Abenddämmerung, ja ſelbſt bei Anfange der Nacht, wo es beſonders dem Lichte nachgeht. Die Weibchen ſitzen an Bäumen, Mauern ꝛc. und kriechen an jenen beſonders nach der Begattung hinauf. Gegen dieſes ſchädliche Inſect hat man eine Menge Mittel vorgeſchlagen, ebenſo wie gegen eine andere Art, welche unter dem Namen der Spannraupe (Blatträuber, Sommerſproſſe, Fidonia defoliaria) bekannt iſt, und

*) Schmetterlinge von Europa. VI, 1. (Leipz. 1828).

deren Weibchen ebenfalls keine Flügel hat. Man will besonders bemerkt haben, daß diejenigen Obstpflanzungen von ihnen verschont bleiben, auf denen öfters Schafe gehütet werden, weil diese den Boden sehr fest treten, damit aber die Entwickelung des Schmetterlings nicht blos erschweren, sondern auch wol manche derselben, namentlich niedrigsitzende, Weibchen vertilgen. Diesen letztern muß aber hauptsächlich jede Verfolgung gelten, da man mit ihnen zugleich eine Menge Eier vertilgt. Da diese, um ihrer künftigen Brut Nahrung zu verschaffen, an den Bäumen hinauf, bis zu den Knospen kriechen müssen, um an diese ihre Eier zu legen, so darf man ihnen diesen Weg nur versperren, um die Bäume zu sichern. Dies geschieht aber am besten, indem man die Stämme mit wollenen Streifen umwickelt, welche man mit Theer, den man bei strengerer Witterung allenfalls mit etwas Leinöle versetzt, damit er nicht hart wird, bestrichen hat. Man muß aber mit dieser Maßregel schon in der Mitte Septembers beginnen und den ganzen Winter hindurch bei offenem Wetter, d. h. wenn kein Schnee liegt und der Frost nicht heftig ist, bis ins Frühjahr fortfahren, damit auch dann keine Raupen von andern Bäumen herankriechen. Unter Fortfahren verstehen wir aber das Erneuern des Theers und der Binden, so oft die Masse desselben nicht mehr klebt. Auf diese Weise erhielt man einst in Schweden an einem Ort und in Zeit von einem Monate nicht weniger als 22,000 Weibchen, jene ungerechnet, welche im Theer verborgen blieben, und die man auf 6000 anschlug, nebst einer Menge Männchen, die sich zu ihnen gesellt hatten.

2) H. hexapterata wiener Verzeich. (*Hübn.* Geom. t. 44. f. 232 mas. Ph. halterata Götze, entomol. Beiträge III. 3. S. 379. Kleemann, Beiträge Taf. 19. Fig. a, b). Der Doppelflügel. Dieser Schmetterling ist kleiner als der vorige, die Grundfarbe des Körpers und der Vorderflügel ist weißgrau, und diese sind einem Dreieck ähnlich, dessen längste Seite der Vorderrand ist. Sie sind breit und mit vielen zum Theil zusammengeflossenen dunkelaschgrauen Wellenlinien überzogen, auch mit solchen und zuweilen einigen rostfarbigen Stäubchen überstreut. Nächst der Wurzel stehen mehre Linien in einer Binde, welche, wenn die Exemplare deutlich gezeichnet sind, zu beiden Seiten zwei weißbleibende Räume führt. Das sehr breite Mittelfeld ist am hellsten, und in ihm stehen einer oder auch zwei aus Linien zusammengesetzte Schattenstreifen. Vor den Franzen ist der Grund mehr fleckig und eine weiße Zackenlinie läuft durch, die Franzen selbst sind dunkler grau und mit einer dunkeln Linie begrenzt. Die Hinterflügel sind weiß, gegen die Franzen grau angelaufen, diese rein weiß, grau gesäumt. Die ganze Unterseite ist weiß, mit graulichbraunem Anflug und graulich länglichen Mittelstrichen auf allen Flügeln. Der männliche Schmetterling ist noch dadurch sehr ausgezeichnet, daß sich über seinen Hinterflügeln noch ein drittes kleines Flügelpaar von löffelförmiger Gestalt befindet, das eine weiße Farbe und gleiche Franzen, wie die eigentlichen Hinterflügel, hat. In der Ruhe liegen diese Flügelchen, deren Zweck man noch nicht kennt, doppelt zusammengeschlagen. Die Raupe findet sich im Herbst auf Buchen (Fagus sylvatica), man hat sie aber noch nicht genügend beobachtet, um eine Beschreibung von ihr liefern zu können. Sie scheint mit Verwandten soviel Ähnlichkeit zu haben, daß man sie nicht unterschied. Der Schmetterling fliegt fast aller Orten in Teutschland Ende Aprils und im Mai in Wäldern.

3) H. sexalata *Borkhausen* (europ. Schmetterlinge V. 304. *Hübner* Geom. t. 44. f. 228 mas. Deſſ. Beiträge I. 3. Taf. 2. Fig. 1. S. 17. Geometra Sexalisata. *Ejusd.* Larvae Lepidopt. Geom. II. Aeq. G. a. b. f. 1. a. b.). Der kleinere Doppelflügel. Kleiner als vorige Art. Kopf und Rücken braun mit Hellgrau, Hinterleib weißgrau, mit braunen Ringen. Fühler und Füße braun. Die Grundfarbe der Vorderflügel gelblich grau. Wenn die Zeichnung deutlich ist, so sieht man drei weißliche Binden, hinter denselben eine weiße kleine gezackte Linie; jede Binde in der Mitte mit einer feinen braunen Linie. Die erste begrenzt die dunkle Wurzel, die zweite steht ihr nahe, die dritte läßt ein breiteres am Vorderrande dunkles Feld, in dem nächst der zweiten Binde ein kleiner schwarzer Haken; dem folgt eine deutliche Zackenlinie. Die verhältnißmäßig ziemlich kleinen Hinterflügel sind weiß, am Hinterrande von einer braunen, gestrichelten Linie begrenzt und in der Flügelmitte steht ein schwarzes Pünktchen. Der männliche Schmetterling hat gleich dem vorigen noch ein drittes Paar kleine weiße Flügel. Die Raupe lebt auf Saalweiden (Salix caprea) und mehren Pappelarten. Sie ist weißlichgrün, mit drei weißen Rückenlinien; der glatte Kopf ist oben herzförmig eingeschnitten. An jedem Hinterfuße sitzt eine Fleischspitze, am Ende wirklich und beide zusammen bilden eine Art Gabelschwanz. Man findet sie im August, aber schon am Ende desselben Monats begibt sie sich zur Verwandlung in die Erde, und im Mai des folgenden Jahres findet man den Schmetterling an den Stämmen der Pappeln und Weiden sitzen.

4) H. biliniata *Linné* (*Hübner* Geom. t. 51. f. 264. foem. Schwarz, Beiträge zu Rösels Insectenbelustigungen Taf. 17. Fig. 10, 11). Wiederstoßspanner, Französisch: La Brocatelle d'or. Ein schöner, in ganz Teutschland nicht seltener, Spanner, so groß wie Nr. 1. Kopf, Rücken, Vorderflügel schwefelgelb, die Hinterflügel röthlicher gelb, der Hinterleib mit weißen Einschnitten. Das erste Feld der Vorderflügel von der Wurzel an mit mehren weißen braungesäumten Wellenlinien und weißen Adern, wodurch ein gegittertes Ansehen entsteht. Das Mittelfeld von zwei weißen, nach Innen braun schattirten Zackenlinien eingefaßt, welcher Schatten wohl auch mit dem entgegengesetzten zusammenfließt. In der Mitte dieses Feldes steht gegen den Vorderrand ein undeutliches hellbraunes Häkchen. Das dritte Feld erscheint durch schwache Wellenlinien gewässert; und die Hinterflügel sind ganz mit feinen Wellenlinien überzogen. Die Färbung der Unterseite ist schwächer und die Zeichnung der obern scheint durch. Die Raupe lebt

auf Wiederſtoß (Lychnis dioica), auch auf Löwenzahn (Leontodon) und Ampfer (Rumex) im Mai, und iſt einfach grün mit ſchwach angedeuteten Seitenlinien und Gelenkeinſchnitten. Sie geht zur Verwandlung in die Erde, und aus der rothbraunen Puppe entwickelt ſich der Schmetterling im Juni.

Treitſchke führt (l. c. S. 5) noch folgende Arten auf: H. ochreata (*Hübn.* t. 20. f. 110), rufaria (l. c. t. 21. f. 112), rubricaria (ib. f. 111. t. 94. f. 487), pygmaearia (t. 65. f. 335, 336), vittaria (ib. t. 83. f. 429), pusillaria (t. 19. f. 99), decolorata (t. 47. f. 243), albulata (t. 50. f. 257), sylvata (t. 44. f. 231), luteata (t. 19. f. 103), alpestrata (t. 62. f. 320), scabraria (t. 44. f. 229), elutata (t. 43. f. 224. t. 74. f. 381—385), impluviata (t. 43. f. 223), dilutata (t. 36. f. 188), lobulata (t. 70. f. 362), rupestrata (t. 37. f. 192), candidata (t. 19. f. 101), osseata (t. 19. f. 102), pallidaria (t. 18. f. 96), strigaria (t. 18. f. 98), byssinata, sericeata (t. 78. f. 404), rivulata (t. 50. f. 259), blandiata (t. 50. f. 258), rusticata (t. 46. f. 241), filicata (t. 46. f. 238), salicaria (t. 53. f. 273), scripturata (t. 53. f. 274), coraciata (t. 54. f. 278), frustata, viretata (t. 44. f. 230), riguata (t. 69. f. 358), undulata (t. 51. f. 262. t. 85. f. 436), vetulata (t. 51. f. 263), fluviata (t. 54. f. 280), bistrigata, polygrammata (t. 54. f. 277), lignata (t. 52. f. 270), tersata (t. 52. f. 268. t. 87. f. 448), aquata (t. 79. f. 410), petrificaria (t. 52. f. 267), vitalbata (t. 52. f. 269), rhamnata (t. 52. f. 271. t. 77. f. 400), dubitata (t. 51. f. 265), certata (t. 51. f. 266). (D. *Thon.*)

HYBICA auch **HIBICZA**, teutſch Hibbebach, ein Nebenfluß der Vag im liptauer Comitat Nieder-Ungerns. Er entſpringt nordöſtlich von dem Markte Hybbe, an den hohen bewaldeten Vorholden des Gebirges, zwiſchen der Belánzka und Béla; fließt zuerſt in einem engen, ſpäter ſich erweiternden, doch nicht tiefen Wieſenthale bis nach Hybbe. Unterhalb dieſes Ortes, etwa ¼ Stunde vor dem Einfluſſe des Baches in die Vag, wird ſein tiefes und enges Bette auf beiden Seiten von ſenkrechten Felſenwänden ſo eingeengt, daß nur grade die Straße von Käsmark nach Hradek zwiſchen dem linken Thalrand und dem Bache Raum findet. Oberhalb Hybbe nimmt er mehre unbedeutende kleine Bäche auf, und iſt ſelbſt ſehr waſſerarm. Kurz vor ſeiner Mündung führt über ihn eine hölzerne Brücke. (*G. F. Schreiner.*)

HYBLA und **HYBLE** [1]), ein mit Bienenkräutern reichlich bewachſener Berg in Sicilien, in der Nähe von Hybla parva, auf dem ſich viele Bienen aufhielten, die das im Alterthume ſo berühmte hybläiſche Honig, das dem hymettiſchen gleichgeachtet wurde, lieferten [2]). Außerdem führten noch drei Städte Siciliens denſelben Namen:

1) **Hybla major**, Ὕβλη ἡ μείζων, am ſüdlichen Abhange des Ätna, ſoll das heutige Paterno, ein kleiner Ort im Val di Demona, ſein.

2) **Hybla parva**, Ὕβλη ἡ μικρά, auf der ſüdöſtlichen Küſte Siciliens, 45 römiſche Meilen ſüdöſtlich von Hybla major, 12 nördlich von Syracusae und 20 nordöſtlich von Hybla minor. Die Einwohner werden Hyblenses, Galeotae (Γαλεῶται) und Megarenses (Μεγαρεῖς) genannt, und die Stadt ſelbſt erhielt ſpäter von den Coloniſten aus Megaris, die ſich um 735 hier niederließen, den Namen Megara oder auch Megaris. Berühmt iſt ſie beſonders ihres trefflichen Honigs wegen.

3) **Hybla minor**, Ὕβλη ἡ ἐλάττων, auch Heraea und Hera (Ἥρα) genannt, ſetzen Einige zwiſchen Agrigentum und Acrae, Andere 22 römiſche Meilen nordweſtwärts von Syracusae. Es ſoll der jetzige Marktflecken Raguſa an der Quelle des gleichnamigen Fluſſes im Val di Noto ſein [3]). (*R.*)

HYBLAEA *Fabricius* (Insecta). Eine Gattung der Nachtſchmetterlinge, welche von Latreille mit **Herminia** vereinigt wird. Als Kennzeichen gibt der Errichter an: palpi porrecti, compressi, in medio dilatati; labium porrectum, acutum; antennae setaceae. Nach den jetzigen genauern Abgrenzungen möchte die Gattung wohl in mehre zerfallen, oder die Arten anderwärts unterzubringen ſein. Sie ſind alle ausländiſch, in Indien einheimiſch. Alle haben mehr oder weniger trübe Farben. Fabricius zählt auf H. lagopus, rostrata, deflorata, saga, sagitta, gemina u. ſ. w. Nähere Aufklärungen, denn auch die Verwandlung iſt unbekannt, werden wohl durch das engliſche Werk Catalogue of the Lepidopterous Insects contained in the Museum of the East-India-Company, by *Horsfield*, werden. (D. *Thon.*)

HYBODUS (Paläont.), von ὕβος (Krümmung nach Außen, Buckel) und ὀδούς (Zahn) nennt Agaſſiz ein ausgeſtorbenes Fiſchgeſchlecht, deſſen Zähne foſſil vorkommen.

H. plicatilis *Agass.* in litt. Haifiſchzähne *Cuv.* oss. foss. V . . . . . *Gaillardot*, Précis des travaux de la Soc. royale de Nancy, 1825. p. 40 sq. *De Fér.* bull. sc. nat. 1825. nro. 7. p. 314. *Walchner* Geognos. 1832. p. 686. Die Zähne ſind ihrer Form nach aus zwei Theilen zuſammengeſetzt: der untere iſt länglich, zuſammengedrückt, höher als breit, faſt rectangulär, von der Baſis an bis zur halben Höhe (Wurzel) matt, etwas porös, ohne Schmelz; — darüber glänzend mit Schmelzüberzug fein ſenkrecht geſtreift, am obern Rand etwas gekerbt, Kerben ungleich. Daraus erhebt ſich in der Mitte ein länglicher Kegel mit abgerundeter Spitze und fein und ungleich geſtreifter Oberfläche. Es ſcheint, daß zuweilen ſich auch eine der erwähnten Kerben jederſeits noch zu einem ähnlichen kleinen Kegel erhebt. Die Höhe des Ganzen iſt 2‴—4‴. Im Muſchelkalke zu Luneville mit Rhyncholithes ꝛc. Vielleicht gehören hierzu auch die doppelt ſo großen, von Krüger erwähnten Zähne des quedlinburger Muſchelkal-

1) *Ovid.* A. A. III, 150. *ej.* Ibis 195. *ej.* Trist. V, 6, 38.
2) *Plinius*, H. N. XI, 13. *Virgil.* Eclog. I, 55. VII, 37.

3) Möller, Handb. d. Geogr. *Cellar.* Not. Orb. A. II, 12.

kes (Blainville's versteinte Fische, 1823, S. 211. Anm.). (*H. G. Bronn.*)

HYBOMA, 1) Zoolog., s. am Ende des Buchstabens H.

2) Medic. H., Hybos, Hybosis (ὁ ὕβος, ἡ ὕβωσις, τὸ ὕβωμα, von ὑβόω, eine erhabene Krümmung machen, nach Außen krümmen, ὑβὸς, erhaben, convex, gewölbt), der Buckel, Höcker auf dem Rücken (s. Kyphosis und Buckel). (*Wiegand.*)

HYBOS *Fabricius* (Insecta). Buckelfliege. Zweiflügler-Gattung, aus Asilus gesondert, bei Meigen Typus der Familie Hybotinae, bei Latreille (*Cuvier* règne animal ed. 2. V.) zur Familie Hybotini, Unterabtheilung Tanystoma der Nemocera gehörig.

Die Kennzeichen sind nach Meigen *): Die Fühler vorgestreckt, dreigliederig; die beiden ersten Glieder zusammengewachsen, walzenförmig; das dritte kegelförmig, an der Spitze mit einer feinhaarigen Borste. Der Rüssel kurz, wagerecht, vorstehend; die Hinterschenkel verdickt. Der Kopf ist kugelförmig, mit dunkelrothen Netzaugen, welche beim Männchen oben nur durch eine Naht, beim Weibchen durch einen schmalen Zwischenraum getrennt sind. Auf dem Scheitel stehen drei Punktaugen. Die Fühler sind an der Basis genähert, oben seitwärts entfernt. Am Rüssel ist die Lippe fleischig, walzenförmig, vorn gespalten, ohne deutlichen Kopf, oben rinnenförmig, zur Aufnahme der Zunge und Lefze. Diese letztere ist hornartig, spitzig, so lang als die Lippe, unten rinnenförmig; die Zunge hornartig, borstenförmig, oben rinnenförmig und so lang als die Lippe; beide sind an der obern Wurzel der Lippe angewachsen und bedecken dieselbe. Die spindelförmigen, feinhaarigen Taster sind etwas kürzer als die Lippe und vor deren Basis an beiden Seiten angewachsen. Der Mittelleib ist eirund, sehr erhaben gewölbt, ohne Quernaht, auf dem Rücken hinten etwas flach gedrückt. Das Schildchen ist klein und schmal. Der Hinterleib ist siebenringelig, walzenförmig, abwärts gekrümmt, feinhaarig, des Männchens After kolbig. Die Beine sind im Allgemeinen schlank; die hintern verlängert, die verdickten Schenkel derselben unten stachelig. Die Schwinger liegen unbedeckt, die Flügel sind etwas länger als der Hinterleib, und liegen in der Ruhe parallel auf diesem auf.

Über diese Gattung, wie solche von Fabricius aufgestellt worden, bemerkt Meigen noch: „Fabricius hat vier Arten, worunter die dritte aus Südamerika stammt; die vierte, ebenfalls aus Amerika, bildet bei Wiedemann die Gattung Macrostomus. Eine andere Art hat er bei Dioctria und Stomoxys aufgeführt." Latreille (*Cuv.* l. c.) vereinigt mit Hybos die Gattung Damalis *Fabricius*. Man findet die Buckelfliegen im Sommer (Julius, August) an Hecken und im Grase, und wahrscheinlich sind sie Raubinsecten. Ihre Verwandlung ist noch unbekannt. Von teutschen Arten führen wir nur an:

H. funebris *Fabricius* (Systema Antliatorum 145. Empis clavipes ib. p. 138. Dasypogon culiciformis ib. 172. Aselus culiciformis. Entom. system.). Schwarz, das Untergesicht weiß, die Schwinger blaßgelb, die Flügel braun, mit dunkelm Randmale, das Rückenschild hinten weißgrau schillernd. In Teutschland sehr gemein, an Hecken. Nur zwei Linien lang.

Die übrigen teutschen Arten, welche auch alle nur klein, sind H. vitripennis, flavipes, fumipennis, pilipes, muscarius. Wiedemann (außereuropäische Zweiflügler) führt als exotische an: quadricinctus, curvipes, thoracicus, dentipes, crassipes, luteus und piceus, welche alle bis auf eine Art, deren Vaterland unbekannt, in Südamerika einheimisch sind. (D. *Thon.*)

Hybos, Hybosis (Medic.), s. Buckel.

HYBOSORUS *Macleay* (Insecta). Eine aus Scarabaeus *L.* gesonderte Käfergattung zur Familie Geotrupidae gehörig, mit folgenden Kennzeichen: Die Fühler sind zehngliederig; das Basalglied ist groß, dick und behaart; das zweite fast kugelig, oder konisch; die fünf nächsten sind schüsselförmig, das achte ist trichterförmig, nimmt die beiden folgenden auf und bildet so eine runde, fast kugelförmige Keule; die vorstehende Lefze ist krustig, vorn stark gewölbt; die Mandibeln sind stark, stehen vor, sind sichelförmig, stark gebogen, spitzig, ungezähnt; die Maxillen haben einen spitzigen, messerförmigen, häutigen, zusammengedrückten, gefranzten, einen fast krustenförmigen Endlappen, der innen an der Spitze einzahnig ist. An den Maxillarpalpen ist das Basalglied krumm, sehr klein und haarig; das zweite länglich kegelförmig; das dritte kurz, konisch; das letzte verlängert, cylindrisch, etwas spitziger endend; an den Labialpalpen ist das letzte fast länger als die andern zusammengenommen. Das Kinn ist länglich viereckig, mit gewölbten Seiten, vorn ausgerandet, das Züngelchen kaum deutlich. Der Körper der hierher gehörigen Käfer ist eiförmig, gewölbt, der Kopf halbzirkelförmig; das Schildchen ist deutlich, die Flügeldecken bedecken den Hinterleib, die vordern Schienen sind außen dreizähnig.

Als Typus führt Macleay (Horae entomol. ed. Paris. p. 34) an H. arator *Fabric.*, schwarz, der Thorax glatt, die Flügeldecken punktstreifig. Dejean (Catalogue ed. 2.) rechnet zu dieser Art noch H. oblongus *Dahl*, und gibt als Vaterland Südfrankreich und Sardinien, Macleay auch Spanien, Fabricius aber das Cap der guten Hoffnung an. Dejean zählt in seinem Katalog noch H. discus, gemmatus, granarius und testaceus, alle aus Südamerika, auf. H. gibbus *Gistl* in Isis. XXIV, 308. (D. *Thon.*)

HYBOTIDAE (Insecta) nennt Macquart (Diptères du Nord de la France) dieselbe Dipterenfamilie, welche Meigen Hybotinae nennt, zählt aber zu derselben folgende Genera: Microphora *Macq.*, Oedalea *Meigen*, Lemptopeza *Macq.*, Ocidromia *Hoffmannsegg*, Hybos *Fabr.* (D. *Thon.*)

HYBOTINAE *Meigen* (Insecta). Eine Zweiflüglerfamilie mit folgenden Kennzeichen (Meigen, System. Beschreib. der bekannt. europ. zweiflüg. Insecten. II, x.):

*) Systematische Beschreibung der bekannten europäischen zweiflügeligen Insecten. II. 346.

Die Fühler sind vorgestreckt, an der Wurzel genähert, dreigliederig; die beiden ersten Glieder sehr dicht zusammengeschoben, gleichsam eins ausmachend; das dritte Glied ungeringelt; das Untergesicht bartlos, flach, auch die Stirn flach. Der Rüssel wagerecht vorstehend, kurz; der Mittelleib hoch gewölbt; der Hinterleib schlank; die Schwinger unbedeckt, die Flügel parallel aufliegend. Es gehören hierher die Gattungen Hybos, Ocydromia, Oedalea. Wiedemann (Außereurop. Zweiflügler. I.) zählt keine exotischen Gattungen auf.

Latreille (*Cuvier*, Règne animal. ed. 2. V.) nennt die Familie Hybotini, und rechnet zu derselben die Gattungen Oedalea *Meigen*, Microphora und Lemptopeza *Macquart*, Hybos *Fabr.* (Damalis *Fabr.*), Ocydromia *Hoffmannsegg*. (D. *Thon.*)

HYBREAS, Redner und Staatsmann aus Mylasa in Karien, blühete um die Zeit des dritten Triumvirats [1]), und wird als einer der ausgezeichnetsten Lehrer der Beredsamkeit jener Zeit gerühmt [2]). Er pflegte, im Gegensatze zu seinem Zeitgenossen und Mitbürger, dem ebenfalls berühmten Redner Euthydemus [3]), welcher von Haus aus ein begüterter Mann war, zu erzählen, daß ihm sein Vater nichts hinterlassen habe, als einen Maulesel zum Holztragen, und einen Knecht dazu, womit er sein Leben fristete. Nachdem er den Unterricht des Sophisten Diotrephes zu Antiochea in Karien genossen hatte, verwaltete er in seiner Heimath das Amt eines Marktmeisters (ἀγορανόμος), und gab sich dabei mit Rechtshändeln und Stadtgeschäften ab. Durch den Beifall, den er sich hierdurch erwarb, bekam er nach dem Tode des Euthydemus die Stadt in seine Gewalt, behauptete aber dabei den Ruhm des besten Redners und des trefflichsten Bürgers. Als nach der Schlacht bei Philippi der Triumvir Antonius Asien brandschatzte, trat ihm Hybreas in einer Rede entgegen, in welcher er unter andern sagte: „Wenn Du in Einem Jahre zweimal Tribut nehmen kannst, so kannst Du uns auch zweimal Sommer und Herbst verleihen;" und nachdem er ihm die unermeßlichen Summen (200,000 Talente), welche erhoben worden, vorgerechnet hatte, setzte er hinzu: „Hast Du dieses Geld nicht bekommen, so fodere es von denen, die es bekommen haben; hast Du es aber empfangen, und hast es nicht mehr, so sind wir verloren." Diese Rede machte auf den Triumvir großen Eindruck [4]). Um jene Zeit (A. U. 714) brachen die Parther unter Anführung des Labienus [5]) und Pakorus in Vorderasien ein, und während Alles dem reißenden Strome wich, war Hybreas einer der Wenigen, die zum Widerstand anfeuerten; aber umsonst. Labienus eroberte die Stadt, bekam aber den Redner, gegen den er persönlich aufgebracht war [6]), nicht in seine Gewalt, indem sich dieser nach Rhodus gerettet hatte; zerstörte aber sein Haus und dessen reiche Ausstattung, wie er denn auch ganz Mylasa übel behandelte. Nach der Niederlage, welche die Parther durch Ventidius erlitten, kehrte Hybreas zurück und half der Stadt wieder auf [7]). Seine weitern Schicksale sind unbekannt. Von seinen Reden wird Einiges in den Excerpten des Rhetors Seneca angeführt [8]). (*F. Jacobs.*)

HYBRIANES werden von Strabon (VII. p. 318) zu den kleinen unbedeutenden Völkerschaften gerechnet, und in das nordöstliche Illyricum gesetzt. Sie waren demnach illyrischen oder thrakischen Geschlechts und wurden von den gallischen Skordiskern verjagt oder ausgerottet. Casaubonus wollte für Hybrianes Agrianes lesen, wogegen aber einzuwenden ist, daß Letztere keineswegs unter die ἄσημα ἔθνη gesetzt werden können. (*Kanngiesser.*)

HYBRIAS, ein Kretenser, Verfasser eines von Athenäus [1]) aufbewahrten Skolions, übrigens unbekannt. In diesem kleinen zehnzeiligen Gedichte freut sich ein Krieger des Besitzes der Waffen in frischer Sprache, kurz und kräftig, nicht ohne Verachtung derer, die ihn durch ihre Arbeit nähren, weil sie keine Waffen tragen. Ein kostbares Überbleibsel aristokratischer Poesie, voll des eigenthümlichen Sinnes des Dorismus, der sich durch Kriegs- und Herrscherlust kund gibt [2]). Es findet sich in mehren Sammlungen, nachdem es Stephanus in die Fragmenta Lyricorum p. 398 aufgenommen hatte; auch bei Brunck (Annal. I. p. 159). Die Verse sind geordnet von G. Hermann, Elem. Doctr. metr. p. 463. Erläutert von Köppen, Gr. Blumenl. II. S. 107. Von Ilgen, Scolia s. Carmina conviv. Graec. p. 102—119, in unsern Animadv. ad Anthol. Gr. I, 1. p. 307 sq. (*F. Jacobs.*)

Hybrida, Hybriden, Hybridus, s. Ibrida, Ibridus und Bastard.

HYBRIS, römisch Injuria *), soll die Nymphe sein, mit welcher Zeus den Pan erzeugte. Zu Athen wurde sie in einem Tempel verehrt, welcher auf den Rath des Kreters Epimenides erbaut war. (*Schincke.*)

Hybristika, s. unter Telesilla.

---

1) *Eusebius*, Chronicor. Lib. II. Ol. CLXXXVII. p. 154. 2) *Strabo* XIII. p. 630. Eusebius a. a. O. nennt ihn neben Niketas und Theodorus. 3) Euthydemus hatte sich in Mylasa eine Art von Obergewalt angeeignet, die einen Anstrich von Tyrannei hatte, aber dem Ganzen heilsam und wohlthätig war; daher Hybreas einstmals zu ihm sagte: „Du bist der Stadt ein nothwendiges Übel; wir können weder mit Dir, noch ohne Dich leben." *Strabo* XIV. p. 659. 4) Plutarch, Leben des Antonius. Cap. 24. 5) Cf. *Dio Cassius* XLVIII. p. 24 sq. *Vellejus Patercul.* II. p. 78.

6) Hybreas hatte gewagt, sich dem reizbaren Jünglinge, der sich einen parthischen Autokraten nannte, als eine gleiche Macht mit dem Wort entgegenzustellen: „Und ich nenne mich einen karischen Autokraten." *Strabo* XIV. p. 660. 7) *Strabo* l. c. 8) Die Stellen des Seneca s. bei Westermann in der Gesch. der griech. Beredsamkeit. §. 86, 20.

1) *Athen.* XV. p. 695. F. 696. A. und aus ihm bei *Eustath.* Odyss. H. 125. p. 1574. (269. Lips.) 2) Höck, Kreta. 3. Bd. S. 43. Das im übermüthigen Sinn eines kretischen Bürgers vom Dichter gehaltene Lied ist ein trefflicher Commentar zu der tief bei dem Dorier liegenden Idee: Der Mensch, der nicht gelernt hat zu sterben für die Freiheit, ist auch des Genusses derselben unwerth. Speer, Schwert und Schild waren der Sieger Werkzeuge, wodurch sie Unterthanen gewonnen, welche nun für sie arbeiten.

*) So übersetzt *Natal.* Com. Lib. V, 6. (ed. Francof. 1596). S. 452.

HYBRIZON *Fallén* (Insecta). Eine Hymenopterengattung. Sie ward aufgestellt im Specimen novam hymenoptera disponendi methodum exhibens (Lundae 1813). p. 19. Dort gab der Errichter folgende Kennzeichen: Antennae tenues; abdomen petiolatum; alae areis costalibus aut tribus aut duabus; areola intermedia areaque speculari nullis. Er erwähnt dann, daß es in Schweden vier Arten gebe, von denen eine besonders durch ihre großen Augen merkwürdig; die Weibchen seien auch mit einem kurz vorstehenden Legestachel versehen. Übrigens ist die Gattung zur Familie Ichneumonides gestellt. Latreille gedenkt in seinem neuern System (*Cuvier*, Règne animal. ed. 2) dieser Gattung gar nicht, erklärte sie aber früher seiner Gattung Alysia entsprechend; dagegen hat sie Nees von Esenbeck (Hymenopterorum Ichneumonibus affinium Monographiae, 1834) aufgenommen, sagt jedoch von denselben Folgendes: „Genus *Hybrizon* Fallénii; quoad characterem — sane et alias complures species complectitur, quas in diversa genera, secundum nostram methodum distribuimus, sic v. c. *Aphidii* nostri omnes Hybrizon genus intrare posse, nemo dubitabit, sed quoniam solum hoc genus (Rhyngon in schedis nostris appellatum) ineditum nobis restat, speciem quandam siatens, quae, *Merklinio* autopta teste, genuina est inter *Hybrizones* Fallénii, nomen a cl. Auctore inventum in hoc transferre, quam penitus omittere maluimus.“ N. v. Esenbeck gibt nun von der Gattung folgende Kennzeichen an: Der Kopf ist quer und hat einen engen Scheitel; der Prothorax ist sehr kurz; der Hinterleib ist langgestielt, an der Spitze dreieckig zusammengedrückt; die Fühler haben nur wenige Glieder; nur zwei Cubitalzellen, welche durch einen schmalen Raum verbunden sind; der Legestachel ist sehr kurz, aufsteigend. Die Maxillarpalpen sind viergliederig, die Labialpalpen dreigliederig, die Lippe ist etwas breit, eingedrückt; die Kiefern sind gespalten, schmal.

Der Habitus gleicht dem von Ophion, namentlich von Ophion foliator *Gravenhorst* (Anomalon cruentatum *Panzer* fauna 94. f. 15 teste *Esenbeck*). Die Augen sind sehr groß und seitlich. Die fadenförmigen Fühler sind kürzer als der Körper, dreizehngliederig, die zwei Basalglieder stärker. Der Thorax ist höckerig und das Schildchen erhaben; der Metathorax kurz, abschüssig; der Hinterleib ist lang, schmächtig; die beiden vordern Segmente, welche einen Stiel bilden, sind fadenförmig, das dritte ist verkehrt kegelförmig, kürzer; alle übrigen sind sehr kurz und bilden einen fast gleichseitigen Triangel; der After ist abgestutzt. Die Hüften sind lang, cylindrisch, die Schenkel schmächtig, zusammengedrückt, die Schienen etwas keulenförmig, die hintern Beine sind länger. In den kurzen Flügeln ist die Arealzelle konisch, von den beiden Cubitalzellen ist die erste fast kreisförmig, die zweite, welche die Flügelspitze erreicht, ist nach Vorn gleichsam in einen Stiel zusammengezogen, durch welchen sie mit der ersten verbunden wird; der zweite zurücklaufende Nerv fehlt und das Flügelmal ist konisch.

Von der einzigen Art, H. latebricola, fing Esenbeck mehre, sich truppenweis zusammenhaltende Weibchen an dunkeln waldigen Orten bei Sickershausen im Julius und August. Männchen kamen ihm nicht zu Gesichte. Die Länge ist zwei Linien. Der Körper ist schwarzbraun, glatt; der Mund und die beiden vordern Fühlerglieder sind gelb; der Thorax ist ungefleckt; die drei ersten Hinterleibsringe sind am hintern Rande roth, die übrigen einfarbig; die vordern Füße sind roth, die hintern braun, an der Wurzel roth. Die durchsichtigen Flügel haben ein schwarzbraunes Flügelmal. Als Varietät wird angeführt: der dritte und vierte Hinterleibsring an der Wurzel blässer, die hintern Füße röthlich. (D. *Thon.*)

HYCATÚ (Gutwasser, gutes Wasser), eine alte Villa in der nördlichen brasilischen Provinz Maranhão, am Zusammenflusse der Flüsse Mony und Hyguará. Die Villa, welche sonst in einem blühendern Zustande sich befand, hat eine Pfarrkirche, war ehedem Sitz des Gouverneurs der Provinz und genießt noch jetzt mancherlei Vorrechte. Die Bewohner treiben starken Baumwollenbau, der ein Product von ausgezeichneter Qualität liefert, und welchem Hauptnahrungszweige sie ihren Wohlstand verdanken. (*J. C. Schmidt.*)

HYCCARA (τὰ Ὕκκαρα), auch **HYCCARUM** (Ὕκκαρον), ehemals eine Stadt im Norden Siciliens zwischen Panormus und Parthenikum *), deren Trümmer Einige fälschlich bei Carini suchen. Wahrscheinlicher ist es der jetzige Marktflecken Biccari im Val di Mazara. (*R.*)

HYCLEUS *Latreille* (Insecta), eine aus Mylabris gesonderte Käfergattung aus der Familie Trachelides, und der Tribus Cantharidiae †). Bei den hierher gehörigen Arten sind die zwei oder drei letzten Glieder der Fühler, wenigstens bei den Weibchen, in eine ziemlich dicke keulförmige oder knopfförmige Masse vereinigt, welche mit ihrem Ende über den Thorax hinausragt; deutlich unterscheidet man dann außerdem in den Fühlern neun bis zehn Glieder. Dejean nennt die Gattung Dices. Latreille zählt zu derselben Mylabris impunctata *Oliv.*, argentata *Fabr.*, lunata und Bilbergii *Schoenherr.* (D. *Thon.*)

Hyda, s. Hyla.

Hyda, Hydage (Hidage), s. Hide.

Hydalbert, s. Hildebert.

HYDARNIS, Tochter des Zeus und der Europa, gab der Stadt Hydarnis den Namen. (*Schincke.*)

HYDASPES (Ὑδάσπης) [1]), ein beträchtlicher Fluß in India intra Gangem, entspringt auf den Emodi Montes (dem jetzigen Himalaya), in Sabissa, ergießt sich in südwestlicher Richtung in den Acesines (den jetzigen Chinab) und mit diesem dann in den Indus. Auf ihm ließ Alexander der Große die Flotte bauen, welche aus dem Indus in den Ocean segelte. Zwischen dem

*) *Thucyd.* VI. p. 453. *Diodor. Sicul.* XIII, 6. Möller, Wörterbuch der Geogr. *Cellar.* Not. Orb. Ant. II, 12.

†) *Cuvier*, Règne anim. éd. 2. V. p. 63.

1) *Strabo* XV. p. 480. *Justin.* XIII, 4. *Plin.* H. N VI, 20.

Aceſines und dem Hydaspes herrſchte der indiſche König Porus, welcher von Alexander, nachdem dieſer über den Hydaspes geſetzt war, im J. 327 v. Chr. gänzlich geſchlagen und gefangen genommen, aber ſeines Heldenmuthes wegen ſogleich wieder in Freiheit geſetzt und ſogar mit einem größern Reiche beſchenkt wurde [2]). Jetzt führt der Fluß die Namen Behat (Behut), oder Dſchenab (Dſchunab, Jenaub), nach Einigen auch Betnit, Jhum, Jhylum und Shantru [3]); am richtigſten wol Dſchilum (Jelum); ſ. d. A. u. Himalaya. (*R.*)

HYDATICA (Paläont.) iſt die Benennung, welche Artis einem von ihm angenommenen Geſchlechte foſſiler Pflanzen aus der engliſchen Steinkohlenformation gibt, von denen er glaubt, daß ſie horizontal unter Waſſer gewachſen. Von Sternberg würde die zwei Arten bei Artis nebſt deſſen Myriophyllites gracilis zu ſeiner Bechera rechnen, und alle drei vielleicht nur als eine Art, B. flagellaris, anſehen. Ad. Brongniart ſcheint denſelben noch keine Stelle angewieſen zu haben. Artis bezeichnet ſie ſo:

1) H. prostrata *Artis* (Ant. Phyt. p. et t. I.) caudice articulato, striato, ? dichotomo, ad articulos nodoso, ramos flagelliformes praelongos e nodis emittente, ramis ? planis, ramosis, foliosis, basi cylindricis, foliis filiformibus. Das beſchriebene Exemplar iſt 8″ 5‴ lang, und ſtammt aus dem Kohlenwerk Elſe-ſe-care bei Wentworth in Yorkſhire.

2) H. columnaris *Artis* (p. et t. V.) caudice tereti, arcuato, ramoso, ramis cylindricis, foliosis, foliis capillaribus. Mit voriger; vielleicht nur ein Aſt derſelben *). (*H. G. Bronn.*)

HYDATICUS *Leach* (Insecta), Pfützenſchwimmkäfer. Eine aus Dytiscus *Linné* geſonderte Käfergattung, zur Familie der Dyticeorum oder der Tribus Hydrocanthari *Latreille's* gehörig, aus der Ordnung der Pentameren, mit folgenden Kennzeichen †): Die vordern Füße ſind auswendig, die hintern, bei beiden Geſchlechtern, auf beiden Seiten gefranzt, an den hintern Füßen ſtehen zwei ungleiche Klauen, von denen die obere unbeweglich, die vier erſten Tarſenglieder ſind unten gefranzt. Der Körper iſt entweder breit verkehrt eiförmig, oder eiförmig etwas gewölbt. Die Augen ſtehen wenig vor, das Schild iſt an der Spitze kaum ausgerandet. Die Fühler ſind viel kürzer als der Körper, das erſte Glied verlängert, das folgende kurz, die nach ihm folgenden länger, ſchmächtig, unter einander faſt gleich. Das letzte Glied der Maxillarpalpen iſt gegen die Spitze verſchmälert. Am Kinn iſt der ſehr kurze Mittellappen ſchwach ausgerandet, das Züngelchen an der Spitze gefranzt. Das dritte Glied der Labialpalpen iſt ſchwach gebogen. Das Proſternum iſt wenig erhaben, ſeine Spitze flach zugerundet. An den Tarſen des Männchens iſt die Scheibe faſt kreisförmig, unten an der Baſis mit drei größern, übrigens aber mit nur mittelmäßigen Näpfchen beſetzt. An den mittlern Füßen ſind die Tarſen bei den Männchen entweder einfach oder die drei erſten Glieder erweitert, bei den Weibchen überhaupt einfach, der Thorax iſt ſehr kurz, das Schildchen deutlich dreieckig. Die Flügeldecken bedecken den Hinterleib und die häutigen Flügel.

Dieſe Käfer ſind von mittler Größe und meiſt bunt gezeichnet; ſie leben, wie die Familienverwandten, in ſtehenden Gewäſſern. Erichſon theilt die Arten in drei Familien ein.

Familie I. Die Füße der mittlern Beine bei den Männchen einfach; der Körper breit, leicht gewölbt, verkehrt eiförmig. Hierher gehört Dytiscus interruptus *Sturm* Cat., aus Braſilien und mehre ausländiſche Arten.

Familie II. Die Füße der mittlern Beine bei den Männchen etwas erweitert, die auf der untern Seite mit kleinen Saugſchälchen, welche in zwei unregelmäßigen Reihen ſtehen, verſehen ſind. Hierher gehört Hydaticus bilineatus, cinereus, austriacus, zonatus. Dieſe Familie bildet bei Dejean (Catalogue des Coléoptères. [Paris 1833]) die Gattung Graphoderus.

Familie III. Die drei erſten Glieder der Füße der mittlern Beine bei den Männchen in eine eiförmige Scheibe erweitert, die auf der untern Seite mit kleinen Saugſchälchen in vier etwas unregelmäßigen Reihen beſetzt iſt; der Körper iſt mehr länglich-eiförmig. Hierher gehört Hyd. *Hübneri* transversalis, stagnalis, grammicus. Die Arten dieſer letztern Familie überwintern unter Moos. Als Beiſpiele der Gattung wollen wir nur folgende Arten anführen:

1) H. bilineatus *Paykull* (*Dejean*, Cat. p. 54. Graphoderus bilineatus. Sturms Fauna, Inſecten. VIII. Taf. 191 a. A. Männchen). Dieſer Käfer wird ſieben Linien lang, vier und zwei Drittel Linien breit. Er iſt eigentlich in den nördlichen Gegenden Europa's einheimiſch, kommt aber auch hier und da in Teutſchland vor, er iſt eiförmig, nach Hinten erweitert, der Kopf ockergelb, der Scheitel ſchwarz, mit einem dreieckigen, gelb eingeſchloſſenen Striche. Der ockergelbe Thorax iſt am vordern und hintern Rande mit einer ſchwarzen Linie eingefaßt, die Flügeldecken ſind ſchwarzbraun, der äußere Rand ſchmal braungelb geſäumt, dicht an der Naht zieht eine braungelbe feine Linie herab, und die ganze Oberfläche iſt mit einer großen Menge braungelber, dicht aneinander ſtehender Tüpfelchen gleichſam beſäet. Auf jeder Flügeldecke ſtehen drei Reihen weitläufig aus einander gerückter, eingedrückter Punkte. Die untere Seite und die Beine ſind ockergelb.

2) H. interruptus *Sturm* (Katalog meiner Inſectenſammlung. 1. Th. S. 56. Taf. 1. Nr. 3. Dytiscus interruptus). Sturm liefert (a. a. O.) folgende Beſchreibung dieſes Käfers: Länge fünf, Breite drei Linien. Er hat die Geſtalt des D. bilineatus *Paykulls*, iſt vorn ſchmal, hinten ſtark erweitert und ſtumpf eiförmig, ſanft

2) *Curt.* Lib. VIII, 13, 14. 3) Möller, Handbuch der Geographie.

*) *Artis*, Antediluvian Phytology, illustrated by a collection of the fossil remains of plants, peculiar to the coal formation of Great-Britain. (London 1825). I. 21 pp. XXI tb. ?(v. Sternberg) in der Flora. 1827. S. 130, 131.

†) *Erichson*, Genera Dyticeorum, p. 26.

gewölbt, pechschwarz, glänzend glatt, die Fühler, die Palpen, der Mund, der Vorderkopf, und zwei Tupfen auf dem Hinterkopf ockergelb; eine schmale Binde von gleicher Farbe zieht quer mitten durch das Halsschild und vereinigt sich beiderseits mit den gleichgefärbten Seiten. Die Flügeldecken sind ganz eben, nur in ziemlicher Entfernung von der Naht zieht von der Wurzel bis zur Spitze eine, aus flachen Hohlpunkten zusammengesetzte Längslinie; in der Gegend des kleinen dreiwinkeligen Rückenschildes gewahrt man ein zartes gelbes Querstrichelchen, ein schmaler, länglicher, gelber Fleck steht an der Schulter und hinter der Mitte eine gelbe, ausgezackte, gegen die Naht verschmälerte und dieselbe nicht erreichende Querbinde; eine zweite kürzere befindet sich noch vor der Spitze, beide sind am äußersten Rande durch einen schmalen Saum mit einander verbunden. Die Vorderbeine sind gelb, die hintersten braun, die Schenkel der letztern schwarz. Vaterland: Brasilien.

3) H. Hybneri *Fabr.* (Degeer., Ins. 4. S. 229. 7. D. seminiger. Bergsträßer, Nom. I. S. 42. t. 8. f. 5. D. bistriatus. Sturm a. a. O. S. 53). Dieser Käfer ist ziemlich überall in Teutschland zu Hause, wenn auch nicht häufig, er ist 6 Linien lang, 3¼ Linien breit, länglich oval, oben pechschwarz, der Mund und zwei Tüpfelchen auf der Stirn rostroth, die Fühler sind rostgelb, der Thorax an den Seiten breit rostroth gesäumt. Auf den bräunlich gelbgesäumten Flügeldecken stehen zwei schwache Punktlinien, der gelbe Saum ist hinten gewöhnlich gespalten. Die Unterseite ist schwarz, jeder Einschnitt an der Seite mit einem rostrothen Punkte. Die Beine sind rostgelb, die hintersten schwärzlich. Das Weibchen unterscheidet sich außer dem Mangel der Scheiben an den Vorderfüßen noch durch eingedrückte Kreuzstrichelchen zu beiden Seiten des Vorderrandes des Halsschildes.

Von den in dieser Gattung gehörigen teutschen Arten zählt Sturm noch auf: H. cinereus *Fabr.*; austriacus *Dejean*; zonatus *Hoppe*; transversalis *Fabr.*; stagnalis *Fabr.*; grammicus *Linz.* Dejean (a. a. O.) führt von Graphoderus auf: G. verrucifer *Sahlberg* (Finnland), brunnipes *Dej.* (Nordamerika), bivittatus *ej.* (Isle de France), vittatus *Fabr.* (Ostindien); von Hydaticus: fasciatus *Fabr.*, festivus *Megerle* (aus Ostindien), speciosus *Dej.* (Mexiko), marmoratus *Klug* (Arabien), bihamatus und luzonicus *Eschholz* (Philippinen), strigatus (Italien), capicola *Dej.* (Cap bon. sp.), cinctipennis und fulvicollis *Dej.* (Nordamerika), uncinatus *Illig.* und irroratus *Dej.* (Brasilien), sobrinus *Dej.* (Isle de France), distinctus *id.* (Italien). In Ehrenbergs Reisewerke: Symbolae physicae Insecta dec. 4. ist H. decorus beschrieben und abgebildet. (D. *Thon.*)

HYDATICUS *Schoenherr* (Insecta). Eine Rüsselkäfergattung aus der Ordnung Gonatoceri, und der Legion Mecorhynchi. Gyllenhal hat sie mit andern zu Rhynchaenus gestellt, bei Germar bildete sie die dritte Familie von Ceutorhynchus. Als Gattungscharakter ist (*Schoenherr*, Curculionidum dispositio, p. 242) angegeben: Die Fühler etwas kurz, ziemlich dünn, mit sechsgliederiger Geißel; die drei Wurzelglieder sind verlängert, verkehrt kegelförmig, die übrigen fast knotig, alle zusammengedrückt, die Keule länglich, etwas verkehrt eiförmig. Der Rüssel ist ziemlich kurz, dick, gebogen; die Augen sind groß, rundlich und stehen vor; der Thorax ist quer, vorn enger, gewölbt; der Körper ist kurz, eiförmig, gewölbt, geflügelt; die Flügeldecken sind breit, kurz eiförmig, kürzer als der Hinterleib; das Schildchen ist sehr klein, kaum sichtbar. Die Arten zerfallen:

Stirps 1. Die Tarsen länglich, schmal, das vorletzte Glied kurz, etwas knotig, an der Spitze ausgerandet. Typ. Rhynchaenus velatus *Beck* (Beiträge zur bairisch. Insectenfauna).

Stirps 2. Die Tarsen länglich, das vorletzte Glied schmal, zweilappig. Hierher Rhynchaenus Myriophylli *Gyllenhal*, Curculio leucogaster *Marsh.*

Stirps 3. Die Tarsen weniger lang, das vorletzte Glied weniger breit, deutlich zweilappig, unten schwammig. Ceutorhynchus notula *Germar*, Rhynchaenus 4 nodosus, Comari, *Gyllenhal.*

H. velatus taucht und schwimmt gut; auch sind diesen Germar zwischen Zanniehellia palustris meist schwimmend. Dennoch haben alle keine Schwimmfüße proprie sic dicti. (D. *Thon.*)

HYDATIDEN (Wasserblasen). Das griechische Wort ὑδατὶς ist das Diminutivum von ὕδωρ, oder eigentlich von der alten Form ὕδας, wird daher auch von ältern Ärzten lateinisch durch Aquula übersetzt. Der Plural heißt natürlich Hydatides; doch findet man dafür von Manchen fälschlich Hydatidae geschrieben. Man verband früher keinen festen Begriff mit dem Worte Hydatiden. Wenn auch im Allgemeinen jeder kleinere oder größere am oder im thierischen Körper auf abnorme Weise vorkommende blasenartige Körper, der mit einer serösen oder lymphatischen, also auf den ersten Blick wässerigen Flüssigkeit gefüllt ist, darunter verstanden wurde, so bezeichnete man doch andererseits mit diesem Namen auch wol kleine speckartige Geschwülste, die im Umfange der Augenlider vorkommen. Die letztgenannten Körper werden zwar gegenwärtig den Hydatiden nicht mehr beigezählt; allein auch nach dieser Ausscheidung bleiben noch eine Menge von Körpern unter dem Namen der Hydatiden übrig, deren Natur noch in vieles Dunkel gehüllt, ohne Zweifel aber auch sehr verschieden ist.

Bereits zu Ende des 17. Jahrh. vermutheten Hartmann in Königsberg und der Engländer Tyson eine thierische Natur mehrer dieser wasserblasenartigen Körper, weil sie Bewegungen an denselben beobachteten; indessen blieben diese Angaben im Ganzen unbeachtet, bis die neuern Helminthologen jenen Körpern eine größere Aufmerksamkeit schenkten. Durch diese neuern Untersuchungen ist die thierische Natur eines großen Theils der Körper, welche mit dem Namen Hydatiden in der beschränktern Bedeutung belegt werden, theils bestimmt erwiesen, theils wahrscheinlich gemacht. Sie gehören ihrer Lebensweise und Organisation nach zu den Eingeweidewürmern. Sie bilden unter diesen nach Rudolphi's Eintheilung die

fünfte Ordnung, nämlich die der Blasenwürmer (Cystica). Cuvier zählt sie zu seiner zweiten Abtheilung der Eingeweidewürmer (Entozoa parenchymatosa), zur Familie der Taenioidea. Als besondere Genera hat man Cysticercus, Coenurus und Echinococcus unterschieden, welches Letztere indessen Cuvier nicht anerkennt.

1) Cysticercus, der Blasenschwanz, von κύστις, die Blase, und κέρκος, der Schwanz. Das Thier besteht aus einem runzeligen, hohlen Körper, der hinten in eine mit Flüssigkeit gefüllte Schwanzblase übergeht, und vorn oder am Kopftheile vier Saugmündungen nebst einem Hakenkranze trägt. Es ist immer von einem mehr oder minder festen, lederartigen, ovalen Balg umschlossen, der drei bis fünf Linien lang, zwei bis drei Linien breit ist, und durch Gefäße mit dem enthaltenden Organ, nicht aber mit dem Wurme zusammenhängt, dem letztern also nicht angehört. Der Wurm liegt frei in dem umgebenden Balg, ohne durch Flüssigkeit von diesem geschieden zu sein, in Form eines zarten, durchsichtigen Körpers mit einem opaken Kern im Innern, wenn das Thier, in welchem der Blasenschwanz vorkommt, einige Stunden nach dem Tode untersucht wird. Alsdann nämlich ist der Blasenschwanz bereits abgestorben, und hat den Kopf und Körper eingestülpt in die Höhle der Schwanzblase zurückgezogen, durch die jene Theile als opaker Kern durchschimmern. Bei vorsichtigem Drücken lassen sie sich übrigens wieder herausstülpen und sichtbar machen. Der Blasenschwanz findet sich bei mehren Thieren, namentlich in den Rattenarten, Fledermäusen, im Pferd, im Schwein, in den Wiederkäuern, im Hasen und Kaninchen, in den Affen und im Menschen; also hauptsächlich, vielleicht allein in Säugethieren. Auch bewohnt er sehr verschiedene Theile des Körpers: die Leber, das Bauch- und Brustfell, das Netz, das Zellgewebe der Muskeln, das Gehirn ꝛc. Man kennt bereits mehre Arten Cysticercus. Beim Menschen ist bis jetzt nur das Vorkommen der sogenannten Finne (Cysticercus Cellulosae, Taenia hydatigena s. Cellulosae, Finna humana) erwiesen, die sich auch im Hund, im Affen und besonders häufig im Schweine findet. Man trifft sie beim Menschen hauptsächlich im Zellgewebe der Muskeln, namentlich des Glutaeus, Psoas, der großen Rückenmuskeln, selbst in der Substanz des Herzens, und außerdem noch besonders häufig in der Substanz des Gehirns.

2) Coenurus, der Drehwurm, von κοινὸς, gemeinschaftlich, und οὐρὰ, der Schwanz. An einer Schwanzblase von ähnlicher Beschaffenheit, wie bei Cysticercus, sitzen mehre Thiere, die am Kopf ebenfalls Saugmündungen und einen Hakenkranz tragen. Deshalb hat man das Thier auch wol Polycephalus genannt. Man kennt nur eine Species mit Zuverlässigkeit, die besonders im Gehirne der Schafe vorkommt, und die sogenannte Drehkrankheit dieser Thiere veranlaßt; daher der teutsche Name Drehwurm. Man hat den Coenurus auch im Rückenmarke der Schafe beobachtet; und wahrscheinlich findet er sich auch im Rind und in den Gazellen. Im Menschen ist er noch nicht beobachtet worden. Er lebt mehr in den Gehirnhöhlen als in der Gehirnsubstanz, und scheint nicht von einer besondern blasigen Kapsel, wie der Cysticercus, umhüllt zu werden.

3) Echinococcus, der Hülsenwurm, von ἐχῖνος, ein stacheliges Thier, und κόκκος, der Kern. Die Beschreibung der als Echinococcus bezeichneten Eingeweidewürmer ist bis in die neuesten Zeiten noch sehr unklar und unvollständig, sodaß selbst Cuvier in der letzten Ausgabe seines Règne animal das Schweigen darüber mit der Bemerkung entschuldigt, daß er den Echinococcus noch nicht beobachtet habe, und sich keine rechte Vorstellung davon machen könne, um ihn im System unterzubringen. Grade diese Thiergattung ist aber die wichtigste für die Untersuchung der als Hydatiden bezeichneten Körper. Die Ansichten, welche Phöbus darüber in dem von den berliner Gelehrten herausgegebenen encyklopädischen Wörterbuche der medicinischen Wissenschaften niedergelegt hat, scheinen die meiste Beachtung zu verdienen.

Die Echinokokken bestehen aus einer häutigen, im Ganzen rundlichen Blase von größerm oder kleinerm Umfang (erbsen- bis faustgroß), und sind von einer eigenen Kapsel umschlossen, die dem Organ angehört, in welchem sich die abnorme Bildung findet. Auf der innern Fläche jener Blase sitzen kleine, mit unbewaffnetem Auge nur unvollkommen wahrnehmbare Thierchen, von kugeliger oder eiförmiger Gestalt auf, den größern Kopftheil dem Centrum der Blase zukehrend. Dieser Kopftheil ist mit einem Hakenkranz und vier Saugmündungen versehen, wie bei Cysticercus und Coenurus, andere Male aber auch glatt; denn die kleinen Würmchen verlieren, wenn sie älter werden, den Hakenkranz. Nachdem dieses geschehen ist, scheinen sie noch eine weitere Veränderung zu erleiden, die darin besteht, daß sie sich allmälig blasenförmig ausdehnen, mit Flüssigkeit füllen und von der Wandung der ersten Blase ablösen. Diese secundären Blasen, welche in der Flüssigkeit der ersten oder der Urblase frei herumschwimmen, entwickeln nun auf der innern Fläche ihrer Wandung eine neue Generation von Echinokokken. Durch weitere Metamorphose kann eine dritte, eine vierte Generation von Blasen und Würmern erfolgen, und so fort, die insgesammt von der ursprünglichen Blase umschlossen werden, welche in gleichem Verhältnisse mit den zunehmenden Generationen an Größe zunimmt. Das Ganze wird also allmälig eine ausgedehnte Blase darstellen, welche eine größere oder geringere Menge kleinerer, durch eine Flüssigkeit geschiedener Blasen umschließt, die ihrerseits wieder noch kleinere Blasen umschließen ꝛc. Die ursprüngliche Blase erreicht so allmälig die Größe einer Faust, eines Kinderkopfs und darüber. Die Anzahl der von der Urblase umschlossenen kleinern Blasen ist oftmals ausnehmend groß, sodaß man schon bis 4000 Stück zusammen fand; in andern Fällen dagegen findet sich auch wol nur eine einzige Blase, die bei fortschreitender Entwickelung mit der innern Wand der Urblase in Berührung kommt, auch wol selbst mehr oder weniger fest damit verwächst und zur Verdickung ihrer Wandungen beiträgt.

Was die Beschaffenheit der einzelnen Blasen anlangt, so haben sie weiche, leicht zerreißbare, lamellöse

Wandungen, denen es nicht an Elasticität fehlt. Macht man einen kleinen Einstich in die Blase, so zieht sie sich zusammen und wird consistenter, indem sie die Flüssigkeit herausdrängt; macht man einen größern Einschnitt, so rollen sich die Wundränder nach Innen um. Die jüngern Blasen sind dünn, farblos und durchscheinend; die ältern erscheinen dickwandiger und consistenter, opak und opalisirend; auch tritt an ihnen wol eine grünliche oder gelbliche Färbung hervor. Die gelbliche Farbe bemerkt man besonders häufig an den in der Leber vorkommenden Blasen, und sie mag hier oftmals von einer während des Leichenzustandes eintretenden Infiltration des Gallenfarbestoffs herrühren. Bemerkt muß übrigens werden, daß Meckel, wenigstens bisweilen, die kleinern Blasen nicht nur relativ, sondern selbst absolut dickwandiger fand, als die großen, und daß ihm auch die großen dickwandiger erschienen als die kleinern. (Handbuch der pathol. Anatomie. 2. Bd. 2. Abth. S. 403 u. 408.) Die eingeschlossene Flüssigkeit ist meistens farblos und dünnflüssig; andere Male trübe, flockig, einen Bodensatz bildend; dabei hat sie bisweilen eine gallertartige Consistenz; der Inhalt des Sackes bildet auch wol eine blutigschleimige, froschlaichartige Masse, oder er nimmt die Consistenz von Schmierkäse, geronnenem Fette, Tuberkelsubstanz an, während sich der ganze Sack noch immer leicht aus dem enthaltenden Organ herausschälen läßt. Chemisch charakterisirt sich die Flüssigkeit durch den geringen Gehalt an Eiweißstoff. Die Flocken, welche man darin beobachtet, sind keineswegs Eiweißstoff, wie man zunächst vermuthen möchte, sondern wol nur einzelne Fetzen, die sich von der innersten Lamelle der Blase abgelöst haben. Die Haut der Blasen scheint aber hauptsächlich aus zweierlei Substanzen zu bestehen, die zwar dem Eiweiß und dem Thierschleim ähneln, sich aber in mehren Punkten von diesen unterscheiden. Die unverletzten frischen Blasen sinken im Wasser zu Boden. Durchs Aufbewahren schrumpfen sie zusammen, sie werden undurchsichtiger, schmuzigfarbig, ihr Inhalt wird trüb und dicklich.

Die Kapsel, welche die Echinokokkenblasen zu umhüllen, und diese gegen das enthaltende Organ abzugrenzen pflegt, gehört dem letztern an und ist mit diesem fest verbunden. Sie hat eine zellige oder fibröse Textur, ist stellenweise wol selbst faserknorpelig oder verknöchert, und erreicht eine Dicke von einigen Linien und darüber. Ihre innere Fläche ist niemals so glatt, wie die der serösen Häute. Die älteste Echinokokkenblase adhärirt ihr bald ziemlich fest, bald hängt sie nur locker damit zusammen, und fällt heraus, wenn die Kapsel vorsichtig geöffnet wird.

Neben den Echinokokken führt man naturhistorisch gewöhnlich noch die nach Laennec als Acephalocysten bezeichneten hydatidenartigen Körper auf (von ἀ privativum, κεφαλὴ, der Kopf, und κύστις, die Blase). Man versteht darunter jene blasenartigen, mit Flüssigkeit gefüllten Körper, die in anatomischer und chemischer Beziehung mit den Echinokokken übereinstimmen, ausgenommen, daß man auf der innern Fläche ihrer Wandung keine Echinokokkenwürmchen fand, sei es, daß man die vorhandenen kleinen Würmchen nur übersah, sei es, daß dieselben wirklich fehlten. In der That finden sich in mehren als Acephalocysten (strenger genommen Acephalocystiden) bezeichneten Blasen wirkliche Würmchen, nur zum Theil schon im veränderten Zustand, oder doch Spuren ihres frühern Daseins, z. B. abgefallene Haken aus den Hakenkränzen. Auch läßt sich die Gegenwart der Würmchen in den Acephalocysten aus Laennecs Eintheilung in Acephalocystis ovoidea, granulosa und surculigera muthmaßen, die sich auf die Gegenwart verschiedenartig gestalteter Körperchen auf der Innenfläche der Blasen gründet. Andererseits ist es leicht begreiflich, daß in der angegebenen Entwickelung der Echinokokken Hemmungen eintreten, daß sich einfache, oder auch mehrfache einander umschließende Echinokokkenblasen finden können, in deren Innern die Würmchen fehlen. Ist diese Ansicht die richtige, so dürfen die Echinokokken und Acephalocysten als einerlei Bildungen angesehen werden, die sich nur hinsichtlich des Grades der Entwickelung von einander unterscheiden. Die Acephalocysten (um diesen Namen für beide zusammen zu gebrauchen) sind dann natürlich ebenso, wie Cysticercus und Coenurus, als belebte Wesen, als Eingeweidewürmer zu betrachten, und alle drei zusammengenommen kann man unter dem Namen der wahren Hydatiden begreifen. Von den beiden letztern ist schon im Besondern die Rede gewesen; es bleibt aber noch Einiges von den Acephalocysten zu erwähnen, die man vorzugsweise meint, wenn von Hydatiden schlechthin die Rede ist. In diesem Sinne wird das Wort wenigstens von Meckel, in dessen Handbuche der pathologischen Anatomie, gebraucht.

Die Acephalocysten sind bis jetzt hauptsächlich nur in den Säugethieren beobachtet worden. Beim Menschen finden sie sich am häufigsten in der Leber, außerdem in der Milz, in den Lungen, im Bauchfelle (hier unter dem Namen Hydrops saccatus s. hydatidosus), im Brustfell, in den weiblichen Geschlechtsorganen, namentlich in den Ovarien und im Uterus, in den Nieren, in den Milchdrüsen, in der Schilddrüse (Struma hydatidosa), in den Hirnhöhlen, im Zellgewebe der Muskeln, im Herzen, selbst in der Substanz der Knochen.

Die Erscheinungen, welche durch die Gegenwart von Acephalocysten hervorgerufen werden, sind so unbestimmt, daß es in den meisten Fällen unmöglich ist, daraus auf die Gegenwart jener Körper zu schließen. Sie wirken zunächst da, wo sie sich entwickeln, auf mechanische Weise als fremde, übrigens aber gutartige Körper. Sie erzeugen daher wol, je nach der Verschiedenheit des Ortes, Anschwellungen im Unterleib, icterische Zufälle, Störungen in der Verdauung und Ernährung, in der Harn- oder Stuhlentleerung, in der Respiration und Circulation, in den geistigen Verrichtungen ꝛc., lauter Erscheinungen, die auch von manchen andern gutartigen Geschwülsten hervorgerufen werden können. Das langsame Wachsen der Geschwulst und die vielleicht bemerkbare Fluctuation in derselben können wol in einzelnen Fällen vielleicht mit etwas größerer Wahrscheinlichkeit der

Annahme Raum gestatten, daß eine Acephalocystengeschwulst vorhanden sei. Hat eine Acephalocyste eine ansehnliche Größe erreicht, so platzt nicht selten der Balg durch bloße Erschütterungen oder durch vorgängige Entzündung und Eiterung, und je nachdem dieselbe der Oberfläche des Körpers, oder Kanälen oder Höhlen näher liegt, bahnt sich ihr Inhalt in verschiedener Richtung einen Weg. In mehren Fällen öffnete sich eine Leberacephalocyste in den Darmkanal, und die darin enthaltenen Hydatiden wurden durch den Stuhlgang oder durch Erbrechen entleert. (S. mehre Fälle bei Meckel a. a. O. S. 416—419.) Andere Male bahnten sich die Hydatiden aus einer in der Unterleibshöhle befindlichen Geschwulst einen Weg in die Lungen, und wurden durch die Luftwege ausgestoßen. Hydatiden der Nieren, der Geschlechtsorgane wurden mit dem Harn oder aus den Geschlechtstheilen entleert. Öffnet sich eine Acephalocyste in eine seröse Höhle, z. B. die Bauchhöhle, so erfolgt eine meistens tödtliche Entzündung. Aus einer durch Zufall oder mit Absicht geöffneten Acephalocyste können lange Zeit Hydatiden entleert werden, weil sich im Innern des geöffneten Sackes immer neue Hydatiden erzeugen. Schließt sich die Wunde, so ist der Balg durch Entzündung und Eiterung mit zerstört worden und die Hydatidenbildung hört auf, oder der Balg besteht noch, und gibt zur Bildung neuer eingeschlossener Hydatiden Veranlassung, die nach kürzerer oder längerer Zeit vielleicht von Neuem entleert werden.

Über die ursächlichen Momente der Acephalocystenbildung ist nur wenig bekannt. In vielen Fällen scheint eine Quetschung, eine Erschütterung, ein Stoß u. dergl. in Verdacht gezogen werden zu können. Aufenthalt an feuchten Örtern, feuchte Jahreszeiten scheinen wenigstens bei Rindern und Schafen der Bildung von Acephalocysten in den Lungen und der Leber günstig zu sein. Sie kommen sowol bei sonst gesunden Individuen vor, als bei solchen, die an andern Krankheiten leiden.

Die Prognose ist im Allgemeinen ungünstig zu nennen; doch kommt es im einzelnen Fall auf den Ort der Entwickelung und auf das langsamere oder raschere Wachsthum der Geschwulst an. Eine Leberacephalocyste, die oberflächlich gelegen und mit den Bauchwandungen in Berührung ist, gibt eine günstigere Prognose, als die Entwickelung derselben in der Substanz der Leber. Berstet sie nämlich, so kann sich ihr Inhalt im erstern Falle nach Außen entleeren, während er sich im zweiten leichter in die Bauchhöhle ergießt. Manche Acephalocysten wachsen überhaupt sehr langsam, und scheinen im Wachsthume still zu stehen, wenn sie eine gewisse Größe erreicht haben.

Die Behandlung wird auch zum Theil nach dem Orte der Entwickelung eine verschiedene sein. Acephalocysten in äußern Theilen können in einzelnen Fällen exstirpirt werden. Bei Acephalocysten in innern Organen wird die Behandlung eine mehr expectative sein, und vor Allem das Bersten der Geschwulst verhüten müssen, wenigstens bei Acephalocysten in der Bauchhöhle. Steht eine Berstung sicher zu erwarten, so muß die Kunst dahin streben, eine Ruptur nach Innen zu verhüten. Eine Zertheilung, eine Ertödtung der Acephalocysten durch besondere Heilmittel oder Heilmethoden, z. B. durch sogenannte auflösende Mittel, durch die Hungercur, ist zwar hin und wieder empfohlen und auch versucht worden, aber, wie es scheint, ohne Erfolg. Most erwartet etwas von der Application des Glüheisens im Nacken, wenn man wegen anhaltender, dumpfer, localer Kopfschmerzen mit Manie, Epilepsie, Paralysen ꝛc. Hydatiden im Gehirne zu vermuthen Ursache habe.

Ein besonderes chirurgisches Verfahren bei Leberacephalocysten ist von Récamier empfohlen und auch einige Male mit Erfolg versucht worden. Man soll zunächst in die vorhandene Geschwulst eine exploratorische Punktion mit einem sehr feinen Trokar machen. Überzeugt man sich durch das Herausdringen wirklicher Hydatiden mit Bestimmtheit von der Gegenwart einer Acephalocyste, oder durch das Herausdringen eines in der Hitze nur wenige Flocken bildenden Fluidums wenigstens mit Wahrscheinlichkeit, so soll man durch Kali causticum Adhäsionen zwischen dem Bauchfellüberzuge der Geschwulst und den Bauchwandungen bewirken, um den Erguß des Inhalts der Geschwulst in die Bauchhöhle zu verhüten. Man soll zu dem Ende das Ätzkali beim ersten Male nur mäßig tief einwirken lassen, sodaß es nicht ätzend wirkt, sondern nur Entzündung des Bauchfelles hervorruft; erst dann, wenn Adhäsionen mit den Bauchwandungen erfolgt zu sein scheinen, soll man durch den eingeschnittenen Brandschorf hindurch das Ätzkali tiefer einwirken lassen. Die geöffnete Geschwulst muß nun den Umständen gemäß behandelt werden, indem man zuvörderst die vollständige Entleerung der Acephalocyste nach Außen und später die Vernarbung zu bewirken sucht. Mit Recht wendet Phöbus gegen dieses Verfahren ein, daß, wenn auch die Gegenwart einer Acephalocyste wirklich erkannt worden ist, die exploratorische Punktion bereits einen Erguß in die Bauchhöhle bewirken kann, wenn sich noch keine Adhäsionen gebildet haben, und daß der Grad der Entzündung, welche durch das Ätzkali hervorgerufen wird, nicht in unserer Gewalt steht.

Außer den bisher erwähnten wahren Hydatiden begreift man gewöhnlich noch mancherlei Productionen unter diesem Namen, die ihnen nach der gegebenen Darstellung nicht zugezählt werden dürfen, weil sie nur verschiedenartige pathologische Zustände darstellen, die nicht wol als besondere thierische Organismen angesehen werden können. Dahin gehören manche Ansammlungen von Flüssigkeiten in umschriebenen Räumen im Innern der Organe, die blasenförmige örtliche Ausdehnung von Lymphgefäßen, die Entwickelung seröser, mit Flüssigkeit gefüllter, Bälge an einzelnen Stellen, die blasenförmige Entartung der Chorionszotten in der Nachgeburt (Blasenmola) ꝛc. Freilich ist es im concreten Falle nicht immer leicht, zu entscheiden, ob ein solcher Körper den wahren Hydatiden angehört oder nicht.

Außer den bekannten Schriften über Eingeweidewürmer von Bloch, Götze, Rudolphi, Bremser, Leuckart ꝛc. sind besonders zu vergleichen: *Laennec*, **Mémoire sur**

les vers vésiculaires, et principalement sur ceux, qui se trouvent dans le corps humain. (Bulletin de l'école de Médecine. An XIII.) *Lassus*, Recherches sur l'hydrop. enkystée du foie. (Journ. de Médecine par *Corvisart, Leroux* etc. Tom. I.) Meckel, Handbuch der pathol. Anatomie. 2. Bd. 2. Abth. S. 394—439. Cruveilhier im Art. Acéphalocystes im Dict. de Méd. et de Chirurg. pratiques. 1829. Tom. I. p. 193—270. Phöbus im Art. Echinococcus im berliner encyklopädischen Wörterbuche der medicin. Wissenschaften. 10. Bd. S. 58—72. (*Fr. Wilh. Theile.*)

HYDATIDENFLÜSSIGKEIT, fällt bald wasserhell, bald trübmolkig, bald gelblich oder ganz mißfarbig, bald wäßriger, bald schleimiger oder eiweißartiger aus. Sie ist insgemein ohne Geruch und von etwas salzigem Geschmacke. Jordan fand darin, außer Wasser, Schleim, Eiweißstoff, Natron, salzsaures Natron, phosphors. Kalk und Schwefel. An der Luft ging sie leicht in Verderbniß über [1]). Marcet erhielt aus der Flüssigkeit einer Hydatide der Leber: 2,73 Schleim (Osmazom), mit einer Spur Eiweißstoff, 0,87 salzs. Natron (nebst etwas schwefels. Salze), ferner phosphors. Kalk und phosphors. Eisen, 96,4 Wasser; aus einer andern in 100 Theilen 3,60 feste Stoffe überhaupt, 2,73 animal. Stoffe und 0,870 Salze [2]). Nach Jäger [3]) besteht die reine, nebst den darin sich bildenden Flocken, aus einem eigen modificirten Eiweißstoff, aus Schleim und Salzen [4]); s. auch unten Hydropflüssigkeiten.

(*Th. Schreger.*)

HYDATIDOCELE (von ἡ ὑδατὶς, die Wasserblase, der Blasenwurm, und ἡ κήλη, der Bruch), der Wasserblasen- oder Blasenwürmerbruch, Hernia hydatidosa, Hydrocele hydatidosa. S. Bruch und Wasserbruch. (*Wiegand.*)

HYDATIGENA, der kugelförmige Blasenbandwurm, befindet sich im Unterleibe der wiederkäuenden Thiere, insbesondere der Rinder. Vergl. Cystica, sowie Cysticercus, Echinococcus im Art. Hydatiden.

(*Fr. Heusinger.*)

HYDATIGERA *Blainville* (Zoophyta), wird im Dictionnaire des Sciences naturelles tom. 57 eine Gattung bezeichnet, welche früher unter dem verwandten Namen Hydatigena von Batsch aufgestellt, von Rudolphi nicht angenommen, sondern als eigene Unterabtheilung zu Cysticercus gezählt und von Cuvier ganz übergangen wurde. Blainville gesteht selbst zu, daß die Gattung mit den wahren Hydatiden sehr nahe verwandt sei, daß sie aber nach seinen eigenen Beobachtungen wol Anerkennung verdiene; denn wenn auch die eine, wie die andere, sich immer nur in der Bauchhöhle auf der serösen Membran oft in einer von dieser gebildeten Blase aufhielten, so sei es doch gewiß, daß die Hydatigera sich oft ganz offen daliegend vorfinde. Auch hänge die letztere, wie es scheine, immer vermittels ihrer Hakenkrone, die Saugrüssel frei, wie er beobachtet habe, am organischen Gewebe, indessen die eigentlichen Hydatiden den Kopf immer in ihrer blasigen Anschwellung zurückgezogen hätten, sodaß er nie frei sei. So habe er es wenigstens bei allen von ihm beobachteten Exemplaren gefunden, es scheine also die Ernährungsweise verschieden zu sein, indem bei Hydatigera die Saugrüssel die Nahrungsflüssigkeit unmittelbar aus den Theilen des Thieres aufzunehmen vermögen, während bei den eigentlichen Blasenwürmern die Saugrüssel nur diejenige einnehmen, welche von der Blase selbst abgesondert wird. Dieses Umstandes wegen wird noch die Frage aufgeworfen, ob Hydatigera nicht vielleicht eine weitere Entwickelung von Cysticercus sei. Als Kennzeichen der Gattung sind (a. a. O. S. 600) folgende angeführt: Der Körper weich, ziemlich verlängert, fast cylindrisch oder mäßig platt gedrückt, aus einer großen Anzahl quer laufender, nicht besonders deutlicher, vorzüglich gegen das Ende sehr feiner Glieder, in eine blasenförmige Erweiterung auslaufend, die Kopfanschwellung ist sehr deutlich mit vier kreisförmigen Saugmündungen und in der Mitte mit einer kurzen Warze versehen, welche mit einem Hakenkranz umgeben ist.

Als Typusart ist angeführt: H. fasciolaris *Rudolphi* (Cysticercus fasciolaris, Entozoorum Historia II. 7. p. 215. t. 11. f. 1. Taenia vesicularis fasciolata. Götze, Naturgesch. S. 220—247. Taf. 18. Fig. 10—14. Taf. 19. Fig. 1—14. Taenia hydatigena. *Werner* Brev. Exp. Cont. I. p. 13. t. 9. f. 22—23. Hydatigena taeniaeformis a. et b. *Batsch* Bandw. p. 100. m. 8. f. 12—16, 18—20, 29, 30, 46—49. Taenia vespertilionis, Taenia hydatigena, Taenia murina. *Gmelin* Syst. Nat. p. 3060. n. 8, 13, 14. Vesicaria taeniaeformis. Schrank, Verzeichn. S. 30. N. 96. Vesicaria muris. Desselben baiersche Reise, S. 135. Hydatula macrocephala hepatis musculi. *Viborg* Ind. mus. Vet. Hafn. p. 241. n. 159. Cysticercus taeniaeformis. Cysticercus vespertilionis. Zeder, Naturgeschichte S. 405. N. 1. Taf. 4. Fig. 6. S. 419. N. 13. *Schmalz*, Tabulae Anatomiam Entozoorum illustrantes. t. 2. f. 8, 9. *Brems.*, Icon. t. 17. f. 3—9). Dieser Wurm hat eine Länge von 1½ bis 7 Zoll, vorn eine Breite von 2 Linien und darüber, hinten von einer, die Farbe ist milch- oder schneeweiß. Der Kopf ist groß, fast viereckig, und auf seinen Ecken liegen die großen kreisrunden, oft wie Tentakeln ausgestreckten Saugmündungen, die mittlere Kopferhabenheit ist mit einem doppelten Kranz abwechselnd stehender Haken umgeben. Der Körper ist nach Rudolphi nicht eigentlich gegliedert, sondern die Haut bildet blos Falten. Es kommt dieser Wurm in der Leber verschiedener Mäuse vor, Pallas fand ihn in der Hausmaus, Feldmaus, Haus- und Wanderratte, Götze außerdem auch noch in der Wasserratte; in der Fledermaus fand ihn Rudo[illegible] ihn blos in der Hausmaus und [illegible]. *Thon.*)

1) S. Crells Ann. der Chem. 1803. 3. S. 223. 2) S. Schweiggers Journ. d. Chem. u. Pharm. XVII, 1. S. 53 fg. 3) In Meckels Archiv für d. Phys. VI. S. 506 fg. 4) Vgl. Göbels Analyse bei Schweigger a. a. O. 1823. IX, 4. S. 431 fg., und die ältern in meinem Spec. fluidorum C. anim. Chemiae nosologicae (Erl. 1800). p. 26 sq.

Hydatilites, ſ. Hydatites.

HYDATINA *Ehrenberg* (Zoophyta). Kryſtallthierchen. Eine Gattung der ſogenannten Infuſorien aus Müllers Vorticella geſondert, von Ehrenberg*) zur Familie Hydatina, in der Abtheilung Polytrocha, in der Claſſe Rotatoria gezählt, mit den Kennzeichen: Augenlos, die Kiefern gezahnt, der Körper mit Gabelſchwanz. Typus der Gattung iſt:

1) H. senta. Der Längendurchmeſſer dieſes Thierchens beträgt $\frac{1}{70}$ bis $\frac{1}{5}$ Linie, der Körper iſt länglich, faſt kegelförmig, farblos, und läuft hinten allmälig in eine kurze Gabel aus, das Räderorgan iſt vorn faſt grade abgeſtutzt. Dies iſt dasjenige Thierchen, über welches Ehrenberg eine große Menge Beobachtungen angeſtellt hat, indem er es als Typus der Räderthiere überhaupt betrachtete; ja er nahm bei ſeinen Beobachtungen ſogar das Meſſer zur Hilfe, um die Structur genauer kennen zu lernen. Er gab über ſie in dem beſondern Abdrucke ſeiner in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin in den Jahren 1828 und 1830 gehaltenen Vorträge, welche unter dem Titel: Organiſation, Syſtematik und geographiſches Verhältniß der Infuſionsthierchen erſchien, Nachricht. Nach ihm beſteht der Körper der H. senta aus einer doppelten, durchſichtigen Haut, einer nackten und weichen äußern und einer innern. Die äußere Haut iſt einfach und mit der innern vermuthlich mittels durchſichtigen, ſehr dehnbaren Zellſtoffes verbunden, deſſen Anweſenheit man wenigſtens annehmen muß, da beide Häute öfter ſich von einander entfernen und wieder vereinigen. An die innere Haut heften ſich vier Paar ſtrahlenförmig von den entgegengeſetzten Enden des Thieres ausgehende Muskeln, welche deutlich bandförmig und geſtreift ſind, und ſich mit erweiterten Enden in der Mitte des Thieres anheften. Dieſe acht Muskeln deutet Ehrenberg als Rücken, Bauch und Seitenmuskeln. Die vier obern oder vordern Muskeln entſpringen am breiten Kopftheile, zwiſchen den Scheiden der Räderorgane, ſodaß der Rückenmuskel etwas mehr gegen die Mitte, die übrigen näher am Rand entſpringen; die vier untern oder hintern Muskeln heften ſich an das hintere Ende der Bauchhaut an, da wo die Schwanzzange hindurchgeht. Der Vereinigungspunkt der vier Muskelpaare, wo ſich die erweiterten Enden derſelben in der Längenrichtung an die Bedeckung heften, iſt zwiſchen dem vierten und fünften Zweigpaare des Rückengefäßes, genau in der Mitte des Thieres. Außerdem ſind noch 17 Scheiden für die Räderorgane vorhanden, welche gleichfalls dem Muskelſyſtem angehören und um den Mund in nicht völlig geſchloſſenem Kreiſe liegen. Mit ihrer Hilfe werden die Wimpern bewegt oder eingezogen; man zählt von ihnen neun äußere und acht innere. Ihnen analog wirken die zwei Muskelſcheiden, welche die Schwanzzange umgeben. Dieſe ſämmtlichen Muskelſcheiden ſah Ehrenberg deutlich durch feine Bänder mit ihrem Grund an die innere Körperhaut befeſtigt. Vier dicke und kurze Muskelpartien, welche den freien Schlundkopf bilden, ein Kranzmuskel der Cloake und ein Muskelorgan als Samenſchneller, ſchienen Ehrenberg die Reihe der Muskelgebilde zu beſchließen, indem er glaubt, daß die Zangenbewegung der Schwanzzange nur durch kräftiges Einziehen und Ausſtrecken bewirkt würde. Bei genauerer Beobachtung des Thieres erkennt man an demſelben neun Querlinien, welche der innern Haut angehören und ſich als Gefäße zeigen. Sie vereinigen ſich durch einen feinen Kanal in der Mitte des Rückens, den man durch die Mund- und Afterlage erkennt. Nach dem größern Durchmeſſer dieſer Quergefäße in ſeiner Nähe und nach der Analogie des Baues bei andern niedern Thieren muß man in dieſen Theilen ein Rückengefäß mit neun ſich im rechten Winkel entgegengeſetzten Gefäßpaaren annehmen. Verbindungskanäle der einzelnen Gefäßpaare unter einander konnte Ehrenberg wenigſtens nicht deutlich wahrnehmen. Den ſogenannten Herzſchlag, wie ihn Cordi und andere beobachtet haben wollen, ſowie die Säftebewegung erklärt Ehrenberg für Täuſchung. Der vollſtändige Darmenkanal der H. senta beſteht aus einem kugelförmigen, muskulöſen Schlundkopfe, an dem zwei gezähnte Kiefern befeſtigt ſind, und deſſen Öffnung vorn in der Mitte der Räderorgane, etwas gegen den Bauch hin, befindlich iſt. Jederſeits befinden ſich fünf Zähnchen, welche linienförmig ſind, und durch ein Band von zwei Wurzeln oder Fortſätzen feſtgehalten werden. Auf den Schlundkopf folgt ein deutlich verengerter Schlund, welcher in einen gleich ſehr verdickten Darm ohne Magen übergeht und kegelförmig abnehmend nach Hinten ſich verläuft. Bei geringer Nahrung erſcheint der Darm runzelig. Der Maſtdarm endet nicht frei nach Außen, ſondern in eine Cloake. Gemeinſchaftlich mit dem Eingang und an der Stelle ihrer Einmündung befindet ſich ein Kranzmuskel. Die äußere Auswurfsöffnung iſt auf dem Rücken des Thieres, dicht über dem achten Zweigpaare des Rückengefäßes. Zum Ernährungsapparat gehören wahrſcheinlich noch zwei weiße drüſige Körper, welche am Anfange des Darms zwei Hörner bilden, und die durch Farbe, Form und Anheftungsweiſe Ehrenberg mehr Ähnlichkeit mit der Bauchſpeicheldrüſe höherer Thiere zu haben ſchienen, als mit den Gallengefäßen und der Leber der niedern Thiere. Sie ſind feſt an den Darm angeheftet und haben an ihrem vordern Ende noch ein dünnes Band, welches ſie an die innere Körperhaut befeſtigt, doch bleiben ſie beim Zerlegen des Thieres nicht an dieſem, ſondern an jenem hängen. Alle Individuen der H. senta zeigen ſich als Zwitter, und beſitzen die doppelten Geſchlechtsorgane in großer Ausbildung. Die weiblichen beſtehen im unbefruchteten Zuſtand aus einem rundlichen oder viereckigen, auch herzförmigen, drüſenartigen Eierſtocke, der, wenn ſich mehr Eier ausbilden, zweihörnig wird. Bei dieſer Form fand Ehrenberg nie mehr als acht Eier. Dieſer Eierſtock umgibt leberartig die Mitte des Darmkanals und endigt nach Hinten in einen mehr oder weniger langen Styl oder dünn durchſichtigen Kanal, den Eiergang, welcher mit der Reife der Eier kürzer und

*) Zur Erkenntniß der Organiſation in der Richtung des kleinſten Raumes. 2. Beitr. S. 127.

dicker wird, und sich mit dem Darmkanal in die Cloake mündet. Ein Kranzmuskel, der durch Färbung und Anschwellung kenntlich wird, umgibt dicht hinter der Vereinigung den Eingang der Cloake. Dieses Thier legt Eier, und Ehrenberg will in denselben deutlich dieselben drei Substanzen, welche Rudolphi bei den Eiern der Eingeweidewürmer erkannte, und für Chorion, Allantois und Ammion hielt, unterschieden haben; das Chorion platzt mit einem Querriß und läßt das selbständige Junge frei. Es gelang auch bei der Zerlegung des Thieres mitunter, den Eierstock einzeln unverletzt darzustellen, wo dann die jungen Eier in demselben sehr gut erkannt wurden, ja es schien sogar Ehrenberg bei manchen in der Mitte noch ein dunkler Fleck zu sein, sodaß es noch unentschieden bleibt, ob die mittlere Masse der Eier der Embryo selbst oder nur die der Substanz ist, in welcher sich jener entwickelt. Die Eier haben die Länge von $\frac{1}{50}$ Linie, die eben ausgeschlüpften Jungen sind $\frac{1}{17}$ Linie lang. Das Thier heftet dieselben an lebende und todte Wasserkörper, an Conferven, an die Wurzeln von Wasserlinsen u. dgl., und in der Gefangenschaft auch an die Wände des gläsernen Gefäßes, in welchem es sich befindet. Nach Ehrenbergs Angabe hat der berühmte französische Maler und Naturforscher Turpin die Eier der Hydatina und ähnlicher Infusorien irriger Weise als pflanzliche Wesen angesehen und daraus eine neue Gattung Bursella gebildet. Die Bewegung der Jungen im Ei bemerkte Ehrenberg mehrmals, und der Fötus vibrirt dabei entweder blos mit seinen Wimpern oder dreht sich auch ganz herum. Übrigens füllt er den Raum im Ei so an, daß er kreis- oder spiralförmig zusammengekrümmt liegt. Die Jungen kriechen nie vor der 24. Stunde nach dem Legen des Eies aus, öfters später. Die männlichen Geschlechtsorgane bestehen aus zwei vom Kopf anfangenden, den ganzen Körper auf beiden Seiten durchlaufenden geschlängelten Samenorganen, welche vorn breit und etwas zackig, nach Hinten rundlicher und schmäler sind. Sie endigen in schlangenförmigen Windungen dicht hinter der Mündung des Eierstocks im Hals eines blasenförmigen Muskelorganes. Dieses blasenförmige Organ, welches ganz die Gestalt eines Uterus hat, aber beim Eierlegen gar keine Funktion übernimmt, zeichnet sich durch große Irritabilität aus, dehnt sich bald zu einer Blase aus und zieht sich wieder rasch in einen drüsenähnlichen Körper zusammen. Seiner Lage und Eigenthümlichkeit gemäß dürfte nach Ehrenbergs Meinung dieses Organ zum Einschnellen des Samens in den Eierstock bei der Selbstbefruchtung dienen und diesen Thieren ganz eigenthümlich sein. Nach den von Ehrenberg angestellten Versuchen ergab sich, daß H. senta sich außerordentlich vermehrt und auch die Lebensdauer sich immerhin auf 20 Tage annehmen läßt, doch hängt die Vermehrung von guter Ernährung ab. Im Allgemeinen läßt sich binnen 24 Stunden eine Verdreifachung der Zahl wirklich angeben, nimmt man aber als Mittel unter günstigen Umständen nur eine zweifache Vermehrung täglich an, so erzeugt sich von einem einzigen Stammthierchen durch einfache Eibildung in 20 Tagen eine Million und am 24. Tage würden diese sich schon bis zu 16,777,216 Individuen vermehrt haben, was die mögliche Vermehrung der Insecten, und mithin aller übrigen beobachteten Thiere bei weitem übertrifft. Als Nervensystem der H. senta betrachtet Ehrenberg die in der Mitte zwischen den Muskelscheiben der Räderorgane am Schlundkopfe liegenden, nach Vorn drüsenartigen, unregelmäßigen, durch Farbe sich auszeichnenden, zusammenhängenden Körper. Aus einem obern eiförmigen größern entspringt ein ziemlich dicker Strang, welcher schief im Nacken gegen das Rückengefäß geht, und sich daselbst etwa vor dem zweiten Paare der Gefäßzweige anheftet, aber nicht endet, sondern ohne sich in einen bedeutenden Knoten zu verdicken, in fast gleicher Stärke wieder zurückläuft. Zurückgekehrt nach der Gegend des Mundes und den drüsigen Körpern verliert er sich nicht in dem großen, wo er ausgegangen, sondern zwischen oder in den kleinern benachbarten, welche Schlinge bei der Seitenlage des Thieres deutlich zu sehen ist. Ehrenberg entwickelt die Gründe näher, warum, auch der Analogie nach, man diese Organe für ein von kleinen umgebenes größeres Nervenganglion und eine Nervenschlinge des Nackens zu halten habe. Überdies sah er noch vom Anheftungspunkte dieser Schlinge am Rückengefäße zwei sehr feine Nervenfäden dahin nach der Stirn gehen, wo bei verwandten Thieren sich die Augen befinden. Auf der Bauchseite entspringt überdies aus dem Gehirn ein einfacher dünner Nervenfaden, welcher unverästet dicht an der Bauchbedeckung herabgeht und um die innern Muskelscheiden der Schwanzzange drei Schlingen bildet, deren zwei vordere zwei Gefäßschlingen des Rückengefäßes entgegenkommen. Ehrenberg bemerkt, daß dieser Nerv wegen der Nähe der Muskeln schwer zu unterscheiden, auch sein Ursprung noch ungewiß sei. In seinen neuesten Mittheilungen erwähnt Ehrenberg noch, daß er mit Hilfe seines verbesserten Mikroskops zwei innere Reihen kleiner kiemenartiger, zitternder, bisher unbekannter Organe entdeckt habe. Bory de St. Vincent bringt H. senta zu seiner Gattung Furcularia. Übrigens lebt dieses Thierchen in stehenden, von Wasserlinsen bedeckten Gewässern. Ehrenberg führt noch folgende Arten an:

„2) H. gibba *E.*! gewölbtes Krystallthierchen. Längendurchmesser $\frac{1}{18}$—$\frac{1}{15}$. Körper länglich, fast cylindrisch, farblos, vorn schmäler als hinten, Rücken über der Basis des Schwanzes stark gewölbt, einen Höcker bildend, welcher die Schwanzbasis überragt. Berlin.

3) H.? laticauda *E.*, breitschwänziges Krystallthierchen. Längendurchmesser $\frac{1}{14}$. Körper fast cylindrisch, vorn etwas schief abgestutzt, mit kurzer Schwanzbasis und breiter Zange. Die langen Schenkel der Zange geben das Ansehen einer Furcularia, aber ein Auge habe ich nicht gesehen. Sibirien.

4) H.? leptocerea *E.*, dünnschwänziges Krystallthierchen. Längendurchmesser $\frac{1}{14}$. Körper etwas breit und flach, vorn abgerundet, vorn und hinten schmäler; Schwanzzange unmittelbar an den Körper geheftet, mit zwei dünnen und langen Schenkeln. Ob Furcularia? Sibirien.

5) H.? terminalis *E.*, breitſtirnige Kryſtallthierchen. Längendurchmeſſer $\frac{1}{10}$. Körper walzenförmig, vorn gleich dick, abgeſtutzt, hinten abnehmend, mit kurzem zweigabeligem Schwanze. Räderorgan an der abgeſtutzten Endfläche. Diglena? Sibirien. Die letztern drei Formen gehören vielleicht zu andern Gattungen, da ich ehemals die Augen nicht ſcharf genug aufgeſucht, mithin vielleicht überſehen habe. Auf mir anderweit bekannte Arten paſſen die Formen nicht." (D. *Thon.*)

HYDATINA (Mollusca), eine von Schumacher (Essai d'un nouveau Système des habitations des Vers testacés p. 186) aufgeſtellte Molluskengattung aus Bulla *Linné* geſondert, mit folgenden Kennzeichen: Die Schale iſt eiförmig, kugelig, ſtarkbauchig, das Gewinde etwas niedergedrückt, die Mündung iſt weit hinten zuſammengezogen, die äußere Lippe dünn und ſcharf, die innere ſehr dünn zurückgeſchlagen und verwachſen, der Bauch aufgeblaſen, undurchbohrt. Als Typus iſt angeführt: Hydatina filosa. Bulla Physis *Linn.*, *Favann.* Conchyl. etc. Die zu dieſer Art gehörigen Figuren in Martini's Conchyliencabinet I. Taf. 21. Fig. 196, 197 nennt Schumacher nur ſehr mittelmäßig ausgeführt, und bemerkt, daß Fig. 198, ſowie Fig. 6. Vign. 14, welche als Varietäten angeführt ſind, gar nicht zu dieſer Schnecke gehören. Bei Menke bildet dieſe und andere Arten die dritte Unterabtheilung der Gattung Bulla. (D. *Thon.*)

HYDATIS CEREBRALIS, der geſellige Blaſenbandwurm, auch die Queſe oder der Vielkopf des Hirns genannt; vergl. Hydatiden und Cönurus. Die Anweſenheit ſolcher Würmer läßt ſich bei einigen Thieren ſchon aus ihrer Krankheit, z. B. aus dem Schwindel des Rindviehes, aus der Drehſucht der Schafe und aus gewiſſen Äußerungen kranker Pferde ſchließen. Man hat Verſuche gemacht, vermittels des rothglühenden Punktireiſens, welches unmittelbar über der im Gehirne befindlichen Blaſe mit den vielen weißen kleinen Würmern angebracht wird, kranke mit dieſen Würmern behaftete Thiere herzuſtellen. Einige dieſer Verſuche, bei welchen zur Heilung der gebrannten Stelle eine Miſchung von einer Euphorbien- und Kantharidentinctur angewendet wurde, ſind gelungen und laſſen hoffen, daß das Verfahren bei wiederholten anderweiten Verſuchen endlich ſo vervollkommnet werden könne, daß man im Stande iſt, alle an dieſem Übel kranke Hausthiere herzuſtellen *). (*Fr. Heusinger.*)

HYDATISMUS (ὁ ὑδατισμός, von ὕδωρ, Waſſer), der eigenthümliche Schall, der beim Anklopfen an einen mit Eiter oder Waſſer gefüllten Bruſtkaſten vernommen wird. Nach Fößius' Zeugniſſe hat C. Aurelian (morb. chron. V, 10) dieſes Wort in dieſer Bedeutung gebraucht. (*Wiegand.*)

HYDATITA, HYDATITES (Paläont.). Mit dieſem Namen haben die Oryktologen zweierlei Dinge bezeichnet; die früheren nämlich, wie J. J. Scheuchzer [1] u. and., legten ihn manchen foſſilen Sternkorallen bei; ſpätere glaubten gar Eingeweidewürmer aus dem Geſchlechte Hydatis unter den Verſteinerungen zu erkennen, welchen Krüger [2]) aus Vorſicht, daß ſie nicht mit vorigen verwechſelt würden, den Namen Hydatilites gab. (*H. G. Bronn.*)

HYDATOCAPSULITIS (halb griechiſch und halb lateiniſch, von ὕδωρ, Waſſer und capsula, mit der den entzündeten Zuſtand eines Theils bezeichnenden Endung ιτις), hat Helling als Bezeichnung der ſubacuten Regenbogenhaut-Entzündung (Iritis subacuta) vorgeſchlagen. (*Wiegand.*)

HYDATONCUS (von ὕδωρ, Waſſer, und ὄγκος oder ὄγκωσις, die Geſchwulſt), oder Hyderoncus (von ὕδερος, die Waſſerſucht und ὄγκος), ein Ödem, eine Waſſergeſchwulſt (ſ. dieſ. Art. und Waſſerſucht). (*Wiegand.*)

HYDATULA (Zoophyta). Unter dem Namen H. gadorum hat Rathke in Dansk Selsk. Skrift. V, 1. S. 68. t. 2. f. 1 einen Blaſenwurm beſchrieben, der ſich häufig unter der pia mater bei Gadus Morrhua, Aeglefinus und virens findet, ſchon von Monroo beobachtet wurde, der ihn indeſſen nicht für ein Thier hielt, und deſſen Stellung im Syſtem Rudolphi (Entozoor. hist. II. 2. 277) für durchaus zweifelhaft erklärt, da der Wurm nicht wie andere Hydatiten außer der Blaſe, ſondern in derſelben an dieſe angeſaugt erſcheint. Beſchreibung und Abbildung ſind ungenügend. Abildgards Gattung Hydatula gehört zu Cysticercus und Renieri's wol zu Phoenicurus. (D. *Thon.*)

Hyddens-ö, ſ. Hiddensee.

HYDE, Grafſchaft des Staates Nordcarolina in den verein. nordamerikaniſchen Freiſtaaten, grenzt im Norden an die Grafſchaften Waſhington und Tyrrel, im Weſten an Beaufort, im Süden und Oſten an den Pamlicoſund, der durch einige ſchmale Nehrungen von dem Ocean getrennt iſt, und liegt zwiſchen 35° 20′ und 35° 40′ nördl. Breite und zwiſchen 75° 50′ und 76° 49′ weſtl. Länge von London. Das Land bildet eine Ebene, deren Inneres ganz mit einem großen Moore bedeckt iſt, in dem der Fluß Alligator entſpringt, durch welchen der Pango fließt und in dem ſich der anſehnliche Binnenſee Matimuskeet, nebſt mehren kleinern Seen ausbreiten. Der Pango bildet bei ſeinem Ausfluß in den Pamlicoſund einen anſehnlichen Buſen. Nur an den Küſten finden ſich ſchmale Striche ſandigen, aufgeſchwemmten Erdreiches. Das Klima iſt warm, aber die Luft dick und mit ſchädlichen Ausdünſtungen geſchwängert, die viele Krankheiten und namentlich böſe Fieber (das gelbe Fieber wüthet oft furchtbar) erzeugen, die noch verheerender ſein würden, wenn nicht heftige Stürme und ſchwere Gewitter die Luft manchmal reinigten. Die Ende Februars beginnende Vegetation entwickelt ſich ungemein ſchnell, und die Hitze des Sommers iſt ſehr drückend. Die Stapelwaare der nur producirenden Grafſchaft iſt

*) S. die Schriften u. Verhandl. der ökonom. Geſellſch. im Königr. Sachſen vom J. 1827. 12. Liefr.

1) Herbarium diluvianum, Append. p. 91. No 324.

2) Archiv der Urwelt. III, 1. S. 319. Geſchichte der Urwelt. II. S. 307, und deſſen urweltl. Naturgeſch. I. S. 337.

Reis, zu dessen Anbaue die Moore sehr geschickt sind; und auf den wenigen trockenen Stellen wird auch Mais, jedoch in sehr geringer Quantität, erzeugt. Von Bäumen tragen die Moore nur verschiedene Arten von Cypressen. Die Viehzucht ist kaum der Rede werth, und das wenige Vieh muß sich kärglich von Binsen und andern schlechten Sumpfpflanzen erhalten; bedeutend ist aber die Fischerei in dem Pamlicosunde, die eine große Partie Fische zur Ausfuhr liefert. Schildkröten sind gemein, aber auch der gefährliche Bewohner der Sümpfe und Flüsse, der Alligator; die giftige Klapperschlange ist häufig, und eine drückende Plage sind die unzähligen Muskitenschwärme. Die der Grafschaft östlich und südöstlich gegenüber liegende und zu ihr gehörige Sandbank, die den Pamlicosund einschließt, heißt im Norden die Chiconocomank-, im Süden die Hattarasbank, hat in der Mitte das in einen spitzen Winkel auslaufende Cap Hattaras mit einem Leuchtthurm, und öffnet sich nördlich durch die Neue und südlich durch die Occracockeinfahrt, welche letztere allein für größere Fahrzeuge zugänglich ist. Die Bewohnerzahl beträgt gegen 7000, worunter sich über 1400 Sklaven befinden. Hauptort: Germantown, an einer Bucht des Pamlicosundes mit den Grafschaftsgebäuden und einem Postamt. Außerdem sind noch zu bemerken die Ortschaften: Adams, Mattimuskeet, New-Currituk, Woodstock und auf der Hattarasbank: Pillottown, eine von Fischern und Lootsen bewohnte Ortschaft, an der Occracockeinfahrt belegen.

(*J. C. Schmidt.*)

HYDE (Ὕδη), Name einer Stadt in Lydien (*Strabo* p. 407. ed. Casaub.). Nach einer bereits von Strabon (a. a. O.) verworfenen Lesart in Homer (Il. V, 708) würde auch in Böotien ein Ort des Namens gelegen haben; dieser hieß aber Hyle, wie auch in den besten Ausgaben des Homer steht. Wenn eine andere Stelle in Strabons Erdbeschreibung (p. 626) damit im Widerspruche zu sein scheint, so kommt dies lediglich daher, weil dort die Handschriften zwischen Hyle und Hyde schwanken, und die meisten Ausgaben irriger Weise Hyde statt Hyle darbieten *). Nach Plinius (H. N. V, 25. [al. 27]) lag Hyde auf der Grenze von Galatien und Kappadocien. Wie Strabon berichtet (p. 626), hieß Sardes oder wenigstens dessen Burg Hyde. Ein oppidum Hyda erwähnt Plinius (H. N. V, 29. [al. 28]). (*R.*)

Hyde, s. Hide.

Hyde (Grafen von Clarendon), s. Clarendon.

HYDE (Thomas), einer der größten Kenner des Orients und seiner Sprachen in England, die seine Zeit aufzuweisen hatte, ward am 29. Jun. 1636 in Billingsley bei Bridgenorth in Yorkshire, wo sein Vater Geistlicher war, geboren. Noch nicht 16 Jahre alt brachte ihn dieser, selbst ein Freund der morgenländischen Sprachen und ihrer Literatur, in das königliche Collegium zu Cambridge, nachdem er bereits die Gelehrigkeit des Knaben seinen eigenen Lieblingsstudien zugewandt hatte. Wie sich Hyde der Jüngere dort sehr bald bei allen Lehrern in große durch seine wissenschaftlichen Fortschritte begründete Gunst zu setzen wußte, so schloß er sich noch besonders an den Professor der arabischen Sprache, Wheelock, welcher als Herausgeber der persischen Übersetzung der Evangelien (London 1657. Fol.) bekannt ist, inniger an. Dieser Mann suchte auf jede Weise durch Unterricht und freundliche Berathung, sowie durch Verschaffung literarischer Hilfsmittel aller Art, das Talent des jungen Schülers, der bald mehr sein Freund ward, zu wecken und zu nähren. Doch galten diese gelehrten Freundschaftserweisungen mehr der Erlernung des Persischen, dem sich H., nach dem Beispiele seines Lehrers, mit vorzüglicher Liebe hingab, als dem Arabischen. Seine erworbenen Kenntnisse fanden auch, als er selbst noch nicht 20 Jahre alt war, Gelegenheit, durch eine öffentliche Probe ihre Tüchtigkeit zu beweisen. Walton, mit der Herausgabe der Polyglotte beschäftigt, sah sich überall nach gelehrten und rüstigen Mitarbeitern um; Wheelock, einer der thätigsten derselben, trug kein Bedenken, seinen Schüler zur Unterstützung bei Vergleichung von Manuscripten und Anfertigung von Übersetzungen zu empfehlen. H. reiste deshalb nach London, und setzte auch, als Wheelock im J. 1654 starb, unausgesetzt und das Andenken seines Lehrers segnend, die Bearbeitung der ihm zugewiesenen Theile jenes großen Werkes fort [1]). Die persische Übersetzung des Pentateuchs, welche Jakob Tusanus besorgt hatte, und zu der H. eine lateinische verfaßte, war zwar 1551 in Constantinopel gedruckt, allein die persischen Schriftcharaktere durch hebräische ersetzt worden. H. trug sie daher für die londoner Polyglotte in persische Schrift über, und löste diese höchst schwierige Aufgabe so musterhaft, daß dem Jünglinge die volle Achtung und Anerkennung der ausgezeichnetsten Gelehrten zu Theil wurde, die unter andern Burton bei seiner Ausgabe der Geschichte der griechischen Sprache durch die am Ende beigefügte Dissertation mit der Aufschrift bethätigte: Linguae Persicae *Διψαρα* ad doctissimum Juvenem *Thomam Hyde*, Pentateuchi Persici restauratorem diligentissimum (1657). Misgünstige Stimmen wie des englischen Carmeliters De la Brosse, später Renaudots, Fouchers und anderer, kannten weder die Schwierigkeit des Unternehmens, noch waren diese Männer frei genug, es unparteiisch zu würdigen, daher sich auch der Erstere eine tüchtige Zurechtweisung gefallen lassen mußte.

Nachdem sich H. so seinen Weg in das größere Publicum geöffnet hatte, begab er sich nach Oxford, wo damals das Studium der orientalischen Sprachen vorzüglich blühte, fand im Collegium der Königin Aufnahme und wurde als Lector des Hebräischen angestellt. Zwei Jahre später erhielt er, durch den Kanzler der Universi-

*) Vergl. darüber Groskurd in den Anmerk. zu seiner Übers. von Strabon. 2. Th. S. 625.

1) „Nec praetereundus," sagt Walton, „Thomas Hydius summae spei juvenis, qui in linguis Orientalibus supra aetatem magnos progressus fecit; quorum specimen dedit tum suppetias ferendo in Syriacis, Persicis etc., corrigendis, tum in Pentateucho Persico characteribus Persicis describendo, qui antea solis Hebraeis extitit, ejusque versionem Latinam concinnando."

tät angelegentlichſt empfohlen, und nach einer in feierlicher Verſammlung öffentlich gehaltenen Vorleſung über die Mundarten der perſiſchen Sprache die Magiſterwürde. Neben dem Gewinn aber, den die Univerſität von ihm als Lehrer hatte, wußte er ſich ſehr bald auch durch ein anderes Verdienſt noch ſchätzbarer zu machen. Die Bodlejaniſche Bibliothek nämlich nahm ſeine ganze freie Zeit in Anſpruch, und er verſchaffte ſich in dieſer ſehr bald eine vollſtändige Kenntniß der daſelbſt befindlichen und in ſein Fach einſchlagenden Manuſcripte. Der Unterbibliothekar, Heinrich Stubbe, ſtarb, und er erhielt deſſen Stelle, die er mit ſolcher Umſicht und Humanität verwaltete, daß, als der Oberbibliothekar D. Lock 1665 ſein Amt aufgab, dieſes ihm einſtimmig von der Univerſität übertragen wurde. Von nun an Herr in ſeinem Reiche, durchſuchte er die ihm anvertrauten Schätze und machte ſie Jedermann genießbar. Auch las er nicht ohne die Feder in der Hand, und erlaubte ſich auf der Stelle den Manuſcripten erläuternde Bemerkungen am Rande beizufügen, und nicht ohne Grund ſetzt Sharpe in den Prolegomenen zum Syntagma hinzu, daß er und Wil. Guiſe das handſchriftliche armeniſche Wörterbuch des Fr. Rivola durch angemerkte Sprachvergleichungen, Hyde vorzüglich durch ſeine perſiſche Wortkenntniß unterſtützt, bei weitem vervollſtändigten.

In demſelben Jahre, wo H. zum Oberbibliothekar berufen ward, erſchienen auch ſeine durch aſtronomiſche und kritiſche Kenntniſſe ausgezeichneten **Tabulae Longitudinis et Latitudinis stellarum fixarum ex observatione Ulugh Beighi. In Calce Libri accesserunt Mohammedis Tizini Tabulae Declinationum et rectarum Ascensionum. Additur demum Elenchus Nominum Stellarum** (Oxford 1665. 4), denen er in einer Vorrede mehre die Geſchichte Timurs und ſeines Neffen Ulugh Beg betreffende Thatſachen vorausſchickte. Dieſe **Tabulae**, ſchon durch Gravius Schrift **Insigniorum aliquot stellarum longitudines et latitudines ex astronomicis observationibus Ulug Beigi** bekannt, enthalten ein Verzeichniß der Fixſterne aus den aſtronomiſchen Tafeln des Ulugh Beig (زيج الوغ بيگ), der ſie mit Hilfe koſtbarer Inſtrumente, unter denen ſich ein Quadrant durch ſeine Größe auszeichnete, zu Stande brachte. Ulugh Beg ſelbſt gibt in dem Vorworte, das bei ſeinen Beobachtungen im J. 841 der Fl. (beg. 5. Jul. 1437) befolgte Verfahren an. H. fügte dem Buch einen ausgezeichneten Commentar bei, in dem er eine Menge aſtronomiſcher Ausdrücke erklärt, und die verſchiedenen Namen der Sterne bei den orientaliſchen Völkern mit denen der Griechen vergleicht, ihren Urſprung aufſucht und die Identität derſelben nachweiſt. Das Jahr darauf 1666 ward H. vom Biſchofe von Saliſbury zum Kanonikus ſeiner Kirche berufen, und 1673 zum Archidiakonus von Gloceſter, welche Stelle ſeinen Verdienſten ſchon mehr entſprach als die erſte. Doch hörte er nie auf, ſich nähere Kenntniſſe über die Bodlejaniſche Bibliothek zu verſchaffen, und die Frucht ſeiner unabläſſigen Bemühung ward bereits 1674 in dem **Catalogus impressorum librorum bibliothecae Bodlejanae** bekannt. Bei dieſer Arbeit hatte er natürlich auch die Lücken der Bibliothek kennen gelernt, und ließ demzufolge keine Gelegenheit vorbei, die Ausfüllung derſelben ſowol in gedruckten als handſchriftlichen Werken den Curatoren anzuempfehlen. Auch war er ſo glücklich, einen in dieſer und vielen andern Beziehungen ihm gleichgeſinnten Mann an Huntington (ſ. d. Art.) aufzufinden, deſſen Bemühungen bei ſeinem Aufenthalt in Haleb, wo er Prediger an der engliſchen Factorei war, vielfach für Ankauf orientaliſcher Manuſcripte in Anſpruch genommen wurden. Dabei unterſtützte H. ſeinen Eifer durch ununterbrochenen Briefwechſel und mündliche Verhandlungen mit den ausgezeichnetſten Männern ſeiner Wiſſenſchaft, mit Pococke, Marſhall, James Watſon, welchen letztern er vorzüglich in ſein Herz geſchloſſen hatte. Noch ſegnet die Nachwelt, bemerkt Sharpe, was dieſe Männer ohne höhere Unterſtützung in Sammlung von ſeltenen Werken, orientaliſchen Kunſtſchätzen und Alterthümern zu Stande brachten und durch den Druck zu Tage förderten.

Wie umfaſſend ſeine Kenntniß der aſiatiſchen Sprachen war, bewies H. dadurch, daß er ſelbſt die heterogenſten Idiome derſelben gründlich ſtudirt hatte, was um ſo mehr Achtung verdient, als in jener Zeit dieſe Art Studien noch ſehr im Argen lag, und die Erlernung derſelben gewöhnlich nur durch eigene Hilfe möglich ward. Boyle, ein um die Verbreitung des Chriſtenthums in Indien höchſt verdienſtvoller Mann, hatte, ſobald er H. kennen gelernt, dieſen fortwährend ermuntert, das N. T. theilweiſe ins Malaiſche zu überſetzen. H. willfahrte dieſem Geſuch und Boyle beſtritt die Druckkoſten, ſodaß das Werk unter dem Titel: **Quatuor Evangelia et Acta Apostolorum lingua malaïca caracteribus europaeis** 4to (**Oxon. 1677**) erſcheinen konnte. Eine vorangeſtellte Vorrede, zu der Thomas Marſhall, der in jener Sprache ſehr erfahren war, hilfreiche Dienſte geleiſtet hatte, behandelt die verſchiedenen Dialekte des Malaiſchen und die Hilfsmittel zur Erlernung deſſelben. Es blieb aber H. nicht bei ſprachlichen Forſchungen ſtehen; auch die Sachen, inſofern ſie einen wiſſenſchaftlichen Grund und Boden hatten, gehörten in das Bereich ſeiner Studien. So trat er gleich nach Vollendung jener Überſetzung mit einem Werkchen von ganz entgegengeſetztem Inhalt auf. Im J. 1688 nämlich gab Ed. Bernard eine Schrift: **De Mensuris et Ponderibus antiquis** heraus, der H. eine **Epistola de Mensuris et Ponderibus Serum sive Sinensium** beifügte, noch jetzt das beſte Schriftchen über die Maße und Gewichte der Chineſen, was ſelbſt Abel Rémuſat mit dankbarer Anerkennung rühmte. Noch iſt der Epistola ein Postscriptum von zwei Blättern über denſelben Gegenſtand beigegeben. Dieſer ließ er alsbald (**Oxon. 1690 4to**) ſeine **Annotatiunculae ad tractatum Alberti Bobovii de Turcarum liturgia, peregrinatione Meccana, circumcisione, aegrotorum visitatione** folgen, die im **Syntagma** (**Tom. I.**) mit dem Tractat die Seitenzahl 245—291 einnehmen. Sie ſind nur für ihre Zeit werthvoll, da die Wiſſenſchaft in dieſem Punkte bereits wei-

ter vorgedrungen ist. Auch diesem Traktat geht eine gelehrte Vorrede von vier Seiten über den behandelten Gegenstand voraus, und am Ende (S. 292—308) ist eine scharfe Antwort auf die Recension des Pater Ange de St. Joseph von Waltons Polyglotte beigegeben: **Castigatio in Angelum a Sancto Joseph, alias dictum de la Brosse, Carmelitam discalceatum sui Ordinis in Ispahan Persidis olim Praefectum.** De la Brosse hatte die Absicht, durch seine Kritik den Werth der pariser Polyglotte nicht herabdrücken zu lassen. H.'s Antwort enthält höchst ergötzliche Stellen und beginnt gleich mit dem Vorwort eines von dem Barfußer-General begangenen Plagiats. Zugleich erfahren wir aus dem zwischen den Streitenden gehaltenen Zwiegespräch, daß H. auch recht gut Persisch sprach. Nur ein Jahr dauerte es, als auch des Letztern lateinische Übersetzung der **Itinera mundi, sic dicta Cosmographia, autore** *Abrahamo Peritsol* (Oxon. 1691. 4.) mit einer Menge Noten, die dem Werk erst Werth geben, und von denen ein Elenchus demselben vorausgeschickt ist, erschien. Der Jude Abraham Peritsol (eigentlich Farissol, פריצול, bei Andern auch Parasol oder Paresol) nämlich, der nach de Rossi gegen das Ende des 15. Jahrh. schrieb, hatte unter obigem Titel ein historisch-geographisches Werk (Iggereth orechoth olam) herausgegeben, gedruckt zuerst in Venedig 1587, welche Ausgabe so selten ist, daß selbst H. an deren wirklicher Erscheinung zweifelte. H. gedachte durch seine Übersetzung und die ihr beigefügten Noten des Abulfeda Geographie zu ergänzen, an deren Bearbeitung er auf Veranlassung des Bischofs von Oxford Fell gegangen war; Text und lateinische Übersetzung waren auch zum Drucke bereit, als der Tod den Bischof abrief, und somit der Abdruck unterblieb.

Während nun nebenbei H. für London eine Zeit lang den orientalischen Dolmetscher machte, und er durch Übersetzung und Beantwortung der mit dem Orient unterhaltenen Correspondenz immer mehr in die zeitige Kenntniß dortiger Sprachen eingeweiht wurde, ward er im J. 1691 auch Nachfolger Pococke's als Lector des Arabischen, und hielt am 18. März 169½ seine Antrittsrede **de linguae arabicae antiquitate, praestantia et utilitate.** Alsbald erschienen auch (1694) **de Ludis Orientalibus libri duo,** von denen das erste Buch in zwei Theilen, deren letzteres Hebräisch ist, und eine **Trias Judaeorum de Ludo Scachorum** enthält, ganz vom Schachspiele, seinem Ursprung und Alter und seinen verschiedenen in Europa und Asien erlittenen Veränderungen Lateinisch handelt, das zweite andere im Orient gebräuchliche Spiele, und ihre Beziehungen mit denen der Griechen und Römer und der neuern Zeit darstellt, sodaß man die ausgebreitetste Belesenheit und die bis in das Einzelne eingehende Gelehrsamkeit des Mannes mit Recht bewundert, und La Croze sich die müßige Mühe ersparen konnte, ihm nachzuweisen, daß er von Saumaise, ohne ihn zu nennen, Alles abgeschrieben habe. Alle diese Anfeindungen aber konnten in der That den Verdiensten H.'s keinen Abbruch thun. Zu seinen Ämtern kam, als Roger Altham, der Pococke's Professur des Hebräischen erhalten hatte, den zu leistenden Eid zu schwören verweigerte, und er 1697 seine Stelle aufgeben mußte, jene königliche Professur des Hebräischen. Allein H. starb bereits am 18. Febr. 1703, 67 Jahre alt, und hatte denselben Altham zu seinem Nachfolger, nachdem er schon früher das Abnehmen seiner Kräfte gefühlt und deshalb das Oberbibliothekariat am 9. April 1701 niedergelegt hatte, eilf Jahre also später, als er eins seiner wichtigsten Werke, das **de Religione veterum Persarum** (Oxon. 1690. 4.), hatte erscheinen lassen. Noch kurz vorher ging er damit um, alles bei Persern und Arabern im Fache der Botanik und der Naturkunde Bemerkenswerthe für den Druck zusammenzustellen; aber das Werk kam nicht zu Stande. Hat sich nun irgend eine seiner Schriften der verschiedenartigsten Beurtheilung unterwerfen müssen, so war es die über die Religion der alten Perser. Je mehr Aufwand die Herstellung der Kupferplatten und der Typen machte, deren Werth schon die Ansicht des Werkes lehrt, und die aus der königlichen Bibliothek auf Befehl Georgs II. in das britische Museum übergingen, und je mehr H. selbst in demselben Scharfsinn aufgeboten zu haben glaubte, desto mehr Aufmerksamkeit mußte es erregen und Kritiken ausgesetzt sein. Am meisten Anstoß fand das darin durchgefochtene Princip, daß die ganze Parsenreligion auf die Verehrung eines einzigen Gottes, des Schöpfers aller Dinge, basirt sei. Dadurch trat er in offenen Widerspruch mit den Nachrichten der alten Griechen und Römer, die das Gegentheil überliefern, zumal da er jene Festhaltung des Begriffes von einem Gotte von allem Anfang an den Parsen zuschrieb. Die Anbetung des Feuers und der Gestirne, behauptete er, sei eine untergeordnete, und bei derselben habe man immer die eine Gottheit im Auge gehabt, und jener Dienst sich zuletzt auf diese bezogen. Zuerst trat der Abbé Foucher auf, der seine Beweise gegen diese Annahme vorzüglich darauf gründete, daß grade der Sterndienst in Persien seinen Ursprung habe. Anquetil du Perron dagegen wandte sich auf H.'s Seite, indem er die Nachrichten in denselben Quellen, deren H. sich bedient hatte, zu Schiedsrichtern aufrief. De Guignes endlich suchte den Streit zu schlichten, indem er zwar zugab, daß H. zu Gunsten seines Systems und aus Vorliebe für die orientalischen Schriftsteller vielleicht etwas zu weit gegangen sei, am Ende aber doch wohl die Ansicht geltend gemacht werden könnte, daß die von H. angenommene Verehrung des einen Gottes Eigenthum der Philosophen, was aber von den Griechen und Römern in dieser Beziehung berichtet werde, Glaube des Volks gewesen sei. Dasselbe finde sich ja auch in Indien. Allein den Vorwurf machte ihm auch Anquetil in Vereinigung mit Foucher, daß er nur neuere Muhammedanische Quellen benutzt habe, während er vorgäbe, auch das Alt-Persische zu verstehen und die darin geschriebenen Werke zu kennen. Ja auch Neuere haben nicht in Abrede stellen wollen, daß ihn jene islamitischen Schriftsteller in Irrthum führen konnten. Alles, was er von Abraham sage, finde durchaus keine Bestätigung in den alten Schriften, die nicht einmal dessen Namen

kennen. Und ſo habe er ſich auch in ſeinen Anſichten vom Alt-Perſiſchen getäuſcht, vorzüglich darin, daß er die Schriften des Zoroaſter im Pehlwi geſchrieben glaube. Eine nähere Beleuchtung dieſer Vorwürfe würde hier zu weit führen; allein iſt dennoch die in dem Werke zu Tage gelegte Gelehrſamkeit ſtaunenswürdig und die Maſſe der beigebrachten Data höchſt umfaſſend, ſo muß man wieder auf der andern Seite bedauern, daß die Anordnung darunter gelitten hat, und mit den Nachrichten der Schriftſteller zu Gunſten des Syſtems höchſt unkritiſch umgegangen ward. Deſſenungeachtet müſſen wir, da das Werk eine wahre Fundgrube voll vorher unbekannter Thatſachen iſt, und nicht nur bei uns, ſondern auch in England ſelten und theuer geworden war, den gelehrten Hunt (ſ. den Art.) und Coſtard großen Dank wiſſen, daß ſie im J. 1760 eine neue Auflage beſorgten, und bemüht waren, offenbare Fehler zu entfernen, von H. ſelbſt gemachte Änderungen und Zugaben einzuſchieben, und auch in der Anordnung des Textes Verbeſſerungen eintreten zu laſſen. Auch fügten ſie die Ziffern der Chineſen, ferner Abdrücke alt-perſiſcher Denkmünzen und Geldſtücke und des Alphabets hinzu, ſodaß allerdings dieſe neue Ausgabe an Brauchbarkeit zugenommen hat, und Sharpe überhoben ward, das Werk dem Syntagma einzuverleiben. Gregor Sharpe nämlich, der mit Ausſchluß des genannten Werkes H.'s ſämmtliche im Druck erſchienene Schriften unter dem Titel: Syntagma dissertationum, quas olim *Thomas Hyde* separatim edidit, neu redigirt in zwei Quartbänden 1767 in Oxford abdrucken ließ, ſorgte auch dafür, daß dieſer Sammlung manches Unedirte beigefügt ward, und zwar: Specimen Maimonidis More nevochim, arabice et latine cum notis (2 Blätter); Specimen historiae Timuri, arabice (2 Seiten), persice (2 Seiten), latine (Hyde gedachte Timurs arabiſche Lebensbeſchreibung von Ibn Arabſchah und die perſiſche von Scheref-ed-din Jezdi ganz herauszugeben); Specimen cantici primi divini poetae Haphiz, persice ac latine (ein Blatt); Oratio de linguae arabicae antiquitate, praestantia et utilitate habita 18. Martii 169¼ (5 Blätter); Commercium epistolicum, continens epistolas doctissimorum virorum, Olearii, Boylei, Hermanni, Gronovii etc. ad *Hydium* missas. Im Ganzen 30 Briefe, von denen ein Drittheil Hyden ſelbſt angehört, und einer von Ed. Bernard an Hiob Ludolff über das Schachſpiel durch ſeine künſtliche Zuſammenſetzung und die gezeichneten Figuren vorzüglich beachtenswerth iſt. Noch folgt endlich ein Appendix de lingua Sinensi, aliisque linguis orientalibus una cum quamplurimis tabulis aeneis, quibus earum characteres exhibentur, welcher Anhang den Herausgeber des Syntagma zum Verfaſſer hat, und ebenfalls durch die 15 beigegebenen Kupfertafeln, hauptſächlich Alphabete enthaltend, ſehr werthvoll geworden iſt.

Doch dürfen wir weder die Gelehrſamkeit, noch die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit H.'s allein nach ſeinen im Druck erſchienenen Werken beurtheilen. Mehr als dieſe hinterließ er handſchriftlich, wovon das Verzeichniß am Ende der von Sharpe dem Syntagma vorangeſtellten Prolegomena die deutlichſte Anſicht gewährt. Wir heben das Vorzüglichſte darunter in der Kürze heraus, um vielleicht dadurch genauere Nachforſchungen zu veranlaſſen. Grammatica pro lingua Persica 4. Lexicon Persico-Latinum 4. crassiori. Lexicon Turcico-Latinum. 4. crassiori. Nomenclator Mogolo-Tataricum, cum Grammatica ejusdem linguae. Lexicon Hebraicum emendatum ex MSS. Lexicis Rabbi Pirchon, R. Jonae et R. Jesaiae; atque ex collatione cum linguis Arabica et Persica, et aliis linguis Orientalibus. Dissertatio de Tataria, item Historia Chartiludii; necnon dissertatio de Numerorum notis earundemque origine et combinandi ratione, doctrina nova. Historia Gemmarum, Arabice et Latine, cum notis. Historia Tamerlanis Arabice, Persice et Latine, cum notis. Fol. (S. das Specimen im Syntagma). Liber Bustan Persice et Latine, cum notis. 4. Divini Poëtae Haphiz opus Persice et Latine, cum notis. Fol (S. das Specimen im Syntagma). Abulphedae Geographia, Arabice et Latine, cum notis. 4. Liber Baharistan, Persice et Latine, cum notis. 4. Maimonidis Liber More Nevochim, transcriptus ex characteribus Hebraicis in proprios Arabicos cum nova interpretatione et notis, Arabice et Latine. 4. majore et crassiori. Historia Regum Persiae ex ipsorum monumentis et auctoribus extracta. 4. Annotationes in difficiliora loca Biblica ex libris Orientalibus desumptae. 4. crassiori. Periplus Marium Mediterranei et Archipelagi, Turcice et Latine, cum circulo ventorum in variis linguis, Arabica, Persica, Chinensi etc. Zoroastris Perso-Medi Opera omnia Mathematico-Medico-Physico-Theologica, Persice et Latine. 4. Liber Erdaviraphname, Persice et Latine. 4. Coelum Orientale Arabico-Persicum, atque Occidentale Graeco-Latinum, una cum Saphii Figurationibus Stellarum duplici situ, prout in coelo, et prout in Globo apparent; cum earum nominibus secundum harum Gentium doctrinam. 4. Commentarius in Pentateuchum Arabice, auctore *Mansur*, Syro-Arabe, ex scriptura Gershuni in Arabicam transcriptus et Latinitate donatus. 4. Notae Arithmeticae variarum gentium, ubi talium notarum origo et combinandi ratio docetur. Dialogi Arabico-Persico-Turcici, Latine versi. Rivolae Lexicon Armenicum, und mehre andere vorzüglich auf Sprache, Geſchichte und Alterthümer China's und Ceylons ſich beziehende Schriften, ſodaß die Zahl ſämmtlicher hinterlaſſenen handſchriftlichen Werke nach obigem Katalog auf 83 ſteigt. Auch hatte H. eine hebräiſche Überſetzung des Katechismus der anglikaniſchen Kirche mit Bemerkungen in Octav ausgearbeitet, von der aber nur ein Blatt gedruckt erſchien.

Bei ſolcher Raſtloſigkeit konnte es nicht fehlen, daß H. durch ſeine Kenntniſſe in ſeinem Zeitalter hoch hervorragte. Er zeigte die Wege, wie zu ihnen zu gelangen und was durch ſie für die Wiſſenſchaft zu gewinnen ſei. Außer den todten Schätzen entgingen ihm aber

auch die lebenden Hilfsmittel nicht. So erzählt er selbst in der Vorrede zu dem Werke de ludis orientalibus, daß er im Chinesischen den jungen D. Shin Fo-çung aus Nanking, den der Jesuit Couplet und die andern Verfasser der Philosophia Sinica aus China mitgebracht hatten, zum Lehrer gehabt habe; und ein Gleiches glückte ihm mit dem Armenier Joseph Lazar, der ihm manchen Aufschluß über sein Vaterland zu geben wußte. Noch bemerkt Abel-Rémusat von ihm, daß H. einer von den wenigen Europäern sei, die, ohne in einer Mission gedient zu haben, grade das Chinesische mit Glück betrieben hätten [2]). (*Gustav Flügel.*)

HYDER, was als abgeschliffene Form aus Heider (حيدر der Löwe) entstanden, ist ein altarabischer Name, der sich bis in die neuesten Zeiten im Volk erhalten, und in Hyder Ali von Mysore den vollwichtigsten Repräsentanten seiner Bedeutung gefunden hat. Viele arabische Gelehrte und Scheiche führten diesen Namen, unter ihnen vorzüglich folgende:

1) Heider Ben Tadsch-ed-din, der im J. 1012 (beg. 1. Jun. 1603) starb und Nachträge zu mehren Stellen des allgemein verbreiteten Lehrbuchs über die speciellen Theile des Hanefitischen Rechts vom Molla Chosru unter dem Titel: Ghorer el-ahkám, bekannt machte.

2) Borhán-ed-din Heider Ben Muhammed aus Herat, Schüler des berühmten Teftazáni, dessen Commentar über das Lehrbuch des Erbschaftsrechts von Sedschawendi, gewöhnlich El-Feráïdh El-Sirádschíyet genannt, unter den übrigen das meiste Ansehen erlangte. Er schrieb dasselbe in Meru'lschahidschán, und fügte am Ende noch verschiedene Rechtsfragen über obigen Gegenstand hinzu. Zu demselben Werke schrieb auch

3) Abu'lhasan Heider Ben Omar Saghání, der 358 (beg. 25. Nov. 968) starb, einen Commentar, und ebenso mit weitläufigen Excursen

4) Behá-ed-din Heider Ben Muhammed Ben Ibrahim, ein Hanefit aus Haleb, der 793 (1391) starb.

5) Der Alide Heider Ben Ali Ben Heider Amoli, Verfasser eines Auszuges und einer neuen Redaction des terminologischen Wörterbuches der Sufi von Kemál-ed-din Abu'lghanáïm Abd-elrezzác Ben Dschemál-ed-din Kaschi.

6) Mirza Heider Ben Muhammed, der eine persische Geschichte des Abd-or-reschíd, des Sohnes des Sultan Abu Saïd Behadyr unter dem Titel تاريخ رشيدي bekannt machte.

7) Heider Kelitsche aus Herat, der Kotzenmacher, dessen gemeines Handwerk sich auch in seinen Gedichten aussprach. Seine Armuth und die des Erwerbes willen unternommenen Reisen nach Indien hinderten ihn nicht, mehr als 10,000 Distichen zu Gaselen und Kasiden zu verarbeiten. Die Menge war groß, das Wenigste gut oder nur erträglich.

8) Heider der Scheich, berühmt durch seine Frömmigkeit und Selbstpeinigungen und durch seine Entsagung aller weltlichen Genüsse, die soweit ging, daß er nur soviel Nahrung zu sich nahm, als nöthig war, um das Leben zu fristen. Er war in Nisabur geboren, und nahm seinen Aufenthalt auf einem Berge zwischen dieser Stadt und Rama. Daselbst legte er ein Kloster an und versammelte eine große Menge Fakire um sich. Über zehn Jahre brachte er in einem Winkel dieses Klosters zu, ohne herauszukommen oder sonst Jemand vor sich zu lassen, als seinen dienstthuenden Glaubensgenossen. Nach Verlaufe jener Frist verließ er an einem sehr heißen Tage seinen Aufenthaltsort und eilte allein ins Freie. Von da kehrte er mit einer an ihm sonst ungewöhnlichen Heiterkeit zurück, beschied auch gegen seine Art alsbald die versammelten Fakire zu einer Unterredung zu sich. Hier eröffnete er ihnen auf ihre Frage, daß er bei seinem Ausgange die ganze Pflanzenwelt vor Hitze, und weil nicht der geringste Luftzug fühlbar gewesen, in einer dumpfen Ruhe und ohne die geringste Bewegung gefunden habe, nur ein Gewächs habe er bemerkt, das sich sanft hin und her geschaukelt, einem Menschen ähnlich, der vom Genusse des Weins nicht mehr ganz Herr seiner Besinnung sei. Er habe die Blätter derselben gepflückt, und durch ihren Genuß die an ihm sichtbare Heiterkeit des Gemüths gewonnen. Hierauf machte er seine Schüler mit dem Kraut (es war Hanf حشيشة) bekannt, empfahl ihnen den Genuß desselben, um die Sorgen des Lebens zu zerstreuen, zugleich aber legte er ihnen auch die Geheimhaltung der Entdeckung auf, und ließ sie sogar letztere beschwören. Nur den Fakiren sollte sie mitgetheilt werden, indem er das Kraut gleichsam als ein ihnen von Gott anvertrautes Gut betrachtete. Heider lebte noch zehn Jahre nach diesem Ereignisse, genoß täglich jene Blätter und starb 618 (1221) in seinem Kloster mit dem Befehle, jene Pflanze um sein Grab herum anzubauen, und die in ihr verborgene Kraft von nun an auch zur Kenntniß der ausgezeichneten Personen der Provinz zu bringen. Über seinem Grabe ward überdies eine Kapelle errichtet, und diese von nun an als ein Wallfahrtsort fleißig besucht. In Irak verbreitete sich der Genuß dieser betäubenden Blätter erst seit 628 (beg. 9. Nov. 1230) unter dem Khalifat des Mustanser billah. Andere dagegen behaupten, daß der Gebrauch des Krautes der Fakire (حشيشة الفقراء noch jetzt so im Orient geheißen) längst vor Heider bekannt gewesen sei. Von nun an jedoch setzte keine Gewalt mehr dem unmäßigen Verbrauche desselben Grenzen, und obwol selbst noch zur Zeit des Makrísi das Kraut als ein verfluchtes, als der schmutzigste aller Genüsse, den sich nur die Hefe des Volks und sonst demoralisirte Menschen erlaubten, um sich zu betäuben, betrachtet wurde, und man sich immer mehr überzeugte, welch schädlichen Einfluß es auf den Körper übe, indem es sogar der Sinne berauben und den Verstand bis zu einem hohen Grade schwächen kann, so mußten doch bald mehre Fürsten, vorzüglich in Ägypten, die strengsten Maßregeln zu dessen Vertilgung ergreifen, und die es genossen, wurden

2) Zum großen Theil nach Sharpe's Prolegomenen zum Syntagma und dem daraus genommenen Artikel in der Biographie universelle.

nicht nur festgenommen, sondern ihnen auch als Strafe die Zähne herausgerissen. Die Berühmtheit, die Heider schon durch sein asketisches Leben erhalten, ward durch jene ihm zugeschriebene Entdeckung noch erhöht. Es wurde das Kraut einer der Vorläufer aller der ausgesuchtesten Betäubungsmittel, die noch bis jetzt in gesteigertem Maße — man denke allein an das Opium — im Orient verbraucht werden und als eine zweite Pest zu betrachten sind.

9) Náṣir-ed-din Muhammed Ben Heider aus Schiras, Verfasser eines aus vier Abschnitten bestehenden Compendiums über die Sandfigurendeuterei (تحفة في الرمل).

10) Der Imam Abu'lfadhl Muhammed Ben Abd-el-dschelíl Ibn Abd-el-melek Ben Ali Ben Heider aus Samarkand, von dem wir einen Auszug der Geschichte Samarkands unter dem Titel قند (Zuckerkand) besitzen, welche seinen Lehrer Abu Hafs Nedschm-ed-din Omar Nesefi aus Samarkand, der 937 (beg. 25. Aug. 1530) starb, zum Verfasser hat. (*Gustav Flügel.*)

HYDER (HAIDER) Schah oder Alischah, König von Aud (Oude), Herausgeber eines im J. 1822 zu Lekhneo (Lucknow) erschienenen großen persischen Sprachwerks: The seven seas. Vergl. die Art. Oude und Siebenmeer. (*R.*)

Hydera, s. Potamophilus.

HYDERABAD, 1) Königreich oder Staat des Nizam im südlichen Theile Vorderindiens, auf der Hochebene von Dekkan, zwischen 15° bis 21° 15′ nördlicher Breite und 92° 45′ bis 99° 15′ östlicher Länge gelegen. Dieser Staat bildet ein zusammenhängendes Ganze, grenzt im Nordwesten an Kandesch, im Nordosten an die Nagpur Maharatten und die britische Provinz Gundwana, im Südosten an Balaghaut und die nördlichen Circars, und im Westen an die britischen Provinzen Bejapoor und Aurungabad. Er besteht aus den Provinzen Hyderabad, Beeder (Bider), Berar und Antheilen an den britischen Provinzen Aurungabad und Bejapoor. Das Areal wird von Hamilton auf 4465 geogr. □Meilen berechnet, und die Bewohnerzahl zu 10 Millionen angegeben. Die physische Beschaffenheit des Landes hat in den verschiedenen Provinzen eine oft sehr von einander abweichende Physiognomie. Der Boden ist größtentheils productiv, wenn es nicht an Bewässerung fehlt und die Regen zur gehörigen Zeit eintreten. Es gibt weite Ebenen und große schöne Thäler, namentlich in Hyderabad und Berar, dessen ganzer nördlicher Theil eigentlich nur ein weites und fruchtbares Thal ausmacht, das im Norden von den Bundagebirgen und im Süden von den Balla und Berar-Gats wie mit einer Mauer eingeschlossen ist. Der größere Theil hingegen ist theils mit Hügelketten und zerrissenen niedern Gebirgszügen, wie Hyderabad und ein Theil von Beeder, theils von den östlichen Ästen der sich weit verbreitenden Gatsgebirge durchzogen, die sich unter dem Namen der Balla- und Berar-Gats durch die obern Provinzen hinziehen. Der wildeste und rauheste dieser Äste ist das ansehnliche Sechachullgebirge, das sich wiederum in mehre Äste theilt und in seiner Richtung von Nordwesten nach Südosten die Provinzen Beeder und Berar trennt. Die absolute Höhe dieser Gebirge ist zwar nicht bedeutend, allein die Hochebene von Dekkan selbst liegt schon gegen 2000 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Die Hauptflüsse sind: 1) Der Godavery, ein großer Strom, welcher auf den westlichen Gats entspringt, in der Richtung von Westen nach Nordosten die Provinzen Hyderabad und Beeder durchströmt, sich dann südöstlich wendet und die Grenze gegen Gundwana macht. 2) Die Kistna (Krischna), gleichfalls ein bedeutender Strom, welcher in den westlichen Gats entspringt und im Süden gegen Balaghaut und die nördlichen Circars die Grenze des Landes macht. Mit Ausnahme weniger gehören alle übrigen größern und kleinern Flüsse dieses Staates zum Stromgebiete der vorgenannten beiden großen Ströme. Große Waldungen finden sich nur in Berar, die mit schönem Tickholz und Bambus bestanden sind; aber außerdem gibt es eine Menge kleine Haine mit Banjanen, Tamarinden und Bambus besetzt, und vieles Strauchwerk auf den Hügeln. Das Klima ist im Ganzen schön und gemäßigt. Die Sommermonate sind zwar sehr heiß, aber über acht Monate des Jahres herrscht mäßige Wärme. Im Juni beginnt die Regenzeit und dauert bis Anfang Octobers; von da bis in die Mitte des Monats März dauert die kühle Witterung, und während der Monate December und Januar ist es Morgens und Abends wirklich kalt; ja in den Gebirgen von Berar gibt es in dieser Zeit oft wirklichen Frost und Schnee, der jedoch in Kurzem wieder verschwindet. Die Landwirthschaft steht auf einer niedern Stufe, und wird mit großer Nachlässigkeit betrieben. Das Haupterzeugniß derselben ist Weizen, der in fast allen Landestheilen in vorzüglicher Güte gewonnen wird. Außerdem wird viel Reis gebaut, namentlich in Hyderabad, Hülsenfrüchte, Hirse, Mais, vieler Mohn, Kokosnüsse, Mangos, Ananas, Orangen, Zuckerrohr, Flachs, gute Baumwolle, Indigo, Tabak und viele Gewürze, welche größtentheils wild wachsen. Man unterhält eine bedeutende Rindvieh-, Schaf- und Ziegenzucht, und in den Provinzantheilen von Aurungabad und Bejapoor und in Berar werden gute Pferde gezogen. In den Wäldern und Hainen leben Hirsche, Antilopen, wilde Ziegen und wilde Schweine, Elephanten, Bären, Schakals, Tiger, Leoparden und Tigerkatzen. Die vielen Bienen geben guten Honig und Wachs. Das Mineralreich liefert wenig Eisen, das, besonders in der Provinz Berar, auf kleinen Handschmieden meistens zu Ackerwerkzeugen verarbeitet wird; außerdem Achate, Karneole, Onyxe, Sardonyxe, Kaschalongs, Amethyste, Prasen, Quarzkrystalle und Kalkspath. Der Kunstfleiß ist sehr gering, und beschäftigt sich hauptsächlich mit der Baumwollenweberei, welche im ganzen Staate verbreitet ist, mit Verfertigung von eisernen und kupfernen Geräthschaften, Töpferwaaren, mit Zuckersiederei und in der Provinz Hyderabad mit Schleifen der edeln Steine. Daher ist auch der Handel ohne Bedeutung, und beschränkt sich auf die Ausfuhr von Baumwolle als Hauptproduct, Weizen, Honig, Wachs, Zucker, Elephanten-

zähnen, Eisenwaaren, Opium und Pferden, wofür aber statt baaren Geldes Salz, gesalzene Fische und indische und europäische Manufakturwaaren zurückgebracht werden. Ein Haupthinderniß des Binnenhandels sind die durchgängig schlechten Straßen. Leicht könnten die holzreichen Provinzen sich einen ansehnlichen Ertrag verschaffen, wenn die Flüsse Wurda und Godavery zur Flöße benutzt würden, was zwar schon längst beabsichtigt, aber wol noch nicht ins Werk gesetzt worden ist. Die Bewohner sind größtentheils Hindus, unter denen auch, namentlich in der Provinz und Hauptstadt Hyderabad, viele Muhammedaner leben, die sich aber zum Ganzen der Bevölkerung wie 1 : 10 verhalten. Man spricht hier die sogenannte Telingasprache, welche in den frühern Zeiten Kalinga genannt wurde. Zur bessern Würdigung der jetzigen Verhältnisse dieses Staates ist es nöthig, einen kurzen geschichtlichen Überblick seiner Schicksale zu geben.

In den frühesten Zeiten gehörte dieser Staat zu dem Reiche Tellingana, das unter einem Hindufürsten stand, und dessen Hauptstadt Warangol war. Zu Anfange des 14. Jahrh. wurde es jedoch theilweise von den Muhammedanern erobert, und bildete später einen Theil des großen bhamanischen Reichs. Nach dem Untergange dieses Reichs trat Tellingana unter dem Namen eines Königreichs Golconda wieder als selbständiger Staat auf. Gründer dieses neuen Reichs und einer neuen Dynastie wurde Kooli Kuttub Shah, eigentlich ein türkischer Abenteurer, der in dem Heere des letzten bhamanischen Herrschers bis zum Range eines Heerführers emporgestiegen war, und beim Zerfallen des bhamanischen Reichs den günstigen Augenblick wahrnahm, um für sich selbst einen unabhängigen Staat zu gründen. Er regierte vom J. 1512 bis 1551, in welchem Jahr er ermordet wurde. Ihm folgten nach einander seine beiden Söhne und seine beiden Enkel von dem jüngern Sohne, von denen der ältere Muhammed Kuttub (gest. 1586) die Stadt Hyderabad gründete, der jüngere aber, Abdullah Kuttub Shah, von dem mongolischen Kaiser Jehan Shah besiegt und zinsbar gemacht wurde. In diesem Abhängigkeitsverhältnisse blieb das Reich bis 1687, in welchem Jahre der letzte Herrscher aus dieser Dynastie, Abul Hussein, von dem mongolischen Kaiser Aurungzeb gefangen genommen wurde. Er starb 1704 als Gefangener in der Festung Dauletabad. Golconda wurde als Provinz dem großen mongolischen Reich einverleibt, und nebst den übrigen fünf südlichen Provinzen in ein Vicekönigreich verwandelt, dem von dem Hofe zu Delhi ein Gouverneur unter dem Namen eines Subahdars von Dekkan vorgesetzt wurde. Um das J. 1719 wurde Cheen Khilij Khan mit dem Titel Nizam ul Mulk (Statthalter des Königreichs) zu dieser Gouverneurstelle befördert, mit der, um die damals mächtigen benachbarten Maharatten in Respect zu erhalten, auch das Commando über eine ansehnliche Kriegsmacht verbunden war. Diese zur Gründung einer unabhängigen Macht günstigen Umstände ließ der ehrgeizige Nizam nicht ungenutzt vorübergehen; er erweiterte sein Gebiet, setzte sich in Besitz der Festungen auf Dekkan, und vorgeladen nach Delhi erschien er in Begleitung einer so ansehnlichen Kriegsmacht, daß der Kaiser Muhammed Shah und seine Minister, anstatt den mächtigen Gouverneur zu richten, fürchten mußten. Man gibt ihm Schuld, den persischen Usurpator, Nadir Shah, zu dem Einfalle nach Indien veranlaßt zu haben. Nach diesem für Indien so unheilvollen Ereignisse wurde der Nizam zum ersten Minister in Delhi ernannt, und regierte in dieser Zeit so unabhängig, daß er Muhammed Shah nur den Namen des Kaisers ließ. Während dieser Zeit hatte er seinen Sohn zum Stellvertreter in Dekkan ernannt. Die Maharatten wagten jetzt einen Einfall. Er marschirte mit einem großen Heere seinem Sohne zu Hilfe, fand aber bei seiner Ankunft in Dekkan das Land in solcher Verwirrung und Anarchie, daß sich 20 kleinere Häuptlinge den Titel eines Nabobs oder Rajahs angemaßt hatten. Durch seine energischen Maßregeln wurde das Land beruhigt und die Ordnung wieder hergestellt; er vergab, ohne den Hof in Delhi zu fragen, die Beamtenstellen an seine Freunde, und machte Aurungabad zu seiner Hauptstadt. Er starb 1748 zu Burhanpore, wie man sagt, 104 Jahre alt. Von seinen sechs hinterlassenen Söhnen war der älteste bei des Vaters Tode Minister in Delhi; der zweite, Nasir Jung, im Besitze des Schatzes und bei dem Heere beliebt, war zu mächtig, um entsetzt werden zu können, und wurde daher vom Kaiser Ahmed Shah als Subahdar von Dekkan bestätigt, 1750 aber ermordet. Ihm folgte sein Neffe, Muzuffer Jung, der 1751 gleichfalls durch Meuchelmord fiel. Er erhielt seinen Vetter Salahub Jung zum Nachfolger, welcher zehn Jahre regierte, aber 1761 von seinem Bruder Ali gefangen genommen und 1763 hingerichtet wurde. Ali bestieg nun den Thron. Während seiner langen Regierung war er fast 20 Jahre lang in Krieg mit Hyder Ali, den Maharatten und dem britisch-ostindischen Gouvernement verwickelt, wodurch sein Gebiet bedeutend geschmälert wurde. Er verlor durch die Verträge von Seringapatam (1792) und von Mysore (1799) alles Land, was im Süden der Kistna bis zu ihrem Zusammenflusse mit der Toombudra, und was im Süden der Toombudra und Wurda gelegen war; diese Gebietstheile wurden von den Briten erworben. Sein Staat würde wol ganz vernichtet worden sein, hätte ihn nicht das den 12. Oct. 1800 mit den Briten geschlossene Off- und Defensivbündniß vom Untergang errettet. Er verlegte die Residenz von Aurungabad nach Hyderabad und starb den 6. Aug. 1803. Ihm folgte sein Sohn Mirza Sekunder Jah, der im Mai 1829 starb. Dessen Sohn, Nasir-ed-Doulah, bestieg den väterlichen Thron unter großem Widerspruche seines Bruders Mobaras-ed-Doulah, der seine Ansprüche auf den Thron auf sein Erstgeburtsrecht gründete. Allein seine Mutter stammte aus einer niedrigen Familie, die nach den dortigen Gebräuchen und Ansichten nicht für heilig genug gilt, um Kinder, die aus einer solchen Ehe entsprossen sind, erbfähig zu machen. Trotz dem gelang es dem Prätendenten durch die große Popularität, deren er sich in Hyderabad erfreute, eine mächtige Partei gegen

seinen Bruder aufzustellen. Mehre mächtige Somrahs (Adelige), die er durch seine Ränke und seinen unternehmenden Charakter gewonnen hatte, unterstützten seine Pläne theils im Geheimen, theils offen mit ihren zahlreichen bewaffneten Anhängern. Erleichtert wurde die Unternehmung außerdem durch die unbeschreibliche, in der ganzen Verwaltung herrschende Unordnung, die entgegenstehenden Interessen der Somrahs, das Misvergnügen der aus Arabern und Seikhs bestehenden Soldtruppen, deren Sold seit langer Zeit nicht bezahlt worden war, durch die der niedern Volksclasse aller großen Städte eigene Geneigtheit zu Unruhen, sowie endlich durch den indolenten Charakter seines Bruders, der größtentheils in seinem Zunana (Harem) lebt und die Besorgung der Staatsgeschäfte ganz seinen Ministern überläßt. Diese Umstände, sowie seine Intriguen, machten es Mobaras-ed-Doulah möglich, in wenigen Monaten eine mächtige Partei gegen seinen Bruder aufzustellen, der endlich, um seine persönliche Sicherheit besorgt, sich an den britischen Residenten zu Hyderabad wendete, um seine Vermittelung und Hilfe in Anspruch zu nehmen. Nachdem der Resident vergeblich versucht hatte, den Prätendenten zu vermögen, seinen Bruder anzuerkennen und seine aufrührerischen Anhänger zu entlassen, wurde beschlossen, Gewalt anzuwenden, und die zu Hyderabad stehende britische Hilfsmacht, verstärkt durch ein europäisches Regiment aus Madras, belagerte denjenigen Theil der Stadt, welchen die Rebellen inne hatten. Noch blieb Mobaras taub gegen alle Vorstellungen und Drohungen, und beschloß sich auf das Äußerste zu vertheidigen. Erst als er alle Vorbereitungen zum Sturme sah, sank ihm der Muth, er ergab sich unter der Bedingung, alle seine Schätze mit sich nehmen zu können, und wurde im Fort Golconda eingeschlossen. Seit dieser Zeit regiert der Nizam ohne weitere Störung.

Der mit den Briten geschlossene Off- und Defensivvertrag machte den Nizam zu einem bloßen Vasallen der Briten. Der britische Resident ist bei aller scheinbaren Unterthänigkeit die erste Person des Staates, unter dessen Controle das gesammte Finanzwesen steht. Der Nizam darf keine Verträge mit fremden Staaten abschließen, keine fremde Officiere in Dienst nehmen, muß bei einem entstehenden Kriege seine Festungen den Briten einräumen, und alle zwischen ihm und seiner Familie oder seinen Unterthanen entstehende Streitigkeiten der Entscheidung des britischen Residenten anheimstellen. Seine Armee darf einen gewissen Etat nicht überschreiten, indem die Briten es übernommen haben, ihn gegen innere und äußere Feinde zu schützen. Bei dieser großen Abhängigkeit ist es einleuchtend, daß dieser sonst so mächtige Staat nur noch geduldet und bei der ersten günstigen Gelegenheit mit dem Gebiete der britischen Regierung vereinigt werden wird. Die Verwaltung und Justizpflege in ihrem ganzen Umfang ist allein dem Nizam verblieben; er regiert die verschiedenen Religionsparteien nach ihren Gesetzbüchern. Obgleich der Herrscher Muhammedaner ist, so steht doch der Cultus des Brahma in vollem Glanz, indem, wie schon einmal bemerkt wurde, $\frac{9}{10}$ der Bewohner Hindus sind. Eine Art von Lehnssystem herrscht durch den ganzen Staat, welcher in Jaghire oder Lehne zerfällt, von denen es zwei Arten gibt, nämlich: hinduische Jaghire, deren Besitzer gewöhnlich Zemindars genannt werden, ihre Besitzungen meistentheils von den ältesten Beherrschern Dekkans erhalten haben und in sehr geringer Abhängigkeit von dem Nizam stehen; und Militairjaghiere, Lehne, welche die vornehmen Officiere des Nizam statt des Soldes auf Lebenszeit erhalten. Ihrer sind 40—50; beide Arten der Jaghiredare entrichten Tribut und müssen Truppen stellen. Die übrigen Ländereien, welche nicht Jaghire sind, gehören theils dem Herrscher und seiner Familie, theils sind sie zu religiösen und frommen Zwecken bestimmt. Daß diese Vertheilung des Bodens an wenige große Grundeigenthümer, zumal in einem Lande, wo fast das ganze Nationaleinkommen aus der Landwirthschaft fließt, die nachtheiligsten Folgen hat, bedarf wohl keiner weitern Erörterung. Daher leben auch die Landbebauer, von den mächtigen Vasallen gedrückt, in großer Armuth.

Die Armee des Nizam bestand im J. 1829 aus drei verschiedenen Corps, den regulairen, irregulairen und fremden Soldtruppen. Die erstern bestehen aus mehren Bataillonen Infanterie, Artillerie und einigen Resallahs oder Reitergeschwadern. Sämmtliche Officiere sind Europäer, oder Söhne von Europäern, von denen die geborenen Europäer zugleich im Dienste der ostindischen Compagnie stehen. Die Infanterie und Artillerie, meistens Muhammedaner, sind auf europäische Weise bewaffnet, bekleidet und disciplinirt, nach Art der Seapoys, die ihnen jedoch an gutem Aussehen nachstehen. Die Reiter oder Sauvars, halb europäisch, halb asiatisch gekleidet, bestehen ganz aus Muhammedanern, sind eine gut berittene und gut bewaffnete Truppe, und haben ein kriegerisches und imponirendes Aussehen. Auch die Officiere dieses Reitercorps stehen im Dienste der ostindischen Compagnie. Ihre Anstellung, sowie ihr Avancement, hängt ganz von den britischen Residenten ab. Die irregulairen Truppen sind ebenso schlecht bewaffnet als gekleidet, und bilden oft einen höchst possirlichen Aufzug, da ihr Anzug, namentlich der der Officiere, aus allen alten Rüstkammern zusammengerafft zu sein scheint. Die aus Arabern und Seikhs bestehenden irregulairen Soldtruppen gelten für vorzügliche Soldaten. Die zu Hyderabad stehenden englischen Hilfstruppen bestanden im J. 1829 aus dem fünften leichten Cavalerieregiment, dem 46. Infanterieregiment, dem Jägercorps von Madras, dem 8., 43. und 52. Regiment Seapoyinfanterie, einer Abtheilung reitender und einem Bataillon Fußartillerie, zusammen gegen 4000 Mann. Die Finanzen sollen sich in einer traurigen Lage befinden, indem seit 1808 das jährliche Deficit in erschreckender Weise angewachsen ist. Die Staatseinkünfte, die von Hamilton zu 29 Mill. Rupien (1 Rupie = 1 Fl. Conv.) angeschlagen werden, mögen wol zu hoch berechnet sein, und sich nur auf 20 Mill. Rupien belaufen. Die bedeutendsten Städte des Reiches sind: Hyderabad, Haupt- und Residenzstadt, Golconda,

Warrangull (Warangol), Beeder, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, Ellichpoor, Hauptstadt der Provinz Berar, Amrawutty, Mulcapoor, Aurungabad, Hauptstadt des gleichnamigen Provinzantheils und frühere Residenz des Nizam.

2) Eine große Provinz in Vorderindien, gehört zu den Staaten des Nizam von Hyderabad, eines britischen Vasallen, und führte sonst die Namen Tellingana und Königreich Golconda. Sie liegt zwischen 16° und 19° nördl. Breite und zwischen 94° 30′ und 99° 10′ östl. Länge, und grenzt im Norden und Nordwesten an Beeder, im Osten und Nordosten an Gundwana, im Süden an Balaghaut, im Südosten an die nördl. Circars und im Südwesten an Bejapoor. Die Grenzen, sowie den Flächengehalt, ganz genau zu bestimmen, ist deswegen sehr schwierig, weil mit dem Namen Hyderabad auch der ganze Staat des Nizam bezeichnet wird. Viele englische Quellen begnügen sich im Allgemeinen im Norden den Fluß Godavery und im Süden den Fluß Kistna als Grenzen dieser Provinz anzugeben, sowie deren Ausdehnung überschläglich auf 180 engl. Meilen in der Länge und 150 engl. Meilen in der Breite zu berechnen. Diese Provinz ist ein sehr hoch gelegenes, auf der Hochebene von Dekkan sich ausbreitendes Land, östlich von einem Theile der großen, unter dem Namen der Gats bekannten Bergkette berührt; das Innere ist hügelig, aber nicht bergig, und die Hügel sind größtentheils unbebaut und theilweise zerrissen. Zwischen den Hügelketten liegen theils große Thäler, theils sehr große Ebenen, die da, wo es nicht an der unter diesem Himmelsstriche so nöthigen Bewässerung fehlt, sehr fruchtbar sind. Die bedeutendsten Flüsse sind: 1) Der Godavery, welcher von Nordosten kommt, die Provinz in nördlicher und nordöstlicher Richtung in einem großen Bogen umzieht, und welchem, außer der nicht unbedeutenden Manjera, mehre kleinere Flüsse aus der Provinz zuströmen; 2) die Kistna, als Grenzfluß im Süden, ein großer Fluß, dem aus der Provinz mehre kleinere Flüsse zuströmen, unter denen der Mussy der ansehnlichste ist. Die Provinz erfreut sich wegen ihrer hohen Lage eines gemäßigtern und schönern Klima's als andere Länder unter gleichen Breitengraden, indem über acht Monate lang die Wärme sehr gemäßigt ist. Im Anfang Juni's beginnt die Regenzeit und dauert bis Anfang Octobers; von da an bis um die Mitte des Monats März ist die Witterung kühl, und während der Monate December und Januar ist es Morgens und Abends wirklich kalt. Von dieser Zeit an bis zum Eintritte der Regenzeit herrscht eine verzehrende Hitze, da die heißen Winde um die Mitte des Monats März eintreten und den ganzen Tag über wehen. Das Thermometer steigt im Schatten oft auf 103° Fahrenheit. Um in den Häusern etwas Kühlung zu erhalten, werden alle Thüren und Fenster verschlossen, mit Ausnahme von einem oder zwei, die mit stets naß erhaltenen Matten verhängt werden. Der hierdurch innerhalb und außerhalb des Hauses erzeugte Unterschied der Temperatur beträgt gegen 15° Fahrenheit. Trotz diesem im Ganzen günstigen Klima sind die hier lebenden Europäer in hohem Grade der Dysenterie, Fieber- und Leberkrankheiten unterworfen, die jährlich eine große Menge derselben hinwegraffen. Hieran mögen theils die plötzlichen Änderungen der Witterung, theils aber auch die Unmäßigkeit schuld sein. Der Boden ist durchgängig fruchtbar, wenn es nicht an Bewässerung fehlt und der Regen regelmäßig eintritt; in welchem Fall immer auf eine reiche Ernte zu rechnen ist. Bei einer bessern Verwaltung würde der Ertrag freilich viel bedeutender sein; allein durch eine Art von Lehnsverfassung, vermöge welcher der größte Theil des Landes theils an große indische Vasallen, die Zemindars, welche ihre Besitzungen bereits von den ersten Beherrschern Dekkans erhalten haben, theils an 40 bis 50 Officiere des Nizam, die Jaghiredars als Lehne (Jaghirs) vertheilt ist, welche leider in zu weniger Abhängigkeit von dem Nizam stehen, erleiden die armen Landbebauer von diesen großen Vasallen die furchtbarsten Bedrückungen und bleiben in großer Armuth, sodaß sie auf die Bebauung und respective Verbesserung ihrer Grundstücke wenig oder nichts verwenden können. Der nördliche Theil ist besser angebaut als der südliche, wo man ganze Strecken antrifft, die nur mit Unkraut und Dorngesträuchen bestanden und fast gänzlich von Menschen entblößt sind. Die Producte sind: Reis als Hauptfrucht, sehr guter Weizen, welcher für den besten auf ganz Dekkan gilt, mehre andere Körnerarten, Hülsenfrüchte, Kokosnüsse, Mangos, Ananas und Orangen; von Handelspflanzen vorzüglich Baumwolle, Zuckerrohr, Tabak und Mohn zur Bereitung des Opiums. Ingwer und einige andere Gewürzpflanzen werden wildwachsend gefunden. Größere Waldungen gibt es nicht, aber kleinere Wälder von Banjanen, Tamarinden und Bambus, und auf den Hügeln mancherlei Gesträuche. Man unterhält eine ansehnliche Rindvieh-, Schaf- und Ziegenzucht, und in den erwähnten kleinern Wäldern halten sich Hirsche, Antilopen, wilde Schweine, Elephanten, Tiger, Leoparden und Tigerkatzen auf. Den gezähmten Elephanten gebraucht man als Lastthier. Bienen gibt es ziemlich viele, die guten Honig und Wachs liefern. Das Mineralreich liefert Eisen, Chalcedone, Onyxe, Sardonyxe, Kaschalongs, Amethyste, Quarzkrystalle und Kalkspath. Zu bemerken ist hier, daß die noch jetzt in fast allen Geographien und Naturgeschichten erwähnten Diamantengruben von Golconda niemals existirt haben, und nur einer misverstandenen und nach und nach in viele Schriften übergegangenen Nachricht ihren Ursprung verdanken. Die in dem Handel unter dem Namen der Diamanten von Golconda so bekannten Edelsteine wurden hier nur geschliffen und durch den hiesigen Hauptmarkt in den Handel gebracht. Jetzt aber befindet sich zu Hyderabad der Hauptsitz dieser Schleifereien. Die Berge gehören der Syenitformation an. Die Industrie ist sehr gering und beschränkt sich auf Baumwollenweberei, Verfertigung von Waffen, Eisen- und Töpferwaaren, Zuckersiederei und Steinschleiferei. Aus diesem Grund ist auch der Handel von keiner Bedeutung, und besteht mehr im Tausch, indem für den Hauptausfuhrartikel die Baumwolle, welche nach den nördlichen Circars und dem Karnatik verführt wird, Salz, gesal-

Fiſche, Muſſeline und jährlich höchſtens für 25,000
d Sterling europäiſche Manufakturwaaren zurückge-
t werden. Letztere dienen hauptſächlich für die Be-
ung der Armee des Nizam und die in Hyderabad
de britiſche Beſatzung. Überdies ſind auch die ſehr
hten Heerſtraßen ein Haupthinderniß für den Bin-
andel. Die Provinz iſt im Ganzen ſchlecht bevöl-
und kann mit keiner der blühenden britiſch-oſtindi-
Provinzen in die Schranken treten. Da der Be-
her des Landes ein Muhammedaner iſt, ſo findet
hier eine verhältnißmäßig größere Menge der Be-
r des Islam als im übrigen Indien, obgleich ſie
zu den Hindus nur wie 1 : 10 verhalten. Außer
einzelnen Muhammedanern finden ſich auch, vorzüg-
in der Hauptſtadt, eine Menge perſiſche, arabiſche
ſelbſt türkiſche Abenteurer und Kaufleute, und der
Theil von den Truppen des Nizam beſteht aus Ara-

Auch Parſen und Chineſen, wenn auch nur in
ger Zahl, begegnen uns hier, zu denen ſich noch
nicht unbedeutende Anzahl ſchwarzer Afrikaner, hier
dem Namen Habeſchi (Abbyſſinier) oder Seïdis
nt, geſellen, die von arabiſchen Kaufleuten als
ven hierher verkauft werden. Die Zahl der Bewoh-
wird nirgends angegeben.

Die Provinz zerfällt in die 16 Diſtricte: Golconda,
npoor, Paungull, Dawurconda, Nalgonda, Cum-
ait, Warrungull, Bongheer, Mullangoor, Ram-
, Elgundel, Maiduk, Coilconda, Malkair und Eid-
, welche wiederum in Zemindarien und Jaghire zer-
n. Die vorzüglichſten Städte ſind: Hyderabad, Gol-
a, Ghunpoor, Paloonſchah und Warrungull (Wa-
ol).

3) Hauptſtadt des Staates und der Provinz Hy-
ad, Reſidenz des Nizam und Sitz des von dem
ch-oſtindiſchen General-Gouvernement an dem Hofe
Nizam accreditirten Reſidenten, liegt unter 17° 17′
l. Breite und 96° 40′ öſtl. Länge auf dem ſüdlichen
des Fluſſes Mußy oder Muſah, der zur Regenzeit
und reißend iſt, aber während der trockenen und hei-
Monate kaum zwei Fuß Tiefe hat. Über dieſen
führt eine ſchöne Brücke. Die Stadt liegt in ei-
traurigen und öden Gegend, iſt mit einem ſteiner-
Walle umgeben, der an den Ecken mit Thürmen
Thoren verſehen iſt, und hat ſieben engliſche Mei-
im Umfange. Obgleich dieſer Wall keine regelmä-
Belagerung auszuhalten vermöchte, ſo gewährt er
hinreichende Sicherheit gegen plötzliche Angriffe von
olk und Reiterei. Sie iſt im Ganzen ſchlecht ge-
, hat zwei öffentliche Plätze, mehre ſchöne Moſcheen,
nter die von Mekka ſich auszeichnet, einige Paläſte,
denen der ungeheure Palaſt des Nizam, der einen
ng von einer engliſchen Meile einnehmen ſoll und
n ſich das Zenana oder Harem des Nizam mit 300
en befindet; ferner, der Palaſt des britiſchen Reſi-
n, ein prachtvolles Gebäude, deſſen Eingang ein
tiger Portikus bildet, vorzüglich bemerkenswerth

Es gibt mehre prächtige Grabmäler, viele Pago-
und Bazars; aber die Straßen ſind, wie in allen
hinduiſchen Städten, eng und krumm. Die Volks-
menge wird auf 200,000 geſchätzt, die größtentheils aus
Hindus beſteht, unter denen ſich aber auch viele einge-
borne Muhammedaner und eine große Miſchung der ver-
ſchiedenſten ausländiſchen Nationen befinden. Nament-
lich beſtehen die hier ſtationirten Truppen des Nizam
größtentheils (die Cavalerie ganz) aus Muhammeda-
nern. Überhaupt iſt dieſe Stadt ein Central-Anziehungs-
punkt für Abenteurer aller Nationen, und man findet
Seikhs und Araber, die als irregulaire Truppen im Solde
des Nizam ſtehen, perſiſche, arabiſche und ſelbſt türkiſche
Abenteurer und Kaufleute, welche einen bedeutenden Han-
del mit Perlen, Juwelen, Seide und Muſſelin treiben;
Kaufleute aus Beludſchiſtan, Afghaniſtan und Kabul, die
der Pferdehandel dahin führt; Perſer und Chineſen. Hierzu
kommen noch ſchwarze Afrikaner, hier Habeſchi (Abbyſ-
ſinier) oder Seïdis genannt, die von arabiſchen Kauf-
leuten als Sklaven in beträchtlicher Anzahl hierher ver-
kauft werden, wo man ſie wegen ihrer Treue vorzüglich
ſchätzt; endlich Franzoſen und Portugieſen, die ſich größ-
tentheils im Gefolge der hier lebenden Umras oder ho-
hen Adeligen befinden. Da der Nizam einer der weni-
gen noch übrigen mongoliſchen Herrſcher iſt, ſo haben
ſich an ſeinem Hofe noch größtentheils die ſonſt an dem
Hofe der alten mongoliſchen Kaiſer üblichen Ceremonien
und Etiquette erhalten, und bei allen Gelegenheiten wird
eine große äußere Pracht zur Schau geſtellt, das ein-
zige Überbleibſel der frühern Größe und Macht. Die
Umras, ſobald ſie öffentlich erſcheinen, zeigen ſich gleich-
falls in großer Pracht und leben mit echt aſiatiſchem Lu-
rus und großer Verſchwendung. Dieſe Prachtausſtellung
und Verſchwendung, ſowol des Hofes als der Umras,
nebſt dem hier ſtationirten Militair, bieten eine Menge
Nahrungsquellen den zahlreichen Einwohnern dar, die
ſich außerdem noch von Baumwollenweberei, Diaman-
tenſchleiferei, deren Hauptſitz Hyderabad iſt, Verfertı-
gung von Waffen, mehren andern Gewerben und Klein-
handel ernähren. Doch fehlt es auch nicht an einer
Menge in Lumpen gehüllter Fakire und Bettler. Unter
dem Namen einer Hilfsmacht zum Schutze des Nizams
wird hier von dem britiſch-oſtindiſchen Gouvernement
eine zahlreiche Garniſon aus Infanterie, Cavalerie und
Artillerie beſtehend, unterhalten. Die Stadt ſoll vom
Sultan Muhammed Kuli Kutub Shah um das J. 1586
gegründet worden ſein, der, da die damalige Hauptſtadt
Golconda ſeiner Geſundheit nicht zuſagte, die Erbauung
einer neuen Stadt befahl, und dieſelbe zu Ehren einer
ſeiner Frauen Bhaugnagur benannte. In der Folge ſoll
ſich der Sultan durch Gewiſſensbiſſe bewogen gefühlt
haben, den Namen Bhaugnagur in Hyderabad umzu-
wandeln, und zwar zu Ehren des Khalifen Ali, der den
Beinamen Heider Allah (Löwe Gottes) führte. Erſt un-
ter Ali, dem Großvater des jetzigen Nizam, wurde die
Reſidenz von Aurungabad nach Heiderabad verlegt, in-
dem jene Stadt zu fern von den übrigen Provinzen und
zu nahe an der Grenze des Landes liegt, und deswegen
den Anfällen der benachbarten räuberiſchen Maharatten
zu ſehr bloßgeſtellt war. Seine Schätze ließ der Ni-

zam in die in der Nachbarschaft Hyderabads liegende starke Festung Golconda schaffen, und verwendete große Summen auf die Emporbringung und Verbesserung der Stadt Hyderabad. (*J. C. Schmidt.*)

HYDER ALI (حيدر علي) von Mysore, der größte Krieger des neuen Indiens. Beide Benennungen, Hyder wie Mysore, sind englisirt, und lauten eigentlich Heider und Meisur. Meisur, das Hauptland, dem Heider seinen Namen vorsetzt, war früher vom Nabab von Karnatik, einem Vasallenstaate des Großmoguls, abhängig, sodaß es den westlichen Theil jenes Staates ausmachte. Durch die unaufhörlichen Revolutionen ward Meisur, das schon immer seinen eigenen Radscha oder Hindufürsten behalten hatte, von jenem Lande getrennt, mußte sich aber einem an den Nizam des Dekan zu zahlenden Tribut unterwerfen, und auch die Fürsten erhielten von dort her ihre Belehnung. Vom Karnatik und Madras her ist das Land völlig durch seine hohen Gebirge geschützt, und hatte daher oft tiefen Frieden, während benachbarte Staaten den schrecklichsten Verheerungen ausgesetzt waren. Von Meisur, wie es jetzt besteht, bildet ein Theil eine der Provinzen der englischen Präsidentschaft Madras; es umfaßt sein gebirgiges Land ungefähr 10 □M., und genießt eines gesunden und fruchtbaren Klima's. Die Hauptstadt desselben ist Seringapatnam. Der andere und größere Theil ist ein Vasallenstaat der Engländer von 1270 □M. mit ungefähr drei Millionen Einwohnern. Er bildet ebenfalls ein Hochland, zieht sich an der Ostseite des Gatsgebirges hin, hat ein höchst mildes Klima und den fruchtbarsten und waldreichsten Boden. Die Hauptstadt Meisur ist unbedeutend, wichtiger dagegen Bengelur und Bednor. Meisur war früher eine Provinz des Großmoguls zu Dehli, der vom Sultan Babur an (1525) bis zum Tode des Wütherichs Aurengzeb (1707), der sein ganzes Leben hindurch das moslemische Schwert über dem Haupte der unglücklichen Bramadiener drohend schweben ließ, nach seiner Art würdig repräsentirt ward. Unter seinen Nachfolgern sank das Reich zu einem bloßen Schatten herab, indem die einzelnen Vasallen sich immer mehr und mehr unabhängig machten. Unter den Volksstämmen jenes Reiches waren es vorzüglich die Maratten, deren Abhängigkeit vom Großmogul schon immer prekär war, und die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sich mächtig erhoben und Meisur unaufhörlich durch Einfälle und schwere Contributionen selbst unter Heider und Tippo Sahib bis auf die neueste Zeit herab ängstigten. Nur erst die Engländer vermochten durch ihre glücklichen Kriege von 1803 an ihrem Freibeutersystem ein Ende zu machen; von den 28,000 □M. ihres umfassenden Staates entzog sich nur ein kleiner Theil der völligen Auflösung. Vor Allem aber hatte Nadir Schah mit seinen Persern und Afghanen der nachmaligen Größe Heiders vorgearbeitet. Dieser war selbst Zeuge der Schauderscenen in Dehli vom J. 1738. Nadir Schah hatte den indischen Kaiser Muhammed Schah völlig geschlagen und dieser sich ihm unterworfen. Triumphirend zog Ersterer im Februar 1738 in der Hauptstadt ein, und keineswegs war es seine Absicht, sein sonst gewöhnliches Plünderungssystem auch hier geltend zu machen; er gab dem Muhammed Schah sein Reich zurück, und erschien fast nur als Gast, vor dem Letzterer „das Tischtuch der Unterwerfung über dem Tische des Mahles ausbreitete." Unglücklicherweise erscholl in der folgenden Nacht das Gerücht, der Sieger sei durch eine Gemahlin des Kaisers umgebracht worden. Das Volk griff die mitten in der Stadt befindlichen Perser an; Nadir Schahs Befehl des Mordes und der Plünderung trieb augenblicklich Gewalt durch Gewalt zurück. Dreißigtausend Indier wurden das Opfer des folgenden Tages, das Blut floß in den Straßen und der Hunger steigerte das Elend auf ungesehene Höhe. Siebenundsechzig Tage verweilte Nadir, setzte zwar Muhammed Schah, der ihm die westlichen Provinzen hatte abtreten müssen, auf seinen Thron, hatte aber dessen Grundpfeiler untergraben, seinen Reichthum vernichtet, und die Schwäche des absoluten Monarchen den Statthaltern zur Beute bloßgestellt. Ein großer Theil der Provinz Bengalen erlag zuerst den Nababs von Arcot, die Maratten vergrößerten auf Kosten des entkräfteten Reiches ihre Staaten, Dekan erklärte unter seinem Nizam seine völlige Unabhängigkeit, die westlichen Provinzen vom Indus nahm der persische General Abdallah in seinen Besitz, und in Dehli selbst stellte entweder der Muth eines kriegerischen Hauptmanns oder die Gewandtheit eines kräftigen Ministers die Existenz seines Herrschers in den Hintergrund. Die kriegerischen Stämme der Hindu begannen zugleich einen religiösen Kampf, sie schüttelten das muselmännische Joch ab, und erhoben unter ihren Radschas den Bramadienst von Neuem zur Staatsreligion, wie dies z. B. in Meisur der Fall war, Alle aber erlagen der allgemeinen Unordnung und Anarchie. Heider Ali war der jugendliche Zeuge dieses Zustandes seines Vaterlandes; der stete Anblick des Krieges weckte in ihm den Unternehmungsgeist, der durch persönlichen Muth und durch unersättlichen, obwol bedächtigen, Ehrgeiz in Kurzem aus dem Anführer einer kleinen Schar den Usurpator des Thrones von Meisur schuf, welcher freilich auch kein Mittel scheute, dem geträumten Ziele seiner Wünsche immer näher zu kommen.

Unter den verschiedenen Angaben, die das Geburtsjahr des Helden 1719, 1720, ja selbst 1728 setzen, scheint die am meisten für sich zu haben, die das Jahr d. Fl. 1131 annimmt, was ziemlich in das J. 1719 christlicher Zeitrechnung fällt. Heiders Vorfahren und er selbst rühmten sich, von Muhammed abzustammen; abgesehen von dieser Behauptung aber muß man wenigstens nach den zugänglichen Nachrichten zugeben, daß sie aus Arabien übergesiedelt waren; nur bleibt der Zeitpunkt ungewiß, wo diese Übersiedelung erfolgte. Der Geburtsort Heiders war ein kleines festes Schloß, Divaneli, das sein Vater, Feth Muhammed Nedim Khan, seit 1721 Commandant der Festung Kolar, die zum Gebiete von Bengelur, der nördlichsten Provinz von Meisur, gehörte, und früher in Diensten des Vicekönigs von Sera, in Lehn hatte. Der frühe Tod seines Vaters, der 1728

ampfe fiel, nöthigte ihn, ſich näher an ſeinen ältern
der, Ismail Sahib, anzuſchließen. Er trat ganz
als Freiwilliger in eine ſeiner Compagnien ein, und
ickelte ſehr bald ſo große militairiſche Anlagen, daß
Dalaway oder Premierminiſter des Radſcha kein Be-
en trug, dem jungen Krieger das Commando der
r von ſeinem Vater befehligten Truppen anzuver-
en. Er ward ſehr bald Naïk, d. i. Anführer, Chef,
hlshaber (nicht Corporal, wie man zuweilen über-
einer Abtheilung der auf europäiſche Art exercirten
equipirten indiſchen Truppen, gewöhnlich Seapoys
nnt, und heirathete auch bereits 1740 die Tochter
Platzcommandanten, die 1749 Mutter des berühm-
und unglücklichen Tippo Sahib ward. Dieſe Pe-
ſeines Glücks war vorübergehend, die Ungnade des
nierminiſters nöthigte ihn und ſeinen Bruder, ſich
Arcot zurückzuziehen, wohin ihnen ein großer Theil
Anhänger folgte. Auf die Ausſöhnung mit dem
away des jungen Radſcha (1742) erfolgte ſehr bald
3) der Tod ſeines ältern Bruders, und er ward
ſeiner Truppen und ſeines Beſitzthums. Der kleine
von Bengelur fiel nun zunächſt als Opfer der Er-
ungsluſt Heiders. Die nicht gehaltenen Bedingun-
führten am 17. Febr. 1747 zu einer entſcheidenden
lacht, in der jener mit ſeiner ganzen Familie in Ge-
enſchaft gerieth. Heider ward als Vaſall in ſeinen
aten inſtallirt, und ſuchte nun auf jede Weiſe ſein
es Heer zu vergrößern. Dies gelang ihm vorzüglich
Hilfe des geſetzloſen Zuſtandes, der überall herrſchte.
ihrer bewaffneter Banden unter dem Namen Pin-
ies plünderten auf eigene Gefahr unaufhörlich, wo
onnten. Heider gedachte dieſes Syſtem im Großen
erfolgen. Seine Scharen, in welche kriegsgewöhnte
aten ſich gern einreihen ließen, theilten mit ihm den
b und bereicherten ſo ungemein ſeinen Schatz. Die-
verwandte er auf Vermehrung ſeiner kleinen Armee,
ſehr bald 1500 Reiter und 5000 Fußſoldaten zählte.
Thronfolgeſtreit im Karnatik zwiſchen dem Nabab
ammed Ali Khan und ſeinem Nebenbuhler, Dſchenda
ib, den die Franzoſen unterſtützten, führten ihn im
751 unter die Mauern von Tritſchinapali, wo er
öchſten Grade tapfer kämpfte, und dem Muhammed
Khan, als er den für die geleiſtete Hilfe ſtipulirten
ingungen nicht nachkam, ſeine Empfindlichkeit mer-
ließ und ihn ſehr bald zur Erfüllung ſeiner Pflicht
igte. Die Maratten gaben ihm ebenfalls neue Ge-
heit, ſich bekannter zu machen und den Europäern
r zu kommen. Als nämlich im J. 1752 die Fran-
auf ihrem Zuge gegen ihre Nebenbuhler, die Eng-
er, von jenen unaufhörlich beunruhigt wurden, baten
vorzüglich aus Mangel an Cavalerie, den Radſcha
Meiſur um eine Verſtärkung ihres Heeres. Dieſe
e ihnen zugeſagt, und Heider zum Obergeneral der
) Mann Cavalerie ernannt. Er trieb glücklich die
de zurück und zwang ſie ſogar zu einem für Meiſur
tigen Vertrage. Dieſer Zug auf der Küſte von Co-
ndel nöthigte ſelbſt den Europäern Achtung für ihn
er aber benutzte jede Gelegenheit, von ihnen zu ler-
nen. Sein Anſehen wuchs mit der Kraft, die er ſeinen Unternehmungen zu geben wußte, und ſo gewann er immer mehr Einfluß im eigenen Vaterland und Vertrauen unter der ihm zu Gebote ſtehenden Maſſe. Selbſt im Lager der Franzoſen bewies er von dem erſten Augenblicke ſeiner Vereinigung mit ihnen an, daß er nicht ein bloßer Figurant ſei und ſich ſeine Selbſtändigkeit ſehr wohl zu bewahren wiſſe. Manches Eigenwillige wurde ihm geſtattet, und er verſtand überdies vortrefflich, brauchbare Franzoſen an ſich zu locken. Seine Dienſte vor Tritſchinapali, wo der engliſche General Lawrence am 17. Aug. 1754 einen empfindlichen Verluſt erlitt, hoben ihn über alle deshalb an ihn geſtellte Reclamationen hinweg. Von nun an waren es mehre Jahre lang die Maratten, die faſt unausgeſetzt ſeine Thätigkeit in Anſpruch nahmen. Trotz ſeiner Bemühungen wichen dieſe erſt im J. 1756 zurück, nachdem ſich der Radſcha von Seringapatnam zu einer Contribution hatte verſtehen müſſen. Deſſenungeachtet nöthigten ſie ihn bald wieder, als er dem aufrühreriſchen Bruder des Nabab von Arcot zu Hilfe zog und bis nach Madure vordrang, im J. 1758 zur Rückkehr nach Seringapatnam; er kam aber zu ſpät, als daß er mit den Waffen in der Hand die Maratten für die gefoderten Summen hätte bezahlt machen können. Dieſe Vorfälle ſteigerten nur ſeine ehrgeizigen Pläne, über denen er jetzt auf ſeinem Schloſſe zu Bengelur in größerer Ruhe brüten konnte. Längſt waren ihm die Schätze des indiſchen Fürſten zu Balapur in weniger Entfernung von Bengelur nicht mehr gleichgültig; auch brauchte er neue Hilfsmittel, um ſeine da und dort gelegentlich gemachten Eroberungen gegen feindliche Anfälle ſchützen zu können. Gedacht, gethan. Mit Zuſtimmung des Dalaway überfiel er das Land und nöthigte den Hindufürſten, mit Zurücklaſſung ſeiner Habe zu fliehen. Die Beute an Kriegsmaterial war nicht unbedeutend, die aufgehäuften Schätze aber ſchienen ihm erwünſchter. Von dieſen ſchickte er nur einen kleinen Theil mit 15 Pferden und drei ſchönen Kanonen nach Seringapatnam, während er den bei Weitem größten für ſich behielt. Dieſes willkürliche Verfahren reizte die Eiferſucht des Premierminiſters Canero, der ſich in ſeiner unumſchränkten Gewalt längſt durch den Obergeneral beleidigt und benachtheiligt glaubte. Nur ging er zu weit, wenn er ſich einbildete, den von ſeinen Truppen angebeteten Befehlshaber wie alle andere Beamten und den Radſcha ſelbſt ſeiner Oberherrlichkeit und Leidenſchaftlichkeit ſo leicht hinopfern zu können. Liſt ſollte den Plan unterſtützen, zu dem der Radſcha ſeine Zuſtimmung hatte geben müſſen. Heider ward in einem ſchmeichelhaften Schreiben nach Seringapatnam eingeladen, erfuhr aber durch ſeinen vertrauten Braminen in der Hauptſtadt ſehr wohl, was man vorhatte. Unter den nöthigen Vorſichtsmaßregeln ſtellte er ſich ein und lagerte mit ſeiner Truppenabtheilung nicht weit von der Stadt. Mit wenigen Tapfern betrat er den Audienzſaal des Dalaway und imponirte dieſem ſo, daß er nicht wagte, den Mordanſchlag zu vollziehen. Dieſer Aufſchub war das Unglück des Premierminiſters ſelbſt, der das vermeintliche Opfer zu einer nochmaligen Audienz auf den folgenden

Tag einlud. Heider erschien nicht, hob vielmehr nach einigen Tagen den Minister mit seiner ganzen Familie im eigenen Hause auf. Dieses war der erste bedeutendere Schritt, den Heider zur größern Annäherung an den Thron that. Die nächste Folge war, daß der Radscha ihn zum Dalaway ernannte und zugleich mit dem Titel Behadyr, d. i. Held, beehrte. So vereinigte H. nun die höchste militairische Gewalt mit der höchsten Civilwürde, und dem Radscha blieb nichts als eine nominelle Oberhoheit, die ihm auch Heider für ihn und seine Nachkommen sicherstellte. Den verrätherischen Dalaway sandte er mit seinen beiden Söhnen in die Citadelle von Meisur, und setzte ihnen einen anständigen Jahrgehalt aus, den auch der Vater noch 13 Jahre genoß. Während dies im J. 1759 vorging, ahnte er die Gegenrevolution nicht, die für das künftige Jahr vom Radscha selbst vorbereitet wurde. Die äußern Angelegenheiten schienen dieselbe zu begünstigen. Zufälligerweise nämlich suchte der französische General Lally Hilfe in Seringapatnam zum Entsatze der in Pondichery von den Engländern belagerten Franzosen. Heider, der von diesen größere Unabhängigkeit erwarten konnte als von jenen, gab klug den Bitten Gehör, und schickte ihnen unter seinem Schwager Moctum 2000 M. Cavalerie, 3000 M. Infanterie und einige Artillerie, sodaß ihm nicht mehr als 300 Mann Cavalerie blieben, mit denen er ungefähr eine Stunde von Seringapatnam entfernt auf der Insel in einem Landhause verweilte. Weniger der Radscha selbst als dessen Mutter vereinigte jetzt die regelmäßigen Truppen mit den herbeigerufenen Maratten im J. 1760. Kugeln bestätigten Heidern den längst gehegten Verdacht einer gegen ihn eingeleiteten Verschwörung. Da er jetzt wußte, woran er war, suchte er den Tag über durch Unterhandlungen sich einen Ausweg zu verschaffen, allein vergebens. Er ließ Alles, selbst seinen Sohn Tippo Sahib mit seiner ganzen Familie im Stiche, setzte mit 30 zuverlässigen Gefährten über den Caveri, und gelangte glücklich am 17. Aug. 1760 in Bengelur an, wo ihn der Statthalter, sein Oheim Ibrahim Sahib, über sein Schicksal zu beruhigen suchte. Durch Bestechung der Maratten gelang es ihm, seine übrigen ihrem Angriff ausgesetzten Truppen zu retten. Durch die von Pondichery zurückgekehrten Mannschaften und durch ein an seine Vasallen erlassenes Aufgebot hatte er alsbald eine Armee zusammen, mit der er seinem frühern Vertrauten, dem Bramines Kendeh-rao, der die Armee von Seringapatnam gegen ihn befehligte, zumal da noch Allen mit 300 Franzosen von Pondichery zu ihm gestoßen war, entgegengehen konnte. Zugleich unterhielt er Verbindungen in Seringapatnam selbst, und bereitete dadurch den Aufstand in der Hauptstadt vor, der, sobald er sich mit seiner Armee näherte, in derselben ausbrechen sollte. Das Heer des Kendeh-rao, das ebenfalls durch Europäer verstärkt worden war, war an Zahl dem des Heider überlegen, Letzterer dachte daher an Sieg durch List. Durch allerlei Gerüchte, die er in Seringapatnam und im feindlichen Lager verbreiten ließ, und die darauf berechnet waren, den Kendeh-rao durch falsche Furcht f

schrecken, nöthigte er diesen zur Flucht, nachdem er das Heer einem alten General, Pirkhan, anvertraut hatte. Diesen wußte Heider zu einer Unterredung zu bringen, die damit endigte, daß beide Armeen, da es sich ja eben um das Wohl des Reichs durch den Sturz des Kendeh-rao handele, sich unter dem Oberbefehle des Heider vereinigten. Die Maratten wurden ebenfalls durch Bestechung zum Rückzuge gebracht und Heider rückte der Stadt näher. Eine an den Radscha geschickte Gesandtschaft, die die Verbannung des Ministers vom Hofe verlangte, hatte nur die Antwort zur Folge, daß der Radscha die Belagerer als Verräther erklärte und sie als solche zur Rechenschaft zu ziehen wissen werde — eine Antwort, die unstreitig Kendeh-rao dem Radscha eingegeben hatte. Einen ganzen Monat blieb Heider vor Seringapatnam; endlich nöthigte das laute Murren der Einwohner den Radscha, daß er sich zur Auslieferung des Kendeh-rao an die Armee entschloß. Heider ward im Anfange des Junius 1761 wiederum zum Dalaway ernannt, Kendeh-rao dagegen, den er von Braminen richten ließ, von diesen zum Tode verurtheilt, welche Strafe Heider dahin änderte, daß er ihn in einen eisernen Käfig schließen ließ, der in der Mitte eines öffentlichen Platzes zu Bengelur aufgehängt wurde. Hier lebte dieser Unglückliche noch zwei Jahre, das Opfer und der fortdauernde Spott eines muthwilligen Pöbels. Allein auch der Radscha mußte seine Unvorsichtigkeit bitter büßen; er verlor mehr als die Hälfte seiner Besitzungen, die Heidern unbedingt zufiel, und auch sonst blieb ihm nichts als ein leerer Titel. Nur eine gewisse Classe Diplome fertigte er noch aus und Heider ließ ihm das Recht, seinen Namen auf die Münzen zu setzen. Dagegen verlor er alle seine Schätze, und der Usurpator wandte selbst einen Theil dazu an, die Großen am Hofe des Großmoguls zu Dehli und seinen nächsten Lehnsherrn, den Nizam von Dekan, zu gewinnen, damit sie ihm die Oberhoheit von Meisur und dem Districte Sera übertrügen. Dies geschah auch, und er erhielt überdies durch das Diplom des Heft-hezâry das Recht auf das Commando von 7000 Mann Truppen. Diese Erhöhung war nichts als ein kühner Sprung, der Heidern vom General en Chef zur Würde des Königs erhob, denn König war er jetzt de facto, und blieb auch noch neben ihm fortwährend ein nomineller Radscha, so datirt sich doch von dieser Zeit an (1761) der Sturz der Hindudynastie vom Throne zu Meisur, die jetzt durch eine Muhammedanische ersetzt ward.

Die ersten Operationen des neuen Regenten betrafen die Finanzen, die er nach erfolgten richtigen Berechnungen der Ausgabe und Einnahme ordnete. Hierauf unterwarf er friedlich oder mit Gewalt die einzelnen Großen des Reichs, die dem Radscha ihre Unterwürfigkeit seit längerer Zeit versagt hatten, und mehre Grenznachbarn überzog er mit Krieg, weil sie die Ländereien, die sie dem Radscha abtrünnig gemacht, nicht freiwillig hergeben wollten. Auch mit Sera, das bisher immer den Maratten unterlegen hatte, war es nicht anders. Durch Vertrag hatte er sich im Voraus des Besitzes dieser Fe-

ng und Statt t zu versichern gewußt, und

als die Maratten sich von der im J. 1760 bei Paniput erhaltenen Niederlage noch nicht völlig erholt hatten, eroberte er die Festung, die der Sitz eines Subah war, und unterwarf auch die andern zu derselben gehörigen Landestheile, unter ihnen den festen Platz Bisnagar, von welchem aus er auch jetzt den Kampf mit wechselndem Glücke gegen die Maratten fortsetzte.

Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß bei der überall herrschenden Auflösung jeder, der sich für unternehmend und stark genug hielt, und sich auf Intriguen, Bestechungen und Ränke verstand, diese geltend zu machen suchte. Selbst die nächsten Anverwandten befehdeten sich öffentlich und heimlich, bis die Niederlage der einen oder andern Partei erfolgte, oder vielleicht gar ein Dritter den Raub davontrug. Durch die Statthalterschaft von Sera war Heider Lehnsherr vom Königreiche Canara geworden, dem eigentlichen Küstenlande von Meisur, an das es nordwärts und westwärts grenzt, seit Heider Ali unter dem Namen Bednor bekannt, im Lande selbst aber Canara geheißen. Dort regierte, wie in einigen andern malabarischen Reichen, eine Königin, deren Gemahl und Sohn bei ihren Lebzeiten nichts mit der Regierung zu schaffen haben, während der älteste Sohn ihr Nachfolger ist. Die jetzt lebende Königin hatte sich gegen die Landesgesetze zum zweiten Male mit einem der vornehmsten Braminen verheirathet, und so eilte der majorenn gewordene Sohn des verstorbenen Königs vor der herrschsüchtigen Witwe seines Vorgängers von der Hauptstadt Bednor aus nach Bisnagar zu Heider, um von diesem die Rückgabe des Reichs aus der Gewalt der Usurpatorin zu erlangen. Heider, als der rechtmäßige Richter in dieser Sache, beschied die Königin vor sich, die, anstatt zu erscheinen, in trotzigen Worten ihm ihre Nichtanerkennung aussprechen ließ. Mehr bedurfte es nicht, um die bewaffnete Macht Heiders in Bewegung zu setzen. Dieser kam der allgemeine Haß zu Hilfe, den sich die Regentin durch Verletzung der Landesgesetze bei ihren Unterthanen zugezogen hatte. Überdies verfuhr Heider so schnell, daß eine Gegenrüstung nicht eher als in der Nähe der Hauptstadt selbst möglich war. Die Armee der Königin wird geschlagen, Bednor eingenommen (um 1763) und die Regentin zur Abtretung des Reichs an ihren Sohn genöthigt. Dieser aber hatte, um Heidern, der nicht gern etwas umsonst that, zu entschädigen, im Voraus ihm durch einen Tractat den Hafen von Mangalor mit dem in seiner Nähe liegenden Strich Landes abtreten müssen. Letztern Umstand nun benutzte die gewesene Regentin unaufhörlich, dem jungen Fürsten unter dem Scheine von Zärtlichkeit Vorwürfe zu machen, daß er einem Moslim und angeborenen Feinde des Vaterlandes den so schönen Küstenstrich überlassen habe. Auch brachte sie ihn wirklich dahin, Heider Ali im Palaste zu Bednor durch eine Mine in die Luft sprengen zu lassen, und bei der allgemeinen Unordnung hoffte sie selbst den Umsturz des Thrones von Neuem herbeizuführen. Allein ein Bramine verrieth in offener Versammlung und in Gegenwart Heiders das Vorhaben; die Königin und ihr Gemahl wurden mit dem Tode bestraft, der junge Prinz kam in enge Gefangenschaft und Canara ward als ein integrirender Theil von Sera eingezogen. So hatte sich denn Heider auf der Küste von Malabar festgesetzt und durch den Besitz dieses an Edelsteinen und andern kostbaren Erzeugnissen reichen Landes sich eine neue Hilfsquelle für seine beabsichtigten und immer umfassendern Unternehmungen erschlossen. Bednor ward jetzt unter dem Namen Heiderabad oder Heidernagar (حيدر نكر) zur Hauptstadt der Staaten Heiders ernannt, und dessen ganze Familie daselbst versammelt. Heider fügte überdies zu seinen Titeln den eines Königs von Canara. Zu gleicher Zeit ward er Nachbar der Portugiesen von Goa, denen er ebenfalls, hätten ihm die in seinem Solde stehenden Franzosen nicht den Dienst versagt, wegen mehrer von ihnen in Besitz genommener Districte den Krieg erklärt haben würde. Er setzte sich endlich mit ihnen, und der ganze Vorfall diente dazu, Heidern die Überzeugung beizubringen, daß er seine Armee selbständiger bilden müsse, und nicht Alles von den Europäern zu erwarten habe, deren Geschicklichkeit und Erfahrung er überhaupt höher stellte als ihre Persönlichkeit. Außerdem lockten auch die ungeheuern in Bednor gefundenen Schätze, unter denen die Perlen und Juwelen mit den auf dem Markte gebräuchlichen Maßen gemessen wurden, und zwei Haufen von Gold und Kostbarkeiten höher als ein Mann zu Pferde gewesen sein sollen, die Maratten mit 60,000 Mann Cavalerie und 15,000 Mann Infanterie ins Land, und sie wichen nicht eher, bis ihnen Heider im Februar 1765 vierzig Laks, d. i. ungefähr zehn Millionen Franken, gezahlt hatte, während er sich noch überdies zur Hälfte dieser Summe an die Generale der Maratten verbindlich machen mußte.

Kaum von diesen lästigen Gästen befreit, wurde Heiders Aufmerksamkeit auf das eigentliche Malabar hingeleitet. Er erhielt von den Mapalets (eigentlich Mapila, d. h. im Malabarischen: Söhne ihrer Mutter), einem arabischen Volksstamme von Mascate, der sich um des Handels willen längs der Küste niedergelassen hatte, und wegen seiner Abkunft, Religion und kaufmännischen Charakters bei den Eingeborenen, von denen ein großer Theil sein Schuldner war, in Verachtung stand, eine Gesandtschaft, die um seinen Schutz gegen die Fürsten des Landes (Nairen) ansuchen sollte. Dadurch überdies, daß der König von Cananor um die Freundschaft Heiders sich beworben, und dieser in den Bewohnern des genannten Landes Matrosen für seine neu zu errichtende Flotte zu finden glaubte, war er den streitenden Parteien näher gekommen. Er versicherte demnach die Abgeordneten seines Schutzes und seiner Theilnahme, übergab die einzelnen Provinzen seines Reichs Statthaltern, unter denen Tippo Sahib Bednor erhielt, zur Verwaltung, zwang einen Freund des Radscha von Curga, der sich widersetzen wollte, nach drei Monaten acht Tagen am 20. Jun. 1765 zur Übergabe der Stadt und zur Flucht, und setzte dann ungehindert seinen Marsch mit 12,000 Mann nach Malabar fort. Von Cananor aus schickte er eine Gesandtschaft nach Calicut zu dem Zamorin, wo sich alle

Prinzen des Landes versammelt hatten, um friedliche Genugthuung für die Mapalets zu erhalten, indem er den Vermittler auf jedwede Art zu machen entschlossen sei. Allein Niemand war weniger geneigt, seinen Worten Gehör zu geben, als die indischen Fürsten. Sie vertrauten auf ihre zahlreiche Macht, waren aber nicht einmal im Stande, den Übergang über den Fluß Cananor streitig zu machen, ergriffen vielmehr eilig die Flucht, als sie die meisurische Cavalerie im Galopp auf sich losstürmen sahen. Tausende fielen auf dem Rückzug unter dem Schwerte der Vermittler, und Heider zog ohne Aufenthalt nach Calicut vorwärts. Der Zamorin that nichts, was einer feindlichen Begegnung ähnlich sah, erwartete vielmehr ergeben den Sieger in seinem Palaste. Heider näherte sich ihm auf das Ehrerbietigste, und beide Fürsten trennten sich mit gegenseitiger augenscheinlicher Zufriedenheit. Um so mehr mußte es Erstaunen erregen, als Heider am dritten Tage nach seiner Ankunft den Palast des Zamorin in Flammen aufgehen sah, und so, daß alle Rettung vergebens war. Der Zamorin hatte sich dem Feuertode geweiht, und selbst den Brand veranlaßt. Furcht vor seinen Glaubensgenossen und deren Drohungen, ihn aus der Kaste zu stoßen, und innere Gewissensbisse, sich mit einem verachteten Muhammedaner auf so freundlichen Fuß gesetzt zu haben, mochten die Ursachen dieses traurigen Vorfalles sein. Heider drang darauf bis Paniake vor, welche Festung er ebenfalls ohne großen Widerstand zu der seinigen machte, und setzte seinem Marsch erst an der Grenze von Cochin ein Ziel, dessen König durch Vermittelung der Holländer unter der Bedingung eines Tributs Frieden erhielt. Auch hatte die Flotte Heiders fast alle Maldiven in Besitz genommen, sodaß er den Titel eines Königs der zwölftausend Inseln annahm. Dessenungeachtet blieb ihm von allen den neuen Eroberungen nichts, als ein jährlicher Tribut seines nächsten Nachbars von Canora, des Radscha's von Curga. Hierauf begab er sich nach Coimbetore, wo er auch die Nachricht erhielt, daß der Radscha von Meisur im April 1766 gestorben sei. Er befahl, sein Begräbniß mit allem bei den Hindu gewöhnlichen Pomp zu vollziehen, und gestattete auch, daß sein ältester Sohn unter den hergebrachten Feierlichkeiten auf dem Mesned oder königlichen Kissen seiner Vorfahren als Nachfolger inaugurirt wurde, doch nahm er ihm sein jährliches Einkommen von 300,000 Pagoden, das seinem Vater zugewiesen gewesen war, und seinen Frauen den Schmuck. So vegetirte dieser fünf Jahre, und überließ dann mit seinem Tode seinem jüngern Bruder den Schatten einer lächerlichen Souverainetät.

Während Heider zu Hause diese abgeschmackten Formalitäten vollziehen ließ, gedachte er zu Coimbetore an nichts, als sein Gebiet über Malabar hin bis zum Vorgebirge Comorin auszudehnen. Nichts hinderte ihn an der Ausführung dieses Vorhabens, als das Reich Travancor, und dahin hatten sich ja die vertriebenen Fürsten aus Calicut geflüchtet — für Heider Grundes genug, den König von Travancor als seinen Feind zu betrachten, da er seine Feinde in Schutz genommen hatte, und er, so lange diese dort verweilten, nicht hoffen durfte, dauernden Frieden in den besiegten Ländern hergestellt zu sehen. Allein sein längerer Aufenthalt in Coimbetore hatte den Engländern Verdacht eingeflößt, ihnen war seine Absicht verrathen worden, und obwol er sich bis jetzt gehütet, ihnen etwas in den Weg zu legen, vielmehr den in seinen eroberten Staaten befindlichen englischen Factoreien ihre Privilegien bestätigt und sie vor jeder feindlichen Gewaltthat geschützt hatte, so glaubten sie doch, nicht länger mehr stille Zuschauer bleiben zu können. Einer Gesandtschaft, die sie ihm in Coimbetore anmelden ließen, glaubte er ausweichen zu müssen, da er erwarten konnte, daß sie nichts anderes bezwecke, als nähere Erklärungen herbeizuführen. Übrigens blieb ihm über ihr Vorhaben durch folgenden Vorfall kein Dunkel mehr. Er hatte mehre Compagnien Grenadiere, die neben den Seapoys den Kern seiner Infanterie ausmachen und zugleich als Garde dienen sollten, ganz nach europäischem Fuß errichten lassen, und das Commando der ersten derselben dem Irländer Turner anvertraut. Dieser entfloh mit der Löhnung für seine Mannschaft, ward aber eingeholt und durch ein von Europäern zusammengesetztes Gericht zum Tode verurtheilt. Ehe dieses Urthel an ihm vollzogen ward, bekannte er, daß er englischer, vom Gouverneur von Madras, Bourchier, bezahlter Spion sei, und die Engländer, in Vereinigung mit dem Nizam Ali Khan, Heidern anzugreifen im Begriff ständen. Dieses Geständniß verwandelte die Strafe des Stranges in die des Erschießens, die alsbald seinem Leben ein Ende machte. Heidern aber blieb nichts übrig als sich im Rücken zu decken; er kaufte den Maratten die Verlängerung des geschlossenen Waffenstillstandes ab oder dachte vielmehr, daß dies auf sein Geheiß von seinem Schwager Mirza geschehen sein würde, und schickte heimliche Unterhändler zum Nabob vom Dekan in seine Hauptstadt Heiderabad, welche die von dem dortigen Hofe mit den Engländern eingeleiteten Verbindungen zu einem gemeinsamen Einfall in seine Länder hintertreiben sollten. Es unterblieb also einstweilen der bereits beschlossene Angriff auf Travancor, während seine an 60,000 Mann starke Armee sich unaufhörlich in kriegerischen Manövern üben mußte. Auch die zurückgekehrte Gesandtschaft bestätigte nur zu sehr die Absichten seiner Feinde, sie hatte auch nicht den geringsten Eindruck auf den dortigen Divan zur Änderung des gefaßten Entschlusses hervorzubringen vermocht, ja es war bereits die Armee des Dekan unter das Obercommando des angelangten englischen General Smith gestellt worden. So blieb Heidern nichts übrig, als nach der Hauptstadt von Meisur, Seringapatnam, zurückzukehren, um dem Kampfplatze nahe zu sein, da die Feinde ihren Angriff auf das genannte Land gerichtet hatten. Sein Rückmarsch glich einem unaufhörlichen Triumphzuge, da man ihm alle Ehrenbezeigungen eines ersten indischen Fürsten angedeihen ließ. Ihn begleitete eine schöne Armee von 50,000 Mann, unter der sich 18,000 gut berittene Cavalerie, 20,000 Seapoys, 4000 europäisch gekleidete Topassen oder indische Christen, mehre Compagnien europäische Cavalerie, vier Compagnien Kaffern und Abyssinier und ein von Europäern gut bedienter Artille-

riepark befanden. Überall kam man ihm mit dem Ruf: „Es lebe Heider!“ entgegen, überall begrüßten ihn Triumphbogen, Musikchöre, Bajaderen und der Donner des Geschützes. So glänzend aber auch die Beweise der allgemeinen Ergebenheit waren, so sicheres Vertrauen er auf sein Heer setzen konnte, so wenig er selbst von dem kraftlosen Nabab vom Dekan zu fürchten hatte, so bedenklich waren ihm doch auch von der andern Seite die Angriffsanstalten der Engländer, der gleichzeitige Einfall der Maratten in Meisur, und vor Allem das verrätherische Betragen seines Schwagers Mirza, der, anstatt Waffenstillstand mit den Maratten zu schließen, zu ihnen übergegangen war. Zu letzterm Streiche hatte ihn mehr der ihm von Heider in seiner Statthalterschaft Sera beigegebene Staatssecretair, ein Bramine, verleitet, um ihm über den von Heider verlangten Rechenschaftsbericht seiner Verwaltung hinwegzuhelfen. Jugendlicher Leichtsinn und Hang zur Verschwendung und Wollust übertäubten das Gewissen des Fürsten, und nicht weniger als 150,000 Mann fielen in das Gebiet von Meisur ein. Die Nachricht von diesem Vorfalle gestattete nichts als eine bloße Vertheidigung, und untergrub alle Pläne, mit denen sich Heider beschäftigte. Er befahl, daß sich sofort alle Bewohner 15 Meilen rings um die Hauptstadt mit ihrer beweglichen Habe in dieselbe begeben sollten, während er durch seine Truppen die ganze Umgegend verheeren ließ. Alle erfüllten diese Pflicht mit Freuden, zumal da in Seringapatnam selbst allem Mangel an Lebensmitteln hinreichend vorgebeugt war. Heider ließ nun das Lager vor der Stadt auf das Bestmöglichste befestigen, 20,000 Fußangeln verfertigen, wenn es Jemand wagen sollte, über den Fluß zu gehen und 300 Kanonen auffahren. Obwol er seine gewöhnliche Heiterkeit nicht zeigte, so gestattete er doch Allen freien Zutritt. Noch einmal versuchte er den Nizam für sich zu gewinnen, allein durch die Bemühungen und Gegenreden der Engländer fruchtlos. Sein Heer rückte zu gleicher Zeit mit den Maratten ungefähr sieben Lieues vor Seringapatnam an, und am dritten Tage seit ihrer Ankunft näherten sie sich in Masse der Stadt so sehr, daß der General Smith selbst das Lager Heiders und dessen Befestigungen recognosciren konnte. Er gewann alsbald die Überzeugung, daß es eine reine Unmöglichkeit sei, Letztern aus seiner festen Stellung zu treiben. Dazu kam, daß im Lager der Verbündeten die Nahrungsmittel immer seltener und theurer wurden, und sich die Maratten wahrscheinlich nach erfolgten Unterhandlungen von den übrigen Verbündeten trennten und einige Meilen zurückzogen, bis nach zwei Tagen ein förmlicher Waffenstillstand mit ihnen und Heidern zu Stande kam, unter der Bedingung, daß Letzterer ihnen sogleich sechs Laks Rupien und nach sechs Monaten eine gleiche Summe zahlte, sie dagegen Sera und dessen Gebiet bis auf einen kleinen Strich Landes räumen sollten. Die Bedingungen wurden alsbald vollzogen und die Maratten kehrten ihres Weges nach Hause zurück. Einen gleichen Frieden gelang Heidern mit dem Nabab des Dekan abzuschließen, sodaß sie gemeinschaftliche Sache gegen die Engländer machten, nachdem der so gedrängte Heider die Defensive in die Offensive verwandelt hatte. Um gegen alle Verrätherei sicher zu sein und durch Vorstellungen von dem Nizam zur Rückkehr genöthigt, zog sich auch der General Smith, trotz der bei dem Gouvernement von Madras durch den Nabab des Karnatik unterhaltenen falschen Gerüchte und dadurch erzeugter gegentheiliger Ansichten, auf englischen Grund und Boden zurück. Eine Friedensbedingung mit dem Nabab des Dekan war es überdies, daß Tippo Sahib die Tochter des Nabab von Arcot heirathete, und im Voraus mit dem Karnatik belehnt wurde. Der Nizam entließ darauf alle Engländer aus seinen Diensten, und Heiders Aufgabe war es nun, den Nabab des Karnatik, Muhammed Ali Khan, aus seinem Reiche zu vertreiben; ja er warnte durch ein Manifest die Engländer, ihm Beistand zu leisten. Allein Muhammed Ali Khan, der fast alle Besitzungen an die Engländer abgetreten hatte, war nicht viel mehr als ihr Sklav, und so konnten diese das obige Manifest für nichts als eine offene Kriegserklärung betrachten. Doch sah sich dieses Mal Heider vergeblich nach der Hilfe der Franzosen zu Pondichery um, da der dortige Gouverneur ohne Erlaubniß seiner Regierung den zwischen England und Frankreich geschlossenen Frieden zu brechen sich nicht erlauben durfte (1768). Allein auch ohne diese hoffte er in Verbindung mit dem Dekan die Engländer siegreich auf der Koromandelküste zu bekämpfen, und traf deshalb alle mögliche Vorsichtsmaßregeln, um dieses Mal im Rücken gedeckter zu sein, als früher bei seinem projectirten Zuge nach Travancor. Mit dieser Sorge verband er die für jeglichen Kriegsvorrath, den er in großer Menge nachschaffen ließ, und setzte sich nach Bengelur in Marsch, während der Nizam über Oscota in Karnatik einbrechen sollte. Die Armee Heiders war fast 200,000 Mann stark, allein die Besatzungen in seinen neueroberten Provinzen und die überall zerstreut liegenden Festungen verringerten sie für das freie Feld auf 50,000 Mann, unter denen es jedoch die ausgesuchtesten Truppen gab. Europäer waren darunter 700, die theils als Officiere und Unterofficiere in den Seapoysregimentern, theils die Artillerie bedienten und überdies zwei Compagnien Husaren bildeten. Sämmtliche Mannschaften waren besser equipirt und exercirt, als die Armee des Nizam, die zwar 100,000 Mann zählte, aber kaum 40,000 kampffähige Leute, und unter diesen wiederum 30,000 Mann Cavalerie hatte. Überdies führte sie höchstens 2000 brauchbare Gewehre bei sich, hatte aber lauter metallene, zum Theil in Frankreich gegossene Kanonen, während Heider 30 eiserne unter den seinigen zählte, die aber mit Allem besser versehen und von europäischen Artilleristen bedient waren. Seine Flotte, wenn sie diesen Namen verdiente, konnte dagegen den Engländern gegenüber nur als Null betrachtet werden und bewährte sich auch in der Folgezeit vollkommen als solche. Obwol auch diese seit Clive und seinen Vorgängern eine bedeutende Armee auf den Füßen hatten, nöthigte sie doch ebenfalls ihr weitläufiges Ländergebiet, zahlreiche Garnisonen zurückzulassen, sodaß der General Smith von mehr als 50,000 regulairen Truppen den beiden feindlichen

Armeen nicht mehr als 5000 Europäer, 2500 Seapoys und 2500 schlechtberittene Reiterei entgegenführen konnte. Dazu kamen später 20,000 Mann Hilfstruppen des Nabab vom Karnatik, des Radscha von Tanjore und anderer benachbarter Fürsten, sowie 8000 Mann der Präsidentschaft Bombay, die in Bednor landeten und als erste Prise den schönen Hafen Mangalor wegnahmen. General Smith ergriff die Offensive und bemächtigte sich binnen wenig Tagen der Festungen Tripator und Vaniambady; Caveripatnam dagegen wurde lange Zeit vergeblich belagert. Heider, der den Krieg durchaus ins Karnatik versetzen wollte, war glücklich genug, durch einen Contremarsch den General Smith zu täuschen und den Engpaß von Vellore zu gewinnen, den einzigen, durch welchen Artillerie passiren konnte. Selbst die Spione, die Smith im Heere des Nizam hatte, sahen sich unerwartet getäuscht. Der englische General verstärkte hierauf die Besatzung von Caveripatnam, und zog sich nach Tripator zurück, um daselbst die Ankunft des Obersten Wood mit 8000 Mann neuen Truppen zu erwarten. Heider schickte sogleich seinen Schwager Moctum mit Cavalerie ab, um Caveripatnam zu berennen und die englische Armee zu verfolgen. Beides gelang diesem vortrefflich, er nahm am 5. Aug. 1767 den Engländern ihr auf der Weide befindliches Zugvieh weg, hieb ein Drittheil ihrer Cavalerie in Stücken, und nöthigte den General Smith, der hinsichtlich der feindlichen Armee durchaus nicht wußte, woran er war, sich von Tripator zurückzuziehen und bei Schangama, 17 franz. Meilen von Caveripatnam, zu setzen, und daselbst den Obersten Wood zu erwarten. Heider ließ nun zunächst letztere Festung belagern und nehmen, und gestattete dem Capitain Masdam für sich und seine Engländer freien Abzug nach Madras. Hierauf setzte er sich gegen Schangama in Marsch, wo er den General Smith überraschte, und als auch die Armee des Nizam angekommen war und die Engländer ihr Lager aufhoben, diese auf ihrem Rückzuge Halt zu machen zwang, und sie sogleich von seinen ermüdeten Truppen angreifen ließ. Smith hatte nur noch 3000 Engländer, 10,000 Seapoys und 2000 Cavalerie mit 24 Kanonen unter seinem Commando. Die einbrechende Nacht (2. Sept. 1767) trennte endlich die kämpfenden Parteien, jedoch so, daß beide Armeen das Schlachtfeld behaupteten. Doch hatte Heider 900 tapfere Grenadiere verloren, und auch Smith sah sich genöthigt, noch denselben Abend nach Trinomaly aufzubrechen, wo er auch glücklich mit Zurücklassung aller Bagage und Kriegsmunition, um die Verwundeten zu retten, ankam. Die gemachte Beute war nicht unbedeutend, und Heider, stolz auf die Flucht der Engländer, folgte ihnen am andern Tage bis anderthalb Meilen vor Trinomaly, wo er sein Lager aufschlug. Trotz seiner Massen verhinderte er jedoch die Vereinigung des Obersten Wood nicht, und so ward die englische Armee auf 25,000 Mann guter Truppen vermehrt. Smith, um größern Raum zum Kampfe zu haben, veränderte jetzt sein Lager und entging glücklich der Schlinge, die ihm Heider gelegt, um ihn in einen Morast zu locken oder unvermuthet durch versteckte Cavalerie anzugreifen. Während so beide Armeen zu verschiedenen Malen ihre Lager, obwol immer in der Nähe von Trinomaly, wechselten, vertraute Heider seinem Sohne Tippo Sahib 5000 Mann seiner besten Reiter an, um einen Streifzug nach Madras zu unternehmen, und das Land bis an die Thore der schwarzen Stadt hin zu verwüsten. Das geschah redlich, und die Sendung ward mit solcher Schnelligkeit ausgeführt, daß wenig fehlte, um den Gouverneur mit seinem ganzen Rathe, der auf dem Lande frühstückte, beim Frühstücke selbst zu Gefangenen zu machen, ja hätte man die Sorglosigkeit der Behörden und die Vernachlässigung in Beschützung der Stadt in ihrem wahren Zustande gekannt, sie hätte in vollem Sinn überrumpelt werden können. Der Gouverneur rettete sich mit Hilfe eines Kahnes, ließ aber Hut und Degen im Stich, und seine Kopflosigkeit soll ihm alle Fähigkeit eines Entschlusses genommen haben, sodaß die Rettung der Stadt eigentlich dem Obersten Call zugeschrieben werden muß. Tippo Sahib verweilte so lange vor den Thoren der Stadt, bis die Nachricht von der Niederlage seines Vaters bei Trinomaly ankam und sein Rückzug, der nicht ohne Beute erfolgte, dadurch nöthig wurde. Heider nämlich hatte die Unvorsichtigkeit begangen, durch unnütze Manöver einen großen Theil seiner Munition zu verschießen, während der Nizam sich mit den Engländern in einen ebenso unvorsichtigen Kampf einließ. Die Folge davon war die schleunigste Flucht des Letztern, die selbst in Heiders Lager Unruhe und Unordnung verursachte, und diesen einen Verrath argwohnen ließ. Obwol er in bester Schlachtordnung sich entgegenstellte, mußte er doch aus Mangel an Munition für seine Artillerie und vor der zahlreichen Infanterie der Engländer in der nächsten Nacht das Schlachtfeld räumen, und sich in sein Lager zurückziehen. Der gegenseitige Verlust war dessenungeachtet unbedeutend, und da dieser Kampf gegen Ende des J. 1767 vorfiel, mußte man die gleiche Fortdauer des Krieges auch für das J. 1768 befürchten. Heider ordnete alsbald den Aufbruch aus seinem Lager an, der auch, vorzüglich wegen des Gepäckes der Armee des Nizam und wegen der Dunkelheit der Nacht, nicht ohne Schwierigkeiten vollzogen wurde, obwol die Engländer ihn zu beunruhigen nicht für gut hielten. General Smith legte hierauf nach Trinomaly, Vaniambady, Amboor und in andere Festungen starke Garnisonen, und gestattete den übrigen Truppen, vorzüglich in Arcot und Gindschy, während kurzer Zeit die ihnen nöthige Ruhe. Heider dagegen gedachte den Krieg im Karnatik fortzusetzen, und auch der Nizam, obwol sie beide nicht eben das beste Vertrauen gegen einander hegten, verpflichtete sich, auf seinem Rückzuge sich mit der Einnahme einiger festen Plätze zu beschäftigen. Heider nahm seinen Weg über Schangama nach Vaniambady hin, wo unterweges Tippo Sahib zu ihm stieß, und Heider einen Besuch von seiner Mutter erhielt. Vaniambady ward durch Capitulation genommen und der Besatzung freier Abzug gestattet. Jetzt galt es Amboor, das bei Weitem fester war und eine tüchtigere Besatzung hatte. Die Stadt und die untere Festung ward im Sturme genommen, das höher gelegene

Schloß dagegen 17 Tage nicht ohne Verlust vergeblich belagert, und da von allen Seiten über Velore Engländer zum Entsatze herbeieilten, blieb nichts übrig, als die Belagerung aufzuheben, und sich nach Vaniambady zurückzuziehen. Hier verließ (18. Dec. 1767) der Nizam die Armee Heiders nach vorausgegangener Verabredung, und auch der General Smith nahte bereits wieder mit 25,000 Mann ausgesuchten Truppen. Heider, der in Madras Friedensvorschläge gethan, nach denen Alles auf dem alten Fuße bleiben sollte, allein spät erst eine abschlägige Antwort erhielt, hatte nichts weniger als das Herannahen der Engländer erwartet, und da diese ihn drängten, erlitt er auf dem Rückzug einige Verluste, vorzüglich auch dadurch, daß der Befehlshaber der europäischen Cavalerie in Gefangenschaft gerieth. In Caveripatnam machte Heider Halt, und auch Smith verfolgte ihn aus Mangel an Munition aller Art nur bis nach Vaniambady. Der Nizam aber, der sich jetzt von allen Seiten bedroht glaubte, zumal da die Engländer seine Absetzung beim Großmogul betrieben, Maratten sich mit ihnen verbanden, auch eine englische Armee von Bengalen aus im Dekan einbrach, eilte, in Madras einen Frieden abzuschließen (23. Febr. 1768), der Heidern um einen großen Strich Landes und Tippo Sahib um die Statthalterwürde im Karnatik brachte. Nach und nach gingen alle die kleinen Plätze zwischen Meisur und dem Karnatik an die Engländer verloren, und als die Armee von Bombay den Hafen und die Stadt Mangalor weggenommen hatte und Bednor mit der Hauptstadt Heidernagar bedrohte, setzte auch Smith seinen Angriff auf Bengelur durch, der von Madras aus mit Kraft vorbereitet ward. Heider eilte nun vor Allem in eigener Person nach Bednor, nachdem er auch die nöthigen Vorsichtsanstalten gegen Smith und Wood, die auf dem Wege bis nach Bengelur hin alle Plätze eroberten, getroffen hatte. Doch ersparte ihm sein Sohn Tippo Sahib die Wiedereinnahme von Mangalor, die dieser in aller Schnelligkeit und mit Gefangennehmung der Garnison bewerkstelligt hatte (März 1768), sodaß er selbst erst einen Tag nach dem Sieg eintraf. Alle diese Bewegungen gingen in unerwarteter Eile vor sich. Binnen Kurzem stand Heider der Armee des Generals Smith wieder gegenüber. Bengelur ward gerettet und Heider verfolgte und beunruhigte die englische Armee, wo er konnte. Seine verschiedenen und zerstreut ausgesandten Corps verbreiteten überall Schrecken und ließen kaum Zeit zur Besinnung, wovon die vollständige Niederlage des Obersten Frischmann, eines Schweizers in englischen Diensten, den schlagendsten Beweis abgab. Selbst Wood fühlte mehrfach die Folgen der plötzlichen Ein- und Anfälle und der Radscha von Tanjore kaufte sich nur durch Tractat und Contribution von einer Verwüstung seiner sämmtlichen Staaten los. Andere Heeresmassen vertrieben die englischen Besatzungen aus den eroberten Plätzen, in Madras wuchs die Besorgniß und Unruhe, und man entschloß sich, Heidern Friedensvorschläge anzutragen. „J'écouterai vos propositions dès que je serai arrivé aux portes de Madras," war die Antwort, und nichts anderes als eine gesteigerte Kriegserklärung. Während sie also an den Vertheidigungsanstalten ihrer Stadt arbeiteten, rückte Heider über Cuddalor und Pondichery bis sieben Lieues vor Madras, erschien von der Seite von St. Thomas, verschwand dann plötzlich, zeigte sich auf der Nordseite der Stadt und schickte eine Botschaft hinein, um die Friedensanträge zu vernehmen. Nach mehrfachen Unterhandlungen verständigte man sich über dieselben am 4. April 1769 (nach Andern am 15. April), zwischen Heidern auf der einen Seite und den Präsidentschaften Madras und Bombay und dem Nizam des Dekan und Nabab von Arcot auf der andern. Letzterer kam vorzüglich schlecht weg, und die Engländer selbst vermieden, die Instrumente dieses Separatfriedens bekannt zu machen. Der mit Bombay konnte erst am 8. Aug. 1770 ratificirt werden, enthielt aber großentheils dieselben Punkte über gegenseitigen Schutz, Achtung der fremden Unterthanen und Besitzungen, Beschützung ihres Verkehrs und ihrer Privilegien; der erste Punkt dagegen, daß dieser Friede mit der englisch-ostindischen Compagnie ein immerwährender sein sollte, ward sehr bald gebrochen und dadurch auch den übrigen alle Kraft genommen. Überhaupt aber scheinen die Engländer es weniger ernst mit demselben gemeint zu haben. Heider kehrte darauf zurück, legte die Streitigkeiten mit den Portugiesen von Goa bei, hatte aber nicht die Zeit, seine Staaten zu organisiren, als auch schon der alte Feind, die Maratten, 1770 bei Chitteldroog, 200,000 Mann stark, in Meisur einbrach. An Vorwande zu dergleichen Einfällen fehlte es diesem Volksstamme nie, und vielleicht ist der Verdacht nicht ungegründet, daß auch jetzt die Engländer ihre Hand im Spiele hatten. Sie verweigerten unter allerhand Entschuldigungen die durch den letzten Frieden garantirte Hilfe; und obwol Heider Abtheilungen der Feinde schlug, sah er sich überall von ihnen umringt, eine einzige Bewegung vorwärts kostete ihm, als er sich wiederum in sein Lager bei Seringapatnam zurückziehen wollte (7. März 1771), fast seine ganze Armee, und nur mit Mühe entkam er selbst und sein Sohn durch die Flucht. Einige Berichterstatter behaupten sogar, er sei leicht verwundet oder gar gefangen worden, habe sich aber losgekauft und nur durch Betrunkenheit aus eigener Schuld diesen ganzen Verlust zugezogen. In Seringapatnam, wohin ihn die Maratten verfolgten, schuf er sogleich eine noch schönere Armee, als die frühere von seinen alten Soldaten, da die Indier keine Gefangene machen, und Heider einen großen Theil der Waffen und Bagage zurückerkaufte. Freund und Feind bewarb sich nun um die Hilfe der Engländer, keiner erlangte sie, da man weder den einen noch den andern sich zu sehr vergrößern und mächtig werden lassen wollte. Zugleich rief der Radscha von Tanjore die Maratten zum Schutze gegen den Nabab von Karnatik herbei, innere Streitigkeiten schwächten ihre Kraft noch mehr, und die günstige Stellung, vermöge welcher Heider ihnen die Zufuhr abschnitt, führte endlich im Julius 1772 den Frieden zwischen ihm und seinen Gegnern herbei, der diesen drei Millionen Rupien und einige Districte in Sera ko-

stete. Heider benutzte jetzt die kurze Ruhe, seine verheerten Staaten durch innere Verwaltung und neue Einrichtungen zu heben, knüpfte Verbindungen mit Frankreich an, von wo er Officiere, Waffen und Munition zu erhalten suchte, besetzte Malabar ganz, nöthigte dem Radscha von Cochin von Neuem einen Tribut ab, und da die innern blutigen Zwistigkeiten unter den Maratten kein Ende nahmen, vertrieb er sie im J. 1774 gänzlich aus seinen Besitzungen, ja er setzte den Kampf gegen sie bis 1779 glücklich fort, eroberte alle die Pässe, durch welche sie gewöhnlich in Sera einbrachen, und unterwarf eine Menge kleiner Staaten, die vorher den Maratten Tribut gezahlt hatten. Er ward Herr des Karnatik-Balaghât, und behielt im Frieden vom J. 1779 alle Eroberungen, von denen die Bruttoeinnahme zu 47 Laks Rupien oder 12 Millionen Franken geschätzt wurde, wogegen Heider alle Jahre 12 Laks zu entrichten versprechen mußte. Den Nabab von Cudapah hob er mit seiner ganzen Familie auf, schickte ihn nach Seringapatnam und zog seine Ländereien ein. Der Streit um Guntoor, das der Nabab Bazálet-Dscheng 1779 an die Engländer abtreten wollte, veranlaßte, weil dies Heidern misfiel, die Verwüstung der Provinzen von Adoni, und das flache Land mußte eine bedeutende Contribution zahlen. Mittlerweile hatten sich auch die Feindseligkeiten zwischen den Engländern und Franzosen bis über Ostindien ausgedehnt; deshalb gingen die aus dem im J. 1778 eroberten Pondichery entkommenen Franzosen und die europäischen Bataillone unter Commando des Herrn de Lallée, die Bazálet-Dscheng auf Antrieb der Engländer aus seinen Diensten entlassen hatte, zu Heidern über, der sie mit offenen Armen aufnahm. Niemals dachte dieser lebhafter daran, die Europäer aus der Halbinsel zu vertreiben als jetzt. Die Engländer hatten sich durch allerlei Intriguen und Umgehung geschlossener Tractate fast alle Nachbarstaaten verfeindet; diese wurden ihnen gegenüber aus Feinden Freunde, und so kam die große Allianz zu Stande, an deren Spitze Heider Alí, die Maratten, der Nizam des Dekan Muhammed Ali Khan und mehre bedeutende Radscha standen. Vorzüglich hatte Heidern die Verletzung seines Gebiets, wie die Besitznahme der französischen Factorei Mahé in Cananor (1778) und der Marsch der Engländer durch das von ihm eroberte Cudapah aufgebracht, und er ergriff deshalb begierig die Gelegenheit, sich zu rächen. Auch kam er seiner Verpflichtung, im Karnatik einzufallen, und ebenso auch die Maratten ihren Versprechungen vollkommen nach, weniger dagegen die andern Alliirten. Eine englische Gesandtschaft von Madras (1779) wurde nicht einmal in Seringapatnam zugelassen, und ihr erst nach langer Zeit eine Audienz gestattet, in welcher Heider den Engländern die Verletzung der Tractate, Habgier und ihre Monopole vorwarf und damit schloß, daß zwischen ihnen weder von Freundschaft noch von einem Tractat die Rede sein könne, und man ihn ferner nicht mehr mit Briefen und Botschaften belästigen solle. Alsbald (im Jul. 1780) brach er auch mit 86,000 Mann (30,000 M. Cavalerie, 40,000 M. Infanterie, 300 europäischen Artilleristen mit 100 Kanonen, ein Corps Franzosen unter Lallée) an drei Orten im Karnatik ein; Dschittor mit seiner herrlichen Bibliothek arabischer und persischer Handschriften, die nach Seringapatnam wanderten, und sich jetzt in der Bibliothèque de la Compagnie des Indes in London befinden, war die erste Beute; eine andere Abtheilung marschirte auf Pondichery los, überall mußten die Städte sich unterwerfen, während man von Madras aus mit vieler Mühe erst am 10. Aug. eine Armee von kaum 6000 Mann zum Entsatze von Arcot absenden konnte. Munro, General derselben, sollte sich mit dem Obersten Baillie vereinigen, der vom Norden her nahte; Heider, um diese Vereinigung zu vereiteln, verließ Arcot und setzte sich zwischen sie. Baillie schlug alle gegen ihn geschickte Heeresmassen siegreich zurück, verlor aber viele Mannschaft und wagte es erst, nachdem er von Munro Verstärkung erhalten, sich mit diesem zu vereinigen (10. Sept.). Heider rückte ihm mit 57 Kanonen entgegen, während er nur zehn hatte, muthig hielten die Engländer das Feuer aus, und ohne eine doppelte unter ihrer Munition erfolgte Explosion wären sie unstreitig die Sieger des Tages gewesen. Mit dem Bajonett in der Hand vertheidigten sie sich, so lange sie konnten, bis sie der Übermacht weichen und sich als Kriegsgefangene ergeben mußten. Munro, der ein ähnliches Schicksal fürchtete, zog sich mit Zurücklassung seiner Bagage und Artillerie über Dschingleput nach Madras zurück, und so blieb vom ganzen Karnatik nichts als die Hauptstadt Arcot zu erobern übrig. Nach zweimonatlicher Belagerung ergab sie sich, ohne daß sie jedoch Heider einer feindlichen Behandlung preisgab (Oct. 1780). Die englischen Besitzungen auf Malabar, wie die Factorei Tellichery, wurden nur mit Mühe gerettet, und ohne die Hilfe, welche der Generalgouverneur von Bengalen, Hastings, unter Sir Eyre Coote, der zugleich Obergeneral der Armee von Madras wurde, schickte, wäre letztere Stadt selbst in Gefahr gerathen. Der neue Feldherr einer nur 7000 Mann starken Armee suchte zunächst mehre Verbündete Heider Ali's sich zu Freunden zu machen, selbst die Portugiesen und Holländer wurden angegangen, aber alle Versuche blieben fruchtlos, und so mußte Sir Eyre Coote, auf seine eigene schwache Kraft vertrauend, den ungleichen Kampf allein wagen. Das Jahr 1781 war ein für ihn glückliches, er zwang den Feind, seine Belagerungen aufzugeben und einen großen Theil des Karnatik ihm zu überlassen. Am 1. Jul. griff er ihn von Neuem bei Portonovo an, Heider wurde nach Arcot zurückgedrängt. Ein abermaliger Sieg bei Perimbakem (10. Aug.) entmuthigte Letztern noch mehr, obwol der blutige Kampf den Engländern viele Tapfere gekostet hatte, und der 27. Sept. hatte den Fall von Dschittor, einer Festung nordwestwärts von Arcot, zur Folge. Nur die Ankunft der französischen Escadre unter dem Helden Suffrein mit französischen Hilfstruppen gab Heidern frischen Muth, und der Winter von 1781 bis 1782 gestattete ihm Vorbereitungen, seine im Carnatic erlittenen Verluste wieder gut zu machen. Dies gelang ihm auch vollständig, Suffrein schnitt den Engländern alle Zufuhr ab, landete unter Duche-

min 2400 Mann, die sich mit Tippo Sahib vereinigten, und da Letzterer am 26. Jan. auch den Obersten Braithwaith am Colerun vollständig geschlagen hatte, war er wiederum bis auf einen sehr kleinen Theil Herr vom ganzen Karnatik. Auch Cuddalor ward am 4. April durch Capitulation genommen, den Franzosen als Waffenplatz übergeben, und bald darauf selbst Pondichery wieder besetzt. Anders sah es dagegen auf Malabar und in Canara aus; der Friede mit den Maratten (17. März 1782) hatte daselbst den Engländern freien Spielraum gemacht und ihre Eroberungen gingen ohne Widerstand von statten. Auch mit den Franzosen kam ein Friede zu Stande, und so sah Heider trostlos alle seine Pläne mit einem Male vereitelt. Seinem Schmerze hierüber machte sein Tod, den ihm ein Geschwür am Nacken (von den Eingeborenen „radjepora ulcère ou bouton royal" und von den Muhammedanern Seratan „Krebs" genannt) zuzog, am 7. Dec. 1782 in Arcot (nach Andern am 10. Dec. bei Arcot) ein Ende. Sein Leichnam ward nach Seringapatnam geschafft und dort am westlichen Ende des großen Gartens beigesetzt. Das Mausoleum, das sich in den Monumens anciens et modernes de l'Hindoustan abgebildet findet, und ihm von seinem Sohne Tippo Sahib errichtet ward, ist von einem schönen Cypressenhain umgeben und erhebt sich etwa 1½ Fuß hoch aus schwarzem Marmor über den Boden. Daselbst ruhen auch jetzt die Überreste seines ebengenannten Sohnes und seiner Gemahlin. Die Grabmale sind auf Kosten des englischen Parlaments mit Decken von kostbarem Zeuche belegt, und über jedem befindet sich ein Baldachin. Das ganze prachtvolle Gebäude mit seiner Kuppel ruht auf schwarzen Marmorsäulen, die eine ausgezeichnete Politur haben. Nicht weit davon an einer Terrasse befinden sich auch die Grabmale mehrer treuer Diener beider Helden.

Heider Ali hinterließ zwei Söhne, Feth Ali Khan, gewöhnlich Tippo Sahib genannt, und Kerim Khan. Ersterer war Erbe seiner großen Eigenschaften und seines Reiches, das mit Ausschluß des Karnatik 27,000 □M. umfaßte und 50 Millionen Franken jährliche Revenuen einbrachte. Überdies waren im Schatze mehre Millionen vorhanden und das Reich erfreute sich zum Theil eines blühenden Zustandes. Heider hatte, wo er konnte, Handel und Industrie befördert und gepflegt, unparteiisch Recht geübt und in allen seinen Anordnungen ungewöhnlichen Scharfsinn und große Weisheit kundgethan. Er war groß als Held, aber auch nicht weniger groß als Mensch. Seine Thätigkeit verbreitete sich über alle Zweige der Verwaltung, unter seinen Truppen herrschte europäische Disciplin, und er selbst konnte nur auf kurze Zeit grausam aus Politik sein. Überall bemühte er sich, seine Staatsverwaltung zu verbessern und zu europäisiren, und Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe galten ihm mehr als Gelehrsamkeit und Talente. Gegen die fremden Nationen war er im Handel und Wandel ebenso duldsam wie in der Religion, nur mußten sie sich den Landesgesetzen unterwerfen; er eiferte gegen barbarische Sitten und Gebräuche und verbot das Verbrennen der indischen Frauen. Er hob den Unterschied der Kasten auf Malabar auf und gestattete Gewerbsfreiheit. Seine Armee organisirte er soviel thunlich ebenfalls auf europäische Weise, und da er wegen seiner Heftigkeit in seiner Jugend weder schreiben noch lesen lernte, verdient er um so größere Bewunderung, wie er, umringt von tausend Schwierigkeiten, durch sich allein das werden konnte, was er wurde. Seine bedeutende Körperstärke bei nur fünf Fuß sechs Zoll Größe hinderte ihn keineswegs in seiner Thätigkeit und trotzte allen Beschwerden. Seine Gesichtszüge, seine kleine aufgestutzte Nase, seine dicke Unterlippe traten um so mehr hervor, als er keinerlei Bart trug. Seine Kleidung war einfach und schmucklos, und sein Betragen offen und Zutrauen erweckend. Verstellung war ihm fremd und der Zutritt zu ihm stets frei. Sein Gedächtniß half ihm über alle Mängel seiner Erziehung hinweg; er fragte, antwortete, dictirte und ließ sich vorlesen, Alles zu gleicher Zeit; während er auf Schauspieler, Sänger und Tänzer zu achten schien, entschied er in demselben Augenblicke die wichtigsten Angelegenheiten. Hatte er Ruhe, so schlief er nicht länger als sechs Stunden, expedirte die angekommenen oder abzusendenden Depeschen, und gestand sich bisweilen zwei Stunden zu seiner Toilette zu. Um neun Uhr ging er zur Tafel, trat auf den Balcon, ließ sich von seinen Elephanten begrüßen und von seinen Tigern besuchen. Um 10½ Uhr betrat er das Audienzzimmer, und nahm die eingegangenen Bittschriften entgegen, während 30 bis 40 Secretaire unaufhörlich thätig waren. Eine Art Post mit Controle des Abganges und der Ankunft besorgte überall hin die Befehle, und die Audienz ward gegen drei Uhr aufgehoben, wo sich der Fürst zur Mittagsruhe begab, bis um 5½ Uhr die Geschäfte von Neuem begannen oder Truppen manövriren mußten. Am Abend 6½ Uhr stellten sich die Minister, die Großen des Reichs und der junge Adel ein, eine Komödie ward von Weibern aufgeführt von 8—11 Uhr, und durch Tanz und Gesang unterbrochen, während Heider sich mit den Ministern oder Gesandten unterhielt oder auch Geschäfte abthat. Hofpoeten und Erfrischungen fehlten nicht und überall herrschte Fröhlichkeit und Ungezwungenheit. Um 11 oder 12 Uhr verfügte sich Heider mit seinen Freunden und Verwandten zur Tafel, und die übrigen Gäste entfernten sich. Diese Tagesordnung in Friedenszeiten unterbrachen bisweilen Jagden, Revüen oder Spaziergänge, wo überall den milden Fürsten dieselbe Liebe begleitete *). (*Gustav Flügel.*)

Hydernaggur, s. **Bednore**.

Hyderoncus, s. **Hydatoncus**.

HYDEROS (ὕδερος), **HYDERUS** (ὑδερούς von ὕειν, naßmachen, regnen), Affectus hyderodes, eigentlich jede Wasseranhäufung im Körper, besonders aber

*) Die hier benutzte Literatur s. in der Biographie universelle unter Hyder Ali, und das Leben Hyder Ally's, Nabobs von Mysore, aus dem Franz. von Sprengel. 2. Th. (Halle 1784 und 1786).

die Hautwassersucht, der leukophlegmatische Zustand, wie es auch von Galen gebraucht wird. (*Wiegand.*)

HYDISSA, Ὑδισσα bei Ptolemäus, Ὑδισσὸς (Hydissus) bei Steph. Byz., eine Stadt im Innern der kleinasiatischen Landschaft **Karien**, deren Einwohner Plinius (H. N. V, 29) **Hydissenses** nennt, und welche vom **Hydissos** ihren Namen haben soll. (*R.*)

HYDISSOS, ein Sohn Bellerophons und Asteria's, welcher der Stadt Hydissos im innern Karien den Namen gegeben haben soll *). (*Schincke.*)

HYDNOCARPUS *Vahl.* Symb. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rhamneen und der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe (nach *W.* Sp. pl. aus der zweiten Ordnung der 23. Classe), deren Charakter folgender ist: Polygamische Blüthen; ein fünfblätteriger Kelch; die Corollenblättchen, welche mit den Kelchblättchen alterniren, haben an der Basis Nektarschüppchen; die Frucht ist eine kugelige Beere, an deren Wänden die Placenten sitzen; die Samen sind runzelig. Die einzige bekannte Art, H. inebrians *Vahl* Symb. (H. venenata *Gärtn.* de fruct. I, t. 60. f. 3) ist ein auf Ceylon wachsender Baum, mit abwechselnden, ablangen, gesägten, unbehaarten Blättern und vielblumigen Blüthenstielen. Die Früchte sind berauschend, und werden von gewissen Fischen gefressen, welche man, obschon sie sonst sehr gesucht sind, um die Zeit der Reife dieser Früchte nicht fängt, weil sie, dann gegessen, Übelkeit und Brechen erregen. S. *Burm.* Thes. zeyl. p. 30. (*Sprengel.*)

HYDNOPHORA *Fischer* (Zoophyta). Eine in dem Museum Demidoff. Moscou 1806 aufgestellte Corallengattung mit folgenden Kennzeichen: Ein steiniger, krustenartiger Polypenstamm, welcher eine zusammengehäufte oder lappig ausgebreitete Masse bildet, die etwas blattähnlich; auf der Oberfläche stehen zerstreut blätterige Sterne, mit festem pyramidalem, mehr oder weniger erhabenem Mittelpunkte. Die Gattung gehört in die Verwandtschaft der Madreporen, und Lamouroux zählt dieselbe zu **Monticularia**. Als Typus führt Fischer H. Demidovii auf, und bildet dieselbe a. a. O. Taf. 4 ab. Außerdem zählt er noch zu dieser Gattung Madrepora aspera und exesa Solanders. (D. *Thon.*)

Hydnophora *Fisch.*, s. Monticularia *Lamck.*

Hydnophytum *Jack.*, s. Lasiostoma *Schreb.* (L. Formicarum *Spr.*).

HYDNORA. Eine merkwürdige Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 16. Linné'schen Classe und nach R. Brown, nebst Rafflesia und Cytinus eine eigene Familie (Cytineae *Brongniart*, Rafflesieae *R. Br.*) bildend, nach Ernst Meyer zu den Asarinen, nach Sprengel zu den Cereen, nach Andern zu den Cucurbitaceen gehörig. Den Namen gab ihr zuerst Thunberg (Vetensk. Akad. Handling. 1775. p. 69, 1777. p. 144. t. 4) wegen der Ähnlichkeit der ihm zuerst bekannten ersten Art mit einem Pilze (ὕδνον, Trüffel). Ein Jahr später (1776) beschrieb sie Erik Acharius in einer unter Linné's Vorsitze vertheidigten Dissertation unter dem Namen Aphyteia (s. d. Art.). Eine genauere Kenntniß dieser Gattung verdanken wir einer Abhandlung E. Meyers. Char. Die Blume groß, fleischig; der corollinische Kelch (das Perianthium) röhrig, außen warzigschuppig; die Röhre mit dem Fruchtknoten verwachsen; der Same dreitheilig (nach Thunberg zuweilen viertheilig); die Fetzen lösen sich an der Spitze selten oder nie von einander, und sind innen kissenartig; zahlreiche (gegen 70) Staubfäden sind auf dem Fruchtknoten eingefügt und zu einem fleischigen, dreilappigen Ringe verwachsen; die Antheren fest mit den Staubfäden verwachsen, zweifächerig, die Fächer öffnen sich nach Innen; der Fruchtknoten trägt die große kissenförmige, dreieckige, dreifurchige Narbe; die Eierchen sind auf dem unterhalb der Narbe, im Innern des Fruchtknotens, herabhängende Mutterkuchen auf- oder eingewachsen; die Frucht ist eine fast kugelige, mit Rindensubstanz umgebene Beere; die zahlreichen Samen sind klein, mit Eiweißkörper gefüllt, in welchem der Embryo nicht unterschieden werden konnte. Die beiden bekannten Arten kommen am Vorgebirge der guten Hoffnung auf der großen Carroebene parasitisch auf den Wurzeln von Euphorbia-Arten wachsend vor, und sind blattlose, pilzartige, fast ganz von dem sie umgebenden Sande bedeckte Gewächse. Die holländischen Colonisten kennen sie unter dem Namen Jackalskost oder Wilde Granat, die Hottentotten, welche sie Kanip oder Kanimp nennen, essen sie trotz ihres widrigen Geruchs. 1) H. africana *Thunb.* (l. c., Aphyteia Hydnora *Er. Achar.* l. c. t. 1, *Nees* Pilzsyst. Titelkpfr., H. a. *E. Meyer* in Nov. act. nat. cur. tom. XVI. pars II. p. 775. t. 58) schmuzig braunroth, klebrig-höckerig, gegen drei Zoll lang und über einen Zoll dick; die Wurzel vierkantig, die Röhre drehrundlich; die Fetzen des Perianthiums häutig-gewimpert, zugespitzt, mit zuletzt freien Spitzen; die Spitzen der Antheren gekrümmt. 2) H. triceps *Drège* et *Meyer* (l. c. p. 779. t. 59, Aphyteia multiceps *Burchell* voyag.? *Sprng.* syst. III. p. 18), ein wenig größer als die vorige Art; die Röhre oberhalb dreikantig; die Fetzen des Perianthiums am Rande nackt, oberhalb breit und verwachsen; die Antheren grade. Bei dieser Art hat Meyer neun Bündel von Spiralgefäßen beobachtet. (*Sprengel.*)

HYDNUM *L.* (Stachelschwamm). Eine Gewächsgattung aus der Gruppe der eigentlichen Schwämme (Fungi), der natürlichen Familie der Pilze, welche ihren Namen eigentlich mit Unrecht führt, da ὕδνον der alten Griechen unsere Trüffel (Tuber cibarium) ist. Die Gattung Hydnum wird charakterisirt durch eine stachelige Schlauchlage. Von den hierher gehörigen Arten sind mehre eßbar.

I. Hydna mit einem Strunk, welcher in der Mitte des Hutes steht: 1) H. sublamellosum *Ball.* (*Champign.* t. 453. f. 1), haufenweis beisammenstehend, weißlich, mit fleischigen, hin und hergebogenen, zusammenfließenden Hüten und ebenen, blättrigen, zusammengedrehten, weißlichen Zähnen des Hutes. Wächst in Kie-

*) *Steph. Byz.* unter Hydissos und *Ptolem.*

fernwäldern an der Erde. (Sistotrema confluens *Pers.* Syn.) 2) H. imbricatum *L.* Fl. suec., mit fleiſchigem, ebenem, würfelig-ſchuppigem, umberfarbenem Hute, ſtacheligen, aſchgrauen Zähnen und kurzem Strunk. Ebenda. Abb. Fl. dan. t. 176 und 1500 (H. cervinum *Pers.* Observ. mycol., squarrosum *Nees* Syst. f. 240). 3) H. subsquamosum *Batsch* (Elench. f. 43), mit niedergedrücktem, ungleichem, fleiſchigem, zerbrochen-ſchuppigem, meiſt gegürteltem, roſtrothem Hute, weißlichen Stacheln und dickem Strunk. Ebenda. (H. squamosum *Bull. Champ.* t. 409, imbricatum *Schum.* Saell.) 4) H. laevigatum *Sw.* Act. holm., mit fleiſchigem, faſt ausgeſchweiftem, runzeligem, ungegürteltem, rothbraun-aſchgrauem Hute, weißlich-aſchgrauen Stacheln und ungleichem, glattem Strunk. Ebenda. Abb. *Michel.* Gen. t. 72. f. 1 (H. imbricatum *Vill. Delphin.*, pulvinatum *Schultz.* Stargard). 5) H. fuligineo-album *Schmidt* mycol. Heft., haufenweis beiſammenſtehend, mit fleiſchigem, niedergedrücktem, lappig-unförmlichem, weißlich-roſenrothem Hute, weichen, weißen Stacheln und dickem, rußfarbenem Strunk. In Kiefernwäldern Sachſens. 6) H. candidum *Schmidt* l. c., mit conver-ebenem, fleiſchig-gallertartigem, glänzend weißem Hute, ziemlich dicken, glasfarbenen Stacheln und dickem, knolligem, weißem Strunk. In Buchenwäldern. 7) H. repandum *L.* Fl. suec., mit fleiſchigem, ziemlich unbehaartem, ausgeſchweiftem, gelblich-braunrothem Hut und ungleichen Stacheln, welche, wie der unförmliche Strunk, weißlich ſind. In Wäldern. Abb. Fl. dan. t. 310 (H. flavidum und rufescens *Schäff.* Ic. t. 318 u. 141, imbricatum *Bolt.* Hist. t. 88, carnosum und clandestinum *Batsch.* Elench. f. 136 u. 44, medium *Pers.* Obs., rufescens *Pers.* l. c., repandum *Bolt.* Hist. t. 88). Dieſes Hydnum wird unter dem Namen Stoppelpilz an einigen Orten verſpeiſt [1]). 8) H. violascens *Alb.* et *Schwein.* Consp., mit fleiſchig-faſerigem, ausgeſchweiftem, filzigem, ſchmuzig-violettem Hute, gleichweißen Stacheln und ungleichförmigem Strunk. Ebenda. 9) H. infundibulum *Sw.* Act. holm., mit trichterförmigem, glattem, fleiſchigem, zähem, kaſtanienbraunem Hute, mit hin und hergebogen-gefaltetem Rande, gleichen, weißen, zuletzt braunen Stacheln und ungleichförmigem Strunk. In Kiefernwäldern. Abb. Svensk bot. t. 4. 10) H. suaveolens *Scop.* Carn., mit ebenem, runzeligem, klebrigem, lederartigem Hute, violetten Stacheln und kurzem, dickem Strunk. In Krain. Riecht wie Lavendel. H. coeruleum *Hornem.* (Fl. dan. t. 1374. H. suaveolens *Alb.* et *Schwein.* Consp., pullum *Fr.* Obs.), iſt eine Abart mit mehr converem, ſchön kornblumenblauem Hute, deſſen Mitte filzig und weißlich iſt, und der mit dem an der Baſis braunrothen Strunke zuſammenfließt. Dieſe Abart, welche einen ſchwächern Geruch hat als H. suaveolens *Scop.*, wächſt in der Lauſitz, in Schweden und Norwegen. 11) H. fraceolens *Brot.* Fl. lusit., mit niedergedrücktem, korkig-ſchwammigem, zottigem, riſſigem, grünlich-ziegelrothem, dann braunrothem Hute, gleichfarbigen Stacheln und ſehr kurzem Strunk. In Portugal in Kiefernwäldern. 12) H. compactum *Pers.* Syn., mit korkigem, wellenförmigem, filzigem, olivengrün-aſchgrauem, innerhalb braunrothem und blaubuntem Hute, kaſtanienbraunen Stacheln und ſehr kurzem Strunk. In Kiefernwäldern. (H. floriforme *Schäff.* Icon. t. 146.) 13) H. aurantiacum *Sw.* Act. holm., mit korkigem, bügeligem, faſt filzigem, wie der dicke, knollige Strunk, pommeranzenfarbenem Hut und weißen Stacheln. Ebenda. Abb. *Batsch* Elench. f. 222, Fl. dan. t. 1439. 14) H. ferrugineum *Fr.* Obs., mit korkigem, weichem, zottigem, niedergedrücktem, roſtrothem Hute, gleichfarbigen Stacheln und verlängertem Strunk. Ebenda. (H. striatum *Schäff.* Icon. t. 271, hybridum *Bull. Champ.* t. 453. f. 2.) [2]) 15) H. cinereum *Bull.* (*Champ.* t. 419), mit korkig-lederartigem, ausgeſchweiftem, feinbehaartem, wie die Stacheln aſchgrauem Hut und dickem, bauchigem, innerhalb roſtrothem Strunk. In Kiefernwäldern in Frankreich. 16) H. nigrum *Fr.* Obs., mit korkig-lederartigem, filzigem, ungegürteltem, blau-ſchwarzem, innerhalb, wie der Strunk, ſammetſchwarzem Hut und weißlichen Stacheln. In Kiefernwäldern. Abb. *Michel.* gen. t. 72. f. 5. (H. pullum *Sw.* Act. holm., corrugatum und melaleucum *Fr.* Obs. ſind Abarten.) 17) H. velutinum *Fr.* Syst., mit trichterförmigem, faſt lederartigem, zottigem Hut und filzigem, wie die Stacheln roſtrothem Strunk. Ebenda. Abb. *Michel.* gen. t. 72. f. 4. 18) H. cyathiforme *Bull.* (*Champ.* t. 156), haufenweis beiſammenſtehend, mit lederartigem, faſt trichterförmigem, geſtreiftem, gegürteltem, ziemlich unbehaartem Hute, roſtrothem Strunk und rothbräunlichen Stacheln. In Wäldern. (H. concrescens *Pers.* Syn., zonatum *Batsch* Elench. f. 224, scrobiculatum *Fr.* Obs., connatum *Schultz.* Starg.) 19) H. tomentosum *L.* Fl. suec., haufenweis beiſammenſtehend, mit lederartigem, faſt trichterförmigem, zottigem, bräunlich-aſchgrauem Hute, deſſen Rand wie die Stacheln weiß iſt, und mit dickem, kurzem, kaſtanienbraunem Strunk. Ebenda. Abb. Fl. dan. t. 1020. f. 2. (H. cyathiforme *Schäff.* Icon. t. 139.) 20) H. canum *Schwein.* Fung. carol. (in Act. Soc. nat. cur. Lips.), weißlich-aſchgrau, mit fleiſchigem, unbehaartem Hut und verlängerten Stacheln und Strunk. An mooſigen Orten in Carolina.

II. Hydna mit ſeitlichem Strunk: 21) H. Auriscalpium *L.* Fl. suec., mit faſt lederartigem, nierenförmigem, gegürteltem, wie der dünne Strunk zottigem,

1) Das H. repandum beſteht, nach Braconnot, aus Fungin, Thierleim, Schwammzucker, wallrathähnlichem Fette, braunem Fettöl, einer flüchtigen Schärfe, Kali in Verbindung mit der Säure des Pfefferſchwammes (Agaricus piperat.), und mit Pilzſäure, Eſſigſäure, Phosphorſäure und Salzſäure. (*Th. Schreger.*)

2) Das H. hybridum enthält, nach Braconnot, Fungin, Eiweißſtoff, Thierleim, Schwammzucker, bläulichrothen Farbeſtoff, der ſich durch Kalien grünt, und in der Siedhitze zerſetzt, wallrathartiges Fett, braunes Öl, und pilzſaures, eſſigſaures, phosphorſaures und ſalzſaures Kali. (*Th. Schreger.*)

Auf Baumstämmen. (Sistotrema obliquum *Alb.* et *Schwein.* Consp.) S. *Spr.* Syst. IV, 479. H. bienne *Cand.* ist Daedalea biennis *Fr.*, H. parasiticum *L.* (decipiens *Schrad.*) = Boletus abietinus *Dicks.*, H. Cerasi *Cand.* = Boletus mucidus *Pers.*; H. Hystrix *Fr.* (Echinus *Fr.*, Hericium hystericinum *Pers.*), coralloides *Scop.* (crispum *Scop.*, ramosum *Bull.*, abietinum *Schrad.*, muscoides *Schum.*), und Caput Medusae *Pers.* gehören zu der Gattung Merisma *Pers.*; und H. calvum *Alb.* et *Schwein.* zu Isaria *Pers.* (*Sprengel.*)

HYDRA oder Sydra, vielleicht das alte Aristera, Insel auf der Nordostseite von Morea, nur durch die zwei Meilen breite Meerenge Dramtidra von dieser Halbinsel getrennt. Sie hat einen Flächenraum von 1,80 □Meilen, und liefert auf ihrer felsigen Oberfläche nur Weide für eine kleine Heerde von Schafen und Ziegen; auch fehlt ihr Wasser, mit Ausnahme des in Cisternen gesammelten. Aber ihre 50,000 griechischen Einwohner (1827 waren nach öffentlichen Nachrichten nur 11,515 Eingeborne und 3177 Fremde hier) gehören zu den thätigsten dieses Volksstammes, und nähren sich fast nur von Schiffahrt und Seehandel. Sie haben über 350 Handelsschiffe, worunter 120 Schiffe von 150—170 Tonnen, mit denen sie den Frachthandel im mittelländischen Meere treiben und ihre Geschäfte bis nach Nordamerika führen. Sie bringen die griechischen Producte nach andern Häfen des Mittelmeeres, und führen von hier die nach der Levante bestimmten Colonial- und Manufacturwaaren zurück; auch bringen sie das zu Odessa eingekaufte Getreide in diese Häfen. Ihre Schiffe nehmen ihre Ladungen in Ägypten, Ismir, Anadoli, Morea, Tirhala, Saloniki und Enos ein, und gewinnen von denselben bei einem leichten Absatz im westlichen Theile des mittelländischen Meeres gewöhnlich 40—50 Procent. Daher der Reichthum der Einwohner, die zur griechischen Diöcese von Ägina gehören, und 1827 das repräsentative System einführten, indem jedes der 51 Kirchspiele zwei Abgeordnete zur Generalversammlung schickte; der Demogeronten sind vier. Vor der Revolution erhielten die Osmanen hier ihre besten Matrosen und Seesoldaten. Die gleichnamige Stadt 41° 10′ Länge, 37° 20′ 33″ n. Breite auf der Südseite der Insel ist pyramidalisch auf Felsen hinangebaut, und ist eine der schönsten Städte des Orients, ganz von Steinen gebaut, mit reinen und gepflasterten Straßen, netten Häusern, über 20,000 Einw. und 50 griechischen Kirchen, wovon zwei Marmorthüren haben. Der nicht große aber tiefe und sichere Hafen bildet einen Halbmond. Bei ihm stehen eine Börse, wo alle Handelssachen abgemacht werden, ein auf europäische Art eingerichtetes Kaffeehaus und große Waarenmagazine. Die Einwohner unterhalten Baumwoll- und Seidenweberei, Seifensiederei, Gärberei ꝛc., aber vorzüglich Seefahrt und Handel. Auch sind hier eine höhere Unterrichtsanstalt, in der auch das Altgriechische gelehrt wird, mehre Elementarschulen und seit 1816 auch eine Handels- und Schiffahrtsschule*). (*Stein.*)

*) S. Koray, über die Insel Hydra und die Hydrioten in den Allg. geogr. Ephem. XXVII. S. 286 fg.

HYDRA *Linné* (Zoophyta), Armpolyp. Eine Gattung aus der Familie Hydrinae, welche Bory de St. Vincent, sowie Cuvier Polypus nennen. Es machte auf sie zuerst im J. 1703 Leuwenhoek in den Philosophical Transactions n. 283 und 288 aufmerksam, genauer beobachtete sie indessen erst Trembley (Mémoires pour servir à l'hist. d'un genre des Polypes d'eau douce. 1744. 4.). Er fand sie in Holland in einem Teiche mit Wasserpflanzen, und hielt sie Anfangs auch für solche. Um sie zu beobachten, hatte er ein Glas mit denselben in sein Fenster gestellt, und bemerkte an einem Stengel einen grünen Polypen fast unter einem rechten Winkel ansitzend, der mit seinen Armen der Samenfeder einer Sternblume glich. Er sah die Arme sich bewegen, ähnlich den Blättern der Sinnpflanze; sowie er aber am Glase rüttelte, zog sich der Polyp zusammen und erschien als ein kleines grünes Körnchen, das aber bald seine Arme wieder ausstreckte. Er entdeckte nach und nach mehre in seinem Glas, und bemerkte ihr eigenthümliches Fortschreiten, welches dem der sogenannten Spanneraupen oder auch der Blutegel gleicht, sowie, daß sich die Polypen immer an die Seite des Glases setzen, welche dem Lichte zugekehrt ist. Er machte dann mit der grauen Art Versuche, und schnitt einen Polypen mitten entzwei. Schon am andern Tage sah er das vordere Stück mit den Armen wieder herumkriechen, und später, am neunten Tage, bemerkte er, daß das hintere erst drei, dann wieder zwei, dann noch drei Spitzen trieb, welche zu vollständigen Armen wurden. Auch sah er, wie aus der Seite des alten Polypen ein junger herausproßte, gleich den Ausläufern einer Pflanze. Dennoch wagte er es noch nicht, sie für Thiere zu halten, bis Reaumur in Paris, dem er einige schickte, sie dafür erklärte. Übrigens sind seine Beobachtungen so genau, daß neuere Beobachter fast nichts haben zusetzen können. Diese Thiere finden sich in stehenden süßen Wässern fast überall in ganz Europa und sitzen meist an Wasserpflanzen, weshalb man sie leicht erhalten kann, wenn man eine Partie von diesen ausschöpft und in Gläser bringt. Sie sitzen mit dem armlosen Ende fest, können sich aber losmachen, und schreiten dann mit dem Armende und dem andern spannend fort. Die Arme bewegen sie in der Regel langsam nach allen Richtungen, doch schnellen sie dann und wann heftig mit einem einzelnen. An der grünen Art sind die Arme kurz und stehen deswegen meist grade, während die längern anderer Arten herabhängen. Wie die Arme so kann sich auch der Leib verlängern, verkürzen, verdicken und verdünnen, und in jeder Richtung bewegen. Die Polypen können lange, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, leben, wenigstens was mit bloßen Augen sichtbare betrifft, denn es mögen wohl eine Menge Infusorien mit zu ihrer Nahrung gehören. Die gewöhnlichste Nahrung der braunen Art ist die Rüsselnaide (Nais proboscidea), welche mit ihnen oft in großer Menge in denselben Gewässern lebt und oft ganz verschluckt wird, sodaß man sie noch in dem Leibe des Polypen liegen sieht. Auch von Wasserflöhen (Daphnia) nähren sie sich und verschlucken deren oft eine große

Menge. Sie gehen sogar an die Larven der Phryganien, und selbst an kleine, nur wenige Linien lange Fischchen. Ja es kommt sogar vor, daß einer den andern theilweise oder selbst ganz verschluckt, jedoch kommt der Verschluckte unversehrt wieder zum Vorscheine. Die Verdauung dauert etwa einen halben Tag, die Überbleibsel der Nahrung werden durch den Mund wieder ausgeworfen, die Farbe derselben aber geht in den Körper des Polypen mit über. Sie müssen ein eigenes Gefühl, denn die Augen mangeln ihnen, für die Nähe ihrer Nahrung haben, da sie sich nach derselben hinbewegen. Wenn sie lange fasten müssen, werden sie kleiner, dagegen aber füllen sie sich auch wieder durch Nahrung stark an. Sie leben immerhin ein Paar Jahre, zerfließen aber mitunter von selbst und werden von einem Infusionsthierchen (Cyclidium pediculus) nicht blos sehr geplagt, sondern manchmal sogar aufgerieben. Dagegen dienen sie andern Wasserthieren, z. B. Fischen, oder auch nur Wasserkäfern, nicht zur Nahrung. Gegen das Frühjahr beginnt die Fortpflanzung durch Austreiben von Keimen, welche oft schon in einem Tage zu einem vollständigen Thiere, nur mit weniger Armen, ausgebildet sind und sich dann von dem alten loslösen. Man kann bemerken, daß das Junge genau mit der Leibeshöhle des alten in Verbindung steht (was indessen van der Hoeven widerstreitet), indem die von ihm eingenommene Nahrung in den Mutterstamm übergeht und umgekehrt. Die Polypen sind dabei sehr fruchtbar, indem ein einziger binnen zwei Monaten über 40 Junge hervorbringen kann, auch treiben die Jungen oft schon wieder andere, während sie noch am Mutterleibe sitzen. Man bemerkt durchaus nichts von irgend einer Paarung, und Trembley sah immer abgesonderte Junge sich bis in die siebente Generation fortpflanzen. Es entstehen auch neue Polypen, indem die ältern durch eine Einschnürung sich in zwei Theile theilen; das Auswachsen neuer Knospen wird dadurch nicht gehindert, daß man dem Mutterstamme die Arme abschneidet, überhaupt wird jedes zerschnittene Stück wieder ein ganzes Thier. Man kann den Polypen ganz umstülpen, und er lebt ebenso gut fort. Hat man auf diese Weise ein Junges in ihn hineingebracht, so stülpt sich dieses von selbst um. Mitunter stülpt sich dieses Thier halb oder ganz um, und es entstehen daraus eine Menge Misbildungen und noch mehr, wenn man etwa zwei Polypen ineinander schiebt, die mitunter zusammenverwachsen, theils sich wieder durch Herausbohren trennen *). Ehrenberg bemerkt über diese Gattung in den Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften aus dem J. 1832 noch Folgendes: Der Mund und die einfache Magenhöhle sind offen, dieselbe Öffnung dient sowol zur Aufnahme der Speise als zum Auswerfen der Excremente. Der Körper und Schwanz bestehen aus einem Gefäßnetz und sind mit Körnern (Drüsen?) gefüllt, die Arme oder Tentakeln überdies mit Saugwarzen besetzt, aber nicht gefranzt. Zwischen den Tentakeln konnte eine Öffnung nicht wahrgenommen werden. Nur in dem Schwanztheile finden sich undeutlich zerstreute, in der Körperhülle liegende sprossende Organe, welche von Zeit zu Zeit anschwellen und nach Außen Warzen erzeugen, welche entweder in ein vollkommenes unfruchtbares, mit Tentakeln versehenes Junges sich entwickeln oder in eine rohe tentakellose, abfallende Eier enthaltende, Kugelform übergehen. In Afrika und Arabien suchte Ehrenberg vergeblich nach Arten dieser Gattung. Die Kennzeichen gibt Bory de St. Vincent (Encyclop. méthodique. Zoophytes p. 631) folgendermaßen an: Der Körper sehr contractil, kegelförmig, hinten dünner, gebildet aus unregelmäßig zusammengehäuften Moleculen in einem dicken Mucus ohne Haut, einen Nahrungssack bildend, dessen Öffnung am Rande mit einem einfachen Tentakelkranz umgeben ist. Ehrenberg a. a. O. dagegen: quirlförmig unter der Mundöffnung stehende Tentakeln, Fortpflanzung durch Sprossen, die oft geschlechtlos, seltener weiblich oder Zwitter sind (die Polypen frei, durch ihre Brut ästig, aber nicht strauchartig). Man kennt nur folgende vier Arten dieser Gattung.

1) H. viridis (Rösel, Insectenbelustigung. t. III. pl. 83. f. 1 a—f et 6. pl. 89. f. 6—8. (4. excl.) Hydra viridis. *Gmel.*, Syst. Nat. VIII. tom. I. p. 38. *Lam.*, Anim. sans vert. tom. 2. p. 60. Encycl. III. Vers. pl. 66. f. 4—8. (1—3 excl.) Hydra viridissima. *Pall.*, El. Zooph. p. 31. n. 3. Polype de la troisième espèce. *Bak.* Polyp. trad. fr. p. 26. pl. IV. f. 7. Polype de la première espèce. *Trembley*, pl. 1. f. 1). Als Kennzeichen dieser Art stellt Ehrenberg auf, die hochgrüne Farbe, die nur einen halben Zoll betragende Körperlänge und die blässern Tentakeln, welche kürzer als der ausgestreckte Körper. Es ist diejenige, welche Leuwenhoek schon bekannt war, und von Trembley näher beobachtet wurde. Man trifft sie in stehenden Gewässern an, theils an den Wurzeln der Wasserlinsen, theils an dem unter dem Wasser stehenden Stengel der Wassergräser und anderer Wassergewächse. Wenn der Körper ganz ausgestreckt ist, mißt er 5—6 Linien im stärksten Durchmesser, d. h. vorn höchstens ¼ Linie. Bei größter Zusammenziehung nimmt er eine kugelförmige gleichsam gestielte Gestalt an. Gleichmäßig hinten und vorn verschwächt endigt er in eine Spitze. Die Zahl der Tentakeln steigt von drei zu zehn, meistentheils sind acht vorhanden, doch findet man auch einzelne Individuen, welche deren zwölf haben. Diese Tentakeln oder Arme, kürzer als das Thier, erscheinen mitunter gegen ihre Spitze etwas erweitert und verlängern sich kaum über drei Linien. Im Zustande der Ruhe hält sich der Polyp oft in einen rechten Winkel geöffnet, nämlich in der Ebene der Mundöffnung, ein andermal stellt er sie trichterförmig zusammen. Obwol sie von einem mehr oder weniger schönen tiefen Grün sind, wie der Leib des Polypen, so erscheinen sie doch heller durch einen schmalen durchscheinenden Saum, welcher einen jeden einzelnen Arm umgibt. Die grünen Armenpolypen sind hinsichtlich ihrer Bewegungen die lebhaftesten, da

*) Mehr findet man über diese wunderbaren Thiere außer dem angegebenen Werke besonders in Rösels Insectenbelustigungen. 3. Th. (1756). Schäfers Armpolypen. (1754. 4.)

die Länge ihrer Arme ihnen dabei nicht im Wege ist. Bory de St. Vincent will bemerkt haben, daß sie die Wasserflöhe eben nicht liebten, sondern mehr grüne Infusorien und überhaupt die sogenannte Priestley'sche grüne Materie vorzogen, und daß auch ihre Farbe sich nach der Nahrung änderte, so, daß sie ganz blaß wurden, wenn diese fehlte.

2) H. oligactis *Pallas* (Elenchus Zooph. p. 29. n. 1. Polypus Megalochirus *Bory de St. Vincent.* Encycl. p. 635. Rösel a. a. O. 84—87. Hyd. fusca. *Gmelin* Syst. Nat. ed. 13. p. 3870. Encycl. planch. 69. f. 1—9. *Lamarck* Anim. s. Vert. II. p. 6. n. 3 [excl. syn. Ellisii]. *Trembley* l. c. pl. 1. f. 1—4 u. 6. pl. 2. f. 1—4. pl. 3. f. 11. pl. 5. f. 1. pl. 6. f. 3—6, 9, 10. pl. 7. f. 3—5, 8. pl. 8. f. 8—11. pl. 9). Der braune Armpolyp. Kennzeichen (nach Ehrenberg a. a. O): Bräunlich, zollang, 2—8 Tentakeln, welche viel länger sind als der ausgedehnte Körper. Es ist diese die größte aller Arten. Ihre Farbe ändert aus dem Graulichen ins Gelbbräunliche ab. Sie ist selten unter einem Zoll lang und erreicht mitunter eine Länge von zwei Zoll. Das vordere Ende ist kopfförmig angeschwollen, die Mundöffnung aber weniger erweitert als bei der vorigen Art, nichtsdestoweniger aber einer großen Ausdehnung fähig, das hintere Ende ist im Gegentheile sehr dünn, gleichsam ein zugespitzter Schwanz und läuft nicht wie bei den andern Arten in eine zwiebelförmige Anschwellung aus, sodaß das Thier, wenn es sich anheftet, dies nicht mit der Spitze selbst, sondern mit der Seite derselben thut, die sich etwas krümmt. Bei der Zusammenziehung bemerkt man diesen Schwanz etwas deutlicher, und der Körper, der alsdann eiförmig oder kugelig erscheint, von der Größe einer kleinen Erbse, bekommt dann ein gestieltes Ansehen. Die Arme, deren meist sechs vorhanden sind, seltener acht, sind an ihrer Wurzel etwas stark, nach der Spitze zu werden sie schwächer und ganz fein, enden aber zuletzt in einen kleinen Knopf. Ihre Länge beträgt immer mehr, als die Länge des Körpers selbst, wenn sie zusammengezogen sind; ausgestreckt werden sie auf acht Zoll lang, ja Trembley spricht von einem solchen Polypen, dessen Arme fußlang waren, und auch Bory de St. Vincent versichert dergleichen gesehen zu haben. Diese Art treibt am häufigsten Sprossen, und Rösel bildet einen dergleichen ab, der nicht weniger als 15 hat. Auch lebt diese Art sehr gesellig, Alt und Jung setzt sich dicht neben einander an denselben Gegenstand, und bilden so mit ihren langen feinen Armen gleichsam eine Behaarung.

3) H. vulgaris *Pallas* (El. zooph. p. 30. nr. 2. Rösel, Insectenbelustigung. tom. III. 78—83. Hydra grisea. *Gmel.* Syst. nat. XIII. tom. p. 3870. Encycl. Vers pl. 67. *Lam.*, Anim. sans vert. tom. 2. p. 60. nr. 2. Hydra aurantia. *Müll.*, Zool. Dan. prodr. 2784. *Trembley*, pl. 1. f. 2 et 5. pl. 2. f. 2. pl. 6. f. 2, 7, 8. pl. 7. f. 6. pl. 10. Polypus Briareus *Bory de St. Vincent*, Encycl. méthodique Zooph. p. 634). Graugelblich oder orangefarben, zollang, die Arme kaum noch einmal so lang als der Körper, an der Zahl 2—12. Als grüne Abart rechnet Bory de St. Vincent hierher Rösel Taf. 88. Fig. 1—3 und 89. Fig. 4. Derselbe französische Schriftsteller bemerkt, daß man diesen Polypen nicht wohl den grauen nennen könne, da er seine Farben so zu sagen unter den Augen des Beobachters verändere, je nach der Nahrung, die er zu sich nimmt. In der Regel ist die Farbe etwas orange. Die Arme laufen gegen das Ende ebenfalls in ein Knöpfchen aus, und ihre Zahl steigt bei gut genährten Individuen wohl bis auf 20, ja Bory de St. Vincent erwähnt ein von ihm beobachtetes Exemplar, welches nicht blos 21 Arme um die Mundöffnung, sondern auch noch fünf einzelne auf dem Körper hatte, von denen sich späterhin drei in vollkommene Polypen verwandelten. Der Körper hat eine Länge von 6—18 Linien, ist in der Mitte etwas angeschwollen und sitzt mit einer zwiebelförmigen Anschwellung auf. Diese Art findet sich in großer Menge vor, sodaß sie oft die Wasserpflanzen gleichsam wie ein Schleim überzieht. Dieser Polyp ist auch der gefräßigste von allen, und nimmt sofort die Farbe derjenigen Nahrung an, welche ihm zu Theil wird, weshalb Bory de St. Vincent geneigt ist, mehre von den Autoren zu H. viridis gezogene Abbildungen, als hierher gehörig zu betrachten, da die gegenwärtige Art eben auch mitunter ganz grün erscheint.

4) H. attenuata *Pallas* (Elench. Zooph. 32. nr. 4. H. pallens *Gmelin*, Syst. nat. XIII. 7872. Rösel, Insectenbelustigungen III. t. 76. f. 1—4. t. 77. f. 1—3. Encycl. méth. pl. 68. f. 1—8. H. pallida *Müller*, Zool. dan. prodr. 2785. Polypus Isochirus *Bory de St. Vincent*, Enc. meth. Zooph. p. 634. *Trembley* t. 3? *Ellis*, Corall. pl. 28?). Findet sich nach Bory de St. Vincent häufig an Wasserlinsen in den stehenden Gewässern um Gent in Flandern, doch nur in sehr reinen. Diese Art, größer als die übrigen und der H. viridis sehr ähnlich, unterscheidet sich hauptsächlich durch die Formen, da sie ebenfalls mitunter eine grüne Farbe annimmt. Sie wird 10—15 Linien lang, der hintere Theil ist sehr stumpf, aufgeschwollen, zugerundet. Wenn das Thier ausgedehnt, erscheint die Mundöffnung sehr deutlich und klaffend, auch verdünnt sich der Leib gegen die Einfügung der Arme, deren fünf bis sieben durchaus ganz farblose vorhanden sind, die immer auch bei der größten Ausdehnung nur die Länge des Körpers haben, der von blaßgelber Farbe ist.

Außer diesen genannten Arten hat man noch mehre aufgeführt, theils den genannten entnommen, theils solche hinzugefügt, welche anderwärts ihren Platz finden müssen, so Hydra squamata Müllers, welche zu Coryna, dessen gelatinosa, welche zu Halcyonella gehört. Im Dictionnaire des Sciences naturelles findet sich auch eine Hydra rosea abgebildet, nirgends aber als besondere Art beschrieben, vielmehr heißt es in der Erklärung der Tafel ausdrücklich, daß es die gewöhnliche grüne Art sei, und nur eine rosenfarbene Abänderung derselben; so glauben wir wenigstens das Hydre verte — Idem rose verstehen zu müssen. (D. *Thon.*)

Hydra, ſ. Cysticercus tenuicollis.

Hydra (Aſtron.), ſ. Waſſerſchlange.

HYDRA (Mythol.). 1) H. Lernaea (Ὕδρα Λερ-), das Schlangenungeheuer im See Lerna, welches kles bekämpfte. Vergl. Bd. VI. dieſer Sect. S. 17. ugt von zwei Ungeheuern, dem Typhon und der dna [1]), erſcheint ſie mit einem unförmlich großen pf und einem mit vielen vergiftenden Schlangen ffneten Kopfe [2]). Willkürlich ſetzen ihr die Dichter ſe an. Sie hat nicht mehr als einen, ſchreibt Pauis [3]), und Peiſandros aus Kamiros gab ihr erſt e, um ſie furchtbarer zu machen. Ihm folgten An- und ſahen ſie in der Begeiſterung mit ſieben, vorich auf Münzen [4]), mit acht [5]), mit neun, deren ſterblich, der neunte unſterblich war [6]), mit 50 [7]), 100 [8]), mit 1000 [9]). Und alle dieſe Schlangen oder ſe ſpieen oder hauchten ſo ſtark Gift aus, daß Jeder es einathmete, ſtarb, ja, wenn er nur in ihre e kam [10]). Unter einer Platane am Quell Amymone ſie ihr Lager [11]), Athene zeigte Herakles dieſes, er beſiegte ſie glücklich ohne Beiſtand des Jolaus [12]). eſer kam wol ſpäter in den Mythos.) Aus dem pfe ging H. verwundet von ihren giftigen Stichen r Schwären, die er mit einem Kraut Ἄκη heilte, es in Paläſtina wuchs [13]). Selbſt ihre Haut war g. Herakles berührte ſie mit ſeinen Pfeilen [14]), und te damit den Cheiron, den Kentaur Polenor [15]). letzte floh verwundet, und vergiftete ſogar das Waſn dem Bache, worüber er ging, daß es einen übeln ch verbreitete. Der See Lerna in Argolis war nahe er weſtlichen Küſte des argoliſchen Buſens, jetzt Monach Gell Mylae oder Myloi (Mühlen, Mühlen-); die waſſerreichſte Stelle der Sandebene von Ariſt die ſüdlichſte, wo aus dem Berge Pontinos unegbare Quellen hervordringen, und an dieſem ſüden Punkte war der unergründliche See [16]). Schon ius [17]) ſieht in der Hydra einen See, der ſein Geer über ſeine Ufer ergießt, ſie verheert, und an vieStellen über ſeine Ufer gehen würde, wenn man ſeiAbfluß hindern wollte. Herakles' That beſtände alſo lustrocknen des Sumpfes (exussit). Glücklicher als ius hat die Natur und Geſtaltung dieſer Waſſerd viele Beobachter alter und neuer Zeit, ganz unngig von einander, auf die Gedanken gebracht, daß und ſonſt Nichts die wahre Deutung des Mythos ie Hand gebe [18]). Die neueſte iſt von Chateaubriand [19]). Ihm iſt der See und Moraſt mit ſeinen verheerenden Überſchwemmungen und ſchädlichen Ausdünſtungen der Körper der Hydra, und die vielen Quellen die vielen Köpfe derſelben; zu welcher Anſicht ſelbſt jener Name Kephalori einladet, den die Quellen des Eraſinos führen, welche, wenn auch die Fabel nicht grade dahin das Lager der Hydra verlegt, denn doch gewiß, ſowie heutzutage, ſo auch in den älteſten Zeiten, ihren Beitrag zu den Sümpfen an der Küſte geliefert haben. Nun entſteht, die Richtigkeit dieſer Deutung vorausgeſetzt, die Frage, was denn der gefeierte Herakles hier gethan habe [20]). Buttmann tritt der alten Anſicht bei, daß der Grundtypus dieſes Mythos die Hieroglyphe des durch die zwölf Thiere am Himmel wandernden Sonnengottes iſt, aber ſchon früh habe ſich dieſe ausgebildet in jene große Dichtung, deren ſittlicher Zuſammenhang und poetiſche Rundung er entwickelt [21]). In dieſer Dichtung iſt der urſprüngliche Sonnengott in ein von ihm unabhängiges ſittliches Ideal, den Herakles, übergegangen, deſſen Kämpfen zwar noch die Zahl Zwölf geblieben iſt, die zwölf Sternbilder aber, die nur in jenes urſprüngliche Symbol paßten, mußten andern poetiſchen Erfindungen und mythiſchen Gebilden weichen. So war alſo auch das allegoriſche Unthier hineingekommen, und der Mythos des argeiſchen Herakles legte die Scene des Kampfes mit demſelben in eine Gegend, wo aus dem vielköpfigen Drachen, wovon ohne Zweifel die urſprüngliche Dichtung ſprach, nothwendig eine Hydra ward. Der euhemeriſirende Paläphatos [22]) macht aus der Hydra einen kleinen Staat oder eine Stadt, und aus ihrem Lager einen König, der mit dem Könige von Mykenä Krieg führt.

2) Die Waſſerſchlange Hydra, welche ſich unter drei Sternbildern hinwindet, mit dem Kopf unter dem Krebſe beginnt, und mit dem Schwanze faſt der Jungfrau Füße berührt, hat von den Griechen auch ein mythiſches Gewand empfangen. Sie, ein Rabe und ein Becher ſcheinen ein Ganzes zu bilden, und müſſen deswegen auch hier zuſammengehalten werden. Es iſt ein Bild der ſüdlichen Himmelsſphäre, das aus mehr oder weniger als 100 Sternen von verſchiedener Größe am Himmel glänzt. Die Waſſerſchlange, unter den drei Bildern das vornehmſte, windet ſich vom Zeichen des Krebſes, unter dem ſie mit dem Kopfe liegt, in mehren Krümmungen unmittelbar unter den zwei folgenden Zeichen, jenem des Löwen und der Jungfrau, hin, und endet an den Füßen des jungfräulichen Bildes. Drei Windungen ſind daran ſichtbar und mit Sternen bezeichnet. Über der zweiten Windung unter dem Ende des Löwen iſt ein Waſſergefäß aufgeſtellt, über der dritten ſitzt ein Rabe oder Geier, unten am Zeichen der Jungfrau gegen die Mitte derſelben, in einer Stellung, als hackte er mit dem Schna-

1) *Hygin.* fab. 30. 2) *Lucret.* V, 27. 3) II, 37, 4. *panheim* de num. praest. p. 30. 5) *Zenob.* Centur. 6. 6) *Apollodor.* II, 5, 2. 7) *Simonides* in den zu *Hesiod* Theog. 257, ed. *Heinse.* 8) *Diodor. Sic.* 1. *Eurip.* Hercul. fur. 1188. ἑκατογκεφάλου. *Ovid.* MeIX, 70. 9) *Euripid.* Hercul. fur. 419. μυριόκρανον. *Paus.* V, 17, 4. 11) *Paus.* II, 37, 4. 12) *Paus.* 4. 13) *Stephan. Byz.* s. v. Ἄκη. 14) *Hygin.* fab. *Paus.* II, 37, 4. 15) *Paus.* V, 5, 4. 16) Buttn, über Lerna, deſſen Lage und Örtlichkeiten, in ſ. Mytho- 2. Bd. S. 93—115, mit drei die Gegend veranſchaulichenkupfern. 17) Zu *Aen.* VI, 287. ed. *Lion.* T. I. p. 373. *Albricus* de Diis. c. 22. *Gell*, Argolis p. 79. Dodwell, Reiſe durch Griechenland, überſ. von Sickler, (II, 2. S. 63), welcher mit Servius in dem Hauptpunkt übereinſtimmt.

19) Itiner. p. 128. 20) Buttmann a. a. O. S. 113, wo Mehres dagegen erinnert wird. 21) Über den Mythos des Herakles. Mythol. T. I. IX. 22) c. 39.

bei in die Hydra. Bei der Deutung des ganzen Sternengemäldes wird es vorzüglich auf die Bedeutung der Schlange ankommen. Nach Theon bei Eratosthenes [23]) behaupten die Ägypter mit treffenden Gründen, die Schlange bezeichne den Nil. (Nach demselben auch die Hydra, welche Herakles tödtete, aber sehr unwahrscheinlich.) Stammt wirklich das ganze Bild aus Ägypten, so kann es nicht befremden, unter den vielen veranschaulichenden Bildern des Nil auch dieses zu finden. Nichts ist gewählter, die Krümmungen dieses Flusses darzustellen, als die Schlange mit ihrem beweglichen Körper. Und gibt dazu nicht die ungeheuere Menge derselben die nächste Gelegenheit? Auch können durch sie die jährlichen Veränderungen des Landflusses, sein Steigen und Fallen, am Besten gedeutet werden, und durch die Himmelszeichen die Zeit, in welcher sie sich ereignen. Grade unter dem Krebse liegt das Haupt der Schlange, und in dem Monate, dessen Zeichen der Krebs ist, fängt der Nil zu schwellen an; ihr Leib zieht sich unter dem Zeichen des Löwen hin, und grade in der Zeit, wo der Löwe am Himmel erscheint, bedeckt das schlammige Nilwasser das ganze Land; sie endet an den Füßen der Jungfrau, und in dem Monate, den sie andeutet, kehrt das Wasser in seine Ufer zurück. Die Gleichzeitigkeit der Erscheinung mit den genannten drei Himmelszeichen, die Länge des Zeitraumes, den sie einnimmt, sein Anfang und sein Ende, Alles trifft so genau zusammen, daß nur Überlegung und Erfahrung das Bild angeordnet haben können [24]). Der Becher stellt auf der zweiten Windung unter dem Ende des Löwen, wo der Fluß sich in reicher Fülle über das urbare Land ergossen, die Zeit dar, wo der Fluß am höchsten gestiegen. Das Bild würde dieser Bedeutung schon entsprechen, wenn es auch nicht Bild des Nils selbst wäre, seine Quelle nicht Becher hieße [25]). Um ihn als den allbefruchtenden Fluß zu ehren, wirft man jährlich eine goldene und silberne Schale in sein Bett [26]). Lächerlich ist's, wenn Andere den Becher für Ikarios' Becher halten [27]), den er den Menschen mit Wein gefüllt reichte, oder gar für ein Faß, in welches Otos und Ephialtes den gefesselten Ares verbargen [28]). Auf der letzten Windung, denn die Schlange macht grade so viele als der Nil Veränderungen, hat sich Apollons Vogel, der Geier, niedergelassen. Daß er von Eratosthenes κόραξ genannt wird, entschuldigt die Unkunde. Er deutet die Erhabenheit seines kühnen Aufschwunges in die Höhe an und auf das Entgegengesetzte, die Tiefe, indem er nicht wie andere Vögel in schiefer Richtung, sondern in senkrechtem Sturze sich zur Erde wirft [29]). Wie er in unserm Sternbild erscheint, neigt er sich abwärts, und scheint den Schnabel in das Thier einzuhauen; er zeigt folglich das Tiefe, das Niedrige an, das Fallen des Stromes im Zeichen der Jungfrau, unter der ihm gegen die Mitte des Zeichens sein Platz angewiesen ist. Das Lächerlichste, was über Bedeutung des Vogels gesagt werden kann, findet bei Heermann [30]). Das ganze Bild gewinnt an gende, für den Ägypter ungemein wichtige und tr Bedeutung. Der Nil fängt an bemerkbar zuzun gegen die Mitte des Monats nach dem Sommer tium; steigt fortwährend im nächsten Monate, mit Ende er im höchsten Anlaufe das Land überströmt, sinkt von der Mitte des dritten Monats wieder in Bett. So fand sinnig das ägyptische Volk in den nen die Naturgeschichte seines Landes [31]). (*Schi*

HYDRABAD, HYDURABAD (Heidrabad, derabad), Name 1) eines beträchtlichen Landes in indien, 2) einer Provinz in demselben, und 3) der H stadt darin (s. unt. Hyderabad); 4) Name der K von Sindi (Sind), einem zu Beludschistan im w Sinne gehörigen, von Mir Murad Ali in Gemei mit seinem Neffen Mir Sobdar aus dem Stamm Talpuris unter dem Titel von Emirn beherrschten von den Engländern bisher unabhängig geblieben neuester Zeit jedoch durch Lahore's kriegerischen He in seiner politischen Existenz bedrohten, in mancher ziehung wichtigen Lande. H. Pottinger, welchen eine ausführlichere Beschreibung von Beludschista Sindi verdankt, setzt die Lage der Stadt [1]) unt 22′ der Br. und 68° 41′ der Länge. Auf eine den beiden Flüssen Sind und Feleli (Fuleli) geb Insel, und zwar etwa 1000 Fuß von dem letztgena erhebt sich auf Felsen die Festung Hydrabad mit de laste der Herrscher, Moscheen und Casernen, und fähr 5000 Einw., meist Soldaten, in 2500 Hä erbaut ist sie von Mir Feth Ali, einem ältern B des Mir Murad Ali, wird zwar bei den Sindie sehr fest gehalten, würde aber von europäischen Tr leicht zu nehmen sein. Da bei der Erbauung d Krümmungen des Felsens Rücksicht genommen wur ist das Ganze unregelmäßig ausgefallen; runde T jedoch, welche in Zwischenräumen von 300—400 F die Mauer schützen, imponiren dem Auge. Auf der lichen Seite führt eine Brücke über einen trockenen den zum einzigen Thore der Festung. Auf de Seite befindet sich, und zwar auf dem Abhange de ges, die Vorstadt (Pettah), welche ungefähr ebens Häuser als die Festung, aber das doppelte der E ner hat. In ihr ist lebhafter Handel und Verkehr fertigung von Waffen verschiedener Art, als Mu Lanzen, Degen, beschäftigt allein den fünften Th Bevölkerung, und ihre Arbeit wird mit Recht s schätzt; auch gestickte Stoffe und Ähnliches verfertig Der Sind fließt südöstlich und durch die leichte V dung mit diesem Strom eignet sich H. zu einem gen Handelsplatze. Vom Feleli geht ein kleiner bei hohem Wasserstande für Böte hinreichend stark

23) 443—450. 24) Beck, Allgem. Weltgesch. B. I. 1. Th. S. 268. 25) *Plin.* H. N. V, 10. 26) *Plin.* H. N. VIII, 71. 27) *Hygin.* Astr. Poet. c. 40. 28) *Plin.* H. N. VIII, 71. 29) *Hygin.* Astr. Poet. c. 40.

30) Handbuch. 3. Th. S. 474. 31) Hug, Unte gen, S. 136—138, woher wir das Meiste entnahmen.

1) Voyages dans le Béloutschistan et le Sindhy, t l'anglais par *J. B. B. Eyries.* T. II. p. 233.

bis dicht an die Festung. Südlich erhebt sich auf einem Hügel das Grabmal des Gulam Schah, welcher die Stadt gründete. Endlich 5) nennt man auch den um diese Stadt auf der vom Sind mit dem Feleli gebildeten Insel liegenden District Hyderabad. Die Pottingersche Karte[2]) erwähnt außer der Stadt gleiches Namens noch die Ortschaften Dorrak, Berka und Romda, alle südlich davon gelegen. Westlich von der Stadt, längs des Sind, ziehen sich die Berge Dschenga hin. (*A. G. Hoffmann.*)

HYDRACHNA *Müller* (Arachnides), Wassermilbe. Eine Milbengattung aus der Abtheilung Hydrachnellae *Latreille* (*Cuvier*, Règne animal. ed. 2. IV. p. 289), welche durch acht gefranzte Schwimmfüße charakterisirt ist, und zur Familie Holetra der Arachnides Tracheennes gehört. Sie entspricht der Gattung Atax *Fabricius*. Latreille hat sie noch in die Gattungen Eylaïs, Hydrachna, Limnocharis zerfällt, welche nur in wenigen Kennzeichen von einander abweichen. Bei Eylaïs sind nämlich die Zangenfühler mit einem beweglichen Höcker versehen, bei Hydrachna bildet der Mund, aus Platten bestehend, einen vorstehenden Saugrüssel, die Palpen haben unter ihrer Spitze einen beweglichen Anhang, bei Limnocharis endlich ist der Mund auch mit einem Saugrüssel versehen, die Palpen aber sind einfach. Wir lassen hier diese Gattungen vereinigt, wollen indessen von jeder eine oder die andere Art anführen. Hermann (Mémoire apterologique) hat den von Müller zusammengezogenen Namen Hydrarachna wieder hergestellt, und allerdings ist derselbe richtiger und bezeichnender, doch wird allgemein der Müllersche gebraucht. Nach neuern Untersuchungen gehört auch die Gattung Achlysia Audouins hierher. Otto Friedrich Müller trennte diese Milben zuerst als eigene Gattung von den übrigen, indessen wies Hermann nach, daß die von dem genannten Naturforscher in seiner Monographie (Hydrachnae Lipsiae 1781) angegebenen Kennzeichen keineswegs zur richtigen Unterscheidung genügten. Er gab daher andere an. Den Namen Hydrachna veränderte Fabricius um deswillen, weil er schon eine andere Gattung unter diesem Namen aufgestellt hatte, s. Hygrobia. Die Hydrachnen oder Hydrachnellen (denn die Müllersche Gattung Hydrachna entspricht der Abtheilung Hydrachnellae) sind Milben, welche allein in ruhig stehenden Gewässern sich aufhalten, und mit großer Leichtigkeit im Wasser weniger schwimmen als vielmehr laufen, sodaß sie in dieser Beziehung von andern Wasserinsecten abweichen. Es scheint ihre Nahrung einzig in animalischen Stoffen zu bestehen, wenigstens sind mehre darunter Parasiten. Es sind kleine Thiere, von denen die größte Art nur drei Linien in der Länge mißt. Ihr Körper ist im Allgemeinen eiförmig oder rundlich und sehr weich, Kopf, Brustschild und Hinterleib sind dergestalt mit einander verwachsen, daß sie nur ein Stück bilden, wodurch sie sich ebenfalls leicht unterscheiden. Bei manchen Männchen ist der Körper hinten cylindrisch, fast wie ein Schwanz verlängert, an dessen Ende die Geschlechtstheile sich befinden, welche dagegen beim Weibchen unter dem Bauche stehen. Die Zahl der Augen steigt von zwei auf sechs (neun?). Nach Müllers Angabe hat die Begattung auf folgende Weise statt: Die Männchen sind in der Regel zwei- bis dreimal kleiner als die Weibchen, und haben oft eine abweichende Farbe; das Männchen schwimmt in seiner gewöhnlichen Lage, das Weibchen nähert sich ihm von Hinten, schräg in die Höhe lehnend, um die Geschlechtswerkzeuge zu vereinigen. Das Männchen schleppt so das Weibchen mit herum, welches letztere dabei nur manchmal die Hinterbeine bewegt, die vordern aber ausgespannt hält. Die Begattung hat im August statt und dauert einige Tage. Müller fand aber auch noch im September Männchen, doch keine Weibchen, und vermuthet, daß die letztern sich in den Schlamm verkriechen, um dort ihre Eier abzulegen. Er sah sie die Eier auch an die Wände des Glases, worin er die Thierchen hielt, anheften, sie waren kugelig und roth, und nahmen im Verlauf eines Monats die Form eines Halbmondes an, wurden blässer und es krochen kleine Wassermilben heraus, die jedoch nur sechs Füße und einen Rüssel hatten; sie häuteten sich mehrmals und erhielten dann acht Füße, gleich dem vollkommenen Thier. Auch Hermann beobachtete das Eierlegen, wobei die Eier mitunter ganze Massen bildeten, von denen aber die anderer Arten wieder einzeln waren und in eine gelbe Hülle eingeschlossen erschienen.

Von Bär machte im 13. Bde. der Leopoldinischen Abhandlungen zuerst darauf aufmerksam, daß die Achlysia Audouins wol kein vollkommenes Thier sein möge. Diese Gattung ward von ihrem Begründer im Junius 1819 entdeckt und in den Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Paris Th. 1, dann aber auch in dem Dictionnaire classique d'histoire naturelle beschrieben. Es fanden sich nämlich unter den Flügeldecken und Flügeln von Dytiscus marginatus zwei Individuen dieses Thieres auf der Seite liegend, mit ihrem Rüssel zwischen den Körperringen steckend. Sie hatten eine fast halbmondförmige Gestalt und überhaupt einen sonderbaren Bau, der am besten aus der genauern Beschreibung Audouins hervorgeht, die wir um so eher hier folgen lassen, als sie zum bessern Verständnisse der Burmeisterschen Beobachtungen dient. Die ganze Länge der Thiere war sechs Millimeter, die größte Breite 3½. Im Allgemeinen war die Gestalt eiförmig, und stellte etwa eine Retorte dar, deren Bauch verlängert, der Hals sehr kurz, zugerundet, geschlossen und auf den Bauch hin gebogen wäre, sodaß zwischen beiden ein schmaler tiefer Ausschnitt befindlich. Die herrschende Farbe war orange, auf dem Rücken in unregelmäßigen verloschenen Binden an den Seiten mit dem Citronengelb des Bauches zusammenfließend. Es war weder Kopf, noch Augen, noch Fühler, noch Thorax, noch eine Theilung des Körpers in Ringe, noch After, noch eine Respirationsöffnung zu bemerken, nur unter dem Mikroskop konnte man einen Rüssel und Füße entdecken. Der Rüssel, unten am Bruststücke stehend, ist kegelförmig, hornartig, und am

2) Bei der bereits erwähnten Reise befindlich.

hintern Theile gezähnt; bei seiner ausnehmenden Kleinheit und da er undurchsichtig, konnte man nicht entscheiden, ob er einfach oder zusammengesetzt sei, seine Spitze ist scharf, frei, und steckt in dem Körper des Wasserkäfers, seine Basis aber hängt mit der Haut zusammen und löst sich mit dieser ab. Hinter dem Rüssel bemerkt man, nur mit Hilfe des Mikroskops, ein aus sechs viereckigen, in zwei Reihen stehenden Stücken bestehendes Brustschild, von denen ein jedes als Anheftungspunkt für einen fünfgliedrigen Fuß dient. Die eigene Kürze und Lage des Rüssels macht auch die sonderbare Seitenlage des Thieres nothwendig.

Der Umstand, daß diese Gattung nur sechs Füße zeigte, ein Charakter, welcher, nach Müller, den jungen Hydrachnen zukommt, machte es wahrscheinlich, daß die Achlysia kein vollkommen ausgebildetes Thier sei, und in der neuesten Zeit hat Burmeister (Okens Isis. 1834. 2. Heft) dies genügend nachgewiesen. Nach ihm findet sich die Bauchseite mehrer großen Schwimmkäfer mitunter dicht mit rothen birnförmigen Körperchen besetzt, namentlich zu Anfange des Herbstes. Untersucht man dann diese Blasen näher, so bemerkt man, wie sie aus einer doppelten Haut bestehen. Die äußere ist fester und derber, die innere zarter und durchsichtiger. Jene umgibt diese dergestalt, daß zwischen beiden ein kleiner Abstand übrig bleibt. An dem spitzigen Ende ist der äußere Balg hakenförmig umgebogen und mit dieser hakenförmigen Spitze an der äußern Bedeckung des Käfers befestigt, die gleichgebildete kürzere Spitze des innern Balgs dringt in diesen Fortsatz des äußern etwas hinein. Öffnet man ein kleines der Bläschen, so bemerkt man darin eine rothe dickliche Flüssigkeit von körniger Structur. Auch Audouin konnte in den von ihm aufgefundenen zwei Exemplaren kaum eine Spur eines Eingeweides entdecken. Nach einiger Zeit bemerkt man in diesen Eiern, denn dafür muß man diese Körper offenbar halten, eine junge sechsfüßige Milbe, von der von Audouin beschriebenen Gestalt, mit dickem, rundlichem Leibe, kurzem, gebogenem Rüssel und sechs ziemlich unentwickelten Füßen. Man kann beide Formen, Eier und halbentwickelte Junge, auf demselben Individuum wahrnehmen. Ganz ausgebildete achtfüßige Junge fand Burmeister nicht gleichzeitig, weshalb anzunehmen, daß die Entwickelung nicht sehr schnell von Statten gehe. Das gebildete Junge bleibt nun noch eine geraume Zeit in der Eihülle eingeschlossen, und scheint durch eine Öffnung, welche sich am Grunde der Hülle neben dem Stiele des Eies befindet, frisches Wasser und Nahrung zu empfangen. Es ist daher wahrscheinlich, daß es durch diese Öffnung seinen Rüssel hervorstecke, um an dem Wasserkäfer zu schmarotzen. In einer spätern Periode seines Lebens haben sich die Vorderbeine vergrößert und hinter ihnen erscheint nun an der Bauchfläche ein kleines viertes Fußpaar, welches nach abermaliger Häutung seine gehörige Größe annimmt, sodaß die noch in der Eihülse eingeschlossene Milbe als eine echte Hydrachna erscheint. Ausschlüpfen sah sie Burmeister nicht, wol aber befreite er ganz ausgewachsene Individuen, welche vollkommen mobil waren, und gibt davon folgende Beschreibung, von der wir zugleich als Erläuterung der Gattung einen Auszug liefern.

Das ganze Thierchen hat etwa 1½ Linien Länge, und ist von einer hellen Scharlachfarbe, mit einem dunkeln, bräunlichen Kreuz über dem Rücken. Die Form des Leibes ist oval, nach Vorn breiter, nach Hinten schmäler, abgestutzt; am Rande mit einigen Einschnürungen. Am untern Rande des breitern Vorderrandes sitzt der Rüssel, als ein ziemlich starker, kegelförmiger, sanft gebogener Fortsatz. Bei näherer Untersuchung ergibt es sich, daß er aus sechs Stücken bestehe. Die beiden äußern sind zwei viergliederige Klappen, gewöhnlich Palpen oder Taster genannt, deren erstes Glied nur kurz, aber breit und quadratisch ist. Das zweite etwas längere verjüngt sich von Hinten nach Vorn, das dritte längste ist schmal und grade, das vierte kleinste erscheint als ein schräg abgestutzter Fortsatz, der an seiner abgestutzten Fläche einen eigenen beweglichen Haken besitzt, welcher nach Latreille den Charakter der Gattung Hydrarachna bildet, sodaß an der Gattungseinerleiheit nicht mehr zu zweifeln ist. Zwischen diesen beiden Klappen liegen zwei breite, hornige, borstenförmige Kiefer. Jeder derselben ist eine zusammengedrückte, besonders nach Hinten breite und hohe Platte, die vorn in eine pfriemenförmige Spitze ausläuft. An der äußern Seite des flachen Grundtheiles bemerkt man eine erhabene Leiste. Beide legen sich so gegen einander, daß sie nach Oben eine scharfe Firste bilden, nach Unten aber mit ihren Rändern etwas von einander abstehen, also einen förmlichen, nach Oben geschlossenen Halbkanal bilden. Ganz geschlossen wird dieser Kanal dadurch, daß zwischen beiden Kiefern eine ausgehölte, lanzettförmige und nach dem Verlaufe der Borsten gebogene Lippe befindlich ist. Sie ist verhältnißmäßig groß, aber doch ein Bedeutendes kürzer, als die Borsten. In der Höhle zwischen Borste und Oberlippe liegt eine kleine spitze, zusammengedrückte, schwach gebogene Zunge. Ebenso viel Borsten hat auch Hermann bei Hydrarachna wahrgenommen (Mémoire aptérol. p. 54). Auf der Oberseite des Vorderleibes stehen die Augen, neun an der Zahl. Je zwei und zwei der vier größern hängen unter sich zusammen in der Gestalt der Zahl acht; sie stehen schräg und lassen einen breiten Raum zwischen sich, in welchem drei kleinere Augen ein stumpfwinkeliges, gleichschenkeliges Dreieck beschreiben; zwei andere kleine Augen stehen außerhalb in mäßiger Entfernung neben den größern. Außerdem bemerkt man auf der gewölbten Oberseite des Leibes acht kleine Vertiefungen, in welchen Burmeister Stigmen zu entdecken glaubte, da er kleine Hornringe darin erkannte; doch sah er bei der Zergliederung keine Luftröhren davon mit Bestimmtheit entspringen. Daß die Hydrarachnen nicht nach Art der im Wasser lebenden Kerfe durch Luftröhren athmen können, ist außer Zweifel, da ihnen äußere Kiemen fehl[illegible]ber innere Kiemen etwa den Luftsäcken der S[illegible]en. Die Beine sitzen im Umk[illegible] Platte am Vorderrande der [illegible]at sechs Glieder, drei klei[illegible]ylin-

drische Endglieder. Das erste Fußpaar hat keine Wimpern, sondern einzelne Borsten an den einzelnen Gliedern, die drei folgenden Fußpaare sind an der hintern Seite mit langen Wimpern zum Schwimmen, an der vordern mit einzelnen Borsten besetzt. Das letzte Glied führt eine doppelte Kralle, welche, wie bei den Spinnen, auf der Oberseite des Gliedes eine kleine Strecke vor der Spitze sitzt. Da die Beschreibung keiner von den bei Müller und Hermann vorkommenden Arten auf die gegenwärtige genau paßte, so hält sie Burmeister für eine neue Art und nennt sie Hydrarachna cruciata, wobei jedoch zu bemerken, daß eine gleichnamige Art schon in Schranks Fauna boica vorkommt.

Von Bär gibt auch an, daß sich die Larve von Hydrarachna geographica mit dem Kopfende in den grauen Wasserscorpion (Nepa cinerea) einbohre und sich in ihrem immer mehr anschwellenden Leibe das vollkommene Thier ausbilde; Burmeister glaubt daher, daß darunter das Ei zu verstehen sei, welches von der Mutter an dem Körper von Nepa befestigt worden ist, und daß sich dann innerhalb das Thier ebenso entwickele, wie er solches bei Hydrarachna cruciata beobachtet habe.

Eine andere Art, H. concharum *Baer* (l. c. p. 590. Acarus ypsilophorus. *Bonz* in Nov. act. Caes. Leop. Tom. VII. p. 52. 1783. Limnochares Anodontae. Pfeiffer, Naturgesch. teutscher Land- und Wassermollusken), ward im Mantel von Unio pictorum und Anodonta anatina ebenfalls als Schmarotzer gefunden.

Die Zahl der Hydrarachna-Arten ist bedeutend; denn Müller beschreibt einige 50, denen Schrank (Fauna boica) mehre neue, sowie auch Hermann noch mehre zufügte. Wir haben daher einige Arten als Typen der angegebenen Untergattung aufzuführen.

A. Eylais. 1) H. extendens (Müller Taf. 9. Fig. 4). Eine der größten Arten der Gattung, dunkelroth mit noch dunklern Flecken, welche indessen nur scheinbar und eigentlich Vertiefungen sind, die vier Augen äußerst klein, bilden zusammen in der Mitte des Vorderendes ein längliches Viereck. Beim Schwimmen hält sie die hintern Füße steif rückwärts gestreckt. Sie findet sich in Wassergräben, wo Wasserlinsen (Lemna) und Wasserhahnenfuß wachsen.

B. Hydrachna. 2) H. geographica (Müller Taf. 8. Fig. 3—5. Rösel, Insectenbelustigungen, b. 4. Taf. 24). Dies ist die bekannte größte Art, indem sie drei Linien in der Länge mißt, sie ist schwach behaart und hat auf dem Rücken vier rothe Flecken und vier dergleichen Punkte, und in jedem Punkte steht in der Mitte wieder ein schwarzer. Die Augen sind roth und sehr klein, die Füße schwarz, kürzer als der Körper.

3) H. globator (Müller Taf. 1. Fig. 1—5. H. globatrix *Schrank*, Fauna boica III, 1. p. 215). Mit vier Augen, das Männchen grünlich, kugelförmig, geschwänzt, das Weibchen blaßblau, ebenfalls kugelförmig, schwanzlos. Findet sich im Junius und Julius in Gewässern, wo Knöterig (Polygonum) wächst.

C. Limnochares. 4) H. aquatica (Müller, Schriften der naturforsch. Freunde zu Berlin. Bd. 2. Taf. 1. Fig. 1—3). Blutroth, der Leib schlapp, etwas veränderlich, die Augen genähert, die vordern Füße kürzer. Findet sich im August ebenfalls in stehenden Gewässern. (D. *Thon.*)

HYDRACHNE, HYDROCHNUS (von ὕδωρ, Wasser und ἄχνη oder ἄχνα, feines, weichwolliges, flaumartiges Wesen), braucht man zur Bezeichnung kleiner Wasserblasen, die auf der Hautoberfläche oder der Mundhöhlenschleimhaut zum Vorscheine kommen, frieselartiger Natur sind und sich durch die feine, weiche Beschaffenheit des Vesicularhäutchens auszeichnen. Von Hydrachne hat man Hydrachnis, Hydrachnides gebildet, was mit Wasserpocke (Varicella aquosa s. crystallina) synonym ist. (*Wiegand.*)

Hydrachnellen, s. Hydrachna.

Hydrachnis, s. Hydrachne.

Hydracida, s. Säuren.

HYDRACIDUM, unpassend aus ὕδωρ und Acidum gebildet, bei Gay-Lussac die Wasserstoffsäure (s. d. Art.). (*Wiegand.*)

HYDRADEPHAGA *Mac Leay* (Insecta). Mit dieser Benennung ist eine Stirps derjenigen Käfer bezeichnet, welche Clairville und Latreille Adephaga genannt haben. Sie begreift diejenigen Wasserkäfer, welche die Gattung Dytiscus und Gyrinus Linné's bilden. Ihre Kennzeichen sind Schwimmfüße, ein eiförmiger Körper und die nur horizontal stattfindende Bewegung der Hinterfüße, sowie die großen Schenkelplatten, welche die Wurzeln derselben bedecken. Nach der fünfgliederigen Eintheilung, welche Mac Leay seinem System zu Grunde legt, sind noch nicht alle Familien, welche dieser Stirps angehören, entdeckt, sie hat daher folgendes tabellarische Ansehen *).

Hydradephaga.	Familie.
3 Groupe normal Pedes antici longi, antennae breves. Gyrinus *Linn.*	1. Gyrinidae. 2. * * * *
2. Groupe aberrant. Pedes antici breves, antennae setaceae lineares. Dytiscus *Linn.*	3. * * * * 4. Dytiscidae. 5. * * * *

(D. *Thon.*)

HYDRAE (Zoophyta), teutsch Hydern, nennt Rapp Polypen, von denen er folgende Kennzeichen angibt: Ein einfacher Kreis von ungefiederten und ungewimperten, fadenförmigen Tentakeln umgibt die Mundöffnung. Sie führt in einen einfachen, länglichen, auf der entgegengesetzten Seite geschlossenen Sack, der, wenn man noch die Fühlfäden dazu setzt, das ganze Thier darstellt. In dieser Höhle sind durchaus keine Organe zu erkennen. In allen Theilen besteht dieses einfache Thier aus einer gleichförmigen durchscheinenden Substanz, die bei starker Vergrößerung aus Körnern zusammengesetzt erscheint. Das ganze Gewebe ist in allen Theilen irritabel, und die Fühlfäden können sich außerordentlich ver-

*) Cf. *Mac Leay*, Annulosa javanica ed. Paris p. 132.

kürzen, doch nicht vollständig einziehen. Wenn sie sich ausdehnen, so sind sie fähig, frei nach allen Richtungen sich hinzubewegen und nach Beute zu haschen. Die Zahl der Fühlfäden ist unbestimmt und bei einer und derselben Art nicht beständig. Nach den weitern Mittheilungen *) scheint der Verfasser einzig und allein die Gattung Hydra zu derselben zu rechnen, weshalb wir das Weitere übergehen und auf diese verweisen. (D. *Thon.*)

HYDRAENA *Kugellan* (Insecta). Eine in dem „Verzeichniß der Käfer Preußens" aufgestellte Käfergattung, zur Tribus Hydrophilii (*Latreille* in *Cuvier* règne anim. éd. 2. IV, 520) gehörig und aus Fabricius' Gattung Elophorus gesondert, zu welcher sie auch noch von manchen Entomologen, z. B. Gyllenhal, gezählt wird. Sie hat als Hauptkennzeichen die Maxillarpalpen viel länger als Fühler und Kopf und in ein spindelförmiges, spitziges Glied auslaufend, das größer als das vorhergehende. Die Mandibeln sind an der Spitze zahnlos, die Keule der Fühler fängt beim dritten Glied an, der Körper ist länglich platt gedrückt, der Thorax ist nicht viel mehr breit als lang, sodaß er viereckig erscheint, das Schildchen ist nicht sichtbar, die Flügeldecken sind lederartig hart, und reichen über den Hinterleib hinaus, die Füße sind ziemlich kurz und nicht zum Schwimmen gefranzt. Es sind sehr kleine Käferchen, welche man an den Ufern von stehenden Gewässern findet, wo sie an Wasserpflanzen herumlaufen. Ihre Verwandlungsweise ist noch nicht bekannt, als Typus der Gattung ist Hydraena longipalpis zu betrachten (Elophorus minimus *Fabr.* Syst. eleut. I. 278. 8. Hydraena riparia *Kugellan* Schneid. Mag. V. 579. *Ahrens*, Fauna VIII. fig. 6); länglich, ziemlich platt, schwarz, die Flügeldecken häufig gestriemt, linienreihig punktirt, die Füße roth, der Kopfschild tief ausgerandet. Gyllenhal erwähnt einer röthlich grauen Varietät mit schwärzlichem Kopfe. (Insecta Suecica. I. p. 135.) Dies Käferchen ist etwa eine Linie lang, findet sich in Teutschland, Schweden, Frankreich ꝛc. Dejean zählt noch folgende Arten auf: angustata *Dej.*, gracilis *Müller*, nigrata *Müller*, elegans *Müller*, minutissima *Gyllenhal*. Illigers Gattung Hydraena gehört zu Ochthebius. (D. *Thon.*)

HYDRAGOGA sind Arzneimittel, welche krankhaft angehäuftes Wasser aus unserm Körper durch die Harnwege ꝛc. ausleeren (s. Diuretica). (*Th. Schreger.*)

HYDRAGOGIA, Ὑδραγωγία (von ὕδωρ, Wasser, und ἄγειν, führen, leiten), die Führung oder Leitung des Wassers, die Ausführung desselben aus dem Körper, durch Wasser ausleerende Mittel (φάρμακα ὑδραγωγά, ὑδραγωγεῖα). (S. Hydragoga.) Vasa hydragoga s. hydragogia, sind wasserführende, auch ausführende Gefäße. (*Wiegand.*)

HYDRALECTOR (Aves). Unter diesem Namen hat Wagler in Okens Isis, 1832. S. 280, eine neue Gattung der Sumpfvögel angedeutet, deren Hauptkennzeichen ein aufrechtstehender Fleischkamm am Kopf und Dornenspuren am Flügel sind. Als Typus derselben betrachtet er Vieillots Parra cristata (Nouveau Dictionnaire d'hist. nat. XVI. p. 450) und Temmincks Parra gallinacea Pl. col. 464. (D. *Thon.*)

HYDRALIS oder HYDRALES, Ὑδράλης, wird ein Bach bei Constantinopel genannt, welchen Andronikus Komnenus ums J. 1184 mit großen Unkosten zu einer Wasserleitung benutzte, in der Absicht, ihn bis mitten in die Residenzstadt hinzuführen und die Einwohner mit Wasser zu versorgen. Weil aber durch seinen Tod das Werk unterbrochen wurde, so gelangte der Fluß in der Wasserleitung nur bis zur Mauer, daher blos die Einwohner von Blacherná, einer mit einem kaiserlichen Schlosse versehenen Vorstadt, und die nächsten Einwohner der Stadt ihren Wasserbedarf aus demselben entnehmen. Andronikus hatte bei den ersten Quellen des Baches einen Thurm und mehre Gebäude zu einem angenehmen Sommeraufenthalt aufführen lassen [1]). Wahrscheinlich ist dies die Gegend bei den Dörfern Belgrad und Pyrgos [2]), die noch jetzt classisch für die Hydraulik sind, und eine Menge Wasserleitungen enthalten, die aus dem Alterthume herrühren und durch ihre kolossalen Verhältnisse imponiren [3]). (*Kanngiesser.*)

Hydralme, s. Salzwasser.

HYDRANGEA *L.* Eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe, welche wahrscheinlich zu der natürlichen Familie der Sapifrageen gehört. Ihr Charakter besteht in einem fünfgezähnten Kelche, fünf Corollenblättchen, abwechselnd längern und kürzern Staubfäden, und einer zweifächerigen Kapsel, welche mit dem Kelch und den Griffeln gekrönt ist. 1) H. arborescens *L.* Sp. pl., mit nackten Afterdolden und ablang-eiförmigen, langzugespitzten, gesägten, unbehaarten Blättern. Diese Art, welche in Virginien wächst, ist, wie die übrigen, strauchartig. Abb. *Lam.* Illustr. t. 370. f. 1. (H. vulgaris *Pursh.* am. bor.) 2) H. cordata *Mx.* bor. am., mit fast strahligen Afterdolden, und fast herzförmig-eiförmigen, langzugespitzten, grobgesägten, unten unbehaarten Blättern. In Carolina. 3) H. hortensis *Sm.* (Icon. I. t. 12), mit strahligen Afterdolden und elliptisch-ablangen, an beiden Enden verschmälerten, gezähnten, unbehaarten Blättern. In China und Japan einheimisch, bei uns unter dem Namen Hortensie eine sehr beliebte und häufige Zierpflanze; wie viele andere chinesische Topfgewächse, stets unfruchtbar. (Viburnum virens und serratum *Thunb.* jap., Hortensia opuloides *Lam.* Enc., Illustr. t. 380, Hort. speciosa *Pers.* Syn.) 4) H. nivea *Mx.* bor. am., mit strahligen Afterdolden, und eiförmigen, langzugespitzten, stacheligstumpfen, gezähnten, unten schneeweiß-filzigen Blättern. In Carolina und Louisiana. Abb. *Lam.* Illustr. t. 370. f. 2. (H. radiata *Walt.* carol.) 5) H. quercifolia *Bartr.* (Reise T. 7), mit strahligen, blu-

*) Über die Polypen im Allgemeinen und die Actinien insbesondere von W. Rapp, S. 12.

1) *Nicetas*, Choniat. II. p. 174. ed. Venet. 2) Vergl. *Gyllius* de Bosphoro Thracico. II. p. 108. 3) Vergl. Malerische Reise in einige Provinzen des osmanischen Reichs v. Grafen Raczynsky, herausgegeben von v. d. Hagen. S. 118.

menſtraußförmigen, riſpenartigen Afterdolden, und ablangen, buchtig-gelappten, gezähnten, unten filzigen Blättern. In Georgien und Florida. (H. radiata *Sm.* Icon.) S. *Spr.* Syst. II, 361. (*Sprengel.*)

HYDRAOTES (Ὑδραώτης), wie Arrian (Indic. VI, 8.) ſchreibt, oder nach Strabon (p. 694, 697 u. 699, ed. *Casaub.*) u. Curtius Hyarotis (Ὑάρωτις), ein Nebenfluß vom Indus und zwar auf der Oſtſeite deſſelben im Pendſchab oder nach Beſtimmung der Alten in India intra Gangem; er entquillt den Emodi montes, verbindet ſich mit dem Acesines (dem jetzigen Chinab) und geht mit dieſem in den Indus. Jetzt heißt er Rawi (Rawy, Raway, Ravey) oder Iravati (Irarwutty); vergl. darüber den Art. Himalaya. In dem großen indiſchen Gedichte Mahabharata wird er Airâvati [1]) genannt, woraus der neuere Name ſich gebildet hat. Jenem wahren Namen nähert ſich Ὑάρωτις mehr als Ὑδραώτης, bei welchem, wie Schlegel ganz richtig bemerkt [2]), ein Anklang an ὕδωρ, oder ἑδραίνω geſucht zu ſein ſcheint. Der beim Ptolemäus erwähnte Ῥάδις iſt unſtreitig mit Iravati einerlei [3]). Nach Arrian (Indic. p. 515. ed. Blanc.) nimmt der Hydraotes die Flüſſe Hyphaſis, Saranges und Neudrus in ſich auf; was indeſſen über den Hyphaſis angegeben wird, iſt ein Irrthum [4]). Derſelbe Schriftſteller (Indic. l. c. Exped. Alex. V, 22.) ſetzt die Völkerſchaft der Adraistae in die Nähe dieſes Fluſſes, deren Stadt Pimprama zwiſchen demſelben und dem Hyphaſis gelegen war, die Cambistholi an den Zuſammenfluß des H. und Indus, die Astrobae an ſeinen Zuſammenfluß mit dem Hyphaſis, die Cathaei zwiſchen H. und Hyphaſis und eine Stadt Sangala auf das öſtliche Ufer des erſtern (Exped. Alex. V, 21 u. 22). Mannert glaubt [5]), und mit ihm Laſſen [6]), daß auch die Malli, welche Alexander der Große nach Beſiegung der Cathaei angriff, in der Nähe des Hydraotes wohnhaft waren. (*A. G. Hoffmann.*)

Hydrarachna, ſ. Hydrachna.

Hydrargillit, dichter, ſ. Kalait und Türkis; blätteriger, ſ. Wawellith.

Hydrargyra, ſ. Poecilia.

HYDRARGYRIASIS, HYDRARGYROSIS (von ὁ ὑδράργυρος, Queckſilber), die Merkurialkrankheit, Mercurialismus, Morbus mercurialis (ſ. unter Quecksilber), ſodann aber auch die Queckſilbercur und beſonders die Schmier- und Räuchercur. (*Wiegand.*)

Hydrargyrum, ſ. Quecksilber.

HYDRARTHRON, HYDRARTHROS, HYDRARTHRUS (Ὑδραρθρος, von ὕδωρ, Waſſer, und ἄρθρον, Gelenk, die Gelenkwaſſerſucht, Hydrops articulorum). Bei Theophraſtus Paracelſus heißt Hydrarthros auch die Gelenkſchmiere (Synovia); bei den griechiſchen Schriftſtellern eine dickliche, honigähnliche Feuchtigkeit, welche bei Gelenkverletzungen ausfließt, was man ſpäter mit μελιχηρία oder μελίχηρα bezeichnete. (*Wiegand.*)

HYDRASPIS *Gray* (Reptilia). Dieſe Schildkrötengattung iſt nicht mit der gleichnamigen Bells zu verwechſeln, entſpricht aber der Gattung Chelodina Fitzingers. Gray hat ſie aufgeſtellt in ſeiner Synopsis Reptilium. Part. I. Cataphracta (London 1831), p. 39, und erklärt ausdrücklich, daß ſie einen Theil der Gattung Hydraspis, wie ſolche von Bell aufgeſtellt, enthalte, auch entſpricht Gray's Gattung Chelodina nicht der gleichnamigen Gattung Fitzingers (Neue Claſſification der Reptilien [Wien 1826]). Cuvier zählt dieſe Gattung zu Emys (Règne animal éd. 2). Wagler (Natürliches Syſtem der Amphibien, S. 136) will zwar die Gattung Hydraspis Bells beſtehen laſſen, jedoch nur für die einzige Testudo longicollis *Shaw*, welche der Gattung Chelodina Gray's entſpricht, dagegen gehören Waglers Gattungen Pelomedusa, Platemys, Rhinemys, Phrynops, Podocnemis, Hydromedusa alle zur Gattung Hydraspis Gray's, und man kann ſie, um nicht zu ſehr zu zerſpalten, füglich als Unterabtheilungen bei dieſer Gattung laſſen. Bonaparte hat in ſeiner Überſicht der Reptilien (Iſis 1833. S. 1187) die Waglerſchen Gattungen zu ſeiner Gattung Terrapene als Untergattungen geſtellt, dagegen Hydraspis Bells, welche einen Theil von Fitzingers Chelodina ausmacht, zu Kinosternum geordnet. Gray ſtellt ſeine Gattung in die dritte Familie Chelydae, nach Sternotherus und Chelodina.

Die Gattung hat folgende Kennzeichen: Die Kiefern ſind hornartig, die Naſenlöcher kurz, röhrenförmig, der Bruſtpanzer iſt feſt und ſchmal, auch iſt ein randliches Zwiſchen-Kehlenſchild (Scutellum intergulare marginale) vorhanden. Die Panzer ſind platt gedrückt und breit, bedeckt mit ziemlich dünnen hornigen Platten, welche in der Jugend meiſt deutliche, mit dem Alter verſchwindende, Felder bilden. Der Rand iſt in der Regel an den Seiten ſchmal, und hat oft eine Nackenplatte. Der Bruſtpanzer iſt überhaupt ſchmal, hinten geſpalten und ſchmäler. Zwiſchen den zwei Kehlenplatten ſteht die ſchmale Zwiſchen-Kehlenplatte. Der Kopf iſt breit, platt, mit einem oder mehren breiten Schildern bedeckt, am Kinne ſtehen zwei Bartfäden und der Nacken iſt breit und warzig. Nach Spix leben die braſilianiſchen Arten von Früchten und Kräutern, und legen ihre Eier in den Sand, die capiſchen Arten, welche Bell lebendig hatte, zogen Würmer und Fiſcheingeweide vor und berührten vegetabiliſche Subſtanzen nicht. Gray läßt die Arten in einer Reihe folgen; da man aber Waglers Gattungen als Unterabtheilungen betrachten kann, wie ſie denn Bonaparte als ſolche annimmt, ſo wollen wir die Charakteriſtik derſelben mit deſſen eigenen Worten folgen laſſen.

1) **Pelomedusa. Caput scutis corneis tectum; pedes anteriores et posteriores unguibus quinque; scuta marginalia 24. Typus: Testudo galeata.** *Schöpf.* Schildkröten t. 3. f. 1.

2) **Platemys. Vertex planus uniscutatus; pedes imbricato-squamosi; sternum thoraci per sym-**

1) Vergl. Aug. Wilh. v. Schlegels indiſche Bibliothek. 2. Bd. S. 303 und 304, 505. *Lassen*, Comment. geograph. atque histor. de Pentapotamia Indica. p. 66. cll. 74. 2) a. a. O. S. 305. 3) *Lassen* l. c. p. 84. 4) *Lassen* l. c. p. 12, mit Rückſicht auf *Arrian*, Exped. Alex. VI, 14. 5) Geographie der Griechen und Römer. 5. Th. S. 55. 6) l. c. p. 26.

physin affixum, scutis 13. Typus: Testudo planiceps *Schöpf.* t. 27.

3) Rhinemys. Maxillae apex conico-productus; sternum solidum thoraci per symphysin affixum scutis 13; thorax scutis marginalibus 25. Typus: Emys rufipes *Spix*, Testudinum Spec. novae t. 6. f. 1.

4) Phrynops. Caput depressum obtusissimum corio impresso-vibicoso tectum, ore ranino, mento cirroso; sternum thoraci per symphysin affixum; pedum squamae contiguae; scuta marginalia 25. Typus: Emys Geoffroyana, *Schweigg.* Königsberger Archiv. 1812. S. 302 u. 350.

5) Podocnemis. Caput cordiforme, scutatum; mentum subcirrosum; pedes scutellis singulis lunaribus margine patulis; sternum thoraci per symphysin affixum; scuta marginalia 24. Typus: Emys expansa, *Schweigg.* l. c. p. 299 u. 343.

6) Hydromedusa. Caput elongatum depressissimum, cute impresso-vibicosa tectum, ore ranino; mentum inerme; disci scuta 14, marginis 24. Typus: Emys Maximiliani *Mik.*, Delectus flor. et faun. brasil.

Die Arten nach Gray's Reihe sind:

1) Hydraspis subrufa *Lacépède* (La Roussâtre *Lacép.* Quadr. ov. I. p. 173. t. 12. cop. in der Encycl. Méthodique Reptiles. t. 6. f. 5. Testudo badia *Daudin* Rept. II, 132. Testudo subrufa *Bonnet.* Erp. p. 28. *Latr.* Rept. I. p. 120. Die röthliche Schildkröte, Schneider, Schildkr. zweiter Beitr. S. 23. Testudo badia *Donndorf.* Zool. Beitr. III. S. 34). Der Panzer länglich, niedrig, einfarbig blaßbraun, die Schilder glatt, die Wirbelschilder geebnet, das Nackenschild fehlend, die Seitenrandschilder sehr schmal, der Kopf platt gedrückt, glatt, mit großen Schildern bedeckt. Am jungen Thiere sind die Schilder concentrisch gefurcht (Testudo galeata *Schöpf.* t. 3. f. 1. cop. als Galeated tortoise *Shaw.* t. 12. Test. scabra *Retzius.* Emys olivacea *Schweigger.* Test. Senegalensis *Daudin* Rept. II. p. 136. Emys galeata *Merrem* Syst. p. 22). Diese Art bewohnt Afrika, namentlich das Cap der guten Hoffnung, soll sich aber auch am Senegal finden. Nach Gray wird diese Schildkröte zwar oft für eine indische ausgegeben, indessen hat er nie eine aus Indien gesehen, sondern die aus Indien kommenden Schiffe bringen dergleichen vom Cap der guten Hoffnung mit, wie manche andere Thiere, daher denn die Meinung, es seien indische. Der Panzer ist übrigens bei dem lebenden Thiere nicht blaßbraun, sondern aschfarbig mit schwarzen Flecken.

2) H. Adansonii (*Gray* p. 40). Der Panzer eiförmig, niedergedrückt, hinten sehr breit, gelbschwarz punktirt, das Nackenschild fehlt, die Wirbelschilder sind kielförmig, das erste ist verlängert geigenförmig, hinten dreieckig. Adanson hat nur eine Schale aus Nigritien mitgebracht.

3) H. Macquarrii (*Cuv.* règne animal. éd. 2. p. 11 Anmerkung). Der Panzer eiförmig, plattgedrückt, vorn eingezogen, hinten zusammengedrückt, gezahnt, olivenbraun, mit eingedrückter Rückenlinie, die Schildchen runzelig, das Nackenschild schmal, der Brustpanzer gelblich. Die hintern Randschilder sind in der Mitte eingekerbt, die Panzerlänge beträgt 11, die Breite 8 Zoll. Vaterland Neuholland, Macquarrie River.

4) H. planiceps (Test. planiceps et Test. *platycephala Schneider*, Berl. Naturf. IV. t. 16. *Schöpf.* t. 27. Emys planiceps *Schw.* Test. Martinella *Cuv.* Mss. Emys discolor. „*Thunb.* Mss.“ *Schw.* Emys canaliculata *Spix* Bras. t. 8. Emys canaliculata et E. aspera *Cuv.* Mss.) Das junge Thier. Testa dorso leviter complanato *Schöpf.* t. 27. Emys Geoffrayana *Schw.* Chelodina Geoffrayana *Fitz.* Emys depressa *Spix* Bras. t. 3. f. 2. (nicht Pr. Max.). Der Panzer länglich schwarzbraun, der Rücken abgeplattet, an den Seiten abschüssig, die Seitenränder zurückgebogen, das Nackenschild linienförmig, der Brustpanzer gelb gerandet, der Schwanz kurz. Bei dem jungen Thier ist der Panzer schwächer verflacht. Spix gibt (a. a. O.) von seiner Emys canaliculata folgende Beschreibung: Der Kopf ist pyramidenförmig, platt, und oben mit einer einfachen, papieráhnlichen, pyramidalen, rostrothen Schuppe, an der Seite mit unregelmäßigen Schüppchen von derselben Farbe bedeckt, vorn zusammengedrückt, kurz, schwarz, abschüssig, übrigens schwarz, netzförmig, mit Schüppchen bedeckt, an dem Mundwinkel gelb gefleckt, ohne Bartfäden am Unterkiefer. Die Nasenlöcher sind klein, stehen vorn am Kopf und ragen etwas vor. Die Augenlider sind gelblich. Das Trommelfell erscheint durch Schüppchen perlmutterartig. Der Hals ist so breit, als das Hinterhaupt, kurz, oben gelb (nach der Abbildung ebenso rostroth wie der Kopf), schuppig oder stachelig (nach der Abbildung scheinen die Schuppen stachelig in die Höhe zu stehen). Der Panzer ist platt, kaum gewölbt, vorn rundlich abgestutzt und der äußere Seitenrand nach Oben gebogen, hinten wird der Panzer etwas breiter und am Ende fast spitzig, die Rückenschilder sind bei jüngern Exemplaren schwarzbraun, in der Mitte etwas körnig, bei Erwachsenen mehr verloschen, und in das Graue ziehend, in der Mitte etwas eingedrückt, und in der Mitte des Rückens breit ausgehöhlt; von solchen ausgefurchten Rückenschildern sind fünf vorhanden, das erste davon ist sehr groß, flach, aus der Form eines Trapezes in das Sechseck übergehend, hinten enger, ausgeschnitten, vorn breiter, doppelbuchtig, in der Mitte etwas spitzig gerandet; das zweite, dritte und vierte sind rechteckig, fast sechsseitig, etwas lang in der Mitte ausgehöhlt, hinten etwas enger, das fünfte geht aus einem Siebeneck in ein Dreieck über, ist nach Vorn spitzig, stumpf gerandet, ausgebuchtet, hinten etwas gewölbt, breit, schräg, an der Seite buchtig, gerandet; der Seitenschilder des Mittelfeldes sind fünf, sie sind schief, oben gleichmäßig hohl, einwärts gebogen, das erste derselben ist sehr groß, dreieckig oder trapezoidisch, innen fast scharfwinkelig, das zweite ist lang rechteckig, das dritte etwas kleiner, fast rhombisch, hinten schmäler, das vierte trapezoidisch, etwas gewölbt, nach Innen enger; Randschilder des Rückenpanzers sind 25 vorhanden, sie sind klein, in der Mitte eingedrückt, außen ungerandet, unten röthlich schwarz ge-

ſtreift, das erſte vordere unpaare derſelben iſt rechteckig, ſchwach, kurz, die größern Schenkelſchilder ſind faſt rechteckig, etwas flach, in der Mitte ſehr klein, zuſammengezogen, mit etwas aufgebogenem Rande, die hintern klein, etwas ausgehöhlt, das hintere Paar etwas höckerig, hinten etwas aus einander ſtehend, unten ausgehöhlt. Der Bruſtpanzer iſt platt, eiförmig, glatt, dem Rückenpanzer angedrückt, ſchwärzlich, roſtroth gerandet, faſt von der Länge des Rückenpanzers vorn zugerundet abgeſtutzt, breit, vorn ſchmäler, hinten verſchmälert. Er beſteht aus 13 Schildern, das erſte unpaarige derſelben iſt fünfeckig, an der Spitze breit, rechteckig, hinten zugeſpitzt, an den Seiten deſſelben ſtehen zwei dreieckige, ſpitzige, die folgenden ſind breit, trapezoidiſch, inwendig ſchmäler, die vierte Platte iſt rectangulär, die fünfte und ſechste faſt rectangulär, faſt gleichbreit, die letzte paarig, trapezoidiſch, hinten ſchmäler, in der Mitte ſtumpf, gabelig, kürzer als der Rückenpanzer. Die Füße ſind ſchwarz, innen ſchuppig, die Fußſohle beſonders kugelig, vorn innen roth gefleckt, die Zehen weniger getrennt, floſſenförmig, die Klauen kurz, ſpitzig, etwas grade, ſchwarz, der ſehr kleine Schwanz außen dünn, kaum unter dem Panzer vorragend, der After eine Längſpalte. Die Länge des Rückenpanzers 4½ Zoll, die Breite 3 Zoll, die Länge des Kopfes 11 Linien.

Das Junge oder Emys depressa *Spix* weicht darin ab, daß der Kopf oben bräunlichſchwarz, unten rothgelb, der Hals braun iſt. Der Rückenpanzer iſt ſchwarzroth, in der Mitte des Rückens nur etwas gefurcht, die Schilder mehr oder weniger convergirend geſtreift, welche Streifen in einen mittlern Höcker zuſammenlaufen, der Bruſtpanzer iſt röthlichſchwarz, die Füße ſind ſchwärzlich. Das Vaterland iſt Braſilien, namentlich am St. Franciscofluſſe. Gray gibt an, daß bei der von Cuvier Emys aspera genannten Art die Verſchiedenheit nur in den größern Nackenwarzen beruhe.

5) H. depressa (Emys depressa *Merrem*, Verſ. eines Syſt. der Amphib. S. 22. Testudo depressa *Neuwied*, Reiſe nach Braſ. 1. Bd. S. 321 und 2. Bd. S. 91. Test. nasuta *Schweigger*). Der Panzer elliptiſch blaßbraun und ſchwarz geſtreift, das Nackenſchild linienförmig, Kopf und Hals ſchwarz punktirt, die Wangen mit ſchwarzen Binden, das Kinn mit zwei Bartfäden und mit einer ſchwarzen mondförmigen Binde. Nach dem Prinzen von Neuwied (Beiträge zur Naturgeſchichte von Braſilien. 1. Bd. S. 29) iſt der Kopf etwas breit eiförmig, ziemlich platt gedrückt, die Naſe kegelförmig verlängert, an der Spitze mit zwei runden Naſenlöchern, hinter denen die Augen in geringer Entfernung ſtehen, das Trommelfell iſt länglichrund, der Oberkopf mit platten, rundlichen, unregelmäßigen Hautſchuppen bedeckt, die hornigen Kieferränder ſind glatt, ſtark rundlich aufgeſchwollen, der Mund iſt unter die Naſe ſtark zurückgezogen. Die Haut des ſchlanken, biegſamen Halſes iſt mit vielen kleinen, nach allen Richtungen vertheilten, Furchen bedeckt, übrigens glatt, doch mit einzelnen, größern, flachen und rundlichen Wärzchen beſetzt. Die Beine ſind mäßig lang, die vordern mit fünf deutlichen Zehen und ſtarken, mäßig gekrümmten, zugeſpitzten Krallen verſehen, dabei mit ganzen Schwimmhäuten, welche bis an die Wurzeln der Nägel vortreten, auch tritt die Haut des Beines ſelbſt hinter der äußern Zehe etwas flügelförmig hervor. Die Hinterbeine haben ebenfalls fünf Zehen, doch iſt die fünfte unbekrallt, die Krallen ſind überhaupt größer als die der vordern. Sämmtliche Beine ſind mit hornhäutigen, zum Theil rundlichen, zum Theil mehr länglich breiten Schüppchen bedeckt, welche etwas reihenweiſe ſtehen, vor der vordern Zehe befindet ſich eine gelbliche, nagelartige, abgerundete, kielförmig zuſammengedrückte und glänzende Hornſchwiele. Der kurze, kaum 1½ Zoll aus dem Panzer vortretende Schwanz iſt mit einer eben ſolchen Haut, wie der Hals, bedeckt, unten vor ſeiner Spitze befindet ſich die After- und Kloakenöffnung, aus welcher bei dem männlichen Thiere die Ruthe als ein ſchlüpfriger, ſchwärzlich gefärbter Kegel hervortritt. Der Rückenpanzer hat 25 Randſchildchen, davon iſt das Nackenſchild ſchmal und lang, die übrigen ſind größer, breiter, entweder vier- oder fünfeckig, indem ihre obere Seite noch einen ausſpringenden Winkel zeigt. Die beiden über dem Schwanze befindlichen Schildchen bilden an ihrer Zuſammenfügung einen ſehr kleinen Ausſchnitt. In der Mitte des Rückenpanzers ſtehen drei Hauptfelder, wovon das mittelſte etwas undeutlich, achteckig, das vordere daher hinten, das hintere eben ſowol vorn als hinten ausgerandet iſt, an den Seiten aber, wie das erſte, einen ausſpringenden Winkel zeigt. Zwiſchen dieſen drei Mittelſchildern und den 25 Randſchildern ſtehen zehn andere, von denen das vordere unregelmäßig fünfeckig, dabei nach Vorn ausgebreitet iſt. Die andern ſind etwas länglich unregelmäßig vier- oder fünfeckig, das hinterſte aber und das jederſeits daran grenzende kann als etwas unregelmäßig ſechseckig gelten. Die fünf Schilder, welche zwiſchen den beiden Panzern die Mittellinie bilden, tragen einen wenig erhabenen Längskiel, der, bei den drei mittelſten faſt verſchwindend, nur einen erhöhten Knopf am hintern Schildtheile bildet. Alle dieſe Schildchen ſind nicht beſonders glatt und nur die an den Seiten haben einige ſchwache mit dem Panzerrande parallel laufende Furchen. Der Rand des ganzen Rückenpanzers iſt ganz, ziemlich glatt, nur ſehr ſanft aufwärts gebogen, beſonders hinter den vordern Beinen, von der Seite betrachtet erſcheint er am Vordertheil überhaupt mehr aufwärts gebildet, am hintern mehr abwärts geneigt. Der Bruſtpanzer beſteht aus 13 Schildern. Vorn in der Mitte ein fünfeckiges, deſſen vorderer Rand etwas vorgetreten und abgerundet iſt, jederſeits deſſelben ſteht ein kleineres dreieckiges Schildchen, alle übrigen ſind gepaart, ziemlich viereckig, mehr breit als lang, ihr äußerer Rand ein Wenig abgerundet, die beiden letzten Paare ſind ziemlich rautenförmig, und im letzten Mittelpaar entſteht dadurch beinahe ein rechtwinkeliger Ausſchnitt, über welchen der Schwanz hervortritt. Nur an wenigen dieſer Schildchen bemerkt man am innern Rand ein Paar undeutliche parallele Furchen, das zweite und dritte Paar bilden die Vereinigung mit dem Rückenpanzer, welche ſtark verknöchert iſt.

Der Rückenpanzer dieser Art ist gewöhnlich mit einer grünlichen, vegetabilischen Substanz, einem Byssus, überzogen, und die natürliche Farbe erscheint erst dann, wenn man jenen weggenommen hat. Diese letztere zeigt sich dann hellnußbraun, reihenweise strahlenförmig, mit dunklern Strichen bezeichnet oder gefleckt, die aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt aus dem obern Theil eines jeden Schildchens zu entspringen scheinen. Auf den drei Mittelschildern des Rückenpanzers laufen die Streifen nach der Länge und scheinen am Hintertheile zu entspringen, indem sie nach Vorn an Stärke zunehmen. Die Randschildchen sind quergestreift. Der Brustpanzer ist gelblich und ungefleckt, der Rand des Rückenpanzers aber auf der untern Seite schwarzbräunlich punktirt und klein gefleckt. Die Haut des Thieres selbst hat auf der Oberseite eine schwärzlichgraue, oft etwas in das Grünliche ziehende Farbe, die untere Seite aller Theile ist blaßgraugelblich mit dunklern, schwärzlichen Flecken. Unter dem Halse wird die Zeichnung charakteristisch, sie besteht in unregelmäßig größern schwärzlichen Flecken und einem hufeisenförmigen großen Fleck unter dem Kinne, dessen hohle Seite nach Hinten gekehrt ist. Die beiden Bartfäden sind gelblichweiß. Von der Nase zieht ein schwärzlicher Streif durch die Augen, mit dem ein anderer am Unterkiefer, nach den Seiten des Halses herabgehend, parallel läuft. Die geschlossenen Augenlider sind auf blässerem Grunde mit dunklern Streifen bezeichnet, welche an der Wurzel entspringen und nach dem Mittelpunkte gerichtet sind, in welcher Färbung diese Schildkröte mit der Eidechse Quetz-Palno übereinkommt. Der Prinz von Neuwied erhielt in Brasilien an der Mündung des Parahyba junge, eben aus den Eiern gekommene Schildkröten, welche er mit Gewißheit für die jungen der gegenwärtigen Art halten zu können glaubt, indem sie völlig dieselbe Gestalt hatten, nur war ihre Farbe schwarz, mit schönen hochorangenen oder feuerfarbenen Flecken. Die Größe eines ausgewachsenen Exemplars beträgt in der Länge 14 Zoll 10 Linien, die Länge des Rückenpanzers 8 Zoll 10 Linien und dessen Breite 6 Zoll 5 Linien, der Brustpanzer mißt bis in den Winkel des Schwanzausschnittes 7 Zoll 3 Linien und ist 4 Zoll 5 Linien breit. Indessen sah der Prinz auch Exemplare, welche um ein Drittheil größer waren. Da diese Schildkröte ihren Kopf und Hals nicht wie die Landschildkröten in den Panzer zurückziehen kann, so legt sie ihn, um ihn zu verbergen, seitwärts zwischen die Ränder des Rücken- und Brustpanzers, sodaß er grade von Oben oder Unten betrachtet, nicht bemerkt werden kann. Es findet sich diese Art in den Flüssen des östlichen Brasiliens, und wird leicht mit Fisch- oder Vogelfleisch an die Angel geködert, wo sie schnell anbeißt, weshalb denn ihre Nahrung nur aus animalischen Substanzen zu bestehen scheint.

Während der Monate December, Januar und Februar steigen diese Thiere in Menge auf die Sandbänke und Sandufer der Flüsse Mucuri, Belmonte, Ilheos, Tahype, Rio Pardo und anderer, um sich ihrer Eier zu entledigen. Sie scharren mit ihren Klauen eine Vertiefung in den Sand, legen 12, 16 bis 18 kugelrunde Eier von der Größe einer starken Kirsche hinein, welche eine glänzend weiße harte Schale haben, von dem angenehmen Geschmacke der Hühnereier und dabei ohne Geruch sind, und treten den Sand darüber zu. Die von der Sonnenhitze ausgebrüteten jungen Thiere kriechen sogleich dem Fluß, ihrem Elemente, zu. Die Brasilianer kennen die Zeit recht wohl, wenn diese Eier zu finden sind, und die Fischer durchsuchen alsdann alle Sandufer auf das Genaueste, auch erkennt man leicht die Stellen, wo eine Schildkröte gelegt hat. So bedeutend ist indessen an den von dem Prinzen von Neuwied besuchten brasilianischen Flüssen die Ernte der Schildkröteneier nie, auch wird sie nicht so methodisch betrieben, als an den Ufern des Orinoco und Apure, wovon Alex. v. Humboldt eine weitläufige, höchst interessante Schilderung gibt; denn dort ziehen ganze Stämme der Urbewohner nach den Eiern der Testudo Terekay und Arrau aus, und werden sogar von ihren Missionaren begleitet. Das Fleisch der H. depressa wird zuweilen gegessen, doch liebt man dasselbe nicht, wie das der Waldschildkröte Jabuti, da es einen Fischgeruch (Catinga bei den Portugiesen) haben soll.

6) H. radiolata (*Mikan*, Delectus flor. et faun. brasil. fasc. I. Neuwied, Reise nach Brasilien. 2. Bd. S. 91. Abbild. zur Naturgesch. Brasiliens. 12. Heft). Der Rückenpanzer hinten verschmälert, gelblich, mit schwarzen strahlenförmigen Streifen, das Nackenschild linienförmig, der Körper schwarz, der Nacken gelblich-gestreift. Der vorigen Art sehr ähnlich, weshalb der Prinz von Neuwied (Beiträge, S. 40 fg.) es für nöthig gehalten hat, die Unterschiede genauer anzudeuten. Der Kopf rundlich-eiförmig, etwas platt, über den Augen eine Erhöhung, wie man sie bei den Fröschen bemerkt, die Augen selbst nicht weit hinter der Nase, die starken Augenlider geschlossen, nach der Schnauze herab eine schräge Linie bildend, das ziemlich rundliche Trommelfell in der Mitte zwischen Auge und Hinterkopf. Die Nase bildet, über den Rand der Oberlippe eine Linie weit vortretend, einen rundlich kegelförmigen Rüssel, an dessen Spitze vorn die beiden kleinen rundlichen Nasenlöcher stehen. Der Unterkiefer scheint wegen dieser Spitze etwas zurückgezogen, die Kieferränder sind sehr scharf, der obere in der Mitte seicht ausgerandet, der untere dagegen mit einer kleinen aufsteigenden Spitze (von beiden in der Abbildung nichts zu sehen), die zwei kurzen Bartfäden sind gelblich und kegelförmig. Auf dem Kopf oben liegen häutige, unregelmäßige, vier-, fünf- und sechseckige Schildchen, das größte auf dem Scheitel. Der Hals ist wenig schmäler, als der Kopf, von vielen sehr feinen Querfalten netzartig durchkreuzt, mit starken nagelförmigen Warzen unregelmäßig besetzt, das Thier kann ihn schlangenartig ausdehnen, aber so wenig als die vorige Art einziehen, sondern nur zwischen die Ränder des Panzers legen. Die Vorderbeine haben fünf ziemlich gleiche Zehen, indem nur die innern und äußern ein wenig kürzer sind; sie haben ganze Schwimmhäute, gebogene, mittelmäßig lange, scharfe, wenig platte Krallen, und sind sowol auf den Zehen als an ihrer ganzen Oberfläche mit

breiten, großen, vorn graden, abgeschnittenen Schildern belegt, von denen man auf der Oberseite des Beins fünf Längsreihen zählt. Die Hinterbeine haben nur vier Zehen mit Krallen, denn von der fünften findet sich nur nach Innen eine Spur, welche platt und weich erscheint; sie haben indessen ebenfalls ganze Schwimmhäute und vor der äußern Zehe steht ein platter, scharfrandiger, biegsamer, mit großen Schuppen belegter Hautansatz als Ausbreitung. Der kurze kegelförmige Schwanz ist zum Theil mit kegelförmig zugespitzten, abstehenden Schuppen besetzt, und bei dem Männchen etwas länger als bei dem Weibchen. Bei jenem zeigt sich die Ruthe ebenso gestaltet und gefärbt, wie bei der vorigen Art. Bei dem weiblichen Thiere nimmt die Afteröffnung beinahe die ganze Länge des Schwanzes ein. Der Panzer ist im Allgemeinen ziemlich flach, wenn auch weniger als an voriger Art, und oben in der Mitte am meisten. Der Rückenpanzer ist ziemlich eiförmig, vorn etwas abgestumpft, bei den Hinterbeinen am breitesten, über dem Schwanz etwas zugespitzt, mit einem kleinen Ausschnitte versehen. An den Seiten ist der Rückenpanzer etwas eingezogen oder gradlinig, auch etwas aufgebogen, der Brustpanzer ist schmal, lang, vorn stumpf zugerundet, hinten am Schwanze fast rechtwinkelig eingeschnitten. Der Rückenpanzer hat ein länglich schmales, etwa fünfeckiges Spitzenschild, dann folgen auf jeder Seite bis zur Schwanzmitte 12 Randschilder, zusammen also 25; doch findet sich auch, als Ausnahme, zur Seite des Nackenschildes jederseits noch ein kleines, wodurch denn die Gesammtzahl auf 27 steigt. In der Mitte stehen fünf Schilder, das erste vorn breit und sechswinkelig, nach Hinten schmäler, mit zwei Ecken, die drei folgenden haben sechs Ecken, das letztere derselben ist an der vordern Seite schmal mit zwei Ecken, die hintern sehr breit mit fünf Winkeln. Zur Seite der Mittelschilder stehen vier Seitenschilder, wovon das hintere sechs Ecken, die beiden mittlern vier, das vordere ebenfalls vier, aber mit schmaler Oberseite und breiter Basis zeigen, der Brustpanzer hat vorn ein nach Innen sehr spitzwinkeliges Spitzenschild, zwei dreieckige Brustschildchen, dann auf jeder Seite drei Schildchen, zusammen 13, und der Rand erscheint wellenförmig, indem er bei der Zusammenfügung eines jeden Schildes sanft ausgeschnitten ist. Im lebenden Zustand ist der Kopf oben grünlichgrau, mit dunkeln feinen Marmorzügen, auf den geschlossenen Augen zeigen sich eben solche dunkle Streifen, wie bei der vorigen Art. Der Hals, die Oberseite der Beine und des Schwanzes sind dunkelschwärzlichgrau, alle untern Theile des Kopfes, Halses, der Beine sind blaßgelb. Der Prinz von Neuwied fand die untere Seite des Halses immer ungefleckt, in der Mikanischen Abbildung zeigt sie sich aber schwarz gefleckt, weshalb der Prinz vermuthet, es sei dies vielleicht ein junges Thier gewesen, und die Flecken möchten sich im Alter verlieren. Dicht um die Pupille zeigt die Iris einen goldfarbigen Ring. Wie bei der vorigen Art ist der Rückenpanzer mit einem dunkelschwarzgrünen Byssus bedeckt, der sich nur mit Mühe abnehmen läßt, dann aber erscheint jener schmuzig gelblichbraun oder nußbraun, mit dunkelbraunen Strahlen, welche, etwas nach Vorn gerichtet, schräg über die Schilder herablaufen; das Schild ist manchmal auch hellbraun, die Strahlen aber schwärzlich. Die Schilder des Brustpanzers sind alle an der äußern hintern Ecke blaßgelb, übrigens gelbbräunlich mit dunkeln, braunen, rechtwinkeligen, concentrischen Linien und blaßgelblichen Strahlen, welche schief aus der Mitte nach der vordern innern Ecke hinlaufen, der vordere Rand aber eines jeden Schildes ist schwarzbraun, und nur die beiden Endschilde, sowie das vorn an der Spitze sind dunkelbraun.

Diese Schildkröte mißt mit ausgestrecktem Halse 8 Zoll 6½ Linien, wovon der Kopf und Hals 2 Zoll 9 Linien wegnehmen, der Rückenpanzer ist 4 Zoll 11½ Linien lang, 2 Zoll 8 Linien breit, der Brustpanzer von der Spitze bis zum einspringenden Winkel am Ende 4 Zoll 5 Linien lang. Es finden sich indessen auch Exemplare, vielleicht weibliche, wie der Prinz von Neuwied meint, welche etwas größer sind. Bei der großen Ähnlichkeit dieser und der vorhergehenden Art sind folgende Unterschiede besonders in das Auge zu fassen: Der Panzer ist bei **depressa** breiter, mehr elliptisch, am vordern Ende weniger aufsteigend, bei **radiolata** hinten mehr ausgebreitet; die Schildchen sind bei **radiolata** mehr mit erhöhten strahlenartigen Reifen, bei **depressa** nur mit flachen Querreifen besetzt (der Prinz spricht dabei die Vermuthung aus, daß die stärkere Bezeichnung der Schildchen mit parallelen Reifen den jungen Thieren eigen zu sein scheine); die untere Seite des Halses ist bei **depressa** immer gefleckt, bei **radiolata** erscheint sie so nur am jungen Thiere. Diese Schildkröte hält sich ebenfalls in Sümpfen und an überschwemmten sumpfigen Wiesen auf, geht aber nicht an die Angel, wie die vorige. Individuen, welche der Prinz von Neuwied auf dem Hofe hielt, verweigerten alle Nahrung und verhungerten immer nach vier bis sechs Wochen, weshalb über ihre Lebensweise und Nahrung nichts weiter bekannt ist.

7) **Hydraspis rufipes** (**Emys rufipes** *Spix* t. 6. **Junior? Emys nasua** *Schw.* **Emys stenops** *Spix* **Bras.** t. 9. f. 3, 4). Der Panzer elliptisch-convex, vorn gekielt, braun, unten gelblich, das Nackenschild linienförmig, Kopf und Hals dick, oben braun, unten gelblich. Diese Schildkröte beschreibt Spix also: „Der Kopf ist pyramidenförmig, platt, hinten erweitert, mit papierähnlichen Schüppchen bedeckt, vorn schmal, spitzig, mit einer einzigen Schuppe von schwarzbrauner Farbe auf der Nase, übrigens um die Augen und Ohren herum mit kleinen Schuppen netzförmig besetzt, die Nasenlöcher stehen vor, der Oberkörper ist röthlichgelb, hornartig, von der Nase herunter abschüssig ausgerandet, schwach gebogen, der untere rundlich, kaum hornartig, die Kehle ist mit zwei Bartfäden besetzt, der Hals ist so dick wie der Hinterkopf, schwach runzelig, dunkelbräunlich, unten gelblich. Der Panzer ist ebenfalls dunkelbräunlich und unten gelblich, elliptisch, erhaben gewölbt, vorn schmäler, etwas abschüssig abgestutzt, gerandet, hinten zusammengedrückt spitzeckig, in der Mitte des Rückens scharf rinnenförmig, die Panzerschilder sind glatt, am Rande verloschen ge-

streift, der Wirbelschilder sind fünf vorhanden, das erste vordere derselben ist siebeneckig und das größte, vorn etwas breit gerundet, etwas gefurcht, das zweite, dritte und vierte sind fünfeckig gewölbt, rinnenförmig ausgehöhlt, etwas kurz, das fünfte ist achteckig, seitlich zusammengedrückt, in der Mitte eckig, rinnenförmig, hinten etwas spitzig, zur Seite stehen acht, von denen das vordere sehr groß trapezoidisch, innen schmäler, außen breiter, etwas buchtig gerandet, das zweite und dritte ist etwas rechteckig oder vielmehr etwas fünfeckig verlängert, das vierte ist trapezoidisch sechseckig, hinten zusammengedrückt, die 25 Randschilder sind außen eckig gerandet, die vordern sind breiter und flacher, als die hintern, schräg, das vordere unpaarige oder Nackenschild ist linienförmig, mit scharfer Spitze, die zur Seite stehenden sind fast viereckig, groß, das dritte fünfeckig, nach Innen scharfwinkelig, das vierte und die übrigen bis zum achten sind kleiner, etwas vertieft, das neunte und eilfte viereckig und breit, das zehnte und zwölfte fünfeckig, nach Innen etwas scharfwinkelig, schräg herabsteigend, die beiden letzten zusammengedrückt, an der Spitze aus einander stehend. Der Brustpanzer ist gelbröthlich, länglich, fast rechteckig, vorn etwas breit, rundlich abgestutzt, hinten schmäler, scharf gabelig, eingedrückt, der Seitenrand buchtig eckig. Die 13 Brustschilder sind glatt, am Rande kaum gestreift, das vordere unpaarige ist kurz, fast herzförmig, etwas sechseckig, hinten zugespitzt, in der Mitte vertieft, die seitlichen sind dreieckig, sehr klein, nach Außen rundlich gerandet, die dritten sind trapezoidisch, breit, nach Hinten zugespitzt, nach Vorn zugerundet, die mittlere länglich, fast rechteckig, das vorletzte sehr breit, etwas viereckig, in der Mitte eingedrückt, die letzten sind schief rechteckig, innen eckig ausgehöhlt, am Ende spitzig gabelig. Die Füße sind bräunlichgelb, außen scharf beschildet, oben von schildförmigen Schuppen stachelig, bis an die Krallen flossig, die vordere hinten durch Randschuppen sägezähnig, die hintere Zehe der Hinterfüße krallenlos, breit, schwimmlappig, winkelig, abstehend (nach der Abbildung hätten die Hinterfüße nur vier Zehen und drei Krallen, es scheint aber fast, als sei die vierte Kralle verloren gegangen; im Texte wird die Krallenzahl nicht angegeben). Die Krallen sind zusammengedrückt, fast sichelförmig, der Schwanz ist warzig, kurz, an der Wurzel sehr dick, hinter dem After schwach. Die Länge des Körpers ist zu neun, die des Kopfes zu zwei Zoll angegeben. Diejenige Schildkröte, welche Gray für das junge Thier hält, und Spix Emys stenops genannt hat, hat allerdings auch in der Abbildung Ähnlichkeit, zeigt aber namentlich im Baue der Hinterfüße ziemlich bedeutende Abweichungen, außerdem aber auch vier Krallen. Auch die Schilder des Brustpanzers haben andere Formen, namentlich das unpaarige Halsschild. Der Kopf ist schwarz, zwischen den Augen etwas eingedrückt, der Hals körnig, der Angabe nach subtenue, was indessen Folge des Eintrocknens sein kann, da, wie bekannt, die Spixschen Schildkröten meist nach Cabinetsexemplaren abgebildet und beschrieben sind, der Hals daher wol eingeschrumpft sein kann. Der Rückenpanzer ist ganz schwarz, etwas flach, rundlich länglich, in der Mitte des Rück der Länge nach ausgehöhlt, die Schildchen sind klein etwas runzelig. Der Brustpanzer ist elliptisch weißli schwärzlich, vorn gestutzt, hinten scharf ausgerandet (i der Abbildung erscheint die Ausrandung vielmehr stumpf) Es sind ebenfalls 13 Schildchen vorhanden, welche in Gestalt mit denen des erwachsenen Exemplars ziemlich übereinkommen. Als Fundort wird bei dieser Art der nämliche angegeben, wie bei Emys rufipes, nämlich Fluß Solimoëns in Brasilien.

8) H. viridis (Emys viridis *Spix* t. 2. f. 4. u f. 1. Emys rufipes, var., adult. Raup.). Die Sch elliptisch, hinten erweitert, etwas gezähnt, olivengr braun punktirt, das Nackenschild linienförmig, das zw dritte, vierte Wirbelschild ist lang, schmal, der Brust zer ist vorn breit zugerundet, hinten verschmälert tief gespalten, das Kehlschild ist groß, fast herzförm Spix beschreibt von dieser Schildkröte nur den Pan Dieser ist elliptisch, olivengrünlich, gegen den Rand dunkelbraunen Flecken und Linien besetzt, platt con vorn etwas abschüssig zugerundet, gerandet, in der M etwas eingeschnürt, mit etwas aufgebogenem Rande, ten etwas schief absteigend, etwas erhöht, mit läng flächern, außen ausgerandeten Randschildern, in der M des Rückens verflacht gewölbt. Die papierähnlichen Sc der, welche den Panzer bekleiden, sind glatt. Wir schilder sind fünf vorhanden, das erste ist breit, herz mig, fast siebeneckig, vorn erweitert, doppelt buchtig randet, hinten etwas gabelig gerandet (auf der Abbild sieht man nur eine schwache Bucht), in der Mitte et höckerig, das zweite ist fast rechteckig länglich buchtig randet, das dritte ist ebenso gestaltet, hinten aber be ders eckig (auf der Abbildung mit zwei fast vorgezoge Spitzen), in der Mitte knotig, das vierte länglich, der Spitze etwas breitgabelig (nach der Abbildung beiden Ecken das vorhergehende Schild fast auf ein L theil einschließend), in der Mitte knotig, das fünfte t eckig rundlich, vorn schmäler, oben gewölbt, höckerig, lich zusammengedrückt. An jeder Seite des Mittelfe stehen vier Schilder, das vordere derselben ist breit, Innen schmäler, sowie das letzte trapezoidisch, fast se eckig gerandet, die mittlern sind rechteckig lang. 25 Randschilder sind oben olivenfarben dunkelbraun strichelt oder gefleckt, unten gelbbraun gestrichelt, vordere unpaarige oder Nackenschild ist linienförmig r eckig, das zweite fast rechteckig, das dritte fünfeckig, Innen scharfwinkelig, das fünfte in der Mitte eingedr die mittlern rechtwinkelig, die kürzern mit aufwärts bogenem Rande, die hintern rechtwinkelig, fast viere breit, etwas vertieft, außen flach, fast eckig gerar das hintere paarige an den Seiten zusammengedrückt, höckerig absteigend, an der Spitze winkelig aus einan stehend. Der Brustpanzer ist gelblichgrün, verloschen br gewölkt, länglich, vorn breiter, abgestutzt gerandet, von gleicher Länge mit dem Rückenpanzer, die 13 Sch chen sind etwas gekerbt, das erste mittlere unpaa groß, herzförmig fünfeckig, vorn breit gerundet, hi zugespitzt, die seitlichen kurz bogig dreieckig, nach

nen spitzig, das dritte trapezoidisch, innen schmäler, das vierte rechtwinkelig, das fünfte rechtwinkelig größer, das sechste trapezoidisch, groß, unten buchtig, außen eckig gerandet, das siebente schräg viereckig, paarig, gabelig ausgeschnitten. Der Schwanz des Thieres tritt wenig über dem Rückenpanzer hervor. Die Länge des Rückenpanzers ist 8½, die des Brustpanzers 7¼ Zoll. Diese Art findet sich in den sumpfigen Nebenflüssen des St. Franziskostromes in Brasilien.

9) H. expansa (Emys expansa *Schw.* Emys Amazonica *Spix* t. 1. Emys tracaxa *Spix* t. 5. f. 1, 2, 3. Jun. E. Amazonica *Spix* t. 2. f. 1, 2, 3). Der Rückenpanzer eiförmig, platt, braun, schwarz punktirt, die Schildchen flach, die hintern Randschildchen sehr breit, verflacht, das Nackenschild fehlt, der Kopf ist platt, die Nase nach der Länge gefurcht. Eine Varietät *β* erythrocephala. Emys erythrocephala *Spix* t. 7 wird von Gray charakterisirt: Der Kopf oben gelblich, unten braun, mit einem gelben Flecke, der Brustpanzer hinten zugerandet, ausgeschnitten, an der Kehle keine Bartfäden. In einem spätern Zusatze (S. 77) bemerkt er, daß Emys erythrocephala vielleicht von expansa verschieden sein möge, und Emys tracaxa werde wahrscheinlich sich als Varietät von Dumeriliana ausweisen. Von Emys amazonica wird bei Spix gesagt: Der Kopf ist bei Embryonen auf dem Scheitel schwarz punktirt, bei den Erwachsenen gelbbraun, pyramidal, hinten sehr breit von der Halshaut umhöht, vorn zusammengedrückt, kurz, spitzig, oben zwischen den genäherten Augen gefurcht, mit vier papierähnlichen Schuppen bedeckt, von denen die auf dem Scheitel stehende fast sechseckig, dreiseitig, länglich, vorn breiter, hinten schmäler ist; die Nasenlöcher sind häutig, rund, kaum von einander getrennt, etwas nach Oben stehend, die obere und untere Kinnlade sind hornartig, schief, an der Spitze kaum gekrümmt, gelblich, mit einem einzigen Bartfaden an der Kehle, der Hals etwas stark runzelig, kurz, gelblich, das Hinterhaupt einhüllend. Der Rückenpanzer ist sehr groß, mehr eiförmig, platt gewölbt, bei den Erwachsenen in der Mitte des Rückens verflacht, vorn etwas verschmälert, kaum ausgerandet oder ungerandet gestutzt, hinten sehr breit, mit flächerm Rande, bei den jüngern gelbgrün, mit mehr gewölbtem, fast kantigem Rücken, bei den Erwachsenen schwarzbraun oder grau, unten gelblich mit flachem Rücken (die Abbildung zeigt ihn blaßbräunlich-gelb, mit dunklern und schwärzlichen Flecken), die Schilder des Mittelfeldes sind bei den jüngern punktirt runzelig, bei den ältern wellig gestrichelt, in der Mitte des Rückens höckerig erhaben, bei den Erwachsenen glatt, schwarzgrau, mitten auf dem Rücken flach. Von den fünf Wirbelschildern ist das erste abschüssig, fast viereckig, vorn etwas breiter, etwas buchtig, in der Mitte etwas zugespitzt gerandet, das zweite und dritte vierseitig lang, hinten etwas eingezogen, das vierte ist fast dreieckig oder herzförmig, hinten etwas spitzig, das fünfte sechseckig, etwas gerundet gewölbt, vorn etwas spitzig, in der Mitte eingedrückt, die vier Seitenschilder des Mittelfeldes sind nach dem Rücken zu verflacht, gegen den Rand der Schale steigen sie schräg herab, sie sind fast rechteckig, das erste trapezoidisch breit, außen eckig gerundet, nach Innen etwas spitzig, das zweite und dritte ist rechteckig, etwas gewölbt, oben und unten etwas eckig gerandet, das vierte ist fast rechteckig, fast sechseckig, oben etwas eingeschnürt; Randschilder sind 24 vorhanden, die vordern trapezoidisch, fast horizontal, die mittlern rechteckig, lang absteigend, die hintern fünfeckig, breit, flacher, in der Mitte fast flach, etwas vertieft, ungerandet, die hintern doppelt, fast viereckig. Der Brustpanzer ist gelblich, glatt, länglich ziemlich oben, in der Mitte etwas erhöht, vorn gerundet, fast über dem Rückenpanzer vorragend, hinten gleichbreit, an den Seiten ausgerandet, an der Spitze in der Mitte buchtig, fast eckig, gabelig, nicht so lang als der Rückenpanzer. Von den 13 Schildchen des Brustpanzers ist das mittlere vordere unpaarige fünfeckig, nach Hinten stark zugespitzt, vorn zugerundet gerandet, die zur Seite sind sehr kurz dreieckig, innen spitzig, die folgenden gleichfalls dreieckig, größer, die übrigen viereckig, besonders das mittlere größer, die hintern trapezoidisch, in der Mitte fast scharf ausgerandet gabelig. Die Füße grünlich, platt, beschuppt, die Schuppen breit, schwarz, manche darunter linienförmig in die Quere gestellt, stachelig emporstehend, die Schwimmhaut reicht bis an die Spitze der Krallen. Diese letztern sind platt, gelb (in der Abbildung schwärzlich), an der Spitze stumpf. Der Schwanz ragt einen Zoll über dem Panzer heraus, ist an der Wurzel sehr dick, hinter dem After aber sehr schmal, an den Seiten von querstehenden linienförmigen Schuppen stachelig. Die Körperlänge ist von der Schnauze bis an die Schwanzspitze 3 Fuß 9 Zoll, der Kopf 6½ Zoll, der Rückenpanzer ist 2 Fuß 7 Zoll, der Brustpanzer 2 Fuß ½ Zoll lang, jener 1 Fuß 7½ Zoll breit, 10 Zoll hoch. Nach Spix' Angabe findet sich diese Art am Flusse Solimoëns und an den in denselben einmündenden Javary, Rio Branco ꝛc. in Brasilien; sie soll von Kräutern und Früchten leben. Im November soll sie heerdenweise nach den sandigen Inseln heraufsteigen, um dort ihre Eier abzulegen. Sie gräbt zu dem Ende eine drei Fuß große Grube, in welche sie 130 Eier legt, und dieselben wieder mit Sande bedeckt, den sie mit dem Brustpanzer zusammendrückt. Nach 14 Tagen kriechen die Jungen aus, welche dann am Brustpanzer noch die Nabelnarbe haben (Spix Taf. 2. Fig. 2). Das Ei ist rund, von der Größe einer kleinen Billardkugel. Das erwachsene Thier dient nicht blos den Menschen, sondern auch den Unzen und mehren größern Sumpfvögeln zur Nahrung, aus den Eiern aber wird ein Öl gewonnen. Von den Eingeborenen wird diese Art Tartaruga grande genannt.

Die zweite Spixsche Art, welche hierher gehören soll, Emys tracaxa, hat einen ziemlich dicken Kopf, der hinten rundlich gewölbt breit, vorn verschmälert, zusammengedrückt und kurz ist; das Trommelfell ist breit, die Kiefern sind gebogen, gelb hornartig, auf dem Kopfe stehen vier olivenschwärzliche Schilder, der Hals ist eingezogen, dickrunzelig. Der Rückenpanzer ist eiförmig, etwas kugelig gewölbt, in der Mitte des Rückens verflacht, vorn schmal, kaum abschüssig, mit wenig bogigem

Rande, hinten wenig erweitert, vom Rücken schief und etwas gewölbt abſteigend, der Rand breiter, flacher, hinten etwas ſpitz zugerundet, die Rückenſchilder fallen leicht ab, liegen faſt dachziegelförmig über einander und ſind ſchwarzgrün, die fünf Wirbelſchilder ſind wellenſtreifig, mit faſt convergirenden Streifen, ſchwärzlich, etwas glänzend, das erſte iſt faſt viereckig, vorn ſpitzig gerandet, hinten kaum ſchmäler, das zweite iſt achteckig, kürzer als das vorhergehende, aber breiter, der vordere Rand dreibuchtig, der Seitenrand kaum flügelförmig vortretend, hinten enger ſchief aufſteigend, das dritte iſt buchtig, faſt vierſeitig, das vierte dreieckig, hinten ſpitzig, das fünfte gewölbt, conver zugerundet, faſt ſechseckig, die Seitenſchilder des Rückens ſind dunkelbraun, an der Zahl vier, das erſte faſt dreieckig, vorn erweitert, das zweite und dritte rechteckig, etwas länglich, das vierte fünfeckig, hinten gewölbt. Die 24 Randſchilder ſind unten gelb und braun, das vordere iſt paarig, fünfeckig, faſt gleichſeitig, vorn etwas ſpitzig buchtig gerandet, die folgenden ſind viereckig länglich, etwas ſchief, die mittlern viereckig, der äußere Rand zugerundet, zurückgebogen, die hintern ſind faſt fünfeckig, etwas aufgerichtet, gegen den Rand etwas vertieft, flacher, das hintere Schild iſt paarig, höckerig, gewölbt, mit flachem, faſt ſcharfem Rande, der Bruſtpanzer iſt eiförmig, flach, gelblich, vorn etwas gewölbt, rundlich gerandet, hinten etwas ſchmäler, länger rechteckig, in der Mitte eckig ausgehöhlt, hinten von der Schale des Rückenpanzers abſtehend, die Bruſtſchilder ſind gelb, hornartig, beſonders an den Rändern regelmäßig gekerbt, das vordere unpaare iſt rhomboidiſch, an der Spitze eckig, die ſeitlichen ſind dreieckig, klein, das dritte iſt ungleich dreieckig oder rhomboidiſch, außen gerundet, innen ſpitzig, das vierte rechteckig länglich, innen ſchmäler, das fünfte und ſechste quadratiſch groß, das hintere quadratiſch, an der Spitze in der Mitte etwas ſcharf ausgerandet, wodurch eine ſtumpfe, vom Oberpanzer abſtehende, Gabel entſteht. Die Füße ſind Schwimmfüße, die Krallen ſtark, cylindriſch, ſchwarzröthlich, an der Spitze ſtumpf, der Schwanz ſteht einen Zoll über den Panzer hervor. Die Körperlänge iſt 1 Fuß 6½ Zoll, der Kopf mißt 3 Zoll, der Rückenpanzer 1 Fuß 3 Zoll und der Bruſtpanzer 13 Zoll, die Höhe iſt 4½ Zoll. Nach Spix lebt dieſe Art in derſelben Gegend, wie die vorige, ſoll aber nicht runde, ſondern vielmehr längliche Eier legen, was indeſſen wahrſcheinlich ein Irrthum iſt, da dergleichen mehr den Landſchildkröten zukommen.

Diejenige Schildkröte, welche Spix Emys erythrocephala genannt hat, wird zwar von Gray als Varietät der expansa betrachtet, ſcheint aber doch genügend abzuweichen, um entweder eine eigene Art zu bilden, oder wenigſtens der gegenwärtigen nicht beigezählt zu werden, wie aus nachfolgender Beſchreibung hervorgeht. Der Kopf iſt pyramidal, hinten etwas gewölbt, der Rüſſel ſpitzig vorgeſtreckt, an der Spitze gelblich roſtfarben, oben zwiſchen den Augen geſchildet, gelb, in der Mitte lang und tief gefurcht, die Naſenlöcher ſind röhrenförmig vorragend, das Scheitelſchild iſt rothgelb, herzförmig, vorn länglich rund, hinten dreieckig, ſpitzig, ſehr kurz, die übrigen Kopfſchilder ſind gelbroth, ſchwarz gerand obere Kinnlade ausgerandet, an der Spitze etwas ge ſchräg, braun, grün, die untere gelb gefleckt, ſch gewölbt, der Hals iſt dick, etwas runzelig und Der Rückenpanzer iſt länglich erhöht gewölbt, m Rande buchtig, doch nicht aufgerollt, vorn ſchmäl gerandet, hinten erweitert, abſchüſſig, gegen den Rand flacher. Die Schilder ſind papierartig, ein ſtreift, Wirbelſchilder ſind fünf, Seitenſchilder jed vier, und Randſchilder 24 vorhanden, von den beiden vordern kleiner trapezoidiſch, vorn etwas ver lert, hinten etwas rund gerandet, das zweite Pa jeder Seite trapezoidiſch, hinten ſchmäler, die dr genden länglich rechteckig zuſammengeſchnürt, die faſt rechteckig, breiter, etwas vertieft, flacher ſind. Bruſtpanzer iſt gelblich weiß, rechteckig, vorn e gerandet, hinten zugerundet, gabelig ausgeſchnitte einer Biegung nach Innen. Bruſtſchilder ſind 1 handen, das vordere unpaare länglich, hinten brei was gerundet, die ſeitlichen ſcharf dreieckig, ſehr die folgenden faſt dreieckig, etwas länglich, in etwas zugeſpitzt, die übrigen viereckig, größer, die trapezoidiſch ſchmal, nach Innen verlängert, in den rundlich ausgehöhlt, eine nach Innen gebogene bildend. Die Füße ſind Schwimmfüße, von Farb lich, die Krallen ſchwarz, an der Spitze ſcharf, der S iſt an der Wurzel dick, hinter dem After, der r der Schale liegt (aber, nach der Zeichnung zu ur ſehr weit nach Hinten, faſt am Schalenrande ſteht), ſeitlich, durch linienförmige Querſchuppen ſtachelig dem Panzer etwas vorragend. Die Körperlänge 11 die des Kopfes 2 Zoll, des Rückenpanzers 9½ Zoll Aufenthaltsort hat ſie mit voriger gemein.

10) H. Dumeriliana (Emys Dumeriliana Emys macrocephala *Spix* t. 4). Der Rücken eiförmig, ſchwach gewölbt, ſchwarz, die Schild Mittelfeldes flach, die hintern Randſchilder hor verflacht, und der Kopf kugelig, die Naſe gewölbt glatt. Der Kopf iſt ſehr dick, hinten gewölbt, ern mit ſechs Schildern bedeckt, an der Spitze ſchmal die Kiefern gebogen, gelb, hornfarben, der obere randet, kürzer als der untere (auf der Abbildun man das Gegentheil), oben mit vier ſchwarzen dern, das auf der Naſe flacher, an der Spitze g hinten vertieft, aufgerichtet (elato), das Scheit einfach, verlängert, faſt rechteckig, vorn ſchmäler, rundgerandet, das obere Seitenſchild etwas gewölbt, faſt fünfeckig, hinten breiter, das untere buchtig gert, mit breitem Trommelfelle, der Hals mittel lang, etwas dick, ziemlich glatt vorragend. Der R panzer ſchwarz, eiförmig cylindriſch erhaben, mitt dem Rücken flach, am äußern Rand in der Mitte rundet, nach dem Halſe zu weniger erhaben, fla wölbt, ſchräg, mit faſt ausgebogenem Vorderrande, die hintern Füße hin außen erweiterter, flacher, oben höckerig, abſchüſſig, und an den Seiten feſt z mengedrückt, der Seitenrand und hintere Theil flach, eiförmig, faſt ausgerandet, die Rückenſchilder

z schwarz, die Wirbelschilder etwas gewölbt, das erste eckig, vorn kaum etwas breiter, am vordern Rand der Mitte stumpfeckig, das zweite sechseckig, flach, an Seiten etwas flügelförmig ausgebreitet, das dritte viereckig sechsseitig, etwas gewölbt, die Ränder un- lich buchtig, das vierte länglich siebeneckig, fast herz- nig, hinten schmäler, am vordern Rande doppelt buch- das fünfte etwas höckerig, etwas zugerundet, breiter das vorhergehende. Von den vier Seitenschildern erste trapezoidisch, sehr breit, nach dem Rücken schmä- spitzwinkelig, vorn eckig zugerundet, das zweite und e fast fünfeckig oder fast rechteckig, sehr lang, das e größer, unregelmäßig, hinten vertieft gerandet, 24 dschilder, von denen die vordern schmäler, länglich, vordere mittlere doppelt, klein, fast viereckig, die chen in der Mitte des Panzers schmal, am Rand s zugerundet, kaum aufwärts gebogen, die hintern , viereckig, etwas vertieft, das vorletzte fünfeckig, an Spitze scharf, das hintere gepaarte klein und vier- , mit buchtigen Rändern, nach Außen etwas ver- und in der Mitte gewölbt. Der Bruſtpanzer iſt raun, etwas flach, der vordere Lappen breiter, etwas rundet gerandet, der hintere rechteckig, etwas schmä- hinten in der Mitte ausgehöhlt, ſtumpfwinkelig, ga- , den Rückenpanzer nicht erreichend, an der Verbin- sſtelle des Bruſtpanzers mit dem Rückenpanzer kaum, nur bei dem Männchen etwas gewölbt erhaben. zehn Bruſtſchilder, welche kaum geſtreift ſind, das ere unpaare iſt ſchwach, ſehr klein, fünfeckig, an der ze klein und rechteckig, hinten zugeſpitzt, die ſeitlichen dreieckig, kleiner, das dritte auf jeder Seite unre- äßig rhombiſch, nach Innen ſchmäler, das vierte iſt s quadratiſch, größer, das fünfte und ſechste iſt qua- ſch, ſehr groß, das ſechste iſt an der Spitze in der e gabelig. Die Füße ſind platt, Schwimmfüße, in- an den Seiten durch linienförmige Querſchuppen, n durch breitere Schuppen ſtachelig. Die Krallen flach, an der Spitze dreieckig, ſtark, ſchwarz, der panz iſt kurz und ragt kaum über den Rückenpanzer Die Länge des Körpers iſt 2 Fuß einen Zoll, die Kopfes 3 Zoll, der Rückenpanzer mißt einen Fuß 5¼ der Bruſtpanzer einen Fuß 3¾ Zoll. Dieſe Art fin- ch einſam und ſelten an den Ufern des Fluſſes Ihau, er in den Rio Negro fällt.

11) H. cayennensis *Schweigger*. Rückenpanzer gewölbt, höckerig gekielt, die Schildchen glatt, gelb- die hintern Ecken derſelben ſchwarz, das Nacken- fehlt, der Kopf iſt braun, auf dem Scheitel ſtehen elbe Flecken. Der Schwanz iſt ſehr kurz.

Als Abänderung führt Gray Emys gibba Schweig- an, mit dem Charakter: Rückenpanzer ſchwarz, vorn cht, hinten höckerig gekielt. Dieſe Art iſt im fran- en Guiana einheimiſch. Gray bemerkt, daß die kaniſchen Hydraspisarten noch einer genauern Un- ung bedürfen, da man ſich namentlich auf die Fi- von Spix nicht verlaſſen könne. Er führt daher folgende als zweifelhaft an, indem die meiſten der- ſelben wol zu irgend einer der aufgeführten Arten gehö- ren möchten.

Hydraspis bitentaculata. Emys bitentaculata *Cuv.* Mss. Testa rufa, subtus pallide lutea nigro-maculata, scutello nuchali nullo. Hab. in Brasilia.

Hydraspis constricta. Emys constricta *Cuv.* Mss. Scutello nuchali angustato.

Hydraspis Maximiliani. Emys Maximiliani *Mikan* Chelodina Maximiliani *Fitz.* Hab. in Brasilia.

Hydraspis pachyura *Boie* Mss.

Hydraspis barbatula. Emys barbatula *Gravenhorst* Delic. Mus. Zool. t. 5. f. 3, 4.

Ebenſo möchte hierher auch zu zählen ſein: Hydraspis lata (*Gray* p. 77). Testa subordicularis depressa nigra capite colloque nigris aurantio maculatis, welche wahrſcheinlich mit Spix' Emys erytrocephala zuſammenfällt. (D. *Thon.*)

HYDRASTIS *L.* gen. Eine Pflanzengattung (aus der natürlichen Familie der Ranunculaceen und der letzten Ordnung der 13. Linné'ſchen Claſſe), deren Charakter folgender iſt: Ein dreiblätteriger Kelch mit eiförmigen Blättchen; keine Corollenblättchen; die Früchte ſind in Beeren eingeſchloſſen, mit dem Griffel gekrönte, einfächerige, ein- bis zweiſamige Karyopſen, deren mehre in einem Knöpfchen beiſammenſtehen. Die einzige bekannte Art, H. canadensis *L.* Sp. pl. (Warneria canadensis *Mill.* fig. of plants t. 285), iſt ein in Canada und Pennſylvanien wachſendes, perennirendes Kraut mit himbeerartigen Früchten. (*Sprengel.*)

Die canadiſche Hydraſtis wurde durch Ellis zuerſt dem Linné bekannt gemacht. Sie iſt eine Waſſerpflanze und wird daher auch Waſſerkraut oder Waſſerblatt genannt, wird außer ihrem Vaterlande Canada und andern Theilen von Nordamerika auch in England in den Gärten gezogen, wo ſie in einem feuchten lettigen Boden und einer ſchattigen Lage gut fortkommt, im Mai blüht und im Julius rothe reife Früchte trägt. Zu Ehren des engliſchen Ritters Richard Warner hat ſie Miller in ſeinem Gartenlexikon Warneria genannt.

Die perennirende Wurzel der canadiſchen Hydraſtis beſteht aus dicken, fleiſchigen Knollen, die außen braun, inwendig aber von einer dunkelgelben Farbe ſind; ſie wird daher auch von den Engländern Gelbwurzel genannt*). Dieſe Wurzel enthält ein gelbes Pigment, mit welchem Profeſſor Woodhouſe zu Philadelphia der Seide eine prächtige gelbe Farbe ertheilte. In ökonomiſcher Beziehung zieht Bankroft die Quercitronrinde der Hydraſtis beim Färben vor. In Teutſchland hat man bis jetzt noch keine Farbenverſuche mit der canadiſchen Hydraſtis unternommen. (*Kurrer.*)

HYDRATE, HYDRATES, d. h. chemiſche Verbindungen des Waſſers in andern chemiſch wirkſamen Körpern, beſonders in Metalloxyden ꝛc., nennt Prouſt, der uns deren ſpecielle Eigenſchaften zuerſt kennen lehrte, überhaupt alle proportionirte meiſt ſolide Verbindungen des Waſſers mit den meiſten Säuren und ſalzfähigen

*) Linné, Vollſtändiges Pflanzenſyſtem. 7. Bd.

Grundlagen. In ihnen sind 1—10 und mehre Mischungsgewichte Wasser auf ein Mischungsgewicht des andern Körpers enthalten. So finden wir in der Natur unter den Mineralien viele Hydrate, welche 3—30 Proc. Wasser bei sich führen, wie die Eisensteine, das Wiesenerz, die Pechsteine, Zeolithe, den Wavellit, das Bittererde-Hydrat ꝛc. Auch im organischen Reiche gibt es Hydrate, welche Producte theils der Natur, theils der Kunst sind. Die Seifen gehören zu den letzten, denn als Hydrate enthalten sie Wasser chemisch gebunden, ohne welches sie nicht bestehen können, das man ihnen nicht ganz entziehen darf, ohne ihre Mischung zu zerstören; die Niederschläge, welche aus dem Zinn-, Mangan- und vielen andern Salzen durch Kalien erhalten werden, nennt Berzelius ebenfalls Hydrate. Finden in zwei bestimmten Verhältnissen solche Verbindungen des Wassers mit irgend einem Körper statt, so hat man noch ein Krystallisationswasser vom Hydratwasser zu unterscheiden, z. B. bei Kali, Natron, Strontian und Oxalsäure. Das Wasser wird in den Hydraten durch beträchtliche Affinität gehalten, und es vermag bisweilen sogar schwache Säuren von den Salzbasen auszuscheiden, z. B. Kohlensäure aus Baryt ꝛc.

Aber viele Verbindungen, welche Hydrate heißen, entsprechen dieser ihrer Bezeichnung nicht, denn ein wahres Hydrat ist die Verbindung einer Substanz mit dem Wasser (Eisthermat). Die Wärme ist in diesen Verbindungen ein ebenso wichtiger und activer Bestandtheil, als das Eis. Hiervon zeichnen sich die Verbindungen aus, welche keine Wärme als Bestandtheil, sondern blos Eis enthalten, z. B. Salzkrystalle.

Die Subhydrate und Hydrate, oder die Verbindungen der Säuren mit dem ersten Antheile Wasser (einer indifferenten Substanz), als dem Antheile, welcher ihnen als Basis wesentlich zusteht, sollen, nach Serturner, die größte Ähnlichkeit haben mit dessen sogenannten Weinsäuren, was aber kein gut gewählter Name ist für diese angeblich neuen Säuren, durch bloßes Zusammengießen von Schwefel- oder einer andern Säure und Alkohol gebildet; sie sollen mit ihnen in eine Reihe gehören, nur daß darin das Wasser, die zweite Grundlage solcher Säuren, nicht so fest als der Alkohol in den Weinsäuren gebunden sei; weshalb Serturner sie, den Weinsäuren analog, Wassersäuren (richtiger allenfalls wasserhaltige Säuren) benamt.

Übrigens lassen sich alle Hydrate, in Ansehung ihres Verhaltens bei Erhöhung der Temperatur, füglich in drei Classen eintheilen: 1) in solche, die ihr Wasser bei 80° Reaumur und unter dieser Temperatur verlieren, wie z. B. durchsichtige Krystalle von vielen Salzen; 2) in solche, die nur beim Rothglühen ihr Wasser fahren lassen, wie der Glaskopf und viele andere Fossilien; 3) in solche, welche ihr Wasser durch keine Hitze, sondern nur durch chemische Mittel verlieren, und hier ist die Verbindung sehr innig, wie z. B. bei Kali, Natron und Baryt. (Vergl. Proust in Gehlens neuem Journ. d. Ph. u. Ch. VI. S. 552 fg.; A. Vogel in Schweiggers neuem Journ. f. Ch. u. Ph. XXII, 1. S. 160 fg.; Serturner in Gilberts Annal. der Physik. 1818. S. 42 fg.)

Den Hydraten analoge Verbindungen von Salz und Alkohol in bestimmten chemischen Verhältnissen fin Thom. Grahams Alkoholate; über deren Bildung Schweiggers ꝛc. Jahrb. der Chem. u. Phys. 1829. I, 2. S. 180 fg. (*Th. Schreger.*)

Hydraula, s. Cetacea unter den Nachträgen z. C.

Hydraulik, Hydraulikostatik, s. unter Mechanik.

HYDRAULISCH; die zahlreichen damit zusammengesetzten Worte sind unter den einfachen zu suchen, welchen hydraulisch vorgesetzt wird. (R.)

HYDRAULOS, d. i. Wasserorgel. Über die Geschichte und Beschaffenheit der hydraulischen Orgel ist in den verschiedensten Zeiten so viel und so Widersprechendes geschrieben worden, daß es scheint, es sei eine geschichtlich beglaubigte Auseinandersetzung kaum möglich, wenn Gründe nicht für gültig angenommen werden sollen, die aus dem allgemeinen Zustande der Tonkunst alter Zeiten und aus dem natürlichen Gange aller Erfindungen zu entlehnen sind. Die große Verwirrung, in die uns die Stellen alter Autoren bringen, kommt vorzüglich daher, daß alle musikalische Instrumente Organa genannt wurden, daß man also oft nicht bestimmt angeben kann, von welchem Instrument oder Organen sie reden. Daß diese Verlegenheit durch die nicht selten paradoxfahrenden Erklärer alter Stellen noch bedeutend gemehrt sen ist, leugnet kein Belesener. Dazu kommt, daß die Alten über keinen Gegenstand theils nachlässiger, theils für uns dunkler geschrieben haben, als eben über musikalische Dinge, von denen die wenigsten auch unter den übrigens ausgezeichneten Männern etwas Ordentliches verstanden. Sie reden daher öfter in Ausdrücken, die nicht so gewählt und genau sind, als spätere Gelehrte die ihre alten Autoren nicht sinken lassen wollen, uns bereden möchten, woraus denn neue Verführungen und vorgehen ꝛc. Man wird sich also nicht wundern, wenn ziemlich ebenso viele gelehrte Untersucher die hydraulische Orgel für die älteste erklären, während auf der andern Seite eine nicht kleinere Zahl die pneumatische Orgel für die älteste hält. Daß es weniger Kunstmittel erfordert, Pfeifen aller Art durch eingeblasene Luft tönend zu machen, daß die verschiedensten Pfeifenwerke, einzeln oder mit einander verbunden, wie die Panspfeife, in den entferntesten Zeiten vorhanden waren; daß man durch ledern Schläuche, vermittels des Armes gedrückt, dergleichen klingend machte, wie die Sackpfeifen (Cornamusa), unterliegt keinem Zweifel. Ebenso ausgemacht ist es, daß die Chinesen in den ältesten Zeiten bereits musikalische Instrumente erfunden hatten, die aus mehren Pfeifen auf einem Halbzirkel neben einander gesetzt, von verschiedener Größe, grade wie unsere Orgelpfeifen, bestanden, die durch ein Mundstück angeblasen wurden. (Vergl. Art. chinesische Musik und die dazu gehörige Anmerkung.) Gibt es irgend ein alterthümliches Instrument, was, hauptsächlich der Gestalt der Pfeifen mit unsern Orgeln übereinkommt, so ist es das

nt man noch an, daß von China aus, wie ich in mei- Buch „Erſte Wanderung der älteſten Tonkunſt" (Eſ- 831) bewieſen zu haben glaube, alle Muſikkenntniß ng, ſo wäre die Annahme nicht zu gewagt, wenn ie erſte Anregung zur Verbeſſerung der Windinſtru- und den erſten Gedanken zur Erfindung der Or- aus China ſich weiter nach Abend verbreiten laſſen. gen wird zugegeben, daß ſich eine eigentliche Orgel en alten Chineſen noch nicht vorfindet. Wol aber man in alten Zeiten jener Länder ſchon mancherlei aliſche Inſtrumente, die durch Röhren und durch uftſäulen, wenn von den Röhren ein Deckel weg- ben wurde, die Stärke des Tons vermehrten. Daß Vorrichtungen noch weit mehr die Erfindung der lichen Orgel erleichterten, ſieht man deutlich. Man ie Beſchreibung eines alten, auf der Inſel Java ſundenen, muſikaliſchen Inſtruments, Gender ge- , in der Leipz. allgem. muſikal. Zeitung, 1828, 06. In ſpätern Zeiten hat man höchſt wunderbare eibungen von einer eigentlichen Orgel zu Jeruſa- emacht, die nach einigen Wunderliebhabern ſchon lomo's Tagen der Herrlichkeit die Welt in Ent- geſetzt haben ſoll. Mit Weglaſſung offenbarer führen wir nur einen Brief des heil. Hieronymus en 28. in alten unkritiſchen Ausgaben, der wenig- beweiſen würde, daß irgend einmal vor Chriſti Ge- eine Orgel in Jeruſalem geweſen wäre, hätte ſich ergeben, daß der Brief durchaus unter die unter- benen gehörte, weshalb er auch nun unter den yphen des Heiligen geſucht werden muß. Sie ſoll wei Elephantenhäuten beſtanden haben, die den ack bildeten, das alte und neue Teſtament vorbil- von 12 Blaſebälgen bedient, verglichen mit den ln. Die 15 Pfeifen werden als Vorbilder der rchen und Propheten angeſehen. Aus Allem er- ch, daß die ganze Geſchichte eine kurzweilige Er- g irgend eines phantaſirenden Mönchs geweſen iſt, och ſpätere Brüder den Gefallen thaten, Abbildun- es Traumbildes zu liefern, die freilich wiederum venig von einander abweichen mußten. Man ſehe ie beiden Abbildungen, welche uns der Fürſtabt t im 2. Th. ſeines Buches: De cantu et mu- acra liefert (Taf. 23 u. 27). Dieſe und ähnliche e Wundererzählungen weggerechnet, bleibt uns kein Zeugniß vom wirklichen Beſtand einer Orgel, als Werk des Kteſibios, der auch deshalb als der Er- angenommen wird, ob wir gleich glauben, in ihm nen Verbeſſerer früherer, aber unbekannter, Erfin- ſehen zu müſſen. Dieſer berühmte Mathemati- te zu Alexandrien, zu den Zeiten des Verfalls der äer, als das Reich von den Römern unter die Ptolemäus Philometor und Phyſkon getheilt war (nicht unter Ptolemäus Euergetes, wie For- eibt), etwa 120 bis 160 vor Chriſti Geburt [1]).

Sein Schüler Heron hat die erſte Beſchreibung dieſes muſikaliſchen Inſtruments hinterlaſſen, nach welcher Vitruv (de architect. lib. X. cap. 13) die ſeinige zuſammenſetzte. Dieſe Beſchreibung Vitruvs, nach welcher die Meiſten ſich richteten, iſt ſo dunkel, daß daraus wenig oder nichts klar wird. Noch mehr ſchadeten die vielen Erklärer des Vitruv, die gewöhnlich nicht minder in den Künſten der Mechanik als der Tonkunſt unerfahren waren. Die Unterſuchungen des Hofraths Meiſter in Göttingen, die in den Nov. commentarii Societ. reg. Scient. Gotting. T. II. p. 159 mit zwei Kupfertafeln gegeben worden iſt (de veterum Hydraulo), hat die hohe Meinung von der Vorzüglichkeit dieſer Waſſerorgeln ſehr herabgeſtimmt. Wer iſt wol jetzt noch im Stande, auf die einſeitige Vorliebe des Iſ. Voſſius für alles Alte, wie er ſie faſt auf jeder Seite ſeines viel angeführten Buches „De poematum cantu et viribus Rhythmi" (Oxonii 1673) ausſpricht, nur einigen Werth zu legen? Seine leidenſchaftlichen Ausfälle gegen Andersmeinende ſind ebenſo widerwärtig, als ſeine Annahmen höchſt übertrieben, ja abgeſchmackt ſind. Der ſonſt ſo gelehrte Mann befindet ſich nur wohl, wenn er uns von der Vortrefflichkeit der Alten Wunderdinge erzählt, die von ſelbſt bei einiger Kenntniß der Beſchaffenheit der alten Welt und ihrer Tonkunſt zuſammenſtürzen. Daß er alſo auch von den Waſſerorgeln der Alten die überſpannteſten Beſchreibungen gibt, iſt in der Ordnung. Nur iſt leider ſeine Abbildung der Waſſerorgel, nach des Heron und Vitruv Darſtellung, ganz falſch. Man findet ſie im angeführten Buche, S. 100, mit einer ausführlichen Erörterung in ſeiner gewohnten Weiſe, die uns einreden will, die Waſſerorgeln wären weit vollkommener geweſen, als unſere neuern Windorgeln. Forkel urtheilt ganz richtig, wenn er S. 418 des erſten Theils ſeiner Geſchichte der Muſik von ihm ſagt, er finde in muſikaliſchen Dingen das Unbegreifliche immer am begreiflichſten. Voſſius erklärt es für lächerlich, wenn einige Neuere vorgegeben haben, die alten Orgeln hätten nur aus ſechs oder acht Pfeifen beſtanden, wobei er ſich namentlich gegen Kepler ereifert. Um alle Neuere mit einem Schlage zu widerlegen, führt er eine Stelle aus Tertullians Buche „De anima" an, die in der Überſetzung ſo lautet: „Siehe das bewundernswerthe Werk des Archimedes (Voß ſchaltet ein, er hätte richtiger des Kteſibios geſagt), womit er die Welt beſchenkte, ich meine die Waſſerorgel, in welcher ſo viele Glieder, Theile, Verbindungen, Stimmwege, Tonleitern, Modusvereinigungen, Pfeifenreihen, und Alles zuſammen nur ein einziges Werk bildet. Der Wind, durch den Druck des Waſſers getrieben, thut nur zum Theil ſeine Dienſte, in ſeinem Weſen thatkräftig für das Ganze, in der Wirkung aber verſchiedentlich getheilt." Alſo wurde von unſerm Kirchenvater des 3. Jahrh. nach Chriſto auch dem Archimedes eine ſolche Waſſerorgelverfertigung zu-

[1]) Wenigſtens müßte Forkel Ptol. Euergetes II., nach Ver- s Baldus' und Lambecius' Angaben in den Erklärungen, etzt haben, ſodaß höchſtens bis auf 170 vor Chriſto zurückgegangen werden könnte. Bis auf Euergetes I. hat, ſoviel uns bekannt iſt, kein Ausleger zurückgerechnet. Dieſer I. müßte aber ohne beigeſetzte Zahl nothwendig darunter verſtanden werden, da er der berühmte, Euergeta II. aber eben Phyſkon iſt.

geschrieben, die von Vielen als wirklich vorhanden angenommen und von des Ktesibios Werk unterschieden wird. Archimedes gehört jedoch, wie bekannt, unter die Männer, die, wie Atlas den Himmel, eine Unzahl von Erfindungen und mechanischen Ausführungen tragen müssen, von deren allermeisten sich nicht das Geringste beglaubigen läßt. Seltsam würde es scheinen, daß Vossius dem Kirchenvater eine Irrung beimißt, wenn es nicht sichtbar wäre, daß er dadurch den Ktesibios und seine Erfindung (?) desto höher heben wollte. Selbst vier Verse des Claudian sollen die unzähligen Stimmen und die umherirrenden Finger der Spieler (?) beweisen. Die Zeichnungen aller Orgeln, die Forkel im zweiten Theile seiner Geschichte der Musik liefert, stimmen sämmtlich nicht mit denen überein, die in Hero's Werke von der Wasserorgel des Ktesibios gegeben werden. Dagegen ist die Abbildung dieser Orgel, die M. Joh. Christoph Vollbeding in seiner „Kurzgefaßten Geschichte der Orgel aus dem Französischen des Dom Bedos de Celles" (Berlin 1793) S. 34 stechen ließ, der ersten Zeichnung im Hero vollkommen ähnlich. Wir wollen beide Abbildungen aus dem Werke des Hero hier folgen lassen, damit man sich einen möglichst deutlichen Begriff von der Beschaffenheit derselben mache. Sie stehen in „Veterum Mathematicorum Opera graece et latine edita ex Mss. Biblioth. reg." (Parisiis 1693) und zwar in der Abtheilung *ΗΡΩΝΟΣ ΠΝΕΥΜΑΤΙΚΑ* s. spiritalia, auf der 227. und 230. Seite. Da ferner das Werk nicht Jedem zur Hand sein kann, wollen wir zugleich Vollbedings hin und wieder von uns berichtigte Übersetzung der Beschreibung dieser Orgel versetzen, damit man sie mit Vitruvs nachgebildeter und höchst dunkler Angabe desto leichter zusammenhalte. Hero's Nachricht lautet: „Man mache ein kupfernes Gestell $\alpha\beta\gamma\delta$, worin Wasser befindlich sein muß; im Wasser liege eine hohle, umgekehrte Halbkugel, ein sogenannter Windfang (*πνιγεύς*, furnus übersetzt) $\varepsilon\zeta\eta\vartheta$. Dieser hat an den Seiten unten am Boden einen Durchzug im Wasser. Am Obertheile des Windfanges gehen zwei durchlöcherte Röhren, die sich über das obere Gestell erheben; eine derselben gehe krumm nach den äußern Seiten des Gestelles zu $\eta\varkappa\lambda\mu$, und lasse eine Öffnung der Pumpe (*πύξις*, modiolus, runde Scheibe) $\nu\xi o\pi$, die am untern Ende eine Mündung hat und deren innere Oberfläche nach dem Stempel gearbeitet ist. Darin muß aber der Stempel $\varrho\sigma$ so genau passen (so scharf schließen), daß keine Luft herausgeht. Mit dem Stempel verbinde man nun einen sehr starken Kanon (regula, Stab, Stift) τv, auf dem wieder ein anderer Stab vermittels eines Wirbels v, nämlich der Hebel $v\varphi$, gefügt wird, der selbst um die Fuge des graden Kanons (Stabes) $\psi\chi$ befestigt ist. Aber zur Grundlage der Pumpe $\nu\xi o\pi$ stelle man eine andere kleine Pumpe auf, die von Unten nach der erstern zu eine Öffnung hat, oben aber bedeckt ist, mit einer kleinen Öffnung, durch welche die Luft in die Pumpe gehen kann. Unter der Öffnung werde eine Platte angebracht, die diese zustopft, und auf einigen mit Köpfen versehenen Stützen ruht, daß die Platte nicht herausfallen kann, was Platysmation (*πλατυσμάτιον*) genannt wird (Ventil?). Von der Halbkugel $\zeta\eta$ gehe eine dere Röhre $\varsigma\zeta$ in die Höhe, auch mit Löchern versehen an eine andere Querröhre $\lambda\pi$. Auf diese werden fen gestellt α, die auch sowie die Röhren mit gleichen Löchern unten an den untern Seiten gleichsam Ansatzstücke haben, mit passenden Löchern, deren Öffnungen sind. Durch diese Öffnungen gehen Deckel, die falls Löcher haben, sodaß bei hineingezogenen Deckeln die Öffnungen derselben auf die Öffnungen der Röhren passen, beim Herausziehen der Deckel aber die Öffnungen verstopft werden und die Pfeifen nicht ansprechen. Wird nun der Querstab (Hebel) an der Seite φ niedergedrückt, so wird der sich erhebende Stempel die in der Pumpe $\nu\zeta o\pi$ enthaltene Luft heraustreiben, und diese Luft durch das in der kleinen Pumpe befindliche Loch durch das erwähnte Ventil zusammenpressen. Sie wird dann in die Röhre $\mu\lambda\varkappa\eta$ in den Windfang (oder umgekehrten Trichter) und aus diesem in die Querröhre $\lambda\pi$ durch die Röhre $\varsigma\zeta$ gehen; dann geht sie aus der Querröhre in die Pfeifen nur erst dann, wenn die Deckellöcher auf die Öffnungen der Pfeifen passen, d. i. wenn die Deckel, entweder alle oder nur einige derselben, vorgezogen worden sind. Damit nun die Löcher der Pfeifen, welche anspre chen sollen, eröffnet, und wenn sie nicht ansprechen sollen, verstopft werden können, muß dies so gemacht werden: Gesetzt, es soll eins von den Deckelregistern gebraucht werden $\gamma\delta$, dessen Mündung δ ist, wird die Pfeife, deren Mündung auf jene paßt, entfernt, der Deckel, der auf das Deckelregister paßt $\varsigma\varrho$, muß ein Loch η haben, von dem Pfeifenloch abstehend. Über δ wird eine dreigliederige kleine Stütze $\zeta\vartheta\,{}^{\alpha\ \beta}_{\mu\ \mu}$ angebracht, deren Glied $\zeta\vartheta$ an dem Deckel $\varsigma\zeta$ dicht anschließt, an der Seite $\vartheta\,{}^{\alpha}_{\mu}$ aber sich um den Ring (oder die Öse) ${}^{\gamma}_{\mu}$ herum bewegt. Zieht man nun die äußerste Stütze der Stütze mit der Hand weg, so bringt man den Deckel nach der Mündung δ des Registers nach der innern Seite hin, und fällt er dann nach der innern Seite, wird das darin befindliche Loch auf die Pfeifen passen. Damit aber beim Wegziehen der Hand der Deckel selbst wieder herausgehen, und also die Öffnungen nicht mit der Öffnung der Pfeife zusammen noch auf einander passe, so mache man die Vorrichtung. Unter die Register (Deckelzüge) lege man einen Stab oder Hebel, gleich der Röhre $\lambda\pi$ und mit ihr parallel, $\delta\,{}^{\varepsilon}_{\mu\ \mu}$, in diesen stecke man hörnere Stifte, die mäßig lang und eingebogen sind. Einer derselben sei ${}^{\zeta}_{\mu}$, an dem Register $\delta\gamma$ gelegt; von dem äußersten Ende des Registers werde die vorgestreckte Senne an dem äußersten Stifte gebunden, sodaß die Senne bei dem innerhalb angespannten Deckel angespannt wird. Zieht man nun das Register der Stütze ${}^{\beta}_{\mu}$ weg und treibt den Deckel nach

nern Seite zu, so wird die Senne den Stift anziehen, um das Biegen derselben mit Heftigkeit zu bewirken; drückt man aber die Stifte wieder nieder, so ziehen die in den vorigen Stand gesetzten und eingebogenen Stifte den Deckel aus der Mündung heraus, sodaß das Loch verwechselt wird (an eine andere Stelle zu stehen kommt). Sind diese nun an jedem Register befestigt, so wird man, will man einige Pfeifen ansprechen lassen, mit den Fingern die dazu gehörigen Stützen wegziehen; und will man sie nicht mehr ansprechen lassen, die Finger aufheben, wenn die Deckel angezogen worden sind. Das Wasser, was in dem kleinen Gestelle befindlich ist, wird deswegen hereingetrieben, damit die überflüssige Luft in dem Trichter, die nämlich aus der Pumpe getrieben ist und das Wasser in die Höhe treibt, zusammengepreßt und in die ansprechenden Pfeifen vertheilt werde. Aber der in die Höhe getriebene Stempel, ρ σ, treibt, wie gesagt, die in der Pumpe zusammengepreßte Luft in den Trichter; wird jener weggenommen, so öffnet er das Ventil (πλατυσμάτιον), das in der kleinen Pumpe ist; geht die Luft da herein, so füllt sie die Pumpe an, und wird von dem wieder in die Höhe getriebenen Stempel in den Trichter ausgepreßt. Es ist aber besser, wenn sich der Stift τ υ auch um den Ring herum bewegt; er wird dicht an den Stempel geschlossen vermittels eines Doppelangels, der an dessen Boden befindlich ist, durch welchen der Ring gehen muß, doch so, daß der Stempel nicht schieflich umgekehrt, sondern grade in die Höhe getrieben und weggezogen werden könne."

Diese Erklärung Hero's von Verfertigung einer Wasserorgel muß mit der Abbildung selbst zusammengehalten werden, welche diesem Artikel beigegeben ist (Nr. 1 und 2). Wir lernen daraus nicht wenig. Erstlich und vor Allem, was es für eine Bewandtniß mit den unzähligen Stimmen und den umherirrenden Fingern habe, was also auf des Vossius Lobpreisungen der Alten in diesem Punkte zu setzen ist. Hat er die Werke, die davon handeln, gekannt, wie es seiner Gelehrsamkeit zuzutrauen ist, so hat er die Welt offenbar betrügen wollen; hat er sie nicht gekannt, so ist er im Absprechen so dreist, wie irgend einer der aufgeblasenen Schriftstellerknaben unserer neuesten Zeit. Außer Vielem, was sich einem Jedem von selbst ergibt, machen wir nur noch im Vorbeigehen aufmerksam auf die sieben Pfeifen der hydraulischen Orgel und auf die neun der andern. Daraus ergibt sich deutlich, daß damals das System der Octave durchaus noch nicht das allgemein herrschende war. Daß das Wasser nicht den Ton hervorbrachte, sondern ebenfalls die Luft, die von der Wasserpresse in Bewegung gesetzt wurde; daß das Wasser ferner nur das Gegengewicht bildete und die Windstöße vermeiden half, ist längst anerkannt. Wie es aber gekommen sein mag, daß man auf die zweite Orgel des Ktesibios gar nicht Rücksicht genommen hat, ist uns völlig unerklärlich. Man hat sich immer nur begnügt, zu meinen, aus der Wasserorgel der Griechen sei nach und nach die Verbesserung der Windorgel hervorgegangen. Und dennoch ist schon die zweite Orgel des Ktesibios offenbar eine Windorgel, was sich schon aus den Überschriften des Hero deutlich macht. Wir wollen sie lateinisch versetzen. Über die Nr. 1 schreibt er: Hydraulici instrumenti constructio —, über die andere: Organi constructio, ut vento perflante sonus tibiae reddatur. Die nicht hierher gehörige kurze Beschreibung liest man im angeführten Werke S. 229 u. 230. Also gab es ja schon damals Windorgeln, was auch ganz naturgemäß erscheinen muß. Nur schienen den meisten geschichtliche Beweise zu fehlen, die doch nicht fehlen, wie wir sehen. Der vielgenannte Vossius, der den einzig für alt angenommenen Wasserorgeln eine so große Herrlichkeit zuschreibt, setzt darum den ehrlichen und doch gewiß nicht unverständigen Cassiodorus stark herab, weil er es wagen konnte, vom Dasein der Windorgeln zu reden. In seiner Erklärung des 150. Psalmes kommt die Stelle vor: Organum itaque est quasi turris diversis fistulis fabricata, quibus flatu follium vox copiosissima destinatur, et ut eam modulatio decora componat, linguis quibusdam ligneis ab interiore parte construitur, quas disciplinabiliter magistrorum digiti reprimentes grandisonam efficiunt et suavissimam cantilenam [2]).

Daß diese Orgeln, sowol Wasser- als Windorgeln, immer noch sehr klein und tragbar waren trotz der gepriesenen Tonfülle, und nur groß genannt wurden im Vergleiche mit den übrigen musikalischen Instrumenten, geht aus manchen Reden damaliger Schriftsteller hervor. Forkel führt z. B. eine Stelle aus dem vierten Buche, Cap. 24 des Athenäus „De musicis instrumentis" an, wo es heißt: „Als mancherlei der Art geredet worden war, hörte man in der Nähe den süßen Ton einer Wasserorgel." Diese Wasserorgeln haben auch allerdings lange Zeit neben den Windorgeln bestanden; namentlich scheinen sie im Orient beliebt und häufiger als die Windorgeln gewesen zu sein. Überall liest man so übertriebenes Lob dieser Instrumente, oft mit offenkundig Lächerlichem vermischt, daß der Glaube an die Vollkommenheit der unbekannt gebliebenen Orgelwerke nicht wachsen kann, da dasjenige so geringfügig erscheint, was wir davon bestimmt wissen, was aber von den Alten mit ebenso großem Lob ausgezeichnet wird. Der Gang der Vervollkommnung beider Orgelarten kann freilich nicht genau nachgewiesen werden; nur daß es langsam damit gegangen ist, wissen wir. Noch im 9. Jahrh. wurde Ludwig dem Frommen in seinem Palaste zu Aachen eine Wasserorgel von einem venetianischen Priester, Georg oder Gregor, erbaut, und zwar mirifica arte. Der Lebensbeschreiber Ludwigs (und Aimoinus) setzt hinzu: more Graecorum. Nach du Cange (ad vocem Organon) wird von Wilhelm von Malmesbury, einem Schriftsteller des 12. Jahrh., versichert, daß in England noch in den Kirchen (hin und wieder) Wasserorgeln gebraucht wor-

2) Aber auch der heil. Augustinus spricht in der Erklärung des 56. Psalms offenbar von Windorgeln: Organa dicuntur omnia instrumenta musicorum, non solum illud organum dicitur, quod grande est et inflatur follibus, sed etiam quicquid aptatur et corporeum est.

den sind. Die Stelle hat außerdem noch Merkwürdiges: Exstant etiam apud illam ecclesiam Organa hydraulica, ubi mirum in modum aquae calefactae violentia, ventus emergens implet concavitatem barbiti, et per multiforatiles transitus aeneae fistulae modulatos clamores emittunt. Das Unbequeme dieser Wasserorgeln in Kirchen leuchtet ein, nicht minder, daß durch die Feuchtigkeit häufigere Erneuerungen und Verbesserungen vorfallen mußten. In dem Maße die Vervollkommnung der Windorgeln stieg, in dem Maße wurden die Wasserorgeln verdrängt. Zwar haben die ungemessenen Lobeserhebungen, die Einige den Wasserorgeln der alten Griechen andichteten, namentlich in Frankreich, noch verschiedene Versuche, ähnliche Instrumente zu verfertigen, hervorgerufen; es ist aber aus allen nichts Sonderliches geworden. (*G. W. Fink.*)

HYDREA (Ὑδρέα), jetzt Hydra (s. d. Art.), ist eine, Trözen gegenüberliegende, im Alterthume wenig berühmte Insel. Ein guter Lustspieldichter, Namens Euages, der übrigens ein Hirt und ohne Bildung war, wird aus dieser Insel erwähnt. *Pausan.* Corinth, 34. *Stephan.* h. v. (*Kanngiesser.*)

HYDRELAEUM, HYDRELAEON, τὸ ὑδρέλαιον, unrichtig bei Fr. Hoffmann auch Hydroleum (von ὕδωρ, Wasser, und ἔλαιον, Öl), bei Galen eine Mischung von Wasser und Öl, deren man sich öfters in vielen Krankheiten, wegen seiner kühlenden und besänftigenden Wirkung bediente. Galen empfiehlt es in hitzigen Fiebern wider die Kopfschmerzen und lau getrunken als Brechmittel. (*Wiegand.*)

Hydrencephalion, Hydrencephalocele, Hydrencephalon, Hydrencephalus, s. unter Hirnkrankheiten.

HYDRENTEROCELE, fälschlich auch Hydroënterocele (von ὕδωρ, Wasser, ἔντερον, Darm, und κήλη, Bruch), ein Wasserbruch mit einem Darmbruche, der Wasserdarmbruch, Hydrocele herniosa; s. Wasserdarmbruch. (*Wiegand.*)

HYDRENTEROMPHALOCELE, fälschlich auch Hydroënteromphalocele, Hydrenteromphalus, Hydroënteromphalus, ein Darmnabelbruch mit Wassererergießung, der Darmwassernabelbruch (von ὕδωρ, Wasser, ἔντερον, Darm, ὀμφαλός, Nabel, und κήλη, Bruch); s. unter Wasserbruch. (*Wiegand.*)

Hydrenteromphalus, fälschlich Hydroënteromphalus, s. Hydrenteromphalocele.

HYDREPIGASTRIUM, die äußere oder oberflächliche Bauchwassersucht, bei welcher sich das Wasser zwischen den Bauchmuskeln und dem Bauchfell angehäuft hat. (*Wiegand.*)

HYDREPIPLOCELE, fälschlich Hydroëpiplocele (von ὕδωρ, Wasser, ἐπίπλοον, Netz, und κήλη, Bruch), ein Wasserbruch mit einem Netzbruche complicirt, der Wassernetzbruch; s. Wasserbruch. (*Wiegand.*)

HYDREPIPLOMPHALOCELE, auch unrichtig Hydroëpiplomphalocele genannt (von ὕδωρ, Wasser, ἐπίπλοον, Netz, ὀμφαλός, Nabel, und κήλη, Bruch), oder Hydrepiplomphalus (Hydroëpiplomphalus) genannt, ein Netznabelbruch mit Wassererergießung, der Wassernabelbruch; s. unter Wasserbruch. (*Wiegand.*)

Hydrepiplomphalus, fälschlich Hydroëpiplomphalus, s. Hydrepiplomphalocele.

HYDREPIPLOON (von ὕδωρ, Wasser, ἐπίπλοον, Netz), die Netzwassersucht; eine Ansammlung von Wasser im Netze; s. Wassersucht. (*Wiegand.*)

HYDRIACES bei Ptolemäus, **HYDRIACUS** Ammianus Marcellinus XXIII, 25 und *Καυδριάκης* Cod. Palat., ein Fluß in Carmania vera, oder, Andere wollen, in Gedrosien, der in den Sinus gon fiel und jetzt Gatter heißen soll *). (

HYDRIAS *Ehrenberg* (Zoophyta). Ein Ehrenberg zuerst in seinen Symbolae physicae gestellte Gattung der Infusionsthierchen aus der Familie Philodinaea in der Abtheilung Zygotrocha Erkenntniß der Organisation ꝛc. zweiter Beitr. S. zur Ordnung der Nackten gehörig. Als Kennzeichen angeführt: Die Augen fehlen, der Schwanz ist schenkelig, ohne Hörnchen, der Stirnrüssel fehlt, die derorgane ragen auf langen Armen an der Stirn Die einzige, bis jetzt aufgeführte Art ist Hydrias gera (Symbolae, Phytogoa, t. 2. f. 11), von berg in Lybien entdeckt. Dies Thierchen ist nur Sechszehntel-Linie lang, durchscheinend, der Körper mig, der Schwanz verdünnt. Nähere Beobachtung über dasselbe wünscht Ehrenberg selbst, da die ihm nicht hinreichen. (D.

HYDRIDAE (Reptilia). Eine von Bonn aufgestellte Schlangenfamilie (Isis 1833. S. 1 folgenden Kennzeichen: Nebst dichten Zähnen im kiefer sind auch noch Giftzähne vorhanden, der ist fast immer zusammengedrückt, die Nasenlöcher meistens oben. Die hierher gehörigen Gattungen im Meere. Es sind folgende: Chersydrus, Hydrus meresurus, Bungarus. (D.

Hydriodinsäure, Hydriodsäure, s. Jod u. saure Verbindungen.

Hydrionaphtha, Hydrionaphthasäure, s. Jod

Hydrioten, s. Hydra und Griechenland.

Hydroa, s. Hidroa, auch Hydatis.

HYDROARION (von ὕδωρ, Wasser und [dem Diminitivum von ὠόν], Eichen), wird zur nung der Eierstockswassersucht, Hydrops ovarii, wol nicht ganz mit Recht, gebraucht; s. unter sucht. (

HYDROBAENUS *Fries* (Insecta). gattung der Familie Tipulariae (Vetenskap Handlingar for 1829 [Stockh. 1830]. S. 176). Mückengattung ist zunächst mit Chironomus und pus verwandt, und ihre Kennzeichen sind folgende: Antennen stehen vor und sind haarig, die des chens sind vierzehngliederig, das letzte Glied spitzig, dicker, als die übrigen, die des Weibchens nur sieben Glieder, und das letzte derselben und verdickt. Die Palpen stehen vor, sind

*) *Cellarius* Not. Orb. Ant. lib. III. c. XX.

das letzte Glied ist stärker als die übrigen, abgestutzt, fast viereckig, die Flügel sind niedergebogen, lanzettförmig. Der Kopf ist klein, nach Vorn platt, unter dem gewölbten Halskragen sitzend. Die Augen sind nackt, mondförmig, die Punktaugen fehlen. Die Fühler sind nur zerstreut mit Haaren besetzt, keinesweges gefedert. Der Mittelleib hat dieselbe Bildung wie bei den übrigen Gattungen der Familie. Der Hinterleib besteht aus acht Segmenten, welche bei dem Männchen länger sind, und gegen die Spitze schmäler werden. Die äußern Anhängsel bestehen bei dem Männchen aus zwei gliederigen Haken, von welchen das unterste Glied nach Außen conver, das Endglied sichelförmig ist, bei dem Weibchen bemerkt man auf der Spitze des letzten Leibesringes statt dieser Haken zwei warzenförmige Organe. Die Flügel, kürzer als der Hinterleib, haarlos, liegen dicht am Leib an, und ihr Adernverlauf kommt Chironomus am nächsten.

Die einzige bis jetzt entdeckte Art, H. lugubris, hat den ganzen Körper schmuzig schwarz, ohne alle Zeichnung, und nur bei dem lebendigen Weibchen, dessen Hinterleib mit Eiern gefüllt ist, erscheinen die Einschnitte an diesem gelblich. Die Beine sind etwas blässer als der Körper, und haben dunkle Gelenke. Die Schwinger, sowie die Flügel, sind schwärzlich. Die Länge des Insects beträgt nur eine Linie. Der Entdecker ward auf diese kleine Mücke zuerst durch ihre ausgezeichnete Fähigkeit, auf dem Wasser zu laufen, aufmerksam. Sie kommt schon Anfangs März, wenn das Wasser nicht gefroren ist, aus ihren Puppen hervor, und findet sich dann zu Tausenden auf der Oberfläche, theils laufend, theils sich vom Winde treiben lassend; selten fliegen sie. Sie spielen hier auf dem Wasser, gleich andern Mücken, in der Luft. Die Larve hat eine Länge von beinahe zwei Linien, ist fast cylindrisch, blaßgrünlich, fast durchsichtig, und nur der gefüllte Nahrungskanal dunkler. Der hornartige Kopf ist schwarz. Unten am ersten Segment des Mittelleibes sitzen die Bewegungsorgane, welche aus zwei kurzen, an der Wurzel verwachsenen, Tentakeln bestehen, die mit kurzen Borsten besetzt sind. Auf der obern Seite des eilften Segments stehen zwei bewegliche Röhren, an der Spitze mit einem sehr langen Haarpinsel versehen, in welche Spitzen sich die beiden Hauptstämme der Luftröhren öffnen. Auf der untern Seite desselben Segments stehen zwei kurze häutige Lappen, ähnlich denen der Larven von Chironomus. Am Ende des letzten Segments steht das hintere Paar der Bewegungsorgane, dem vordern ähnlich, nur länger. Diese Larven spinnen im Schlamme röhrenförmige Gehäuse um sich herum, welche sie nur selten verlassen, denn sie können sich nur durch heftig schlängelnde Bewegung im Wasser erheben, und sinken außerdem auf den Boden. Auf diesem liegt auch die Puppe, mit dem Vorderleib etwas nach Oben gewendet. Sie ist anderthalb Linien lang, nackt, beweglich und frei; ihr vorderer Theil ist verdickt, ihr hinterer cylindrisch, gegen die Spitze schmäler. Am vordern stärkern Theil unterscheidet man deutlich die Form des künftigen Insects. Von Seiten des ersten Segments des Mittelleibes gehen zwei kleine kurze Röhren hervor, welche die Respirationsorgane sind. Gegen den vierten Tag steigt die Puppe nach der Oberfläche des Wassers herauf, und verwandelt sich am vierten Tag in das vollkommene Insect. Die beobachteten Weibchen legten ihre Eier, von einer Art Gallerte umgeben, an Stengel von Wasserpflanzen, in der kurzen Zeit von zehn Minuten. Eine zweite Generation erschien im Mai, und es ist sehr wahrscheinlich, daß außer dieser noch mehre, im Ganzen vielleicht vier, jährlich erscheinen. (D. *Thon.*)

Hydrobata ist die Gattung Cinclus, s. d. Art.

Hydrobates, s. Thalassidroma.

Hydrobia, s. Paludina.

HYDROBIUS (Insecta). Unter diesem Namen hat Latreille in seinem neuesten System (*Cuvier*, Règne animal, éd. 2. IV. p. 524) eine Gattung aus Hydrophilus gesondert, zu welcher er diejenigen Arten rechnet, bei welchen die Augen platt, oder nur wenig gewölbt sind, der vordere Kopftheil nicht kurz eingezogen ist und die Basis des Thorax so breit ist, als die Flügeldecken. Er rechnet hierher die Arten H. scarabaeoides, melanocephalus, orbicularis ꝛc. (D. *Thon.*)

HYDROBIUS (Paläont.). Von einer Art dieses Käfergeschlechts, welche fast die Größe von H. fuscipes hat, finden sich Reste im tertiären Gypse von Nimes. Vergl. Curtis bei Murchison u. Lyell in Jamesons Ebinb. n. philos. Journ. 1829. No. 14. p. 287—298. Jahrb. d. Mineral. 1830. S. 353. (*H. G. Bronn.*)

HYDROBLEPHARON (von ὕδωρ, Wasser, und βλέφαρον, Augenlid), die Wassergeschwulst der Augenlider; Blepharoedema aquosum; s. unter Wassersucht. (*Wiegand.*)

HYDROBROMÄTHER wird, nach Serullas (in den Ann. de Ch. et de Pharm. XXXIV. p. 99), so dargestellt, daß man in eine kleine Tubalatretorte, welche 40 Theile Weingeist von 38°, und einen Theil Phosphor enthält, in kleinen Portionen sieben bis acht Theile Brom gießt, damit durch Wasserzersetzung phosphorige Säure und Hydrobromsäure entstehe. Destillirt man hierauf bei gelinder Hitze, und verdünnt das Destillat mit Wasser, so sondert sich der Äther ab. Dieser ist ungefärbt, durchsichtig, schwerer als Wasser, von starkem Äthergeruch und brennendem Geschmacke, sehr flüchtig, und im Weingeiste löslich, aus welchem er durch Wasser gefällt wird (vergl. unter Brom in der zweiten Note des Artikels: Organgebilde). (*Th. Schreger.*)

Hydrobromsäure, s. Brom und Säure.

HYDROCAMPE (Insecta). Eine Gattung der Nachtschmetterlinge, von Latreille aufgestellt (*Cuvier*, Règne animal, éd. 2. V. p. 418) zu Linné's Pyralis gehörig, und eigentlich blos nach dem Zustande der Raupen von Botys gesondert, sodaß Latreille nicht einmal einen besondern Unterschied angibt, sondern nur sagt, daß diese Gattung aus der letztgedachten sehr nahe verwandten Arten bestehe, daß aber die Raupen, wie er sich ausdrückt, Wasserraupen waren, die meistentheils fadenförmige oder haarige Anhänge hätten, in deren Innerm Luftröhren sich befänden. Diese Raupen bilden aus den Blättern verschiedener Wasserpflanzen Röhren, in denen

sie leben. Er rechnet hierher die Arten P. potamogata, stratiolata, paludata, lemnata, nympheata ꝛc. (D. *Thon.*)

HYDROCANTHARI (Insecta). Eine Tribus der Pentameren, von Latreille aufgestellt und zu den sogenannten Fleischfressern mit gehörend (*Cuvier*, Règne animal, éd. 2. IV. p. 420). Die hierher gehörigen Insecten haben Schwimmfüße, die vier letzten sind zusammengedrückt, gefranzt oder plattenförmig, und die beiden letztern sind von den übrigen ziemlich entfernt. Die Mandibeln sind fast ganz unbedeckt, der Körper ist immer eiförmig, die Augen sind wenig vorspringend und der Thorax mehr breit als lang. Der Haken, in welchen die Maxillen endigen, ist von seiner Wurzel an gekrümmt, die Tarsenklauen sind oft ungleich. Diese Tribus umfaßt die Gattungen Dytiscus und Gyrinus Geoffroy's und Linné's. Diese Insecten bringen die erste und letzte Periode ihres Lebens im Wasser zu, und zwar im süßen und meistens stehenden Wasser, doch findet man sie auch in kleinen Bächen. Sie schwimmen sehr gut, begeben sich aber von Zeit zu Zeit auf die Oberfläche des Wassers, um Luft zu schöpfen. Es wird ihnen sehr leicht, im Wasser heraufzusteigen; sie halten dabei nur ihre Füße ruhig, das Wasser hebt sie dann von selbst nach Oben; sie stecken hierauf das hintere Ende ihres Leibes in die Höhe und lüften ihre Flügeldecken etwas, damit die atmosphärische Luft zu den Luftlöchern dringen könne. Es sind sehr gefräßige Käfer, welche sich von lauter andern Wasserinsecten und Wasserthieren nähren, sie fallen sogar Frösche und Fische an, weshalb man die größern Arten aus den Teichen zu entfernen hat. In der Nacht verlassen sie meist das Wasser, fliegen umher und kommen da manchmal in die Häuser. Viele von ihnen, namentlich die größern, verbreiten, wenn man sie angreift, einen abscheulichen Geruch. Die Larven sind lang und schmal, sie haben einen starken Kopf und zwei kräftige, nahe an der Spitze durchbohrte Kiefern, die bogenförmig gekrümmt sind, kleine Fühler, Palpen, an jeder Seite sechs Punktaugen und sechs ziemlich lange Füße. Sie athmen theils durch den After, theils durch eine Art von Kiemenflossen, sind sehr lebendig, gefräßig und kriechen zur Verwandlung aus dem Wasser heraus.

Es gehören hierher die Gattungen Dytiscus, Trochalus, Acilius, Nogrus, Thermonetus, Graphoderus, Hydaticus, Cymatopterus, Liopterus, Agabus, Rantus, Colymbetes, Laccophilus, Noterus, Hygrobia, Haliplus, Hydroporus, Hyphidrus, Epinectus, Cyclous, Gyrinus, Trigonocheilus, Cybister, Orectochilus. (D. *Thon.*)

Hydrocarburetum chlorei u. H. iodei, s. Kohlenwasserstoff-Chlorin u. Jodin-Kohlenwasserstoff.

HYDROCARDIA, ὑδροκαρδία (von ὕδωρ, Wasser, und καρδία, Herz), die Herzbeutelfeuchtigkeit, auch die Herzbeutelwassersucht; nach Fabriz von Hilden eigentlich nur die durch örtliches Herzleiden entstandene Wasseransammlung im Herzbeutel. (*Wiegand.*)

HYDROCELE (von ὕδωρ, Wasser, und κήλη, Bruch), der Wasserbruch, Hernia aquosa; s. Wasserbruch. (*Wiegand.*)

Hydrocephalon, Hydrocephalus, s. unter Hirnkrankheiten.

Hydrochariden, Hydrocharidieae, s. Hydrocharides.

HYDROCHARIDES oder HYDROCHARIDEAE. So hat Jussieu eine Pflanzenfamilie genannt, welche durch folgende Merkmale charakterisirt wird: Drei- oder sechs Corollen- und Kelchblättchen (seltener drei- oder sechsgetheilter Kelch oder dergleichen Corolle); drei, sehr, neun oder mehr Staubfäden; der Embryo ist gerade, steht umgekehrt, und wird auf Kosten des Eiweißkörpers ernährt, sodaß dieser im reifen Samen ganz verzehrt erscheint. Bei einigen hierher gehörigen Gattungen sind die Geschlechter getrennt. Die Hydrochariden sind Wassergewächse mit Blättern, deren Nerven durch parallele Venen verbunden sind, und welche nur auf der Oberfläche, wo sie von der Luft berührt werden, Spaltöffnungen haben. Im Innern bestehen sie größtentheils aus Zellgewebe, mit zerstreuten, parallel laufenden Bündeln von Schraubengängen. Zu dieser Familie, welche Linné zu seinen Tripetaloideen, und Candolle zu der Classe der Monokotyledonen (Unterclasse: Phanerogamicae) rechnete, gehören folgende Gattungen: Hydrocharis *L.*, Vallisneria *L.*, Stratiotes *L.*, Sagittaria *L.*, Udora *Nutt.*, Heteranthera *Pal. Beauv.* (?), Proserpinaca *L.*, Butomus *L.*, Limnocharis *Bonpl.* und Brasenia *Schreb.* Die Alismeen und Nymphäen, welche man früher auch hierher zählte, bilden nach Agardh und Candolle eigene Familien. (*Sprengel.*)

HYDROCHARIS *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Hydrochariden, und der letzten Ordnung der neunten Linné'schen Classe (nach W. Sp. pl. aus der achten Ordnung der 22. Classe), deren Charakter in einem dreigetheilten Kelch, einer dreiblättrigen Corolle, eingeschnittenen Nektarien, und einer sechsfächerigen, vielsamigen Kapsel besteht. 1) H. morsus ranae *L.*, mit herzförmig-kreisförmigen, fast nervigen Blättern, und diöcischen Blüthen. Dieses perennirende Kraut wächst in Europa an vielen Orten in fließenden und stehenden Gewässern. Abb. Fl. dan. t. 878, und Engl. bot. t. 808. 2) H. Spongia *Bosc* (in den Ann. du Mus. IX. t. 30), mit herzförmig-eiförmigen, nervenlosen, unten waschschwammartigen Blättern und monöcischen Blüthen. In den Gewässern von Carolina. S. *Spr.* Syst. II, 273. (*Sprengel.*)

Hydrochelidon, s. Sterna.

Hydrochelidones, s. Palmipedes.

HYDROCHEZIA (von ὕδωρ, Wasser, und χέζω, die Nothdurft verrichten), ein ganz wässeriger, wenige oder gar keine Excremente mit sich führender Durchfall (Diarrhoea aquosa, s. serosa, Orrhochezia); s. Durchfall. (*Wiegand.*)

Hydrochlorin, hydrochlorisches Gas, hydrochlorische Säure, s. Salzsäure.

Hydrochnus, s. Hydrachne.

HYDROCHOERUS (Mammalia). Dieser Name ist von verschiedenen Naturforschern für verschiedene Gattungen gebraucht worden, namentlich aber zuletzt von

Friedrich Cuvier für mehre Arten der Gattung Cavia Linné's, am Ende aber nur auf eine einzige, nämlich diejenige, von welcher hier die Rede sein wird, angewendet geblieben. Die Kennzeichen der Gattung, wie sie jetzt besteht, sind oben und unten zwei Vorderzähne, welche an ihrer Vorderseite eine breite Furche haben, und oben mit einer Querschneide versehen sind, statt der Eckzähne findet sich eine Lücke; Mahlzähne finden sich oben und unten auf jeder Seite vier, von denen der letzte oben und unten größer ist als die übrigen. Rengger (Säugethiere von Paraguay, S. 266) beschreibt den Zahnbau, der noch unvollkommen bekannt war, genauer. Die zwei großen Schneidezähne des Oberkiefers sind stark rückwärts gebogen, und zeigen auf ihrer vordern Fläche der ganzen Länge nach eine breite Rinne; an ihrem Ende ragt der Schmelz zwei Linien über die Knochensubstanz hervor, und läuft keilförmig zu, während diese hinter demselben, wie bei dem Aperea und dem Meerschweinchen, einen Absatz bildet; sie nutzen sich endlich nach Außen mehr als nach Innen ab, sodaß die Oberfläche der Krone schief zu stehen kommt, und etwas nach Außen steht. Die Schneidezähne des Unterkiefers haben auf ihrer vordern Fläche ebenfalls eine Rinne, laufen aber mit der Knochensubstanz sowol als mit dem Schmelze keilförmig zu und sind schief nach Vorn gerichtet. Die acht Backenzähne jeder Kinnlade bestehen aus querlaufenden, mit Schmelz umgebenen, theils einfachen, theils an einem ihrer Enden in zwei Äste sich spaltenden oder gabelförmigen Knochenplatten, welche durch eine dritte Zahnsubstanz, die sich nur bei wenigen Thieren vorfindet, durch das Cement mit einander verbunden sind. In der obern Kinnlade sind die drei ersten Backenzähne aus zwei, nach Außen gabelförmigen, der vierte aus einer, sich ebenfalls nach Außen spaltenden, und aus 11 einfachen Platten, deren letzte nach Hinten noch einen kleinen Ansatz hat, zusammengesetzt. In der untern Kinnlade besteht der erste Backenzahn aus drei Platten, die alle nach Innen eine Gabel bilden, und von denen die zweite und dritte in ihrer Mitte durch eine Leiste von Schmelze verbunden sind; der zweite hat die nämliche Anzahl von gabelförmigen Platten, jedoch laufen nur die Gabeln der zwei ersten Platten nach Innen, und diejenige der dritten nach Außen; auch ist der vordere Ast dieser letztern mit der zweiten Platte durch Schmelz verbunden. Der dritte Backenzahn zeigt zuvorderst eine, sich nach Innen in zwei Äste theilende Platte, dann zwei einfache, die an der äußern Seite des Zahnes mit ihrem Schmelze zusammengewachsen sind, und endlich noch eine vierte Platte, die nach Außen in eine Gabel ausläuft. An dem vierten Backenzahn endlich bemerkt man sechs einfache Platten, von denen die erste und die zweite an der äußern, die fünfte und die sechste an der innern Seite des Zahns durch Schmelz mit einander zusammenhangen. Alle Backenzähne nehmen von Vorn nach Hinten an Breite zu, sodaß der erste der schmälste, der letzte der breiteste ist. Was ihre Länge betrifft, so ist in der obern Kinnlade der vierte der längste, auf ihn folgt der erste und dann der zweite und dritte, welche beide gleichlang sind; in der untern Kinnlade ist ebenfalls der vierte der längste, nach ihm kommt der erste und dann der dritte, und der zweite. Ihre Krone ist der Quere nach gefurcht, indem sich der harte Schmelz über die Knochensubstanz und das Cement, die beide sich leichter abnutzen als der erstere, erhebt, und ihre Mahlflächen sehen im Oberkiefer nach Unten und Außen, im Unterkiefer nach Oben und Innen.

Die einzige Art dieser Gattung ist: H. Capybara *Erxleben* (Systema Mammalium, p. 193. 2. *Desmarest*, Nouveau Dict. d'hist. nat. IV. 502. 1. *Ej.* Mammalogie, p. 335, 569. Encycl. méthod. planch. 66. f. 2. *Fr. Cuvier*, Dictionnaire des Sciences naturelles. VI. p. 15. Max. von Neuwied, Beiträge zur Naturgesch. von Brasilien. II. S. 475. Cavia Capybara *Pallas*, Spicil. zool. II. p. 18. Hydrochoerus *Brisson* règn. anim. 117. Sus Hydrochaeris *Linn.* Syst. ed. 12. I. 103. No. 4. Cabiai *Buffon*, Hist. nat. XII. p. 384. t. 49. *Desmoulins*, Diction. classique d'hist. nat. II. p. 606. Capigoua *Azara* Essai. II. p. 12. *Fischer*, Synops. Mamm. p. 378. Capibara oder Capivara in Brasilien; Niimpoon der Botokuden; Capiygua in der Guaranisprache, d. h. Bewohner des Capiy, einer Sumpfpflanze). Dies Thier ist der größte aller bekannten Nager. Rengger gibt folgende Maße eines der größten Männchen an: Länge des Kopfes 10 Zoll, des Rumpfes 2 Fuß 10 Zoll, mittlere Höhe 1 Fuß 6 Zoll 6 Linien, Länge des Ohrs 2 Zoll 6 Linien, Breite desselben 1 Zoll 6 Linien. Der Kopf ist hoch und breit, der Hals kurz, der Rumpf dick und plump, die Extremitäten kurz und kräftig. Die Schnauze ist sehr stumpf, die Oberlippe etwas gespalten; die Ohren sind nach Oben abgerundet, am vordern Rand umgestülpt, am hintern mit einem Ausschnitte versehen; die Augen treten stark vor und liegen näher am Ohr als an der Schnauze, die Augenlideröffnung ist kreisförmig. Statt des Schwanzes findet sich nur eine kleine hornartige Hervorragung. Sämmtliche Zehen, vier an den vordern, drei an den hintern Füßen, sind durch eine Schwimmhaut mit einander verbunden; die Nägel an denselben sind breit, den Hufen der Pachydermen ähnlich. Das Fell ist nur mit wenigen, steifen, an der Haut anliegenden, rauh anzufühlenden Borstenhaaren besetzt, welche auf dem Rücken und an den Seiten des Körpers eine Länge von zwei bis drei Zoll erreichen, im Gesicht und an den Extremitäten hingegen kurz sind. Um den Mund herum stehen einige starke, drei Zoll lange Borsten. Die äußere Seite der Ohren, die kaum sichtbare Spitze des Schwanzes, die Fußsohlen und die Schwimmhäute sind bei beiden Geschlechtern, eine Stelle gleich unter der Nase nur bei dem Männchen nackt. Die Farbe der Haare ist an den obern und äußern Theilen des Körpers braun, mit bräunlichrothen Spitzen, wodurch ein Anstrich von Roth entsteht. An den untern und innern Theilen sind die Haare bräunlichgelb. Die Borsten um den Mund sind schwarz, die erwähnten nackten Stellen bräunlichschwarz. Farbenabänderungen kamen weder Renggern vor, noch erwähnt der Prinz von Neuwied dergleichen. Der Schädel dieses Thieres ist auf seiner obern

Seite so flach, daß dieselbe mit der Basis ganz parallel läuft. Die sehr großen Zwischenkieferknochen bilden bei ihrer Vereinigung zwischen der Nase und den Schneidezähnen eine starke, gratförmige Hervorragung, die Nasenhöhle ist weit, sodaß die Geruchsorgane eine große Oberfläche haben; die Felsenbeine hingegen sind klein. Das Hinterhauptloch hat eine birnförmige, mit der Spitze nach Oben gerichtete Gestalt. Die eigentliche Hirnschale nimmt nur einen geringen Theil des Schädels ein, während die beiden Kinnladen mehr als drei Viertheile desselben betragen. Der Magen ist einfach und sein blinder Sack macht beinahe die Hälfte desselben aus; auf seiner vordern oder untern Fläche läuft der Länge nach ein Büschel von starken Muskelfasern, welche die Magenhäute in starke Querfalten zusammenziehen. Die dünnen Därme sind lang und eng, der Blinddarm hingegen ist sehr weit, beinahe drei Fuß lang, im Durchmesser 3¼ Zoll stark; das Kolon bildet an der Stelle, wo es aus diesem heraustritt, auch noch einen kleinen blinden Sack. Die männlichen Geschlechtstheile sind außen nicht sichtbar, und da bei beiden Geschlechtern der After und der Ausgang der Harnwerkzeuge von einer Hautfalte umgeben ist, so kann man beim ersten Anblicke das Männchen von dem Weibchen nicht unterscheiden. Bei jenem erreichen die unter der Haut verborgenen Hoden eine Länge von drittehalb Zoll; zwischen ihnen liegt, ebenfalls unter den allgemeinen Bedeckungen, die Ruthe, welche erst nach Vorn läuft, dann sich in der Hälfte ihrer Länge nach Hinten umkrümmt, und unter dem After endet. Sie ist mit einer Vorhaut versehen und enthält in ihrem letzten Drittheile einen Knochen. Die Samenbläschen zeigen mehre Verzweigungen.

Der Capibara scheint im ganzen südlichen Amerika einheimisch zu sein, obgleich Rengger nur von dem östlichen Theile, von dem Orinoco einerseits bis zum 34. Breitengrad andererseits redet. Er findet sich wenigstens in Guiana, in allen Gegenden Brasiliens, in Paraguay und noch südlich am la Plata. Nach Alex. v. Humboldt ist er im spanischen Guiana sehr häufig und nicht schüchtern, sodaß er im Canno del Ravanal bei Uritucu Gesellschaften von 80—100 Stück zusammen sah. Rengger sah ihn längs dem Parana immer nur paarweise, am Paraguaystrom in kleinen Gesellschaften von vier bis sechs Stück, in den sumpfigen Gegenden längs dem Tebiquary, ebenfalls einem Fluß in Paraguay, dagegen in großen Truppen von 20 und mehr Stück. Diese Thiere entfernen sich nie weit vom Wasser, man trifft sie gewöhnlich ganz nahe beim Ufer, entweder weidend oder mit zusammengezogenen Hinterbeinen, wie einen Hund, sitzend an, welche Stellung ihre liebste zu sein scheint, da man sie nur selten auf dem Bauch oder auf der Seite liegend findet. Sie gehen einen langsamen Schritt, thun auch in Nothfällen einige Sätze, laufen aber ebenso wenig schnell, als lange, schwimmen aber vortrefflich und sogar über Flüsse, deren Breite über eine halbe Stunde beträgt, wobei sie nur den Kopf über dem Wasser emporhalten und bei Verfolgung ganz untertauchen. Übrigens gehen sie eigentlich nie freiwillig ins Wasser, sondern nur, um nach Nahrung zu gehen, oder wenn sie ihren Aufenthalt verändern wollen, oder um drohender Gefahr zu entfliehen. Sie leben meist in einem bestimmten, weiten Bezirke, den sie aber bei Verfolgungen bald verlassen. Ein eigentliches Lager, wie z. B. der Hase, haben sie nicht. In menschenleeren, wenig besuchten Gegenden findet man sie am Tage an den Ufern und auf den Sandbänken, doch gehen sie bei Erblickung eines Menschen ins Wasser. In bewohnten Gegenden gehen sie mehr bei Nacht, wenigstens nur Morgens und Abends ihrer Nahrung nach. Diese besteht einzig und allein aus Vegetabilien, nicht aus Fischen, wie von Einzelnen behauptet worden ist, nach Rengger aus Wasserpflanzen und aus der Rinde junger Bäume. Manchmal richten sie in nahegelegenen Pflanzungen einigen Schaden an, indem sie Wassermelonen, jungen Mais ꝛc. wegfressen.

Der Capibara ist ein stilles, phlegmatisches Thier, dabei äußerst stumpfsinnig. Dem Jäger wird es leicht, ganze Truppen von Capibaras stundenlang zu beobachten; jedoch bietet ihr Haushalt wenig Abwechselung dar. Entweder gehen sie langsamen Schrittes ihrer Nahrung nach, oder ruhen in sitzender Stellung; von Zeit zu Zeit kehren sie etwa die Schnauze oder ein Ohr gegen den Wind, um zu spähen, ob sich ihnen irgend ein Feind nahe. Bemerken sie einen solchen in einiger Entfernung, so eilen sie nicht, die Flucht zu ergreifen, sondern gehen ganz langsam dem Wasser zu. Ein panischer Schrecken ergreift sie aber, wenn sich plötzlich ein Feind in ihrer Mitte zeigt; mit einem lauten Schreie stürzen sie sich dann in das Wasser und tauchen unter. Sind sie nicht gewohnt, Menschen zu sehen, so betrachten sie dieselben oft lange, ehe sie entfliehen. Man hört sie keinen andern Laut von sich geben, außer jenes Nothgeschrei, welches Azara durch die Sylben A-pe ausdrückt. Dieses Geschrei ist aber so durchdringend, daß Rengger es oft bei Nacht in seiner Wohnung zu Asuncion, welche am Ufer des Rio Paraguay lag, sehr deutlich vernahm, ob sich gleich die Thiere jenseit des Flusses, der doch über eine Viertelstunde breit war, befanden. Nach der Angabe dieses Reisenden sieht man diese Thiere nie, selbst die Jungen nicht, mit einander spielen. Das Weibchen wirft nur einmal im Jahr ein bis vier Junge, nicht acht, wie wol behauptet worden ist. Ob es in einem besondern Lager geschieht, konnte Rengger nicht ermitteln, und auch der Prinz von Neuwied gibt keine Nachricht darüber. Die Jungen folgen sehr früh der Mutter, die ihnen aber wenig Anhänglichkeit zeigt und sie bei Gefahr sogleich verläßt. Nach den Beobachtungen eines Freundes von Rengger, des Doctors Parlet, halten sich zwei bis drei Weibchen zu einem Männchen, woher vielleicht der Irrthum bezüglich der Zahl der Jungen entsprungen sein mag. Rengger sah auch solche jung gefangene und aufgezogene Thiere, die so zahm wie ein Hausthier waren, gleich einem solchen aus- und eingingen, sich von Jedermann anfassen ließen, aber weder besondere Anhänglichkeit an Jemand zeigten, noch immer dem Ruf ihres Herrn gehorchten, gern allein waren, sich aber so an ihren Aufenthaltsort gewöhnt hatten, daß sie

ſich nie weit davon entfernt hatten. Man brauchte ſie auch nicht zu füttern, indem ſie ſich ihre Nahrung ſelbſt ſuchten, bei Tage ſowol wie bei Nacht, doch fraßen ſie auch Maniokwurzeln und Schalen von Waſſermelonen, welche man ihnen vorſetzte. Sie zogen aber allem Andern Sumpf- und Waſſerpflanzen vor, die ſie ſich täglich aus nahegelegenen Gewäſſern holten. Die zahmen gehen weniger in das Waſſer als die wilden, und einer, den Doctor Parlet beſaß, weidete täglich am Ufer des Stroms, ohne ſich je in dieſen zu begeben. Ihre Nahrung ergreifen ſie wie die Schafe, erſt mit den Lippen, dann mit den Vorderzähnen. Nach Parlets Behauptung ſollen ſie lappend, wie die Hunde, trinken. Männchen und Weibchen harnen nach Hinten. Unter ihren Sinnen iſt der Geruchsſinn der ſchärfſte; Gehör und Geſicht dienen ihnen blos für nahe Gegenſtände. Dagegen haben ſie eine außerordentliche Muskelkraft, ſodaß nach Renggers Angabe zwei Männer kaum im Stande ſein ſollen, ein ſolches Thier ohne künſtliche Hilfsmittel zu gewältigen, und mehre Jäger wollten behaupten, daß ſie ſolche Thiere erlegt hätten, an denen man untrügliche Spuren ſah, daß ſie einmal in den Klauen eines Jaguars waren. In Braſilien ſchießen die Botokuden dieſes Thier mit Pfeilen, wenn ein günſtiger Zufall ſie ein ſolches beſchleichen läßt, die Weißen machen keine beſondere Jagd darauf, dagegen die weißen Einwohner von Paraguay den Capibara zu ihrer Beluſtigung jagen. Können ſie ihn unvermuthet überfallen, ehe er das Waſſer erreicht und ihm den Weg dahin abſchneiden, ſo erreichen ſie ihn bald und werfen ihm dann ihre Schlingen um. Gewöhnlich aber fährt man mit einem Nachen dem Ufer des Stromes nach, und erlegt ihn mit Feuergewehre; wir der nur angeſchoſſen, ſo ſtürzt er ſich in das Waſſer, ſucht aber bald wieder Land zu gewinnen, wenn die Wunde tödtlich iſt und er ſich entkräftet fühlt. Wird er beim Schwimmen durch den Kopf geſchoſſen, ſo ſinkt er unter und iſt dann für den Jäger verloren. Einem angeſchoſſenen muß man ſich mit Vorſicht nähern, da er mit ſeinen Vorderzähnen oft ſchwere Wunden beibringt.

In Paraguay benutzt man das Fell bisweilen zu Riemen, Fußdecken, Schuhen ꝛc., es iſt zwar dick, aber ſehr ſchwammig, und läßt daher das Waſſer leicht durch. Das Fleiſch eſſen blos die Indianer. Nach Rengger hat es friſch gebraten einen eigenen widerlichen Geſchmack, von dem anhängenden Fette herrührend, der ſich indeſſen durch Abkochen mit Waſſer oder durch Beizen vertreiben läßt, wo es dann ſo ſchmackhaft wie das zarteſte Kalbfleiſch ſein ſoll. Eine ſolche Zubereitungsart mögen wol die Mönche im ſpaniſchen Amerika verſtehen, indem ſie dieſes Thier als Faſtenſpeiſe genießen; ſie rechnen das Tatú, den Chiguire oder Capibára und den Lamantin mit den Schildkröten in eine Claſſe, theils wegen der harten Schale des Erſtern, theils weil die Letztern im Waſſer und auf dem Lande zugleich leben. Der Prinz von Neuwied erzählt, daß die Botokuden das Fleiſch an einem Bratſpieße von Holz braten und mit Wohlgefallen eſſen, und daß, als er einſt mit ſeiner Reiſegeſellſchaft am Fluſſe Belmonte ein ſolches Thier einer Rieſenſchlange abgenommen, welche daſſelbe gefangen und erdrückt hatte, er das Fleiſch ſeinem botokudiſchen Jäger übergab, der einen großen Theil davon gebraten aufbewahrte, und nach ein Paar Tagen es ſeiner Frau und ſeinem Kinde bei ſeiner Rückkunft mitbrachte, welchen es viele Freude verurſachte. Die braſilianiſche Rieſenſchlange ſoll übrigens nächſt dem Jaguar dieſem Thier am meiſten nachſtellen. (D. *Thon.*)

Hydrochoeus (Aſtron.), ſ. Wassermann.

Hydrochus, ſ. Elophorus.

Hydrocirsocele (von ὕδωρ, Waſſer, κιρσὸς, Krampfader, und κήλη, Bruch), der Waſſerkrampfaderbruch (ſ. d. Art.).

Hydrocleis *Rich.*, ſ. Limnocharis *Bonpl.* (Commersonii *Spr.* Syst.)

HYDROCOELIA (von ὕδωρ, Waſſer, und κοιλία, eigentlich die Höhle, auch die Unterleibshöhle), die Bauchwaſſerſucht, der Waſſerbauch, Hydrops abdominis serosus, Ascites verus; ſ. Wassersucht. (*Wiegand.*)

Hydrocorax, ſ. Buceros u. Carbo.

HYDROCORIDES *Fallén* (Insecta). Eine Familie der Hemipteren, diejenigen aus Latreille's Hydrocorisae umfaſſend, welche in dem häutigen Theil ihrer Flügeldecken keine Adern haben. Hierher die beiden Gattungen Nepa und Ranatra. (D. *Thon.*)

HYDROCORISAE (Insecta), Waſſerwanzen. Sie bilden die zweite Familie der Hemipteren (Latreille in Cuviers règne animal, éd. II. 5. p. 205). Ihre Fühler ſtehen unter den Augen und werden durch dieſelben verdeckt, ſie ſind kürzer oder kaum ebenſo lang wie der Kopf. Sie leben alle im Waſſer von animaliſcher Nahrung und bemächtigen ſich ihres Raubes mittels ihrer Vorderfüße, welche eine Art Scheren bilden, indem ſich die Glieder auf einander zuſammenlegen. Mit ihrem Saugrüſſel ſtechen ſie ſehr derb. Ihre Tarſen haben blos zwei Glieder und ihre Augen ſind meiſtens von ausgezeichneter Größe. Latreille zerfällt ſie in zwei Unterabtheilungen:

1) Nepides. Ihre beiden Vorderfüße haben die Geſtalt von Krallen oder Zangen. Sie beſtehen aus einem Schenkel, der entweder ſehr ſtark oder ſehr lang iſt, und auf der untern Seite eine Rinne hat, in welcher ſich das Schienbein mit ſeinem untern Rand einlegt, der Tarſus iſt ſehr kurz oder tritt ſogar mit dem Schienbeine zuſammen und bildet mit demſelben einen großen Haken. Der Körper iſt eiförmig, bei einigen ſehr platt, bei andern linienförmig. Dieſe Inſecten bilden die Gattung Nepa *L.* (Waſſerſcorpion) mit folgenden Untergattungen: Galgalus *Latreille*, Naucoris *Geoff. Fabr.*, Belostoma *Latr.*, Ranatra *Fabr.*, Nepa *Latr.*

2) Notonectides. Bei ihnen ſind die beiden vordern Füße nur einfach nach Unten gekrümmt, die Schenkel ſind von gewöhnlicher Größe, der Tarſus läuft ſpitzig zu und iſt ſtark gefranzt, oder auch wie die andern Fußtheile gebildet. Ihr Körper iſt faſt cylindriſch oder eiähnlich, ziemlich dick oder doch weniger platt gedrückt, als bei der vorigen Abtheilung. Ihre hintern Füße ſind

gefranzt, sodaß sie Ruder bilden, und endigen in zwei kleine, wenig deutliche Klauen. Sie schwimmen und rudern mit großer Schnelligkeit, manchmal auf dem Rücken liegend. Sie bilden die Gattung Notonecta *L.*, welche in folgende Untergattungen zerfällt: Corixa *Geoffr.* (Sigara *Fabr.*), Notonecta *Geoffr. Fabr.* (D. *Thon.*)

HYDROCORYNE *Schwab.* (in *Spr.* Syst. IV, 373). Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Tremelloideen der natürlichen Familie der Algen, welche keulenförmiges, fast waschschwammartiges, gallertartiges, aus sehr zarten, verwirrten Fäden zusammengesetztes Laub zum Charakter hat. Die einzige bekannte Art, H. spongiosa *Schwab.*, wächst in einem See bei Dessau, und ist eine schmuzig grüne, schlüpfrige, keulenförmige Alge, welche aus dichtverflochtenen Fäden besteht. (*Sprengel.*)

HYDROCOTYLE *L.* Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Hydrocotylinen der natürlichen Familie der Doldengewächse, und der zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe, deren Charakter durch die Früchte gegeben wird. Diese sind an der Naht und auf dem Rücken schmal; ihr Rücken hat drei Rippen, ihre Seiten sind zusammengedrückt, und ihre Rinde meistens netzförmig geadert.

I. Arten mit schildförmigen, A) ungetheilten Blättern: 1) H. vulgaris *L.* Sp. pl., mit kreisförmigen, fast gelappt-gekerbten, ziemlich unbehaarten Blättern, und knopfförmigen, meist fünfblumigen Dolden. Wächst an überschwemmten Orten in Europa, Nordamerika und Japan. Abb. Fl. dan. t. 90, Engl. bot. t. 751. 2) H. pusilla *Rich.* (Monogr. du genr. Hydroc.), mit kreisförmigen, undeutlich gekerbten, etwas steifbehaarten Blättern und gestielter Dolde. In Montevideo. 3) H. umbellata *L.* Sp. pl., mit kreisförmigen, an der Basis ausgerandeten, gekerbten, unbehaarten Blättern, und vielblumigen, wie die Blüthen gestielten Dolden. In Nordamerika, Westindien und Südamerika. Abb. *Spr.* Spec. Umbell. t. 1. (H. umbellulata *Mx.* bor. am.) 4) H. bonariensis *Lam.* Enc., mit kreisförmigen, doppelt gekerbten, unbehaarten Blättern, zusammengesetzten Dolden, von denen die kleinern wirbelförmig stehen. In Buenos Ayres und Peru. (H. multiflora *R.* et *P.* Fl. per. III. t. 246. f. a.) 5) H. polystachya *Rich.* l. c., mit kreisförmigen, gekerbten, unbehaarten Blättern und in Wirbeln stehenden Dolden. In Westindien, Peru und auf den Mascarenhas. (H. tribotrys *R.* et *P.*) 6) H. interrupta *Mühlenb.* Catal., mit kreisförmigen, doppelt gekerbten Blättern, fast ästigen, unterbrochenen Blüthenähren, und in Wirbeln stehenden Blüthen. In Pennsylvanien und Carolina. B) Mit gelappten Blättern: 7) H. gracilis *R.* et *P.* (Fl. per. III. t. 247. f. b.), mit buchtigen, gekerbten, unbehaarten Blättern und sechsblumiger, gestielter Dolde. In Peru. 8) H. Humboldtii *Rich.* l. c., mit kreisförmigen, sechslappigen, zottigen Blättern, zugespitzt-gesägten Blattlappen, und aus der Wurzel kommender, gestielter, vielblumiger Dolde. In Quito. 9) H. quinqueloba *R.* et *P.* (l. c. III. t. 248. f. b.), mit fünflappigen, feinbehaarten Blättern, zugespitzten, doppelt gesägten Blattlappen und kugeliger, gestielter Dolde. In Peru. 10) H. aconitifolia *Rich.* l. c., mit siebenlappigen, unbehaarten Blättern, zugespitzten, eingeschnitten gesägten Blattlappen und vielblumiger, offenstehender, aus der Wurzel kommender, gestielter Dolde. Ebenda.

II. Arten mit herzförmigen, nierenförmigen, A) glattrandigen Blättern: 11) H. villosa *L.* Suppl., mit herzförmig-eiförmigen, zugespitzten, weißgrauzottigen Blättern, und dreiblumigem, gestieltem Blüthenknopf. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. B) Mit gekerbten oder gesägten Blättern: 12) H. glechomoides *Rich.* l. c., mit herzförmig-eiförmigen, stumpfen, fast gekerbten, zottigen Blättern, einblumigen Blüthenstielen und zottiger Frucht. Diese Art, welche in Patagonien wächst, ist noch zweifelhaft. 13) H. nummularioides *Rich.* l. c., mit herzförmig-nierenförmigen, gekerbten, unbehaarten Blättern, niedergestrecktem, wurzelschlagendem Stengel und einblumigen Blüthenstielen, welche kürzer, als die Blätter sind. Auf den Mascarenhas. 14) H. asiatica *L.* Sp. pl., mit nierenförmigen, gleichförmig gekerbten, unbehaarten Blättern, Blattstielen, welche, wie die wenigblumigen Blüthenstiele, krummhaarig sind, und meist dreizähligen, knopfförmigen Blüthen. In Ost- und Westindien. (Tricratus cochinchinensis *Lour.* cochinch.) Abb. *Rheed.* Malab. X. t. 46. 15) H. dentata *Rich.* l. c., mit nierenförmigen, gezähnten, ziemlich unbehaarten Blättern und dreiblumigen Blüthenstielen. Auf den Mascarenhas. 16) H. eriantha *Rich.* l. c., mit nierenförmigen, unbehaarten, gezähnten Blättern, an der Basis breitern Blattstielen, und vierblätteriger, sehr zottiger Doldenhülle. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. (H. reniformis *Thunb.* Diss.) 17) H. plebeja *R. Br.* Prodr., mit nierenförmigen, doppelt gekerbten, unbehaarten Blättern, an der Basis mit Afterblättern versehenen Blattstielen, und vielblumigen, gestielten Blüthenknöpfen. In Neuholland. 18) H. abbreviata *Rich.* l. c., mit sehr breiten, nierenförmigen, an der Spitze wie abgebissenen, undeutlich gekerbten, unbehaarten Blättern, angehäuften Blüthenstielen und wenigblumigen Blüthenknöpfen. Auf Madagaskar. 19) H. repanda *Pers.* Syn., zottig, mit herzförmigen, ausgeschweift gezähnten, langgestielten Blättern und dreiblumigem, gestieltem Blüthenknopf. In den südlichen Staaten von Nordamerika und in Südamerika. (H. erecta *L.* Suppl., reniformis *Walt.* carol., ficarioides *Mx.* bor. am., triflora *R.* et *P.* Fl. per. III. t. 245, Glyceria repanda *Nutt.* Gen. Am. bor.) Abb. *Spr.* Sp. Umb. t. 2. f. 4. 20) H. spicata *Lam.* Enc., mit nierenförmig-herzförmigen, gekerbten, auf beiden Seiten steifbehaarten Blättern, unterbrochenen, verlängerten Blüthenähren und knäuelförmigen Blüthen. Auf St. Domingo. (H. hirsuta *Sw.* Fl. Ind. occ.) 21) H. leptostachys *Rich.* l. c., mit herzförmig-nierenförmigen, oben krummhaarigen, unten unbehaarten Blättern, und schlanken, unterbrochenen, wenigblumigen Blüthenähren, welche den Blättern an Länge gleichen. Auf Cuba und Jamaika. 22) H. Thunbergiana *Spr.* N. Entd., mit nierenförmig-herzförmigen, fast gekerbten, unbehaarten Blättern, und ungestielten,

vielblumigen, abgekürzten Dolden. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. (H. natans *Thunb.* Diss.) 23) H. globiflora *R.* et *P.* (Fl. per. III. t. 247. f. a.), mit nierenförmig-kreisförmigen, doppelt gekerbten, steifbehaarten Blättern, kriechendem Stengel, und kugeligen, vielblumigen, mit einer Hülle versehenen, gestielten Dolden. In Peru. 24) H. Bonplandii *Rich.* l. c., mit nierenförmigen, feingekerbten, steifbehaarten Blättern, kriechendem Stengel, und gestielten, ziemlich offenstehenden Dolden. In Neugranada. C) Mit winkeligen, undeutlich gelappten Blättern: 25) H. moschata *Forst.* Prodr., mit nierenförmigen, fünfwinkeligen, gezähnten, steifbehaarten Blättern, und knopfförmigen, feinbehaarten Blüthenstielen. Auf Neuseeland. 26) H. compacta *Rich.* l. c., mit nierenförmig-kreisförmigen, fast gelappten, feingekerbten, feinbehaarten und sehr kurzgestielten Blättern. Auf Neuseeland und Neukaledonien. 27) H. heteromeria *Rich.* l. c., mit nierenförmigen, undeutlich gelappten, gekerbten, langgestielten, unbehaarten Blättern, knopfförmigen Blüthen, und auf der einen Seite knolligen Früchten. Auf Neuseeland. 28) H. capitata *Thouars.*, steifbehaart, mit nierenförmig-kreisförmigen, undeutlich gelappten, gekerbten Blättern, und kugeligen, vielblumigen, kurzgestielten Blüthenknöpfen. In Neuholland, Nepal und auf Tristan d'Acunha. (H. hirta *R. Br.*, nepalensis *Hook.* Ex. fl. I. t. 30.) 29) H. ficarioides *Lam.* Enc., unbehaart, mit herzförmigen, ausgeschweift-winkeligen Blättern, und gestielten, wenigblumigen Blüthenknöpfen. Auf den Mascarenhas. 30) H. americana *L.* Sp. pl., glatt, mit nierenförmig-kreisförmigen, undeutlich gelappten, feingekerbten Blättern, und wenigblumigen, fast ungestielten Blüthenknöpfen. In Nordamerika. Abb. *Spr.* Sp. Umb. t. 2. f. 3. 31) H. peduncularis *R. Br.* Prod., mit sehr kleinen, nierenförmigen, undeutlich gelappten, eingeschnitten gezähnten, feinbehaarten Blättern und wenigblumigen Blüthenknöpfen. In Neuholland. 32) H. incrassata *R.* et *P.* Fl. per., mit nierenförmigen, buchtigen, gekerbt-gesägten, am Rande knorpeligen Blättern, und vielblumiger, kugeliger Dolde. In Peru. 33) H. citriodora *R.* et *P.* l. c., mit nierenförmigen, buchtigen, gekerbten, steifbehaarten Blättern, und vielblumiger, kugeliger Dolde. In Peru und Chili. 34) H. alchemilloides *Rich.* l. c., mit nierenförmig-kreisrunden, fast gelappten, gekerbten, steifbehaarten Blättern, und vielblumiger, offenstehender, gestielter Dolde. In Peru. D) Mit gelappten Blättern: 35) H. macrodus *Spr.* Syst., krummhaarig, mit herzförmig-nierenförmigen, siebenlappigen Blättern, zugespitzten, gleichförmigen, glattrandigen Blattlappen, wenigblumiger, fast knopfförmiger Dolde, und zweiblätteriger, sehr großer Doldenhülle. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. (H. moschata *Thunb.* Diss.) 36) H. javanica *Thunb.* Diss., unbehaart, mit nierenförmig-kreisrunden, siebenlappigen Blättern, winkeligen, zugespitzten, gekerbten Blattlappen, vielblumigem, kugeligem, gestieltem Blüthenknopf und vielblätteriger Doldenhülle. Auf Java. 37) H. tripartita *R. Br.* Prodr., krummhaarig, mit dreigetheilten Blättern, keilförmigen, eingeschnitten-gezähnten Blattlappen, von denen die seitlichen beinahe zweigespalten sind, und wenigblumigem Blüthenknopf. In Neuholland. 38) H. grossularioides *Rich.* l. c., hackerig, mit nierenförmigen, fünflappigen Blättern, keilförmigen, doppelt gesägten Blattlappen, und kugeligen, gestielten Blüthenknöpfen. Auf den Mascarenhas. 39) H. intertexta *R. Br.* Prodr., unbehaart, mit fast nierenförmigen, unregelmäßig drei- oder fünflappigen Blättern, gezähnelten Blattlappen, von denen der mittlere der längste ist, und mit kurzgestieltem Blüthenknopfe. In Neuholland. 40) H. nitidula *Rich.* l. c., glatt, mit fast nierenförmig-kreisrunden, fünf- oder siebenlappigen Blättern, dreigezähnten Blattlappen und gestielten Blüthenknöpfen. Auf Java und in Nordamerika. Abb. *Hook.* Ex. Fl. I. t. 29. (H. cymbalarifolia *Mühlenb.* Catal.) 41) H. pulchella *R. Br.* Prodr., unbehaart, mit fast schildförmigen, nierenförmigen, fünflappigen Blättern, dreigesägten Blattlappen und gestieltem Blüthenknopf. In Neuholland. 42) H. elegans *R. Br.* Prodr., unbehaart, mit nierenförmigen, fünflappigen Blättern, zugespitzten, gezähnten Blattlappen und wenigblumigem Blüthenknopf. In Neuholland. 43) H. sibthorpioides *Lam.* Enc., unbehaart, mit nierenförmigen, siebenlappigen, gekerbt-gezähnten Blättern, und langgestielten, wenigblumigen Blüthenknöpfen. Auf den Mascarenhas. 44) H. geranioides *Rich.* l. c., steifbehaart, mit kreisförmig-herzförmigen, großen, stumpflappigen, gekerbten Blättern, und offenstehender, gestielter, vielblumiger Dolde. In Peru. 45) H. ranunculoides *L.* Suppl., unbehaart, mit nierenförmigen, stumpflappigen Blättern, fast gekerbten Blattlappen und gestielter Dolde. In Mexiko. Abb. *Spr.* Umb. t. 1. f. 2. 46) H. natans *Cyrill.* (Neap. fasc. I. t. 6), unbehaart, mit nierenförmigen, viellappigen Blättern, stumpfen, gekerbten Blattlappen, und kurzgestielter, wenigblumiger Dolde. In Neapel.

III. Arten mit spontonförmigen Blättern: 47) H. alata *Rich.* l. c., aufrecht und glatt, mit spontonförmigen, winkeligen Blättern, geflügeltem Stengel, und wenigblumiger, gestielter Dolde. In Neuholland.

IV. Arten mit keilförmigen Blättern: 48) H. tridentata *Thunb.* Prodr., mit strauchartigem, aufrechtem, filzigem Stengel, keilförmigen, schmalen, an der Spitze dreigezähnten, feinbehaarten Blättern, und in den Blattachseln angehäuften, einblumigen Blüthenstielen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 49) H. triloba *Thunb.* Diss., mit strauchartigem, aufrechtem, unbehaartem Stengel, breit-keilförmigen, lederartigen, wie abgebissenen, an der Spitze gezähnten Blättern, und dreiblumigem Blüthenknopf. Ebenda. 50) H. Solandra *L.* Suppl., weißgrau-filzig, mit fast keilförmigen, stumpfgezähnten Blättern, und in den Blattachseln stehenden, gestielten Dolden. Ebenda. (Solandra tomentosa *L.* Sp. pl., Hydr. tomentosa *Thunb.* Prodr.) Abb. *Lam.* Ill. t. 188. f. 5.

V. Arten mit ablangen, lanzettförmigen, oder linienförmigen Blättern: 51) H. plantaginea *Spr.* N. Entd., kletternd und krummbehaart, mit ablangen, an beiden Enden verschmälerten, glattrandigen, dreinervigen

Blättern, und meist einzeln in den Blattachseln stehenden Blüthenstielen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. Abb. Spr. Grundz. T. 8. F. 5—7. 52) H. bupleurifolia *Rich.* l. c., niedergestrecktes, unbehaartes Staudengewächs, mit umgekehrt-eiförmig-ablangen, glattrandigen, dreinervigen Blättern, und dreiblumigen Blüthenstielen. Ebenda. 53) H. glabrata *Thunb.* Prodr., niederliegend und unbehaart, mit lanzettförmigen, büschelförmig beisammenstehenden, steifen Blättern, und gekrümmten, abgekürzten, wenigblumigen Blüthenstielen. Ebenda. 54) H. linifolia *Thunb.* Prodr., weißgräulich, mit spatelförmig-linienförmigen, verlängerten Blättern, und wenigblumigen Blüthenstielen. Ebenda. 55) H. virgata *Thunb.* Prodr., aufrechtes Staudengewächs, mit gegenüberstehenden, linienförmig-drehrundlichen, unbehaarten, pfriemenförmigen, steifen Blättern, und ungestielten, meist vielblumigen, in den Blattachseln stehenden Dolden. Ebenda. (H. macrocarpa *Rich.* l. c.) 56) H. chinensis *L.* Sp. pl., mit ziemlich dicken, schwach ausgerandet spatelförmigen, linienförmigen, querüber liniirten Blättern und gestielten Dolden. In China und Carolina. (H. lineata *Mx.* bor. am., Crantzia lineata *Nutt.* Gen.)

VI. Arten mit zusammengesetzten Blättern: 57) H. muscosa *R. Br.* Prodr., krummhaarig, mit gefünftgefingerten Blättern, keilförmigen, fast gezähnten Blättchen, und wenigblumigem, gestieltem Blüthenknopf. In Neuholland. 58) H. multifida *Rich.* l. c., mit gefünftfingerförmigen Blättern, fast dreilappigen, stumpfen Blättchen, welche unten, wie die Blattstiele, etwas hackerig sind, mit gestielter Dolde und eiförmigen Blättchen der Doldenhülle. In Neugranada. 59) H. ambigua *Pursh.* am. bor., mit zusammengesetztem Wurzelblatt und gestielten, meist dreiblumigen Dolden. In Louisiana. 60) H. composita *Pursh.* l. c., mit knolliger Wurzel, einfachem, aufrechtem, zweigespaltenem Stengel, fast gedreiten Blättern, keilförmigen, fast eingeschnittenen, unbehaarten Blättchen und wenigblumiger Dolde. In Nordamerika. (Sison bulbosum *Mx.* bor. am., Hydrocotyle bipinnata *Mühlenb.* Catal., Erigenia bulbosa *Nutt.* Gen.) Abb. *Spr.* Sp. Umb. t. 5. f. 9. S. *Spr.* Syst. I, 874. H. Spananthe *W.* ist Spananthe paniculata *Jacqu.*, H. acutifolia *R.* et *P.* = Sp. sinuata *Spr.*, H. saniculaefolia *Lam.* = Sp. saniculaefolia *Spr.*, H. gummifera *Lam.* = Bolax gummifer und caespitosus *Spr.* (*Sprengel.*)

HYDROCOTYLINAE heißt eine Gruppe der natürlichen Familie der Doldengewächse. Diese Gruppe wird charakterisirt durch unvollkommene Dolden, mehrentheils einfache Blätter, niedrigen Wuchs und durch das häufige Fehlen der Doldenhülle. Hierher gehören folgende Gattungen: Hydrocotyle *L.*, Bolax *Commers.*, Trachymene *Rudg.*, Drusa *Cand.*, Bowlesia *R.* et *P.* und Spananthe *Jacqu.* (*Sprengel.*)

Hydrocrania, Hydrocranion, s. Hirnwassersucht unter Hirnkrankheiten.

Hydrocyanates, s. Blausaure Verbindungen.

Hydrocyanicum, Hydrocyansäure, s. Blausäure.

Hydrocynus, s. den folg. Art.

HYDROCYON *Cuv.* (Pisces). Früher war diese Gattung Hydrocynus (Hydrocinus) genannt. Sie ist zahlreich an Arten und eigentlich wieder nur eine Unterabtheilung der Characinus *Artedi*, und gehört wie diese zur Familie Salmonides der Bauchweichflosser, welche der Linné'schen Gattung Salmo entsprechen. Sie sind daran kenntlich, daß ihre Schnauzenspitze durch die Intermaxillarknochen gebildet wird; die Maxillarknochen sangen nahe bei oder vor den Augen an und vervollständigen den Oberkiefer. Ihre Zunge und Pflugscharbein sind immer glatt, aber kegelförmige Zähne stehen in beiden Kiefern. Ein großer dünner unterer Augenbogenknochen ist wie der Kiemendeckel nackt. Die bedeutende Anzahl der Arten zerfällt nach Cuvier (Règne animal, éd. II. p. 312) in mehre Unterabtheilungen.

A. Sie haben eine dichte Reihe kleiner Zähne in den Maxillarknochen und Gaumenbeinen, ihre erste Rückenflosse steht dem Zwischenraume zwischen After- und Bauchflosse gegenüber, weshalb sie Lacépède zur Gattung Osmerus gestellt hatte. Sie sind sämmtlich in den Flüssen der heißen Zone einheimisch, und der Geschmack ihres Fleisches soll dem des Karpfenfleisches gleichen.

1) H. falcatus (Osmerus falcatus *Lacép.*, Salmo falcatus *Bloch* t. 385). Die Schwanzflosse ist gabelig, die Afterflosse sichelförmig, der Oberkiefer tritt stark vor, die Zunge ist schmal, jedes Nasenloch besteht aus zwei Öffnungen, die Kiemendeckel sind strahlig, die Schuppen sind dünn und fallen leicht ab, der After steht vom Kopf und von der Schwanzflosse fast gleichweit entfernt, neben jeder Bauchflosse steht eine Art Anhängsel. Die allgemeine Farbe ist silberfarben, der Rücken ist violet, die Wurzel aller Flossen grau, ihr Ende braun, an jeder Seite steht beim Kopfe wie bei der Schwanzflosse ein schwarzer Fleck. Dieser Fisch ist in Surinam einheimisch. Sein Fleisch soll ganz dem Karpfenfleisch ähnlich schmecken. Als eine Sonderbarkeit bemerkt man noch von ihm, daß, wenn er das Maul öffnet, aus demselben ein kurzer breiter gezähnelter Knochen hervortritt, der in dem Mundwinkel steht, aber seine vorige Stelle wieder einnimmt, wenn der Mund sich schließt.

2) H. odae (Characinus odae *Lacép.*, Salmo odae *Bloch* t. 386). Der Rücken fast schwarz, die Seiten mehr oder weniger hellrostroth, die Flossen schwärzlichbraun. Die Länge dieses Fisches ist fast drei Fuß. Er lebt in den Flüssen der Küste von Guinea und soll sehr gefräßig sein. Sein röthliches fettes Fleisch von einem angenehmen Geschmack ist sehr geschätzt.

3) H. falcirostris *Cuv.* (Mém. du Museum d'Hist. natur. V. pl. 26. f. 1). Der Kopf allein bildet fast ein Drittel der ganzen Körperlänge, der Rand der obern Kinnlade ist stark ausgehöhlt, oben ist das Profil fast gradlinig. In jedem Zwischenkieferknochen stehen 12 spitzige Zähne, von denen der zweite und vorletzte um das Doppelte und Dreifache stärker sind. Die Schwanzflosse ist gabelig, die allgemeine Farbe gelblichgrau und in der Mitte der Schwanzflosse steht nach der Wurzel zu ein schwarzer Fleck.

In diese Abtheilung gehört auch noch H. hepsetus

Cuv., H. faucille Zool. du Voyage de *Freycinet*, pl. 48. f. 2.

B. Eine doppelte Reihe Zähne ſteht in dem Zwiſchenkieferknochen und im Unterkiefer, eine einfache Reihe in den Kieferbeinen, die Gaumenbeine aber ſind zahnlos. Ihre erſte Rückenfloſſe ſteht den Bauchfloſſen gegenüber.

4) H. brevidens *Cuv.* (Mém. du Mus. V. pl. 26. f. 2. Règne animal, éd. 2. Tom. III. t. 12. f. 2. Characinus amazonicus *Spix* t. 35). Die Schnauze kurz und ſtumpf, die Naſenlöcher nahe bei den Augen, die Zähne kurz, der Unterkiefer verlängert, der Kopf ſchuppenlos, die Farbe mehr oder weniger goldgelb, der ganze Körper der Länge nach ſchwärzlich geſtreift.

C. Nur eine einfache Reihe Zähne in den Kieferbeinen und dem Unterkiefer, die Zähne abwechſelnd ſehr klein und ſehr lang, beſonders die beiden zweiten unten, welche in zwei Vertiefungen des Oberkiefers eintreten, wenn der Mund ſich ſchließt, die Seitenlinie iſt mit größern Schuppen bedeckt, und ihre erſte Rückenfloſſe ſteht dem Raume zwiſchen der Bauchfloſſe und der Afterfloſſe gegenüber. Es gehören hierher H. scomberoïdes *Cuv.* Mém. du Mus. V. pl. 27. f. 2. und Cynodon vulpinus *Spix* t. 26. Cynodon gibbus id. 27.

D. Die Schnauze ſehr vorſpringend ſpitzig, die Kieferbeine ſehr kurz, ebenſo wie der Unterkiefer, und die Zwiſchenkieferbeine mit einer einzigen Reihe kleiner, dichtſtehender Zähne beſetzt. Die Rückenfloſſe ſteht ebenſo wie bei der vorigen Abtheilung. Hierher gehören H. lucius *Cuv.* Mém. du Mus. V. pl. 36. f. 3. (Xiphostoma Cuvierii *Spix* t. 42.)

E. Sie haben gar keine Zähne, außer in den Zwiſchenkieferbeinen und in dem Unterkiefer, und zwar nur in geringer Anzahl ſtark und ſpitzig. Die Rückenfloſſe ſteht den Bauchfloſſen gegenüber.

5) H. Forskâlii *Cuv.* (Mém. du Mus. pl. 27. f. 1. Salmo niloticus *Gmelin.* Characinus dentex *Lacép. Geoffroy* Poiss. d'Égypt. pl. 4. f. 1. Salmo roschae *Forskâl*). Dieſer Fiſch hat die Form einer Forelle, iſt im Allgemeinen ſilberfarben, mit braunen und weißlichen Streifen, die Floſſen ſind weißlich, der untere Lappen der Schwanzfloſſe iſt ſchön roth. Seine Länge beträgt 20 Zoll. Er lebt in den Gewäſſern des Nils und zeigt ſich häufiger zur Zeit der Überſchwemmung; er kommt von Nubien herab, ſowie das Nilwaſſer zunimmt. Dieſer Umſtand macht es glaublich, daß es der *φάγρος* iſt, der nach Plutarch, Älian und Clemens von Alexandrien von den Einwohnern von Syene göttlich verehrt wurde, weil ſeine Ankunft die Nilüberſchwemmung ankündigte. (D. *Thon.*)

Hydrocystis (von *ὕδωρ*, Waſſer, und *κύστις*, Blaſe), die Waſſerblaſe; ſ. Hydatiden.

Hydroderma (von *ὕδωρ*, Waſſer, und *δέρμα*, Haut, Fell, Leder), die Hautwaſſerſucht, Hydrops anasarca; ſ. Waſſersucht.

HYDRODICTYON *Roth.* Fl. germ. Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Conferviven der natürlichen Familie der Algen, deren Charakter in hautartigen, netzartig-verbundenen, gegliederten Möhren, und einem entwickelten Embryo in jedem Gliede beſteht. 1) H. pentagonum *Vauch.* (Conf. t. 1. f. 4. und t. 9. f. 1—10.), mit fünfeckigen Maſchen des Netzes. In ſüßen Gewäſſern Europa's. (H. majus *Roth.* Catal., utriculatum *Roth.* Fl. germ., Fl. dan. t. 1597, *Lyngb.* Hydroph. t. 58, tenellum *Roth.* Catal., Conferva utriculata *L.* Syst. nat., *Dill.* Hist. t. 4. f. 14.) 2) H. umbilicatum *Ag.* Syst., mit viereckigen Maſchen des Netzes. Im ſtillen Ocean. (Conferva umbilicata *Vell. Linn.* Trans.) 3) H. excentricum *Spr.* Syst., mit unregelmäßigen Maſchen des Netzes. In den Gewäſſern von Südamerika. (Dictyonema excentricum *Ag.* in Kunths Syn.) S. *Spr.* Syst. IV, 361. (*Sprengel.*)

Hydrodynamik, ſ. unter Mechanik.

Hydroëncephalion, Hydroëncephalocele, Hydroëncephalus, Hydroënterocele, Hydroëntéromphalus, Hydroënteroomphalocele, ſ. Hydrencephalion, Hydrencephalocele, Hydrencephalus, Hydrenterocele, Hydrenteroomphalus, Hydrenteroomphalocele.

Hydroëpiplocele, Hydroëpiplomphalocele, Hydroëpiplomphalus, ſ. Hydrepiplocele, Hydrepiplomphalocele, Hydrepiplomphalus.

HYDROGALA (von *ὕδωρ*, Waſſer, und *γάλα*, Milch), ein Getränk aus Waſſer und Milch. (*Wiegand.*)

Hydrogallina, ſ. Gallinula.

HYDROGARON (von *ὕδωρ*, Waſſer, und *γάρον*). *Γάρον* oder *Γάρος*, garum, nannten die Alten eine aus kleinen Fiſchen und Salz bereitete Brühe oder Sauce, ähnlich der noch bei uns gebräuchlichen Sardellenſauce; *Ὑδρόγαρον* hieß ſie, wenn ſie mit Waſſer verdünnt oder damit bereitet war. (*Wiegand.*)

HYDROGASTER (von *ὕδωρ*, Waſſer, und *γαστὴρ*, Magen, Bauch, Unterleib), ein mit Bauchwaſſerſucht Behafteter, Bauchwaſſerſüchtiger. (*Wiegand.*)

HYDROGÈNE, waſſerbildender Stoff, Waſſerſtoff, hydrogenium, Principium hydrogenicum s. hydroticum, Principe hydrogène, Hydrogenous principle, Principio acquifico; als Gas: leichtes Waſſerſtoffgas, brennbare, entzündbare, inflammable Luft, gas hydrogène, gas hydrogenicum etc., war ſchon van Helmont bekannt, und wird von den Bergleuten Schwaden, böſe Wetter, Grubenwetter genannt. Cavendiſh und Watt entdeckten ſeine Zuſammenſetzung. Es kommt nie ganz rein in der Natur vor, am reinſten noch wird es von gewiſſen Pflanzen, wie namentlich von den Blüthen des weißen Diptam (Dictamnus albus), ausgehaucht. Es entwickelt ſich mit Kohlenſtoff, Schwefel ꝛc., in Sümpfen und Bergſchachten als brennender Schwaden, oder ſchlagende Grubenwetter, iſt mit Schwefel in den Schwefelwaſſern enthalten, macht 0,13 des Waſſers aus, und bildet einen weſentlichen Beſtandtheil aller organiſchen Körper. Endlich dürfte es auch eine Hauptrolle bei der Selbſtverbrennung mancher Menſchenkörper ſpielen.

I. Das leichte Waſſerſtoffgas wird dargeſtellt, wenn man friſch ausgeriſſene Schwämme: die Agaricus- und Boletus-Arten unter einem Recipienten mit Waſſer der Sonne ausſetzt, ferner durch Zerlegung des Waſſers, wenn man Waſſerdämpfe über Glüheiſen in einem Flin-

tenlaufe ſtreichen läßt, oder einen Theil am beſten gehämmertes Eiſen, oder granulirtes Zink in einem Theile Schwefel- oder zwei Theilen Salzſäure, beide mit vier Theilen Waſſer verdünnt, auflöſt, oder es entwickelt ſich, nach Guibourt und Robiquet, wenn Eiſen mit Waſſer in gewöhnlicher Temperatur angefeuchtet wird, unter Temperaturerhöhung, und, ſowie dieſe ſteigt, immer ſchneller und reichlicher. Dabei entſteht ein ſchwarzes Eiſenoxyd, das aus gleichen Theilen Oxydul und Oxyd beſteht, und identiſch iſt mit dem octaëdriſchen Eiſenerze der Mineralogen. Auch beim Gähren bildet ſich reines Waſſerſtoffgas; Zink in Natrum- oder Ammoniumlauge, oder in ſtarken Pflanzenſäuren aufgelöſt, gibt ebenfalls, gleich der reinen Eiſenfeile mit Queckſilber, dem Brennpunkt einer Glaslinſe ausgeſetzt, dergleichen Gas. Unrein entbindet es ſich aus aufgelockertem Sumpfſchlamm, oder andern faulenden Pflanzenkörpern, ſowie bei Verwitterung der Schwefelkieſe, ferner aus Sand, Steinkohlen, von denen es, wenn ſie angefeuchtet und ſtark geglühet werden, von ſelbſt aufſteigt, desgleichen aus Erdharzen ꝛc. durch trockene Deſtillation. Um es reiner zu gewinnen, bringe man, nach Fuchs, einen Platintiegel umgeſtürzt in verdünnte Salzſäure von allen Seiten, und lege oben auf denſelben eine kleine Zinkplatte. Alles Gas, das ſich am Tiegel entbindet, geht, wie das an der Außenſeite deſſelben gebildete, in die Luft, während ſich unter ihm das reinſte anſammelt. Das bei der Voltaſäule am Platinpolardraht entwickelte iſt ebenfalls ganz rein, aber bei umſtändlicherm Proceß viel zu wenig ergiebig. Das unreine läßt ſich durch feuchtes Kohlenpulver, oder Hindurchtreiben durch vier Woulfe'ſche Flaſchen reinigen, wovon die erſte Kalkwaſſer, die zweite ſalpeterige Säure, die dritte Waſſer und die vierte eine Eiſenvitriolauflöſung enthält. Indeſſen werden von dem auf trockenem oder naſſem Wege bereiteten wol Spuren metalliſcher Theilchen aufgelöſt, die ſich ſchwer davon ſcheiden laſſen. Wenn man, nach Hare, bei der Waſſerzerſetzung zu der gewöhnlichen Miſchung, woraus das Waſſerſtoffgas ſich entwickelt, etwas Terpentinöl ſetzt, ſo bekommt man ein Gas, das ſtärker leuchtet, als Kohlenwaſſerſtoffgas. Übrigens darf man bei Bereitung dieſes Gaſes zum arzneilichen Gebrauche durchaus keine fremde, beſonders animaliſche oder vegetabiliſche, Stoffe, noch auch Säure haltige Mineralien zugleich anwenden, und ebenſo wenig die Arbeit wegen der leichten Entzündbarkeit und Exploſion des Gaſes in der Nähe eines brennenden Lichtes vornehmen. Rein, wie das mittels der Voltaſäule aus dem Waſſer erhaltene, oder das, nach Donavan, in dem Woulfe'ſchen Apparat, von Schwefel, Kohlenſäure, Phosphor und Arſenik, gereinigte Waſſerſtoffgas, muß es ganz farb- und geruchlos, 13½ Mal leichter, als die atmoſphäriſche Luft ſein. Selbſt brennbar, wobei Waſſer entſteht, daher ſein Name Hydrogène, unterhält es nicht das Verbrennen anderer Körper. Es entweicht ſchnell aus nach Oben, langſam aus nach Unten offenen Gefäßen, wird unbedeutend vom Waſſer verſchluckt, iſt weder ſauer, noch kaliſch, aber in den poſitiven Eigenſchaften dem Oxygene grade entgegengeſetzt. Es iſt für ſich nicht athembar, aber, mit Luft gemengt, läßt es ſich länger einathmen, ohne, wie das unverdünnte ſchon nach ein Paar Zügen, Bruſtbeſchwerden zu erregen und die Muskelkräfte zu ſchwächen. Sein Miſchungsgewicht iſt, nach Berzelius, = 13,272.

Der Waſſerſtoff ſcheint mit der Dehnkraft, der Sauerſtoff mit der anziehenden Kraft begabt zu ſein. So macht der letzte, wenn er auf Materien wirkt, dieſe zur Erſtarrung geneigter; Öle mit Bleioxyd werden gerinnbar; in dem Blut eines Thieres iſt mehr Gerinnbarkeit, wenn es mehr Sauerſtoff enthält. Dagegen ſcheint der Waſſerſtoff mehr der Dehnkraft anzugehören; ſo ſind alle vielen Waſſerſtoff enthaltende Stoffe vorzüglich leichtflüſſig und flüchtig. Auch zeigt er weder ſo viele, noch ſo große Affinitäten gegen die übrigen Körper, wie der Sauerſtoff, und bildet mit ihnen nicht ſo mannichfaltige Verbindungen; dieſe gehen nur beim Sauerſtoff und Chlor, alſo den elektronegativen Körpern, mit Feuerentwickelung vor ſich.

Der Waſſerſtoff bildet 1) mit dem Sauerſtoffe Waſſer (ſ. unter Waſſer); 2) die ſogenannten Waſſerſtoffſäuren (ſ. unter Säuren), namentlich: die Hydrothionſäure oder Waſſerſtoffſchwefelſäure (ſ. Schwefel), die Hydriodſäure (ſ. Jod), die Salzſäure (ſ. d. Art.), die Fluß- und Blau- oder Hydrocyanſäure (ſ. dieſe Art.), die Hydrotellurſäure (ſ. Tellur); 3) gibt es nur ein Waſſerſtoffkali, und überhaupt nur eine durch Waſſerſtoff hervorgebrachte ſalzfähige Baſis, das Ammonium; 4) die übrigen unorganiſchen Verbindungen des Waſſerſtoffs erſcheinen theils als brennbare Gasarten, wie ölerzeugendes Gas, Kohlenwaſſerſtoffgas, Boron-, Phosphor-, Kalin-, Arſenik- und Zinkwaſſerſtoffgas, theils als feſte Körper, wie Waſſerſtoffkalin und Waſſerſtoffarſenik; 5) will Döbereiner, gleich Davy, mittels galvaniſcher Elektricität, den Waſſerſtoff mit dem Queckſilber zu einem weichen Amalgam vereinigt, und dadurch ſeine metalliſche Natur bewieſen haben. Desgleichen ſoll Grindeln eine Queckſilberwaſſerſtoffverbindung gelungen ſein, ohne daß er deshalb eine metalliſche Beſchaffenheit des Waſſerſtoffs behaupten mag, zumal da das Amalgam nicht conſiſtent ausfiel. Auch van Mons erhielt durch einen auf rothes Queckſilberoxyd geleiteten Strom Waſſerſtoffgas bei der Rothglühhitze eine amalgamartige Verbindung. Gay-Luſſac ſieht den Waſſerſtoff für einen alkaleſcirenden Körper an [1]).

Übrigens iſt bei den Verſuchen mit Waſſerſtoff große Vorſicht nöthig; man umwickele daher das mit Waſſer-

1) Vergl. Cavendiſh in den Philos. Transact. Vol. LVI. und in v. Crells Annal. d. Ch. 1785. I. S. 324 fg. Prieſtley's Verſ. I. S. 3. Lavoiſiers Syſtem, überſ. v. Hermbſtädt. S. 173. Ingenhouß' verm. Schriften. I. Volta's Briefe üb. d. entzündl. Luft ꝛc., a. d. Ital. v. Köſtlin (Strasb. 1778). v. Humboldt u. Gay-Luſſac in Gilberts Ann. XX. S. 129 fg., de Marty Ebendaſ. XXVIII. S. 417. Gay-Luſſac Ebendaſ. XLII. S. 117 fg. Berzelius Ebendaſ. XL. S. 246 fg. v. Sauſſure Ebendaſ. 1820. II. S. 141. Donavan in Trommsdorffs neuem Journal d. Pharm. I. S. 2. F. Marcet in Schweigger-Seidels Jahrb. d. Chemie u. Pharm. 1829. 4. Heft. S. 467 fg.

ſtoff und Sauerſtoffgas, welches im Verhältniſſe von 450″ des erſten und 150″ des letzten gemiſcht iſt, angefüllte Achtunzenglas, wenn man es an der Mündung anzünden will, mit einem Handtuch, um ſich vor der Gefahr des Zerſpringens zu ſichern. Bei ziemlich weiter Mündung bleibt es jedoch gewöhnlich ganz ꝛc.

Das Waſſerſtoffgas dient zum Füllen der Aëroſtaten, als Leuchtgas für Thermolampen, elektriſche Schmelz- oder Brennſtofflampen, Löthapparate ꝛc., mit atmoſphäriſcher Luft zu Knallglas und zu arzneilichen Zwecken. Der Waſſerſtoff, der unter allen bekannten Stoffen den höchſten Grad von Expanſibilität beſitzt, der Repräſentant der relativen Expanſion, iſt nur dadurch Waſſerſtoff, daß die Expanſivkraft in ſeiner Conſtruction das Übergewicht hat. Mit dem Waſſerſtoffe hat ſich eine unendliche Maſſe der mannichfaltigſt modificirten expanſiblen Stoffe aufgeſchloſſen. Er muß als der poſitive Factor, die hervorrufende Thätigkeit des elektriſchen Proceſſes, angenommen werden. Der Waſſerſtoff vertritt in der reellen Reihe den dem Kohlenſtoffe beſonders entgegengeſetzten poſitiven Pol. Er nimmt daher nur immer die höhern Regionen ein, bildet den zweiten beſondern Gegenſatz im Objectiven, beſitzt außer dem Licht und dem Sauerſtoffe den höchſten Grad von Subjectivität, iſt ſelbſt ſehr oxydabel, und hat demzufolge ein ausgezeichnetes, ſehr ſchnell eintretendes Desoxydationsſtreben. Als poſitiver, flüchtiger Reiz vermag er, durch die beſchleunigten Momente ſeiner Thätigkeit, das Streben negativer Thätigkeit in ſehr kurzer Zeit zu beſchränken, und ſchneller ſeine eigene Wirkungsſphäre zu vollenden, dient alſo vorzüglich da, wo ſchnell Krankheitsformen, die durch das Überwiegen des negativen Factors, der Reizbarkeit, hervorgehen, geheilt werden müſſen. Als Factor der poſitiven Elektricität ruft er die Thätigkeit des Gehirns, des Centralorgans der Senſibilität, mit allen ihren unzähligen Verzweigungen hervor, beſchränkt alle Eingriffe ſubjectiver Thätigkeit, vermindert die Reizbarkeit, und gehört mithin unter die erſten ſogenannten Nervenmittel, ſtillt Schmerzen und Krämpfe, hebt Lähmungen ꝛc. Als Stoff, in welchem die Expanſivkraft vorherrſchend und beſtimmend iſt, ſtrebt er in ſeiner Wirkung mehr nach Außen, wirkt ſchneller und beſtimmter auf die peripheriſchen Organe, und vermag grade dadurch das Oxydationsſtreben der Außennatur auf dieſe Gebilde zu beſchränken, die geſtörte Desoxydation der Körperoberfläche in Gang zu bringen, und alle Folgen davon aufzuheben, chemiſche Proceſſe der Hautorgane zu beſchleunigen, aber auch zu übertreiben. Auf den mannichfaltigen Stufen ſeiner Beſchränkung erleidet er aber auch mancherlei Modificationen ſeines flüchtigen poſitiven Reizungsvermögens. Daher auch die Erfolge ſeiner Wirkung ſehr abweichend ſind: bald erhöht er nur gradezu die Energie des elektriſchen Proceſſes, erregt flüchtig, verſtärkt die Thätigkeit der Sinneswerkzeuge, des Seelenorgans; bald regulirt er die unordentliche Nerventhätigkeit, die ſich durch Krämpfe und Schmerzen äußert, bald befördert er die Indifferenzirungsproceſſe der Haut durch Schweiße und Exantheme, bald ſtört er die nachtheiligen Indifferenzirungen vermöge ſeiner überwiegenden Expanſionskraft bei Anſteckungsſtoffen ꝛc. Gemeinhin und nach dem niedern Standpunkte beurtheilt, erſcheint er bald als nervenſtärkendes, bald als krampf- oder ſchmerzſtillendes, bald als ſchweißtreibendes, oder auswurfbeförderndes, oder als blähungtreibendes Mittel.

Die widerſprechenden Behauptungen von der bald ſchädlichen, bald unſchädlichen Athembarkeit des reinen Waſſerſtoffgaſes durch eigene Reſpirationsmaſchinen gründen ſich zum Theil auf den ungleichen Antheil der noch in der Lunge, im Munde ꝛc. des Kranken rückſtändigen atmoſphäriſchen Luft, die man ſelbſt durch ein ſtarkes Ausathmen mit gebogenem Leibe nicht ganz ausſtoßen kann. Schon nach zwei Einathmungen deſſelben wird die Antlitzfarbe ſchwarzgelb, aber ſogleich wieder natürlich, wenn man gemeine Luft athmet. Halb oder über die Hälfte mit dieſer verdünnt läßt es ſich ohne alle Unbequemlichkeit und ſelbſt mit einem Nachgefühle von ganz beſonderer Leichtigkeit in der Lunge eine geraume Zeit athmen. Beddoes rühmt es daher in dieſer Miſchung bei Lungenentzündungen, convulſiviſchem Huſten, plethoriſchem Aſthma, in der Schwindſucht; mit viermal ſoviel atmoſphäriſcher Luft verdünnt, und nach und nach gebraucht, Cavallo [2]) im fließenden Schnupfen von Erkältung, Maunoir und Paul bei paralytiſcher Stimmloſigkeit und anhaltender Heiſerkeit. Ein Gegengift dieſes Gaſes iſt, Sauerſtoffgas einzuathmen. In Form eines ganzen Bades bis an das Kinn hat es le Febure in der Hypochondrie, und bei allgemeiner Lähmung, in Klyſtiren aber bei partiellen Lähmungen und gegen Darmwürmer vorgeſchlagen. Ohne Brennen und Schmerzen zu machen, erhöht es die Reizbarkeit der Därme, und verſtärkt die abführende Kraft der Laxirſalze. Als Ohrenbad gebrauchte es le Febure mit Erfolge bei Schwerhörigkeit ꝛc., als Augenbad zweimal des Tages, jedesmal 12 Flaſchen davon, mit 12 Pfund Waſſer verſetzt, gegen Amauroſe, bei Tag- und Nachtblindheit, Blödſichtigkeit, Mydriaſis ꝛc., zur Stärkung der Augen, und bei Lähmung der Augenlider neben andern Mitteln. Übrigens läßt ſich dieſes Gas äußerlich ſchon unvermiſchter anwenden; ſ. le Febure, Vorrichtungen dazu in deſſen Schrift: Über den ſchwarzen Staar und die neuentdeckte Heilung deſſelben mittels des Waſſerſtoffgaſes, a. d. Franz. mit drei Kpf. (Leipz. 1801). S. 143 fg.; vergl. meine Balneotechnik. I. S. 118 fg.

II. Arſenikwaſſerſtoffgas, ſ. Arſenik.

III. Kohlenwaſſerſtoffgas, ſ. den Art. Kohlenſtoff.

IV. Phosphorwaſſerſtoffgas, ſ. den Art. Phosphorverbindungen.

V. Schwefelwaſſerſtoffgas, ſ. den Art. Schwefel.

VI. Zink- und eiſenhaltiges Waſſerſtoffgas ſind zwei zuſammengeſetzte Gasarten, die einen kleinen Antheil Eiſen und Zink in ſich aufgelöſt enthalten. Die Bereitung des eiſenhaltigen kommt mit jener des kohlenſtoffhaltigen Waſſerſtoffgaſes (ſ. d. Art. Kohlenſtoff) überein. Bei

2) In deſſen Verſuchen über die medicin. Anwend. der Gasarten ꝛc. Scherers teutſche Überſetzung, S. 14 fg.

der des zinkhaltigen scheint aber ein Überfluß von Wasser, und zur Verdichtung der Dämpfe, damit das Wasser im Gasbehälter nicht zu stark erhitzt werde, eine Kühlanstalt nothwendig zu sein. Watts größerer Apparat (s. meine Beschreibung der chem. Geräthschaften, II. S. 15) kann dazu mit Nutzen angewendet werden. Auch ohne Wasser lassen sich beide Gasarten durch Erhitzung von reiner Eisen- oder Zinkfeile (zwei Unzen) und von gelöschtem Kalk (ein Pf.) in der Wattschen Feuerröhre zum Orygengas erzielen. Auch sie darf man nicht zu lange aufbewahren, damit ihre Wirkungen sich möglichst gleichbleiben. Die fremdartigen Stoffe in denselben, wenn sie mehr schaden, als nützen sollten, schafft man nach der oben angegebenen Methode weg. Mit gemeiner Luft werden diese Gase ebenso vermischt, wie die übrigen Arten, und zwar, zumal wenn sie frisch bereitet sind, mit einem 20—30 Mal größern Volumen atmosphärischer Luft. Zum Einathmen können beide, nach Cavallo, bei asthenischen Brustkrankheiten sehr nützlich sein. Theils in trockenen Bädern, theils in Klystiren, hat man das eisenhaltige Wasserstoffgas in der Bleichsucht, und das zinkhaltige le Febure's in der Rhachitis angerathen (vergl. Betrachtungen über den medic. Gebrauch künstl. Luftarten ꝛc., von Th. Beddoes u. S. Watt, übers. von C. Zollikoffer v. Altenklingen. S. 169 fg. Scherer bei Cavallo a. a. O. S. 241. (*Th. Schreger.*)

HYDROGETON *Pers.* Syn. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Alismeen, und der dritten Ordnung der sechsten Linné'schen Classe hat folgenden Charakter: Kein Kelch; eine dreiblätterige Corolle; an der Basis breitere Staubfäden; einfache Griffel; dreihäutige, zweisamige Kapseln, an deren Wänden die Samen festsitzen. Die einzige bekannte Art, H. fenestralis *Pers.* l. c., ist eine auf Madagaskar einheimische Wasserpflanze, welche eine knollige, eßbare Wurzel, ablang-linienförmige, stumpfe, mit durchsichtigen Flecken versehene Wurzelblätter, einen vielährigen, in der Mitte aufgeblasenen Blüthenschaft, und rosenrothe Blüthen hat. S. *Spr.* Syst. II, 162. Hydrogeton *Lour.* ist Potamogeton octandrus *Poir.* (*Sprengel.*)

Hydroglossum *W.*, s. Lygodium *Sw.*

HYDROGLOSSUM (von ὕδωρ, Wasser, u. γλῶσσα, Zunge), synonym mit Froschleingeschwulst (unter der Zunge), Ranula; s. Froschleingeschwulst. (*Wiegand.*)

HYDROGRAPHIE, 1) die zur Steuermannskunst gehörigen Wissenschaften, oder der Theil der mathematischen Geographie, welcher von der zur Beschiffung der Meere erfoderlichen Kenntniß handelt, als die Lehre vom Compasse, den Seekarten, den astronomischen Beobachtungen, der Bestimmung der Länge und Breite, der Küstenkenntniß ꝛc. (*C. H. Müller.*)

2) Heißt auch so der Theil der Geographie, welcher von den sämmtlichen Gewässern handelt; s. d. Art. Wasser. (*R.*)

Hydrographische Karten, s. Seekarten; Hydrographische Tafeln, s. Schiffahrtskunde.

HYDROIDE, Hydrogène- oder Wasserstoffverbindungen, nennt H. Davy alle Metalle, in der Voraussetzung, daß Hydrogène das Princip aller Verbrennlichkeit und Ursache der Metallisirung sei, daß mithin die Metalle als Wasserstoffverbindungen, und die Metalloxyde, Erden, Kalien und Säuren als Wasserverbindungen oder Hydrate betrachtet werden könnten. Für sich auch die Kali- und Erdemetalloide nicht für Hydroide, sondern für Hydroide an, und ihn berechtigte mehrweise zu dieser Annahme die schon 1804 von ihm gemachte Entdeckung von Metallhydroiden. Vergl. W. Nicholson's elektrisches System der Körper (Leipz. 1806). H. Davy's Elemente des chemischen Theils der Naturwissenschaften, a. d. Engl. von Fr. Wolff ꝛc.

Auch das Phosphorwasserstoffgas gehört unter andern zu den Hydroiden (s. H. Rose in Poggendorff's Ann. der Phys. ꝛc. VI, 199. VIII, 191. IX, 23, 225, 373 fg. Thomsons u. Dumas' Untersuchungen in d. Jahrbüch. d. k. k. polytechn. Instituts ꝛc. VII. S. 138 fg. und XI. S. 205 fg.). (*Th. Schreger.*)

Hydroiodin, s. Jod.

HYDROIODINNAPHTHA (Jod, Wasserstoffäther), ward von Gay-Lussac entdeckt (s. Gilbert's Ann. d. Phys. ꝛc. 49. S. 259 fg.) und durch Destillation von zwei Maß absolut. Alkohol mit einem Maß wässeriger, jodhaltiger Hydrojodinsäure von 1,7 spec. Gewichte dargestellt. Das wasserhelle, nicht saure Destillat setzt bei Wasserzusatz die mit Wasser zu waschende, wasserhelle, bei 22,3° = 1,9206 spec. schwere Naphtha ab. Diese riecht stark und eigenthümlich, reagirt nicht sauer, siedet bei 64,60, löst sich nur sehr wenig in Wasser, aber leicht in Weingeist auf, wird in einigen Tagen durch freiwerdendes Jod rosenroth, und liefert, durch eine glühende Röhre geleitet, sehr braune Hydrojodsäure, kohlehaltiges, brennbares Gas, wenig Kohle, nebst einer in der Röhre befindlichen, jodhaltigen, unter 100° schmelzenden, wachsähnlichen, in Wasser, Kalien und Säuren unauflösliche Materien, auf Glühkohlen aber, ohne sie zu entzünden, violette Dämpfe. Sie wird durch Vitriolöl ziemlich schnell gebräunt, von Kali, Chlor, Salpetersäure und schwefeliger Säure nicht sogleich zersetzt, und läßt Kalin in sich unverändert aufbewahren. Nach Gay-Lussacs Vermuthung besteht sie aus ½ Weingeistdampf auf 1 hydrojodsaures Gas, oder, dem Gewichte nach, aus 18,55 Weingeist und 100 Hydrojodsäure. (*Th. Schreger.*)

Hydroiodinsäure, s. Jodin-Wasserstoffsäure.

Hydroiodsäure und ihre Verbindungen, s. unter Jod und jodsaure Verbindungen.

HYDROLEA *L.* Diese Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe, bildet (nebst den Gattungen Nama *P. Br.* und Wigandia *Kunth*) eine eigene natürliche Familie, die der Hydroleen, welche sich von der Familie der Convolvuleen (unter welchen man sie früher rechnete) besonders dadurch unterscheidet, daß sich in der Fruchtkapsel die Scheidewände zum Mutterkuchen verdickt. Der Charakter der Gattung Hydrolea ist: Ein fünfgetheilter Kelch; eine fast glockenförmige Corolle; eingeschlossene, an der Basis breite Staubfäden; pfeilförmige Antheren; abgestutzte Narbe

und eine zwei- oder dreifächerige, vielsamige Kapsel, deren Scheidewand sich zum Mutterkuchen verdickt. 1) H. spinosa *L.* Sp. pl., mit strauchartigem, krummharigem Stengel, weitabstehenden Dornen, ablang-lanzettförmigen Blättern, und fast doldentraubigen Blüthen. Im tropischen Amerika. Abb. Aubl. guj. I. t. 110. (H. trigyna *Sw.* Prodr.) 2) H. quadrivalvis *Walt.* carol., mit aufsteigendem, steifbehaartem Stengel, in den Blattachseln stehenden Dornen und ungestielten Blüthen, lanzettförmigen Blättern und vierklappigen Kapseln. In Carolina. (H. caroliniana *Mx.* bor. am.) 3) H. corymbosa *Macbrid.* (in Ell. South-Carol.), mit unbewehrtem, ziemlich unbehaartem Stengel, lanzettförmigen Blättern, doldentraubigen, am Ende stehenden Blüthen, hackerigen Kelchen, welche kürzer als die Corollen sind, und Staubfäden, welche mit den Corollen von gleicher Länge sind. Ebenda. 4) H. zeylanica *Vahl.* Symb., mit unbewehrtem, wie die lanzettförmigen Blätter glattem Stengel, traubenförmigen, in den Blattachseln stehenden Blüthen, und haarig-drüsigen Kelchen. In Ostindien. (Nama zeylanica *L.* Sp. pl., Steris javanica L. *Mant.*, Steris aquatica *Burm.* ind. t. 39. f. 3.) 5) H. inermis *Lour.* cochinch., mit unbewehrtem, ganz einfachem Stengel, welcher, wie die lanzettförmigen, linienförmigen Blätter, unbehaart ist, und mit in den Blattachseln stehenden, einblumigen Blüthenstielen. Im südlichen China. 6) H. dichotoma *R.* et *P.* (Fl. per. III. t. 244. f. 6.), mit sehr ästigem, kleberig-hackerigem Stengel, spatelförmig-ablangen, scharf anzufühlenden Blättern, und einzeln in den Blattachseln stehenden Blüthen. In Peru. S. *Spr.* Syst. I, 865. H. urens und crispa *R.* et *P.* S. Wigandia *Kunth.* (*Sprengel.*)

HYDROLEROS (von ὕδωρ, Wasser, und ληρέω, thöricht reden oder handeln), der unruhige oder rastlose Wahnsinn (Melancholia errabunda, s. sylvestris, Leucomoria), so genannt, weil die Leidenden einsame, traurige Orte, besonders Wasser und Wälder, ohne sich eines bestimmten Zweckes dabei bewußt zu sein, in ihrer steten Unruhe am liebsten zum Aufenthalte wählen. (*Wiegand.*)

Hydroleum, s. Hydrelaeum.

HYDROLITH, HYDROLITHES, ein schottländisches und italienisches Fossil, das in sechsseitigen, zugespitzten Krystallen bricht, weißröthlich von Farbe ist, und im Äußern dem Würfelzeolith ähnelt. Es enthält fünf Theile Kiesel, zwei Theile Thon, zwei Theile Wasser, etwas Kalk ꝛc. Nach C. Fr. Naumanns in Freiberg sehr natürlicher Eintheilung bilden die Hydrolithe seine erste Classe der Mineralkörper; die erste Ordnung: Hydrogenoxyd, 1) Wasser, 2) Eis; die zweite Ordnung: wasserhaltige Hydrolithe, 3) Borsäure, 4) Tinkal, 5) Trapp, 6) Natron, 7) Glaubersalz, 8) Alaun, 9) Bittersalz, 10) Zinkvitriol, 11) Eisenvitriol, 12) Kupfervitriol; dritte Ordnung: wasserfreie Hydrolithe, 13) arsenige Säure, 14) Kalisalpeter, 15) Natronsalpeter, 16) Salmiak, 17) Steinsalz, 18) Glauberit ꝛc. (s. C. Fr. Naumanns Lehrbuch der Mineralogie, mit einem Kartenatlas [Berlin 1828]). (*Th. Schreger.*)

Hydromalum, s. Hydromelon.

Hydromanteia, Hydromantie, s. Wahrsagerei.

Hydromantische Maschine, s. unter Licht; hydromantisches Gefäss, eine Art Camera obscura, s. Kammer.

Hydromechanische Presse, s. Presse.

HYDROMEDIASTINUM (von ὕδωρ, Wasser, und μέσος, mitten), die Ansammlung von Wasser im Mittelfelle, die Mittelfellwassersucht, Hydrops mediastini; s. Wassersucht. (*Wiegand.*)

Hydromedusa, s. Hydraspis.

HYDROMEL, HYDROMELI, Ὑδρόμελι (von ὕδωρ und μέλι), Mulsum, Aqua mulsa, das Honigwasser, ein mit Honig vermischtes Wasser, auch ein mit Wasser verdünnter und abgekochter Honig, dessen man sich zum Getränke bediente, und das eigentlich nur durch das Alter von Melicratum (Μελίκρατον), das in einer frisch bereiteten Mischung bestand und somit sehr wahrscheinlich auch von jenem durch Wirkung und Gebrauch sich unterschied, verschieden war. S. Honig und Honigwein. (*Wiegand.*)

HYDROMELON, HYDROMALUM (Ὑδρόμηλον), der Apfeltrank; ein bei den Alten gebräuchliches Getränk aus einer Abkochung von Äpfeln, besonders Quitten, in Wasser oder aus Quittenhonig (Μηλόμελι) mit Wasser vermischt. (*Wiegand.*)

HYDROMETER, eine Erfindung Baume's und Nicholsons, der es vorzüglich zur Untersuchung des specifischen Gewichts fester Körper, der Mineralien ꝛc. bestimmte. Es ist eine im Wesentlichen der Fahrenheitschen ähnliche Senkwage, die aus einem oben und unten zugerundeten Cylinder von weißem Bleche besteht. Aus dem Mittelpunkte des obern Endes steigt ein Messingdraht, der an seinem Ende eine kleine Blechschale trägt, und gegen seine Mitte hin mit einem Feilstriche bezeichnet ist, grade aufwärts; um unter der Schale mehr befestigt zu sein, tritt er mit seinem Ende in einen kleinen hier angelötheten Hohlcylinder. Am untern Ende des hohlen Cylinders hängt mittels eines aufgelötheten und gabelförmig gebogenen Messingdrahts ein umgekehrter konischer Behälter entweder aus Blei, oder an seiner Spitze innerhalb mit Blei beschwert. Statt des konischen hat v. Arnim (in Gilberts Ann. d. Phys. ꝛc. I, 4. Taf. VII. Fig. 6.), um die Correctionstafel entbehrlich zu machen, ein cylindrisches Gefäß vorgeschlagen. Das Instrument muß, sich selbst überlassen, im Wasser aufrecht schwimmen, und ein Theil von seiner Röhre emporragen. Zu Versuchen legt man in die Schale soviel Gewichte, bis der Feilstrich die Wasserfläche berührt. Gesetzt nämlich, das beständige Gewicht, womit das Instrument in dem Wasser bis auf den Feilstrich einsinkt, sei 800, man habe aber zu dem zu untersuchenden Körper, z. B. zu einer Silbermünze, noch 334 Gran Gewicht zulegen müssen, um das Hydrometer bis auf den Punkt sinken zu machen, so wird das absolute Gewicht der Münze 466 sein. Nun legt man diese in das Eimerchen unter dem Cylinder, und versenkt es in das Wasser, so wird jetzt die Münze ꝛc. weniger wiegen, als außer dem Wasser, das Hydrometer über den Strich aus dem Wasser hervorschauen, und man wird noch zulegen müssen, um

es auf den vorigen Punkt einzusenken. Das Zulegegewicht zeigt das Quantum des von dem Silberstücke weggedrückten Wassers, oder den statt dessen eingenommenen Raum an. Dieser Verlust sei 45 Gran; man dividire damit in das absolute Gewicht (466), so wird man das specifische Gewicht der Münze = 10,355 finden.

Dieses Hydrometer läßt sich nicht nur zu allen Metallen, Mineralien ꝛc., welche viel schwerer als das Wasser sind, sondern auch zu solchen gebrauchen, welche specifisch leichter als solches sind; im letzten Falle sucht man dieselben mit einem Pferdehaar an dem untern Eimerchen zu befestigen, und schließt sie in dieses ein, welches mit Draht bedeckt ist, damit sie nicht im Wasser emporsteigen können.

Außerdem läßt sich dieses Hydrometer nach dem Wechsel der Temperatur, nach der Unreinigkeit des manchmal anzuwendenden Wassers leicht modificiren. Nur ist sein Gebrauch, da es aus Metall besteht, für Säuren und Salze nicht geeignet, und daher immer noch beschränkt. Forster hat es, nach einem kleinern Maßstab, aus Silber gearbeitet, gegen eine gewöhnliche hydrostatische Wage sehr empfindlich gefunden. (Vergl. Grens Journ. der Phys. V. Taf. V. Gehlers physikal. Wörterbuch ꝛc. V. S. 50 fg. Taf. XXVIII. Fig. 2, und meine Beschreib. der chem. Geräthschaften ꝛc. [Fürth 1802]. III. S. 246 fg. Brewsters Hydrometer s. in den Ann. de Ch. et de Ph. T. IX. und in Dinglers polytechn. Journ. II. 1. S. 120 fg. Baders Hydrometrograph, s. im Anzeiger der Teutschen. 1806. Nr. 159 fg.) (*Th. Schreger.*)

HYDROMETRA (von ὕδωρ, Wasser, und μήτρα, Gebärmutter), die Gebärmutterwassersucht (Hydrops uteri); s. Gebärmutterwassersucht. (*Wiegand.*)

HYDROMETRA *Fabricius* (Insecta). Eine Hemipterengattung aus der Familie Hydrometrites. Fabricius zählte sie früher zur Gattung Gerris, Latreille hat sie beschränkt, indem er die Gattungen Velia und Gerris davon trennte. Die wesentlichen Kennzeichen derselben sind: Der Kopf ist sehr verlängert, so lang als der Mittelleib, und die Augen stehen hinter der Mitte derselben. Linné hielt den Kopf dieser Insecten für den Thorax, die Augen für ein Paar erhöhte Punkte. Jener ist nämlich sehr verlängert, fast walzenförmig, am vordern Ende mehr breit und erhöht; diese aber stehen nicht weit hinter der Mitte seitlich in einem Ausschnitte. Die Fühler stehen an den Seiten, dem abgekürzt kegelförmigen Ende des Kopfes eingesetzt, sind so lang als Kopf und Thorax zusammen, viergliederig, fadenförmig, das dritte Glied fast zweimal so lang als das zweite, das vierte etwas mehr als halb so lang als das dritte. Der Rüssel ist borstenförmig, wenig gekrümmt und ragt bis hinter die Augen. Der Thorax ist fast walzenförmig, in der Mitte durch eine vertiefte Querlinie fast in zwei Theile getheilt, hinter derselben sitzen die Flügeldecken, welche sehr schmal sind, und nicht länger als das hintere Stück des Thorax, sodaß der eigentliche Hinterleib ganz unbedeckt bleibt. Der letztere ist bei den Männchen ebenso breit, bei den Weibchen breiter als der Thorax; er erscheint der Länge nach in der Mitte vertieft, an den Seiten in die Höhe steigend gerandet. Seine sechs Glieder sind fast gleichlang, am letzten ragen die Zeugungsglieder ziemlich weit vor. Die Beine sind fadenförmig, an Länge nicht sehr verschieden. Am Männchen erscheint das obere Afterglied fast ebenso lang als das letzte Hinterleibsglied, fast länglich-viereckig, und bildet am Ende ein stumpfwinkeliges Dreieck mit vorgezogener Spitze, welche über das darunter stehende am Ende senkrechte abgestutzte untere Afterglied vorragt. Beim Weibchen ist das obere Afterglied nicht viel mehr als halb so lang, wie das letztere Hinterleibsglied, hinten halbkreisförmig begrenzt, mit einem wagerechten, kurzen, kegelförmigen Dorne, der über das untere am Ende senkrecht abgestutzte Afterglied vorragt.

Typus der Gattung ist: Hydrometra stagnorum *Linné* (Cimex stagnorum Linné Faun. Suec. ed. II. p. 257. No. 971. Cimex aceus *de Geer* Ins., übers. v. Götze. Tom. III. p. 211. No. 40. tab. 15. fig. 24, 25. Gerris stagnorum *Fabric.* Ent. Syst. Tom. IV. p. 188. No. 4. Hydrometra stagnorum *Fab.* Syst. Rhyng. p. 258. No. 6. Hydrometra stagnorum *Latr.* Gen. Cr. et Ins. Tom. III. p. 131. Sp. 1). Das Männchen ist schwarzbraun, der Kopf am hintern Ende sowie auch der Thorax in der Mitte braunroth, die Hüften, Glieder und Schenkel rothgelb, letzterer an der Spitze schwarz, die Schienbeine an der Wurzel hellbraun. Lebt schnell herumlaufend auf stehenden Gewässern, besonders in Waldgegenden. (D. *Thon.*)

Hydrometrie, s. unter Wasser; vergl. auch Mechanik.

Hydrometrische Wage (Aräometer), s. Gewicht, Senkwage und Mechanik.

Hydrometrischer Flügel, s. Mechanik.

HYDROMETRITES (Insecta), eine von de Laporte gegründete Hemipterenfamilie mit folgenden Kennzeichen und Gattungen: Fühler fadenförmig, Tarsen mit wenig sichtbaren Klauen, die in einer Seitenfurche des letztern Gliedes liegen. Krallen nicht sichtbar. Rüsselscheide deutlich dreigliederig, Füße sehr schmächtig, sehr lang. Wasserbewohner.

A. Drittes Fußpaar hinter dem zweiten eingefügt.
   1) Fühler borstig. Hydrometra.
   2) Fühler fadig.
      a) Füße stark. Velia.
      b) sehr schwach. Gerris.

B. Oberhalb dem zweiten eingefügt. Halobates.
(D. *Thon.*)

HYDROMII (Insecta) nennt Dumeril in seiner analytischen Zoologie eine Familie der Dipteren, deren Mund sich in einen platten, vorspringenden Rüssel verlängert, an dem zwei deutliche gegliederte Palpen stehen. Er zählt hierher die Gattungen Tipula, Psychoda, Coroplata, Hirtea, Scatopse. (D. *Thon.*)

HYDROMPHALON, HYDROMPHALUS, Ὑδρόμφαλον, Ὑδρόμφαλος (von ὕδωρ, Wasser, und ὀμφαλός, der Nabel), die Nabelwassergeschwulst, Exomphalus aquosus, eine wässerige, weiche, schwappende, durchschei-

nende Geſchwulſt am Nabel, welche meiſt mit einem Bruch oder Bauchwaſſerſucht verbunden iſt; ſ. Nabelgeſchwülſte. (*Wiegand.*)

HYDROMYRINGA, HYDROMYRINX (von ὕδωρ, Waſſer, und Myringa oder Myrinx, das Trommelfell), die Paukenhöhlenwaſſerſucht (Disecoea hydropica); ein wäſſeriges Extravaſat in der Trommelhöhle, nämlich mit einem Gefühle von Schwappen und Spannung, ſowie mit mangelhaftem Gehör an der leidenden Seite, welches ſich zuweilen in hitzigen Fiebern und nach heftigen Kopfſchmerzen bildet. (*Wiegand.*)

HYDROMYS *Geoffroy* (Mammalia), eine Gattung Nagethiere, zuerſt in den Ann. du Mus. T. VI. beſchrieben. Sie beſteht bis jetzt blos aus zwei Arten, beide aus Auſtralien. Dieſe Thiere haben acht Mahlzähne, in jeder Kinnlade auf jeder Seite zwei, die Länge eines jeden übertrifft die Breite um das Doppelte und der Schmelz kreuzt ſich dergeſtalt in der Mitte, daß ein Durchſchnitt eine 8-Zeichnung darſtellen würde, was beſonders deutlich wird durch zwei ziemlich tiefe Gruben, die dem Raum entſprechen, der durch die beiden Kreiſe dieſer Zahl gebildet wird. Der erſte Mahlzahn iſt viel länger als der zweite, der erſte beſteht aus drei, der zweite aus zwei ungleichen Theilen, welche gleichmäßig ausgehöhlt ſind, die obern Schneidezähne ſind glatt und vorn platt, die untern vorn zugerundet. Das Auge ſcheint klein, die Naſe gleicht der der Ratten, die Ohren ſind kurz und zugerundet. Sonſt iſt über dieſe Sinne dieſer Thiere nichts bekannt. Die vordern Füße haben vier Zehen von mittelmäßiger Länge, ſie ſind frei, das heißt, nicht durch eine Haut verbunden, behaart, mit kleinen, ſpitzigen, ſchwach gekrümmten Klauen, mit der Spur eines Daumens, auf welchem, wie bei den Ratten, ein platter Nagel ſteht. Die Hinterfüße haben fünf ziemlich lange Zehen, welche bis an die Klauen mit einer behaarten Haut verbunden ſind, die Klauen ſelbſt ſind wie die an den vordern Zehen. Der Schwanz iſt lang, rund, mit ſehr kurzen einzelnen Haaren beſetzt, die jedoch nach der Wurzel zu ſtärker werden, ſodaß ſie gleichſam eine Fortſetzung der Rückenhaare zu ſein ſcheinen. Auf dem Körper ſtehen zweierlei Haare; die ſogenannten Wollhaare bilden einen ziemlich dicken, ſehr feinen und ſehr ſanft anzufühlenden Pelz, die Seitenhaare ſind länger, ſteifer und bedecken jenen faſt ganz, am Oberkiefer ſtehen lange und ſteife Schnurrhaare. In der Geſtalt gleichen dieſe Thiere ziemlich unſern Waſſerratten, ſie ſollen wie dieſe ſich in Uferhöhlen aufhalten.

1) H. chrysogaster *Geoffroy* (Ann. du Mus. VI. p. 81. t. 36. f. A. *Desmarest* im Nouv. Dict. XV. p. 474. 2. Mamm. p. 297, 468. Enc. méth. tab. suppl. 10. f. 2. *Fr. Cuvier* im Dict. des Sc. nat. XXII. p. 248. *Isid. Geoffroy* im Dict. class. VIII. p. 427). Die obere Seite des Kopfes, der Hals und die Schulter, der Rücken und der Obertheil der Seiten, der Hinterrücken und der hintere Theil des Schenkels, der Daumen und die Vorderzehen ſind rothbraun, die Kehle, die Seite und der Kopf des Halſes, der untere Theil der Schulter, Bruſt, Bauch, der untere Theil der Seiten, Vordertheil des Schenkels und des Schienbeines, die hintern Zehen und die innere Seite der Glieder iſt hell roſtroth, der Umkreis des Mundes iſt weißlich, der Schwanz ſchwärzlichbraun, mit weißem Ende, die Schnurrhaare ſchwarz. Es ward nur ein einziges Individuum in dieſer Art auf einer Inſel in dem Kanal Entre Casteaux getödtet. Die Länge beträgt einen Fuß, die des Schwanzes 11 Zoll.

2) H. leucogaster *Geoffroy* (Ann. du Mus. VI. p. 81. t. 36. f. B. C. D. *Desmar.* im Nouv. Dict. XV. p. 475. 3. Mamm. p. 297, 469. Enc. méth. tab. suppl. 10. f. 3. *Fr. Cuvier* im Dict. des Sc. nat. XXII. p. 248. c. fig. *Isid. Geoffroy* im Dict. class. VIII. p. 427). Die Schnauze, der Kopf oben und an den obern Seiten, die Schultern und der obere Theil der Vorderbeine, der Rücken, die Oberſeiten, der Hinterrücken, die Schenkel, der obere Theil des Hinterbeins und die Zehen ſind dunkelbraun, mit kleinen, graubraunen, einzelnen Flecken; der Unterkiefer, Kinn, Kehle, Bruſt, Bauch, untere Körperſeite und das Innere der Vorderfüße ſind weiß, das Innere der Hinterfüße blaßbraun, der Schwanz braun, die Endhälfte weißlich, die Barthaare ſind ſchwarz. Größe und Vaterland wie bei voriger Art, ward auf der Inſel Marie gefunden. (D. *Thon.*)

HYDROMYSTRIA *Meyer* Primit. Fl. essequ., iſt eine noch zweifelhafte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Junceen und der dritten Ordnung der ſechsten Linné'ſchen Claſſe, deren Charakter in einem dreiblätterigen, gefärbten Kelche, drei linienförmig-lanzettförmigen Corollenblättchen, ſehr kurzen Staubfäden, verlängerten Antheren, und einer einfächerigen Kapſel beſteht. Die einzige bekannte Art, H. stolonifera *Meyer* l. c., iſt eine rankende Waſſerpflanze, mit geſtielten, faſt kreisrunden, widerſcheinenden Blättern und weißen, geſtielten Blüthen. S. *Spr.* Syst. II, 145. (*Sprengel.*)

Hydroncus, ſ. Hyderoncus.

HYDRONOMUS *Schönherr* (Insecta). Eine Gattung Rüſſelkäfer aus der Abtheilung Erirhinides, mit folgenden Kennzeichen: Die Fühler ſind ziemlich kurz, ſtark, die Geißel ſiebengliederig, das erſte Glied verkehrt eiförmig dick, das zweite länger verkehrt kegelförmig, die übrigen knotig, gegen das Ende nach und nach immer viel dicker werdend, die Keule groß, kurz, eiförmig. Der Rüſſel etwas verlängert, dick, etwas gebogen. Der Thorax ſchmal, vorn breit ausgerandet, an den Augen lappig. Die Flügeldecken länglich, an der Spitze verſchmälert, an den Schultern ſtumpfeckig. Alle Schienbeine gebogen, an der Spitze mit einem ſtarken Haken bewaffnet. Es iſt nur eine Art angeführt: Hydronomus Alismatis *Gyllenhall* (Insecta Suecica, III. p. 87). Dieſe Art iſt ſchwarz, mit weißlichgrauen Schüppchen beſetzt, der Thorax iſt auf beiden Seiten eingedrückt, die Flügeldecken ſind verloſchen punktſtreifig, die Zwiſchenräume zwiſchen den Punkten ganz fein lederartig, die zwiſchen den Streifen flach und eben, der vierte aber vor der Naht hinten höckerig erhaben. Unten iſt der Körper ganz mit graulichweißen Schuppen dicht bedeckt. Die Füße ſind dunkelziegelfarbig, die außen

keilförmigen Schenkel an der Spitze schwärzlich. Findet sich hier und da auch in Schweden und England auf Wasserpflanzen herumschwimmend. (D. *Thon.*)

Hydronosos, Hydronusos, s. Hydrops.

Hydroparastatae, Akkaophoren, Aquarii, s. Gnostiker.

Hydropeltis, s. Brasenia *Schreb.*

Hydropericardium (von ὕδωρ, Wasser, und περικάρδιον, Herzbeutel), die Herzbeutelwassersucht; s. unter Herzkrankheiten.

Hydroperitonaeum, die Bauchwassersucht; s. unter Wassersucht.

HYDROPFLÜSSIGKEITEN (liquores hydropici), sind jene krankhaft vermehrten, oft auch veränderten serösen Secrete der serösen Membrane und des Zellgewebes im Thierorganismus, die entweder mittels innerer und äußerer, die Naturkräfte unterstützender, Arzneien, der sogenannten Hydragoga, durch Haut und Nieren, oder auf dem nächsten Weg an geeigneten Stellen mit Hilfe eigener chirurgischer Instrumente: des Troikars ꝛc. ausgeleert werden.

Diese Serositäten sind mehr oder weniger farb- und geschmacklos, haben ein größeres oder geringeres spec. Gewicht, enthalten mehr oder weniger Riechstoff (Osmazom) und wässerige Theile, und mehre oder weniger sowol feste Stoffe überhaupt, als animalische insbesondere, und mehre oder wenigere Salze ꝛc., wie folgende Tabelle zeigt:

100 Theile Flüssigkeiten.	Spec. Gewicht.	Feste Stoffe überhaupt.	Thierische Stoffe.	Wasser.	Salze.
Des gespaltenen Rückgrats	1,0070	1,14	0,22	98,860	0,920
Des Wasserkopfs; nie in der Hitze gerinnend . .	1,0067	0,92	0,112	99,080	0,808
In der Brustwassersucht; in der Hitze gerinnend .	1,0121	2,66	1,880	97,34	0,780
In der Herzbeutelwassersucht; in der Hitze gerinnend	1,0143	3,30	2,510	96,7	0,750
In der Sackwassersucht	1,0085	—	—	—	0,900
In der Bauchwassersucht; in der Hitze coagulirend	1,0150	3,35	2,510	96,65	0,840
In der Eierstockwassersucht; zähechocolatebraun .	1,0202	2,92	1,220	97,98	0,800
In der Hydrocele; in der Hitze geliefernd . . .	1,0243	8,09	7,150	92 .	0,850
In einer Schilddrüsengeschwulst; in der Hitze coagulirend	1,0318	—	—	—	0,500
Gegen Blutserum; in der Hitze gerinnend . . .	1,0292	10,00	9,08	90,50	0,920

Der von Marcet in seinen Analysen (s. Schweiggers Journ. für Chem. u. Phys. XVII. 1. S. 53 fg.) angeführte Schleim ist als Osmazom (animal. Riechstoff) anzusehen; ein Theil des von demselben Chemiker erhaltenen Natrons war als milchsaures Natron in der Flüssigkeit, wie folgende neuere Untersuchung eines hydrocephalischen Liquors von Berzelius beweist: Eiweißstoff 0,166; Osmazom mit milchsaur. Natron 0,232; Natron 0,028; salzsaures Natron und Kali 0,709; animalische in Wasser, nicht in Weingeiste lösliche Materie mit einer Spur phosphorsauren Salzes 0,035; Wasser 98,830. Vergl. die Analysen hydropischer Flüssigkeiten von Jordan in v. Crells chem. Ann. II. 1801. S. 46, 115; von Wurzer Ebendas. 1802. I.; von J. Bostock in den med. chir. Abhandl. der medic. Gesellsch. zu London, a. d. Engl. mit Anm. von E. Osann, mit Kpf. (Berl. 1811). Nr. VI.; von Barruel im Magaz. für die ausländ. Literatur von Gerson und Julius. I. S. 462 fg.; von Wurzer in Gehlens Neuem allg. Journ. der Chem. V. 6. S. 662; von Biermayer in dessen Mus. anat. pathol. etc. (Viennae 1816). p. 48 sq.; von John in dessen chem. Schriften. VI. S. 113—115 und in Meckels Archiv für die Phys. V. S. 429 fg.; von Heineken in d. med.-chir. Zeitung. 1810. Nr. 19. S. 310 fg.; von R. Hood Ebendas. 1822. I. S. 107 fg.; von Rud. Brandes bei Schweigger a. a. O. 1821. I. 4. S. 462 fg.; von Döbereiner Ebendas. II. 3; von W. Meißner Ebendas. 1825. XV.; von Dublanc Ebendas. 1825. 3. Heft. S. 127; von Coldefy-Dorly Ebendas. 1826. 8. Heft. S. 365 fg. Dublanc fand in der Flüssigkeit aus dem Bauch eines Wassersüchtigen viel mehr Eiweißstoff, als im Blut und im Eiweiß enthalten ist. Nach Coldefy-Dorly bestand eine ascitische Flüssigkeit aus 12 Gran Eiweiß, 13 salzsaures Natron, 1 salzsaures Kalk, 6 zuckeriger Stoff, 5 Fettsubsanz und 6 Mucus. Leop. Gmelin und Wöhler, sowie mehre französische Chemiker, Stromeyer und neuerlich Kühn u. A. fanden ebenfalls eine eigene Fettsubstanz (Gallenfett) in hydropischen Flüssigkeiten. Vergl. *O. B. Kuehn* de cholestearine eique similibus pinguedinis e. h. formis. (Lipsiae 1828. 4.) Die ältern Analysen hydropischer Flüssigkeiten s. in meinem Spec. fluidorum e. anim. Chemiae nosologicae. (Erl. 1800.) p. 16 sq.

Aus Chevreuls chemischer Analyse der gelben serösen Flüssigkeit, welche sich in den von der sogenannten Zellgewebeverhärtung ergriffenen Theilen findet, scheint hervorzugehen, daß dieses Serum schon im Blute gebildet sei, von demselben auf eine einfache Weise geschieden werde, und, wie bei Wassersuchten, das farblose Blutserum ins Zellgewebe gelange. Aus der Gerinnbarkeit derselben läßt sich entnehmen, wie das damit angefüllte Zellgewebe hart werden kann, und warum sie beim Einschneiden in die Haut nicht immer ausfließt. Vergl. D. Heyfelders Beobachtungen über die Krankheiten

der Neugeborenen ꝛc., nach eigenen Erfahrungen in den Hospitälern zu Paris. (Leipz. 1825.) S. 22—54. (*Th. Schreger.*)

HYDROPHALLUS (von ὕδωρ, Waſſer, und φαλλός, männliches Glied), eine ödematöſe Anſchwellung der männlichen Ruthe (Oedema penis). (*Wiegand.*)

HYDROPHAN. Manche Abänderungen des edlen und des gemeinen Opals verlieren einen Theil ihres Waſſergehaltes, und damit ihre Durchſichtigkeit, ihren Glanz und ihr Farbenſpiel. Legt man ſie in Waſſer, ſo ſaugen ſie daſſelbe ein und erhalten, ſo lange ſie feucht ſind, dieſe Eigenſchaften wieder, weshalb man ſie Hydrophane nennt. Auch durch Einſaugen von erwärmtem, dünnflüſſigem Wachſe vermögen ſie wieder Durchſichtigkeit und Farbenſpiel zu erlangen, das nachher mit dem Erkalten verſchwindet, mit Erwärmung wieder erſcheint. Dieſe mit Wachs getränkten Opale ſind auch unter dem Namen Pyrophane bekannt. (*Germar.*)

HYDROPHASIANUS (Aves). Über dieſe Gattung gibt Wagler nur folgende Andeutung (Iſis, 1832. S. 279): „Zu dieſer natürlichen Sippe gehört als Grundform Parra sinesis *Auct.* Die Geſtalt der Flügel und des Schwanzes, der Menge von Lappen am Kopfe ꝛc., ſind als äußere Kennzeichen dieſer Sippe vorzüglich zu beachten." (D. *Thon.*)

HYDROPHIDAE (Reptilia), eine von Boie (Iſis, 1826. II. S. 982) namhaft gemachte Schlangenfamilie, zu welcher die Gattungen Pelamis, Hydrus, Platurus, Homalopsis, Xenodon und Acrochordus gezählt ſind. (D. *Thon.*)

Hydrophila iſt die Gattung Cinclus (ſ. d. Art.).

HYDROPHILII (Insecta), eine Tribus Käfer, aus der Section der Pentameren, und der Familie Palpicornes, von Latreille aufgeſtellt, mit folgenden Kennzeichen: Schwimmfüße, das erſte Tarſenglied ſehr kurz, wenig deutlich, die Maxillen ganz hornig. Sie zerfällt in folgende Abtheilungen:

† Mandibeln an der Spitze zweizähnig, Körper halbkugelig oder eiförmig gewölbt; Thorax immer mehr breit als lang.

1) Fühler ſechsgliederig. Gattung Spercheus.

2) Fühler neungliederig.

A. Die Mitte der Bruſt kielförmig, erhöht nach Hinten ſpießförmig verlängert.

a) Die vordern Tarſen bei den Männchen erweitert. Gattung Hydrophilus (Hydrous *Leach*).

b) Die vordern Tarſen bei beiden Geſchlechtern einander ähnlich. Gattung Hydrochara (Hydrophilus *Leach*).

B. Die Mitte der Bruſt ohne Kiel. Gattungen: Globaria Hydrobia (Hydrobius et Berosus *Leach*), Limnebia (Limnebius *Leach*).

†† Die Mandibeln am Ende ohne Zähne, der Körper länglich platt gedrückt.

1) Die Maxillarpalpen in ein etwas ſtärkeres Glied endigend. Gattung Elophorus (Hydrochus *Leach*).

2) Die Maxillarpalpen in ein ſchwächeres ſpitziges Glied endigend.

a) Die Maxillarpalpen ſehr lang. Gattung Hydraena.

b) Maxillarpalpen nicht ſehr lang. Gattung Ochthebius (Hydrous *Latr.*).

Alle hierher gehörigen Inſecten leben mehr oder weniger im Waſſer, und ſind zum Theil gute Schwimmer. (D. *Thon.*)

HYDROPHILUS *Geoffroy* (Insecta). Eine Käfergattung aus der Familie Hydrophilii. Sie wurde von Linné zu Dytiscus gezählt und hat nach ihrer jetzigen Beſchränkung folgende Kennzeichen: Die Fühler haben neun Glieder, ſind kolbig, die Kolbe eiähnlich, die zwei mittlern Glieder der Kolbe oder das ſiebente und achte ſind herzförmig, oder unvollkommen halbmondförmig, am Ende ſtumpf, verlängert, gebogen, am andern Ende ſpitzig, mit einem bedeutenden Zwiſchenraume zwiſchen beiden, das erſte Kolbenglied iſt becherförmig. Die Mitte der Bruſt iſt kielförmig erhaben, und endet hinten in eine mehr oder weniger lange, ſehr ſcharfe Spitze. Die Maxillarpalpen ſind länger als die Fühler, das letzte Glied derſelben kürzer als das vorhergehende. Die Tarſen, beſonders die hintern, ſind zuſammengedrückt, an der innern Seite mit Haaren gefranzt, und endigen in zwei, meiſtens kleine, ungleiche, unten doppelt gezähnte Klauen. Bei den Männchen ſind die zwei vordern Tarſenglieder in Geſtalt eines dreizackigen Blättchens erweitert. Das Schildchen iſt groß. Dieſe Käfer haben bald einen halbkugeligen, oben gewölbten, unten platten Körper, bald iſt derſelbe länglich, immer mit einer ziemlich harten Schale bedeckt, die meiſtens glatt iſt. Der Kopf iſt herabgebogen und ſein vorderes Ende tritt etwas ſchildförmig verlängert vor, die Fühler ſtehen vor den Augen unter einem Seitenrande des Kopfes, ihre Länge übertrifft die des Kopfes nicht, das erſte Glied derſelben iſt groß und gebogen, das folgende iſt etwas kleiner, die drei folgenden ſind ſehr kurz und zuſammen kaum ſo lang als das zweite, die vier letzten bilden vereinigt eine eiförmige, zuſammengedrückte, an der Spitze etwas abgeſchnittene Keule. Die obere Lippe iſt quer, vorn zugerundet. Die Mandibeln ſind hornartig und haben an der Spitze zwei Zähne. Die Maxillen ſind am Ende eingeſchnitten, die Einſchnitte faſt gleichlang, an der Spitze behaart, das Kinn iſt groß, faſt viereckig, und läuft vorn in die lederartigen und behaarten Theile des Züngelchens aus. Der Thorax iſt quer, vorn etwas breiter als der Kopf, nach Hinten erweitert, das Schildchen iſt dreieckig. Die Flügeldecken ſind gewölbt, ungerandet, und bedecken zwei häutige, zuſammengefaltete Flügel.

Meyer hat in den Annal. du Mus. d'hist. natur. tom. 14 Beobachtungen über die Verwandlungen dieſer Käfer mitgetheilt, ſowie über ihre Lebensweiſe. Sie leben theils von andern Waſſer- und Landthieren, namentlich auch von Waſſerſchnecken, doch auch und hauptſächlich von Waſſerpflanzen. Das vollkommene Inſect findet ſich in allerlei ſüßen Gewäſſern, beſonders aber in ſtehenden. Es ſchwimmen dieſe Käfer zwar ſchnell, doch

nicht so schnell als die Arten der Gattung Dytiscus. In der Dämmerung pflegen sie herumzufliegen von einem Wasser zum andern, und lassen sich dann oft sogar in Pfützen nieder, welche vom Regenwasser gebildet sind. Nach Leon Dufour ist der Darmkanal des H. piceus vier bis fünf Mal länger als der Körper, und hat in dieser Hinsicht und in Ansehung seines Baues viele Ähnlichkeit mit dem der Blätterhörner, welche auch nur von Vegetabilien leben, auch fehlt ihnen die Schwimmblase, welche man bei Dytiscus bemerkt. Sie können zwar lange unter dem Wasser leben, müssen aber doch zum Athmen mitunter an die Oberfläche kommen, wo sie dann die Flügeldecken etwas vom Hinterleib abheben, damit die Luft zu den Luftlöchern treten kann.

Die Weibchen dieser Käfer machen eine Art Nest oder eine seidene Hülle, in welches sie ihre Eier legen. Sie haben nämlich zwischen den beiden lippenähnlichen Theilen, welche am Ende des letzten Hinterleibsringes stehen, einen Spinnapparat aus hornartigen, kegelförmigen, zwei Linien langen Spinnwarzen zusammengesetzt, welche aus zwei Gliedern bestehen und in ein weißliches, durchscheinendes Haar auslaufen. Zwei andere kegelförmige, aber fleischige und ungegliederte Anhängsel stehen neben den beiden und der fleischige Theil des letzten Hinterleibsringes, der sich sehr stark zusammenziehen und ausdehnen kann, auch nach allen Richtungen beweglich ist, dient besonders zur Beförderung der Arbeit des Spinnens. Wenn das Weibchen seine Arbeit beginnen will, so setzt es sich auf ein schwimmendes Blatt, und indem es fortwährend den Unterleib hin und her bewegt, spinnt es um dessen Ende herum aus silberfarbenen Fäden eine Art Sack, worin zuletzt das Hinterleibsende steckt. Ist das Insect soweit fertig, bringt es schnell den Kopf nach Unten, ohne die Stellung des Hinterleibes zu verändern, und überzieht nun die Wände und vordern Ränder des Gehäuses mit einer gummiartigen Flüssigkeit, sodaß man nicht mehr hindurchsehen kann. Dann folgt das Eierlegen, welches drei Stunden dauert, wobei sich der Käfer nach und nach von dem Untertheile des Blattes zurückzieht, das Gehäuse ziemlich unvollkommen schließt und damit endigt, daß es ihm eine Spitze gibt, welche über das Wasser hervorragt. Diese mag vielleicht dazu dienen, Luft einzuführen und die Eier gegen die Einflüsse des Wassers zu bewahren. Frühere Beobachter haben angegeben, daß solche Eierhülsen einzeln auf dem Wasser herumschwämmen, mit der Spitze als Mast gleichsam nach Oben; es geschieht dies aber nur, wenn sie leer sind, die vollen stürzen immer durch ihr eigenes Gewicht um, und das Insect muß sie gehörig befestigen, um dies zu verhüten. Diese Eierhülle ist eiähnlich, weißlich, die Spitze dunkelbraun, diese ist Anfangs auf einer Seite platt, wird aber beim Trocknen rund, und zuletzt in ganzer Länge röhrenförmig. An der Wurzel ist die Öffnung für den Austritt der Larven, sie ist mit einigen Fäden geschlossen, welche mittels der innen befindlichen Luft das Eindringen des Wassers verhindern. Die Eier, deren 45—50 vorhanden sind, sind klein, cylindrisch, gegen das Ende schwach aufgeschwollen und gebogen, nur zwei Linien lang, unterliegen aber einer Art von Entwickelung, schwellen auf, nehmen eine braune glänzende Farbe an, und man kann die Gestalt der Larven, besonders die Augen unterscheiden. Bald kriechen die Larven aus, sie sind um das Doppelte stärker als das Ei, und bewegen sich in allen Richtungen, kriechen mitunter wieder in die Hülse und spielen überhaupt um dieselbe herum, bis sie sich trennen, um ihrer Nahrung nachzugehen. Sie sind sechsfüßig und ihre Gestalt ist die eines verlängerten Kegels, hinten in eine Spitze auslaufend. Der Körper besteht aus 11 deutlichen weichen Ringen, die Haut ist dick, runzelig, schwarzbraun, mit sehr kleinen fleischigen Höckern, der Kopf ist fast so lang als der erste Ring, rund, röthlichbraun, platt, unten mehr gewölbt als oben, und die Larve kann denselben zurücklegen, an demselben stehen zwei kurze, kegelförmige schwach gefranzte Fühler, aus fünf Gliedern bestehend von denen das erste so lang ist als die beiden andern zusammen; an jeder Seite des Kopfes stehen vier schwarze längliche, wenig sichtbare Punkte, welche die Augen zu sein scheinen, der Mund besteht aus zwei hornartigen kurzen, dicken, gebogenen Mandibeln mit einem Zahn an der innern Seite, die zwei Maxillen sind lang und fast cylindrisch schwach gefranzt, am Ende gestutzt, mit vier gliederigen Palpen, an denen das erste Glied nach Innen hakenförmig erweitert ist. Das Züngelchen besteht aus zwei herzförmigen Stücken, von denen das untere größere das andere, in zwei ausgerandete Lappen getheilte, trägt, auf dem zwei kleine zweigliederige Palpen stehen. Die Füße dieser Larven sind gelb, zusammengedrückt gefranzt, und endigen in eine starke Klaue und ihre Eingeweide sind so kurz, daß sie kaum etwas über die ganze Körperlänge hinausreichen. Gleich den vollkommenen Insecte kommen auch die Larven öfter an die Oberfläche des Wassers, um zu athmen, sie leben von Wasserinsecten, sind aber besonders auf Wasserschnecken sehr begierig, und haben eine eigene Weise, dieselben von ihrer Schale zu befreien, indem sie sie auf ihren Rücken legen und durch Zurücklegen des Kopfes zerdrücken. Meyer erhielt indessen die Larven auch eine Zeit lang mit rohem Fleische. Wenn die Larven sich in Nymphen verwandeln wollen, so gehen sie an das Ufer und graben mit Hilfe ihrer Mandibeln und Füße ein fast kugelförmige, ganz platte Höhle, in der sie 15 Tage lang ganz zusammengekrümmt liegen, welche Gestalt auch die Nymphe behält. Nach ungefähr drei Wochen kriecht das Insect aus, bleibt aber noch 12 Tage in der Erde.

Von den zahlreichen Arten erwähnen wir blos die größte inländische: H. piceus *Fabricius* Syst. eleu. I. 249. 1. *Herbst* col. 7. 294. 1. Tab. 113. f. 1. *Paykull* fn. 178. 1. *Marsham*, Ent. brit. 401. 1. Dytiscus piceus *Linné* Syst. nat. 2. 664. 1. fn. suec. 764. H. ruficornis *de Geer* Ins. 4. 341. 1. Tab. 15. f. omm. Über zwei Zoll lang, doch auch kleiner, länglich eiförmig, schwarz, hinten verschmälert, die Kiefer inwendig mit drei Zähnen, die Palpen und Fühler rothgelblich, die Flügeldecken nach der Spitze ziemlich tief gestreift, welche Streifen sich nach Vorn in drei verloschene

ktſtreifen verlieren, der Bruſtkiel rinnenförmig ausge-
t, vorn ſtumpf, nach Hinten ſpitzig, die Füße ſchwarz,
ordern Tarſen pechbraun. Findet ſich faſt überall in
europäiſchen Gewäſſern. (D. *Thon.*)

HYDROPHILUS (Paläont.). Auch von dieſem
rgeſchlechte werden Überbleibſel an mehren Orten ci-
So namentlich im öninger Schiefer, in den fran-
hen Braunkohlen ꝛc. (Scheuchzer, Faujas St. Fond ꝛc.)
lithographiſchem Jurakalke von Solenhofen beſitzt der
. einen Abdruck, welcher einen auf dem Rücken lie-
en Hydrophilus, merklich kleiner als H. piceus,
ſtellen ſcheint. Die ausgebreiteten Flügeldecken ſind
ülend concav (von Unten), und von den Flügeln zei-
ſich Spuren. (*H. G. Bronn.*)

HYDROPHIMOSIS (von ὕδωρ, Waſſer, und φι-
einſchnüren), die Verengerung der Vorhaut um die
l (Phimosis), mit einer Waſſergeſchwulſt verbun-
(*Wiegand.*)

Hydrophis, ſ. Hydrus.

Hydrophobie, ſ. Wasserscheu.

Hydrophora *Tod.*, ſ. Mucor *L.* (caninus *Pers.* aquosus *Mart.*)

Hydrophorien, ſ. Deukalion.

HYDROPHORUS *Fallén* (Insecta). Eine aus
Gattung Medeterus geſonderte Zweiflüglergattung
der Familie oder Tribus Dolichopoda. Macquart
tères I. p. 445), welcher neue Arten dazu ent-
, gibt folgende Kennzeichen an: Der Rüſſel iſt
dick, das Geſicht bei Männchen und Weibchen ziem-
reit, mit einer erhöhten Querlinie. Die Fühler ſind
ich kurz, das dritte Glied iſt ſehr klein, eiförmig,
Endgriffel meiſtens lang. Am Ende des Hinterlei-
ſtehen vier Anhängſel, von denen zwei gegen die
e angeſchwollen, die beiden andern borſtig ſind.
erſte Tarſenglied iſt kürzer, als das zweite. In
Flügeln iſt der äußere Mittelnerv nach Oben gebo-
Als Typus kann Hydrophorus jaculus *Fallén*
n. Dieſe Fliege iſt 1½ Linie lang, graugrünlich,
ht und Stirn ſind weißlich, die Fühler ſchwarz, auf
Thorax ſtehen drei grüne Binden, die Füße ſind
rzlich, mit gelben Knien, die hintern Schenkel breit,
lügel glashell. Sie findet ſich, auch in Teutſch-
ziemlich häufig an Baumſtämmen, und Macquart
daß ſie ein anderes Inſect mit ihrem Rüſſel ange-
hatte. (D. *Thon.*)

HYDROPHTHALMIA, HYDROPHTHALMUS (von
ὕδωρ, Waſſer, und ὀφθαλμός), die Augenwaſſer-
die Augenhöhlenwaſſerſucht, das Waſſer-, oder
n-, oder Elephantenauge (Buphthalmus); ſ. unter
ersucht. (*Wiegand.*)

HYDROPHTHALMION (von ὕδωρ, Waſſer, und
λμίον, Äuglein), die bei Kacherien ſich oft rund um
ugen zeigende bläuliche Aufgedunſenheit von öde-
em Ausſehen; ſ. Oedem der Augenlider.
(*Wiegand.*)

Hydrophthalmus, ſ. Hydrophthalmia.

HYDROPHYLAX *L.* Suppl. Eine Pflanzengat-
aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der
ncykl. d. W. u. K. Zweite Section. XII.

erſten Ordnung der vierten Linné'ſchen Claſſe, deren Charakter in einem viergetheilten Kelch, einer glockenförmigen Corolle, hervorſtehenden Staubfäden, einer zweigeſpaltenen Narbe, und einer ſaftloſen, zweifächerigen, zweiſamigen Beere mit dreikantigen Samen beſteht. Die einzige bekannte Art dieſer Gattung, H. maritima *L.* Suppl. (Sarissus anceps *Gärtn.* de fruct. I. t. 25. f. 4. nach *W.* Sp. pl.), welche auf Madagaskar und in Oſtindien wächſt, hat einen krautartigen, aufſteigenden, wurzelſchlagenden Stengel, eiförmige, zugeſpitzte, faſt fleiſchige Blätter, mönchskappenförmige, gezähnte Afterblätter, und in den Blattachſeln ſtehende, himmelblaue Blüthen. S. *Spr.* Syst. I, 410. (*Sprengel.*)

HYDROPHYLLEAE. Eine Pflanzenfamilie, welche ſich von den Asperifolien, zu welchen man ſie früher rechnete, dadurch unterſcheidet, daß ſich bei den Hydrophylleen eine kapſel- oder beerenartige Frucht, reichlicher Eiweißkörper, und der ſehr kleine Embryo am Umfange der Samen findet. Hierher gehören die Gattungen Hydrophyllum *L.*, Eutoca *R. Br.*, Nemophila *Bart.* und Phacelia *Mx.* (*Sprengel.*)

HYDROPHYLLUM *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Hydrophylleen und der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe. Ihr Charakter iſt folgender: Ein fünfgetheilter Kelch; eine glockenförmige Corolle; beinahe röhrenförmige Nektarien werden durch Längsplatten der Corolle gebildet; die Staubfäden ſtehen heraus; der Griffel iſt zweigeſpalten und die Kapſel vierſamig. Die beiden bekannten Arten ſind perennirende Kräuter, welche in Nordamerika wachſen. 1) H. virginicum *L.* Sp. pl., mit halbgefiederten Blättern, deren Fetzen eiförmig-lanzettförmig und eingeſchnitten geſägt ſind, und mit Blüthenſtielen, welche länger als die Blattſtiele ſind. Abb. *Lam.* Ill. t. 97. f. 1. 2) H. canadense *L.* Sp. pl., mit herzförmigen, fünflappig-winkeligen, gezähnten, unbehaarten Blättern und Blüthenſtielen, welche kürzer als die Blattſtiele ſind. Abb. *Lam.* Ill. t. 97. f. 2. — H. appendiculatum *Mx.* iſt Nemophila paniculata *Spr.*, H. lineare *Pursh.* = Eutoca Menziesii *R. Br.* und H. magellanicum *Lam.* = Phacelia circinata *Jacqu.* (*Sprengel.*)

HYDROPHYSOCELE (von ὕδωρ, Waſſer, φύσα, der Hauch, das Blaſen, und κήλη, Bruch), der Waſſerwindbruch; ſ. Wasserbruch. (*Wiegand.*)

HYDROPHYSOMETRA (von ὕδωρ, Waſſer, φύσα, Hauch, Blaſen, und μήτρα, Gebärmutter), eine Anſammlung von Waſſer und Luft in der Gebärmutter; ſ. Mutterwindsucht und unter Wassersucht. (*Wiegand.*)

HYDROPICA, unpaſſend ſtatt Anthydropica (sc. remedia), Mittel, welche gegen die Waſſerſucht wirken (von ἀντί, gegen, ὑδρωπικός, waſſerſüchtig, hydropiſch); ſ. Hydragoga und Wassersucht. (*Wiegand.*)

Hydropiper (Ὑδροπέπερι), der Waſſerpfeffer, Polygonum hydropiper oder persicaria *Linn.* (ſ. d. Art.)

Hydropisis, die Waſſerſucht, beſonders die Hautwaſſerſucht (ſ. d. Art.)

Hydropit, ſ. Mangan.

HYDROPITYON *Gärtn.* fil. (Suppl. Carpol. t. 183. f. 2). Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Caryophylleen, und der ersten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe, welche zum Charakter hat: Einen fünfblätterigen Kelch, fünf abgerundete Corollenblättchen, dicke, krummhaarige Staubfäden mit herzförmigen Antheren, eine kreisförmige Narbe und eine einfamige Kapsel. Die einzige bekannte Art, H. zeylanicum *Gärtn.* l. c. (Hottonia indica *L.* Sp. pl., worunter aber auch Linnophila gratioloides *R. Br.* begriffen ist), ist ein aufrechtes, auf Ceylon wachsendes Kraut, mit wirbelförmig stehenden, halbgefiederten, linienförmigen Blättern, und einzeln in den Blattachseln stehenden, gestielten Blüthen. Abb. *Rheed.* Hort. malab. XII. t. 36. *Burm.* ceyl. t. 55. f. 1. (*Sprengel.*)

Hydropneumatische Gefässe, s. Mechanik.

HYDROPNEUMATOCELE, soviel als Hydrophysocele, der Wasserwindbruch (von ὕδωρ, Wasser, πνεῦμα, Luft, und κήλη, Bruch). (*Wiegand.*)

HYDROPNEUMONIA (von ὕδωρ, Wasser, πνεύμων, Lunge), die Lungenwassersucht, die Wasseransammlung im Zellgewebe der Lungen; mit Unrecht auch die Brustwassersucht; s. unter Wassersucht. (*Wiegand.*)

HYDROPORUS (Insecta). Eine von Clairville gegründete Gattung der Wasserkäfer aus der Familie Hydrocanthari. Sie haben an den vier vordern Füßen die Tarsen bei beiden Geschlechtern ähnlich, und unten schwammig; sie bestehen nur aus vier deutlichen Gliedern, indem das vierte sehr klein und verborgen in eine Spalte des dritten versenkt ist. Das Schildchen ist unbemerkbar, der Körper eiförmig und platt. Sie leben im Allgemeinen in Sümpfen des kalten und gemäßigten Europa's. Sie haben eine länglich eiförmige Gestalt, der Kopf ist etwas weniger breit als der Thorax, und hat zwei ziemlich große Augen, vor welchen die Fühler stehen, die etwas länger sind als Kopf und Thorax zusammen. Sie bestehen aus 11 Gliedern, von denen das erste größer ist, die übrigen aber unter einander gleich sind. Die Palpen sind fadenförmig und endigen in ein eiförmiges, spitziges Glied. Der Thorax ist breiter als der Kopf, quer, an den Seiten gerundet. Die Flügeldecken sind an ihrer Basis so breit als der Thorax, werden dann gegen die Mitte breiter und endigen fast in eine Spitze. Die vier vordern Füße sind ziemlich kurz, ihre Tarsen bestehen aus fünf Gliedern, von denen die drei ersten ziemlich groß und unten schwammig sind, das vierte ist klein und steckt in einer Ausrandung des dritten, sodaß es kaum bemerkbar ist, indessen das fünfte wieder größer erscheint, mit zwei Klauen am Ende, die hintern Füße sind länger, ihre Tarsen haben ebenfalls fünf Glieder, welche aber gleich deutlich sind und der Größe nach abnehmen.

Die Gattung ist ziemlich zahlreich an Arten, indem man an 40 europäische zählt. Als Typus mag Hydroporus erythrocephalus *Fabricius* gelten. Eine Linie lang, länglich eiförmig, etwas gewölbt, schwarz, schwach behaart, Kopf und Füße roth, der Rand des Thorax und der Flügeldecken dunkelrostbraun. Findet sich ziemlich häufig in kleinen Bächen und stehenden G
sern. (D. T

Hydrops (Ὕδρωψ), Hydronosos oder Hy
sos, Hydropsie, die Wassersucht (s. d. Art.)

HYDROPS *Wagler* (Reptilia), eine von
ler aufgestellte, von ihm im Teutschen mit Unrecht
gelnatter genannte Schlangengattung, da dieser
im Volke schon seit langen Zeiten eine ganz
Schlangenart bezeichnet. Bei gedachter Gattung
die Nasenlöcher oben in besondern Nasenschildern s
hen nach Außen in eine Spalte über. Stirnschilde
man drei, das Augenbrauenschild ist klein, dreieckig
Vorn verschmälert, das Zügelschild fehlt, die Aug
klein, kreisrund, oberflächlich, die Pupille kreisrun
Kopf ist nicht gesondert, der Bauch geschildet, der S
ist von mittler Länge, allmälig zugespitzt, rund, die
mehr oder weniger zusammengedrückt, kielförmig, b
stetig, rundlich, lang, mit rhombischen glatten G
pen; Giftzähne sind nicht vorhanden. Der Beg
sagt von dieser noch besonders: „Diese Ringel
auf den ersten Blick Prunkaddern ähnlich, schei
der neuen Welt die Stelle der gleichfalls geri
Wasserschlangen zu vertreten. Sie haben ganz den
gedrückten, an den Seiten der Schnauze abgern
vom Rumpfe nicht unterschiedenen Kopf, die
kreisförmigen Augen, den engen Mund und die
stellten Nasenlöcher derselben. Ausgezeichnet sind si
die geringe Anzahl von Stirnschildern. Auch die
und Hochnasen haben nur drei Stirnschilder; ihr
res ist bisweilen außer der Regel der Länge nach g
So stehen diese Schlangen, besonders die Hod
selbst nach ihrem allgemeinen Habitus, den Rin
tern sehr nahe; diese aber lassen sich von ihnen
lich durch den Mangel eines Zügelschildes leicht
scheiden, ebenso durch ihre Färbung. Ihr Schu
auf der Firste mehr oder weniger stark zusam
drückt, bisweilen aber fast schneidig, und gewöhnl
selbst auf beiden Seiten von größern sechseckigen
pen bedeckt." Die Gattung ist auf zwei Arten geg

1) H. triangularis (Elaps triangularis *H*
in *Spix* Serpentum species novae, t. 2. f. 2. f.
Blaß, blauschwarz, der Rumpf und Schwanz fa
seitig mit blassern Ringen, welche auf dem Rücke
blau, in den Seiten rosenfarbig, an dem Bauch
lich sind. Fitzinger sagt von dieser Art (Isis XI
888): „Die Beschreibung sowol als auch die Ab
gen überzeugen uns deutlich, daß wir es mit ein
rietät der vorhergehenden Art (hier der folgenden
hin abermals mit Pseudoerix annulatus, zu thun
welche minder wohlgenährt und hierdurch etwas
mengeschrumpft war, und ebendeshalb von Weg
neu erkannt obigen Namen erhielt."

2) H. Martii (a. a. O. Taf. 2. Fig. 1), obe
violettröthlich, mit schwarzen Ringbinden, die gl
mit weißen Perlen gerandet und unten getrenn
Über diese Art sagt Fitzinger (a. a. O.): „Diese
Martii ist ebenfalls nach Cuvier ein Coluber, und
nach meiner Ansicht in die Gattung Pseudoer

ubroiden, die ich auf folgende Kennzeichen gründete: domen scutatum, Cauda non compressa, Oculi ticales, Rostrum rotundatum. Was die Art be- t, so thut es uns leid, selbe als längst beschrieben nnen zu müssen, sie ist ganz sicher Elaps annulatus neider, oder Coluber Thalia *Daudin* (Pseudoerix ulatus *Mihi*), und die von Schneider zu gering an- ebene Schwanzschilderzahl 20 rührt höchst wahrschein- von einem Versehen her. Die Abbildung ist gut, ch nach einem Weingeist-exemplar colorirt." Es be- kt aber Wagler (Natürliches System der Amphibien, 170) dagegen in einer Anmerkung zur erstern Art: ieſe Gattung, von welcher ich seit der Bearbeitung Spirischen Schlangenwerkes viele und sehr reine mplare gesehen habe, unterscheidet sich von El. mar- durch einen nach Proportion kürzern Körper, durch geringere Anzahl von Ringen (El. triangul. hat 54 npf- und 18 Schwanzringe, El. martii 65 Rumpf- 24 Schwanzringe ꝛc.). Fitzinger behauptet ferner (Isis, 6. S. 887), El. martii sei mit Schneiders Col. an- tus (Daudins Col. Thalia) identisch, allein Schnei- sagt, seine Schlange habe 20 Schwanzschildchen, wäh- ich deren an meinem El. martii 74—76 zähle. Die othese, Schneider habe sich wol im Zählen der Schwanz- chen geirrt, beweist nichts. Neben diese Schlangen vielleicht der Elaps Schrankii im Spirischen Schlan- erk als Sippe gestellt werden." Es ist nicht zu heiden, ob der Ausspruch Fitzingers auf der Ansicht Originalen beruht, deren sich nach dem von ihm mitgetheilten Verzeichniß in der kaiserl. königl. Samm- zu Wien wenigstens keine befanden. Ist anders Synonymum richtig, so ist Boie in seiner Revision von rems System (Isis, XX. S. 530) über die Stellung r Art im System zweifelhaft. (D. *Thon.*)

HYDROPSALIS (Aves). Eine von denjenigen elgattungen, welche Wagler nur angedeutet hat, de- Charakteristik man daher auch nur mit seinen eigenen ten angeben kann, und der Zeit überlassen muß, ob ie Aufnahme im System verdient oder nicht; denn einzelne unterscheidende Merkmal ist doch wol kaum lig genug, sie vom Caprimulgus zu trennen. Sie ufgeführt in der Isis XXV. S. 1222, und es dort von derselben: „Character universalis Capri- gi; cauda profunde furcata, rectrice utrinque ma elongatissima. Species: 1) Hydrops. Azarae goulevent à queue en oiseau *Azar.*, Caprimul- furcifer *Vieillot*, Caprim. psalurus *Temminck*, col. 157. ♂ 158. ♀). 2) H. manurus (Caprim. urus *Vieill.* Nouv. Dict. X. p. 239). Hydrops. ae erscheint in Paraguay mitten im Winter (nie im jahr oder im Sommer), fliegt beständig über dem er der Flüsse und an deren Ufern hin und her. Bei rung der Flugrichtung breitet er die langen seitlichen n des Schwanzes wie die Klingen einer Schere einander." (D. *Thon.*)

Hydropterides *Linné*, s. Rhizospermen *Spr.* u. ndolle.

HYDROPTILA *Dalmann* (Insecta), eine zu den Neuropteren gehörige Gattung, aufgestellt in Dalmanns Analecta entomologica p. 26, von Latreille mit Unrecht unter Plicipennes gerechnet, da Dalmann ausdrücklich erklärt, daß sie grade durch die hintern nicht gefalteten Flügel von Phryganea abweichen. Die Fühler sind von der Länge des Körpers, genau fadenförmig, an der Spitze nicht dünner, mit gleichgroßen querstehenden Gliedern. Die Palpen sind nicht länger als der Kopf, schwach und ziemlich glatt. Die Flügel sind schmal, fast lanzettförmig, spitzig, stark gefranzt und nicht gefaltet. Die hintern Schienbeine sind gefranzt und doppelt zweispornig. Beim ersten Anblicke gleicht das Insect eher einer Motte als einer Phrygaea, doch gehört es nach dem Baue der Palpen, nach der Bedeckung der Flügel nur mit Haaren, nach dem Wohnorte bei und über dem Wasser und nach dem Habitus offenbar in die Nähe der letztern Gattung.

Es ist nur eine Art bekannt, Hydroptila tineoides, a. a. O. Taf. 3. Fig. 1. 2. 3. 4. Sie ist braun, Kopf, Fühler und Füße blässer, die Flügel sind braun, etwas behaart, die obern mit zwei weißen Binden und einem dergleichen Endpunkte. Die Gestalt ist ganz die einer kleinen Motte, die Größe kaum die der Tinea cydoniella *Fabricius*. Der Kopf ist kraus behaart, auf dem Scheitel weiß, an der Stirne schwarz. Die Augen sind halbkugelig, ziemlich groß, schwarz. Bei der starken Behaarung des Scheitels ist nicht zu bestimmen, ob Punktaugen vorhanden sind oder nicht. Die Fühler sind blaß, etwas glänzend, an der Spitze schwärzlich, ungefähr mit 26 gleichen Gliedern. Der Thorax ist graubehaart, der Hinterleib blaß, etwas glänzend. Die Füße sind weißlich, die vordern Schenkel etwas bräunlich, die vordern Schienen sind an der Spitze gespornt, die hintern grade, gefranzt, vor der Spitze stehen an ihnen zwei Dornen, von denen der innere größer ist, an der Spitze selbst stehen zwei kleinere. Die Flügel sind niedergebogen, die Adern in ihnen verloschen, kaum bemerkbar, die vordern sind schmal, fast lanzettförmig, stark behaart, am Vorder- und Hinterrande gefranzt, braun; auf ihnen stehen zwei weiße haarige, etwas glänzende Binden, gleichweit von einander entfernt, die äußern öfter unterbrochen, zwischen beiden in der Mitte ein weißer Punkt, ein anderer an der Spitze. Diese Zeichnung reibt sich aber leicht ab. Die untern Flügel sind kleiner, lanzettförmig zugespitzt, nicht gefaltet, braunhaarig, überall stark gefranzt, die Franzen des Hinterrandes doppelt so lang, als der Flügel breit. Dies Insect findet sich auf dem Berge Kinnekullen an den Ufern des Wenersees in Schweden, zum Theil häufig über dem Wasser fliegend; auch ward es zu Stockholm gefunden. (D. *Thon.*)

Hydropyretos, s. Schweissfieber.

HYDRORCHIS (von ὕδωρ, Wasser, und ὄρχις, Hode), die Hodenwassersucht (Orcheocele aquosa, Hydrops testiculi); s. unter Geschlechtstheile und Wassersucht. (*Wiegand.*)

HYDROROSAT, unrichtig auch Hydrosat, Hydrorosatum, Hydrorosaton, Ὑδροῤῥόσατον, ein Aufguß von Rosenblättern (Infusum rosarum), dessen sich die

Alten besonders in hitzigen Fiebern theils zur Abkühlung, theils zur Stärkung bedienten. Zuweilen wurde mit diesem Aufgusse noch Zucker gekocht, sodaß er die Consistenz eines dünnen Zuckersaftes erhielt. (*Wiegand.*)

HYDRORRHAGIA, HYDRORRHACHIS, HYDRORRHACHITIS (von ὕδωρ, Wasser, und ῥάχις, Rückgrat), Spina bifida, die Rückgratswassersucht; s. unter Wassersucht. (*Wiegand.*)

HYDRORRHODINON, Ὑδροῤῥόδινον, Ὑδρορόδινον, ein Wasser mit Rosenöle vermischt, welches die Alten theils um Erbrechen zu erregen, theils um abzukühlen gaben; Galen wandte es auch nach Vergiftungen, besonders wenn nach dem Erbrechen Brennen im Magen zurückblieb, an. (*Wiegand.*)

Hydrorrhöe, s. Ophthalmia.

HYDROSACCHARUM, das mit Zucker versüßte Wasser, das Zuckerwasser; auch ein Zuckersyrup. (*Wiegand.*)

HYDROSALPINX (von ὕδωρ, Wasser, und σάλπιγξ, Trompete), die Wassersucht der Fallopischen Röhren; s. unter Geschlechtstheile und Wassersucht. (*Wiegand.*)

HYDROSARCA und das Diminutivum Hydrosarcidium (von ὕδωρ, Wasser, und σὰρξ, Fleisch), meist gleichbedeutend mit Anasarca (allgemeine Hautwassersucht); bei M. A. Severin eine Geschwulst, die zugleich Wasser und eine fleischige Masse enthält (Hydrosarcocele); s. Hyposarca, Hyposarcidium, auch unter Wassersucht. (*Wiegand.*)

Hydrosarcidium, s. Hydrosarca.

HYDROSARCOCELE (von ὕδωρ, Wasser, σὰρξ, Fleisch, und κήλη, Bruch), der Fleischwasserbruch, die Ansammlung irgend einer (wässerigen, blutigen oder eiterartigen) Flüssigkeit, welche sich zum Fleischbruche (Sarcocele) gesellt; s. Fleischbruch. (*Wiegand.*)

Hydrosat, Hydrosatum, s. Hydrorosat.

HYDROSAURUS *Wagler* (Reptilia), von ὕδωρ, Wasser, und σαῦρος, Eidechse. Eine Eidechsengattung (Wagler, System der Amphibien, S. 164). Die Nasenlöcher stehen seitlich, fast auf der Schnauzenkante, der Spitze näher, auf der Oberseite des Körpers stehen kleine, dachziegelförmig liegende, einfache Schuppen. Der Schwanz ist auf der ganzen Rückenseite zusammengedrückt, die Zähne sind schwach, am Rande gesägt. Als Arten werden angezogen: Tupinambis bivittatus *Kuhl* (Seba 2. t. 30. f. 2. t. 90. f. 2). Tupinambis variegatus *Daud.* (Lac. varia *Shaw*. Nat. Misc. 83. *White*, Journal. 253). Die erstere Art rechnet Boie, dem sie genauer bekannt zu sein scheint (Isis XVIII, 205), zu Tupinambis, sodaß also die Gattung wol noch einer genauern Untersuchung bedarf, um zu bestehen, um so mehr als Wagler, wie es scheint, blos diese erste Art vor sich gehabt hat. (D. *Thon.*)

HYDROSCHEON (von ὕδωρ, Wasser, und ὄσχεον, Hodensack), Hydroscheon diffusum, die wässerige Geschwulst des Hodensackes (Hydrops anasarca scroti, Oedema scroti aquosum); s. unter Geschlechtstheile und Wassersucht. (*Wiegand.*)

Hydrosiderum, s. Eisen.

Hydrosis, s. Hidrosis.

Hydroskop, s. Hydrometer.

Hydrostatica *Latreille* (Blasenquallen), s. Physophorae.

Hydrostatik, s. Mechanik.

HYDROSTATISCH. Die damit zusammenge... ten Artikel, als H. Druck, H. Goldwage, H. ... pumpe, H. Lungenprobe, H. Wage, suche man ... ter den einfachen Worten, welchen Hydrostatisch ... setzt ist. Hydrostatische Presse, s. Auflösungsp... H. Quallen (Blasenquallen), s. Physophorae. ... den Begriff von H. s. Mechanik.

HYDROSTEON (von ὕδωρ, Wasser, und ὀ... Knochen), die Knochenwassersucht, eine Ansammlung ... Wasser in und um Knochen; s. Knochenkrankheiten ... Wassersucht. (*Wieg...*

HYDROSTOSE, HYDROSTOSIS, eine ... heit der Röhren-, besonders der Schenkelknochen, ... Markzellen statt mit Mark mit einer serösen Flü... angefüllt und davon mehr aufgetrieben sind. Die ... figkeit ist der hydropischen (s. Hydropflüssigkeiten) ... analog, trübe, kleberig und gelbgrünlich von Farbe ... enthält, außer vielem Wasser, mehr Schleim- und ... weißstoff, als jedes andere Serum, auch freies und ... bundenes salzsaures Natrum, und Kohlen- und Phos... säure mit Schwefel und Kalk. (*Th. Schr...*

Hydrosulphurate, s. Schwefel.

Hydrotechnik, s. Mechanik.

Hydrotellursäure, s. Tellur.

Hydrotheologie, s. Beweise für das Dasein ... tes im Art. Gott.

Hydrothionsäure, s. Schwefel.

HYDROTHORAX (von ὕδωρ, Wasser, und ... θώραξ, Brustkasten), die Brustwassersucht (Hydrops ... ris); s. Wassersucht. (*Wieg...*

Hydrotica, s. Hidrotica.

Hydrous, s. Hydrophilus.

Hydroxyde, s. Oxyde.

HYDRUNTUM, eine Stadt auf der Ostküste ... Calabrien, im Gebiete der Salentiner, ehedem Ho... dann römische Colonie und Municipium, mit einem ... ten Hafen, aus dem man gewöhnlich nach Epirus ... schiffte. Die Griechen schrieben Ὑδροῦς, Hydrus, ... cher Name sich daher auch bei den Lateinern findet ... *cero*, Epist. lib. XVI ad Tironem, ep. 9.) Es ... jetzige Otranto in der Provinz Terra d'Otranto *). ...

HYDRUREN, HYDRURES, HYDRURET... Verbindungen des Wasserstoffes mit andern Stoffen ... sonders Metallen, zu festen Körpern. (*Th. Schr...*

Hydrurgie, s. Wasser.

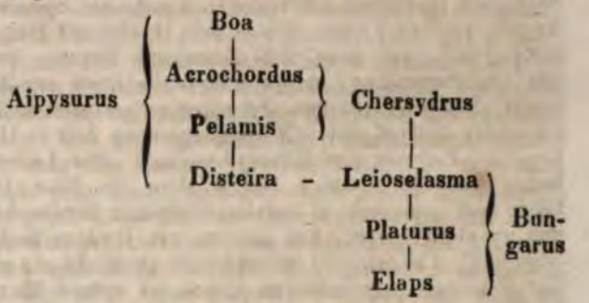
Hydrurus *Ag.*, s. Coccochloris *Spr.*

HYDRUS *Schneider* (Reptilia). Eine Eid... gengattung, welche noch keinesweges gehörig gesi... Die Alten verstanden unter Hydra und Hydrus ... haupt eine große Schlange, namentlich auch ein...

*) Möllers Handbuch der Geographie. *Cellarii* ... A. II, 11.

ſchlange; in der neuern Zeit hat man, eben nicht ſehr geſchickt, dieſen Namen ſogar auf Polypen übergetragen. Jetzt verſteht man darunter in Bezug auf die Reptilien nur die ſogenannten Waſſerſchlangen. Boie (Iſis, XX, 552) vermuthet, daß dieſe höchſt merkwürdige und am wenigſten genau bekannte Abtheilung der Ophidien an Arten ſehr zahlreich ſei. Sie zerfallen nach ihm in Süßwaſſer- und Meerſchlangen. „Daß die meiſten der letztern ihren Aufenthalt auf der hohen See haben," ſagt er, „kann nach den Berichten der Reiſenden keinem Zweifel unterworfen ſein, auch bezeugt es der Seegeruch, den in den Cabinetten aufbewahrte Exemplare behalten, ſelbſt nachdem ſie Jahre lang in gebranntem Waſſer gelegen haben. Das ſeltene Verweilen dieſer Thiere auf der Oberfläche des Meeres, die Schwierigkeit und die Gefahr, mit welcher ihr Fang verbunden, ſind Urſache, daß ſie in den Cabinetten zu den Seltenheiten gehören. Ebendaher hat es an Exemplaren gefehlt, welche mit der gehörigen Genauigkeit hätten unterſucht werden können, weshalb man ihren innern Bau faſt gar nicht und ihre Zähne nur unvollkommen kennt. Ein allgemeiner Charakter dieſer Schlangen iſt der in der Mitte im Vergleiche mit dem Kopfe merklich verdickte Körper. Bei faſt allen findet man Querbänder oder Ringe um den Körper, und Blau und Gelb ſind bei ihnen vorherrſchende Farben. Indeſſen redet Peron, den ein zu frühzeitiger Tod an der vollſtändigen Mittheilung ſeiner über dieſe Bewohner des Oceans gemachten Beobachtungen hinderte, auch von gefleckten, einfarbigen und einer Art mit purpurrothem Kopfe. Vorzugsweiſe hat man ſie bisher in den oſtindiſchen Gewäſſern, an der Nordweſtküſte von Neuholland, im ſtillen Ocean und im rothen Meer angetroffen, wo ſie ſich von Schalthieren und von Fiſchen nähren. Peron, der ihrer öfter in ſeiner Reiſebeſchreibung erwähnt, bemerkte ſie mehre hundert Meilen vom Lande entfernt. Eine Schar dieſer Reptile, von denen einzelne 12 Fuß lang waren, ſchienen kleine Fiſche aus der Familie der Häringe zu verfolgen, andere fand er unbeweglich auf der Oberfläche der See ruhen, und vermuthet, daß der an Betäubung grenzende Schlaf ſonſt ſo beweglicher Thiere mit dem Geſchäfte der Verdauung correſpondire. Profeſſor Reinwardt in Leyden theilte mir die Beobachtung mit, daß auch er ſchlafende Seeſchlangen auf dem Meere ſüdlich von der Inſel Borneo angetroffen habe. Die bisher bekannten Arten können den drei natürlichen Gattungen Pelamis *Daudin*, Hydrus *Schneider* (für Enhydris) und Platurus *Latreille* paſſend untergeordnet werden. Chersydrus fällt wahrſcheinlich mit Acrochordus zuſammen. Die Exemplare, nach denen die Gattungen Disteira, Aipysurus und Leioselasma *Lacépède* aufgeſtellt, finden ſich nicht alle im pariſer Muſeum."

Zu bemerken iſt im Voraus, daß mehre der von Schneider aufgeführten Hydrus-Arten dieſer Gattung im ſtrengern Sinne nicht angehören. Merrem hat in ſeinem Syſtem der Amphibien die Gattung Hydrus Schneiders, welche Oppel Hydrophis nannte, in folgende Untergattungen: Chersydrus, Pelamis, Enhydris zerfällt, Platurus aber, welche offenbar dazu gehört, als eigene Gattung betrachtet. Cuvier hat die drei Untergattungen Hydrophis, Pelamis und Chersydrus beibehalten. Fitzinger hat dieſe ſehr verwandten Gattungen ganz aus einandergeriſſen, indem er ſie in die Familien Colubroidea, Bungaroidea und Viperoidea (Classification p. 29 sq.) untergeſteckt hat. Er nimmt überhaupt an, daß ſie eine natürliche Familie nicht bilden. Er hatte Gelegenheit, mehre Arten unterſuchen zu können, und fand, daß ſie rückſichtlich der Beſchaffenheit der Zähne drei Hauptverſchiedenheiten zeigen, und daher in drei Abtheilungen zerfallen: 1) in ſolche, welche nur undurchbohrte Zähne haben; 2) in ſolche, welche nebſt den undurchbohrten Zähnen auch Giftzähne in der obern Kinnlade haben. Diejenigen, ſagt er, welche nur undurchbohrte Zähne haben, bilden drei ausgezeichnete Gattungen, Pelamis, Disteira und Aipysurus, aus der Familie der Colubroiden. Jene, welche nebſt den undurchbohrten Zähnen auch Giftzähne in der obern Kinnlade haben, zerfallen in die Gattungen Chersydrus und Leioselasma, aus der Familie der Bungaroiden, und jene endlich, welche nur Giftzähne allein in der obern Kinnlade haben, bilden die Gattung Platurus aus der Familie der Viperoiden. Wiewol dieſe ſechs Gattungen im Syſtem in drei Familien zerſtreut ſtehen, zeigen ſie doch die größte Verwandtſchaft unter einander, und bilden die Bindungsglieder der genannten drei Familien.



Pelamis, ein Ausläufer von Acrochordus, zerfällt einerſeits in Chersydrus, der ſich gleichfalls an Acrochordus anſchließt, andererſeits in Disteira, die ſich durch Aipysurus an Boa reiht, und durch Leioselasma mit Chersydrus verbindet. Platurus macht den Übergang zu Leioselasma, welche ſich an Bungarus kettet, und ſchließt ſich auch an Elaps an.

Wagler nimmt ebenfalls eine beſondere Familie der Waſſerſchlangen nicht an, doch gehören die fünf erſten Gattungen der erſten Familie der Scheidenzüngler alle den Waſſerſchlangen an. Er hat mehre Gattungen aufgeſtellt, als ihm eigenthümlich angehörig, die jedoch offenbar ſich um ſo mehr den drei von Boie angenommenen einordnen möchten, als aus der eigenen Charakteriſtik Waglers, welche wir gleich folgen laſſen wollen, hervorgeht, wie ſehr ſie übereinſtimmen. Die Gattungen ſind folgende: 1) Hydrophis (Waſſerſchlange). Cauda remiformis; nares superae, punctiformes, in scuto

frontali antico [1]) sitae exterius in fissuram excurrentes; abdomen scutellis hexagonis obtuse bicarinatis, notaei squamae parvae contiguae puncto in medio prominulo, dorsi rhombeae, laterum hexagonae. (Corpus versus caudam intumescens; tela.) Asia. Species: *α*) Corpore fasciato: Disteira doliata *Lacép.* Ann. etc. *β*) Corpore non fasciato: Hydrus Valakadyen. H. *Boie.* 2) Hydrus (Hydor). Nares et cauda Hydropheos; squamae imbricatae notaei carinatae, gastraei carinati laeves, parvae, ovatae, reliquis non majores. (Tela; trunci pars anterior gracillima, posterior incrassata.) Asia. Species: *α*) Corpore fasciato: Hydrophis nigrocinctus *Daud.* etc. *β*) Corpore non fasciato: Hydrus schistosus *Daud.* 3) Enhydris (Glatthyder). Nares et cauda Hydropheos; squamae parvae, imbricatae, laeves, ovato-rhombeae, gastraei in margine ciliatae; reliquis latior. (Truncus teres; tela.) Asia. Species: Hydrophis cyanocinctus *Daud.* Platurus *Latr.* (Plattschweif). Cauda Hydropheos; nares laterales margine inferiore scutelli; caput supra ac gastraeum scutata; cauda subtus scutellata; squamae notaei imbricatae, laeves. (Truncus aequalis; tela.) Asia. Species: Coluber laticaudatus *Linn.* Mus. etc. Pelamis *Daud.* (Pelamyde). Caude Hydropheos; nares superae in angulo postico interno scuti frontalis; caput supra scutatum; corpus totum squamis contiguis, laevibus tectum. (Tela.) Asia. Species: Anguis platura *Linn.* Cuvier stellt Hydrus als Hauptgattung auf, und zwar nach Schneiders Angabe, doch mit der Bemerkung, welche auch oben schon erwähnt wurde, daß nicht alle von Schneider aufgenommene Arten wahre Hydren sind. Als Untergattung stellt er Hydrophis, Pelamis und Chersydrus auf. Die Leioselasma und die Disteira *Lacép.* Ann. du Mus. IV. fallen nach ihm auch in das Untergeschlecht Hydrophis, und er glaubt sogar, daß letzterer der Hydrus major *Shaw.* T. 124 sei. Er betrachtet sie gleichfalls als giftige Schlangen der indischen Meere mit mehren Maxillarzähnen, denn er fand nicht, wie Fitzinger, daß die Pelamis und die Disteira unschädlich seien, sondern vergewisserte sich, daß ihre Giftdrüse und Giftzähne denen der Hydrus und Bungarus ähnlich sind. Den Aipysure (Aipisur) *Lacép.* Ann. du Mus. IV. konnte Cuvier weder finden noch herausbringen, was er sein soll. Nach Boie's Revision ist die Aufzählung der Arten folgende:

1) Pelamis bicolor *Schneider* (Nexboa quamquerholle seu serpens rara mexicana, cauda lata. *Seba*, Thes. Tom. II. p. 86. tab. 77. f. 1. Anguis platura *Linn.* Syst. nat. ed. 12. T. I. p. 391. Serpent à queue applatie et dos brun. *Vosmaer* Monogr. f. 1. Anguis platuros *Gmel. Linn.* Syst. nat. Tom. I. p. 4. p. 1122. La Plature *Lacép.* Hi nat. des Serps. Tom. II. p. 454. Nalla-whalagil pam. *Russel* nat. hist. of Ind. and Coromand. Se Vol. I. p. 47. No. 41. t. 41. Hydrus bicolor. *Schn der* Hist. Amph. Fasc. I. p. 242. Plattschwänz Blindschleiche oder zweifarbige Wasserschlange Bechstei Lacépède, Naturgeschichte der eierl. vierfüß. Thiere Schlangen. Th. V. S. 155. Taf. 15. Fig. 2. L'H drophis à queue obtuse. Hydrophis platura *La* Hist. des Rept. Tom. IV. p. 197, zum Theil. Pélamide bicolore. Pelamis bicolor *Daudin* Hi nat. des Rept. Tom. VII. p. 366. t. 89 et Tom t. 60. f. 31. Black-Backed Hydrus, Hydrus bicol *Shaw.* Gen. Zool. Vol. III. P. II. p. 566. t. 1: Hydrophis Pelamis *Oken* Naturgesch. T. III. P. p. 279. No. 3. Zweifarbige Pelamis, Pelamis bi lor *Merrem* Syst. Amphib. p. 138. No. 2). Fitzin gibt als wesentliche Kennzeichen dieser Art an: Der K mit neun Schildern in vier Querreihen (2. 2. 3. die Schuppen des Rumpfes neben einander liegend, gl Schuppen am Bauch und am Schwanze, der Schw mißt über $\frac{1}{7\pi}$ der ganzen Länge. Die Farbe ist ol schwarz, unten gelblich, daher in der Seite ein ge Streif, der sich auch in Weingeiste lange erhält, Schwanz ist gelblich, schwarz gefleckt. Der Aufenth ist im indischen und stillen Meer, überhaupt findet sich in Asien.

2) Pelamis obscurus *Daudin* (Kalla Shoo sun *Russ.* sel. nat. hist. of Ind. and Corom. Se Vol. II. p. 9. No. 8. t. 8. L'hydrophis obscur. H drophis obscurus *Daudin*, Hist. nat. des Rept. VII. p. 375. Hydrophis obscurus *Cuvier*, Règ animal. T. II. p. 74. Nota 4. Schwarzblaue Pelami Pelamis obscurus *Merrem*, Syst. Amph. p. 1 No. 3). Fitzinger und Wagler vereinigen diese mit folgenden Art als zwei Varietäten, dagegen Russel, M rem, Daudin, Cuvier und Boie sie als verschiedene Arten trachten. Da Russel sie so genau beobachtet hat und i übrigens die Gelegenheit wurde, die Thiere sogar leb dig zu beobachten, so muß man ihm wol folgen. W ler rechnet übrigens die Art zu Hydrophis, Fitzinger Leioselasma. Bei Cuvier steht sie ebenfalls unter H drophis. Der Kopf ist klein, eiförmig, oben und den Seiten platt, der Oberkiefer länger als der unte die Zähne sind klein und spitzig, auf jeder Seite s im Oberkiefer ein Giftzahn. Die Augen sind kreisru klein, und liegen auf dem Scheitel; Hals und Körp sind cylindrisch, der Bauch kielförmig, die Schuppen rund, dachziegelförmig, über einander liegend, gekielt, Hals ist bläulichschwarz, mit gelben Querbinden, Rücken ist ebenfalls bläulichschwarz, mit hellern Bind hinter den Nasenlöchern steht ein gelber Fleck, ein anderer h ter dem Auge, und die Länge ist drei Fuß. Diese Schlan findet sich in dem Salzwasser eines Flusses nahe Calcutta in Ostindien, der die Gegend von Bengal theilt, den die Engländer Sunder-Bunds nennen. schwimmt mit vieler Leichtigkeit, bewegt sich aber mi selig auf dem Lande und stirbt im süßen Wasser.

1) „Die Wasserschlangen haben eigentlich blos zwei Stirnschilder, denn die vordern Stirnschilder sind die nach Oben hingerückten Nasenschilder, welche nur, zu Folge ihrer Lage, Stirnschilder genannt werden können."

3) Hydrophis chloris (Shootur sun *Russ.* nat. hist. of Ind. and Corom. Serp. Vol. II. p. 8. No. 7. t. 7. L'hydr. chloris. Hydr. chloris *Daud.* Hist. nat. des Rept. T. VII. p. 377. t. 90. Hydrophis chloris *Cuv.* Règne animal. T. II. p. 74. Nota 4. Grünringige Pelamide. Pelamis chloris *Merrem*, Syst. Amph. p. 139. No. 4). Der Kopf ſehr klein, länglich, oben und an den Seiten platt, die Kiefer ſtumpf, gleichlang, Giftzähne wie bei voriger Art, die Zähne des Unterkiefers ſehr klein, nach Hinten gebogen, der Bauch gekielt, die Schuppen kielförmig, dachziegelförmig, über einander liegend, auf dem Rücken eiförmig, ſonſt kreisrund, auf dem Bauche viel ſchmäler, die allgemeine Farbe dunkelblau, auf Schwanz und Bauch etwa 60 hellgrüne Querbinden, welche um den Hals ganze Ringe bilden. Die Länge drei bis vier Fuß. Dieſe Schlange findet ſich an denſelben Orten, wie die vorige und hat dieſelbe Lebensweiſe. Sie ſcheint eierlegend, lebendig gebärend, denn Ruſſel fand in dem Bauch eines Weibchens zwei wohlgebildete Junge und ein nicht ausgeſchliffenes Ei.

4) Pelamis major *Shaw*. Hier ſcheint eine große Verwirrung zu beſtehen. Fitzinger führt dieſe Art unter der Gattung Disteira mit folgenden Kennzeichen und Synonymen auf. Kennzeichen: Kopf mit neun Schildern in vier Querreihen (2. 2. 3. 2.), Schuppen des Rückens neben einander liegend, ſtumpf, gekielt. Bauchſchildchen doppelt, ſtumpf, gekielt: 200, Schwanzſchildchen: 50, Schwanz $\frac{1}{7}$ der ganzen Länge. Oben bläulichweiß, mit dunkel ſchwarzbraunen, auf dem Rücken breitern, auf dem Bauche ſchmälern, bisweilen zuſammenfließenden Querbändern. Synonyme: Anguis laticauda *Linn.* Mus. Ad. Trid. Tom. II. p. 48. Anguis laticauda *Linn.* Syst. nat. ed. 12. Tom. I. p. 392. Laticauda imbricata *Laurent.* Syn. Rept. p. 110. No. 241. Serpent à queue applatie et à anneaux *Vosmaer*, Monogr. f. 2. Anguis laticauda *Gmel. Linn.* Syst. nat. T. I. P. III. p. 1121. Coluber laticaudus. Var. β. *Gmel. Linn.* Syst. nat. T. I. P. III. p. 1107. Anguis Xiphura *Hermann* Tab. aff. p. 269. Serpent à large queue *Valmont de Bomare*, Dict. d'hist. nat. La Queue lancéolée *Lacép.* Hist. nat. des Serp. T. II. p. 449. Tatta pam. *Russ.* nat. hist. of Ind. and Coromand. Serp. Vol. II. p. 49. No. 44. t. 44. Hydrus fasciatus *Schneider*, Hist. Amph. Fasc. I. p. 240, 250. Breitſchwänzige Blindſchleiche oder bandirte Waſſerſchlange Bechſtein. Lacépède, Naturgeſch. der eierleg. vierfüß. Thiere und Schlangen. Bd. V. S. 149. Taf. 15. Fig. 1. L'hydrophis à queue lancéolée. Hydrophis laticauda *Latr.* Hist. nat. des Rept. T. IV. p. 195. L'Enhydre dorsale. Enhydris dorsalis *Latr.* Hist. nat des Rept. T. IV. p. 266. La Pelamide fasciée. Pelamis fasciatus *Daud.* Hist. nat. des Rept. T. VII. p. 362. L'enhydre dorsale Enhydris dorsalis *Daud.* Hist. nat. des Rept. T. VII. p. 235. Le Plature de Laurent. Platurus Laurentii *Daud.* Hist. nat. des Rept. T. VII. p. 230. L'Orvet mamillaire. Anguis mamillaris *Daud.* Hist. nat. des Rept. T. VII. p. 340. Short Hydrus. Hydrus curtus *Shaw*. Gen. Zool. Vol. III. P. II. p. 558. t. 124. Great Hydrus. Var.? Hydrus major. Var.? *Shaw*. Gen. Zool. Vol. III. P. II p. 559. Blueish Hydrus. Hydrus caerulescens *Shaw*. Gen. Zool. Vol. III. P. II. p. 561. Fasciated Hydrus. Hydrus fasciatus *Shaw*. Gen. Zool. Vol. III. P. II. p. 563. Hydrophis laticauda. *Cuv.* Règne animal. T. II. p. 75. Nota 4. Shawiſche Pelamide. Pelamis Shawii *Merrem*, Syst. Amph. p. 139. No. 5. Bandirte Pelamide. Pelamis fasciatus *Merrem*, Syst. Amph. p. 139. No. 7. Scharfrückige Chittule. Enhydris curtus *Merrem*, Syst. Amph. p. 140. No. 10. Tatta Bloedauge Typhlops mamillaris *Merrem*, Syst. Amph. p. 158. No. 3. Fitzinger hat nach den vorſtehenden Synonymen nicht weniger als fünf von Merrem aufgeführte Schlangenarten in eine vereinigt, ob nach wirklicher Anſicht, läßt ſich nicht entſcheiden; indeſſen führt er Disteira fasciata in dem Verzeichniſſe der Schlangen an, welche ſich in dem kaiſerl. königl. Cabinet in Wien befinden. Dagegen ſind die ſämmtlichen Arten indiſcher und namentlich javaneſiſcher Schlangen; daher man auf der andern Seite wol Boie recht gut Glauben ſchenken kann, wenn er die hier vereinigten Arten als beſondere betrachtet, um ſo mehr, als er Ruſſel für ſich hat, der, wie ſchon erwähnt, die meiſten lebend beobachten konnte. Boie ſagt von der erſten Merremſchen Art, Pelamis Shawii *Merrem* (Hydrus major *Shaw* Gen. Zool. III. p. 558. t. 124. ?Herm. tab. affin. p. 269. *Schneider*, H. Amph. II. p. 250. ?Enhydris dorsalis *Latreille*, Rept. IV. p. 206), welche er mit Shaw Pelamis major nennt: „Die erwähnten Varietäten ſind jedoch wahrſcheinlich verſchiedene Arten. Im leydener Muſeum ſteht dieſer Art H. Brugmansii ſehr nahe und unterſcheidet ſich hauptſächlich durch die mehr oder weniger rhombiſch ſechseckigen Schuppen, welche insgeſammt ſchwache, abgeſtumpfte Kiele haben, und zwei Kiele auf der Schuppenreihe auf der Mitte des Bauches, wodurch eine Längsfurche gebildet wird, deren auch Shaw gedenkt. Die Abbildung bei Letztern iſt ſehr gut." Von Pelamis fasciatus gibt Boie an, daß er beſtimmt eine eigene Species ſei. Über Enhydrus curtus und caerulescens läßt er ſich nicht weiter aus, ſtellt aber beide nicht zu Pelamis, ſondern zu Hydrus, betrachtet ſie folglich ſogar als der Gattung nach verſchieden von den erſtgenannten Arten; bei Boie aber, dem die Vergleichung ſo vieler indiſcher Schlangen nach natürlichen Exemplaren zu Gebote ſtand, iſt denn doch kaum anzunehmen, daß er ein und dieſelbe Art in verſchiedene Gattungen gebracht haben würde. Was endlich das letzte Synonym betrifft, ſo zieht Boie daſſelbe zu einer ganz andern Art, nämlich zu Hydrus gracilis. Solche Widerſprüche und Verwirrungen können nur durch genaue Vergleichungen vieler natürlicher Exemplare, am beſten lebender, entſchieden werden, und wir hoffen, daß Boie in der Erpetologie de Java dieſen Gegenſtand nächſt andern Dunkelheiten aufklären werde. Vergl. H. gracilis.

5) Pelamis chistosus (Hoogli Pattee *Russel*, Nat. hist. of Ind. and Coromand. Serp. Vol. II. p. 11.

No. 10. t. 10. L'hydrophis ardoisé. Hydrophis schistosus *Daud.* Hist. nat. des Rept. T. VII. p. 386. Hydrophis schistosus *Cuv.* Règne animal. T. II. p. 74. Nota 4. Schieferfarbene Pelamide. Pelamis schistosus *Merrem*, Syst. Amph. p. 139. No. 6). Der Kopf klein, länglich, zugerundet, ſtumpf, der Mund klein, die Augen oval, der Bauch kielförmig, der Schwanz etwas ſpitzig, die Schuppen eiförmig, auf dem Rücken gekielt und dachziegelförmig liegend, an den Seiten glatt, klein, eiförmig, dachziegelförmig liegend, und glatt am Bauchkiele, der Kopf ſchwarz, der Schwanz blau, die Seiten und der Bauch blaß, lederfarben, die Länge ungefähr drei Fuß. Sie lebt ebenfalls unweit Calcutta in einem ſalzigen Fluß und ſcheint ſehr giftig zu ſein, indem ein von ihr gebiſſener Vogel in fünf Minuten ſtarb.

Gattung Hydrus.

1) H. spiralis *Shaw* (Spiral Hydrus. Hydrus spiralis *Shaw*, Gen. Zool. Vol. III. P. II. p. 564. t. 125. Hydrophis spiralis *Cuv.* Règne animal. T. II. p. 73. Nota 4. Schiefe Chittula. Enhydris spiralis *Merrem*, Syst. Amph. p. 140. No. 9). Merrem gibt als Kennzeichen an: Der Schwanz unten ſchuppig, die Schuppen eiförmig, der Rücken ſehr ſcharf gekielt. Der Rumpf iſt zuſammengedrückt, der Bauch ſtumpfkantig, der Schwanz beträgt $\frac{1}{17}$, nach Fitzinger $\frac{1}{14}$ der Körperlänge, er iſt ſehr breit, ſcharf gerandet, ſpitzig. Der Kopf iſt ſchwarzbraun, der Körper gelblich, mit ſchwarzbraunen, auf dem Rücken ſchmälern, in eine Längsbinde zuſammenfließenden, auf dem Bauche breitern Querbinden, und eine Reihe herunter brauner Flecken auf dem Bauche. Das Vaterland iſt unbekannt, wahrſcheinlich aber auch in Aſien zu ſuchen.

2) H. caerulescens (*Shaw*, Gen. Zool. III. p. 561. *Merrem*, Syst. Amph. p. 140. Enhydris caerulescens). Der Schwanz unten ſchuppig, die Schuppen ſechseckig, abgebrochen gekielt, Rücken und Bauch ſtumpfkantig. Vaterland: Oſtindien.

3) H. doliatus Shiddil *Russel*, Nat. hist. of Ind. and Coromand. Serp. Vol. II. p. 14. No. 12. t. 12 [2]). Disteire cerclée. Disteira doliata *Lacépède*, Mém. sur plusieurs animaux de la nouvelle Hollande. Annales du Musée nation. d'hist. nat. T. IV. p. 199, 210. t. 57. f. 2. Disteira doliata *Oken*, Naturgesch. T. III. P. II. p. 234. No. e. Hydrophus doliatus *Cuvier*, Règne animal. T. II. p. 74. Nota 4. Geringelte Chittule. Enhydris doliatus *Merrem*, Syst. Amph. p. 140. No. 11). Der Kopf abgeſtutzt, mit neun Schildern, der Rumpf ſpindelförmig, der Schwanz breit, eiförmig, beträgt ein Sechstheil der Körperlänge nach Merrem, über ein Achtheil nach Fitzinger, die Schuppen des Rückens neben einander liegend, ſpitzig, ſtumpf, gekielt, die Bauchſchilder doppelt, gekielt, die Farbe gelblichweiß, mit ſchwarzen, bisweilen zuſammenfließenden Querbinden. Das Vaterland: Aſien, das indiſche Meer, auch Auſtralien.

2) Boie hält dieſe für eine beſondere Art.

4) H. laevis. L'aipysure lisse. Aipysurus laevis *Lacépède*, Mém. sur plusieurs animaux de la nouvelle Hollande. Annal. du Mus. nation. d'hist. nat. T. IV. p. 197, 210. t. 56. Aipysurus laevis *Oken*, Naturgesch. T. III. P. II. p. 234. No. o. Hydrophis laevis *Cuvier*, Règne animal. T. II. p. 74. Nota 4. Glatte Chittule. Enhydris laevis *Merrem*, Syst. Amph. p. 140. No. 12. Der Kopf klein, mit 13 Schildchen bedeckt, der Nacken ausdehnbar, breiter als der Kopf, die Schuppen glatt, rautenförmig, der Schwanz nach Merrem ein Achttheil, nach Fitzinger nur $\frac{1}{13}$ der Körperlänge betragend, ſehr zuſammengedrückt, verkehrt eiförmig, ſtumpf. Die Farbe lichtröthlichbraun, ungefleckt. Findet ſich im Meere bei Neuholland.

5) H. nigrocinctus. Kerril Pattae *Russ.* Nat. hist. of Ind. and Coromand. Serp. Vol. II. p. 6. No. 6. t. 6. L'hydrophis à bandes noires. Hydrophis nigrocinctus *Daud.* Hist. nat. des Rept. T. VII. p. 380. Hydrophis nigrocinctus *Cuvier*, Règne animal. T. II. p. 74. Nota 4. Schwarzringige Chittule. Enhydris nigrocinctus *Merrem*, Syst. Amph. p. 140. No. 13. Leioselasma nigrocincta *Fitzinger*). Der Kopf klein, länglich, ſtumpf, oben ſchwach gewölbt, mit 10 Schildern, an den Seiten abgeplattet, die Naſenlöcher vertical und zugerundet, der Mund weit, die Kiefern gleichlang, die Augen ſeitlich, der Hals breiter als der Kopf, der Rücken zugerundet, der Bauch kielförmig, der Schwanz kurz, die Schuppen dachziegelförmig, über einander liegend, eiförmig und glatt, auf dem Halſe gekielt, an den andern Theilen kreisrund, in den Seiten und am Bauche, bedeutend breiter unter dem Bauch und unter dem geſchildeten Schwanz. Auf dem Rücken olivengrün, der Bauch gelb, 58 bläulichſchwarze Binden um den Körper, neun um den Schwanz, die Länge über drei Fuß. Sie findet ſich ebenfalls in Oſtindien und iſt ſehr giftig, ein von ihr in den Schenkel gebiſſener Vogel ſtarb in zehn Minuten.

6) H. cyanocinctus Chittul. *Russel*, Nat. hist. of Ind. and Coromand. Serp. Vol. II. p. 10. No. 9. t. 9. Hydrophis cyanocinctus *Cuvier*, Règne animal. T. II. p. 74. Nota 4. L'hydrophis à bandes bleues. Hydrophis cyanocinctus *Daud.* Hist. nat. des Rept. T. VII. p. 383. Blauringige Chittula. Enhydris cyanocinctus *Merrem*, Syst. Amph. p. 141. No. 14. Leioselasma cyanocincta *Fitzinger*. Der Kopf klein, länglich, zugerundet, ſtumpf, etwas breiter als der Hals, mit neun Schildern, der Mund klein, der Hals cylindriſch, der Rumpf oben rund, unten gekielt, die Schuppen klein, glatt, dachziegelförmig über einander liegend, eiförmig, größer unter dem Bauche, kreisrund an den Seiten, der Schwanz nach Merrem $\frac{1}{17}$, nach Fitzinger $\frac{1}{16}$ der Länge betragend. Sechszig hellblaue Ringe ſind durch andere gelblichweiße von einander geſchieden, die Länge iſt fünf Fuß. Das Vaterland iſt das der vorigen. Sie iſt ebenfalls ſehr giftig, indem ein gebiſſener Vogel in acht Minuten ſtarb.

6) H. striatus (Leioselasma striée. Leioselasma striata *Lacépède*, Mém. sur plusieurs animaux

la nouvelle Hollande. Annal. du Mus. nation. st. nat. T. IV. p. 198, 210. t. 57. f. 1. Leiosma striata *Oken*, Naturgesch. T. III. P. II. p. Nota 4. Hydrophis striatus *Cuvier*, Règne ıal. T. II. p. 74. Nota 4. Kielschuppige Chittule. ydris striatus *Merrem*, Syst. Amph. p. 141. 15). Die Schnauze abgestumpft, auf dem Kopfe Schilder in vier Querreihen, der Rumpf spindelig, mit rautenförmigen, gekielten Schuppen, die chschildchen glatt, der Schwanz zusammengedrückt, und unten scharf kantig, gleichbreit, hinten abget, unten geschildet, nach Merrem $\frac{1}{12}$, nach Fitzin- $\frac{1}{8}$ der ganzen Länge betragend. Der Kopf schwärzr Körper gelblich, auf dem Rücken eine Reihe r schwarzer runder Flecken, welche bisweilen zusamließen. Vaterland: bei Australien.

7) H. gracilis *Shaw* (Kadell Nagam *Russel*, hist. of Ind. and Coromand. Serp. Vol. II. p. No. 13. t. 13 [3]). Slender Hydrus. Hydrus gra- *Shaw*, Gen. Zool. Vol. III. P. II. p. 560. Dünne ule. Enhydris gracilis *Merrem*, Syst. Amph. p. No. 16. Typhlops mammillaris *Merrem*, Syst. h. p. 158. Tatta pam. *Russel*, Ind. Serp. p. 44. Anguis mammillaris *Daudin*, Rept. VII. 40). Nach Russel der Kopf sehr klein, auf dem rzgefärbten Körper 58 weiße Ringe, welche auf der des Rückens eine schmale Stelle haben, und auf Schwanz unterbrochen sind. Die Länge 9¼ Zoll, Schwanz 2 Zoll. Das erste Paar der Kopfschilder kig und in demselben die Nasenlöcher, das zweite von derselben Gestalt, aber kleiner, das Wirbelsechseckig, die Hinterhauptschilder so lang als die en zusammengenommen, oval, vorn zugespitzt, hinnen dreieckige kleine Schilder. An der indischen üste gefangen. Russels Kadell-Nagam weicht ganz der Farbe und auch sonst, sie ist schiefergrau, an Seiten gelblich, mit einer breiten, gezähnten, schiuen Längsbinde, daher wol offenbar eigene Art.

8) H. Valakadyen (*Russel*, Nat. hist. of Ind. Coromand. Serp. Vol. II. No. 11. p. 13. t. 11. ira Russelii *Fitzinger*). Die Mundwinkel sind eser Art sonderbar eingezogen, der Wirbelschild lanmig, und bildet blos hinten einen spitzen Winkel, rigen Kopfschilder wie bei Coluber. Zwei hintere in vorderer Augenrandschild. Die obere Kinnlade er breit als die untere, Kehle, Rücken und Bauch abrupt carinirten Schuppen bekleidet. Drei bis Zoll unter der Kehle beginnt eine hin und wieder rochene Längsreihe von Schuppen, die etwas grös die des Körpers, mehr abgerundet sind und eine wei Kiele haben. An der Spitze des Schwanzes gespitztes Schild. Drei sehr tief stehende Tempolder. Die Nasenlöcher stehen in den vordern Stirnrn. Das Vaterland ist Asien und das indische Meer, uebar. Die Farbe ist oben schiefergrau, unten hweiß.

9) H. Brugmansii. H. *Boie* (Isis XX. S. 554). Körper spindelförmig, vom Kopfe nicht abgeschieden, in der Mitte aber um das Dreifache stärker. Obere und untere Kinnladen von gleicher Breite. Ein vorderer und ein hinterer Augenrandschild, ein Temporalschild auf jeder Seite, der nicht ganz das Ende des Hinterhauptschildes erreicht. Hinter dem After eine Art von Einschnürung. Der Schwanz bis auf die Dicke von einigen Linien comprimirt. Schuppen der Kehle nicht carinirt. Längs dem Bauch eine Reihe ungekielter, schmaler Schilder, die gegen den Schwanz in Schuppen übergehen. Augen sehr klein und weit nach Hinten stehend. Diese Art findet sich in dem Museum zu Leyden. Boie gibt das Vaterland nicht an, es ist aber wahrscheinlich Indien.

9) H. atricapillus *Reinwardt* (ib.). Eine Art mit gekielten Schuppen, auf der Reise dieses Gelehrten nach den molukkischen Inseln auf dem Meer unweit Borneo gefangen. Eine weitere Beschreibung hat Boie nicht gegeben (Isis a. a. O. S. 554).

10) H. carinatus *Cuvier* (ib.). Diese Art findet sich im pariser Museum. Auf der Mitte des Bauches steht eine Reihe Schuppen, welche in der Mitte einen Dorn haben. Auf der obern Seite des Körpers sind nur vorn carinirte Schuppen vorhanden.

Gattung Platurus.

1) P. fasciatus *Daudin* (Coluber laticaudatus *Linn.* Mus. Adolphi Frid. T. I. p. 31. t. 16. f. 1. Coluber laticaudatus *Linn.* Syst. nat. ed. XII. T. I. p. 383. Laticauda scutata *Laurent.* Syn. Rept. p. 109. No. 240. Coluber laticaudatus *Gmel. Linn.* Syst. nat. T. I. P. III. p. 1107. Coluber laticaudatus *Thunberg*, Diss. I. Mus. nat. acad. Upsal. p. 11. Coluber laticaudatus *Gray*, Philos. Transact. Le Serpent large-queue *d'Aubenton*, Encycl. méthod. Le Serpent large-queue *Bonnaterre*, Ophiol. p. 41. No. 103. t. 20. f. 36. La Queue plate *Lacépède*, Hist. nat. des Serp. T. V. p. 194. Hydrus colubrinus *Schneider*, Hist. Amph. Fasc. I. p. 283. Breitschwänzige Natter Bechstein. Lacépède's Naturgeschichte der eierlegenden vierfüß. Thiere und Schlangen. Bd. III. S. 368. Taf. 20. Fig. 1. La Plature fasciée. Platurus fasciatus *Latreille*, Hist. nat. des Rept. T. III. p. 286. f. 5. T. IV. p. 185. Le Plature fascié. Platurus fasciatus *Daudin*, Hist. nat. des Rept. T. VII. p. 226. t. 85. f. 1. Colubrine Hydrus, Hydrus colubrinus *Shaw*, Gen. Zool. Vol. III. P. II. p. 556. t. 123. Platurus colubrinus *Oken*, Naturgesch. T. III. P. II. p. 232. No. 1. Le Plature à bandes. Platurus fasciatus *Cuvier*, Règne animal. T. II. p. 82. Bandirter Breitschwanz. Pandurus fasciatus *Merrem*, Syst. Amph. p. 142. No. 1). Der Kopf mit neun Schildern in vier Querreihen (2. 2. 3. 2.), die Schuppen des Rückens über einander liegend, glatt, der Schwanz über $\frac{1}{5}$ der ganzen Länge betragend. Der Kopf auf dem Scheitel rothbraun, an den Seiten gelblichweiß, der Körper oben bläulichgrau, unten gelblichweiß, mit rothbraunen Querbinden. Vaterland: Asien und indisches Meer.

[3]) Boie hält diese für eine eigene Art.

In Waglers Icones Amphibiorum findet ſich noch ein Hydrus melanurus abgebildet. (D. *Thon.*)

Hydrus, Hydra (Aſtron.), ſ. Waſſerſchlange.

HYDRUSA war ein kleines Eiland an der attiſchen Küſte, Ärona gegenüber. *Strabo* IX. p. 398. (*Kanngiesser.*)

HYDRUSSA iſt ein Name, der, wie Plinius (IV, 20, 22) meldet, von Einigen den cykladiſchen Inſeln Ceos, Andros und Tenos beigelegt wurde. Wahrſcheinlich war dieſer Name nicht von der Waſſerfülle ὑδρόεσσα (ὕδωρ), ſondern von den Waſſerſchlangen ὕδρος vel ὕδρα), die den Inſeln beſchwerlich waren, entlehnt. (*Kanngiesser.*)

HYDRYNDES, wörtlich Waſſernymphen, ſtehen mit Pan, dem arkadiſchen Hirtengott, in Verbindung. Die Arkadier erzählen, daß er die gewöhnlichen Hirtenlieder oder Hirtenmelodien auf ſeiner ſiebenröhrigen Syringe in Melpeia (Singart) zuerſt geblaſen [1]), und vom Berge Mänalos ſich oft hören laſſe [2]), und eigenen ſich die Erfindung der Syringe zu, obgleich Homer und Heſiod derſelben ſchon erwähnen [3]). Nach einer Localſage verfolgte Pan mit Liebe die Najade Syrinx, welche bis an den mit Schilfrohre bewachſenen Fluß Ladon in Arkadien floh, und dieſen um Rettung ihrer Unſchuld flehete. Ihre Schweſtern verwandelten ſie in Schilfrohr. Der Lüſterne ſchnitt zum Andenken an dies Abenteuer einige Stengel ab, blies hinein und lieblichere Töne, als die der Nachtigall [4]), hörte er [5]). Er erfand die Syringe und weihete ſie dem Vergnügen der Hirten. Durch Wald, Thal und Triften drang dieſe Muſik, und wann man ſie hörte, tanzten im Walde die Hamadryaden, am Ufer der Flüſſe die Hydrynden [6]). (*Schincke.*)

Hydurabad, ſ. Hydrabad.

HYELLIUM war ein Städtchen an dem obern Theile des Mäanders, wo ſich früher eine Brücke über dem Fluſſe befand. Niketas (VI. p. 102) erwähnt daſſelbe bei Gelegenheit eines Treffens, in welchem ums J. 1177 Johann Watatzes die Türken von Ikonium ſchlug, unter der Regierung des Kaiſers Manuel Komnenus. (*Kanngiesser.*)

Hyelographie, ſ. Hyalographie.

HYEREN (die), Stoechades der Römer. Inſelgruppe aus vier Inſeln beſtehend, im mittelländiſchen Meere, der Stadt Hyères gegenüber und deren Rhede ſchließend. Sie heißen von Weſten nach Oſten Porquerolles, Bagneau, Port Croß, Levant oder Titan, und beſtehen aus nackten Felſen, faſt ohne Bäume und nur wenig bebaut, aber die Orange wächſt hier wild, und daher nannte man ſie früher Goldinſeln. Nur die drei größern Inſeln, Porquerolles, Port Croß und Levant, welche auch Forts haben, ſind bewohnt. (*Klaehn.*)

1) *Paus.* VIII, 38. 2) l. c. VIII, 36. 3) Il. X, 31. *Hesiod.* Scut. Herc. 278. 4) *Homer.* Hymn. in Pan. 16. 5) *Ovid.* Metam. I, 689 sq. Voß zu *Virgil.* Ecl. 1. Bd. S. 70 fg. *Servius* ed. Lion. Tom. II. p. 107. 6) Einen ernſten kosmologiſchen Sinn verträgt dieſer λόγος wol nicht. Creuzer, Symbol. 3. Bd. S. 247.

HYÈRES, Stadt und Hauptort eines Cantons im Arrondiſſement von Toulon des franzöſiſchen Vardepartements. Sie liegt am Südabhange der Gebirgskette des Maures und eine Stunde vom Meer entfernt, theils am Abhange eines Felſens, theils am Fuße deſſelben, unter 43° 7′ 23″ und 23° 48′ 1″ öſtl. Länge von Ferro. Sie iſt ſehr ſchlecht gebaut, überhaupt ſehr häßlich, aber ihre Lage iſt maleriſch und ihr mildes Klima zieht eine große Anzahl von Fremden hierher, und begünſtigt einen ſehr ausgedehnten Garten- und Obſtbau. Beſonders zieht man ſehr viele Citronen, Pomeranzen, Bergamotten, Granaten, Oliven, und treibt damit einen ausgebreiteten Handel. Der Garten Fille's z. B. trägt allein jährlich an 24,000 Franken ein. Die Zahl der Einwohner beträgt nach Briand-de-Vergé 7620. Das Meer bildet in der Nähe die Rhede von Hyères. (*Klaehn.*)

HYES wurde bei Einweihung in die ſabaziſchen Myſterien in der Schlußformel: Εὐοῖ! Σαβοῖ! Ὗης! Ἄττης! angewendet, und ſo Dionyſos auch Regendionyſos genannt, da Bochart [1]) ſchwerlich Recht hat, wenn er dieſe Worte aus dem Semitiſchen ableitet, und Ὗης durch Feuer, Licht überſetzt. Noch anders faßt Sickler [2]) die Bedeutung. Dieſen Beinamen des Dionyſos hat man von der Göttermutter Hye [3]), auch von dem Regen, der gewöhnlich am Dionyſosfeſte fiel, ableiten wollen [4]). Dieſer fernen Ableitung bedarf es aber nicht, weil die Griechen den Dionyſos ſchon als Herrn der feuchten Natur Ὗης nennen, und er ſelbſt heißt ſo als Stiergehörnter [5]). Vielleicht iſt er auch von ſeinen Pflegerinnen, den Hyaden, ſo genannt [6]). Man nennt auch Ζεὺς ὄμβριος (oder ὑέτιος) Ὗης, und meint, daß Dionyſos Ὗϊς zum Unterſchiede ſo genannt worden [7]). (*Schincke.*)

HYETIOS, ὑέτιος, Regenſpender, wird Zeus genannt, und hat als ſolcher ſeine Geburtsſtätte auf dem Gebirge Tmolos *), und in Trophonios' Hain ein Denkmal im Freien **). (*Schincke.*)

Hyetometer, Hyetoskop, ſ. Regenmeſſer.

HYETTOS (Ὑηττός), war ein Dorf in Böotien an der nordöſtlichen Spitze des Sees Kopais, ausgezeichnet durch einen Tempel des Herkules, deſſen Bildſäule dort aus einem rohen Steine beſtand. Die Kranken ſuchten und fanden hier Hilfe. Das Dorf gehörte zu dem orchomeniſchen Gebiet. Als Orchomenus in der Stadt gleiches Namens regierte, flüchtete zu ihm Hyettos aus Argos, weil er Molyros, den er im Ehebruche bei ſeiner Frau angetroffen, ermordet hatte. Orchomenus räumte ihm ein Stück Landes ein, worauf Hyettos das nach ihm benannte Dorf erbaute. Stephanus merkt an, daß Manche Hyettos Aſpledon genannt hätten, vielleicht, weil die Einwohner Aſpledons wegen Waſſermangels ihre Stadt verlaſſen und nach Hyettos gezogen waren. *Pausan.* IX, 24, 36, 38. (*Kanngiesser.*)

1) Can. I. c. 18. p. 441. 2) *Kadmus* p. CIII sq.; vergl. mit p. CXXVII. 3) *Suidas* u. d. W. 4) *Plutarch*, De Osir. et Isid. p. 346. D. p. 493. *Wyttenb.* 5) Schol. zu *Aratus* Phaenom. 173. 6) Ibid. 7) Suidas unterſcheidet ſo. Creuzer, Symbol. 3. Bd. S. 361.

*) *Joh. Lyd.* de mens. p. 96. **) *Paus.* IX, 39, 3.

HYETUSSA war ein Eiland im ikariſchen Meere, der Küſte Kariens gegenüber gelegen. *Plin.* V, 31. (*Kanngiesser.*)

HYFIABERG, Berg oder kleine Anhöhe im Reiche der nordiſchen Venus, deſſen Namen und Beſchaffenheit näher anzugeben der Anſtand verbietet *). (*Schincke.*)

Hygden (Ranulph), ſ. Higden.

Hygea, ſ. Hygieia.

Hygenus, ſ. Hyginus.

Hygiastik, Hygieine, ſ. Diätetik.

HYGIEIA (Ὑγίεια) [1]), die Geſundheit, die Göttin der Geſundheit, die Salus der Römer. Was bei Athenäos [2]) der Dichter Ariphon ſingt: „Doch, ohne dich iſt Niemand glücklich," wird von den Geſunden ſelten erkannt, und erſt dann die Geſundheit nach ihrem wahren Werthe geſchätzt, wenn ſie Krankheit unterbrochen und ärztliche Einſicht wieder hergeſtellt hat. Daher kommt dem Heilgott Asklepios die ſegnende Hygieia als Tochter mit vollem Rechte zu, wofür ſie bei den Athenienſern galt [3]). Ein Orphiſcher Hymnus [4]) macht ſie zur Gattin des Heilgottes, doch geſchieht dieſes nicht nach dem gewöhnlichen Genealogiſiren der Dichter. Von einer Tochter oder Gattin des Asklepios wiſſen die älteſten Dichter ebenſo wenig als von ſeiner Apotheoſe. Homer nennt ihn den untadeligen Arzt, und Heſiod kennt ihn gar nicht. Dieſe kurze mythiſche Genealogie entſpann ſich erſt mit ſeinem Eintritt in die Götterreihe, oder mit der Verbreitung ſeiner Verehrung. Wann dieſe begonnen, läßt ſich nicht ſicher beſtimmen. Clemens von Alexandrien [5]) behauptet, ſchon 53 Jahre vor Troja's Zerſtörung habe man ihn verehrt, und Pauſanias [6]) läßt Aleandros, Machaons Sohn, dem Großvater einen Tempel bauen. Die Homeriden beſingen ihn erſt als Gott [7]). Er iſt, das leuchtet aus Allem hervor, ein jüngerer Gott. Welche Ideen das Alterthum in Asklepios und ſeiner Tochter verſinnlichte, eine ſo beſchränkte wol nicht [8]), wie Sickler gibt, daß unter dieſem Namen die vorzüglich in warmſprudelnden Quellen ſich äußernde Geſundheits- oder Heilluft, die von der Sonne ausgehe und mit dem Gewäſſer der Hochgebirge ſich verbinde, in Griechenland anerkannt und verehrt worden ſei. Uns ſcheinen die Erſten, welche die Kräfte der Natur erforſchten, und zur Erhaltung oder Wiederherſtellung der Geſundheit anwendeten und anwenden lehrten, der beſondern Verehrung würdig. Alte Nachrichten beſtätigen, daß Reinigungen, Waſchungen, Luſtrationen nicht blos Sache der Religion, ſondern auch der Geſundheitspflege waren, und Herakles ſich ſchon durch warme Bäder ſtärkte, die ihm Athena entſpringen ließ [9]); und daß die Tempel des Heilgottes theils an warmen Quellen, theils an andern Bädern und Heilquellen der Vorwelt angelegt waren. Aus den heilenden Quellen tauchte gleichſam der Heilgott auf, und die erſten glücklichen Wirkungen ſchufen ſeine Tochter. Heilende Quelle, deren Werth in dem Namen der Tochter geborgen iſt, und Anweiſung, ſie zu gebrauchen, waren der erſte und beſte Arzt der Natur. In der Nähe von Flüſſen und Quellen weihete man gern dem Gotte Tempel und Altäre. Ein geſundes Waſſer, das ſich durch reinen, angenehmen Geſchmack auszeichnete [10]), gab Veranlaſſung, einen Tempel zu bauen. Ein Tempel, der Geſundheit geweiht, erhob ſich am Ladon in Arkadien [11]). Bei Koroneia am meſſeniſchen Golf ſtand ein Asklepiosheiligthum neben der Platanenquelle, die wegen ihrer geſundmachenden Kraft berühmt war [12]). Die Quelle Lerna in Korinth, der Tempel daneben und das Gymnaſium waren zahlreich beſucht [13]). Gewöhnlich hatten auch die Tempel eine geſunde Lage, ſtanden auf Vorgebirgen in fruchtbaren, herrlichen Gegenden, oder von allen Seiten mit Hügeln umkränzt, von Hainen beſchattet und gekühlt, die jeden ſchädlichen Luftzug abhielten, die Luft reinigten; oft auf den höchſten Gipfeln der Berge, mehre außerhalb der Städte, und ſo ward jedes Mittel, das die Natur ohne große Mitwirkung der Kunſt empfahl, benutzt, die Geſundheit zu ſtärken und die zerrüttete zu heilen. Eng waren Vater und Tochter mit einander verbunden durch ihre heilende Kraft, und deshalb von der Kunſt dar- und zuſammengeſtellt. Neben dem Tempel des Vaters ſtand auch der der Tochter [14]). Neben ihm ſtand das Bild der Tochter im Allerheiligſten ſeines Tempels [15]), eine Jungfrau, ſchön gewachſen und mit mild lächelndem Antlitz, in einem bis auf die Füße herabwallenden Talar, mit einer Schale in der Hand, woraus eine ſich bisweilen um ihren ſchönen Arm windende Schlange ſich nährte. So ſtellt ſie die Kunſt dar. Warum Hygieia die Schlange nährt mit Mazza in der Schale? Warme Quellen, enge Felſenritzen, aus denen oft Quellen hervorſprudeln, beſonders waſſerreiche Orte ſind der Schlangen Lieblingsplätze. Die Schlange war dem Griechen der Quelle Bild, als Führerin zu ihr. Vielleicht mochte auch das ſtete Abwerfen der Haut, ihre Verjüngung ihnen den durch den Gebrauch des heilenden Waſſers Geneſenen darſtellen. Mußte Hygieia die Schlange nicht nähren, weil ſie der Geſundheit Göttin war? Aus der Schale, aus welcher man das heilende Waſſer trank, nährte ſie ſie, um ebenfalls ans heilende Waſſer zu erinnern. Sie nährte ſie mit Mazza, einem aus feinem, ſorgfältig behandeltem Gerſtenmehle bereiteten Teige [16]). Die Verehrung, welche Vater und Tochter genoſſen, beſtand in vielen myſtiſchen Gebräuchen, und in der Deutung einer

*) Fiölsv.-Mal. 27.

1) Nicht Ὑγεία, Ὑγέα oder Ὕγια. Für Ὑγίεια ſprechen *Herodot.* II, 77. *Orph.* Hymn. 66, 67. *Herodian* bei *Hermann*, De emend. gr. gr. rat. p. 307 und *Phavorin.* Cf. *Porsoni* Advers. p. 116. Die ſemit. Etymologie von נָגָה, Hiph. הִגְהָה wachſen, groß machen, ſteht der griechiſchen von φέειν ſehr nah. Sickler, über den Mythos des Äskulap. S. 9. 2) *Deipnosoph.* XVI. 20. p. 702. 3) *Pausan.* I, 23, 5. 4) 66, 67. 5) Stromat. lib. II, 11. 6) II, 11, 6. 7) Hymn. ed. *Ilgen.* XXVII. 8) Sickler, Äskulap. S. 10.

9) Weſſeling zu *Diodor. Sic.* IV, 23. p. 269. Böttiger, Aldobrand. Hochzeit. S. 154. 10) *Pausan.* VII, 24. 11) Ib. VIII, 25. 12) Ib. IV, 34. 13) Ib. II, 4. 14) Ib. II, 11, 6. 15) Ib. II, 29. 16) Böttiger, Kunſt und Archäologie (Breslau 1828). I, 1. S. auf der erſten Kupfertafel.

Menge von Symbolen, durch welche ihre Statuen ausgezeichnet waren. Nicht der Laie durfte ihre Bilder schauen, nur die Priester sahen sie, und bewahrten, was sie gesehen, als die tiefsten Geheimnisse. So beschäftigte man die Einbildungskraft der Kranken, und machte sie auf Stunden ihrer Leiden vergessen, und das Geheime, was sie nicht durchschauen sollten, was die Priester sich vorbehielten, nährte in dem Leidenden die Hoffnung der Genesung. Diese Geheimnißkrämerei beförderten später die Pythagoräer, welche bekanntlich ihre ganze Philosophie in gewisse geheimnißvolle Figuren und Zahlen einschlossen. Ihnen galt das sogenannte Pentalpha vorzugsweise als Zeichen der Gesundheit. Sie bedienten sich im Umgange statt des gewöhnlichen griechischen Grußes: χαῖρε, χαίρειν — ὑγίεια, ὑγιαίνειν. Dasselbe Zeichen war der symbolische Gruß und Schluß ihrer Briefe. Wahrscheinlich beruhte die Bedeutsamkeit dieser Figur, welche Lange [17]) kennen lehrt, entweder auf jener dreifachen Verschlingung jener Dreiecke selbst, oder auf der Verbindung der Trias und Dyas, die einzeln schon als Sinnbilder tiefen Sinnes galten [18]). Sie bezeichneten aber damit auch den Tod, den sie eine zweite Genesung nannten. Die erste Geburt war ihnen eine Geburt im Trüben und Finstern, und befleckt mit allen irdischen Flecken, der Tod das wahre Geburtsfest des Menschen, weil jetzt erst das wahre Leben und die Gesundheit der Menschen ihren Anfang nehme [19]).

Ihr Bild ward im Alterthume glücklich von Xenophilos und Straton in einem Tempel zu Argos neben dem ihres Vaters e candido lapide aufgestellt, und die Bilder der Künstler sitzen neben ihnen [20]). In dem Asklepiosheiligthume zu Korinth standen der Heilgott und seine Tochter ebenfalls vereint [21]), wie zu Titane, wo das Heiligthum von Häusern und Cypressenbäumen umgeben und durch eine Mauer von der Stadt getrennt ist. Von den Bildsäulen sieht man wenig. Die hierher wallfahrenden, zahlreichen Kranken haben bei ihrem Abschiede sie beschenkt, die Hygieia mit buntgemalten oder gewirkten Streifen, und die Weiber ihnen abgeschorene Haare geweiht [22]). So ist es noch heute unter den Griechen Sitte: „Die Kranken werden an die Heilquellen gebracht, und wenn sie geheilt von dannen gehen, wird eine Haarlocke oder ein Streifen Leinwand zurückgelassen, als Weihopfer, um die Macht des Heiligen und die Frömmigkeit des Weihenden zu bezeugen“ [23]). Unsere Museen besitzen noch viele Statuen dieser Göttin, die auf Münzen Asklepios und Telesphoros neben sich hat oder den letzten allein [24]). Die Schlange windet sich entweder um ihren Unterleib [25]), oder um ihren Arm, oder um einen neben ihr stehenden Altar oder Baum [26]). Die schönste ihrer Statuen über Lebensgröße und sitzend befindet sich in der Sammlung Rondanini zu Rom [27]); eine andere in dem Palaste Giustiniani sitzend mit einer Schlange auf ihrem Schooß [28]); eine dritte in der florentinischen Sammlung, ein Sturz mit hübsch gefaltetem Gewande, mit einem nicht zur Statue gehörigen Kopf und vielen restaurirten Theilen [29]). Eine vierte, sieben Fuß hoch, sonst auf dem Flur zu Charlottenburg, jetzt wahrscheinlich im Museum zu Berlin, ganz erhalten mit einer großen Haarschleife, wie Artemis [30]). Endlich eine vortrefflich erhaltene Statue von pentalischem Marmor ist in dem Museum zu Cassel. Sie ward zu Porta marina, wo sie mit Asklepios in den Thermis Ostiensibus oder Lavacro Ostiensi, dem Seebade der römischen Vorwelt [31]), stand, gefunden. Sie hat wenig beim Umsturze gelitten. In der Linken trägt sie eine Schale und um die Rechte windet sich eine Schlange. Keine zeigt eine solche Würde, einen edlern Anstand und höhern Charakter, als diese. Ihr Gewand ist faltenreich, aber schön gearbeitet; auf ihrem Gesichte lächelt hohe Milde. Sie trägt, wie andere Göttinnen, ein in der Mitte hohes und auf beiden Seiten niedriges Diadem. Aus alter guter Zeit von einem berühmten Meister ist sie nicht. Sie stand in einer Nische und ist hinten nicht bearbeitet. Man vermuthet, daß sie eine Copie der von Niceratus im Concordientempel zu Rom aufgestellten sei [32]).

In besondere Beziehung zum Staate scheint Hygieia bei den Römern gekommen zu sein. Man erkannte in ihrer Wirksamkeit den Segenseinfluß auf den Staat und sein Wohl, faßte ihn aber volksthümlich auf, die Griechen in politisch-diätetischer, die Römer in rein-politischer Hinsicht [33]). Athena war die große Stadtgöttin; Gesundheit ist die Wiege des Staatswohls. Sie konnte nicht besser für ihre Verehrer sorgen, als wenn sie für ihre Gesundheit wachte und die bisher geheimgehaltene Heilkunst verbreitete. Sie hatte wirklich augenscheinliche Dienste dem Perikles geleistet, der ihr und dem ganzen Götterstaate freundliche Wohnsitze gebaut. Seine Baudenkmale waren vollendet; ein prachtvoller Eingang sollte zu ihnen führen, die Propyläen noch hinzugefügt werden. Ihr Bau hat begonnen. Mnesikles, sein Treuer, besichtigt ihn und stürzt von der Höhe herab. Schwer liegt er darnieder; die Ärzte geben ihn auf; da erscheint dem trübgestimmten Perikles im Traum Athena und offenbart ihm im Gebrauche des Mauerkrautes, Perdicium, später Jungfernkraut, Παρθένιον, genannt, das Mittel, durch welches Mnesikles genas [34]). Perikles selbst heilt ihn und glücklich. Er läßt dieses Kraut für die Nach-

17) a. a. O. 18) *Joann. Lyd.* de mensib. p. 16, 23, 100, ed. *Schow.* 19) Creuzer, Symbol 1. Bd. S. 407 Note. 20) *Pausan.* II, 23, 4. 21) *Pausan.* II, 11, 6. 22) Griechenland und die Griechen; aus d. Engl. von Lindau. S. 52. 23) *Pausan.* II, 11, 6. 24) *Buonarotti* p. 82. *Froelich*, Tentamen, p. 248. 25) *Beger*. Thes. Brandenb. I. p. 67. 26) *Maffei*, Gemm. T. II. tab. 57.

27) Hirt, Bilderbuch. S. 84. 1. 28) *Maffei*, Raccolta di statue. 29) Böttiger, Amalthea. 1. Bd. S. 283. 30) Levezow in Böttigers Amalthea. 2. Bd. S. 361. 31) *Jul. Capitol.* vit. Ant. Pii c. 8. Mus. Pio-Clem. T. II. p. 46. Tav. VI. No. 63. 32) *Plin.* XXXIV, 19, 19. Abgebildet ist sie in dem Musée des Antiques par Bouillon. Livr. XVIII. und in der Gall. de Musée Napoléon. Tom. VI. pl. 397. 33) Läßt sich auch hier das ποιεῖν und πράττειν erkennen? Bernhardy, Grundriß der röm. Lit. (Halle 1830). S. 6. 34) *Plin.* H. N. XXII, 17, 20.

welt anpflanzen [35]). Ein ehernes Standbild der Ἀθηνᾶ Ὑγιεία neben ihrem Altar auf der Burg ward Zeuge seiner Dankbarkeit [36]). Hatten auch schon die Athenienser früher der Göttin einen Altar errichtet [37]), und der Ἀθηνᾶ τῆς σωτηρίας auf der Akropolis ein Heiligthum gebaut [38]), viele Weihgeschenke gebracht und Genesene Votivtafeln aufgehangen [39]), so ward sie als ärztliche Göttin doch erst durch Perikles öffentlich eingeführt und als Göttin des Staats anerkannt. Auch zu Argos hatte sie als Augenheilgöttin, ὀφθαλμίτις, ὀπτιλέτις, als scharfsehende, ὀξυδερκής, einen Tempel [40]), und in Sparta [41]).

Bei den Römern wurde Hygieia unter dem Namen Salus in besonderer Beziehung auf Staatswohlfahrt verehrt. Bald, nachdem Äskulapius in Rom Verehrung gefunden, gelobte auch der Consul C. Jun. Bubulcus im J. R. 447 seiner Tochter Hygieia einen Tempel, der, erbaut auf dem Quirinal an der porta salutaris fünf Jahre später der Göttin Salus — so übersetzte man ὑγιεία — geweiht wurde [42]). Mit Gemälden schmückte ihn 450 Fabius Pictor, und zwar mit so dauernden Farben, daß die Gemälde noch zu Claudius' Zeit glänzten, wo sie mit dem Tempel in der Flamme untergingen [43]). Augustus baute ihn wieder auf, und weihete in demselben der Göttin eine Statue [44]). Es ist kein Zweifel, daß ihr Charakter ein veränderter war, so gesund auch die Lage ihres Tempels sein mochte. Auf breitem, gepflastertem Wege, clivus salutis, der noch jetzt einer der angenehmsten Spaziergänge ist, ersteigt man von der Aberseite den sanften Hügel, athmet reine Luft und genießt rund umher eine herrliche Aussicht [45]). Denn näher bezeichnen sie die Alten als Göttin der Volkswohlfahrt. Sie wird ausdrücklich δημοσία genannt [46]). Am 27. März wurde ihr Fest begangen. In den Denkmälern des Alterthums findet man sie mit einem Kranze von Lorbeer auf dem Haupt und einem Lorbeerzweig in der Hand [47]), meistens aber mit der Opferschale und Schlange, einmal auch eine Sphinx zu ihren Füßen [48]). Als Göttin der Gesundheit und Wohlfahrt sieht man sie bei Hirt [49]), wo sie sitzend mit einer Schale, patera, in der Rechten, die Libation auf einen Altar gießend, an dem sich ein Drache, das Symbol der Gesundheit uno Wohlfahrt, emporwindet, erscheint. Und auf ähnliche Weise gebildet ist noch eine im trefflichsten Styl gearbeitete Marmorstatue in der Sammlung Rondanini zu Rom [50]). (*Schincke.*)

Hygieine, s. Diätetik und Diasostik.

HYGIEMO *), einer der ältesten bei Plinius (H. N. XXXV, 34 ed. Bipont. cap. 8 alior.) erwähnten griechischen Maler, welcher nur mit einer Farbe malte **). (*R.*)

HYGINUS [1]) (C. Julius), der Freigelassene Augusts, nach Einigen ein Hispanier, nach Andern ein Alexandriner, und von Cäsar beim Ende des bürgerlichen Krieges aus Alexandria nach Rom gebracht, genoß den Unterricht des griechischen Grammatikers Cornelius Alexander, der, wegen seiner Kenntniß des Alterthums, der Polyhistor [2]), von Einigen auch die Historie genannt wurde. Hyginus wetteiferte mit seinem Lehrer, gab Unterricht, und wurde über die palatinische Bibliothek gesetzt. Er war der vertraute Freund des Dichters Ovid [3]) und des Historikers Cajus Licinius, welcher sich rühmte, ihn in seiner Armuth unterstützt zu haben [4]). Ihm werden von den Alten folgende Schriften beigelegt: 1) De situ urbium Italicarum oder de urbibus Italicis, beim *Servius* ad Virgil. ad Aen. III, 553. VII, 412, 678, VIII, 597, de origine urbium Italicarum, ad Aen. VIII, 638, liber II. urbium. *Macrob.* Sat. V, 18. 2) De Familiis Troianis. *Serv.* Aen. V, 389. VII, 47. 3) De apibus, wahrscheinlich in einem Werke de Agricultura, in Beziehung worauf Columella (I, 1, 13) den Julius Hyginus gleichsam den Paedagogus agricolationis nennt. Die von den Bienen gegebenen Nachrichten werden ebendas. (IX, 2) ihrer Genauigkeit wegen gerühmt: De apibus neque diligentius quidquam praecipi potest, quam ab Hygino jam dictum est. Die Fabeln von dem Ursprunge der Bienen waren darin nicht übergangen. 4) De viris claris, bei *Ascon. Pedian.* ad Ciceron. Or. c. Pison. in Baiters Schol. Cicer. T. II. p. 13 [5]), oder de vita rebusque illustrium virorum, wovon Gellius (I, 14) das sechste Buch anführt. Hieraus ist die vita et res gestae Scipionis Africani bei *Gellius* VII, 1 genommen. 5) De arte militari, ein ungewisser Titel, welcher nur auf einer Anführung in *Joann. Sarisb.* Poliorc. oder de Nugis Curial. VI, 19. p. 377 beruht [6]). 6) De proprietatibus deorum. *Macrob.* Saturn. 3, 8. 7) De diis penati-

---

35) *Plutarch.* Sull. c. 13. p. 143. Coray. 36) *Plutarch.* Pericl. c. 13. 37) *Aristid.* Hymn. in Minerv. Vol. I. p. 14. Jebb. 38) *Lycurg.* Orat. adv. Leocrat. p. 168, ed. *Hauptmann.* 39) *Pausan.* VIII, 47, 1. *Diogen. Laert.* in vit. Aristot. §. 16. *Thorlacius* in Prolus. acad. p. 144 sq. 40) *Pausan.* II, 24. 41) *Pausan.* III, 18. Anders urtheilt Creuzer, Symbol. 2. Bd. S. 743, als Sprengel, Gesch. der Arzneik. A. A. 1. Th. S. 173. 42) *Liv.* IX, 43. 43) *Plin.* H. N. XXXV, 4. *Tacit.* Annal. XV, 74. *Voler. Max.* VII, 15. 44) *Zonaras* X, 34. *Dio Cass.* LIV, 35. 45) Moritz, Ἀνθουσα. S. 190. 46) *Zonaras* l. c. *Terent.* Adelph. 7, 43. Hecyr. III, 2, 2. 3. *Ovid.* Fast. III, 882. 47) Antichità di Ercolano. T. V. p. 271. 48) *Montfaucon*, Supplem. T. I. pl. 68. No. 10. p. 180. *Wilde*, Gemm. No. 138, 139. 49) Bilderb. Taf. XIII. Nr. 15.

50) Hirt a. a. O. S. 109.

*) Füßli (Künstlerlex. 1. Th. S. 332) nennt ihn irrig *Hygiaenon.* **) Vergl. *Sillig*, Catalog. artificum, p. 232.

1) Dieser Name wird auch Higinus, Hygenus, Yginus und Iginus geschrieben. Iginus kommt auf Inschriften vor. S. *Bode*, Praefat. ad Mythogr. p. XV. 2) Nach Hieronymus (Chron. Ol. CXCII, 4) führte auch Hyginus diesen Beinamen. S. *Morhofii* Polyh. I, 6, 5. p. 42. 3) Daß später Feindschaft zwischen beiden entstanden, und der Ibis Ovids gegen Hyginus gerichtet sei, wie in mehren Handbüchern der Literargeschichte zu lesen ist, beruht auf einer durchaus bodenlosen Vermuthung von Denis de Salvaign, dessen Abhandlung über den Ibis in Burmanns Ausgabe des Ovid Vol. IV. aufgenommen ist. 4) *Sueton.* De ill. Gramm. c. 20. *Nic. Anton.* Bibl. Hispan. I, 1. 5) Die ältern Ausgaben schreiben hier Lucius Higinius, was Baiter mit Popma Frisius in Julius Hyginus geändert hat. 6) Dieser, von der Kriegskunst handelnd, sagt: Quam si quis

bus. *Macrob.* Saturn. III, 4. 8) Exempla. *Gellius* X, 18, vielleicht daſſelbe Werk, das Euſebius Chronicor. Canon. libro priori init. unter *Hygini* historiis singulis verſteht. 9) Cinnae Propempticon. *Charis.* Grammat. I. p. 108 sq. 10) Commentarii in Virgilium, werden beim Servius öfter angeführt. *Gellius* I, 21. Hyginus non hercle ignobilis grammaticus. XVI, 6. Hyginus Julius — in quarto librorum, quos de *Virgilio* fecit. *Macrob.* VI. Saturn. 9. p. 618. Jeune, welcher dieſelben Worte hat, führt quintum librorum an [7]).

Statt aller dieſer verlorenen Schriften beſitzen wir als Werke des Zeitgenoſſen Auguſts: I. Poeticon Astronomicon libri quatuor, ad *M. Fabium* [8]). Das erſte Buch handelt de Sphaera; 2) de Signorum coelestium historiis, in 43 Capiteln; 3) de descriptionibus formarum coelestium, in 40 Capiteln; 4) de quinque circulorum inter corpora coelestia notatione et planetis, in 19 Capiteln. Das Ende fehlt. Dieſes Werk iſt wol größtentheils aus dem Hermes des Eratoſthenes geſchöpft. Es erſchien zuerſt Ferrara 1475. 4. [9]). Dann verbeſſert von Jakob Sextinus und Joh. Santritter bei Ehrh. Ratdolt, Vened. 1482. 4. und wiederum 1485. 4. [10]). Poeticon astron. ab innumeris vitiis repurgatum. *Galingiaci* Opera Jo. Soteris. 1539. fol. Dieſer Ausgabe folgt die von Morelli, Paris 1559, welche wiederum in der Ausgabe von Sanctander 1589 abgedruckt iſt. II. Fabularum Liber, in 277 Abſchnitten, am Ende verſtümmelt. Den Anfang machen Genealogien, die, nach der Weiſe der alten Dichter und Mythographen, mit dem Chaos anheben. Dieſe Compilation iſt höchſt ſchätzbar wegen der Nachweiſungen aus verlorenen Quellen, vornehmlich aus den Tragikern [11]); keinesweges aber das echte und vollſtändige Werk des alten Hyginus, ſondern ein verſtümmelter, in Ausdruck und Sprache verunſtalteter Auszug [12]), welcher kaum dem 2. Jahrh. zugewieſen werden kann; auch nicht frei von Wiederholungen und Widerſprüchen [13]). Es erſchien zuerſt durch Micyllus (Baſel 1535. Fol.) aus einem ſehr verunſtalteten Manuſcript [14]); in Verbindung mit dem Poeticon Astron. und dann wiederum Baſel 1570. Fol. von Jak. Parantius, Paris 1578, wiederholt Leyden 1608, mit Anmerkungen von Jo. Scheffer, Hamburg 1674, nebſt beigefügten Anmerkungen von Thomas Muncker, welche dieſer in einer eigenen Ausgabe erweiterte: Mythographi Latini. C. Julius Hyginus. Fab. Planciades Fulgentius. Lactantius Placidus. Albricus philosophus. (Amstelod. 1681. 2 Voll.), mit ſehr reichhaltigen Commentaren, von denen ihr Verfaſſer mit vollem Rechte ſagt: Quos si fabularum appellavero bibliothecam, haud valde ambitiose fecero. Zu den Fabeln ſind keine Handſchriften benutzt; blos durch Vergleichung mit andern Grammatikern und Mythographen konnten die Verdorbenheiten gehoben, die Dunkelheiten zerſtreut werden. Bei dem Poeticon kamen einige Handſchriften zu Hilfe. Dieſe Ausgabe iſt wiederholt, mit eigenen Zuſätzen und einigen kritiſchen Bemerkungen von Thom. Wopkens, durch Auguſtin van Staveren. (Leyden 1741. 4.)

Außer dieſen beiden Werken führt den Namen Hyginus noch eine zweite Sammlung von 234 Fabeln, welche Angel. Mai in den Auctoribus classicis ex Vat. codd. editis Romae 1832. Tom. III. und Bode in den Scriptoribus Rer. myth. latinis tribus (Cellis 1834) an das Licht geſtellt haben. Sie iſt in drei Bücher getheilt, von denen das zweite die Unterſchrift hat: Explicit liber secundus C. Hygini fabularum. Von der ältern Sammlung iſt dieſe gänzlich verſchieden, und da ihr Verfaſſer weder den Servius noch den Fulgentius, wol aber den Oroſius erwähnt [15]), ſo vermuthet

ediscere voluerit, adeat Catonem — legat, quae Julius Hyginus (Cod. Ignius), quae Vegetius Renatus tradidit. Vielleicht dachte Johannes an das Buch: De Castrametatione.

7) Bode in Praefat. ad Scriptores Rer. myth. tres, p. XIV, findet es nicht wahrſcheinlich, daß der Freigelaſſene Auguſts Verfaſſer dieſer Commentare ſei; nec probabile est Virgilio adhuc vivente quemquam Grammaticum commentarios in Virgilii carmina scripsisse. (S. auch *Heyne*, De antiquis Virgilii interpretibus, im 1. Bde. der Ausgabe.) Derſelbe Gelehrte glaubte, daß auch das Poeticon astron. und die Fabulae nicht von demſelben Verfaſſer herrühren. Praefat. loc. cit. p. XVI. 8) Man glaubt, daß Quintilian darunter gemeint ſei, was mit der Zeit, in welcher beide gelebt haben, nicht zuſammenſtimmt. Es iſt aber überhaupt ſehr zweifelhaft, ob dieſes Poeticon dem liberto Augusti zugetheilt werden könne, da keine Handſchrift deſſelben den Namen Hygius bewährt. Die Übereinſtimmung, welche Antonius in der Bibl. Hisp. l. c. zwiſchen dem Eingange der Zuſchrift und einem Ausſpruche Quintilians (Inst. Or. VIII, 1) zu finden glaubte, reicht zur Beſtätigung jener Meinung keineswegs hin. Indeſſen wird auf dieſe Schrift als auf ein Werk Hygins gedeutet von *Joh. Sarisber.* Poliorc. II, 18. eorum qui scientiam profitentur astrorum alii opinionis errore prolabuntur ad fabulas, in quo deprehenditur et *Hyginus*. 9) Den Herausgebern des Hyginus iſt dieſe Ausgabe unbekannt geblieben. *Laire*, Index Libr. II. p. 263, gibt nur eine kurze Nachricht davon. Genauer iſt ſie beſchrieben von *Dibdin*, Bibl. Spencer. Vol. III. p. 385 sq. Vergl. *Panzer*, Annal. I. p. 395. 10) Aus beiden Ausgaben ſind zahlreiche Facſimiles gegeben in der Bibl. Spencer. Vol. III. p. 386—394. Ein Zuſatz zu dieſem Werke findet ſich aus einer Handſchrift in dem Alten aus allen Theilen der Geſchichte. 8. St. 1764. S. Leipziger Sel. Zeitung. 1764. Nr. 87. S. 693 fg.

11) *Heyne* ad Aen. II. Exc. I. utinam superessent saltem Asclepiadae τῶν τραγῳδουμένων libri. Verum iis aliisque multis amissis, nonnulla superesse videntur in Hygini fabulis ex veteribus tragoediis excerpta; nam major operis, sed luxati, pars ex orbe graecorum mythice est consarcinata, ut inspicienti facile apparet; facto enim a genealogiis deorum initio per Cadmeas ac Thebanas fabulas ad Argonautica, Heracleam et Troica ex more procedit. *Munckeri* Dissert. de auctore Mythologiae fol. Xmo: Ut credamus ergo bonam partem harum fabularum ex Hygino esse desumptam, negari tamen haud potest, cum non pauca illis esse alicunde assuta, tum nonnulla ab homine graece non valde docto in Latinum sermonem versa. *Casp. Barth*, Advers. V. 8. minime unius auctoris liber, sed epitoma ex Hygino et aliis contracta. 12) Daß der Styl weder in Rückſicht auf Reinheit dem Auguſteiſchen Zeitalter angemeſſen iſt, noch eine Spur der Eleganz zeigt, die, nach Columella's Urtheile, dem wahren Hyginus zugetraut werden darf, iſt unverkennbar. Mit Recht ſagt Th. Reineſius (Var. Lectt. III. p. 372): Sunt in Hygino nonnulla, quae vix infima Latinitate subsistant. Der Beweis iſt in Munckers Dissertatio auf das Vollſtändigſte geführt. 13) *Nic. Heinsius* in Epist. ad Muncker. 14) S. Hambergers zuverläſſ. Nachr. 1. Th. S. 561 fg. 15) Daß

der römiſche Herausgeber, daß dieſer Hyginus in das 5. Jahrh. zu ſetzen ſei. Ob aber überhaupt die erwähnte Unterſchrift, die ſich eben nur bei dem zweiten, nicht aber bei den übrigen Büchern zeigt, eine hinlängliche Beglaubigung jenes Namens ſei, kann bezweifelt werden. (*F. Jacobs.*)

HYGINUS oder HYGENUS [1]), wie die Handſchriften ohne Ausnahme leſen, der Gromatiker, Verfaſſer einer Schrift De Castrametatione, auch Gromaticus betitelt: De limitibus constituendis und de conditionibus agrorum. Dieſe Schriften ſind in den Manuſcripten verſtümmelt, verworren und voll der größten Dunkelheiten. Da der Verfaſſer des Werkes de limitibus constituendis, p. 218. ed. *Rigalt.* von der auf Befehl des Kaiſers Trajanus in Pannonien vorgenommenen Ackervertheilung ſpricht, ſo wird hierdurch ſein Zeitalter beſtimmt. Das Werk: de Castrametatione, das Juſtus Lipſius öfter aus einer Handſchrift erwähnt [2]), ward zuerſt in Verbindung mit andern Schriftſtellern über das Kriegsweſen von P. Scriverius (Antw. 1607. 4. und wiederum 1621) edirt. Einen genauen Abdruck der kleinen Schrift aus dem Codex auf 18 geſpaltenen Seiten, mit ausführlichen Anmerkungen und Abhandlungen [3]), gab Rabod Herm. Scheel unter dem Titel: Hygini Gromatici et Polybii Megalopolitani de Castris Romanis quae exstant, cum notis et animadversionibus, quibus accedunt Dissertationes aliquot de re eadem militari *R. H. S.* (Amstel. 1660. 4.). Die Hoffnung zu Commentaren über dieſe Schrift, welche Caſaubonus und Salmaſius gegeben hatten, ſind unerfüllt geblieben. Die übrigen die Ackervermeſſung betreffenden Schriften wurden zuerſt von Adrian Turnebus und einigen Andern edirt (Paris 1554. 4.), dann mit Vermehrungen und Anmerkungen von Nik. Rigaltius (Paris 1613. 4.), endlich von Guil. Goeſius (Amſterd. 1674. 4.), mit beigefügter Abhandlung: De antiquitatibus agrariis [4]). Seitdem iſt für die der Hilfe ſo ſehr bedürftigen Schriften wenig oder nichts geſchehen [5]). (*F. Jacobs.*)

HYGINUS wird als der achte, nach Andern als der zehnte Biſchof von Rom gezählt, verwaltete ſein Amt in der für die Chriſten hier und da ſehr unruhigen Zeit des Kaiſers Antoninus Pius faſt vier Jahre lang von 139 bis 142. Es werden ihm verſchiedene kirchliche Gebräuche, z. B. die Einführung der Pathen bei der Taufe, die Einweihung der Kirchen und einige Verordnungen in der kirchlichen Disciplin zugeſchrieben *), obgleich ſich dagegen manche Zweifel erheben laſſen. Er ſtarb im J. 142. (*Voigt.*)

Hygiometer, ſ. Gesundheitsmesser.

HYGOM, Kirchſpiel in der Frößharde des Amtes Hadersleben des däniſchen Herzogthums Schleswig, mit 590 Einwohnern. Bei Kamptrup in dieſem Kirchſpiele ſind bedeutende Torfſtechereien. (*Klaehn.*)

HYGRIS (Ὑγρις), ein Fluß in Sarmatia Europaea, den man für den jetzigen ruſſiſchen Fluß Donez hält. (*R.*)

HYGROBATAE (Aves). Eine von Illiger (Prodromus Systematis Mammalium et Avium, p. 268) aufgeſtellte Familie der Sumpfvögel mit den Kennzeichen: Rostrum pro generibus varians; pedes grallarii, elongati, cnemidio digitis multo longiore, podio magis minusve palmato. Es ſind zu derſelben die Gattungen Corrira, Recurvirostra, Platalea und Phoenicopterus gezählt, eine nicht gut zu heißende Zuſammenſtellung. (D. *Thon.*)

HYGROBIA *Latreille* (Insecta), Scheuſchwimmkäfer. Eine Käfergattung aus Dytiscus *Linné* geſondert, jetzt zur Familie Hydrocanthari gehörig, von Schönherr (Synonymia Insectorum) Paelobius, von Fabricius Hydrachna genannt. Kennzeichen (*Cuvier*, Règne animal, éd. 2. IV, 426): Tarſen deutlich fünfgliederig, bei dem Männchen die vier vordern an der Wurzel faſt gleichmäßig erweitert in ein längliches Plättchen, die Fühler kürzer als Kopf und Thorax, der Körper eiähnlich, in der Mitte ſehr dick, die Augen vorſpringend. Der Körper iſt länglich, ſtumpf und dick, unten ſtark gewölbt, auf dem Rücken faſt flach. Der Kopf iſt länglich viereckig, das Kopfſchild durch eine tiefe Quernaht abgeſondert. Die Lefze iſt frei und bedeckt, die Kiefern nur zum Theil, die Palpen ragen ganz aus dem Munde hervor. Die Fühler ſind dünn, fadenförmig, eilfgliederig, kaum länger als der Kopf, das erſte Glied groß, aufgetrieben. Der Thorax ſehr kurz, breiter als der Kopf, ſchmäler als die Flügeldecken, an deren Baſis mit dem ſchwach ausgeſchweiften Hinterrande dicht anſchließend. Das Schildchen klein, länglich dreieckig. Die Flügeldecken breit, eiförmig, den Hinterleib ganz umſchließend, und die eingeſchlagenen häutigen Flügel verbergend. Die Beine mäßig lang und dünn, die Schienen floſſenartig, mit Haaren gefranzt, an der Spitze mit zwei Dornen.

---

er aber den Servius wirklich gekannt, und mehre Fabeln aus ihm gezogen habe, weiſt Bode (Praef. p. XIV, XV.) nach.

1) S. Niebuhr, über die Agrimenſoren, S. 536, im Anhange des zweiten Bandes der römiſchen Geſchichte (1812). In der zweiten Auflage (1830) iſt dieſe Abhandlung weggelaſſen, und S. 694 zu einer neuen kritiſchen Bearbeitung der Auctorum finium regundorum von Blume Hoffnung gemacht. 2) De Militia Romana. Lib. V. Dial. III. Opp. T. III. p. 143, fodert er zur Herausgabe der nützlichen Schrift auf. Auch gibt er aus einem ſehr alten Codex dieſer Sammlung Proben in den Electis l. c. 15. p. 84—87. ed. Antv. 1585. 4. Von dieſer Handſchrift ſ. Haſe in Bredows Epist. Paris. p. 208 sq. Vergl. *Pithoeus*, Adversar. Subsec. II. c. 14. 3) Wiederholt in *Graevii* Thes. Antiqq. Rom. T. X. p. 999 sq. 4) Der Inhalt dieſer Ausgabe iſt vollſtändig nachgewieſen in *Fabricii* Bibl. lat. Tom. III. c. 7. p. 511—520. ed. *Ernest.* 5) Niebuhr a. a. O. S. 534. „Von Handſchriften iſt wenig Heil zu erwarten, denn die erſten Ausgaben ſind nach uralten gemacht; andere ſind bei ihnen verglichen und haben eine ſehr geringe Ausbeute gegeben, die entſetzliche Verwirrung des Textes iſt älter als jede, die möglicherweiſe erhalten ſein kann.“ Über die Entſtehung und den Charakter der ganzen Sammlung ſ. Ebendaſ. S. 538, über die bekannten Handſchriften S. 547—555.

*) Namentlich ſchreiben ihm die falſchen Decretalen eine Anzahl von Geſetzen über kirchliche Gebräuche zu.

In Teutſchland iſt der Typus dieſer Gattung H. Hermanni nicht ſelten in ſtehenden Gewäſſern. Dieſer Käfer iſt 4¼ Linien lang, 2⅔ Linien breit. Der Kopf iſt roſtroth, ein Kreis um die Augen ſchwarz, die ſelbſt glänzend ſchwarz ſind; Palpen und Fühler röthlichgelb; Thorax dicht, runzelig, punktirt, Vorder- und Hinterrand ſchwarz, Flügeldecken pechſchwarz, der Wurzel- und Außenrand roſtroth, Bruſt und die letzten Bauchringe ſchwarz, die zwei erſten Bauchringe und die Afterdecke dunkel roſtroth, die Beine roſtgelb, die Füße mit langen, meſſinggelben Haaren, die vordern an der Unterſeite ſchwammartig, weitlöcherig. (Abbildung: Sturm, Teutſchlands Inſecten. VIII. Taf. 200. Hydrachna Hermanni *Panzer*, Fauna. 101, 1. Dytiscus tardus Herbſt, Schriften der Geſellſch. naturforſch. Freunde zu Berlin. IV. Taf. 7. Fig. 3.) (D. *Thon.*)

HYGROCHEMIE (Hygrochemia), iſt ein beſonderer Zweig der Zoochemie, nämlich die Lehre von den chemiſchen Beſtandtheilen der ſowol gas- und dunſtförmigen, als der liquiden Flüſſigkeiten (Säfte) des Thierkörpers im geſunden und kranken Zuſtande (ſ. mein Spec. Chemiae nosologicae [Erl. 1800]), alſo des Blutes und aller daraus ab- und ausgeſonderten Flüſſigkeiten. S. F. A. Webers phyſ. chem. Unterſuch. üb. die thier. Feuchtigk. [Tübing. 1780]. J. Jak. Berzelius, Überblick üb. die Zuſammenſetz. thier. Flüſſigk.; aus d. Schw. überſ. v. Ep. Schweigger [Nürnb. 1814]. J. F. Johns chem. Tabellen des Thierreichs ꝛc. [Berlin 1814. gr. Fol.] H. A. Friedrichs Handb. der animal. Stöchiologie [Helmſt. 1828]. S. 118 fg. Vergl. Zoochemie. (*Th. Schreger.*)

Hygrocirsocele, ſ. Hydrocirsocele.

Hygrocrocis *Ag.*, ſ. Conferva *L.* (atramenti *Lyngb.*)

HYGROGEOPHILA (Mollusca). Eine von Menke (Synopsis Molluscorum, ed. 2. p. 35) aufgeſtellte Ordnung der Gaſteropoden und deren Hauptordnung Coelopnoa gymnostoma. Kennzeichen ſind nicht angegeben, von Gattungen gehören dazu: Carychium, Scarabus, Auricula. (D. *Thon.*)

HYGROLOGIE, HYGROGRAPHIE (Hygrologia, Hygrographia), iſt die allgemeine phyſiſche Lehre von den elaſtiſchen und liquiden Flüſſigkeiten in der Atmoſphäre, und in allen Reichen der Natur, insbeſondere aber die Lehre von den Säften des thieriſchen Körpers (ſ. *Joh. Jak. Plenck*, Hygrologia corp. hum. [Viennae 1794. Teutſch Wien 1794]; dieſelbe mit Anm. von Wf. Davidſon, und mit einer Vorrede u. Anm. von S. F. Hermbſtädt [Berlin 1796]). (*Th. Schreger.*)

Hygroma (von ὑγρός, naß, feucht), 1) die Waſſerſackgeſchwulſt (Abscessus aquosus); ſ. d. Art. 2) (Zool.), ſo viel als Cysticercus.

HYGROMETER (Notiometer), Feuchtigkeitsmeſſer, hygrometra, heißen jene meteorologiſchen Inſtrumente, womit man die Feuchtigkeit der Luft nach Graden zu erforſchen ſucht. Bei den Hygroſkopen, ſie mögen nun eine beſtimmte Form haben oder keine, wird der Feuchtigkeitsgrad eben nicht beachtet. Es gibt theils organiſche, theils unorganiſche Hygroſkope (Hygroscopia), welche mehr oder weniger empfindlich gegen die feuchte Atmoſphäre ſind, und daraus Feuchtigkeiten in ſich aufnehmen. Zu den organiſchen gehören unter andern und zwar aus dem Thierreich: Elfenbein, Fiſchbein, Menſchenhaare, Roßhaare, Federkiele, Darmſaiten, Goldſchlägerhäutchen, Ratzenblaſenhaut, Schafleder, Froſchhaut, Seidencocconfäden u. a.; aus dem Pflanzenreich unter andern: manche Seegräſer oder Seetange, wie Wilidenows Waſſerriemen (Zostera marina) ꝛc., ferner der aufgeblühte Kelch der gemeinen Eberwurz (Carlina vulgaris *L.*), die Grannen verſchiedener Gräſer, beſonders des Wild- und Rauchhafers, die gewundenen Bärte des Samens vom Storchſchnabel (Geranium), hauptſächlich die Samenkapſel des Geranium triste, die Faſern des Andropogon contort., die innere Haut des Schilfrohrs (Arundo Phragmites), die Roſe von Jericho ꝛc., gewundene Hanf- oder auch andere Stränge und Schnüre, friſche Tannen- und andere Holzbreter, dünne Streifen von Mahagoniholz, Kirſchharz und andere Harze, Papier- und Pergamentſtreifen, noch warmes ausgeglühtes Pflanzenkohlenpulver, Weinſteinſalz ꝛc. Unorganiſche Hygroſkope ſind: Der mineraliſche Hydrophan oder das Weltauge, dünne Platten von einem aſchgrauen aſtrachaniſchen Schieferſtein an der Wolga, Lüdicke's künſtlicher Schiefer, Pfeifenthon, mattgeſchliffenes Glas, geglühter ſalzſaurer Kalk, ſalpeterſaurer Kalk, gebrannter Kalkſtein, Ätzkali, ſalzſaures Eiſenoxyd, concentrirte Schwefelſäure und andere Körper, die durch Aufnahme von Feuchtigkeit aus der Luft an Gewicht zunehmen. Neuerlich hat Fiſcher in Breslau, als Mittel, Luftarten ꝛc. zu entwäſſern, das Chlorſilber in Bereicherung mit Zink zu einem hygroſkopiſchen Körper vorgeſchlagen (ſ. Schweigger-Seidels Jahrb. d. Ch. u. Ph. 1829. 8. Heft. S. 462 fg.). Endlich gehören auch hierher jene Bauſteine, die in Gebäuden bei bevorſtehendem Regen- und Schneewetter feucht werden (ſchwitzen), und die Luft ſelbſt, indem ſolche auf hygroſkopiſche Stoffe ebenſo wirkt, als dieſe auf ſie wirken, und alſo nur ein relativer Zuſtand von Luftfeuchtigkeit dadurch ſich erkennen läßt.

Noch ſind alle unſere Hygrometer mehr oder weniger unvollkommene, in ihren Reſultaten unſichere, und zur Ungenauigkeit geneigte Werkzeuge, zumal wenn man damit correſpondirende Beobachtungen anſtellen will, ſodaß man ſich auf die mit denſelben angeſtellten Verſuche ſehr wenig verlaſſen kann, wenn ſie nicht durch anderweitige Wahrnehmungen beſtätigt werden. Sie zeigen nicht unmittelbar eine abſolute Menge des hydroſkopiſch verbundenen Waſſers an, ſondern nur die Grade der Feuchtigkeit, wieviel nämlich die Luft damit überſättigt, und wie ſtark ihre Kraft ſei, Dünſte und Dämpfe abzuſetzen, wobei man das Thermometer zu Hilfe nehmen muß. Die gewöhnlichen Hygrometer beruhen auf Vermehrung des Volumens, den ſie durch die angenommene Feuchtigkeit erhalten. Dieſe Vermehrung iſt eigentlich eine allſeitige, doch läßt ſie ſich häufig, wie z. B. am Holz, an Flachs- und Hanfſchnüren ꝛc., in der einen Di-

on mehr als in der andern unterſcheiden. Übrigens nicht das mit der Luft verbundene, ſondern nur ich aus derſelben in Bläschen niederſchlagende Waſ- groſkopiſch ein; auch erleiden bei fortgeſetztem Ge- e die Hygrometer ſelbſt in ihrer Subſtanz Verän- gen, und endlich kann nur höchſt ſchwierig ein ab- r Punkt der Hygrometer-Skale, zur Bezeichnung öchſten Feuchtigkeit, geſchweige zu jener der höchſten nheit, getroffen werden.

Leupold und Lichtſcheid haben in der zweiten Hälfte 7. Jahrh. die erſten künſtlichen Hygrometer ange- Sie bedienten ſich 1) wie Molineux zuerſt der ſaiten dazu (ſ. C. S. H. Kunze, Schauplatz der nützigſten Maſchinen. II. S. 95. Taf. 1. Fig. 29, Gehlers phyſ. Wörterb. ꝛc. Taf. XII. Fig. 82). Darmſaiten werden noch jetzt zu den ſogenannten rhäuschen, einer hygroſkopiſchen Spielerei, benutzt. ußerdem ſind folgende mehr oder weniger zuſam- ſetzte hygrometriſche und hygroſkopiſche Apparate htlich zu bemerken:

) Morgagni's Hanfhygroſkop (ſ. bei Kunze a. a. O. Fig. 26—28, und bei Gehler Taf. XII. Fig. 81).

) Maignans Hafergrannenhygroſkop (ſ. Colleg. eu- [Norimb. 1676. 4.]).

) Hauteſeuille's Tannenbrethygroſkop (ſ. bei Kunze O. Taf. II. Fig. 34—40; bei Gehler a. a. O. XII. Fig. 83, und meine Beſchreib. der chem. ſchaften ꝛc. [Fürth 1802]. III. S. 137 fg. Taf. I. 6).

) Goulds Salzhygroſkop (ſ. Kunze a. a. O. S.

) Täubers Darmſaitenhygroſkop (ſ. Kunze a. a. 92).

) Merſenne's Darmſaitenhygroſkop (ſ. *Dalencé*, e barom., thermom. et hygrom. [Amst. 1688]).

) Dalencé's Papierhygroſkop (ſ. Dalencé a. a. O.).

) Amontons Queckſilberhygroſkop (ſ. Kunze Taf. . 42, und meine Beſchreib. a. a. O. S. 141 fg. Fig. 17).

0) René's Schalenhygroſkop (ſ. Kunze Taf. II. 1).

1) Florentiniſches Schneehygroſkop (ſ. Tentam. iment. nat. capt. in Acad. del Cim. ed. *Mus- broek* [Lugd. Bat. 1731. 4.]).

2) Fontana's Glasplattenhygroſkop (ſ. Saggio del abinetto di Firenze, p. 19).

3) Le Roy's Glashygroſkop (ſ. Mém. de l'acad. Paris 1751).

4) Lamberts Darmſaitenhygrometer (ſ. Deſſen metrie, a. d. Fr. [Augsb. 1774, 1775).

5) Smeatons Hanfhygrom. (ſ. Philos. Transact. Vol. LXI. P. I. No. 24).

6) De Lucs Elfenbeinhygrom. (in d. Philos. Trans- ol. LXIII. No. 38).

7) Deſſen Fiſchbeinhygrom. (ſ. Grens Journ. d. Taf. IV. Fig. 1—3. Kunze a. a. O. Taf. III. 2—57).

8) T. Lowitz' Schieferſteinhygrom., nebſt Lüdike's Mechanismus dazu (ſ. in Gilberts Ann. d. Ph. I, 3. Taf. V. Fig. 5, 6).

19) Sauſſure's Haarhygrom. (ſ. bei Gehler a. a. O. Taf. XII. Fig. 84, und meine Beſchreib. ꝛc. III. S. 151. Taf. II. Fig. 34).

20) Derſelbe von Luz verbeſſert (in Deſſen Anhange, das Thermometer betreffend. S. 52).

21) Derſelbe mit Riche's Verbeſſerungen (in Grens Journ. d. Ph. I, 1, und bei Kunze S. 97 fg.).

22) Derſelbe von Boudot verbeſſert (ſ. Trommsdorffs Journ. der Pharm. XIX, 1. mit Kpf.).

23) Derſelbe mit Babinets Verbeſſerungen (ſ. Ann. de Ch. et de Ph. Aug. 1824. p. 367 sq. und Kaſtners Archiv der geſammten Naturlehre. III, 4). Da bekanntlich krauſe Haare in der Feuchtigkeit ihre Form verlieren und ſchlicht werden, und ein weiches, blondes Menſchenhaar, das durch Kochen in Salzwaſſer und dann in reinem Waſſer ganz entfettet iſt, von der größten Trockenheit bis zur größten Feuchtheit um 24—25 Tauſendtheile ſich ausdehnt, ſo wird es in den Haarhygrometern, über eine Welle laufend, in einer ſolchen Spannung gehalten, daß die geringſte Abweichung ſeiner Länge und Kürze ein an der Welle angebrachter Zeiger andeutet. Allein aus de Lucs und Anderer Verſuchen geht hervor, daß, wenn Hygrometer aus Streifen von Körpern mit Längenfibern, quer ausgeſchnitten, auf einer angebrachten Gradleiter eine gleichförmige Zu- oder Abnahme zeigen, ſie dagegen dieſen Streifen, bei gleicher Feuchtheit, Anfangs beträchtlich voreilen, den Grad der äußerſten Feuchtheit früh erreichen, bei Zunahme derſelben ſogar darüber hinausgehen, dann aber rückgängig werden, und endlich bei wirklich größter Feuchtheit des Mediums zum gehörigen Grade zurückkommen. Aber auch de Lucs Fiſchbeinhygrometer (ſ. oben Nr. 17), iſt, obſchon vorzüglicher als das Haarhygrometer, gleichwol nicht fehlerfrei, und noch überdies wegen der leimigen Materie in ſeinen Fibern nicht genug für die Luftfeuchtigkeit empfindlich.

24) Das Chiminello-Retziſche, eigentlich Buiſſartſche Federkielhygrometer (ſ. in *Hemmeri* Descript. instr. soc. meteor. palat. [Mannh. 1782]; vergl. Retz, Vom Einfluſſe der Witterung a. d. H. W. u. d. Ackerbau, nebſt der Beſchreib. eines neuen vergleichb. Hygrom.; a. d. Fr. von C. F. Huth [Graiz 1786]; Samml. prakt. chem. Abhandl. von Lampadius. II. [Dresd. 1797]).

25) J. Baptiſte's Goldſchlägerhauthygrom. (ſ. bei Kunze S. 97).

26) Barboſa's Pflanzenhygroſkop beſteht aus den zuſammengedreheten Bärten des Samens von Geranium triste u. a.

27) Hamburgiſches Kirſchharzhygroſkop (ſ. bei Kunze S. 112).

28) Schrebers Hydrophanhygroſkop (in d. Naturforſcher [Halle 1783]).

29) de la Guerrande's Seegrashygroſkop (im Goth. Magaz. III, 2).

30) Bierkanders Eberwurzhygroſkop (in den Neuen ſchwed. Abhandl. III).

31) Huths Haut- und Queckſilberhygrometer (ſ. bei Kunze S. 110).

32) Felters Pfeifenthonhygroſkop (im Goth. Magaz. IV, 3).

33) Franklins Mahagonyholzhygr. (in den Transact. of the Americ. Soc. etc. [Lond. 1786]. T. II.).

34) Casboi's Seidenfädenhygroſkop (in Roziers Observ. 1786).

35) Lowitz' Kohlenpulverhygroſkop (in v. Crells chem. Ann. 12).

36) Hochheimers Glashygrometer (ſ. Gilberts Annal. d. Ph. I, 3. S. 314. II, 1).

37) Cetti's Weinſteinſalzhygr. (bei Kunze S. 156).

38) F. W. Voigts Fundamentalhygrometer, ſehr empfindlich und vergleichbar (ſ Gilberts Ann. III, 1).

39) Bohnenbergers und Seiferheldts Federkielhygrometer (ſ. Ebendaſ. Taf. VII. Fig. 4).

40) Lüdike's Steinhygrometer (ſ. Ebendaſ. I, 3. Tab. V. Fig. 1—6. V, 1. S. 95).

41) Leslie's Hygrometer (ſ. Ebendaſ. V, 3. Taf. VI. Fig. 1, und meine Beſchr. a. a. O. S. 162 fg. Taf. I. Fig. 20).

42) Wilſons Hauthygrometer, wo die Harnblaſenhaut einer Ratte über die Öffnung einer mit Queckſilber gefüllten Thermometerröhre geſpannt iſt, und durch ihre Ausdehnung oder Zuſammenziehung, die auf die Queckſilberſäule wirkt, den Stand der Feuchtheit angeben ſoll. Es iſt aber weder ein neues noch preiswürdiges Hygroſkop.

43) Adie's Schilfrohrhauthygrometer, Nr. 42 ſehr ähnlich.

44) Livingſtone's Schwefelſäurehygrometer (ſ. Bibl. univ. 1818. X. und Dinglers polytechn. Journ. IV, 4. S. 484 fg.).

45) Berzelius' Hygrometer (ſ. Afhandlingar i Fysik, Kemie och Mineralogi. Stockh. II).

46) Daniells Thermohygrometer, ein Schwefeläther-hygrometer, welches Döbereiner, Soldner, Jones und Coldſtream, eigentlich Körner zu Jena und Hallaſchka in Prag vereinfacht haben. Bei der durch mehr oder weniger ſchnelle Verdunſtung des Äthers entſtehenden größern oder geringern Kälte ſoll man hier den Moment beachten, wann ſich an der erkalteten Kugel der in der Luft aufgelöſte Waſſerdampf niederſchlägt. Je tiefer dann der Thermometer ſteht, deſto trockener iſt die Luft, je weniger tief, deſto feuchter. Allein das Thermometer gibt hier einen zu hohen Thaupunkt an. Richtiger wird dieſer aufgefunden, wenn man, nach Adie, den Äther in der Kugel ſo lebhaft bewegt, daß dadurch die ganze Maſſe eine gleiche Temperatur erhält, worauf auch wol die wichtigſte Verbeſſerung beruht, welche Adie an ſeinem Schwefeläther-hygrometer (ſ. Schweigger-Seidels Jahrb. d. Ch. u. Ph. 1829. 8. Heft. S. 459 fg. Taf. II. Fig. 11.) angebracht hat. Übrigens hat Dalton nach Daniells Apparat Tafeln berechnet, um nach jeder Beobachtung die Mengen des in der Luft aufgelöſten Waſſerdampfes finden zu können. Zugleich hat er zur Beſtimmung des Dunſtgehaltes der Luft vorgeſchlagen, ein langes, dünnes Cylinderglas im Sommer mit kaltem Waſſer, im Winter mit einer kältenden Miſchung zu füllen, ein Thermometer hineinzutauchen, und es ſo lange zu erwärmen oder abzukühlen, bis es in der Luft zu beſchlagen anfängt. Man bemerkt nun den Wärmegrad der Flüſſigkeit im Glaſe, bei welchem dies geſchieht, und ſucht für dieſen Grad die Expanſivkraft der Dünſte auf obiger dafür entworfenen Tabelle. (Vergl. Gilberts Annal. d. Ph. ꝛc. 1820. 6. und 8. 1821. 5. 1822. 2. S. 135 fg. Greiners verbeſſ. Einrichtung des Danielſchen Apparats, ſ. in den naturwiſſenſchaftlichen Abhandlungen von einer Geſellſchaft in Würtemberg. 1828. II, 2. S. 163 fg.) (*Th. Schreger.*)

HYGROMETRIE heißt die Lehre von den Hygrometern, und deren Anwendung in der Phyſik und Chemie ꝛc. (ſ. *Leupold*, Theat. aërostat. C. VII. Lamberts Hygrometrie; a. d. Fr. [Augsb. 1774, 1775. *De Saussure*, Ess. sur l'Hygrom. [à Neufchatel 1783. Teutſch von Dan. Titius, Leipz. 1784]. De Luc, Neue Ideen über d. Meteorologie. I. [Berl. 1787]. De Luc in Grens Journ. d. Ph. ꝛc. V. S. 279 fg. J. F. Lüdike bei Gilbert a. a. O. 1799. I. II. v. Arnim Ebendaſ. IV, 3. G. C. Lichtenbergs Vertheidigung des Hygrometers ꝛc.; herausgeg. von L. C. Lichtenberg u. F. Kries [Gött. 1800]. Vergl. Gilberts Ann. d. Ph. ꝛc. 1720. 6. und 8. 1721. 5. Bohnenbergers Beitr. zur Hygrom. in der Abhandl. einer Geſellſchaft in Würtemberg a. a. O. Auguſt, Über die Fortſchritte der Hygrometrie in den neueſten Zeiten in Okens Iſis. 1829. III. IV. S. 333 fg. Gehlers, Fiſchers und Jacobſons Wörterbücher ꝛc. Art. Hygrometrie). (*Th. Schreger.*)

Hygromia (Zool.), ſ. die Nachträge zu H.

Hygromitra *Nees*, ſ. Leotia *Pers.*

HYGROPHILA *R. Br.* Prodr. Fl. nov. Holl. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Acantheen, und der zweiten Ordnung der 14. Linné'ſchen Claſſe. Ihr Charakter iſt: Ein halb-fünfgeſpaltener, gleichförmiger Kelch; eine rachenförmige Corolle; Antheren mit parallelen Fächern; und eine Kapſel, deren Scheidewand an die Klappen, und an die Stiele der Samen angewachſen iſt. 1) H. formosa *Spr.* Syst., ein Strauch mit drehrunden Zweigen, ablangen, faſt lederartigen, gezähnt-dornigen Blättern, Blattſtielen, welche an der Baſis mit wirbelförmig ſtehenden Dornen beſetzt ſind, mit ungeſtielten, in den Blattachſeln ſtehenden Blüthen, und dornigen Bracteen und Kelchen. In Peru. (Ruellia formosa *Humb.* et *Bonpl.* pl. aequin. I. t. 48.) 2) H. ringens *R. Br.*, niederliegend, mit ablangen, glattrandigen Blättern, einzeln in den Blattachſeln ſtehenden Blüthen, und Bracteen, welche kürzer als der Kelch ſind. In Oſtindien. (Ruellia ringens *L.* Sp. pl.) 3) H. angustifolia *R. Br.* l. c., niederliegend, mit lanzettförmig-linienförmigen, glattrandigen Blättern, in den Blattachſeln gedrängt ſtehenden Blüthen, und gewimperten Bracteen. In Neuholland. S. *Spr.* Syst. I. 828. (*Sprengel.*)

Hygrophobie, Hydrophobie, ſ. Waſſerſcheu.

HYGROPHTHALMIA (von ὑγρὸς, naß, feucht, und ὀφθαλμία), die feuchte Augenentzündung, Ophthalmia humida, im Gegenſatze von Xerophthalmia, O. sicca, der mit der Augenentzündung oft erſt in der zweiten Periode der Krankheit verbundene Thränen- und Schleimfluß. Hygrophthalmos, ὑγρόφθαλμος, ſowol das feuchte Auge ſelbſt, als auch, wer feuchte Augen hat. Hygrophthalmici, s. Hygroblepharici ductus, die kleinen, reihenweiſe ſtehenden Mündungen der Meibomſchen Talgdrüſen am Rande jedes Augenlides.

(*Wiegand.*)

Hygroskop, ſ. Hygrometer.

HYI, eine von Plinius (H. N. VI, 31. ed. Bipont. cap. 27 alior.) erwähnte aſiatiſche Völkerſchaft, öſtlich von Elymais. (*R.*)

HYIONIOS, falſche Schreibung für Ὀιωνὸς *); ſ. d. Art. (*Schincke.*)

Hykeden, ſ. Higden.

HYKSOS (Ὑκσως), nennt Manetho in einem von Flavius Joſephus [1]) aufbewahrten Fragmente den Volksſtamm (ἔθνος), welchem eine Reihe für das ihnen unterworfene Ägypten ſehr verderblicher Herrſcher angehörte. Da nun unſere Kenntniß über dieſen Gegenſtand ausſchließlich auf jener Angabe Manetho's beruht, ſo hat man ſich an ſie vorzüglich zu halten. „Wir hatten," ſagt er, „einen König, Namens Timaus. Zu ſeiner Zeit, ich weiß nicht warum, war Gott uns entgegen, und unvermuthet vom Morgen her fielen Völker, ihrer Herkunft nach unbekannt, aber voll Muths, in das Land, und nahmen es leicht und ohne Kampf. Nachdem ſie ſich die Herrſcher in dieſem Lande unterworfen hatten, zündeten ſie grauſam die Städte an und zerſtörten die Tempel der Götter. Die Einheimiſchen behandelten ſie ſehr feindſelig, tödteten ſie und führten ihre Kinder und Weiber in die Knechtſchaft; zuletzt wählten ſie ſich aus ihrer Mitte einen König, der Salatis hieß. Dieſer hielt ſich in Memphis auf, belegte die obere und untere Provinz mit Tribut und ließ an den ſchicklichſten Orten eine Beſatzung zurück. Am meiſten aber brachte er die Theile gegen Morgen außer Gefahr, indem er vorausſah, daß die Aſſyrer, die damals mächtiger geworden, verſuchen würden, in das Reich einzudringen. Er fand in dem ſaitiſchen Gebiet eine hierzu vorzüglich geeignete Stadt, die gegen Morgen des bubaſtiſchen Fluſſes lag und in einer alten Göttergeſchichte (θεολογία) Auaris [2]) genannt wurde; dieſe richtete er her, befeſtigte ſie mit Mauern und legte eine Mannſchaft Bewaffneter von 24 Myriaden (240,000) zur Beſatzung hinein. Damals begann er zur Sommerszeit den Proviant und die Löhnung zu vertheilen, und ſorgfältig Waffenübungen zu halten zur Abſchreckung der Auswärtigen. Nach einer Regierung von 19 Jahren ſtarb er. Nach dieſem herrſchte ein Anderer, Beon genannt, 44 Jahre. Nach dieſem ein Anderer, Apachnas, 36 Jahre und ſieben Monate. Hernach Apophis 61 und Janias 50 und einen Monat; zuletzt aber Aſſis (Aſſeth nach anderer Lesart) 49 Jahre und zwei Monate. Dieſe ſechs unter ihnen waren die erſten Herrſcher, welche ſtets feindſelig geſinnt waren und den Stamm Ägyptens zu vernichten ſtrebten. Ihr ganzes Volk nennt man Hykſos, das iſt Hirtenkönige. Denn Hyk bezeichnet in der heiligen Sprache einen König, Sos aber iſt Hirt und Hirten nach dem gemeinen Dialekt und das ſo Zuſammengeſtellte gibt Hykſos. Einige aber ſagen, daß ſie Araber ſeien." Joſephus unterbricht hier den Bericht des Manethon, indem er bemerkt, daß in einer andern Handſchrift (ἐν δ' ἄλλῳ ἀντιγράφῳ) nicht Könige durch den Namen Hyk bezeichnet würden, ſondern im Gegentheile gefangen genommene Hirten. Denn Hyk, in der ägyptiſchen Sprache auch Hak ausgeſprochen, bedeute beſtimmt gefangen. Dieſe Deutung ſei wahrſcheinlicher und mit der alten Geſchichte mehr in Übereinſtimmung. Hierauf ſetzt er Manethons Erzählung folgendermaßen fort: „Jene obenerwähnten Könige der genannten Hirten und ihre Nachkommen, ſagt er (Manethon), haben 511 Jahre Ägypten beherrſcht; hierauf aber entſtand, wie er ſagt, von den Königen aus Thebais und dem übrigen Ägypten ein Aufſtand gegen die Hirten, und es brach ein ſchwerer und langwieriger Krieg unter ihnen aus. Unter dem König aber, welcher Aliſfragmuthoſis hieß, wurden, wie er ſagt, die Hirten von dieſem beſiegt, aus ganz Ägypten vertrieben und in einen Ort eingeſchloſſen, der einen Umfang von 10,000 Morgen (ἄρουραι) hatte. Auaris war der Name dieſes Ortes. Dieſen, erzählt Manethon, umgaben die Hirten ganz mit einer großen und feſten Mauer, damit ſie allen Beſitz und ihre Beute in Sicherheit hätten. Des Aliſfragmuthoſis' Sohn, Thummoſis, verſuchte zwar, ſie durch Belagerung zu überwinden, indem er mit 48 Myriaden die Mauer umlagerte. Da er aber der Belagerung mistraute, ging er den Vertrag ein, daß ſie Ägypten verlaſſen, und alle unverſehrt, wohin ſie nur wollten, gehen könnten. Nach dieſer Übereinkunft wanderten ſie mit ihren ganzen Familien und ihrem Beſitze, nicht weniger als 24 Myriaden, aus Ägypten durch die Wüſte nach Syrien. Da ſie aber die Herrſchaft der Aſſyrer, welche damals Aſien innehatten, fürchteten, ſo bauten ſie in dem jetzigen Judäa eine für ſo viele Myriaden von Menſchen hinreichende Stadt, und nannten ſie Hieroſolyma." Joſephus ſucht das zuletzt Erwähnte noch durch eine andere in Manethons Aegyptiaca befindliche Angabe zu beſtätigen, wo er ſagt: „Dieſes Volk, die genannten Hirten, würden in ihren heiligen Büchern gefangen geſchildert."

Julius Afrikanus [3]) und Euſebius [4]), ebenfalls auf

*) *Heyne*, Observatt. ad Apollod. p. 188.

1) De antiquitate Judaeorum contra Apionem. Lib. I. §. 14.

2) Dies iſt Typhonia, oder, was damit identiſch, Heroopolis; vergl. unter andern *Champollion*, *Le jeune*, l'Égypte sous les Pharaons. T. II. p. 87. *Rosellini*, I monumenti dell' Egitto e della Nubia. Parte I. Tom. I. p. 168. not. 2.

3) Beim *Syncellus* (Chronographia, p. 61. ed. *Goari*).

4) *Eusebii* Pamphili Chronicorum Canonum L. II. opus ex Haicano Codice a — *Joh. Zohrab* diligenter expressum — — edid. *Ang. Maius* et *Joh. Zohrabus*. (Mediol. 1818.) p. 99 sq. und beim *Syncellus* (l. c. p. 61, 62).

Manethon sich stützend, erwähnen auch Königsreihen unter dem Namen *Ποιμένες* (Hirten). Ersterer legt der 15. Dynastie des Manethon diesen Namen bei und stellt sie als ausländische, namentlich phönikische Könige dar, welche Memphis eingenommen, in dem Nomos Sethroites eine Stadt erbaut und von dort aus die Ägyptier unterjocht hätten. Diese Könige regierten, wie er sagt, zusammen 284 Jahre [5]) und zwar in folgender Ordnung: Saites, von welchem der saitische Nomos benannt ist, Beon, Pachnan (Apachnan), Staan, Archles, Aphobis (Aphophis). Derselbe rechnet auch die 16. und 17. Dynastie zu den Hirtenkönigen; von erstern bemerkt er, daß sie griechischen Ursprungs gewesen [6]) und 518 Jahre geherrscht hätten, und von der andern heißt es, daß sie 43 andere Hirtenkönige und 43 thebaische Könige in sich begreife. Eusebius dagegen beschränkt die Hirtenkönige auf die 17. Dynastie; doch sind sie auch nach ihm Fremdlinge phönikischen Ursprungs, und es kommen die Königsnamen, welche nach Jul. Afrikanus der 15. Dynastie angehören, fast alle hier in der 17. Dynastie vor, nämlich Saites, nach welchem der saitische Nomos benannt sei, Beon (Buon, Benon), Apophis, Archles (oder in umgekehrter Ordnung: Archles, Apophis). Ihre Regierungszeit beträgt nach Eusebius 106, nach anderer Lesart 103 Jahre; auch spricht er davon, daß sie im Nomos Sethroites eine Stadt baueten, von derselben aus die Ägyptier bekämpften und unterwarfen. Endlich deutet er noch an, daß Joseph, der Sohn des Patriarchen Jakob, unter dieser Dynastie zu seinen hohen Posten in Ägypten gelangt sei [7]). Im Allgemeinen stimmt damit auch das überein, was der Scholiast zum Timäus des Platon [8]) mit ausdrücklicher Berufung auf Manethon erzählt; die Herrscher der 18. ägyptischen Dynastie, sagt er, waren Hirten, phönikische Brüder (*ἀδελφοὶ φοίνικες*), fremde Könige, welche auch Memphis eroberten und von denen Saites der erste [9]).

Josephus setzt jenen Bericht des Manethon mit der biblischen Geschichte so in Verbindung, daß er in dem Volke der Hirten, von welchen jene für Ägypten verderblichen Könige abstammten, die alten Hebräer nachweisen möchte [10]). Es darf gar nicht auffallen, daß seine durch Gründe keineswegs gehörig unterstützte Combination Vielen [11]) zusagte, da man bei dem allerdings lobenswerthen Eifer [12]), die biblischen Überlieferungen mit sonstigen Nachrichten in Zusammenhang zu bringen, nicht immer mit der erfoderlichen Vorsicht und kritischen Genauigkeit verfuhr, noch auch gehörig berücksichtigte, daß Josephus Alles benutzte, was irgend dazu dienen konnte, auf sein Volk einen gewissen Glanz zu werfen. Ungeachtet mancher Ähnlichkeit der Nachrichten bei Manethon und in der Bibel liegt doch klar vor Augen, daß dort und hier nicht dieselben Facta mitgetheilt werden [13]); wären die Hebräer wirklich je dahin gelangt, Ägypten zu beherrschen, wie es nach jener Combination des Josephus der Fall gewesen sein müßte, so wäre es mit ihrer sonstigen Denkart und dem sichtlichen Bestreben des Pentateuchs, das hebräische Volk zu verherrlichen, kaum zu vereinbaren, daß sich das Andenken daran so ganz verwischt und die heil. Schrift nicht neben der Schattenseite des ägyptischen Aufenthaltes auch die Lichtpunkte desselben erwähnt haben sollte. Auch ist die Geschichte der Hebräer zur Zeit des Auszuges aus Ägypten mit jener Hypothese in vollem Widerspruch; es herrscht noch die alte Stammverfassung und von einem Königthume, welches Manethon ausdrücklich den Hyksos beilegt, ist noch gar keine Spur. Die neuere Zeit ist daher von Josephus' Ansicht [14]) mit Recht abgegangen, und betrachtet nur die Einwanderung der Israeliten in Ägypten und ihr Verweilen in demselben als gleichzeitig mit der Herrschaft der Hirtenkönige [15]). Der Vermuthung des Afrikanus, daß die Hyksos Phönikier gewesen [16]), nähert sich Is. New-

---

5) Nach der Liste bei Scaliger (Isagogicorum Chronologiae canonum L. II. p. 131 hinter dem Thesaurus temporum [Amst. 1658.]) nur 242 Jahre. 6) Die Liste bei Scaliger (a. a. O.) hat diese Notiz nicht. 7) Über die zwischen Josephus und Eusebius stattfindenden Differenzen rücksichtlich der Hyksos verbreitet sich *Nicolaus Abram* e Soc. Jes. im Pharus Vet. Test. (Paris 1648.) p. 201 sq. 8) *Imman. Bekker* in Platon. a se editum commentaria critica, acced. scholia. T. II. p. 424, 425. Vergl. auch *Bast*, Comment. palaeogr. ad *Gregor.* Corinth. p. 827. *Rosellini* a. a. O. p. 45. not. 4. 9) Eine Zusammenstellung der verschiedenen Angaben gibt schon Marsham (Canon chronicus, p. 102) und neuerdings Rosellini (a. a. O. S. 42—45). 10) a. a. O. §. 14 und 16. 11) Z. B. dem Perizonius (Aegyptiac. orig. et temporis antiquissim. investig. p. 344 sq.), während J. Greaves (Descript. of the Pyramids, p. 21 sq.) die Meinung bestreitet. Eine ziemlich vollständige Übersicht sowol der Gelehrten, welche Josephus beitreten, als die, welche entgegengesetzter Ansicht zugethan sind, gibt S. J. Baumgarten in der Prüfung verschied. Meinungen von der Regierung der Nachkommen Abrahams in Ägypten im zweiten Theile der teutschen Übers. der Allgem. Weltgesch. S. 571. Vergl. S. 576 fg. 582 fg.

12) Ihn hatte Thomas Morgan freilich nicht, obschon auch er in der Einleitung zum dritten Theile seines Moral Philosopher (Lond. 1740) die Meinung des Josephus vertheidigt. 13) Auf einige Differenzen machten schon Marsham (a. a. O. S. 103), die Allgem. Welthistorie von einer Gesellschaft von Gelehrten (teutsche Übers. 1. Bd. §. 644) und S. J. Baumgarten a. a. O. S. 585 aufmerksam. 14) Eusebius (Chronicor. canonum L. II. cet. edid. *Ang. Maius* et *Joh. Zohrabus* p. 271) nahm wenigstens an, daß der Name Hirtenkönige daher entstanden, weil Joseph und seine Brüder bei ihrer Ankunft in Ägypten Hirten waren. Der von Zohrab aus dem Armenischen übersetzte Chronograph Samuel (abgedruckt hinter der mailänder Ausgabe des Eusebianischen Chronicon) scheint dieselbe Ansicht zu theilen, da er bei Erwähnung der 17. ägyptischen Dynastie oder Hirten (a. a. O. S. 20) hinzusetzt: „Josephum ejusque fratres congruenter Pastores appellabis." 15) Fr. Christ. Schlosser, Universalhistor. Übers. der Gesch. der alten Welt und ihrer Cultur. 1. Th. 1. Abth. S. 203 fg. K. v. Rotteck, Allgem. Gesch. vom Anfange der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten. 1. Zeitr. 1. Abschn. 4. Cap. §. 5. (1. Bd. S. 140 der achten Ausg.) Rosellini a. a. O. S. 180. Nach Marshams Berechnung (a. a. O. S. 96, 97) erfolgte der Einfall der Hyksos 150 Jahre vor dem Auszuge der Hebräer aus Ägypten. Chr. Dan. Beck, Anleit. zur Kenntniß der allgem. Welt- und Völkergesch. (Leipzig 1787). 1. Th. S. 133, läßt unentschieden, ob der die Hebräer vor und zu Moses' Zeit bedrängende König zu den Hyksos gehört habe; Marsham dagegen (a. a. O. S. 107) meint, der 2 Mos. 1 erwähnte neue König sei Salatis. 16) Ihm tritt Bochart (Geogr. Sacr. L. I. cap. 4) bei.

ton [17]) einigermaßen, insofern er sie für Kanaaniten hält, welche vor Josua geflüchtet und auf ihrem Zuge nach Afrika sich Unterägyptens bemächtigt hätten. Am meisten Wahrscheinlichkeit behält unstreitig die durch Manethons Zeugniß bestätigte Hypothese, daß arabische Beduinen unter den Hyksos zu verstehen sind, welche die Schwäche der ägyptischen Herrscher benutzten, und sich eine lange Zeit in Ägypten festsetzten [18]). Wenn man in der Bestimmung derselben noch weitere Schritte thun und z. B. erweisen möchte, daß es Idumäer oder Ismaeliten waren, so muß zwar die Möglichkeit zugegeben werden, da beide zu den Arabern gehörten, und ihre Wohnsitze in der Nachbarschaft Ägyptens hatten, aber damit ist freilich nicht viel gewonnen [19]). Eigenthümlich endlich ist Rosellini's Behauptung, daß die Hyksos ein scythisches Volk gewesen, welches aus dem Norden gewandert, um sich unter einem milden Himmel ein glücklicheres Loos zu bereiten. Er stützt sich dabei vorzüglich auf das Äußere derselben, welches er auf ägyptischen Monumenten gefunden zu haben glaubt [20]). Wenn nämlich bereits Champollion der Jüngere mehre Abbildungen der Denkmäler der 18. Dynastie auf die Hyksos deutete [21]), so setzt Rosellini dies als richtig voraus. Es erscheinen dort lange, magere Gestalten, von weißer Haut, mit einem Barte, rothem Haar und blauen Augen, entweder fliehend oder als Gefangene, unter deren verschiedenen Namen auch die Bezeichnung Sôs (ϣⲱⲥ) vorkommt. Gegen Rosellini's Schlüsse aus diesen Datis läßt sich noch Vieles einwenden, da die Prämissen nicht über allen Zweifel erhaben sind, wie wol Jedem einleuchtet. Dagegen hat derselbe Gelehrte unstreitig auf Zustimmung zu rechnen, wenn er die Zahl der Hirtenkönige nicht mit Eusebius auf vier beschränkt, sondern ihrer sechs annimmt [22]), deren Name und Geschichte im Fragment des Manethon erwähnt wird, und glaubt, daß die Herrscher der 17. ägyptischen Dynastie bei Manethon, also Amenembe II, Osortasen II und III, dann zwei, deren vollständiger Name noch nicht bekannt ist, und Amosis oder Thutmosis (Misphrathutmosis) zu gleicher Zeit mit jenen Hyksos in Ägypten regierten, und zwar erstere als Einheimische über Theben [23]). Auch darin endlich möchte er nicht grade Gegner finden, wenn er meint, die Hirtenkönige hätten nach ihrer Ansiedelung in Ägypten die ägyptische Sprache recipirt, da die Geschichte Ähnliches von andern Eroberern berichtet; aber der Grund dafür, welcher lediglich von dem ägyptischen Titel Josephs hergenommen wird [24]), würde nur gelten können, wenn es ganz ausgemacht wäre, was aber nicht der Fall ist, daß jener Patriarch Großbeamter eines dieser Hirtenkönige gewesen. (*A. G. Hoffmann.*)

HYLA und HYLE, von Homer (Il. II, 500. V, 708) schon erwähnt, war ein Städtchen in Böotien, an dem See Hylika gelegen. Man leitete den Namen ab von Hyle, einer Tochter des Tespieus. Noch Plinius (IV, 13) erwähnt den Ort. Stephanus führt unter Hyle auch eine Stadt der Lokri Ozolä und eine dritte in der Insel Cyprus an, in welcher Apollon mit dem Beinamen Hylates verehrt wurde. (*Kanngiesser.*)

HYLA war nach Mela (I, 16) eine Stadt an der südwestlichen Küste Kariens, an einer der dortigen Einbuchten, unfern der Stadt Knidos gelegen. Plinius (V, 29) setzt dafür Hyda an dieselbe Stelle. Die Lesart Hyda findet sich in allen Manuscripten. (*Kanngiesser.*)

HYLA *Laurent.* (Reptilia). Diese Gattung der Frösche ist von Schneider und Merrem Calamita genannt worden, unter welchem Artikel die Aufzählung der einzelnen Arten nachzusehen ist. Da diese Gattung durch mehrfachen Zuwachs ziemlich zahlreich geworden ist, so kann man sie jetzt mit Boie ziemlich als eine Familie betrachten, welcher denn bereits den Namen Hylatae (Isis XXI. S. 363) dafür vorgeschlagen hat. Es ist auch in der neuern Zeit diese Gattung ziemlich zerfällt worden, namentlich von Fitzinger in die Gattungen Hyla, Calamita und Hylodes, noch mehr aber von Wagler (Syst. der Amph.), der daraus folgende Gattungen mit den angegebenen Kennzeichen und den dazu verzeichneten Arten gebildet hat.

1) Calamita *Fitzinger.* Quäcker. Caput ore latissimo, acuminato, digiti in discum planum supra convexum terminati, palmae liberi, plantae membrana connexi. (Nova Hollandia.) Species: The blue Frag *White* Journ. c. fig. (Rana coerulea *Daudin.* Id. Hyla cyanea Rept.).

2) Hypsiboas. Lärmfrosch. Caput trigono-ovatum, latiusculum, oculis lateralibus proportionatis pupilla circulari; tympanum conspicuum; dentes maxillae et palati, mandibulae nulli; digiti Calamitae, disco latissimo admodum depresso; antipedes scelidesque palmati (vesica aerae naris utrinque prope oris angulum nascente). Asia, America. Species: *α*) Digiti palmae a basi usque ultra medium membrana connexi, globulus cutaneus in calce [1]): Hyla palmata *Daud.* l. c. p. 38. t. 14. Hyla geographica *Spix* l. c. p. 15. t. 11. f. 1, 2. Racophorus Reinwardtii H. *Boie* in Mus. Lugd. *β*) Digiti palmae basi et ultra membrana connexi; calx inermis: Hyla bufonia *Spix* l. c. p. 18 t. 12. f. 2. Id. Hyla zonata p. 17. t. 12. f. 1. Hyla crepitans *Neuwied*, Beitr. u. Abbild. zur Naturgesch. Brasil. (Hyla pardalis *Spix* l. c. t. 8. f. 3.) Hyla faber *Neuw.* l. c.

17) Chronology of the ancient kingdoms amended, p. 238. 18) Vergl. Marsham a. a. O. S. 104 fg. K. v. Rotteck a. a. O. 19) Vergl. Baumgarten a. a. O. S. 586 fg. 20) I monumenti dell' Egitto ect. p. 175 sq. Freilich rechnet er auch die Idumäer und Punier (a. a. O. S. 177) zu den Scythen, deren semitische Abstammung so entschieden ist, als irgend etwas sein kann. 21) Lettre à Mr. le Duc de Blacas, p. 57. 22) a. a. O. S. 182 fg. 23) a. a. O. S. 186 fg. Auch J. F. Scaliger (Canon. isagogicc. L. III. p. 319) behauptet gleichzeitige Regierung der Hyksoskönige mit eingeborenen ägyptischen Königen. 24) a. a. O. S. 188 fg.

1) „Genus Racophorus *Kuhl*, Isis 1827. S. 294. Ich vermuthe, daß der Ferſenlappe nur dem einen Geſchlechte (sexus) zukomme, denn ich hatte Exemplare der Spixſchen Hyla geographica in Händen, wo er fehlte und da war."

Hyla albomarginata *Spix* l. c. t. 8. f. 1. Id. Hyla cinerascens l. c. t. 8. f. 4. Hyla venulosa *Daud.* l. c. t. 13.

3) Auletris. Sackpfeifer. Similis praecedenti, diversa: digitis palmae toto liberis, scelidum membrana semiconnexis. (Asia, America.) Species: Hyla boans *Daud.* l. c. p. 31. t. 11. Hyla tibiatrix *Daud.* (Seba I. t. 71. f. 1, 2, 3.) Hyla ocularis *Daud.* l. c. p. 32. t. 4. f. 2. Hyla aurantiaca *Daud.* l. c. t. 9. f. 3. Hyla rubra *Daud.* l. c. t. 9. f. 1, 2. Hyla squirella *Daud.* l. c. p. 18. t. 3. f. 2. Hyla bilineata *Daud.* l. c. p. 17. t. 2. f. 2. Hyla femoralis *Daud.* l. c. p. 19. t. 3. f. 1. Hyla infulata *Neuw.* l. c. Hyla coerulea *Spix* l. c. t. 10. f. 1. Hyla variolosa *Spix* l. c. t. 9. f. 4.

4) Hyas. Hyade. Diversa a praecedente: gula (maris) in vesicam inflabilis. (Africa, Europa.) Species: Rana arborea *Linn.* (Rösel t. 9—12).

5) Phyllomedusa. Hyadenkönig. Diversa a praecedente digitis torosis, planis, palmae plantaeque toto liberis, disco plano. Tympanum cute communi tectum. (America.) Species: Hyla bicolor *Daud.* Ran. t. 5, 6. (*Spix* t. 13.)

6) Scinax. Schnellfrosch. Similis praecedenti; truncus longulus; caput acutiusculum rostro longulo; digiti graciles, teretes, in discum globulosum terminiati, palmae liberi; planta semipalmata, excepto digito primo libero. (Gula in vesicam non inflabilis.) America. Species: Hyla aurata *Neuw.* Beitr. u. Abbild. zur Naturgesch. Brasil. Hyla variolosa *Spix* l. c. p. 10. t. 9. f. 4. Hyla bipunctata *Spix* l. c. p. 12. t. 9. f. 3.

7) Dendrobates. Laubfrosch [2]). Simillimus praecedenti, diversus: palmae plantaeque digitis toto liberis, disco globuloso minuto. (America.) Species: *α*) Digito palmae secundo omnium longissimo; Hyla nigerrima *Spix* l. c. p. 12. t. 9. f. 2. *β*) Digito palmae tertio omnium longissimo; Hyla tinctoria *Daud.* Ran. p. 25. t. 8. Hyla trivittata *Spix* l. c. p. 11. t. 9. f. 1.

8) Phyllodythes. Blattschlüpfer. Simillimus praecedenti, diversus: plantae digitis fissis, antipedibus subpalmatis. (America.) Species: Hyla luteola *Neuwied*, Beitr. u. Abbild. zur Naturgesch. Brasil.

9) Enydrobius [3]). Froschhyade. Caput oblongo-ovatum, depressum, pone oculos admodum dilatatum, trunco latius, ore longulo; digiti antipodum scelidumque longissimorum toto liberi, gracillimi, scelidum longissimi, omnes subtus admodum tuberculosi, apice tuberculo subobsoleto aucti. (America.) Species: Hyla ranoides *Spix* l. c. p. 8. t. 6. f. 3. (Id. Rana miliaris t. 6. f. 1. Descript. et icon. e specim. sine epidermide.) Hyla abbreviata *Spix* l. c. p. 17. t. 11. f. 4. fig. mala. (Id Rana binotata l. c. t. 20. f. 3. icon. e specimine sine epidermide.)

Ob diese Gattungen alle werden bestehen können, muß weitern Entdeckungen überlassen werden und der Zeit, welche vielleicht nicht mehr fern ist, wo man sich überzeugt haben wird, daß es nothwendig ist, die Unzahl von Gattungen wieder einzuziehen. Bonaparte (Isis XXVI. 1195) hat sich mit den ebenangegebenen Gattungen nicht einmal begnügt, sondern die beiden von Boie und Kuhl, welche Wagler untergesteckt hat, noch für sich bestehen lassen, auch noch eine neue Gattung, Eubaphus, hinzugefügt, die wir indessen nicht charakterisiren können, da er die dazu gehörigen Arten so wenig, als unterscheidende Kennzeichen angeführt hat. (D. *Thon.*)

HYLACTES (Aves). Eine von Vigors (The philosophical Magazine by Taylor IX) aufgestellte Vogelgattung, mit Megapodius verwandt, also unter die Grallatores gehörig. Als Kennzeichen sind angegeben: Rostrum subelongatum, subtenue, apice subemarginato: naribus basalibus longitudinalibus, membrana subtumescenti pilisque per mediam longitudinem tecta. Alae brevissimae, rotundatae, remiga quinta longissima. Cauda subelongata gradata. Pedes fortes, tarsis subelongatis, in fronte scatellatis; digitis unguibusque elongatis, his fortioribus subcompressis; halluce fortissimo incumbente. Es ist nur eine Art angeführt: H. Tarnii, saturate fusco-brunneus; fronte, dorso, abdomineque rufis, hoc fusco fasciato. Von Chiloë und Haven Otway. Vergleicht man diese Angaben mit denen über Megapodius Duperreyi *Lesson* in Voyage de la Coquille, so ergibt sich eine sehr nahe generische Verwandtschaft, vielleicht, daß Vigors Vögel nur das andere Geschlecht ist. Vigors obige Beschreibung ist nicht genügend, um zu entscheiden. (D. *Thon.*)

HYLAEA (Ὑλαία), eine scythische Landschaft, eigentlich eine Halbinsel, welche durch den Borysthenes (Dniepr) und den sinus Carcinites gebildet wird, lag auf der östlichen Seite des Borysthenes am schwarzen Meere, bei der Laufbahn des Achilles und hatte viel Waldung, woher der Name entlehnt ist (*Herod.* IV, 17, 72). Die Einwohner hießen Hyllaei, oder wie Plinius (IV, 20) sagt, Enaecadloae. Der angrenzende Theil des pontus Euxinus ward mare Hylaeum genannt (*Plin.* IV, 26). Durch das Land floß nach Herodot (IV, 51) der Fluß Pantikapes, der, von Norden herkommend, durch einen See, den hylâischen, strömte, und dann in den Borysthenes mündete, eine Nachricht, welche Mela und Plinius wiederholen, ohne sie weiter zu erläutern. Jetzt heißt die Landschaft Tauris. (*Kanngiesser.*)

HYLAEOS rief Aktäon einen seiner Hunde, welcher von einem wilden Schweine durchbohrt wurde [1]).

---

2) „Genus Hylaplesia *Boie*, Isis 1827. S. 294. Hylaplesia borbonica und H. achatina *Boie* a. m. O. aus Indien kenne ich nicht." 3) „Genus Hylodes *Fitzinger*. Hyla Xignata *Spix* l. c. t. 11. f. 3., einer Froschhyade völlig ähnlich, aber mit verbundenen Zehen an den Hinterfüßen, bildet vielleicht eine eigene Sippe; ich kenne jedoch weder ihren Körperbau, noch ihre Lebensweise."

1) *Hygin.* Fab. 181. *Ovid.* Metam. III, 213. Heinsius denkt bei d. St. an Hylâus, den kalydonischen Jäger

Ebenſo hieß auch ein Kentaur, welcher mit Rhiokus die Atalante fangen wollte, aber von ihr durch einen Pfeil getödtet wurde [2]). Vielleicht derſelbe ward von dem kalydoniſchen Schweine getödtet [3]), und ſchwang auf Peirithoos' Hochzeit den ſteinernen Krug und tödtete ſeine Feinde [4]). (*Schincke.*)

HYLAEOSAURUS (Paläont.), der Name eines neuerlich von Mantell entdeckten Geſchlechtes foſſiler Saurier, woraus man jedoch nur einen Theil eines Rumpfes kennt. Er iſt gebildet aus ὑλαῖος, waldig, zum Walde gehörig, und σαῦρος, Waldeidechſe, mit Beziehung auf den bis jetzt einzigen Fundort. Der Rumpftheil ſteckt in einem Steinblocke von 2½′—4½′ Durchmeſſer, und beſteht aus einer Reihe von fünf Halswirbeln und fünf Bruſtwirbeln mit ihren Rippen, und aus noch vier zerſtreut liegenden Wirbeln. Die Rabenſchenkelknochen und Schulterblätter ſind von ihren beiden Seiten ſichtbar, und ſchon ihre eigenthümliche Beſchaffenheit allein genügt, um dieſes Geſchlecht von allen andern lebenden und foſſilen Reptilien zu unterſcheiden. Es ſind nämlich die Rabenſchenkelknochen der Eidechſen mit den Schulterblättern der Krokodile. Ferner gewahrt man eine Reihe eigenthümlicher 3″—15″ langer und 1¼″—7″ breiter Knochenapophyſen, welche an ihrer Baſis einen gewiſſen Parallelismus mit der Wirbelſäule zeigen, als ob ſie in einer Linie längs deren Rücken befeſtigt geweſen wären, und vielleicht zur Unterſtützung einer Hautfranſe längs der Rückenmitte gedient hätten. Eigentliche Fortſätze der Wirbelknochen dürften es ſchwerlich ſein. Einige andere Knochen ſcheinen zur Unterſtützung großer Schuppen gedient zu haben. Dieſe Theile, obſchon nahe beiſammenliegend, ſind außer ihrer natürlichen gegenſeitigen Richtung und von dem übrigen Rumpfe losgeriſſen, ſodaß ihre Verſchüttung durch das Gebirge erfolgt zu ſein ſcheint, durch die Wirkung eines ſtarken Stromes zu einer Zeit, wo ſie noch nicht von allen Bändern und Sehnen befreit waren. In dem unterſten Gliede der Kreideformation von Tilgate-Foreſt in Suſſex. *Mantell* im Lond. and Edinb. Philos. Magaz. 1833 Febr. II. p. 150, 151 Jahrb. 1833. S. 246. (*H. G. Bronn.*)

HYLAEUS *Fabricius* (Insecta). Illiger hat in ſeinem Magazin der Inſectenkunde (5. Band) die Irrthümer aufgedeckt, welche Fabricius in Bezug auf dieſe Gattung der Hymenopteren aus der Familie Andrenetae Latreille's begangen hat. Er hat nämlich in derſelben Arten aus dieſer Gattung, ſelbſt wie ſie jetzt beſteht, ferner aus Prosopis, Andraena und Megilla vereinigt, und überdies durch eine Verwechſelung als Gattungskennzeichen diejenigen von einer Art Antophora genommen. Jurine hatte dieſelbe Gattung früher Prosopis genannt, Kirby betrachtet ſie als eine Abtheilung ſeiner Gattung Melitta. Ihre Kennzeichen hat Illiger a. a. O. genau nach beiden Geſchlechtern angegeben. Beim Weibchen iſt der Leib länglich, behaart, der Kopf etwas ſchmäler als der Thorax (Mittelleib), faſt dreieckig. Der Rüſſel ſchmal und kahl, die Zunge ſpitzig, zu beiden Seiten mit der Nebenzunge verſehen, die Lippe kegelförmig, an der Spitze dreizähnig, der Mittelzahn ausgerandet, die Lade ſehr kurz, ſtumpf gefranzt, an der innern Seite etwas geſpalten, die Lippenpalpen gebrochen, das erſte Glied derſelben etwas länger, bogenförmig eingekrümmt, die Zügel ſo lang wie der Rüſſel. Der Kehlring ſtriemenförmig. Die Punktaugen in einer krummen Linie ſtehend, die Netzaugen von einander entfernt. Das Kopfſchild gewölbt, abgeſetzt, die Lefze vorn mit kammförmig ſtehenden Borſten beſetzt, und mit einem eingekrümmten Anhängſel verſehen. Die Kinnbacken an der Spitze zweizähnig. Die Fühler genähert, der Schaft derſelben lang, das Wendeglied faſt kugelig, das erſte Glied der Geiſel faſt kegelförmig. Der Thorax iſt faſt eiförmig. An den Oberflügeln ſind die Rippennerven getrennt, das Flügelmal abgeſetzt, in der Mitte ſtehen ſieben Feldchen oder Zellen (drei Binnenfelochen), die Spitze iſt äußerſt fein punktirt. Die Unterflügel ſind getheilt, eirund, faſt geſtielt, der Vorderrand ziemlich grade, der Innenrand dreiſpaltig. Die Schienen der Hinterbeine mit einer nicht dichten, Blumenſtaub tragenden Bürſte, die Schiendornen ſägezähnig. Der Hinterleib faſt eirund, die Afterdecke mit einer Längsſpalte, der letzte Ring äußerſt klein. Am Männchen iſt der Leib walzenförmig, das Kopfſchild an der Spitze gewöhnlich weißlich oder gelb, die Lefze ſtriemenförmig, ohne Anhängſel, die Kinnbacken ungezähnt ſpitzig, die Fühler mit etwas gebogenen Gliedern, die Hinterſchienen ohne Bürſte.

Man findet dieſe Bienen wie andere auf verſchiedenen Blüthen, Blumenſtaub ſammelnd; ſie fallen leicht in die Augen durch ihren langen, ſchmalen Bau. Ihre Fortpflanzung betreiben ſie in der Erde. Männchen und Weibchen ſind theilweiſe noch immer als verſchiedene Arten aufgeführt, deren übrigens Illiger a. a. O. nicht weniger als 75 aufzählt. Eine der häufigſten Arten iſt Hylaeus annulatus (*Panzer*, Fauna 55. Taf. 3). In Bezug auf die Übrigen müſſen wir auf Illiger verweiſen. (D. *Thon.*)

HYLAKTOR heißt einer der Hunde Aktäons *). (*Schincke.*)

Hylaplesia (Zool.), ſ. Hyla.

HYLARET (Moritz), Sohn eines Kaufmanns, Johann H., geb. am 7. Sept. 1539 zu Angouleme. Nachdem er die Anfangsgründe der Wiſſenſchaften daſelbſt erlernt hatte, trat er am 14. Jan. 1551 in ſeinem 12. Jahr in den Franziskanerorden, und legte 1552 ſein Gelübde darin ab. Darauf kam er zur Fortſetzung ſeiner Studien nach Paris, im J. 1557 wieder nach Angouleme und ward im 19. Jahre ſeines Alters zum Prieſter geweiht. Er war Willens, die Doctorwürde anzunehmen, und begab ſich bald darauf wieder nach Paris, ſtudirte drei Jahre Theologie, unterrichtete nachher neun Jahre in der Weltweisheit und Gottesgelehrtheit von 1562—1571, und diſputirte, als 1566 eine Generalverſammlung ſeines Ordens zu Chateaudun gehalten wurde,

2) *Apollodor.* III, 9, 2. *Kallimach.* in Dian. 221. 3) *Ovid.* Met. III, 312. 4) *Virgil.* Georg. II, 457.

*) *Hygin.* Fab. 181. *Ovid.* Metam. III, 224.

mit einem Calviniſchen Prediger, Godet, über Glaubensſachen. Im J. 1568 meldete er ſich in der Sorbonne zur Promotion, und erhielt, der Gewohnheit gemäß, nach zwei Jahren die Doctorwürde. Wegen des dabei erworbenen Ruhmes und wegen ſeiner Geſchicklichkeit im Predigen wurde er im J. 1572 nach Orleans berufen. Hier hielt er eilfmal die Faſtenpredigten; die andern Stiftskirchen des Königreichs verlangten ihn in der Faſten um die Wette. Er war der heftigſte Beförderer der Ligue und wurde von den Anhängern derſelben nach ſeinem am Ende des Jahres 1591 erfolgten Tode zu einem Heiligen erhoben und dem heil. Paulus gleichgeſtellt. Seine Schriften ſind: Sacrae decades quinquepartitae; conciones quadragesimales atque paschales, numero quinquaginta, varia et rara rerum ac verborum suppellectile apparatas instructasque complectentes (Lund. 1591); Concionum per adventum Enneades sacrae quatuor, homilias XXXVI. complectentes, in quibus 27. Joelem prophetam explicant, novem vero posteriores Evangelia Adventus et Festorum explicant (Paris 1591); Homiliae in Evangelia dominicalia per totum annum (Paris 1604) *). (*Rotermund.*)

HYLAS iſt ein Fluß in Bithynien, der bei der Stadt Kios in den cianiſchen Meerbuſen mündet. Sein Name wird von Hylas, einem der Begleiter des Herkules, welcher hier von den Nymphen geraubt wurde, abgeleitet †). (*Kanngiesser.*)

HYLAS, Ὕλας [1]), ein Sohn des Fürſten von Öchalia oder Argos, Theiodamas und der Nymphe Menodike [2]), oder ein Sohn des Keyx von Trachis [3]), des Theiodamas, Dryops Sohnes [4]) oder des Herakles [5]), wurde von Herakles genommen und geliebt. Sein Vater, Theiodamas, König der Dryopen, hatte Herakles einſt Nahrung für ſeinen hungerigen Sohn verweigert, als eben Hylas auf einem mit zwei Ochſen beſpannten Wagen dem Herakles begegnete. Dieſer ſpannte einen Ochſen ab und verzehrte ihn, während Theiodamas in die Stadt eilte und die Bewohner zu Hilfe rief. Sie erſchienen in großer Zahl. Der Kampf war ſchwer, ſelbſt Deianeira wurde verwundet. Theiodamas fiel und Hylas war des Kampfes Preis für Herakles. Er liebte ihn außerordentlich [6]). Nach Andern lernte ihn Herakles erſt unter den Argonauten kennen, zu denen er mit Anchiſtes oder Akaſtos aus Pherä gekommen war [7]). Die Argonauten landeten auf ihrer Fahrt am propontiſchen Ufer von Myſien oder Bithynien bei der am Ufer liegenden Stadt Kios, dem ſpätern Pruſias [8]), nach überſtandenem Sturm beim Schneegebirge Arganthon in Propontis [9]), und ruheten hier von den Beſchwerden aus. Herakles, wenn er auch nicht die Fahrt leitete als Anführer [10]), bewirthete die Helden, und ſein ſchöner Knabe, Hylas, ἐκτόπως νέος δὲ καὶ καλὸς, nahm ſeinen Krug, einen Quell aufzuſuchen und Waſſer zu ſchöpfen. An Arganthons Höhe fand er ihn, die umringt von blumigen Wieſen und fruchtbeladenen Bäumen, beſchützt von Hamadryaden, prangte. Die Nymphen ſahen und liebten den ſchönen Knaben. Er will ſchöpfen, hebt auf die Schulter den Krug; die Schönheit ſeines Körpers leuchtet im Spiegel des Waſſers und die Quellnymphen ziehen ihn hinab [11]). Aus der Tiefe erſchallte ſeine Stimme. Nach Andern ſchöpfte er aus dem nahen Fluß Askanios und wird von den Nymphen hinabgezogen [12]). Bald vermißt ihn Herakles und eilt mit Polyphemos, der ihn auch liebte, ihn aufzuſuchen und durch das laute Rufen ſeines Namens ihn zu entdecken. Polyphemos glaubt Hylas' Gegenruf aus einer Gegend zu vernehmen, und ihn in den Händen von Räubern. Er zieht ſein Schwert, und naht ſich der Gegend, woher der Schall ihm entgegenzukommen ſcheint, findet aber den Erſehnten nicht. Er und Herakles begegnen einander und beklagen ihren Verluſt. Die Argo fährt unterdeſſen weiter und Beide ſind nun von der Heldenfahrt ausgeſchloſſen. Polyphemos ſoll in dieſer Gegend geblieben ſein, Kios aufgebaut haben und Herrſcher in derſelben geworden ſein [13]). Sicherer iſt die Nachricht, daß die Stadt vom Fluß ihren Namen empfing, oder daß ein gewiſſer Kios eine Kolonie von Miletos hierher geführt habe [14]). Wohin Herakles ſich gewendet, läßt Apollodor unentſchieden. Er läßt ihn nach Argos gehen, an der Argonautenfahrt überhaupt nicht Theil nehmen, und ſich gar nicht in die große Unternehmung anſchließen. Dichter malen dieſe Scene weiter aus, nennen die Nymphen, die den ſchönen Knaben raubten, Eunika, Malis und Nychea [15]), laſſen dem ſuchenden Herakles eine himmliſche Stimme zurufen: „Den du ſucheſt, iſt nicht mehr hier!" und den Herakles auf der Jagd in die Nymphenhöhle kommen [16]).

Daß Hylas dem Herakles aus dem Quell immer geantwortet haben ſoll [17]), hat zu öffentlichen Feſten Anlaß gegeben, oder vielleicht umgekehrt: Alte, öffentliche Feſte haben dieſen Mythos zu dichten Gelegenheit gegeben. Hylas wurde lange ſchon von den Ureinwohnern Bithyniens an den Quellen in der Mitte des Sommers

*) S. Niceron 14. Bd. S. 272.

†) *Strabo* XII. p. 564. *Plin.* V, 40. *Apollon. Rh.* I, 1177. sch. Dionys. P. 807.

1) Von ὕλη, Stoff, Materie, und nach Creuzers Deutung Symbol. III. S. 556 ὕλη ῥευστὴ, zerfließende Materie. 2) *Hygin.* fab. 14. edit. *van Staveren* p. 44, 45. *Theokrit.* Id. XIII, 49. *Propert.* I, 20, 6. *Apollodor.* I, 9, 19. 3) *Antonin.* Liberal. 26. 4) Schol. *Apollon.* I, 131. 5) *Theokrit.* Idyll. XIII, 7. 6) *Apollodor.* II, 7, 7. *Natal. Com.* VI, 1. p. 704. (ed. Francof. 1596). 7) *Orph.* Argonaut. 224. 8) *Hygin.* fab. 15, *van Staveren* p. 52. Schol. *Apollon.* I, 117. *Propert.* Eleg. I, 20, 6. Schol. ad *Theokrit.* Idyll. XII, 30. *Κιανοὶ οἱ τὴν Κῖον οἰκοῦντες, ἥτις νῦν καλεῖται Προῦσα ἀπὸ τοῦ τῶν Ἀθηνῶν βασιλέως Προυσίου. Κῖος δὲ ἀπὸ Κίου τοῦ υἱοῦ Ὀλύμπου, ἀφ' οὗ τὸ ὄρος ὁ Ὄλυμπος.* 9) *Toup.* ad Suid. p. 54, 141. edit. Lips. *Antonin.* Liberal. 26. 10) *Antonin.* Liberal. ibid. 11) *Propert.* I, 20, 32—47. 12) *Antonin.* Lib. 26. *Hygin.* fab. 14. p. 52. *Philargyr.* zu *Virgil.* Georg. III, 270. 13) *Apollodor.* l. c. *Apollon. Rhod.* I, 1321. IV, 1470. Siehe die Anſichten Anderer bei *Hygin.* fab. 14. 14) *Aristoteles* beim Schol. zu *Apollon.* Rhod. I, 1177. 15) *Theokrit.* XIII, 45. 16) Schol. zu *Aristophan.* Plut. 1128. *Orph.* Argon. 641. 17) Schol. zu *Apollon. Rhod.* I, 1207.

ſen, ehe die Griechen dort ihr Kios gründeten; dieſe
ten ſich die Dichtung von einem ins Waſſer geſtürz-
Knaben an, und verwebten ſie, weil Herakles als
ης hier verehrt wurde [18]), in die Herosfabel, die wol
einen geliebten Knaben des Helden kannte, den
nikos Theiomenes, Sohn des Theiodamas, des
perkönigs, nennt [19]). Zu Pruſias, dem alten Kios,
noch in ſpäter Zeit unter den Kaiſern [20]) dem ver-
ten Knaben ein Feſt gefeiert. Der Prieſter ſtieg
ich auf die Berghöhe, Arganthon, und zog an den
len der Gegend herum in Begleitung eines ſchwär-
en Feſtzuges, und Alle riefen den Namen Hylas.
Quell opferten ſie ihm zuerſt und der Prieſter
te dann das Feſtlied an [21]):

imal ruft er Hylas mit tiefaushallender Kehle;
imal hört' ihn der Knab', und ſchwach ertönte die Stimme
der Fluth; und wiewol er ſo nahe war, ſchien er entfernt.

Erklärung. Die einfachſte gibt Servius [22]): (Hy-
lapsus in fontem altissimum necatus est. Die
n Forſcher gehen tiefer. Als das geiſtige Princip
genſatze gegen das ſinnliche bezeichnet den Herakles
der Mythos von ſeinem Lieblinge Hylas, der von
Nymphen (der ſinnlichen Natur) geraubt und in das
r hinabgezogen wurde. Sein Name (von ὕλη)
ein Schickſal gibt ihm ganz die Deutung des Nar-
. Er iſt nur des Gegenſatzes wegen mit Herakles
nden [23]). Von einer andern Seite betrachtet ihn
er [24]). Geryon iſt der Alte im Niedergang (im
land Iberien) und bei ihm, dem Dreiköpfigen, muß
les die Kühe holen; das hieß demnach: Die Früh-
onne gewinnt dem alternden Winter im Lande der
rniß die neuen Jahreszeiten ab. Drei an der Zahl
alter Eintheilung) waren ſie beim dreiköpfigen Win-
rborgen. Die Frühlingsſonne hat ſie aber wieder
icht gebracht. Darum muß auch der 120 Jahre
önig Iberiens Ἀργανθώνιος heißen [25]). Der Weiß-
de, deſſen Haupt wie ein Schneegebirge glänzt:
lte vom Berge — Ἀργανθών hieß auch ein Berg
opontis. Er lag an den Mündungen des Pontus.
ſind die Argonauten vorbei, ſo entſteht Sturm;
ſſen ſich vor Anker legen; Herkules aber gab den
n Speiſe. Er jagte Wildpret. Aber Hylas ging
er Urne Waſſer holen. Da zogen ihn die Nym-
hinab, und man hörte von ihm nichts mehr als
Wiederhall des rufenden Herkules, d. h. an den En-
es Weltmeers, an dem winterlichen Schneegebirge
die Jahresfahrt geendet. Der Waſſermann Hylas
iner Urne geht in den Waſſern, bei den Nymphen
Aus des Waſſermannes Zeichen gelangt man in
er Fiſche. Herkules, die Frühlingsſonne, gibt den
Menſchen neue Speiſe. Herkules, der auf dem Son-
nenſchiffe nach der Inſel Erythia ſteuert, Herkules mit
den drei Äpfeln, mit den drei Jahreszeiten. Eine an-
dere Erklärung Creuzers [26]) kommt der von Baur nahe.

Auch die Kunſt blieb nicht unthätig. Auf einem
Herkulaniſchen Gemälde [27]) finden ſich drei Nymphen des
Fluſſes Askanios, deren Eine ihre Hand auf Hylas'
Kopf hält und ihn untertaucht, und der Schutzgeiſt von
Kios, welcher Hylas ruft. Ein Freigelaſſener des Mar-
cus Aurelius Cäſar, Epitynchamus, hat mit einem ſo-
genannten alten Trivium des Kaiſers Bad geſchmückt,
welches Hylas mit umgeworfenem Mantel und einem Ge-
fäße darſtellt. Zwei Nymphen rauben ihn [28]). (*Schincke.*)

HYLATES, Ὑλάτης, wurde Apollon genannt,
weil er in Hyle, einer Stadt auf der Inſel Kypros, vor-
züglich verehrt wurde *). (*Schincke.*)

HYLE hieß eine Tochter des Thespios, welche
der kleinen Stadt in Böotien am See Hylika ihren Na-
men gegeben haben ſoll [1]). Denſelben Namen führte ein
Lapithe, der auf Peirithoos' Hochzeitfeier von Demoleon
getödtet wurde [2]). (*Schincke.*)

Hyle, 1) alte Geogr., ſ. Hyla; 2) Philoſ., ſ. Ma-
terie, Materialismus.

Hylea, ſ. Abira.

HYLECOETUS *Latreille* (Insecta). Eine aus
Lymexylon *Fabricius* geſonderte Käfergattung aus der
Tribus Xylotrogi in der Familie Serriconnes, mit Flü-
geldecken faſt ganz ſo lang als der Hinterleib, zuſam-
mengedrückten, ſägezähnigen, quergliederigen Fühlern und
faſt viereckigem Bruſtſtücke. Dieſe Inſecten zeichnen ſich
noch dadurch aus, daß die Maxillarpalpen viel größer
ſind, als die Labialpalpen, ſie ſind herabhängend und
bei dem Männchen ſtark kammförmig getheilt. Gleich
denen von Lymexylon leben ihre Larven im Holz und
zerſtören daſſelbe, namenlich Eichenholz. Als Typus der
Gattung iſt Hylecoetus dermestoïdes zu betrachten. Die-
ſer Käfer iſt cylindriſch, weich behaart, der Thorax kurz,
querſtehend, die Fühler kürzer als dieſer, ſägezähnig.
Männchen und Weibchen dieſes Käfers ſind für ver-
ſchiedene Inſecten gehalten worden. Das Männchen iſt
ſchwarz, die Flügeldecken ziegelfarbig, an der Spitze
ſchwarz, die Füße blaß. Als Synonyme gehören hier-
her: Lymexylon proboscideum *Fabricius*, Syst.
eleut. II, 87, 2. *Panzer*, Fn. 22. f. 3. Schellen-
berg, Ent. Beitr. I, 8. Taf. 2. Fig. 1. 4. femina.

Eine Varietät des Männchens, welche ganz ſchwarz
iſt, mit blaſſen Vorderfüßen, iſt ebenfalls für eine eigene
Art gehalten worden. Zu ihr gehören folgende Syno-
nyme: Lymexylon morio *Fabricius*, Syst. eleut. II,
88, 6. Lymex. marci *Olivier*, Ent. II, 25. IV, 2.
t. 1. f. 2. Lymex. proboscideum mas. Schellen-
berg, Ent. Beitr. I, 8. Taf. 2. Fig. 5. 8. Lymex.

18) Schol. zu *Apollon. Rhod.* I, 131. 19) Müller,
1. Th. S. 451. 20) *Strabon.* XII, 564 bei *Solin.* 42.
eokrit. XIII, 58. *Antonin.* Liberal. 26 zu Ende. Voß,
ländliche Gedichte. 2. Bd. S. 310. Daher auch die
wörter: Ὕλαν καλεῖν. *Eustath.* ad Dionys. Perieg. 805
λαν κραυγάζειν. *Zenob.* Centur. VI, 21. 22) Zu Aen.
23) Baur, Symbol. u. Mythol. 2. Bd. 2. Abtheil.
. 24) Briefe über Homer u. Heſiod. S. 178. 25) *He-*
ſ, 163.

26) Symbol. u. Mythol. 3. Th. S. 556. 27) Pitture
d' Ercolano. IV, 6; daraus *Millin*, Gall. mythol. Taf. 106. Nr.
420. 28) Mus. Capitol. IV, 54; daraus *Millin*, Gall. mythol.
Taf. 127. Nr. 475.

*) *Stephan. Byz.* *Tzetzes* zum Lykophr. 448.

1) *Eustath.* ad Il. II, 500. 2) *Ovid.* Metam. XII, 378.

barbatum *Panzer*, Fn. 22. f. 4. Crit. Rev. I. p. 94. Meloë Marei *Linné*, Syst. nat. II, 681. 13.

Das Weibchen, ganz ziegelfarben, mit schwarzen Augen, Flügeln und Brust, ist unter folgenden Namen beschrieben worden: Lymexylon dermestoïdes *Fabricius*, Syst. eleut. II, 87. 1. *Olivier*, Ent. II, 25. IV, 1. t. 1. f. 1. a—d. *Panzer*, Fn. 22. f. 2. *Paykull*, Fn. II. 161. 1. Schellenberg, Ent. Beitr. I, 5. Taf. 1. Fig. omn. Cantharis dermestoïdes *Linné*, Syst. nat. II, 650. 25. fn. sv. 702. Lytta Francoforthana. Herbst, Archiv. V, 145. 5. Taf. 30. Fig. 4.

Dieser Käfer findet sich besonders im nördlichen Europa, auf Eichen, Erlen und Tannen, und steigt sogar bis nach Lappland hinauf. (D. *Thon.*)

Hylemya, s. Myodarii.

Hyles, s. Sphinx.

HYLESINUS (Insecta). Eine aus Bostrichus *Fabricius* oder Scolytus *Geoffroy* gesonderte Käfergattung, zur Familie der Xylophagen gehörig. Sie unterscheidet sich von den verwandten Gattungen durch folgende Kennzeichen: Die Palpen sind sehr klein, kegelförmig, die Fühler bilden eine feste Kolbe, mit dem neunten Gliede derselben anfangend, die wenig oder gar nicht zusammengedrückt eiförmig, und am Ende spitzig ist. Diese Käfer zeigen die größte Verwandtschaft mit den sogenannten Borkenkäfern. Sie leben wie diese im Holz und unter der Rinde, und sind alle von geringer Größe, mehr oder weniger cylindrisch, rundlich, mit geneigtem Kopfe, der fast etwas rüsselförmig verlängert ist. In Teutschland kommt nicht selten ein kleiner hierher gehöriger Käfer vor, der als Typus der Gattung dienen kann: Hylesinus fraxini. Er ist kurz, oft kaum über eine Linie lang, schwarz, unten dicht grauhaarig, oben durch graue und braune Schüppchen bunt, die Fühler sind rostfarben, mit großer, brauner, zugespitzter Keule (*Fabricius*, Eleut. II, 390. 3. *Panzer*, Fn. 66. f. 15. Crit. Rev. I, 120. Creuzer, Ent. Vers. I, 136. 4. *Marsham*, Ent. brit. I, 54. 9). Eine Varietät, welche heller rostbraun ist, mit ziegelfarbenen Füßen, die Schenkel an der Wurzel braun, ist auch als eigene Art angesehen worden. (Scolytus varius *Olivier*, Ent. IV, 78. XI, 17. pl. 2. f. 17. a. b. Hylesinus varius *Fabricius*, Eleut. II, 391. 4. Ips. griseus *Marsham*, Ent. brit. I, 55. 10.) Dieser Käfer findet sich häufig unter der Rinde der gewöhnlichen Esche, namentlich an denjenigen Stellen, wo Auswüchse sind und die Äste am Stamm ansitzen. (D. *Thon.*)

HYLESINUS (Paläont.). Dieses Käfergeschlecht hat Reste in Bernstein hinterlassen, wohin grade sie bei der besondern Lebensweise dieses Genus während seiner Entstehung besonders leicht gerathen mußten. *Desmarest*, *Marcel de Serres*, Hist. nat. des terr. tertiaires du midi de la France. 1829. p. 241. (*H. G. Bronn.*)

HYLEUS [1]) jagte mit andern das kalydonische Schwein und tödtete aus Eifersucht Melamon, den Neubruder Atlanta's. Alle hatten das Schwein umringt; es brach durch und tödtete ihn und Ankäos [2]). (*Schincke.*)

HYLIAS (ὁ Ὑλίας bei *Thucydid.* Lib. VII), ein Fluß in Bruttium zwischen Kroton und Sybaris, mündete in den Sinus tarentinus, und soll der heutige Aquanile sein. (*R.*)

HYLICA oder HYLICE (Ὑλική), ein kleiner See in Böotien, nach Wheler eine Meile breit und ebenso lang, hieß früher Kephissis, *Κηφισσίς* (*Homer.* Il. V, 708), welchen Namen auch der ihm nördlich liegende See Kopais, von dem der Hylicasee nur durch einen Bergrücken, Phönikion, geschieden ist, führte. Vielleicht ward er nur als eine Fortsetzung des Kopais betrachtet, oder stand wirklich mit demselben im Zusammenhange, wie denn Wheler auch einen engen Spalt in dem dazwischen liegenden Bergrücken bemerkt haben will, ohne jedoch einen Abfluß durch einen vermeintlichen Kanal zu entdecken. Offenbar hat der See, wie Strabon dafür hält, von der an ihm belegenen Stadt Hyle den Namen erhalten. Er ist ganz mit Bergen umgeben, sehr fischreich und nimmt viele Bäche in sich auf, unter welchen der von Theben strömende Ismenos der vorzüglichste ist. *Strabo* IX. p. 407 sq. Wheler, französ. Übersetz. S. 581 fg. Jetzt heißt er der See von Theben. (*Kanngiesser.*)

HYLIOTA *Swainson* (Aves). Eine zur Familie der Sylviadae gehörige Vogelgattung, nur allein im Zoological Journal III. p. 171 folgendermaßen charakterisirt: Rostrum longiusculum, compressum, culmine leviter arcuato, gonyde subascendente, naribus membranaceis, nudis, apertura oblonga, alae mediocres, subattenuatae, remige 1 brevissima vel spuria, 2 et 7 aequalibus, 3, 4, 5 fere aequalibus longissimis, cauda lata breviuscula aequalis. Arten sind weder genannt noch beschrieben, sollen aber Afrika und Indien angehören. (D. *Thon.*)

Hylleer, s. Herakliden und Hyllis.

HYLLER (Martin), geb. den 28. Sept., nach Andern den 28. Dec. 1575 zu Striegau, und der Sohn eines Bäckers gleiches Namens, der seinen kränklichen Sohn zwei Jahre in die Schule trug. Im 15. Jahre kam der jüngere H. nach Breslau auf das Elisabeth-Gymnasium, und nach vier Jahren auf das zu Maria-Magdalenen drei Jahre, studirte dann bis in das dritte Jahr zu Wittenberg Theologie, und bekam vom Doctor Hunnius den Auftrag, ein ganzes Jahr die Predigten auf einem benachbarten Dorfe zu halten. Im J. 1599 ward er Hofmeister eines Herrn von Reibnitz und 1601 Prediger zu Pilgramsdorf im Schweidnitzschen, und ließ sich von seinen ehemaligen Lehrern in Wittenberg ordiniren. Im folgenden Jahre kam er nach Amsdorf und fand eine solche Unwissenheit, daß die ältesten Leute weder von Christo noch den Glaubensartikeln etwas wußten, und er sah sich genöthigt, eine Beichte und etliche Fragstücke aufzusetzen. Im J. 1607 kam er als Diaconus nach Striegau, fand auch hier große Unwissenheit

1) *Heyne* zu Apollodor. I, 8, 2 vermuthet Ὑλλεύς oder Κηφεύς, und tadelt, daß man ihn mit Hyläus, den Kentauren (*Ovid.* Metam. VIII, 312) verwechselt.

2) *Apollodor.* l. c.

richtete zur Pestzeit sein Amt nicht ohne Gefahr. 1613 wurde er nach Jauer berufen, wurde der e evangelische Prediger an der lange Zeit wüst n Klosterkirche zu St. Marien, und nachher konus an der Pfarrkirche. Die Striegauer wur r seinen Weggang nach Jauer so erbittert, daß nicht verstatteten, eine Abschiedspredigt zu halten. 1617 bekam er ganz unerwartet einen Ruf nach bach, wo er bis 1629 blieb, aber viel häusliche durch Krankheiten und den Tod gutgearteter Kin bte. Noch mehr betrübte ihn aber das Exilium, ihn 1629 traf, als sich am 20. Jan. die Stadt ie Drohung, daß sie durch Feuer und Schwert werden würde, zur Veränderung des Glaubens ließ. Er mußte den folgenden Tag mit Zu ng seines Vermögens die Stadt verlassen, ohne , wo er die erste Nacht mit seiner Familie blei e. Nach zwei Jahren wurde er nach Großwan ls Inspector über eilf Kirchen berufen, aber im n Jahre wieder nach Reichenbach geholt und am 1633 abermals von den Feinden geplündert. ig ihn unter Spott und Hohn nebst seinem Sohn Leitern, womit die Soldaten die Stadtmauer hatten, über die Stadtmauer, und ließ ihn rößten Kälte bis zum andern Mittag auf freiem Er irrte in der dunkeln Nacht im tiefen Schnee is er endlich eine warme Stube in einem Dorfe Seine Frau und Tochter wurden unterdessen von den in der Stadt herumgejagt, jedoch noch glück tet. Im folgenden Jahre wurde er noch einmal t, man verbarg ihn in einem Keller und er in der Nacht mit seiner Familie ganz arm nach

Er kehrte zwar bald zu seiner Gemeinde nd blieb bei ihr, bis die Kirchen am 4. Nov. schlossen wurden und der katholischgewordene selbst nöthigte, sich nach Breslau zu begeben. berief ihn der Herzog Karl Friedrich nach Öls pst an der Marienkirche, Prediger zu Döberde, es Consistorii und Senior des ganzen Ministe h hier ward er einmal des Nachts von Solda allen, die ihm sein Geld und seine Meubeln und beschloß sein mühseliges Leben und kreuz nfzigjähriges Predigtamt den 14. April 1651 Andere sagen, am 10. Sonntage nach Trini ein jüngster Sohn, Christian, war der zweite he Prediger in Zonny und Generalsenior in n*). H. hat viel geschrieben, unter andern: Schatzkästlein, das sechsmal neuaufgelegt wurde; tterherz Gottes (Leipz. 1621. Hamb. 1633. 12.); eichenpred. (Frankf. 1656. 4.); Weihnachten-, nd Pfingstfreude (Leipz. 1621. 4.); Trinum bid. 1616. 4.); Osculamini Davidicum (ibid. ; Bonum certamen certavi (Francof. 1656. digten über den 84. Psalm (Leipz. 1616. 4.); redigten vom Gebete (Ebend. 1621); Poeni sacra Oelsnensia (teutsch Ebend. 1642. 4.);

Friedenspredigt (Breslau 1650. 4.); Passionsandachten Hamb. 1674. 4.); Incendium Kumerianum, eine Predigt (Leipz. 1615. 4.); Jesus meine Liebe gekreuzigt, oder Betrachtungen über die kleinsten Stücke der Passion (Nürnb. 1616. 12.) u. a. m. **). (*Rotermund.*)

HYLLIS, von Skymnus χερσόνησος Ὑλλική, von Plinius (II, 26) außer Hyllis auch promontorium Diomedis genannt, ist an der Küste Dalmatiens diejenige Halbinsel, neben welcher sich die Insel Korkyra (jetzt Corzola) und Melita (jetzt Melada) befinden. Ihr Name wird von Hyllus, einem Sohne des Herkules, abgeleitet, von dem auch der illyrische Stamm Hylli oder Hylles, Ὑλλεῖς, Einwohner der Halbinsel, entstanden sein soll. Jetzt heißt sie Sabioncella, nordwestlich von Ragusa gelegen. Stephanus h. v. merkt an, daß auch eine Phyle von Argos, eine andere der Dorer und noch eine dritte der Trözenier Hyllis genannt worden. *Dionys.* Per. 384 et schol. (*Kanngiesser.*)

HYLLOS, Ὕλλος, erkennen die erobernden Herakleiden als ihren Stammvater. Als Herakles ältester Sohn, mit Deianeira, Tochter des Öneus, erzeugt [1]), verbunden mit Jole auf seines Vaters Geheiß [2]), flieht er mit seinen Stammgenossen, Herakles' Nachkommen, den Herakleiden, nach Herakles' Tode zum Keyx, Könige von Trachis, des Vaters Freunde, und sucht Schutz gegen Eurystheus. Dieser fodert ihre Auslieferung; Keyx fürchtet, mit Krieg überzogen zu werden, und räth ihnen, sich zu einem andern Volke zu wenden [3]). Sie fliehen durch Hellas, nach Diodor. Sic. [4]) aus Trachin durch Lokris und Böotien, nach Athen, und flehen am Altare des Mitleids auf der Agora [5]) um Schutz und Hilfe [6]). Andere erzählen, daß Herakles, als König von Mykenä, gestorben, Eurystheus seine Söhne vertrieben, sich auf den Thron gesetzt, und jene nach Attika geflohen seien [7]). Theseus oder Demophon gewähren ihnen Schutz; sie wohnen seitdem dort und ziehen unter Anführung des Hyllos und Jolaos gegen Eurystheus, verbündet mit den Athenienſern, und kämpfen mit Enthusiasmus, nachdem Makaria, eine Tochter des Herakles (wol ein symbolisches Wesen), sich zum Sühnopfer geweiht hat, gegen den Feind, schlagen ihn in der Nähe des skironischen Felsens, und Hyllos oder Jolaos [8]) tödtet den Eurystheus auf der Flucht unter dem Felsen [9]). Seinen Kopf empfängt Alkmene, und die Athenienſer, die gern ihren Ruhm erhöhen und verewigen, errichten ihm vor dem Tempel der Athene in Pallene ein Grabmal. Dies wird von den Tragikern oft und verschieden dargestellt [10]). Herakles ward in vielen Tempeln von Athen hoch verehrt, unter andern in der Tetrapolis zu Marathon, wo Athen den

Thomä, Altes und Neues. S. 47 und 101.

**) Vergl. Unschuldige Nachrichten. 1717. S. 971. Großens Jubelpriester, Supplem. zum ersten Bde. S. 78. Klugs schlesische Jubelpriester. S. 97. *Sinapii* Olsnographia. II, 178.

1) *Apollodor.* I, 7, 8. II, 7, 7. 2) Ib. II, 8, 2. 3) Ib. II, 8, 1. Creuzer, Fragm. 54. 4) IV, 57. 5) Leake, Topographie von Athen (Halle 1829). S. 102. 6) *Apollodor.* II, 8, 1. 7) *Antonin.* Lib. 33. Sturz, Fragm. S. 196. 8) *Paus.* I, 44, 14. 9) *Apollod.* II, 8, 1. 10) O. Müller, Dorier. I. S. 55. *Euripid.* Heraclid. (Lips. 1821). p. 136.

Herakleiden Wohnungsrecht gestattet und auch das angesehenste Herakleion war. Neben diesem floß die Quelle Makaria, welche als Tochter des Herakles in die Sagen mit aufgenommen wird [11]). Als Sieger zogen sie nun in den Peloponnes [12]), vertrieben die nach Eurystheus eingedrungenen Pelopiden, welche die rechtmäßigen Besitzer, die Nachkommen des Perseus, besiegt hatten, und genossen ein Jahr, d. h. einen Zeitraum hindurch, Frieden [13]). Wenn Tlepolemos im Mythos nach Rhodos gewiesen [14]), und Hyllos nach Theben zieht [15]), um dort eine Herakleidenkolonie am elektrischen Thore zu gründen, so darf dies nur mythisch genommen werden. Die Eroberung des Peloponnes wird in drei Theile, Züge, gebracht. Nach einem (wahrscheinlich) kurzen Zeitraume brach die Pest im ganzen Peloponnes aus, — ein tragisches Auskunftsmittel — die als Strafe des Ungehorsams gegen den delphischen Orakelspruch ausgegeben wird, und die Herakleiden ziehen sich nach Marathon wieder zurück und wohnen daselbst [16]). Hyllos eilt nach Delphi, das Orakel zu fragen: Wann sie wieder dahin ziehen können? und erhält zur Antwort: Nach der dritten Frucht. Das kurze Wort versteht Hyllos falsch vom dritten Jahre, wartet dieses ab, und zieht gegen Tisamenes, der den Peloponnes jetzt beherrschte [17]), oder gegen Orestes [18]), der aber nicht regiert haben soll [19]), mit allen den Seinen. Hier findet er am Isthmus die Arkadier, Joner, Achäer der Halbinsel gerüstet. Er fürchtet von Seiten der Herakleiden einen ungleichen und unglücklichen Kampf, und fodert seine Gegner auf, einen Zweikampf entscheiden zu lassen [20]). Für die Seinen stellt er sich selbst, und Echemos, Áropos, des Fürsten von Tegea Sohn, für seine Gegner [21]). Sie stehen gegen einander auf der Grenze zwischen Megara und Korinth [22]), und Hyllos fällt [23]), und wird in Megara begraben [24]). Die Herakleiden müssen zurückkehren mit dem Versprechen, 50 oder 100 Jahre den Versuch, in den Peloponnes einzudringen, nicht erneuern zu wollen [25]). Sie beklagten sich über ihr Mißgeschick zu Delphi und erfahren, daß sie den Spruch falsch verstanden, und nicht das dritte Jahr, sondern Menschengeschlecht hätten erwarten sollen, auch nicht über den Isthmos, sondern über die Meerenge Phion gehen [26]). Abia, Hyllos' Amme, wendete sich nach Messenien, und bauete dem Herakles und dessen Nachkommen bei der Stadt Abia einen Tempel [27]). Euáchme, seine Tochter, ward die Gattin Polykaons, eines Sohnes des Butas [28]), und sein Sohn, Kleodáos [29]), führte abermals erfolglos die Herakleiden nach dem Peloponnes. Eine Localsage gibt Hyllos an der linken Seite des Kopfes ein kleines Horn, welches Epopeus aus Sikyon, mit dem er statt des Echemos den Kampf bestanden haben soll, abbrach, und darin Wasser aus dem Styx aufbewahrte [30]).

Ein zweiter Sohn desselben Namens, den Herakles mit Melite, des Flusses Ágäos Tochter in Phäakien, zeugte [31]), begab sich aus seinem Vaterlande nach einer Insel des kretischen Meeres, um Naufithoos nicht unterworfen zu sein, und wurde, weil er sich seine Rinder nicht nehmen lassen wollte, von den Meatoren erschlagen [32]). Er gab einem Völkerstamme, den Hylleern, Ὑλλεῖς, Ὕλλοι, an den Akrokeraunien und dem Hafen von Korkyra seinen Namen [33]). In jedem dorischen Staate heißt der erste Stamm stets Hylleis [34]).

Ein dritter Sohn des Herakles und der Omphale [35]) wird noch genannt, und wahrscheinlich ist er unter den zwei ersten begriffen, von welchen Panyasis spricht [36]). Müller findet unter beiden, dem zweiten und dritten, den Sohn der Deianeira und der Melite [37]).

Ein vierter Herakleischer Sohn dieses Namens scheint den vorhergehenden nachgedichtet [38]), dessen Grab man bei einer kleinen lydischen Stadt *Τμώλου θύραι*, Tmolos' Pforten, gefunden haben wollte [39]). Die Gewalt des Wetters hatte das Grabmal geöffnet und das darin befindliche Knochengebäude war von ungeheurer Größe. Man rieth auf den gewaltigen Geryones, der hier seine Heerden geweidet, weil man beim Pflügen Kuhhörner fand. Als Pausanias Geryones' Grab bei Gades mit einem Baume bezeichnet sah, entdeckten ihm lydische Alterthümler, *ἔχνηται*, es sei der Körper des Hyllos, eines Sohnes der Erde, der Fluß zeuge dafür, er trage seinen Namen. Man wollte gern den Herakles ins tiefste Alterthum versetzen. (*Schincke.*)

Hyllos (alte Geogr.), s. Phrygios.

HYLO (nord. Myth.) nannten in Westfalen die Hirten ihren Gott. (*Schincke.*)

HYLOBATES *Illiger* (Mammalia). Die Kennzeichen dieser Affengattung sind folgende: Die Schnauze ist kurz, die Augenbogen deutlich, die Ohrmuschel mittelgroß, menschlich, der Daumennagel ist platt, die übrigen sind sehr gewölbt, halbcylindrisch. Die Arme sind sehr lang und reichen bis unten an die Schienbeine, die Hände sind schmal und ebenfalls lang, der Schwanz und die Backentaschen fehlen, dagegen sind die Gesäßschwielen sehr groß, der Pelz ist sehr dick. Der Mittel- und Zeigefinger der Füße sind verwachsen. Nach Duvaucel ist dies bei Allen der Fall, und zwar bei Hylobates syndactylus nur bei den Männchen, bei den andern Arten nur bei den Weibchen. Isidor Geoffroy will diese

11) *Heyne*, Observ. ad Apollod. p. 202. 12) *Apollod.* II, 8, 2. 13) Ibid. 14) Ibid. 15) *Antonin.* Liberal. 33. 16) *Apollod.* II, 8, 2. 17) Ibid. 18) *Pausan.* I, 41, 4. 19) Pausanias nimmt die Angabe (VIII, 5, 1) wieder zurück. 20) *Pausan.* VIII, 5, 1. 21) Ibid. VIII, 45, 2. 22) Ibid. I, 44, 14. 23) Ibid. VIII, 5, 1. 24) Ibid. I, 41, 4. *Diodor. Sic.* IV, 58. 25) *Herodot.* IX, 26. *Pausan.* I, 41, 5. 26) *Apollod.* II, 8, 2. 27) *Pausan.* IV, 30, 1. 28) Ibid. IV, 2, 1. 29) Nach einer abweichenden Genealogie des Tzetzes bei *Lykophr.* 804 Hyllos' Sohn, Bruder des Lichas und Keyx, Gemahl der Peribóa und Vater des Temenos.

30) *Ptolem.* und *Hephaest.* bei *Phot.* I, 3. p. 476. 31) Schol. *Apollon.* 1149 scheint von beiden, dem der Deianeira und dem der Melite gesprochen zu haben. S. Müller, Dorier. 1. Th. S. 11. 32) Schol. *Apollon.* IV, 539. 33) *Heyne*, Apollod. Fragm. p. 434. 34) Müller, Dorier. 2. Th. S. 75. 35) *Lactant.* ad Stat. Theb. VIII, 507. 36) Schol. *Apollon.* IV, 1149. 37) Müller, Dorier. 1. Th. S. 12. 38) *Pausan.* I, 35 am Ende. 39) Ibid.

Verwachſung nur bei den Männchen und Weibchen von Hylobates syndactylus gefunden haben. Dieſe Affen haben nicht den Grad der Intelligenz, wie die Orangs, ſind weniger kräftig gebaut und meiſt träge, weil die ſonderbare Bildung ihrer Arme ſie gewiſſermaßen ungeſchickt macht; ſie lieben die Ruhe, weil ſie, im Allgemeinen unproportionirt, einen ſchlechten Gang haben. Sie leben in den weiten Wäldern des öſtlichen und mittägigen Aſiens und auf den größern Inſeln von Auſtralien. Laufen können ſie nicht, auch klettern ſie nicht ſo leicht wie die Orangs, ſelten kommen ſie aus ihrem dichten Verſtecke zum Vorſchein, und meiſt ſitzen ſie auf großen Äſten, doch ſollen ſie ſich auch am Ende von ganz ſchlanken halten, indem ſie mit ihren Armen balanciren. Sie laſſen ſich auch zähmen; übrigens haben ſie mit den Orangs Ähnlichkeit hinſichtlich des Geſichtswinkels, der etwa 60 Grad beträgt, und in Beziehung der Haare am Vorderarme, welche ebenfalls von der Hand aus nach Oben gerichtet ſind. Unter den Arten war noch bis auf die neueſte Zeit eine große Verwirrung. Beſonders war die ältere, Linné's Simia lar, ein Gegenſtand vieler Zweifel, bis endlich Geoffroy in Belangers Voyage aux Indes orientales entſchieden hat, daß ſie ganz eingehen müſſe. Die Gründe hierzu werden ſich bei der Aufzählung der einzelnen Arten ergeben.

1) H. leuciscus *Schreber.* (Pithecus leuciscus *Geoffroy* in Ann. du Mus. XIX. p. 89. 4. *Desmarest*, Mamm. p. 51. 6. Enc. méth. tab. suppl. I. f. 1. P. cinereus *Latreille* in *Buff.* Hist. nat. éd. *Sonn.* XXXV. p. 207. t. 10. et XXXVI. p. 277. 5. Hylobates leuciscus *Kuhl*, Beitr. S. 6. 3. *Fr. Cuvier* im Dict. des Scienc. nat. XXXVI. p. 289. 4. c. fig. *Bory* im Dict. class. XII. p. 282. 2. Simia leucisca *Schreb.* Säugeth. Taf. 3. B. S. Moloch *Audebert* Sing. 1. 2. p. 10. f. 2. Lesser longarmed ape *Pennant.* Syn. p. 100. White gibbon *Shaw*, Gen. Zool. I. p. 12. t. 6. Gibbon cendré *Cuvier*, Règne animal. I. p. 103. *Virey* im Nouv. Dict. XXIII. p. 606. 5. Wouwou *Camper* in Allgemeene vaterland'sche Letteroefningen. I. p. 18. Ungka-puti *Raffles* in Linn. Transact. XIII. p. 142. Simia Golock *Devisme*, Phil. Transact. LIX. 72. p. 3. *Belanger*, Voyage Zoolog. p. 26. H. leuciscus. Wouwou *Griffith*, Anim. Kingd. I. p. 254. et V. p. 7. 3. Gibbon Wouwou *Geoffr.* Cours d'hist. nat. des Mamm. I. 7 elec. p. 34. 2.) Einfarbig aſchgrau, der Kopf oben ſchwarz oder dunkelgrau, der Umkreis des Geſichts hellgrau. Die kleinſte Art mit wolligen Haaren, gemein auf den Sundainſeln und auf den Molukken.

2) H. variegatus *Desmarest.* (Pithecus agilis *Desmar.* Mamm. Suppl. p. 532. 5. bis. P. variegatus *Ejusd.* Mamm. p. 51. 5. Enc. méth. t. 5. f. 4. *Geoffr.* in Annal. du Mus. XIX. p. 83. 3. P. varius *Latr.* in *Buff.* Hist. nat. éd. *Sonn.* XXXVI. p. 169. 2. Hylobates variegatus *Kuhl*, Beitr. S. 6. 2. H. agilis *Fr. Cuvier* et *Geoffroy*, Mamm. ed. in fol. fasc. 32 et 33 et in 4. p. 20. t. 3. masc. et t. 4. foem. *Fr. Cuvier* in Dict. des Sc. nat. XXXVI. p. 288. 2. Simia Lar. *β. Linn.* Syst. nat. ed. *Gmel.* I. p. 27. 35. S. longimana *B. Schreb.* Säugeth. S. 66. 2. t. 2. f. 2. fig. *Buff. Erxleben*, Syst. p. 10. S. nanodes *Ludwig*, Geſchichte der Menſchenſpecies. S. 46? Petit Gibbon *Buff.* Hist. nat. XIV. p. 92. t. 2. éd. *Sonn.* XXXV. p. 206. t. 9. *Virey* im Nouv. Dict. XXII. p. 606. 4. *Bory* im Dict. class. XII. p. 284. 4. Little Gibbon *Griff.* Anim. Kingd. I. p. 254. c. fig. et V, 6. 2. Active Gibbon *Ejusd.* ibid. I. p. 258 et V, 9. 5. Gibbon agile *Geoffr. St. Hil.* Cours d'hist. nat. des Mamm. I. 7 elec. p. 34. 3. *Belanger*, Voyages. I. 27. Gibbon brun. *Cuvier*, Règne animal. éd. 2. t. 1.) Der Wuwu *) in der Sprache der Malayen. Braun, der Rücken, die Lenden, der Hinterſchenkel und der Hinterkopf gelbbraun oder hellbraun, das Männchen hat eine weißliche Geſichtseinfaſſung, am Weibchen ſind nur die Augenbrauen weiß. Im pariſer Muſeum findet ſich auch eine Varietät, faſt Albino, indem ſie ganz hellgelblich iſt, doch bemerkt Geoffroy dabei, daß Weingeiſt oder Lichteinfluß die Farben ſo bleiche, daß man die vorige Art mit dieſer verwechſeln könne. Die Jungen zeigen dieſelbe Färbung wie dieſe Varietät. Die Stirn liegt bei dieſem Affen ſehr tief, wodurch die Augenbrauen ſehr vorſpringen; das nackte Geſicht iſt beim Männchen ſchwarzblau, beim Weibchen bräunlich, die Augen ſtehen einander ſehr nahe, die Naſe iſt weniger platt als beim Siamang, die Naſenlöcher ſind ſehr breit und ſeitwärts geöffnet, die untern Backenzähne haben fünf Höcker, am Kinne ſtehen einzelne ſchwarze Haare, und der lange dichte, weißliche Backenbart bedeckt zum Theil die Ohren. Es fehlen die Kehlſäcke, welche beim Siamang vorhanden ſind. Die Arme ſind lang und dünn wie bei letzterm, die Schenkel ſtehen nach Außen, der Daumen der Hinterhände iſt lang und kann ſich nach Hinten biegen, die Zehen ſind kurz, dagegen iſt der Daumen der Vorderhand kurz und deren Finger ſehr lang. Die Arme ſind übrigens ſo lang, daß ſie beim Stehen die Füße berühren, die Höhe des ganzen Affen iſt zwei Fuß acht Zoll. Die Lebensart dieſes Thieres iſt derjenigen des Siamangs entgegengeſetzt, indem er nicht wie dieſer in großen Haufen, ſondern nur paarweiſe zuſammenlebt, ſogar einſam angetroffen wird; auch iſt er keineswegs ſo langſam wie jener, er klettert vielmehr ſchnell und ſpringt oft 40 Fuß weit von einem Baume zum andern, wobei er ſich nicht ſelten vorher auf einem ſchlanken Aſte ſchaukelt, um deſto mehr Schwung zum Sprunge zu gewinnen. In der Gefangenſchaft iſt er nicht ſo leidenſchaftslos als der Siamang, fürchtet ſich mehr, ſchmeichelt ſich gern ein, wird ſogar munter, iſt gefräßig und neugierig. Ungeachtet des mangelnden Kehlſackes iſt ſein Geſchrei ſo ſtark, wie das des Siamangs. Faſt unglaublich iſt die Geſchichte, welche Raffles von einem zahmen erzählt, und nur aus dem Munde eines ſolchen Mannes als wahr anzunehmen, um ſo mehr, als er das Thier ſelbſt beſeſſen hat. Dieſer Affe war

*) Bei den Franzoſen wouwou; der Überſetzer Cuviers, Voigt, hat daraus Wauwau gemacht, ohne einen Grund dafür anzugeben.

nämlich einer Unart wegen aus dem Hause geworfen worden und — wer sollte das einem solchen Thiere zutrauen, hing sich an einem Baum auf, da man ihn aber zeitig genug fand und abschnitt, so ward er wieder zum Leben gebracht, hing sich aber zum zweiten Male, wobei ihm der Mordversuch besser gelang. Diese Art lebt in den Wäldern von Sumatra, und hat ihren Namen von dem Geschrei: Wuwu.

3) H. Rafflesii *Geoffroy.* (Simia Lar-Ungka-Aan *Raffles* in *Linn.* Transact. XIII. 1. p. 242. Hylobates Lar. *Fr. Cuvier* et *Geoffr.* Mamm. éd. in fol. fasc. 42. éd. in 4. p. 24. t. 5. masc. t. 6. foem. H. Rafflesii *Geoffr.* Cours d'hist. nat. Mamm. I. 7. leç. p. 34. 4. H. Unko *Lesson*, Complément de *Buffon.* III. p. 400. *Belanger*, Voy. p. 28.) Ungko in der Sprache der Malayen, welcher Name aber auch für die folgenden Arten gilt. Diese Art ist sehr häufig mit Simia lar Linné's verwechselt worden. Er ist schwarz, Rücken und Lenden sind roßbraun, bei dem Männchen sind die Augenbrauen weiß, die Wangen grau, bei dem Weibchen die Augenbrauen hellgrau, die Wangen schwarz. Die Größe dieser Art ist etwas geringer, als die von Hylobates variegata, der sie übrigens sehr ähnlich ist. Ihre Haare sind lang und dicht, und bilden an dem scrotum des Männchens eine Art Pinsel. Das Weibchen ist kleiner als das Männchen. Das Vaterland ist ebenfalls Sumatra, doch findet sich dieser Affe seltener daselbst.

4) H. albimanus *Vigors* et *Horsfield.* (Simia Lar. *Linn.* Syst. nat. ed. *Gmel.* I. p. 27. 5. *Shaw*, Gen. Zool. I. 1. p. 12. t. 5. S. longimana *Schreb.* Säugeth. S. 66. 2. t. 2. f. 1. *Buff. Erxleben*, Syst. p. 9. 2. Zimmer, Geogr. Gesch. II. S. 174. 71. *Miller*, Cimel. phys. I, 27. *Shaw*, Mus. Lever. II. t. 1. S. albimana *Vigors* et *Horsfield* im Zool. Journ. XIII. p. 105. Homo Lar. *Linn.* Mant. II. p. 521. Pithecus Lar. *Latr.* in *Buff.* Hist. nat. éd. *Sonn.* XXXVI. p. 169. I et XXXV. p. 197. t. 8. *Geoffr.* in Annal. du Mus. XIX. p. 88. 2. *Desmar.* Mamm. p. 50. 4. Enc. méth. t. 5. f. 8. Hylobates Lar. *Kuhl*, Beitr. S. 5. 1. *Griff.* Anim. Kingd. I. p. 253 et V, 5. 1. Grand Gibbon *Buff.* Hist. nat. XIV. p. 92. t. 2. *Virey* im Nouv. Dict. XXIII. p. 605. 3. Gibbon *Audeb.* Sing. I. 2. p. 25. f. 1. G. aux mains blanches *Geoffr. St. Hil.* Cours d'hist. nat. des Mamm. I. 7. leç. p. 33. 1. Longarmed ape *Penn.* Syn. p. 99. 66. Langarmiger Affe aus Bengalen. Le Beck im Naturfr. XXIX. S. 1.) Dies ist diejenige Art, welche wol eigentlich dem Simia Lar zum Grunde liegt, dessen Name aber aus dem Grunde wegfallen muß, weil mehre Arten in demselben verwechselt sind. Dieser Affe ist schwarz, die Hände und der Kreis um das Gesicht sind schmuzigweiß. Er mißt von der Schnauze bis an den After etwa 16 Zoll. Sein Vaterland ist Java.

5) H. syndactylus. (*Horsfield*, Zoolog. Research. n. III. c. fig. bon. *Raffles* in *Linn.* Transact. XIII, 1. p. 241. Hylobates syndactylus *Fr. Cuvier* et *Geoffr.* Mamm. éd. in fol. fasc. 34. éd. in 4. p. 16. t. 2. *Fr. Cuvier* im Dict. des Scienc. nat. XXXVI. p. 87. 1. Pithecus syndactylus *Desmarest*, Mamm. Suppl. p. 531, 812. *Bory* im Dict. class. XII. p. 283. 1. *Belanger*, Voy. p. 30.) Siamang malayisch. Von dieser Art hat Geoffroy (a. a. O.) als Kennzeichen angegeben, daß bei dem Männchen nur das erste Fingerglied mit dem benachbarten nicht verbunden sei. Bei dem Weibchen sei auch das zweite frei. Die Widersprüche in dieser Beziehung berührten wir schon oben. Dieser Affe ist durchaus pechschwarz, stark und muskulös, und seine Arme reichen bis auf die Füße, an der Kehle stehen zwei lose nackte Hautfalten, welche bisweilen von Luft aufgeblasen sind, nur am Kinn stehen einige braune Haare. Das Haar scheint übrigens mit dem Alter grau zu werden, es ist lang und weich, das Gesicht unbehaart und schwarz, wie auch die Brüste der Weibchen. Die Höhe beträgt von der Ferse bis auf den Wirbel etwas über drei Fuß. Kopf und Hals messen sechs Zoll, der Oberarm einen Fuß ½ Zoll, der Vorderarm einen Fuß 2½ Zoll, Hand und Finger 5½ Zoll, der Schenkel 8½ Zoll, das Schienbein 8 Zoll, der Fuß 5½ Zoll. Der Schädel eines ausgewachsenen maß von der Spitze eines Vorderzahnes bis zum Hinterhaupte 5 Zoll 2 Linien, dessen Höhe betrug 3 Zoll 6 Linien. Die Gestalt desselben ist im Ganzen länglich und wird nach Hinten etwas breiter. Die Augenhöhlen stehen stark in der Stirn vor, indem die Stirnränder vorragen, rund um die Höhle laufen und eine kurze Röhre um das Auge bilden. Die Schläfenleisten ragen jederzeit stark vor und laufen einander parallel vom Stirnrande bis zum Hinterhaupt etwa einen Zoll von einander. Der Hintertheil des Schädels endet plötzlich, durch eine ebene Fläche von einer vorspringenden Leiste begrenzt. An dem jungen Thier ist der Schädel mehr gerundet, umgekehrt eiförmig, und die Ränder der Augenhöhlen, sowie die Schläfenleisten, weniger entwickelt. Sehr merkwürdig ist der Zahnbau. Im Oberkiefer sind die ersten Vorderzähne kurz, breit und etwas gegen einander geneigt, die zweiten abgerückt und schmäler. Der erste Schneidezahn, von der Mitte an gerechnet, ist breit, in eine grade Linie auslaufend, inwendig schräg abgenutzt, und abgeschnitten durch einen Quereindruck des entsprechenden Schneidezahns der untern Kinnlade, der zweite Schneidezahn ist etwas kleiner als der erste und an der Seite des Eckzahns schräg abgenutzt. Der besonders stehende Eckzahn ist mehr breit als dick, am Hinterrande mit einer Schärfe, an der innern Seite mit zwei Längsfurchen, die einen Vorsprung zwischen sich haben, die hintere Furche ist breiter und tiefer als die vordere. Die dem Eckzahne folgenden zwei und drei Backzähne sind gebaut wie bei Simia satyrus und bei dem Menschen. Die zwei nächsten sind falsche Mahlzähne, der zweite etwas größer als der erste, alle beide aber führen zwei stumpfe Höcker, von denen der eine am äußern Rande größer als der am innern Rand ist. Die nämliche Form haben die drei folgenden an Größe nach und nach zunehmenden Mahlzähne, auf ihm stehen aber vier Höcker, zwei von gleicher Größe am

äußern Rand und zwei am innern, von denen der hintere kleiner ist, welche Höcker eigentlich durch die Furchen entstanden sind, die den Zahn ungleich theilen. Die Kauflächen aller dieser Mahlzähne sind stark abgerieben. In der untern Kinnlade ist zwischen den beiden Vorderzähnen ein kleiner Abstand. Der erste Schneidezahn ist klein, kleiner als der zweite, und läuft in eine grade Linie aus, der zweite ist an der äußern Seite gerundet, an der innern Seite verstärkt er sich durch eine in der Mitte dickere Rippe und endigt in eine Spitze. Der Eckzahn ist in allen seinen Maßen gleichförmiger als der der obern Kinnlade, und endigt hinten in einen Vorsprung, hat aber eben die zwei Furchen wie der obere auf der innern Seite. Der erste Backenzahn hat, wie auch bei den andern Affen der östlichen Inseln, einen vom ersten zweispitzigen des Menschen wesentlich verschiedenen Charakter. Er steht schief und hat eine hohe scharfe, kegelförmige oder pyramidale Spitze, welche beträchtlich über den folgenden falschen Mahlzahn vorragt, mit einem schiefen Rande, welcher dem obern Eckzahn entspricht, der einen kleinen Höcker an der Wurzel hat. Der zweite oder folgende Mahlzahn hat zwei Spitzen, eine äußere und eine innere, mehr am vordern als am hintern Rande gelegen. Die drei folgenden an Größe zunehmenden Mahlzähne haben fünf Höcker, zwei am vordern Theil und drei am hintern in einen Triangel gestellt. Am jungen Thiere ragt der Eckzahn wenig über die Vorderzähne vor, der zweite Vorderzahn hat einen gezähnelten Rand, von drei Backenzähnen sind die zwei hintern vierspitzig, mit großen Spitzen. Am jungen Thiere sind ferner die Knochen der Vorderglieder verhältnißmäßig länger, als bei einem erwachsenen der vorigen Art, und erstrecken sich über dem Fußknorren hinaus bis auf den Boden. Die Knochen des Daumens sind auch mehr gestreckt und schlanker. Am auffallendsten ist die außerordentliche Länge der Vorderglieder, der Kopf ist länglich und hinten gerundet, der Hals sehr kurz, das Gesicht fast nackt, wenige sehr kurze liegende Haare stehen zerstreut an Nase und Backen. Der Bart auf Oberlippe und Kinn besteht aus grauli-chen, schiefen Haaren. Die Schnauze ist kurz und der Gesichtswinkel zwischen 60 und 65 Grad. Die Nase ist flach und oben eingedrückt, tritt aber unten plötzlich hervor mit einer knorpeligen Erhöhung, in welche die ziemlich runden Nasenlöcher schief von den Seiten eingebohrt liegen. Am Ende ist diese Erhöhung stumpf und durch eine schmale, sich allmälig verdünnende Spitze, die einen Knorpelbogen bildet, mit der Oberlippe verbunden, was diesem Affen einen eigenthümlichen Charakter gibt. Der Augenrand steht sehr vor, das Stirnbein springt schief über die Augen vor und läuft mit allmäliger Neigung nach Hinten. Dieser Theil ist mit Haaren bedeckt, welche von denen an den andern Leibestheilen sich verschieden zeigen. Sie sind nämlich regelmäßig gebildet und grade, liegen glatt an und bilden eine nach und nach zunehmende Fläche, auf welcher die Haare als künstlich geglättet erscheinen, die Ohren liegen dem Kopfe dicht an, sind gerandet, und haben äußerlich die Bildung wie bei dem Menschen, sind aber größtentheils durch die Seitenhaare des Kopfes versteckt. Der Rumpf ist ziemlich schlank und der Bauch nicht gespannt, wie bei dem Orangutang, die Gesäßschwielen sind klein. Die Finger der Vorderhände sind sehr schmächtig und von außerordentlicher Länge, der Daumen ist kleiner und steht so weit nach Hinten, daß er kaum über den Mittelhandknochen hinausreicht, doch stellt er sich handbildend den Fingern gegenüber. Die Nägel sind an Daumen und Fingern gleichförmig sanft gerundet und in der Mitte etwas erhaben. An den hintern Händen sind die Finger verhältnißmäßig klein und schmächtig, der Zeigefinger und der Mittelfinger bis in die Mitte des zweiten Gliedes verwachsen. Der Daumen ist an denselben lang, stark und steht den Fingern näher, als an den Vorderhänden, der Nagel daran ist eben, die Nägel der Finger gleichen denen der vordern, die Kehle und der Hals sind an jungen Thieren ganz nackt, bei erwachsenen zieht sich die Blöße nach der Brust herunter und ist blos theilweise durch einen schmalen Haarstreifen, der quer über die Brust läuft, unterbrochen. Die Haarbedeckung des Kopfes und der Glieder zeigt einen ganz besondern Charakter, und ihre Dicke vermehrt sehr den Umfang dieser Theile. Sie besteht aus dichten wollichten Haaren in kleine Locken vereinigt, welche unregelmäßig aus einander fallen, und ein starkes Vlies bilden. Die einzelnen Haare sind oben zwei Zoll lang, und überall außer dem Kopf etwas gekrümmt, fast wie gekräuselt. Der Haarpinsel am Hodensacke soll oft fast bis an die Knie reichen. Es soll auch fast ganz weiße Siamangs geben, Raffles sah dergleichen. Diese Affen leben in großen Haufen auf Sumatra, in der Nähe von Bencoolen, und meist ist ein großes Individuum gleichsam der Führer der übrigen. Diese Trupps erheben bei Auf- und Untergang der Sonne ein entsetzliches, meilenweit hörbares Geschrei, was die Bergbewohner sehr unangenehm stört. Am Tage hingegen geben sie keinen Ton von sich, wenn man sie nicht in ihrer Ruhe stört. Sie sind langsam und schwerfällig, ungeschickt im Klettern und Springen, können, auf der Erde überrascht, nicht entfliehen, denn ihr Körper ist zu schwer für ihre Schenkel, neigt sich vorwärts und sie gehen und springen mit den Armen, wie mit Stelzen. Außerordentlich ist die Mutterliebe dieser Affen, und wenn ein Junges verwundet wird, so erhebt die Mutter ein fürchterliches Geschrei, weicht nicht von ihm und geht mit ausgebreiteten Armen und offenem Rachen auf den Feind los, doch ohne ihm zu schaden. Duvaucel erzählt, daß er auch sah, wie die Mütter die Jungen zum Flusse trugen, wuschen und abtrockneten, ohne sich um das Geschrei derselben zu kümmern. Auch bestätigt er die Angabe der Malayen, daß die Ältern die Jungen tragen, so lange sie noch nicht gehen können, und zwar der Vater die männlichen, die Mutter die weiblichen. Über Paarung und Tragzeit ist nichts bekannt. Gefangen sind sie Anfangs sehr wild, werden aber bald zahm, zeigen sich aber sehr apathisch, den ganzen Tag meist ruhig sitzend, die Arme über einander geschlagen, den Kopf zwischen den Beinen, zuweilen einmal schreiend.

Raffles hatte indeſſen einen zahmen, der ſehr zuthätig, aber nur dann munter war, wenn man ihn nicht allein ließ. (D. *Thon.*)

HYLOBIOI (ὑλόβιοι), im Walde lebend, Bezeichnung indiſcher, in der Abgeſchiedenheit des Waldes ein beſchauliches Leben führender Anachoreten *), welche bei den Indiern ſelbſt Vanaprastha heißen. Vergl. den Art. Yogi. (*A. G. Hoffmann.*)

HYLOBIUS, *Germar* (Insecta). Eine Gattung Rüſſelkäfer aus Rhynchaenus *Fabricius* geſondert, von Olivier und Germar auch Liparus genannt, von Schönherr unter die Diviſion Molidites der Ordnung Gonatoceri geſtellt. Die Kennzeichen ſind: die Fühler ſind etwas kurz, etwas dick, der Schaft erreicht die Augen nicht, die Baſalglieder der Geißel ſind länglich, verkehrt kegelförmig, das dritte bis ſechste kurz, rundlich oder an der Spitze geſtutzt, nach und nach etwas breiter werdend, das letzte viel dicker, an die Keule angedrückt, dieſe länglich eiförmig. Der Rüſſel iſt verlängert, rundlich, mit einem aus der Mitte der Augen hervorgehenden, eingedrückten, halben Striche, meiſt auf beiden Seiten gezeichnet. Die Augen ſind länglich und ſtehen wenig vor. Der Thorax iſt an den Seiten zugerundet gegen die Spitze oft etwas zuſammengezogen. Das Schildchen iſt an der Spitze zugerundet, deutlich. Die Flügeldecken ſind länglich eiförmig, gegen die Spitze ſchwülig, die Schulter ſtumpfeckig. Der Körper iſt länglich, ſtark, hart, geflügelt. Die Füße ſind etwas lang, ziemlich gleich, die Schenkel keulenförmig, mitunter gezähnt, die Schienen etwas zuſammengedrückt, innen doppelt buchtig, an der Spitze ſchräg abgeſtutzt, das Endblatt in einen großen horizontalen Haken auslaufend, die Tarſen ſind unten ſchwammig, das letzte Glied herzförmig, zweilappig, mit ſtarken Doppelklauen. Die Arten zerfallen in zwei Stämme.

I) Der Rüſſel auf beiden Seiten mit einem halben, vom Auge bis auf die Mitte des Rüſſels gezogenen verloſchenen Striche, der Thorax gegen die Spitze verengert. Als Typen dieſer Abtheilung führen wir auf

1) H. Pineti *Fabricius* (Eleut. II, 440, 6. Curculio Peneti *Herbst* Col. VI, 295, 264. T. 82. f. 10. *Paykull* Fn. III, 223, 41). Pechſchwarz, etwas glänzend, blaß behaart, der Rüſſel ziemlich dick, rund, der Thorax etwas runzelig, die Flügeldecken ſind büſchelig behaart. Von mittler Größe acht Linien lang, lebt als Larve in den Stämmen von Pinus Sylvestris und Abies in Teutſchland und Schweden, bis nach Lappland hinauf, im Sommer, am liebſten auf friſch gefälltem Holze.

2) H. abietis (*Fabr.* Eleut. II, 4, 64, 130. Curculio Abietis *Linné* Syst. II, 613, 51. Fn. Sw. 615. *De Géer.* Ins. V, 204, 1. T. 6. f. 11. 13. *Herbst* Col. VI, 149. T. 70. f. 3. *Payk.* Fn. III. 186, 3. *Panzer* Fn. 42. f. 14. Curculio Pini. *Marsham.* Ent. Brit. 289, 152). Pechſchwarz, mattgelblich behaart, der Thorax vorn zuſammengeſchnürt, die Flügel zart gitterig geſtreift, deren Zwiſchenflecken ſtark runzelig, mit gelbhaarigen Fleckenbinden. Fünf Linien lang, lebt ebenſo wie der vorige auf Nadelholz und zwar auf friſch gefälltem im Sommer, in Teutſchland, Schweden, England, bis nach Lappland hinauf.

II) Der Rüſſel ohne den eingedrückten Strich, der Thorax nicht eingeſchnürt.

3) H. fatuus. *Rossi* (Fauna etrusca 1. p. 131). Roſtbraun, die Flügeldecken punktſtreifig, grau beſprützt. Vier und eine halbe Linie lang in Italien auf Himbeeren. (D. *Thon.*)

Hylocharis, ſ. Orthorhynchus.

Hylodes, ſ. Hyla.

Hylogale, ſ. Cladobates.

Hylogenie, ſ. Materie, Materialismus.

Hylogyne, *Salisb.*, ſ. Embothrium *Forst.* (spathulatum *Cav.*)

Hyloicus, ſ. Sphinx.

Hylologie, ſ. Materie, Materialismus.

HYLONOME, eine ſchöne Kentaurin, unter ihres Gleichen ein Muſter der Reinlichkeit, Ordnungsliebe und Wirthlichkeit, verlor ihren ihr gleichen Gatten Kyllarus, mit dem ſie Peirithoos' Hochzeit beſuchte, durch einen von unbekannter Hand geworfenen Spieß. Sie drückte die Wunde zu, umſchlang den Todten und ſank mit dem Leichname ſterbend zur Erde *). (*Schincke.*)

Hylopathismus, ſ. unter Hylozoismus.

HYLOPHAGEN (ὑλοφάγοι), Holzeſſer, nach Diodorus Siculus (L. III. c. 23. Vergl. Agatharchides von Knidus S. 37), eine armſelige äthiopiſche Völkerſchaft, welche ſich von den zarteſten Zweigen der Bäume genährt und bei dem Erklettern derſelben eine erſtaunliche Gewandtheit gezeigt, übrigens noch auf dem tiefſten Grade der Civiliſation geſtanden haben ſoll. (*A. G. Hoffmann.*)

HYLOPHILUS, *Temminck* (Aves) Orangenvogel. Temminck hat dieſe Gattung aufgeſtellt, aber in einem etwas zu großen Umfange, wie der Prinz von Neuwied (Beiträge zur Naturgeſchichte von Braſilien 721) bemerkt. Jener hat nämlich auch einige europäiſche Sänger (Sylvia) und einige andere amerikaniſche dazu gerechnet, welche letztere der Prinz wieder zu der urſprünglichen Gattung geſtellt hat. In der jetzigen Beſchränkung kommen die Arten in folgenden Kennzeichen überein: Der Schnabel iſt ſtark, kürzer als der Kopf, ziemlich grade, an der Wurzel etwas ausgebreitet, etwas breiter als hoch, oder doch ſo breit als hoch, am Vordertheile zuſammengedrückt, die Schnabelränder eingezogen, die Firſte kantig, nach der Kuppe ſanft hinabgewölbt und hinter derſelben ein kleiner Ausſchnitt; ein anderer Ausſchnitt findet ſich oft vor der Wurzel des Oberkieferrandes, wodurch dieſer in der Mitte gewöhnlich einen vortretenden Bogen zeigt. Die Naſenlöcher ſind länglich und ſtehen vor der Schnabelwurzel, der Unterkiefer iſt meiſt höher, und breiter als der obere. Die Zunge iſt an der Spitze ein wenig getheilt, oder borſtig gefranzt. Die Flügel ſind ſtark und ziemlich lang, ſie

*) *Strabo* L. XV. c. I. §. 60 oder p. 713. ed. *Casaub.*

*) *Ovid.* Metam. XII, 393—428.

erreichen ein Drittheil, die Mitte oder ⅔ der Schwanzlänge, die Beine sind mäßig hoch, die äußern Zehen an der Wurzel nur sehr wenig vereint. Der Prinz von Neuwied bemerkt zu dieser Gattung noch: „Da die eigentlichen amerikanischen Sänger (Pitpit *Buff.*) noch sehr große Übereinstimmung mit unsern europäischen (Sylvia) zeigen, so schien es mir zweckmäßig, sie bei denselben zu belassen, hingegen die von mir hier unter Hylophilus vereinten Vögel von ihnen zu trennen, da sie einen deutlichen Übergang zu den Tangaras machen. Diese werden also mit Recht von den Sängern (Sylvia) getrennt, obgleich ihre Lebensart und Manieren noch vollkommen denen der Sänger gleichen und weniger Übereinstimmung mit jenen der Tangaras zeigen. Da die von mir unter Hylophilus vereinten Vögel die eifrigsten Verfolger der reifen Baumfrüchte sind, so habe ich den ihnen beigelegten deutschen Namen von ihrer Lieblingsfrucht entlehnt."

A. Arten mit kurzem, nach der Spitze stark hinabgewölbtem Schnabel.

1) H. cinerascens *Neuwied* (a. a. O. S. 123). Der dickschnäbelige Orangenvogel. Der Schnabel kurz, breit gewölbt, die Obertheile grünlich olivengrau, die Untertheile weißgrau, die Deckfedern graubraun mit fahlgrauröthlichen Rändern. Der Schnabel ist fast wie ein Muscicapaschnabel gestaltet, hinter der Spitze zusammengedrückt und mit einem kleinen Ausschnitte versehen, die Dillenkante ist aufsteigend, der Kinnwinkel groß, ziemlich abgerundet, mit borstig endenden, etwas vorwärts strebenden Federn bedeckt, aber keine Bartborsten am Schnabel, die Zunge ist kürzer als der Schnabel, vorn ein wenig gespalten, die Flügel erreichen beinahe die Mitte des Schwanzes, die Schwungfedern waren an dem einzigen Exemplar, welches der Prinz von Neuwied erhielt, nicht alle ausgewachsen, die dritte schien die längste zu sein, der Schwanz mäßig lang, ziemlich gleich, die Ferse (Tarsus) ist mit etwa sieben Tafeln belegt, die innere Zehe etwas länger, als die äußere, beide äußere scheinbar an der Wurzel vereinigt. Der Kopf und Oberhals sind aschgrau, aber bräunlich überlaufen, der Rücken graubräunlich, olivengrün überlaufen, die Flügel dunkelgrau braun, die Deckfedern fahlröthlichbraun, stark gerandet, die Schwungfedern graubraun, ihr vorderer Rand grünlich, ihr hinterer weißlich, die innern Flügeldeckfedern weißlichgraugrün, am Flügelrande gelblich, Kinn, Kehle und Brust blaßweißgrau, der Bauch und die übrigen Untertheile weißlich, gelblich überlaufen, der Schwanz ist fahl hellgraubraun, außen etwas grünlich gerandet, die Beine sind schwärzlich bleifarben, der Schnabel ist oben bräunlichschwarz, unten weißlich, die Iris des Auges graubraun. Die Länge dieses Vogels ist vier Zoll eine Linie, die Breite sechs Zoll sechs Linien. Es weicht diese Art zwar, wie der Prinz bemerkt, in Schnabel- und Zehenbildung sowol von den Sängern, als von den Orangenvögeln, ab, doch hat er ihn nicht von den letztern trennen wollen, um die Gattungen nicht zu vervielfältigen. Das einzige Exemplar, welches er erhielt, bekam er im Walde zu Barra de Jucú, unweit des Flusses Espirito Santo.

B. Orangenvögel mit mehr verlängertem, an der Spitze weniger gewölbtem Schnabel, dessen Unterkiefer höher ist, als der obere.

2) H. ruficeps *Neuwied* (a. a. O. 725). Der rostköpfige Orangenvogel. Der Kopf schön zimmtbraun, Brust und Unterrücken orangefarben, an der Seite des Halses steht ein hochgelber Fleck, ebenso sind die untern Schwanzdeckfedern gefärbt, die Obertheile sind olivengrün, die Schwungfedern dunkelgraubraun mit dunklern Rändern, die Mitte der Untertheile ist hellgelb, die Seiten derselben grau überlaufen. Dieser Vogel hat eine schlanke Gestalt, der des gemeinen Stieglitzes ähnlich, der Schnabel ist an der Wurzel ziemlich breit, mäßig lang, zugespitzt, eine etwas kantige Firste des Oberkiefers ist nach der Kuppe sanft hinabgewölbt, über die untere ein wenig vortretend, der Unterkiefer ist höher und breiter, als der obere, die Schnabelränder dieses letztern mit einem leichten Ausschnitt an der Wurzel, und einem hinter der Kuppe, wodurch in der Mitte des Kieferrandes ein vortretender Winkel entsteht, die Nasenlöcher vor den Nasenfedern, länglich, von den etwas aufgerichteten Federn zum Theil bedeckt; der Kinnwinkel ist, wie bei voriger Art, ziemlich abgerundet, beträgt mehr als ein Drittheil der Schnabellänge, ist stark befiedert, seine Federn endigen etwas in Borsten, und sind ein wenig aufgerichtet, die Zunge ist schmal und zugespitzt, an der Spitze in mehre kleine Fasern getheilt, das Augenlid ist ziemlich nackt, mit einigen Wimpern besetzt. Die Flügel sind ziemlich stark, zugespitzt und reichen über ein Drittheil des Schwanzes hinaus, die dritte Schwungfeder ist die längste, der Schwanz ist ziemlich stark, und besteht aus 12 Federn, wovon die mittlern ein wenig kürzer als die äußern, daher der Schwanz etwas ausgeschnitten erscheint, die Beine sind mäßig hoch, die Fersen mit 5 bis 6 glatten Tafeln belegt, die innerste Vorderzehe ist die kürzeste, die mittelste die längste, die Hinterzehe etwas kürzer, als die innere, der Hinternagel stark gewölbt, größer als die übrigen. Die Iris ist braun, der Rachen orangegelb, der Oberkiefer dunkel horngraubraun, der Rand desselben, sowie der ganze Unterkiefer, lebhaft orangegelb, das Augenlid dunkelaschgrau, die Wimpern zimmtbraun; die Beine bleifarben, der ganze Kopf, Nacken, die Ohrgegend, das Kinn und die Kehle schön zimmtbraun, an Kinn und Kehle mehr ins Orangefarbene ziehend, welche Farbe an der Brust immer mehr ins Orangefarbene übergeht, sodaß dieselbe ganz so gefärbt erscheint; mitunter zeigt sich dieser Übergang nicht, der Kopf erscheint dann abgesetzt zimmtbraun, der Unterhals und die Brust ohne andere Beimischung lebhaft orangefarben; an den Seiten des Halses steht unter dem Ohr ein hochgelber Fleck, bei manchen Individuen die ganze Seite des Halses bedeckend. Alle Obertheile sind bei dieser Art olivengrün, der Unterrücken lebhaft orangefarben, die Schwung- und großen Flügeldeckfedern sind schwärzlich graubraun, mit breiten, olivengrünen Vordersäumen, am hintern Rande der innern Fahne etwas weiß, gleiche Färbung zeigen die Schwanzfedern, doch sind die mittlern fast gänzlich olivengrün, und die äußern Ränder der übrigen sind

In Teutſchland iſt der Typus dieſer Gattung H. Hermanni nicht ſelten in ſtehenden Gewäſſern. Dieſer Käfer iſt 4¾ Linien lang, 2⅔ Linien breit. Der Kopf iſt roſtroth, ein Kreis um die Augen ſchwarz, die ſelbſt glänzend ſchwarz ſind; Palpen und Fühler röthlichgelb; Thorax dicht, runzelig, punktirt, Vorder- und Hinterrand ſchwarz, Flügeldecken pechſchwarz, der Wurzel- und Außenrand roſtroth, Bruſt und die letzten Bauchringe ſchwarz, die zwei erſten Bauchringe und die Afterdecke dunkel roſtroth, die Beine roſtgelb, die Füße mit langen, meſſinggelben Haaren, die vordern an der Unterſeite ſchwammartig, weitlöcherig. (Abbildung: Sturm, Teutſchlands Inſecten. VIII. Taf. 200. Hydrachna Hermanni *Panzer*, Fauna. 101, 1. Dytiscus tardus Herbſt, Schriften der Geſellſch. naturforſch. Freunde zu Berlin. IV. Taf. 7. Fig. 3.) (D. *Thon.*)

HYGROCHEMIE (Hygrochemia), iſt ein beſonderer Zweig der Zoochemie, nämlich die Lehre von den chemiſchen Beſtandtheilen der ſowol gas- und dunſtförmigen, als der liquiden Flüſſigkeiten (Säfte) des Thierkörpers im geſunden und kranken Zuſtande (ſ. mein Spec. Chemiae nosologicae [Erl. 1800]), alſo des Blutes und aller daraus ab- und ausgeſonderten Flüſſigkeiten. S. F. A. Webers phyſ. chem. Unterſuch. üb. die thier. Feuchtigk. [Tübing. 1750]. J. Jak. Berzelius, Überblick üb. die Zuſammenſetz. thier. Flüſſigk.; aus d. Schw. überſ. v. Cp. Schweigger [Nürnb. 1814]. J. F. Johns chem. Tabellen des Thierreichs ꝛc. [Berlin 1814. gr. Fol.] H. A. Friedrichs Handb. der animal. Stöchiologie [Helmſt. 1828]. S. 118 fg. Vergl. Zoochemie. (*Th. Schreger.*)

Hygrocirsocele, ſ. Hydrocirsocele.

Hygrocrocis *Ag.*, ſ. Conferva *L.* (atramenti *Lyngb.*)

HYGROGEOPHILA (Mollusca). Eine von Menke (Synopsis Molluscorum, ed. 2. p. 35) aufgeſtellte Ordnung der Gaſteropoden und deren Hauptordnung Coelopnoa gymnostoma. Kennzeichen ſind nicht angegeben, von Gattungen gehören dazu: Carychium, Scarabus, Auricula. (D. *Thon.*)

HYGROLOGIE, HYGROGRAPHIE (Hygrologia, Hygrographia), iſt die allgemeine phyſiſche Lehre von den elaſtiſchen und liquiden Flüſſigkeiten in der Atmoſphäre, und in allen Reichen der Natur, insbeſondere aber die Lehre von den Säften des thieriſchen Körpers (ſ. *Joh. Jak. Plenck*, Hygrologia corp. hum. [Viennae 1794. Teutſch Wien 1794]; dieſelbe mit Anm. von Wf. Davidſon, und mit einer Vorrede u. Anm. von S. F. Hermbſtädt [Berlin 1796]). (*Th. Schreger.*)

Hygroma (von ὑγρός, naß, feucht), 1) die Waſſerſackgeſchwulſt (Abscessus aquosus); ſ. d. Art. 2) (Zool.), ſo viel als Cysticercus.

HYGROMETER (Notiometer), Feuchtigkeitsmeſſer, hygrometra, heißen jene meteorologiſchen Inſtrumente, womit man die Feuchtigkeit der Luft nach Graden zu erforſchen ſucht. Bei den Hygroſkopen, ſie mögen nun eine beſtimmte Form haben oder keine, wird der Feuchtigkeitsgrad eben nicht beachtet. Es gibt theils organiſche, theils unorganiſche Hygroſkope (Hygroscopia), welche mehr oder weniger empfindlich gegen die feuchte Atmoſphäre ſind, und daraus Feuchtigkeiten in ſich aufnehmen. Zu den organiſchen gehören unter andern und zwar aus dem Thierreich: Elfenbein, Fiſchbein, Menſchenhaare, Roßhaare, Federkiele, Darmſaiten, Goldſchlägerhäutchen, Katzenblaſenhaut, Schafleder, Froſchhaut, Seidencocconfäden u. a.; aus dem Pflanzenreich unter andern: manche Seegräſer oder Seetange, wie Willdenows Waſſerriemen (Zostera marina) ꝛc., ferner der aufgeblühte Kelch der gemeinen Eberwurz (Carlina vulgaris *L.*), die Grannen verſchiedener Gräſer, beſonders des Wild- und Rauchhafers, die gewundenen Bärte des Samens vom Storchſchnabel (Geranium), hauptſächlich die Samenkapſel des Geranium triste, die Faſern des Andropogon contort., die innere Haut des Schilfrohrs (Arundo Phragmites), die Roſe von Jericho ꝛc., gewundene Hanf- oder auch andere Stränge und Schnüre, friſche Tannen- und andere Holzbreter, dünne Streifen von Mahagoniholz, Kirſchharz und andere Harze, Papier- und Pergamentſtreifen, noch warmes ausgeglühtes Pflanzenkohlenpulver, Weinſteinſalz ꝛc. Unorganiſche Hygroſkope ſind: Der mineraliſche Hydrophan oder das Weltauge, dünne Platten von einem aſchgrauen aſtrachaniſchen Schieferſtein an der Wolga, Lüdicke's künſtlicher Schiefer, Pfeifenthon, mattgeſchliffenes Glas, geglühter ſalzſaurer Kalk, ſalpeterſaurer Kalk, gebrannter Kalkſtein, Ätzkali, ſalzſaures Eiſenoxyd, concentrirte Schwefelſäure und andere Körper, die durch Aufnahme von Feuchtigkeit aus der Luft an Gewicht zunehmen. Neuerlich hat Fiſcher in Breslau, als Mittel, Luftarten ꝛc. zu entwäſſern, das Chlorſilber in Bereicherung mit Zink zu einem hygroſkopiſchen Körper vorgeſchlagen (ſ. Schweigger-Seidels Jahrb. d. Ch. u. Ph. 1829. 8. Heft. S. 462 fg.). Endlich gehören auch hierher jene Bauſteine, die in Gebäuden bei bevorſtehendem Regen- und Schneewetter feucht werden (ſchwitzen), und die Luft ſelbſt, indem ſolche auf hygroſkopiſche Stoffe ebenſo wirkt, als dieſe auf ſie wirken, und alſo nur ein relativer Zuſtand von Luftfeuchtigkeit dadurch ſich erkennen läßt.

Noch ſind alle unſere Hygrometer mehr oder weniger unvollkommene, in ihren Reſultaten unſichere, und zur Ungenauigkeit geneigte Werkzeuge, zumal wenn man damit correſpondirende Beobachtungen anſtellen will, ſodaß man ſich auf die mit denſelben angeſtellten Verſuche ſehr wenig verlaſſen kann, wenn ſie nicht durch anderweitige Wahrnehmungen beſtätigt werden. Sie zeigen nicht unmittelbar eine abſolute Menge des hydroſkopiſch verbundenen Waſſers an, ſondern nur die Grade der Feuchtigkeit, wieviel nämlich die Luft damit überſättigt, und wie ſtark ihre Kraft ſei, Dünſte und Dämpfe abzuſetzen, wobei man das Thermometer zu Hilfe nehmen muß. Die gewöhnlichen Hygrometer beruhen auf Vermehrung des Volumens, den ſie durch die angenommene Feuchtigkeit erhalten. Dieſe Vermehrung iſt eigentlich eine allſeitige, doch läßt ſie ſich häufig, wie z. B. am Holz, an Flachs- und Hanfſchnüren ꝛc., in der einen Di-

n mehr als in der andern unterscheiden. Übrigens nicht das mit der Luft verbundene, sondern nur ch aus derselben in Bläschen niederschlagende Wasgroskopisch ein; auch erleiden bei fortgesetztem Ge- e die Hygrometer selbst in ihrer Substanz Verän- gen, und endlich kann nur höchst schwierig ein ab- Punkt der Hygrometer-Skale, zur Bezeichnung chsten Feuchtigkeit, geschweige zu jener der höchsten nheit, getroffen werden.

eupold und Lichtscheid haben in der zweiten Hälfte 7. Jahrh. die ersten künstlichen Hygrometer ange- Sie bedienten sich 1) wie Molineux zuerst der saiten dazu (s. C. S. H. Kunze, Schauplatz der nützigsten Maschinen. II. S. 95. Taf. 1. Fig. 29, Gehlers phys. Wörterb. ꝛc. Taf. XII. Fig. 82). Darmsaiten werden noch jetzt zu den sogenannten häuschen, einer hygroskopischen Spielerei, benutzt. ußerdem sind folgende mehr oder weniger zusamsetzte hygrometrische und hygroskopische Apparate tlich zu bemerken:

) Morgagni's Hanfhygroskop (s. bei Kunze a. a. O. Fig. 26—28, und bei Gehler Taf. XII. Fig. 81).

) Maignans Hafergrannenhygroskop (s. Colleg. eu- Norimb. 1676. 4.]).

) Hauteseuille's Tannenbrethygroskop (s. bei Kunze O. Taf. II. Fig. 34—40; bei Gehler a. a. O. XII. Fig. 83, und meine Beschreib. der chem. schaften ꝛc. [Fürth 1802]. III. S. 137 fg. Taf. I. 6).

) Goulds Salzhygroskop (s. Kunze a. a. O. S.

) Täubers Darmsaitenhygroskop (s. Kunze a. a. 92).

) Mersenne's Darmsaitenhygroskop (s. *Dalencé*, barom., thermom. et hygrom. [Amst. 1688]).

) Dalencé's Papierhygroskop (s. Dalencé a. a. O.).

) Amontons Queckſilberhygroskop (s. Kunze Taf. . 42, und meine Beschreib. a. a. O. S. 141 fg. Fig. 17).

) René's Schalenhygroskop (s. Kunze Taf. II. 1).

) Florentinisches Schneehygroskop (s. Tentam. ment. nat. capt. in Acad. del Cim. ed. *Musroek* [Lugd. Bat. 1731. 4.]).

) Fontana's Glasplattenhygroskop (s. Saggio del abinetto di Firenze, p. 19).

) Le Roy's Glashygroskop (s. Mém. de l'acad. Paris 1751).

) Lamberts Darmsaitenhygrometer (s. Dessen netrie, a. d. Fr. [Augsb. 1774, 1775).

) Smeatons Hanfhygrom. (s. Philos. Transact. Vol. LXI. P. I. No. 24).

) De Lucs Elfenbeinhygrom. (in d. Philos. Transol. LXIII. No. 38).

) Dessen Fischbeinhygrom. (s. Grens Journ. d. Taf. IV. Fig. 1—3. Kunze a. a. O. Taf. III. —57).

) T. Lowitz' Schiefersteinhygrom., nebst Lüdike's Mechanismus dazu (s. in Gilberts Ann. d. Ph. I, 3. Taf. V. Fig. 5, 6).

19) Saussure's Haarhygrom. (s. bei Gehler a. a. O. Taf. XII. Fig. 84, und meine Beschreib. ꝛc. III. S. 151. Taf. II. Fig. 34).

20) Derselbe von Luz verbessert (in Dessen Anhange, das Thermometer betreffend. S. 52).

21) Derselbe mit Riche's Verbesserungen (in Grens Journ. d. Ph. I, 1, und bei Kunze S. 97 fg.).

22) Derselbe von Boudot verbessert (s. Trommsdorffs Journ. der Pharm. XIX, 1. mit Kpf.).

23) Derselbe mit Babinets Verbesserungen (s. Ann. de Ch. et de Ph. Aug. 1824. p. 367 sq. und Kastners Archiv der gesammten Naturlehre. III, 4). Da bekanntlich krause Haare in der Feuchtigkeit ihre Form verlieren und schlicht werden, und ein weiches, blondes Menschenhaar, das durch Kochen in Salzwasser und dann in reinem Wasser ganz entfettet ist, von der größten Trockenheit bis zur größten Feuchtheit um 24—25 Tausendtheile sich ausdehnt, so wird es in den Haarhygrometern, über eine Welle laufend, in einer solchen Spannung gehalten, daß die geringste Abweichung seiner Länge und Kürze ein an der Welle angebrachter Zeiger andeutet. Allein aus de Lucs und Anderer Versuchen geht hervor, daß, wenn Hygrometer aus Streifen von Körpern mit Längenfibern, quer ausgeschnitten, auf einer angebrachten Gradleiter eine gleichförmige Zu- oder Abnahme zeigen, sie dagegen diesen Streifen, bei gleicher Feuchtheit, Anfangs beträchtlich voreilen, den Grad der äußersten Feuchtheit früh erreichen, bei Zunahme derselben sogar darüber hinausgehen, dann aber rückgängig werden, und endlich bei wirklich größter Feuchtheit des Mediums zum gehörigen Grade zurückkommen. Aber auch de Lucs Fischbeinhygrometer (s. oben Nr. 17), ist, obschon vorzüglicher als das Haarhygrometer, gleichwol nicht fehlerfrei, und noch überdies wegen der leimigen Materie in seinen Fibern nicht genug für die Luftfeuchtigkeit empfindlich.

24) Das Chiminello-Retzische, eigentlich Buissartsche Federkielhygrometer (s. in *Hemmeri* Descript. instr. soc. meteor. palat. [Mannh. 1782]; vergl. Retz, Vom Einflusse der Witterung a. d. H. W. u. d. Ackerbau, nebst der Beschreib. eines neuen vergleichb. Hygrom.; a. d. Fr. von C. F. Huth [Graiz 1786]; Samml. prakt. chem. Abhandl. von Lampadius. II. [Dresd. 1797]).

25) J. Baptiste's Goldschlägerhauthygrom. (s. bei Kunze S. 97).

26) Barbosa's Pflanzenhygroskop besteht aus den zusammengedreheten Bärten des Samens von Geranium triste u. a.

27) Hamburgisches Kirschharzhygroskop (s. bei Kunze S. 112).

28) Schrebers Hydrophanhygroskop (in d. Naturforscher [Halle 1783]).

29) de la Guerrande's Seegrashygroskop (im Goth. Magaz. III, 2).

30) Bierkanders Eberwurzhygroskop (in den Neuen schwed. Abhandl. III).

ler haben, zu einer Unterabtheilung um so mehr vereinigt werden können, als sie sämmtlich auch darin übereinstimmen, daß im Vorderflügel die vollständige Zahl der Unterrandzellen vorhanden ist und Vorder- und Hinterflügel mit einer cellula appendicea an der Spitze versehen sind; oder es sind jene Schienen einfach, ungedornt, in welchem Falle dann die Zellenbildung, besonders im vordern Flügel, mannichfaltigen Abänderungen unterliegt." Nach diesen Unterabtheilungen hat nun Klug (a. a. O.) die Arten aufgezählt, die wir jedoch, da ihrer zuviel sind, nicht alle namentlich aufführen können noch weniger beschreiben, mit Ausnahme einiger wenigen, welche als Typen der Abtheilungen und zur Erläuterung der Gattung überhaupt zu betrachten sind.

I. Tibiae posteriores medio spinula instructae (cellulae alae superioris submarginales quatuor; cellula marginalis alae superioris et inferioris appendiculata). Es gehören hierher unter andern:

1) H. enodis *Fallén* Monogr. Tenthred. Sueciae. p. 19. n. I. Tenthredo enodis *Linn.* Syst. Nat. II. p. 922. n. 11. Hylomata atrata *Klug* Magazin der naturforschenden Gesellschaft zu Berlin. VI. S. 286. n. 2.

2) H. vulgaris mas. H. enodis *Klug* Mag. d. naturf. Ges. VI. S. 285. n. I. *Lepeletier de St. Fargeau*, Monogr. Tenthred. p. 45. n. 127.

3) H. Berberidis *Klug* Mag. d. naturf. Ges. VI. S. 287. n. 3. Arge Berberidis *Schr.* Fn. Boica. II. p. 229. n. 1992.

4) H. rosae *Fabr.* Syst. Piez. p. 25. n. 16. *Lepelletier* l. c. p. 46. n. 130. H. rosarum *Klug* Mag. d. naturf. Ges. S. 292. n. 10. *Fallén* l. c. p. 22. n. 7. *Panzer* Faun. Ins. Germ. fasc. 49. t. 15. *De Géer* Ins. II. p. 219, 28. t. XXXIX. f. 21—29. (Tenthredo rosae.) *Linné* Fauna suec. n. 1858. und Rösels Insectenbelust. II. Wespen. Die Rosenblattwespe. Sie ist vier Linien lang, der Kopf, der Thorax oben und der äußere Rand der Vorderflügel sind schwarz, der übrige Körper ist safrangelb und die Füße sind gelb geringelt. Die Larve ist nach Bouché (Naturgesch. der Ins. I. S. 135) achtzehnfüßig, walzig, hinten verdünnt, graugrün mit gelblichen Einschnitten. Der Rücken ist über den kleinen schwarzen Luftlöchern dunkelgelb mit sechs unregelmäßigen Reihen tiefschwarzer Warzenflecke, die sich auf jedem Abschnitt in zwei Querreihen bilden. Auf jeder Warze steht eine kurze Borste. Unter den Luftlöchern über den Füßen hin steht eine Reihe größerer dicht beborsteter, ebenfalls tiefschwarzer Warzen, auf jedem Abschnitt eine. Der Kopf ist gelb, kurz schwarz beborstet. Die Augen sind schwarz, vor der Stirn steht ein schwarzer, nach Unten gekehrter Mondfleck. Die Spitzen der Oberkiefer sind braun. Die Beine sind auf der Oberseite schwarz angelaufen. An der Basis der Bauchfüße steht ein schwarzer Fleck und an den Abschnitten, wo die Bauchfüße fehlen, an jedem eine beborstete Warze. Die Länge ist sieben bis acht Linien. Man findet diese Larve vom August bis in den October, namentlich in Gärten, auf Rosen, oft in manchen Jahren in großer Menge, wo sie dann die Rosen ganz kahl abfrißt. Im Herbste begibt sie sich zur Verwandlung in die Erde und spinnt eine doppelte braune Hülle, deren äußere großmaschig, die innere sehr fein gesponnen ist. Sie liegt darin bis zum Frühling als Larve, dann erst verwandelt sie sich in eine weißlich gelbe Nymphe, aus welcher nach 14 Tagen das vollkommene Insect auskriecht.

Klug hat am gedachten Orte 23 zu dieser Abtheilung gehörige Arten namentlich aufgeführt und außerdem noch 36 neue beschrieben. Unter diesen zeichnet sich eine ganze Reihe südamerikanischer Arten durch einen schmalen Körper, längere, an der Spitze kaum verdickte, etwas zusammengedrückte, bei den Weibchen mit feinen Härchen besetzte Fühler aus.

II. Tibiae omnes simplices, cellulae submarginales quatuor; cellula marginalis alae superioris appendiculata. Die hierher gehörigen Arten sind lauter amerikanische, sämmtlich unbeschrieben von nicht sehr übereinstimmendem Körperbaue, sodaß namentlich sehr verschieden gebildete Fühler sich hier vorfinden, auch der Verlauf der Nerven im Vorderflügel stimmt nicht bei allen genau überein, auch ist von allen Arten immer nur ein Geschlecht beschrieben. Man kann daher eigentlich keine Art als Typus angeben. Wir begnügen uns daher, dieselben nur namentlich aufzuzählen. H. plumicornis, gonagra, ovalis, ephippiata, biramosa.

III. Tibiae omnes simplices; cellulae submarginales quatuor; cellula marginalis nulla appendiculata. (Cryptus *Leach.* Schyzocera *Latr.*) Die Männchen der Arten dieser Abtheilung haben mit wenigen Ausnahmen gabelförmig getheilte, die Weibchen in diesem Falle mehrentheils kurze, an der Spitze merklich verdickte Fühler. Nur bei einem brasilischen Weibchen sind sie fast so lang als der Körper, daher die Spitzen aufgerollt. Einige Arten gibt es mit flach gedrückten, aufwärts gekrümmten, spitzig auslaufenden Fühlern und zugleich stark gewölbtem Rückenschilde, doch sind es nur Weibchen, die Männchen noch unbekannt. Von den hierher gehörigen Arten führen wir nur an:

H. furcata *Fabr.* Klug, Mag. der naturf. Ges. VI. S. 301. n. 31. Beide Geschlechter H. tarda *Klug* a. a. O. S. 304. n. 31. Beide Geschlechter. Als deren Weibchen ist noch zu bemerken: H. brevicornis *Fallén* Monogr. Tenthred. Sueciae. p. 24. n. 9. Act. Holm. 1808. p. 44. Die männliche H. tarda unterscheidet sich von der Furcata kaum anders als durch die etwas beträchtlichere Länge des Körpers, namentlich der Flügel, wogegen sich in der Länge der Fühler keine merkliche Verschiedenheit zeigt. Außer diesen führt Klug noch sechs Arten an und beschreibt fünf neue.

IV. Tibiae omnes simplices, cellulae submarginales tres; cellula marginalis alae superioris appendiculata; cellula submarginalis prima et secunda nervum recurrentem excipit. Auch in dieser Abtheilung haben die Männchen mehrentheils gabelförmige Fühlhörner. Klug rechnet hierher:

H. melanictera *Klug* a. a. O. S. 309. n. 41. H. xantoptera — Schyzocera xantoptera *Perty* in

x et *Martius* delectus anim. articul. III. p. 130. . XXVI. f. 5. Beide Geſchlechter. Der H. melaera nahe verwandt. Die Fühler der Männchen gaörmig geſpalten und nicht viel kürzer als der Hinter-

Dieſer und die hintern Beine ſchwarz. Die ſehr ien Flügel rothgelb mit breitem, ſchwarzem Saume, Randmal und die Nerven diesſeit des Saumes gelb, Saume ſchwarz. H. Martini *Lepeletier de St. geau* Monogr. Tenthred. p. 48. n. 139. Beide chlechter. Der Hinterleib nicht ſo zuſammengedrückt, Flügel nicht ſo groß, als bei beiden vorhergehenden n. Die Flügel ſind mit Ausnahme des Hinterrangelb, durchſcheinend, mit gelben Nerven und Rand-

Auch beſchreibt Klug noch ſieben zu dieſer Abtheigehörige neue Arten.

V) Tibiae omnes simplices; cellulae submargis tres; cellula marginalis alae superioris appenlata, cellula submarginalis prima nervos duos rrentes excipit. Nur eine einzige Art, neu, aus ſilien und nur ein Weibchen, H. formosa. Von hnlicher Größe, eirund. Kopf, Rückenſchild und die ern Beine ſind einfarbig hochroth. Die Fühler ſind mmengedrückt, etwa ſo lang als der Thorax, ſchwarz, beiden erſten Glieder roth. Die hinterſten Beine ſind arz mit rothen Hüftſtücken und Schenkeln. Die Flüſind hell durchſcheinend, die vordern an der Wurzel der Mitte als Querbinde und an der Spitze ſchwarz blauem Schiller, die hintern dunkel, nur an der tze etwas heller. Die Nerven und das Randmal ſchwarz. Der Hinterleib iſt blauſchwarz, unten die ere Hälfte roth.

VI. Tibiae omnes simplices; cellulae submargis tres; cellula marginalis alae superioris appenlata; cellula submarginalis secunda nervos duos rrentes excipit. Ebenfalls nur eine neue Art, von nur ein einzelnes Weibchen von Cayenne bekannt iſt. leucocephala. Viel größer als alle ſchon beſchrieArten, dick, eirund, dunkel violettſchwarz, glänzend. Kopf gelblichweiß. Die zuſammengedrückten, kurz dicht behaarten Fühler ſchwarz, die beiden Wurzelder, welche blaßgelb ſind, ausgenommen. Von derſelblaßgelben Farbe ſind das Halsſchild und die vorn Beine. Die dunkelvioletſchwarzen Flügel ſind an Spitze kaum etwas heller. Nerven und Randmal ſchwarz.

VII. Tibiae omnes simplices; cellulae submarles tres; cellula marginalis nulla appendiculata; ula submarginalis prima nervos duos recurrentes ipit. Außer H. surinamensis *Klug* gehört hierher eine neue, H. Olfersii. Ein Weibchen aus Braſi-

Etwas größer als H. surinamensis, ſonſt ihr ſehr ich. Die Fühler ſind, wie bei jener, zuſammengekt, mit Ausnahme der beiden erſten Glieder, ſchwarz.

Spitzen der Schienen und die Fußglieder ſind arz. Die ſchwarzbläulichen Flügel ſind an der Spitze s heller. Nerven und Randmal ſind ſchwarz. Der ch iſt röthlich, an den Seiten und der Spitze blauarz.

VIII. Tibiae omnes simplices; cellulae submarginales tres; cellula marginalis nulla appendiculata; cellula submarginalis prima et secunda nervum recurrentem excipit. Von den ſechs neuen Arten heben wir nur H. praecox aus, ein Männchen von Bahiá in Braſilien. Nicht größer als H. furcata. Der Kopf im Verhältniſſe groß, ſchwarz und glänzend, die Freßſpitzen weißlich. Die Fühler ſo lang als der Hinterleib, dicht behaart, zugeſpitzt, ſchwarz, das erſte und zweite Glied weiß. Das Rückenſchild blaßgelblich, die Mitte des Rückens rothgelb. Die Beine gelbweiß, die letzten Fußglieder ſchwärzlich. Der Hinterleib braunſchwarz, nach Vorn heller. Die Flügel ſchwärzlich mit ſchwarzen Nerven und Randmal. (D. *Thon.*)

HYLOZOISMUS. Wenn dieſer Ausdruck wörtlich die Anſicht bezeichnet, daß die Materie (ὕλη) lebe, mit welcher Behauptung eigentlich der abſtracte Begriff der Materie ſelbſt aufgehoben wird, ſo darf doch darum nicht der Hylozoismus, wie häufig geſchieht, mit Pantheismus überhaupt verwechſelt werden; er wird zum letztern nur im beſtimmten Falle. Denn bleibt man bei jener Anſicht ſtehen, ſo hat man damit noch nicht alles Materielle als Ein ganzes Leben gedacht; vielmehr läßt ſich jene Anſicht mit einer Annahme urſprünglicher getrennter materieller Weſen, denen man dies Leben beilegt, wohl vereinigen. Aber gewöhnlicher pflegt man allerdings unter Hylozoismus die Anſicht zu verſtehen, die Natur habe als Ganzes und an ſich ein ihr eigenthümliches Leben (mit Ausſchluß des Gedankens, daß eine außerweltliche Gottheit ſie beſeele); weil man nicht in jedem einzelnen hinfälligen Dinge für ſich, ſondern nur in den organiſchen Körpern ſolches Leben wahrnimmt. Dieſes Leben kann nun blos als allgemeiner Organismus oder insbeſondere als Empfindungsleben vorgeſtellt werden (letzteres bezeichnet der Ausdruck Hylopathismus, die Anſicht, welche der Materie, oder der Natur überhaupt, Empfindungszuſtände zuſchreibt). Einige (wie z. B. Bouterwek) haben jenen Namen auf die Lehre von einer Weltſeele willkürlich beſchränkt, und von dem Pantheismus dadurch unterſcheiden wollen, daß nach dieſem die Gottheit mit allem Daſein identiſch ſei. Wenn aber die Gottheit in das Ganze geſetzt wird, ſo hört damit die Verſchiedenheit des Einzelnen vom Ganzen und des Materiellen und Geiſtigen in der Betrachtung nicht auf; ſodaß Gott als in der Welt beſchloſſen (Weltſeele) dem wahren Pantheismus gerade darum nothwendig iſt, wogegen ein Pantheismus der alles (einzelne) Daſein mit Gott identiſch ſetzt, wenigſtens nicht eine philoſophiſche Anſicht heißen und als ſolche Pantheismus genannt werden kann. Somit verläuft ſich, was man Hylozoismus nennt, allerdings in dem Pantheismus und die Lehre der Stoiker, welche die Natur aus einem thätigen und einem leidenden Princip (dem λόγος und der Materie) beſtehen läßt, kann ebenſo wol von Seiten der Materie Hylozoismus, als von Seiten des thätigen Princips aus Pantheismus oder Lehre von einer Weltſeele genannt werden; da ſelbſt jener λόγος das ätheriſche Feuer zur Baſis hat, welches er in Alles verwandelt. (*Wendt.*)

HYLTENIUS (Nikolaus), aus Smäland, Profeſſor der Rechte zu Lund in Schonen, ſchrieb: Panegyricus memoriae Caroli Gustavi Reg. consecratus. 1661. Solemnia Carolinae, cum imperium Carolus XI. Rex adiret. 1673. Panegyricus Carolo XI., Academiae Carolinae nomine, cum primum conditorem suum provincias regni perlustrantem gratulabunda exciperet. 1673 *). (*Spangenberg.*)

Hyltversdorf, ſ. Helsdorf.

HYLURGUS *Latreille* (Insecta). Aus Hylesinus geſonderte Käfergattung zu Scolytus *Geoffr.* gehörend, demnächſt aber zur Familie der Xylophagen, mit den wenigen Kennzeichen, daß die Kolbe der Fühler faſt kugelig, ſtumpf, wenig oder nicht zuſammengedrückt, quer geringelt und der Körper faſt cylindriſch iſt. Außerdem iſt das vorletzte Glied der Tarſen geſpalten und der Kopf bildet einen ganz kurzen Rüſſel. Die bekannteſten Arten ſind:

1) H. ligniperda *Fabr.* Eleut. II, 391, 5 b. Bostrichus ligniperda *Payk.* Fn. III, 149, 7. Bostrichus micans *Kugell. Schneid.* Mag. V, 523, 12. Bostrichus ligniperda *Herbst.* col. V, 107, 5, t. 48. f. 5. Pechſchwarz, etwas lang behaart, die Fühler ziegelfarben, die Flügeldecken punktſtreifig mit runzelig höckerigen Zwiſchenräumen, der Thorax fein punktirt. Eine Abänderung iſt ziegelfarben, der Kopf und die Gelenke der Beine ſchwarz, auf acht Linien lang. Häufig unter der Rinde der Tannen und andern Nadelholzes; wird auch mit zu den ſogenannten Borkenkäfern gezählt.

2) H. Piniperda *Linné* (*Fabr.* Eleut. II, 392, 9. Bostrichus piniperda *Herbst* col. V, 106, 4. t. 48. f. 4. d. *Payk.* Fn. III, 152, 11. Ins. Suec. T. I. P. III. X. Dermestes Piniperda *Linn.* Syst. II, 563. Fn. Sw. 421. Bostrichus Piniperda *Panz.* Fn. 15. f. 9. Hylesinus testaceus *Fabr.* Eleut. II, 393, 14. Bostrichus testaceus *Herbst.* col. V, 110, 8. t. 48. f. 8, 9. *Panz.* Fn. 66. f. 14. Crit. Rev. I, 121. *Creutz.* Ent. Vers. I, 136. Ips fumatus *De Géer* Ins. V, 159, 3. Ips rufus *Marsham* Ent. br. I, 57, 19). Pechſchwarz, kurz behaart, Fühler und Tarſen ziegelroth, Flügeldecken ſchwarz punktſtreifig, die Zwiſchenräume punktirt, etwas runzelig, der Thorax fein punktirt. Ändert ab mit rothbraunen Flügeldecken, auch pechſchwarz, der Thorax vorn Flügeldecken und Füße roth, ferner ziegelroth unten, ſowie die Füße blaß, nur die Augen ſchwarzbraun. Lebt in Teutſchland häufig in Fichten und iſt einer der ärgſten Verwüſter des Schwarzholzes unter den Käfern, welche mit dem allgemeinen Namen Borkenkäfer belegt werden. (D. *Thon.*)

HYLURGUS (Paläont.). Eine kleine Käferart, dieſem Geſchlecht angehörend, kommt in den Kalkmergeln der tertiären Süßwaſſergyps-Formation zu Aix in der Provence vor †). (*H. G. Bronn.*)

HYLYCUS, Ὑλυκός, iſt ein kleiner Bach in Argolis, deſſen Quelle ſich auf dem Wege von Trözen nach Hermione befindet. Er fließt nach kurzem Lauf in den ſaroniſchen Buſen und wurde früher Taurios genannt. *Pausan.* II, 31. (*Kanngiesser.*)

HYM auch HIM oder HIMA genannt, ein an dem Hanyaptersee, im eſérháter Bezirke der abaujvárer Geſpanſchaft im Kreiſe diesſeit der Theiß, drei Stunden von Kaſchau, zwei Stunden von Hidas-Némethi und ½ Stunde von Perény entfernt, gelegenes, nach Perény (Vicearchidiakonatsdiſtrict von Szepſi, Diöceſe Kaſchau) eingepfarrtes Dorf von 53 Häuſern und 420 magyariſch-katholiſchen Einwohnern, unter welchen 24 Juden leben, mit einer katholiſchen, dem heil. Stephan, Könige von Ungern, geweihten und einer griechiſch-katholiſchen Filialkirche. (*G. F. Schreiner.*)

HYMANE nennt Hygin *) die Mutter des Argonauten Tiphys, welchen ſie mit Phorbas erzeugte **). (*Schincke.*)

HYMANI ſind eine von Plinius III, 25 angeführte Völkerſchaft in Liburnien, die aber nicht weiter bekannt iſt. Harduin wollte daher dafür Ismeni leſen, weil dieſe von Skymnus ziemlich in dieſelbe Gegend geſetzt werden. (*Kanngiesser.*)

HYMEN oder HYMENÄOS (Ὑμήν, Ὑμέναιος). Was Eros beginnt, vollendet Hymen, der Genius der innigſten und ehrwürdigſten Menſchenvereinigung. Ihre Dauer und Seligkeit hängt von der Keuſchheit derer ab, die ſie ſchloſſen; darum war das Schauen des Hymen [1]) ſo wichtig; darum führten die nächſten unverheiratheten Verwandten den Bräutigam, Jünglinge und Jungfrauen die Braut ins ſtille Gemach, ſangen dem Hymen ein Lied unter muſikaliſcher Begleitung und tanzten vor der Thüre, bis die Keuſchheit der Braut durch unverdächtige Beweiſe (die Phyſiologie des Alterthums bauete auf ſie) Allen entſchieden war. Dieſen Geſang nannte man Hymenäos [2]). In der Folge perſonificirte man den Hymen, er ward Genius der Ehe. Man hüllte ihn myſtiſch ein, ließ ihn in bräutlicher Farbe erſcheinen und nannte nach ihm den Brautgeſang [3]). Daß Hymen früher, als Hymenäos, beide für ſich gedacht, in den Mythos trat, ſcheint der junge Mythos ſelbſt zu verbergen, vornehmlich der alte Erklärer Virgils, Servius. Gar zu ver-

*) Cf. *Scheffari* Suecia. p. 235.

†) *M. de Serres*, Hist. nat. des terrains tert. du midi de la France. 1829. p. 225.

*) Fab. 14. **) *Apollodor.* I, 9, 16 nennt den Vater Hagnios, ebenſo *Orph.* Argonaut. 120. Heyne zum *Apollodor.* vermuthet Ἄγριος. Siehe S. 82, und Burmann will Hyrmine leſen. Siehe van Staveren zu *Hygin.* l. c. p. 44.

1) ὑμὴν, das Jungfernhäutchen, membrana quaedam virginalis, qua rapta, quia desinat esse virgo, Hymenaei nuptiae dicti. *Servius* zu *Aen.* IV, 99. 2) *Pollux* III, 38 hält ὑμὴν und ὑμέναιος für gleichbedeutend. Der Brautgeſang in *Aristoph.* Av. 1742 und *Catull.* 61 nennen beide neben einander. Auch wird der Dichter Alkman in *Leonid.* Tarent. Ep. 8. ὑμνητῆρα ὑμεναίων genannt. Vergl. auch Schneider im Lexik. u. d. W. ὑμέναιος. 2. Bd. S. 645. Abgeleitet muß es von ὑμὴν werden. Andere Ableitungen von ἅμα ναίειν, beiſammenwohnen, ὁμονοεῖν, gleichgeſinnt ſein, wo ſie ſich auch finden mögen, oder gar von ὕμνος νέος, welcher Il. XVIII, 493 und *Hesiod.* Scut. Hercul. 274 widerſprechen, ſcheinen unſtatthaft. 3) *Ovid.* Met. XII 215. *Servius* ad *Aen.* VII, 398. ed. *Lion.* T. I. p. 426.

ſchieden wird die Abſtammung des Gottes angegeben. Ein Jüngling von außerordentlicher Schönheit lebte Hymenäos in Athen. Sein Wuchs und die ganze Haltung ſeines Körpers war jungfräulich. Er, arm und nicht edel von Geburt, liebte eine edle, reiche Jungfrau, und ſie ihn, innig; er aber ohne Hoffnung, ſie je die Seinige nennen zu dürfen. Einſt feierten die Jungfrauen aus den edelſten Familien der Stadt das hohe Feſt der Göttin von Eleuſis und Hymenäos miſchte ſich im Frauengewand unter ſie, um der Geliebten recht nahe zu kommen. Die ſchöne Feſtfeier ſtörten einbrechende Seeräuber, welche aller Jungfrauen ſich bemächtigten, ſie als Beute mit auf ihre Schiffe nahmen und weit hin über das Meer fuhren, bis ſie endlich in einer einſamen Gegend landeten und ermüdet dem Schlafe ſich überließen. Hymenäos nahm dieſen Zeitpunkt wahr, erſchlug die ſchlafenden Seeräuber, ließ die Jungfrauen auf der Inſel, und eilte nach Athen zurück. Den trauernden Ältern verſprach er ihre geraubten Töchter wieder in ihre Arme zu führen, wenn ſeiner Geliebten Ältern ſeine Wünſche erhörten. Sie willigten ein. Er führte ſie alle wieder zu ihren Ältern, vermählte ſich mit ſeiner Geliebten und lebte mit ihr überaus glücklich. Sein eheliches Glück ward ſo allgemein bekannt und hochgeprieſen, daß man kein Hochzeitfeſt beging, ohne den Neuvermählten ein ähnliches zu wünſchen und ſeiner namentlich zu gedenken. So ward Hymenäos ein Beſtandtheil der Hochzeitgebräuche. Man ſang von ihm [4]). Eine andere Sage läßt Hymenäos, einen jungen Argeier, am Hochzeittage vom einſtürzenden Hochzeithauſe erſchlagen, und ſeinen Namen an jedem Hochzeitfeſte mit dem Flehen zu den Göttern ausſprechen, daß Neuvermählte ein ſolcher Trauerfall nie in der Freude ſtören möge [5]). Als die ſicherſte Nachricht über den Urſprung des Hymenäos wird gegeben: In einem furchtbar verheerenden Kriege, den die Athenienſer führten, rettete ein Jüngling, Hymenäos, die Jungfrauen, und dankbar verehren ſie ihn als Beſchützer jungfräulicher Unſchuld im Hochzeitgeſange, ſowie die Römer ihren Thalaſſo oder Thalaſſio, einen römiſchen Plebejer, welcher beim Raube der Sabinerinnen eine Jungfrau auch ſich ſelbſt raubte, und, um ſie ſich zu bewahren, für die Beute eines angeſehenen Heerführers ausgab [6]). Noch andere Nachrichten laſſen den Hymenäos bei der Hochzeit des Dionyſos mit Ariadne von der Anſtrengung beim Singen ſterben [7]), und die Orphiker ihn vom Tode durch Äskleplos wieder erwecken [8]), oder ſie machen ihn gradezu zu dem Anordner der Hochzeitfeierlichkeiten [9]). Dem einen Mythographen iſt er der Sohn eines großen Tonkünſtlers, Magnes [10]), dem andern des Argos und der Perimele [11]), dem dritten des Dionyſos und der Aphrodite [12]), dem vierten ein Sohn der Phlegyas, Geliebte des Dionyſos [13]), oder der Muſe Urania [14]), der Terpſichore [15]).

Seine Verbindung mit Amor kann nicht befremden. Beide ſchwingen, praecutiunt, die Hochzeitfackel, verbreiten Wohlgerüche im Hochzeithauſe, ſingen das Hochzeitlied unter Muſik und führen die Vermählten ins hochzeitliche Gemach [16]). Die Dichter kleiden ihn in ein brautfarbiges Gewand als Jüngling [17]), ſchmücken ſein Haupt mit einem Kranz und geben ihm eine Fackel in ſeine Hand [18]). Die Kunſt ſtellt ihn ſehr oft in Hochzeitbildern dar [19]). Bei der Hochzeit des Amor und der Pſyche erſcheint er als größerer Knabe, geflügelt an den Schultern und mit einer (ſtets) erhobenen Fackel [20]). Eine andere Darſtellung im Mus. Pio-Clement. [21]). Am Beſten malt ihn Catull in ſeinem Brautlied an Julia und Manlius [22]):

Du auf Helikons Gipfel hoch
Hauſend, Sohn der Urania,
Der Du reißeſt die zarte Braut
Hin zum Mann', Hymenäos, o
Hymen, o Hymenäus.

Schlinge jetzt um die Schläfe Dir
Lieblich duftenden Majoran,
Nimm den Schleier und komm' hieher,
Komme fröhlich, mit rothem Schuh [23])
Auf dem ſchneeigen Fuße.

Und vom fröhlichen Tag bewegt
Hochzeitlieder in hellem Ton
Singend, ſtampfe den Boden raſch
Mit den Füßen, im Tanze ſchwing'
In den Händen die Fackel.

Mache Dich auf, und komm'
Hieher, laſſend Aonia's,
Laſſend Thespiä's Felſenkluft,
Welche kühlend der Muſenborn
Aganippe benetzet.

Und ruf' unſre Herrin her,
Sehnſuchtsvoll nach dem Bräutigam,
Bindend innig in Liebe ihr Herz,
Wie ſich rankender Epplch feſt
Schlingt hinauf an dem Baume.

Wer iſt unter den Göttern mehr,
Mehr ja Liebenden hocherwünſcht?
Wen der Himmliſchen feiern je
Menſchen mehr, Hymenäus, o
Hymen, o Hymenäus.

Dich ruft bangend der Vater an
Für die Tochter, das Mägdlein löſt
Ihren Gürtel am Buſen Dir,

4) *Servius* ad *Aen.* IV, 99. ed. *Lion.* T. I. p. 258 sq. 5) Näher beſtimmt durch *Tzetz.* Chil. 13. hist. 496. 6) *Servius* ad *Aen.* I, 651 ſetzt hinzu: Falsum est. Nam vitari magis debuit nomen extincti. 7) *Servius* ad Eclog. VIII, 30. 8) *Apollodor.* III, 10, 3. Dazu *Heyne*, Observatt. p. 280. 9) *Donatus* ad *Terent.* Adelph. V, 7, 8. 10) *Antonin.* Liberal. Transformat. 23. 11) *Ovid.* Metam. II, 683.

12) *Servius* ad *Aen.* IV, 127. ed. *Lion.* T. I. p. 261. 13) Dionysiac. 29, 33. 14) Dionysiac. 33, 67. 15) *Procl.* apud *Phot.* p. 987. l. 24. *Heyne*, Observ. ad *Apollod.* III, 10, 3. p. 280. 16) *Ovid.* Metam. IV, 758 sq. 17) Croceo velatus amictu i. e. palla. *Valer. Flacc.* VIII, 234. *Tertullian.* de Pallio, p. 329. *Claudian.*, Nupt. 211. *Tibull.* II, 2, 18. *Ovid.* Metam. X, 2. 18) *Ovid.* Metam. X, 1. 19) Siehe Millins Gall. Mythol. auf mehren Tafeln. 20) Hirts Bilderb. Taf. XXXII. Text. S. 124. 21) Class. IV. No. 24. 22) *Catull.* 61, nach C. Schwencks Überſetzung. (Frankf. 1829.) S. 66. 23) Eigentlich: Sandalen.

Dich erlauscht mit begierigem Ohr
Bang' der neue Vermählte.

Du gibst stürmischem Bräutigam
Hin die blühende, zage Braut,
Aus dem Schooße der Mutter hin,
Hymen, o Hymenäus, o
Hymen, o Hymenäus.

Nicht kann Venus ein Liebesglück,
Welches billigt der gute Ruf,
Ohne Dich sich erwerben, doch
Willst Du, kann sie es; welch ein Gott
Darf mit Dir sich vergleichen?

Nicht kann Kinder ein einziges Haus
Zeugen, oder der Ahn den Stamm
Ohne Dich sich begründen, doch
Willst Du, kann er es; welch ein Gott
Darf mit Dir sich vergleichen?

Wem Dein heiliges Bündniß fehlt,
Nicht Vorsteher vermag dem Reich
Irgend Dir zu erzeugen, doch
Willst Du, kann er es; welch ein Gott
Darf mit Dir sich vergleichen? (*Schincke.*)

Hymen, s. Jungfernhäutchen.

HYMENAEA *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen, und der ersten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe, deren Charakter folgender ist: Ein viergetheilter Kelch; eine fünfblätterige, beinahe schmetterlingsblumenartige Corolle, deren unterstes Blättchen kielförmig ist; das Pistill ist borstenförmig und verlängert, die Hülsenfrucht holzig und einfächerig; die Samen liegen in einem mehlartigen Brei. Die fünf hierher gehörigen Arten sind Bäume mit gezweiten Blättern. 1) H. Courbaril *L. Sp.* pl. (Lokustbaum) mit lederartigen, fast ungeaderten, an der Basis ungleichen Blättchen und gestielten Blüthen der Rispe, wächst in Südamerika. Die weiße, flockige Materie, welche die Samen umgibt, wird häufig gegessen; sie soll im Munde zerfließen, so süß wie Honig sein und den Hunger besonders gut stillen. Außerdem gewinnt man von diesem Baume das Gummi Anime. Abb. *Lam.* Ill. t. 330. f. 1 und *Cand.* Legum. t. 26. f. 120. Vergl. auch den Art. Animeharz. 2) H. venosa *Vahl.* Eclog. mit hautartigen, geaderten, an der Basis fast gleichen Blättchen, und fast ungestielten Blüthen der Rispe. Auf Cayenne. 3) H. verrucosa *Gärtn.* (de fruct. II. t. 139. f. 7) mit geaderten, an der Basis ungleichen Blättchen, hin- und hergebogener, ausgesperrter Rispe, vielblumigen Blüthenstielen und warziger Hülse. Auf Madagaskar. Abb. *Lam.* Ill. t. 330. f. 2). 4) H. Candolleana *Humb.* et *Bonpl.* (Nov. gen. VI. t. 566) mit ungleich-ablangen, ausgerandeten, lederartigen Blättchen, und am Ende stehenden, mehrblumigen Blüthenstielen. In Mexiko. 5) H. floribunda *Humb.* et *Bonpl.* (l. c. t. 567) mit ablangen, an der Basis ungleichen, langzugespitzten, lederartigen Blättern, ästigen, in den Blattachseln stehenden Rispen, gestielten Blüthen, und eiförmigen, steifbehaarten, ein- bis zweisamigen Hülsen. In Gujana. (*Sprengel.*)

HYMENAEON, auch HYMENAEOS bei Homer und Hesiod, ein Hochzeitgesang der Griechen, der von den Begleitern der Braut gesungen wurde, wenn sie diese aus dem väterlichen Hause in die Wohnung des Bräutigams führten, in welchem der Genius der hochzeitlichen Freude angerufen wurde. Von der eigenthümlichen Musik der allermeisten Festlieder wissen wir so wenig Bestimmtes, daß uns nichts als eine Erklärung des Namens in den gewöhnlichsten Fällen übrig bleibt, was freilich wenig genug ist. (*G. W. Fink.*)

Hymenaeos, s. d. vorhergehenden Artikel und Hymen (myth.).

HYMENANTHERA *R. Br.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Jonidien, und der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe, deren Charakter in einem fünfblätterigen, dachziegelförmigen Kelche, Corollenblättchen, welche länger als der Kelch sind, an der Basis zusammengewachsenen, auf dem Rücken schuppentragenden Staubfäden, zwei spitzen Narben, und einer zweifächerigen, von einer Beere eingeschlossenen Kapsel mit einsamigen Fächern besteht. Die beiden hierher gehörigen Arten sind Sträucher. 1) H. angustifolia *R. Br.* mit linienförmigen, glattrandigen Blättern. In Diemensland. 2) H. dentata *R. Br.* mit ablangen, gezähnelten Blättern. In Neuholland. — S. *Spr.* Syst. I, 805. (*Sprengel.*)

HYMENELLA *Sessé* Fl. mex. ic. ined. (in *Cand.* Prodr.) Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Caryophylleen, und der dritten Ordnung der vierten Linné'schen Classe, deren Charakter folgender ist: Ein viergetheilter Kelch; vier ungetheilte Corollenblättchen; vier Staubfäden, welche mit den Corollenblättchen alterniren und an der Basis durch ein achtgezähntes Krönchen verbunden sind, und eine dreifächerige Kapsel. Die einzige bekannte Art, H. moehringioides *Sess.* l. c. ist ein zartes, in Mexiko wachsendes Kraut mit linienförmigen Blättern, und gestielten, in den Blattachseln stehenden, weißen Blüthen. S. *Spr.* Syst. I, 494. Hymenella *Fr.* gehört zu Telephora *Ehrh.* (*Sprengel.*)

HYMENELYTRA *Latreille* (Insecta). Latreille hat in seinem Werke: Natürliche Familien des Thierreichs, mit diesem Namen diejenige Familie der Hemipteren belegt, welche andere Aphidii nennen. Er hat aber dieselbe noch in drei Tribus zerfällt, welche den Gattungen Psylla, Thrips und Aphis entsprechen. (D. *Thon.*)

HYMENIPHERA (Insecta). De Laporte hat unter diesem Namen eine Untergattung der Wanzengattung Acanthocerus *Palisot*, welche in neuerer Zeit von Burmeister (Handbuch der Entomologie 2. Thl.) Crinocerus genannt worden ist, aufgestellt. Die letztere gehört zu der Familie Coreodes und ist hauptsächlich dadurch charakterisirt, daß das erste Fühlerglied ebenso lang oder länger als der Kopf ist, die Nebenaugen entfernt von einander stehen, das letzte Fühlerglied spindelförmig verdickt ist, der Kopf kurz und der Hinterleib breiter ist, als die Flügeldecken. Die Arten, lauter Ausländer, meist aus dem südlichen und nördlichen Amerika, hat Burmeister in zwei Abtheilungen gebracht. Davon begreift die erste Abtheilung diejenigen, welche über den Hinterbeinen einen stumpfen Dorn oder Lappen haben, und diese

ſind es, welche de Laporte zu der obengenannten Gattung zählt. Es gehören zu derſelben unter andern die von Stoll abgebildeten Wanzen, Fig. 138, 189 und 287. (D. *Thon.*)

HYMENITIS *Hübner* (Insecta). Eine Schmetterlingsgattung aus der Abtheilung der Heliconier Linné's. Die vordern und hintern Flügel ſind im Innern durchſichtig, jene mit halben Binden. Es gehören hierher Papilio diaphanus *Cramer*. 231 C. und H. Sao, Hübners Zuträge. 123, 124. (D. *Thon.*)

Hymenocallis *Herb.*, ſ. Pancratium *L.* (P. undulatum *Kunth.*, gujanense und Dryandriker, und speciosum *Salisb.*)

Hymenocarpus *W. Link.*, ſ. Medicago *L.* (M. radiata *L.*, circinata *L.* und Nummularia *Cand.*)

HYMENOCERA *Latreille* (Crustacea). Eine Krebsgattung aus der Section Carides in der Familie Macroura. Die obern Fühler ſind geſpalten, und der obere Theil derſelben iſt blätterig; die äußern Kiefernfüße ſind blätterig und bedecken den Mund; die vier vordern Füße endigen in eine zweifingerige blätterige Schere, das Glied vor derſelben iſt nicht in kleinere getheilt; die Scheren des dritten Fußpaares kleiner als die der beiden vordern. Nur eine nicht näher beſchriebene Art aus Oſtindien. (D. *Thon.*)

HYMENOLEPIS *Kaulf.* (Enum. fil. t. I. f. 9). Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Farrnkräuter, deren Charakter folgender iſt: Ein linienförmiges, zuſammenhängendes Samenhäufchen ſitzt auf einem ährenförmigen Anhange der Blattrippe; der Schleier iſt doppelt, der äußere wird durch die umgeſchlagenen, zuſammenſtoßenden Laubränder, der innere durch ſehr zarte Schüppchen gebildet. Die einzige bekannte Art H. ophioglossoides *Kaulf.* l. c. (Acrostichum spicatum *L.* Suppl., Onoclea spicata *Sw.* Syn., Lomaria spicata *W. Sp.* pl. Abb. *Sm.* Icon. ined. t. 49), wächſt auf den Mascarenhas und Marianen, und hat ein ganz einfaches lanzettförmiges, unbehaartes Laub mit linienförmigem, am Ende ſtehendem, das Samenhäufchen tragendem Anhange. — S. *Spr.* Syst. IV, 66. (*Sprengel.*)

HYMENOPAPPUS *Hérit.* Monogr. Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Eupatorinen, der natürlichen Familie der Compositae, und der erſten Ordnung der 19. Linné'ſchen Claſſe. Ihr Charakter iſt: ein vielblätteriger, gleichförmiger, gemeinſchaftlicher Kelch; ein nackter Fruchtbehälter und eine Samenkrone, welche durch mehre hautartige Schüppchen gebildet wird. 1) H. glaucus *Spr.* Syst. mit faſt äſtigem, unbehaartem Stengel, ſchimmelgrünlichen, zerſtreut ſtehenden, glattrandigen Blättern, von denen die oberen linienförmig, die untern ablang ſind, mit einblumigen Zweigen, zuletzt zurückgeſchlagenem Kelch, und linienförmig-langzugeſpitzten Spreublättern der Samenkrone. In Chili. (Cephalophora glauca *Cav.* Ic. VI. t. 599., Santolina tinctoria *Molin.* Chil.) 2) H. integrifolius *Spr.* Syst. mit faſt äſtigem Stengel, faſt zuſammengedrängten, linienförmig-lanzettförmigen, glattrandigen, ſehr ſcharf anzufühlenden Blättern, dreigeſpaltenen, faſt doldentraubigen Blüthenſtielen, offenſtehendem Kelch, und linienförmigen, borſtigzugeſpitzten Spreublättern der Samenkrone. In Georgien. (Polypteris integrifolia *Nutt.* Gen. am. bor.) 3) H. matricarioides *Spr.* Syst. mit äſtigem Stengel, gegenüberſtehenden, geſtielten, rhombiſch-eiförmigen, ſtumpfen, gekerbten, ziemlich unbehaarten Blättern, doldentraubigen Blüthenſtielen, offenſtehendem Kelch, und lanzettförmigen, eingeſchnitten-zerfetzten, feinbehaarten Spreublättern der Samenkrone. Auf Cuba. 4) H. pedatus *Lagasc.* mit äſtigem, ſteifbehaartem Stengel, fingerförmig-fußförmigen, ziemlich unbehaarten Blättern, linienförmigen, glattrandigen Blättchen, faſt doldentraubigen Blüthenſtielen, zuſammenſtoßendem, gefärbtem Kelch, und ſtumpfen, glattrandigen Spreublättern der Samenkrone. In Neuſpanien. (Ageratum pedatum *Orteg.*, Stevia pedata *Cav.* Icon. IV. t. 356.) 5) H. scabiosaeus *Hérit.* Monogr. mit äſtigem, oberhalb weißgrauem Stengel, abwechſelnden, halbgefiederten, unten weißgraulichen Blättern, linienförmigen, ſtumpfen Blattfetzen, doldentraubigen Blüthen, aufrechtem, an der Spitze gefärbtem Kelch und ſtumpfen, gezähnelten Spreublättern der Samenkrone. In Karolina. (Rothia carolinensis *Lam.* Journ. d'hist. nat. I. t. 1). 6) H. tenuifolius *Pursh.* am. bor. mit äſtigem Stengel, welcher, wie die meiſt zweimal halbgefiederten Blätter weißwollig iſt, mit linienförmig-fadenförmigen Blattfetzen, rispenförmigen Blüthen, und ſehr zottigen Samen. Am Miſſuri in Nordamerika. 7) H. anthemoides *Juss.* Ann. du Mus. mit linienförmigen, am Stiele herablaufenden Blättern, einzeln in den Blattachſeln ſtehenden Blüthen und doppelter Samenkrone, wovon die innere ſpreublätterig, die äußere krummhaarig iſt. Dieſe Art, welche in Buenos Ayres wächſt, iſt noch zweifelhaft. S. *Spr.* Syst. III, 449. (*Sprengel.*)

HYMENOPHALLUS *Nees* Syst. Eine Gewächsgattung aus der Gruppe der eigentlichen Schwämme (Fungi) der natürlichen Familie der Pilze, deren Charakter folgender iſt: Ein Hut, welcher an der Spitze mit einem Loch, unterhalb mit einem Schleier verſehen iſt; eine faulende und herabfließende Schlauchlage, und ein mit einer Hülle verſehener Strunk. Alle hierher gehörige Arten, bis auf H. indusiatus *Nees*, haben einen ſtarken Leichengeruch. 1) H. Hadriani *Nees* (Syst. f. 259. B.) mit glockenförmigem, am Rande wellenförmigem Hut, und doppelter Hülle, einer obern becherförmigen, und einer untern abwärts gebogenen. An der Loire bei Blois. (Phallus Hadriani *Vent.* Mém. de l'Inst. nat.) 2) H. indusiatus *Nees* Syst. mit koniſchem, netzförmig gezeichnetem Hut, und ganz ſchlaffem, netzartigem Schleier. In Gujana und Carolina. (Phallus indusiatus *Vent.* l. c.) 3) H. duplicatus *Nees* (Syst. f. 258) mit großem, zelligem Hut, gefaltetem Schleier, ſehr dickem Strunk und weiter Strunkſcheide. In Carolina. (Phallus duplicatus *Bosc* im Berl. Mag. V. t. 6. f. 7.) 4) H. daemonum *Spr.* Syst. mit eiförmigem, netzförmig-gezeichnetem Hut, übertängendem, gefaltetem Schleier, und mit kleinen Öffnungen verſehenem Strunk. Auf den Molukken. (Phallus daemonum *Rumph.* amb. VI. t. 56. f. 7.) S. *Spr.* Syst. IV, 498. (*Sprengel.*)

HYMENOPHYLLUM *Sm.* Act. taur. Diese Pflanzengattung, welche nebst Trichomanes als Anhang zu der natürlichen Familie der Farrnkräuter gehört, und den Übergang von diesen zu den Laubmoosen bildet, hat folgenden Charakter: Die zweiklappigen Kapselbehälter sitzen am Rande des Laubes; die gegliederten Kapseln sitzen an einem beinahe keulenförmigen Mittelsäulchen; das Laub ist zart, beinah durchscheinend, ohne Oberhaut und Spaltöffnungen.

I. Hymenophylla mit einfachem, oder halbgefiedertem Laube: 1) H. cruentum *Cav.* Praelect. mit eiförmig-lanzettförmigem, gekerbtem, rothem Laube. Auf der Insel Chilos an der Küste von Chili. 2) H. asplenioides *Sw.* Fl. Ind. occ. mit ablang-lanzettförmigem, halbgefiedertem, überhängendem Laube, dessen unterste Fetzen buchtig-gelappt sind, während die übrigen zweilappig sind. Auf Jamaika. Abb. *Lam.* Ill. t. 8. f. 1.

II. Hymenophylla mit zwei- oder dreimal halbgefiedertem oder gefiedertem A. unbehaartem, α) glattrandigem Laube: 3) H. pectinatum *Cav.* Prael. mit lanzettförmigem, gefiedertem Laube, nach Oben tief eingeschnittenen Blättern und linienförmigen Blattfetzen. Auf der Insel Chilos. 4) H. Blumianum *Spr.* Syst. mit linienförmigem, halbgefiedertem Laub, und stumpfen, fast halbgefiederten Blattfetzen. Auf Java. (H. pectinatum *Nees* Act. Ac. L. C.) 5) H. fumarioides *Bory de St. Vinc.* (in *W. Spr.* pl.) mit zweimal halbgefiedertem Laube, linienförmigen, stumpfen, zweigespaltenen Blattfetzen, geflügeltem gemeinschaftlichem Blattstiel, und schwach ausgerandeten Kapselbehältern. Auf den Mascarenhas, vielleicht auch in Brasilien. 6) H. flabellatum *Labill.* (Nov. Holl. II. t. 250. f. 1) mit zweimal halbgefiedertem Laube, fast dreigetheilten, stumpfen Blattfetzen, rundlichen Kapselbehältern und geflügeltem gemeinschaftlichem Blattstiel. In Diemensland. 7) H. rarum *R. Br.* Prodr. Fl. nov. Holl. mit zweimal halbgefiedertem Laube, zweigespaltenen untern Blattfetzen und rundlichen Schleiern. Ebend. (H. australe *W. Sp.* pl.) 8) H. nitens *R. Br.* l. c. mit dreimal halbgefiedertem, lanzettförmigem Laube, linienförmigen, fast ausgerandeten Blattfetzen, und umgekehrt eiförmig-kreisrunden Schleiern. Ebend. 9) H. gracile *Bory* l. c. mit zweimal gefiedertem Laube, von einander abstehenden Blättern und Blättchen, von denen die untern zweigetheilt sind, mit linienförmigen, zweigespaltenen, stumpfen untern, und linienförmigen einfachen obersten Blattfetzen, und mit geändertem gemeinschaftlichem Blattstiel. Auf den Mascarenhas und in Nepal. (H. tenellum *Don*, Fl. nepal.) 10) H. ramosissimum *Hamilt.* (in *Don*, Fl. nep.), mit dreimal gefiedertem Laube, tief halbgefiederten Blättchen, linienförmig-keilförmigen, fast zweigespaltenen Blattfetzen, sehr kurzen Kapselbehältern und drehrunden gemeinschaftlichen Blattstielen. In Nepal. 11) H. crispum *Kunth* Syn. mit zweimal halbgefiedertem Laube, linienförmigen, glattrandigen, wellenförmig-krausen Blattfetzen, etwas krummhärigem Strunk und gewimperten Kapselbehältern. In Neugranada. 12) H. javanicum *Spr.* Syst. mit dreimal halbgefiedertem Laube, dreiwinkeligen, herablaufenden, halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, stumpfen, wellenförmigen Blattfetzen, rundlichen Kapselbehältern und geflügeltem Strunk. Auf Java. (H. crispum *Nees* l. c.) 13) H. Filicula *Bory* l. c. mit zweimal gefiedertem Laube, zweigespaltenen, linienförmigen Blättchen, von denen das unterste halbgefiedert ist, mit linienförmigen, abstehenden, verlängerten Blattfetzen, eiförmigen Kapselbehältern und geflügeltem gemeinschaftlichem Blattstiel. Auf den Mascarenhas. 14) H. demissum *Sw.* Syn. mit zweimal gefiedertem Laube, halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, stumpfen Blattfetzen, schwach ausgerandeten Kapselbehältern, und geflügeltem gemeinschaftlichem Blattstiel. Auf den Inseln des stillen Oceans. Abb. *Schkuhr*, Fil. t. 135. c. (Trichomanes demissum *Forst.* Prodr.) 15) H. floribundum *Kunth.* Syn. mit zweimal gefiedertem Laube, halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, schwach ausgerandeten Blattfetzen, und geflügeltem gemeinschaftlichem Blattstiel. In Neu-Granada. 16) H. sanguinolentum *Sw.* Syn. mit rhomboidischem, purpurrothem, zweimal gefiedertem Laube, keilförmigen, handförmig-halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, stumpfen, zweigespaltenen Blattfetzen, und rundlichen Kapselbehältern. Auf Neuseeland. Abb. *Schk.* l. c. t. 135. c. (Trichomanes sanguinolentum *Forst.* Prodr.) 17) H. fuciforme *Sw.* Syn. mit dreimal gefiedertem Laub, abwechselnden, sehr langen Blättern, linienförmigen, fast ausgerandeten Blättchen, und geflügeltem Strunk. Auf der Insel Chilos. 18) H. emarginatum *Sw.* Syn. mit fast dreimal gefiedertem Laube, halbgefiederten Blättchen, zweigetheilten, einseitigen Blattfetzen, von denen die am Ende stehenden verlängert sind, mit über den Blattachseln stehenden Kapselbehältern, und geflügeltem gemeinschaftlichem Blattstiel. Auf Java. 19) H. decurrens *Sw.* Syn. mit zweimal gefiedertem Laub, eiförmig-ablangen, keilförmigen, halbgefiedert-gelappten Blättchen, linienförmigen, stumpfen Blattfetzen, am Ende stehenden Kapselbehältern, und geflügelten gemeinschaftlichen Blattstielen und Strunk. Auf Martinique. (Adiantum decurrens (*Jacq.* Collect. II. t. 2. f. 1 et 2.) 20) H. polyanthos *Sw.* Fl. Ind. occ. mit zweimal gefiedertem Laube, halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, stumpfen Blattfetzen, von denen die untersten zweigespalten sind, mit zahlreichen, am Ende stehenden Kapselbehältern, und geflügelten gemeinschaftlichen Blattstielen und Strunk. Auf Jamaika. 21) H. ricciaefolium *Bory* l. c. mit zweimal gefiedertem Laub, einseitigen Blättern, halbgefiederten untern, und dreigetheilten obern Blättchen, linienförmigen, stumpfen Blattfetzen, umgekehrt-eiförmigen Kapselbehältern und geflügeltem gemeinschaftlichem Blattstiel. Auf den Mascarenhas. (Adiantum tenellum *Jacq.* Coll. III. t. 21. f. 3.) 22) H. axillare *Sw.* Fl. Ind. occ. mit zweimal gefiedertem Laube, halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, ausgerandeten Blattfetzen, in den Blattachseln stehenden, gestielten, kugeligen Kapselbehältern, geändertem gemeinschaftlichem Blattstiel und drehrundem Strunk. Auf Jamaika. 23) H. clavatum *Sw.* l. c. mit zweimal gefie-

dertem Laube, halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, zweigespaltenen, ſtumpfen Blattfetzen, eiförmigen Kapſelbehältern, welche dem keulenförmigen Mittelſäulchen an Länge gleichen, und mit geändertem gemeinſchaftlichem Blattſtiel. Ebend. 24) H. dilatatum *Sw.* Syn. mit zweimal gefiedertem Laube, von einander abſtehenden Blättern, zuſammengedrängten, ablangen, halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, ſtumpfen Blattfetzen, von denen die untern zweigeſpalten ſind, mit aufgeblaſenen Kapſelbehältern, und geflügeltem gemeinſchaftlichem Blattſtiel. Auf den Inſeln des ſtillen Oceans, und in Braſilien. Abb. *Schk.* Fil. t. 135. (Trichomanes dilatatum *Forst.* Prodr.) — *β*) Mit unbehaartem, geſägtem oder gekerbtem Laube: 25) H. undulatum *Sw.* Fl. Ind. occ. mit zweimal gefiedertem, überhängendem Laube, linienförmigen, ausgerandeten, gekerbten, wellenförmigen Blättchen, rundlich-eiförmigen Kapſelbehältern, und geflügeltem gemeinſchaftlichem Blattſtiel. Auf Jamaika. 26) H. tunbrigense *Sm.* brit. mit zweimal halbgefiedertem Laube, linienförmigen, geſägten Blattfetzen, über den Achſeln ſtehenden, gezähnten Kapſelbehältern, und geflügeltem gemeinſchaftlichem Blattſtiel. In Krain, Italien, Frankreich, England, Norwegen, Neuholland und Diemensland. Abb. Engl. bot. t. 162, und *Schk.* Fil. t 135. d. (Trichomanes tunbrigense *L. Sp.* pl, Hym. cupressiforme *Labill.* nov. Holl. II. t 250. f. 2.) 27) H. unilaterale *Bory* l. c. mit zweimal halbgefiedertem Laube, linienförmig-ablangen, abgeſtutzten, geſägten Blattfetzen, über den Achſeln ſtehenden, geſtielten, aufgeblaſenen, glattrandigen Kapſelbehältern, und mit haarförmigen gemeinſchaftlichen Blattſtielen und Strunk. Auf den Mascarenhas und am Vorgebirge der guten Hoffnung. 28) H. plicatum *Kaulf.* En. mit zweimal gefiedertem, faſt dreiwinkeligem, geſchwänztem Laube, fingerförmig-eingeſchnittenen Blättchen, linienförmigen, gefaltet-wellenförmigen, ſpitzgeſägten Blattfetzen, am Ende ſtehenden, ungeſtielten, aufgeblaſenen, ſpitzen Kapſelbehältern und geflügelt-gezähnten, gemeinſchaftlichen Blattſtielen und Strunk. In Chili. 29) H. spinulosum *Kunth* Syn. mit zweimal halbgefiedertem Laube, linienförmigen, zweigeſpaltenen, abgeſtutzten, dornig-geſägten Blattfetzen, über den Achſeln ſtehenden, rundlichen Kapſelbehältern, geflügeltem gemeinſchaftlichem Blattſtiel und ſchuppigem Strunk. In Neu-Granada. 30) H. fucoides *Sw.* Fl. Ind. occ. mit zweimal halbgefiedertem Laube, linienförmigen, abſtehenden, faſt zweigeſpaltenen, etwas zugeſpitzten, geſägten Blattfetzen, über den Achſeln ſtehenden, faſt zweizähligen, geſägten Kapſelbehältern, geflügeltem, glattrandigem gemeinſchaftlichem Blattſtiel und etwas krummharigem Strunk. Auf Jamaika. 31) H. bivalve *Sw.* Syn. mit zweimal gefiedertem Laube, halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, ſpitzgeſägten, faſt zweigeſpaltenen Blattfetzen, über den Achſeln ſtehenden, umgekehrt-eiförmigen, geſtielten, glattrandigen Kapſelbehältern, und geflügeltem, geſägtem gemeinſchaftlichem Blattſtiel. Auf den Geſellſchaftsinſeln. Abb. *Schk.* Fil. t. 135. b. (Trichomanes bivalve *Forst.* Prodr.) 32) H. multifidum *Sw.* Syn. mit zweimal gefiedertem Laube, fingerförmig-halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, faſt zweigeſpaltenen, etwas zugeſpitzten, geſägten Blattfetzen, über den Achſeln ſtehenden, glattrandigen Kapſelbehältern, und geändertem gemeinſchaftlichem Blattſtiel. Auf den Inſeln des ſtillen Oceans. Abb. *Schk.* Fil. t. 135. b (Trichomanes multifidum *Forst.* Prodr.) 33) H. dichotomum *Cav.* Prael. mit zweimal gefiedertem Laube, fingerförmig-halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, zweigeſpaltenen, wellenförmigen, dornig-geſägten Blattfetzen, über den Achſeln ſtehenden Kapſelbehältern und geflügeltem, geſägtem, gemeinſchaftlichem Blattſtiel. Auf Chiloë und Java. Abb. Nov. Act. Ac. Leop. Carol. XI. 1. t. 13. f. 4. 34) H. denticulatum *Sw.* Syn. mit zweimal gefiedertem Laube, fingerförmig-halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, zweigeſpaltenen, ausgerandeten, buchtig-gezähnelten Blattfetzen, über den Achſeln ſtehenden Kapſelbehältern, und oberhalb geflügeltem, glattrandigem gemeinſchaftlichem Blattſtiel. Auf Java. (H. humile *Nees* l. c.) 35) H. dentatum *Cav.* Prael. mit dreifach gefiedertem Laube, linienförmig-haarförmigen, entfernt gezähnten Blättchen, und tannzapfenförmigen, offenſtehenden Kapſelbehältern. Auf Chiloë. — B. Mit behaartem oder gewimpertem Laube: 36) H. elegans *Spr.* Syst. mit ſehr zartem, gefiedertem Laube, ungeſtielten drei- bis fünfgetheilten, mit langen, einzelnſtehenden Haaren beſetzten Blättchen, faſt linienförmigen ſtumpfen, glattrandigen Blattfetzen, am Ende ſtehenden, der Blattſubſtanz eingefügten, kleinen, rundlichen, langgewimperten Kapſelbehältern. In Braſilien. 37) H. plumosum *Kaulf.* En. mit gefiedertem, auf beiden Seiten filzigem Laube, dachziegelförmig beiſammenſtehenden, lanzettförmigen, an beiden Enden verſchmälerten, eingeſchnitten-gezähnten, zweigeſpaltenen Blattfetzen, und am Ende ſtehenden, keulenförmigen Kapſelbehältern. Ebend. 38) H. trichophyllum *Kunth* Syn. mit zweimal gefiedertem, roſtroth-ſteifbehaartem Laube, halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, faſt glattrandigen Blättchen, am Ende ſtehenden Kapſelbehältern, und drehrundem gemeinſchaftlichem Blattſtiel. In Neu-Granada. 39) H. hirsutum *Sw.* Flor. Ind. occ. mit überhängendem, gefiedertem, ſternförmig-ſteifbehaartem Laube, fingerförmigen und einfachen, linienförmigen, ſtumpfen Blättern, und am Ende ſtehenden Kapſelbehältern. In Weſtindien. 40) H. sericeum *Sw.* l. c. mit überhängendem, zweimal halbgefiedertem, oben roſtroth-filzig-zottigem, unten ſteifbehaartem Laube, linienförmigen, ſtumpfen, glattrandigen Blattfetzen, am Ende ſtehenden Kapſelbehältern, und drehrundem gemeinſchaftlichem Blattſtiel. Auf Jamaika und Cuba. 41) H. Boryanum *W. Sp.* pl. mit zweimal halbgefiedertem, ſternförmig-feinbehaartem Laube, linienförmigen, ſtumpfen Blattfetzen, ſteifbehaarten Adern, und geflügelten, gewimperten gemeinſchaftlichen Blattſtielen und Strunk. Auf den Mascarenhas. 42) H. aeruginosum *Carmichael* (*Linn.* Trans.) mit zweimal halbgefiedertem, ſteifbehaartem Laube, zweigeſpaltenen, linienförmigen Blättchen und fadenförmigem Strunk. Auf Triſtan d'Acunha. (Trichomanes aeruginosum *Aub. du Pet. Thouars.*) 43) H. elasticum *Bory* l. c. mit zwei-

mal gefiedertem, gewimpertem, an der Mittelrippe behaartem Laube, halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, stumpfen Blattfetzen, am Ende stehenden, kleinen Kapselbehältern, und drehrundem, steifbehaartem, gemeinschaftlichem Blattstiele. Auf den Mascarenhas. 44) H. hirtellum *Sw.* Fl. Ind. occ. mit zweimal gefiedertem, gewimpertem, an der Mittelrippe steifbehaartem Laube, halbgefiederten Blättchen, linienförmigen, stumpfen Blattfetzen, am Ende stehenden Kapselbehältern, und geflügeltem gemeinschaftlichem Blattstiel. Auf Jamaika und in Brasilien. 45) H. ciliatum *Sw.* Fl. Ind. occ. mit zweimal halbgefiedertem, gewimpertem, an den Adern steifbehaartem Laube, linienförmigen, stumpfen, fast zweigespaltenen Blattfetzen und geflügelten, gewimperten gemeinschaftlichen Blattstielen und Strunk. In Nordamerika und Westindien. 46) H. lineare *Sw.* l. c. mit überhängendem, zweimal gefiedertem, gewimpertem, ziemlich unbehaartem Laube, linienförmigen, fast zweigetheilten Blättchen, und nacktem gemeinschaftlichem Blattstiel. Auf Jamaika. — S. *Spr.* Syst. IV, 131. (*Sprengel.*)

HYMENOPLIA *Escholtz* (Insecta). Eine aus Omaloplia gesonderte Käfergattung, von welcher von dem Aufsteller im Bulletin de la Société impér. des Naturalistes de Moscou. Seconde année p. 65 folgende Kennzeichen angegeben sind: Antennae clavato-lamellatae; ungues aequales, compressi, subtus membrana aucti. Als Arten werden angezogen: Melolontha strigosa *Illiger* und H. bifrons *Eschh.* — fronte carina longitudinali, corpore supra subtilius punctato aus Portugal. (D. *Thon.*)

HYMENOPODES (Aves) nennt Möhring diejenigen Vögel, bei welchen die Zehen zur Hälfte durch eine Haut verbunden sind. (D. *Thon.*)

HYMENOPTERA *L. Latr.* (abgeleitet von ὑμὴν u. πτέρον, Piezata *Fabr.*), Aderflügler, Hautflügler, Immen, Insectenordnung aus der zweiten Hauptgruppe, welche durch die vollkommene Verwandlung (Ins. metabola) charakterisirt ist. Von den ihnen zunächst verwandten Ordnungen der Schmetterlinge (Lepidoptera) und Zweiflügler (Diptera), mit welchen sie die allermeist saugenden Mundtheile und den in sich zusammenhängenden ungetrennten Brustkasten (thorax) gemein haben, Merkmale, welche alle drei vor den übrigen Ordnungen hinreichend auszeichnen, unterscheiden sich die Immen durch den Typus der saugenden Mundtheile, sowie durch die vier nackten, nur feinbehaarten, aber nie von Schuppen bedeckten Flügel, anderer besonders anatomischer Unterschiede nicht zu gedenken.

Betrachten wir ihren Bau näher, so zeigt sich, daß, wie bei allen Insecten, ihr Leib aus drei Hauptabschnitten, dem Kopfe, Brustkasten und Hinterleibe besteht. Der Kopf, der vorderste dieser drei Theile, hat eine im Allgemeinen dreiseitige Form und ist in senkrechter Stellung so befestigt, daß die Spitze des Dreiecks nach Unten gerichtet und von den Mundtheilen ausgefüllt ist. Man bemerkt am Kopfe zunächst auf dem nach Oben gewendeten Scheitel drei Nebenaugen (ocelli), welche gleichfalls in ihrer Stellung ein Dreieck bilden, dessen Spitze nach Vorn steht. Sie fehlen in wenigen Fällen, nämlich den geschlechtslosen Ameisen und den ungeflügelten Weibchen aus der Familie der Mutillen. An der Stirn, welche immer nach Vorn gerichtet ist, stehen die Fühlhörner, gemeiniglich in dem Raume zwischen den an den Seiten des Kopfes angebrachten Netzaugen. Die Verschiedenheiten im Baue der Fühlhörner sind mannichfach, und bieten zwei Hauptverhältnisse dar. Bei manchen Familien nämlich ist in ihnen ein bestimmtes Zahlenverhältniß der Glieder befolgt, nämlich 12 beim Weibchen, 13 beim Männchen, bei den übrigen zeigt sich ein so bestimmter Typus nicht, und hier schwankt die Zahl von drei Gliedern (Nylotoma) bis auf 30 und mehr (Sirex. Ichneumon). In dem zweiten Fall ist die Form zwar mannichfach, doch herrscht die faden- oder borstenförmige Gestalt vor, wenngleich man auch kolbige (Hellwigia, Cephus, Cimbex), kammförmige (Loptyrus), selbst gabelförmige (Schizocerus) Gestalten findet. In dem Falle dagegen, wo die Fühler eine bestimmte Zahl der Glieder darbieten, ist das erste Glied häufig um ein Bedeutendes länger, als das nächste, weshalb die Fühler hinter diesem Gliede knieförmig gebogen (gebrochen) erscheinen (Bienen, Wespen, Ameisen); weniger zahlreich sind die Familien, wo das erste Glied den folgenden an Größe gleicht, mithin die sogenannte Brechung schwindet (Sphecodea). In diesem Falle haben die Fühlhörner eine meistens fadenförmige Gestalt, in jenem früher genannten dagegen erscheint der Theil hinter dem ersten Gliede (die Geißel) bald cylindrisch (Bienen), bald fadenförmig (Wespen), bald kolbenförmig (Ameisen). Die Mundtheile nehmen den untern Raum des Kopfes ein, und bestehen aus denselben Theilen, wie bei den kauenden Kerfen. Die Oberlippe erscheint als eine kleine dreiseitige oder kreisabschnittförmige Platte am Rande des Klypeus zwischen und über den Oberkiefern. Diese, beiderseits neben der Oberlippe befestigt, sind kurze, dicke, sehr starke, drei- oder vierkantige Hornmassen, welche am Innenrand in kleinere, doch besonders an der Spitze in größere stumpfe oder spitze Zähne auslaufen. Unter ihnen liegen die Unterkiefer. Sie weichen vorzugsweise von der Bildung ab, wie sie bei beißenden Insecten vorkommt, und gaben durch ihre Beschaffenheit Veranlassung zu dem Fabricius'schen Ordnungsnamen. Man bemerkt an ihnen einen etwas festern, doch ebenfalls noch stark plattenförmigen Basaltheil, den Stiel (stipes), welcher vermittels eines kleinern dreieckigen Gelenkstücks (der Angel, cardo) und durch die weiche Gelenkhaut mit dem Schädel zusammenhängt; am obern Ende des Stieles ist eine dritte dünne Hornplatte, das Kaustück, mando, befestigt, welche je nach der Form der Unterlippe eine bald langgezogene, lanzettförmige, bald kurze, kreisförmige Gestalt hat, und immer aus einer dünnen, pergamentartigen Hornmasse besteht. Da wodas Kaustück an den Stiel grenzt, ist an letzterm zugleich der Unterkiefertaster befestigt, ein meistens fadenförmiger, gegliederter Anhang, der bald aus einem (bei Sirex. Apis), bald bis aus sechs Gliedern (bei den Meisten) besteht. Übrigens dient das Kaustück, sowie der ganze Unterkiefer, nicht zum

Kauen, ſondern zum Einhüllen der Zunge, und iſt auch gemeiniglich, beſonders am Rande, mit Härchen bewachſen, die es zu ſeinem diesmaligen Zwecke noch geſchickter machen. Die Unterlippe zeigt, wie die Unterkiefer, große Abweichungen vom Baue der beißenden Mundtheile, welche Verſchiedenheit beſonders darin beſteht, daß das Kinn hier an einer in vielen Fällen weit ausdehnbaren Gelenkhaut hängt, und durch Muskeln hervorgeſchoben und zurückgezogen werden kann. Dieſe Eigenſchaft erſcheint um ſo deutlicher, je länger und je mehr die Zunge zum Herausſtrecken beſtimmt iſt, da ohne jene Einrichtung das Letztere kaum möglich wäre; denn die Zunge hängt, wie bei allen Inſecten, mit am Kinne.

Sie geht gewöhnlich von dem vordern Rande des plattenförmigen Kinnes aus, und zeigt ſich bald als ein kurzer, häutiger, ungetheilter, bald als längerer, mehrmals getheilter Lappen, bald endlich als langer, runder, einfacher oder in drei Strahlen zerſchliſſener, im erſten Falle meiſtens hohler und behaarter Faden. Dieſe Form hat die Zunge indeſſen nur bei einigen Gattungen aus der Bienenfamilie, und die allermeiſten Aderflügler zeigen ſie als kurzen, breiten oder ſpitzen, einfachen oder getheilten Hautlappen. Bei der Gattung Scolia kommen drei Fäden als Zunge vor. Da die Zunge vom Rande des Kinnes ausgeht, und ebenda die Unterlippentaſter befeſtigt ſind, ſo ſtehen ſie gemeiniglich dicht neben der Zunge. Iſt die Zunge klein und kurz, ſo ſind ſie länger und beſtehen aus zwei, drei oder vier meiſtens gleichen Gliedern; iſt dagegen die Zunge ſehr lang (Apis), ſo haben auch die Taſter eine bedeutende Länge, namentlich das erſte Glied. Wenn die Zunge, wie bei Apis, nur ein einfacher, hohler Faden zu ſein ſcheint, ſo bemerkt man am Grunde neben ihr, zwiſchen dieſem Faden und den Taſtern jederſeits einen kleinen, dünnen und zarten Hautlappen, welchen die Entomologen mit dem beſondern Namen Nebenzunge (paraglossa) bezeichnet haben, wiewol er in der That nichts anderes iſt, als der ſeitliche Lappen einer zerſchliſſenen Zunge, welcher, da der mittlere Lappen ſo groß wurde, um ſo kleiner blieb. Daß in dem Falle, wo die Zunge einen langen behaarten Faden bildet, wie bei den Gattungen Apis und Bombus, ſie ſelbſt hohl und durchbohrt ſei, wird allgemein behauptet. Nichtsdeſtoweniger haben dieſe Bienen ſo gut, wie die übrigen Hymenopteren, eine beſondere Schlundöffnung, welche am untern Ende des Kinnes in der weichen Haut, wodurch alle die genannten Theile mit einander verbunden werden, liegt, und von einer eigenen dreieckigen Klappe (epiglottis) bedeckt wird. Der von dieſer Öffnung entſpringende Schlund nimmt den Kanal des Rüſſels in ſich auf. Durch dieſen Kanal ſollen nun die ſüßen Honigſäfte der Blüthen eingeſogen werden, während die übrigen Hymenopteren mit kurzer lappiger Zunge dieſelbe blos zum Lecken benutzen, und den an ihr klebenden Honig im Mund abwiſchen und durch den Schlund verſchlucken. Die kleinen Pünktchen oder Warzen, welche man häufig am Ende der lappigen Zunge bemerkt (bei Vespa), ſind alſo keine Öffnungen, auch ſchwerlich Drüſen, wiewol ſie dieſen Namen führen. Übrigens werden Zunge und Unterkiefer nur dann ſichtbar, wenn das Inſect ſie gebraucht; iſt dies nicht der Fall, ſo liegen ſie entweder zurückgezogen im Munde hinter den Oberkiefern, oder zurückgeſchlagen am Halſe bis gegen die Bruſt hin, und es iſt dabei die Zunge ſo von den blattartigen Unterkiefern eingewickelt, daß ſie gar nicht wahrgenommen wird.

Der Mittelleib (stethidium) oder Bruſtkaſten (thorax) iſt, wie ſchon bemerkt, ein zuſammenhängender, mehr oder weniger rundlicher, doch nicht ſelten auch langgeſtreckter Theil, welcher indeſſen bei genauerer Unterſuchung ſich aus drei Ringen gebildet zeigt, von dieſen iſt der vorderſte der kleinſte; er bekommt wie bei allen Kerfen den Namen prothorax, und beſteht aus zwei Stücken, dem obern oder Vorderrücken (pronotum, auch Halskragen, collare genannt), und dem untern, dem Vorderbruſtbein (prosternum), an welchem man die Gelenkgruben des erſten Fußpaares und des Kopfes wahrnimmt. Ganz auf dieſelbe Weiſe iſt der zweite Ring des Bruſtkaſtens (mesothorax) zuſammengeſetzt, doch durch ſeine bedeutendere Größe, beſonders des Rückenſtückes (mesonotum), ausgezeichnet; auch findet ſich an dem Mittelrücken hinten ein freier, durch eine Furche beſonders abgegrenzter, meiſtens dreieckiger Anhang, das Schildchen (scutellum), und da, wo Mittelrücken und die aufwärts gebogenen Seiten des Mittelbruſtbeins (mesosternum) zuſammentreffen, iſt die Gelenkſtelle der Vorderflügel, eine deutliche Grube, welche von einer am Mittelrücken befeſtigten Hornſchuppe (tegula oder punctum callosum ante alas *Fabr.*) bedeckt wird. Der dritte Ring (metathorax) hat gleichfalls dieſelbe Bildung, und beſteht aus dem Rückenſtück (metanotum) und dem untern Stück oder Hinterbruſtbein (metasternum), wo beide aneinander ſtoßen, iſt die Gelenkgrube der hintern Flügel. An der Rückenſeite dieſes dritten Ringes liegt hinter dem Rückenſtücke noch eine Hornplatte, welche bei allen Aderflüglern mit geſtieltem Hinterleibe zugleich die hintere Grenze des Bruſtkaſtens bildet, und an ihrer Spitze eine Öffnung hat, durch welche das Band, welches den Hinterleib hebt, hindurchgeht. Iſt der Hinterleib ſitzend (wie bei Cimbex), ſo erſcheint dies Band als eine halbkreisförmige ſtraffe weiße Haut hinter dem Bruſtkaſten. (Vergl. über dieſen Bau Burmeiſters Handbuch der Entomologie. 1. Bd. S. 80, 253. Taf. 6 und 7.)

Der Hinterleib der Aderflügler iſt theils innig mit dem Bruſtkaſten verwachſen (abdomen sessile), theils an ſeinem Anfange zuſammengeſchnürt und nur an einer einzigen kleinen Stelle mit ihm verbunden (abd. petiolatum). Er beſteht in manchen Fällen nur aus drei ſichtbaren Ringen (bei Chrysis), in den meiſten dagegen aus ſechs beim Weibchen und ſieben beim Männchen, in einigen aus neun Ringen (Sirex), von welchen jeder einzelne eine größere Rückenſchiene und eine kleinere Bauchſchiene beſitzt. Seine Form iſt äußerſt mannichfach, bald lang und cylindriſch (Sirex), bald flach gedrückt (Ichneumon), bald zuſammengedrückt (Ophion), bald kegelförmig (Vespa), bald kugelförmig (Formica); häufig bildet das erſte Glied einen ſehr dünnen, z. Th. äußerſt

langen Stiel (Faenus), von welchem der übrige Theil getragen wird; bei den Ameisen ist dieser Stiel schuppen- oder knotenförmig.

Als äußere Organe bieten sich, außer den schon betrachteten des Kopfes, noch die Flügel und Beine dar, welche beide am Brustkasten sitzen. Von der Anheftungsstelle der Flügel ist schon die Rede gewesen, hier ist nur noch zu erwähnen, daß die beiden Gelenkgruben sehr nahe an die Naht rücken, in welcher Mittel- und Hinterbrustring zusammenstoßen, und dadurch dicht neben einander liegen (s. Burmeisters Entomologie. 1. Bd. Taf. 6. Fig. V. 2). Ihrer Beschaffenheit nach sind die Flügel der Hymenopteren blos hautig, ihre Oberfläche ist stets sehr fein und kurz behaart, ihre Substanz gewöhnlich klar und durchsichtig, seltener gefärbt (Sphex *Latreille*). In der Form sind sich zwar die vordern und hintern Flügel ähnlich, insofern beide als schmale, langgezogene, stumpfwinkelige Dreiecke erscheinen, deren größte Seite nach Vorn gewendet ist, allein in der Größe weichen sie so sehr von einander ab, daß die Spitze der hintern nur bis zur Ecke des stumpfen Winkels der vordern reicht. In jedem Flügel verlaufen hornige Adern (venae), oder Rippen (costae), welche sich zweigförmig verbreiten und Maschen bilden, deren Form und Zahl bei einer und derselben Gattung meistens sehr constant ist, daher zur Bezeichnung der Gattungen sich benutzen läßt. Jürine, Kirby und Latreille haben für diese Adern und ihre Verbreitung eine eigene Terminologie entworfen, welche folgende ist: Die meistens sehr starke Ader am Vorderrande heißt vena s. costa marginalis, nach Jürine radius, sie breitet sich am Ende, das $\frac{2}{3}$ der Flügellänge liegt, in eine hornige Platte aus, den Flügelpunkt (punctum s. corpus) oder das Mal (stigma *Latr.*). Die Ader zunächst hinter der Randader heißt postcosta nach Kirby, cubitus bei Jürine, nervus internus bei Latreille; sie theilt sich in ihrem Verlaufe mehre Male und bildet mit der vom Flügelpunkt ausgehenden Ader verschiedene Zellen (cellulae *Jür.*, areolae *Latr.*). Die Zellen zunächst am Vorderrande heißen nun areolae marginales nach Latreille, cellulae radiales nach Jürine, die in der nächsten Reihe dahinter nennt Ersterer areolae submarginales, Letzterer cellulae cubitales, die unvollständig geschlossenen Zellen am äußern Rande führen bei Latreille den Namen areolae imperfectae, bei Jürine cellulae incompletae, die Zellen in der Mitte endlich heißen areolae discoidales; die Adern und Zellen am Hinterrande sind die nervi et cellulae brachiales Jürine's. Alle queren Verbindungsadern bezeichnet Latreille und Kirby als venae anastomosis, Jürine als nervi recurrentes. Die Hinterflügel zeigen ähnliche Verhältnisse, auch bemerkt man vor dem Ende der Randader eine Reihe kleiner, rückwärts gekrümmter Häkchen, welche hinten die letzte Ader des Vorderflügels fassen, und dadurch sich an jenem festhalten. Es hat diese Anordnung ihren Grund darin, daß die Hinterflügel keine Bewegungsmuskeln besitzen, sondern während des Fluges durch diese Einrichtung mit den Vorderflügeln verbunden, mit denselben gemeinschaftlich bewegt werden.

Die Beine der Aderflügler sitzen am Brustkasten und zwar an der untern Seite desselben, sodaß auf jeden Ring des Brustkastens ein Paar kommt, mithin drei Paar vorhanden sind. Jedes Bein theilt sich in drei Theile, in den Oberschenkel, Unterschenkel und in den Fuß. Der Oberschenkel besteht in den meisten Fällen aus drei Ringen oder Gliedern, selten aus vier. Das erste Glied hat eine meist kegelförmige Gestalt, ist nach Oben weiter, nach Unten verengt und gelenkt mit seinem obern Ende am Brustkasten in einer kleinen dazu bestimmten Gelenkgrube oder Pfanne; es führt den Namen Hüfte (coxa). Das zweite Glied ist das kleinste, und bildet einen sehr engen Ring, welcher an das untere Ende der Hüfte stößt und sie mit dem folgenden Ringe verbindet; es heißt Schenkelhals (trochanter) und besteht in dem Falle, wo der Oberschenkel aus vier Gliedern zusammengesetzt ist, aus zwei gleichen Ringen (Pimpla). Der dritte Ring des Oberschenkels ist der eigentliche Schenkel (femur), hat eine meist kolbenförmige Gestalt, ist am Anfang enger, gegen das Ende allermeistens dicker, bisweilen sogar kugelförmig in seinem ganzen Verlauf angeschwollen (chalcis). Er trägt an seinem Ende den einfachen, meist dünnen, röhrenförmigen, graden, oder nach der Form des Oberschenkels gebogenen, nicht selten stark plattenförmig zusammengedrückten Unterschenkel, bei den Kerfen überall Schienbein (tibia) genannt. Auf der Oberfläche ist dies Schienbein bald behaart (Apis), bald stachelig (Pompilus), gewöhnlich aber glatt, und nur an der Spitze mit zwei beweglichen Dornen (Sporen, calcar) ausgerüstet. Vor diesen Sporen findet sich die Gelenkgrube für den Fuß (tarsus), den dritten Haupttheil des Beins, welcher, wie der erste, aus mehren, bei den Hymenopteren immer aus fünf, Ringen besteht. Diese Ringe sind meist kleine kolben-, bisweilen aber auch angezogene herzförmige, unten behaarte Platten. Das erste derselben (metatarsus genannt) ist immer größer als die übrigen, doch gewöhnlich ebenso gebaut. Nur bei den Bienen bildet es eine längliche Platte, welche mit Haaren reihenweise besetzt und sehr innig mit dem Schienbeine verbunden ist, mit welchem zusammen es die sogenannte Bürste (sarothrum) bildet, die zum Absegen des Blüthenstaubes von den Bienen benutzt wird. Auch das letzte Glied des Fußes weicht in der Größe etwas von den drei vorhergehenden kleinsten gemeiniglich ab, es ist länger, vorn breiter, und trägt hier zwei gebogene Krallen (ungues), unter welchen noch zwei häutige Haftlappen (aroliae) angebracht sind.

Die innern Organe der Aderflügler betreffend, so zeichnet sich zunächst der Verdauungsapparat durch folgende Verhältnisse aus: Als Kerfe mit saugenden Mundtheilen besitzen sie Speichelgefäße, die freilich erst bei Wenigen beobachtet sind, aber doch Allen zukommen dürften. Sie liegen im vordern Theile des Brustkastens, zum Theil noch im Kopf und öffnen sich in den Mund. Der Schlund ist Anfangs sehr eng, erweitert sich aber mehr und mehr, bis er im Anfange des Hinterleibes zu einer weiten Blase, dem Kropfe, sich ausdehnt. In diesen Kropf ragt der Magen mit einem trichterförmigen, an seiner Öffnung mit Klappen versehenen Magenmunde

hinein. Der Magen selbst ist cylindrisch, nicht sehr weit, auch nicht lang, aber etwas gewunden und mit regelmäßigen Quereinschnürungen versehen. An seinem Ende münden sehr viele, feine, kurze, hinten freie und geschlossene Gallengefäße in den Darm. Der dann folgende Dünndarm hat gewöhnlich die doppelte Länge des Magens, ist aber viel enger und zarter gebaut; er geht hinten in den weiten, aber kurzen Mastdarm über, welcher in seinen Wänden, wenigstens bei den Bienen und Wespen, mit je drei ovalen Hornringen in doppelter Reihe versehen ist, die wol dazu dienen, seine Runde ausgespannt zu erhalten. An den Athmungsorganen bemerkt man als Eigenthümlichkeit zwei große Blasen, welche am Anfange des Hinterleibes liegen, und mit den übrigen Luftröhren wie mit andern kleinen Blasen in Verbindung stehen. Die Luftlöcher, vermittels welcher die Luft in die Athmungsorgane gelangt, liegen in den Verbindungshäuten zwischen den einzelnen Körperringen, und werden von den übergreifenden Rändern der Schienen verdeckt. Das erste Paar liegt dicht vor dem Grunde der Oberflügel zwischen Pro- und Mesothorax, das zweite Paar bemerkt man unter den Hinterflügeln, in der Seitenwand des Metathorax, sechs andere liegen in den sechs Verbindungshäuten der sieben Hinterleibsringe. Im Baue des Gefäßsystems bieten die Hymenopteren nichts Eigenthümliches dar, aber die Zeugungstheile sind besonders beim weiblichen Geschlechte merkwürdig. Einmal findet sich in den Familien der Bienen, Wespen und Ameisen der merkwürdige Fall, daß vielen Weibchen die Eierstöcke verkümmern, und sie dadurch zur Zeugung unbrauchbar werden (weshalb man sie Geschlechtslose zu nennen pflegt), anderntheils zeigen alle Weibchen eine enorme Größe der in der Scheide angebrachten und zu ihrer Spannung bestimmten Horngräten, welche über die Geschlechtsöffnung hinausreichen und den Stachel bilden. Derselbe besteht aus zwei äußern, meist behaarten Scheiden und dem eigentlichen Stachel, an welchem man eine nach Oben gelegene hornige Rinne bemerkt, die vor der Spitze etwas erweitert und an dieser Stelle mit Widerhaken besetzt ist; in dieser Rinne liegen ein (Pimpla) oder zwei (Apis) feine Borsten, welche aus der Rinne emporgehoben werden können. Das geschieht jedes Mal, wenn das Insect ein Ei legt, indem dies Ei an der Rinne von den Borsten gehalten hinabgleiten muß. Seiner Lage nach steht dieser Stachel entweder aus dem Hinterleibe hervor und dient dann nicht als Waffe (Hym. terebrantia), oder er ist im Hinterleibe versteckt, und wird schnell hervorgeschoben, wenn sich der Kerf seiner als Waffe bedienen will (Hym. aculeata). Bei den Blattwespen (Tenthredonodea) ist die Rinne in zwei Blätter getheilt, und jedes Blatt am Rande sägeförmig ausgezackt; der Stachel dient nur zum Aufritzen der Blätter, nicht als Waffe. Bei den Goldwespen (Chrysodea) ist er eine fernrohrartige, gegliederte Röhre, die in den Leib zurückgezogen wird, aber nicht mehr als Waffe dient. Übrigens haben die Männchen der Aderflügler niemals solche Stacheln, indem die Anwesenheit mannichfach gebildeter äußerer Zeugungstheile seine Bildung verhinderte.

Am Nervensystem bemerkt man, soweit die Untersuchungen reichen, eine große Gleichförmigkeit. Es besteht, wie bei allen Kerfen, aus Knoten, die durch Stränge verbunden sind. Zwei Knoten liegen im Kopf, einer über dem Schlunde, von welchem die Nerven zu den Augen, Fühlern und die Schlundnervenknoten ausgehen; der zweite unter dem Schlunde sendet Nerven zu den Muskeln der Kiefer und den Mundtheilen überhaupt. Im Brustkasten finden sich zwei Knoten, ein kleinerer vor dem ersten Fußpaar, ein größerer zwischen den vier hintern Füßen; der Hinterleib besitzt fünf Knoten, von welchen die beiden letzten dicht neben einander liegen. Von allen diesen Knoten gehen Nerven zu den nahegelegenen Theilen hin.

Werfen wir einen Blick auf die frühern Lebensverhältnisse der Imme, so zeigt sich, daß die Einen von Jugend auf Pflanzennahrung zu sich nehmen, die Andern Anfangs thierische, dann vegetabilische Kost genießen. Diese Letztern sind in jener frühern Periode ihres Daseins wahre Schmarotzer, und verlassen den Leib des Thieres, welchen sie als Wohnsitz bekommen haben, nicht eher, als bis sie zur Verpuppung reif sind, ja Viele dann noch nicht einmal. Alle diese werden als Eier von der Mutter an den Ort ihrer Bestimmung gebracht, doch üben diese Sorgfalt auch diejenigen Mütter aus, deren Jungen Pflanzennahrung verlangen. Überhaupt ist in keiner Ordnung der Kerfe die Sorge der Weibchen für ihre Eier größer als grade in dieser, und jene merkwürdigen Staatenvereine der Bienen, Wespen und Ameisen sind aus eben dieser Quelle hervorgegangen. Die aus den Eiern gekrochenen Larven haben in den meisten Fällen einen blos mit Mundtheilen versehenen Kopf und bestehen sonst aus 12 Ringen. Ihr Leib ist gemeiniglich nackt, weich, weißlichgelb von Farbe, ziemlich dick, besonders nach Hinten, am Rücken gewölbt, wegen der starken Krümmung der Bauchseite. Solche Larven haben keine Augen, keine Beine, viele, vielleicht Alle, nicht einmal einen After. Die andern Larven besitzen diese Organe sämmtlich, zeigen einen graden, viel längern, gleichmäßig dicken, kurz behaarten und bunt gefärbten Leib, einen runden Kopf mit einfachen Augen, drei Paar horniger Füße an den drei ersten Leibringen, und 12—16 fleischige, aber nicht mit Haken besetzte Füße an den hintern Ringen des Körpers. Wegen der Ähnlichkeit dieser Larven mit den Raupen der Schmetterlinge hat man sie Afterraupen genannt. Zur Zeit der Verwandlung in die Puppe bilden sich nun aus dem sogenannten Kopfe der Larve die Mundtheile des Insects, und aus dem ersten Ringe des Leibes der eigentliche große Kopf mit den Augen und Fühlern; der zweite, dritte und vierte Ring werden zum Brustkasten, die übrigen zum Hinterleibe. Hat die Puppe die Larvenhaut abgelegt, so zeigt sie schon alle Theile des spätern Insects deutlich und vollkommen, allein eng an den Leib gezogen und so sehr als möglich zusammengelegt. Übrigens steckt diese Puppe stets in einer besondern, theils geleimten, theils aus Seidenfäden gesponnenen Hülle, welche von der Larve, bevor sie sich verpuppt, angefertigt wird. Hieraus folgt,

daß die Larven Spinngefäße besitzen, deren Ausgang, wie immer, an der Unterlippe in Form einer kleinen Röhre sich befindet. Merkwürdig ist es, daß die Puppe nicht, wie bei den Schmetterlingen, die alte Larvenhaut sogleich abstreift, sondern erst kurz vor dem Ausschlüpfen der Imme; diese alte Haut dient ihr vielmehr als eine zweite schützende Decke innerhalb des Gespinnstes.

Die ausgebildeten Immen findet man ohne Ausnahme auf Blumen, in deren Honigsäften Alle ihre Nahrung finden. Aus dieser Lebensweise ergibt sich ein Verhältniß, welches für die Ökonomie der ganzen Natur von der größten Wichtigkeit ist, und das uns über die Bedeutung nicht blos der Aderflügler, sondern der Kerfe überhaupt, einige wichtige Aufschlüsse zu ertheilen im Stande ist. Wir erkennen nämlich klar und bestimmt, daß die Hymenopteren zum Heil und zum Gedeihen der Pflanzenwelt geschaffen sind, und daß alle ihre mannichfaltigen Verrichtungen diesem einen Ziel entgegenarbeiten. So besuchen die Bienen die Blumen zunächst, um sich zu ernähren, dann aber auch, um vermittels ihres haarigen rauhen Körpers eine Verbindung zwischen Pollen und Stigma zu Stande zu bringen, und so die Befruchtung herbeizuführen. So nutzlos diese Vermittelung von Seiten der Bienen bei vielen hermaphroditischen Blüthen auch erscheinen mag, so wesentlich nothwendig wird sie bei andern und ganz besonders bei den Monözisten und Diözisten, deren Befruchtung allein durch Bienen und andere Insecten bewirkt wird. Nicht zufrieden, auf diese Weise der Fortdauer der Pflanzen förderlich gewesen zu sein, wenden sich andere Hymenopteren gradezu gegen die Feinde der Pflanzen, schränken ihre wuchernde Menge durch ewige Befehdung ein, und stellen das Gleichgewicht zwischen vorräthiger Nahrung und einer auf sie angewiesenen Thierwelt, welches durch die Überhandnahme der Letztern gestört worden ist, aufs Erfolgreichste wieder her. Wir sehen auf diese Weise die zahllosen Heerden der Schlupfwespen, Raupentödter und eigentlichen Wespen beschäftigt, welche theils ihre Eier den blätterfressenden Raupen gradezu in den Leib legen, theils ihre Brut mit den erbeuteten Leibern solcher Raupen ernähren. So setzt die Natur eine Schar zwar kleiner, aber kräftiger Individuen der pflanzenzerstörenden Kerfwelt gleichsam als Hüter aus ihrer eigenen Mitte entgegen, und beweist uns im Wechselverhältniß ähnlicher und unähnlicher Organismen das Gesetz ihrer ewigen Verwandlung klar und verständlich, uns allen zum Trost als seligmachende Offenbarung.

Was endlich die Gruppirung der Hymenopteren in Familien und Zünfte betrifft, so hat Latreille, von dem eine solche Behandlung der Entomologie zuerst ausging, alle Aderflügler unter zwei große Gruppen vertheilt, welche er nach dem Baue des Stachels **Terebrantia** und **Aculeata** nennt. Jene zerfallen in:

1) **Serrifera**, mit sägeförmigem Stachel.
2) **Pupivora**, mit bohrendem Stachel, welcher die Eier in Raupen legt.

Die zweite Gruppe theilt er in:

1) **Heterogyna**. Sie haben geschlechtslose ungeflügelte Arbeiter.
2) **Fossores**. Sie haben keine geschlechtslosen Arbeiter und nähren ihre Jungen mit erbeuteten Insecten.
3) **Diploptera**. Sie haben keine oder geflügelte geschlechtslose Arbeiter; die Oberflügel bei Allen der Länge nach gefaltet.
4) **Mellifica**. Sie haben die Kennzeichen der vorigen, aber die Oberflügel sind nicht gefaltet.

Wenngleich in dieser Anordnung manche gelungene Verbindungen nicht zu verkennen sind, so gibt sie doch durchaus kein Bild von einer organischen Entwickelung innerhalb dieser Ordnung, weshalb ich mich genöthigt sah, von den Ansichten Latreille's abzuweichen und eine andere Eintheilung aufzustellen, welche im fünften Bande meines Handbuchs der Entomologie später ausführlicher nachgewiesn und begründet werden soll, hier nur die vorläufige Mittheilung.

Das Hauptmoment, welches in dieser Ordnung als bestimmend hervortritt, ist der Bau der Larven, nach welchem die ganze Ordnung in zwei Abtheilungen, die aber nicht gleichwerthig sind, sich spaltet. In der einen tritt dann das Zahlengesetz der Fühler hervor, welches als ein bestimmtes dem schwankenden der andern Gruppe sich gegenüberstellt; worauf Lebensweise, Bau des Mundes, der Fühler und des Stachels die anderweitigen Unterschiede bedingen. Hieraus ergibt sich folgende Gruppirung:

I. Die Larven haben einen deutlichen Kopf, vollkommene Füße, und leben nur von Vegetabilien; die vollkommenen Insecten zeigen ungestielte Hinterleiber und Stachel zum Bohren.

Erste Zunft: Xylospheces.

Die Familien: 1) **Tethredonodea**. 2) **Urocerata**.

II. Die Larven haben keinen eigentlichen Kopf, sondern bloße Mundtheile; auch fehlen ihnen die Füße. Der Hinterleib der vollkommenen Insecten ist immer gestielt.

A. Die Fühler ohne bestimmtes Zahlengesetz, gewöhnlich faden- oder borstenförmig. Die Larven fast Aller sind thierische Schmarotzer.

a) Fühler ungebrochen, seltener 13—16 gliederig, meist vielgliederig.

Zweite Zunft: Entomospheces.

Die Familien: 3) **Ichneumonodea**. 4) **Braconodea**. 5) **Evanialia**. 6) **Codrina**. 7) **Gallicolae**.

b) Fühler gebrochen, verdickt, 7—14gliederig; die Flügel ohne geschlossene Zellen.

Dritte Zunft. Zugleich Familie: 8) **Pteromalina**.

B. Die Fühler mit bestimmtem Zahlenverhältnisse, theils bei beiden Geschlechtern 13gliederig, theils blos beim Männchen, beim Weibchen 12gliederig; selten 7—10gliederig; kein Bohrstachel.

a) Fühler der Männchen 13gliederig, der Weibchen 12gliederig; manche haben geschlechtslose, geflügelte Arbeiter und leben dann in Gesellschaft.

α) Oberflügel nicht gefaltet; Hinterbeine zum Eintragen von Blüthenstaub brauchbare.

Vierte Zunft: Mellifica.

Familien: 9) Apina. 10) Anthrenodea.

β) Oberflügel der Länge nach gefaltet.

Fünfte Zunft: Diploptera.

Familien: 11) Vespina. 12) Masarodea.

b) Fühler der vorigen; sie haben nie, weder geflügelte noch ungeflügelte, Arbeiter. Alle graben Löcher in die Erde und tragen gefangene Insecten hinein, worin sie Eier legen.

Sechste Zunft: Fossores.

Familien: 13) Bembecodea. 14) Larrina. 15) Nyssonodea. 16) Crabronina. 17) Sphecodea. 18) Pompilina. 19) Sapygodea. 20) Scoliodea. 21) Mutillina.

c) Fühler bei beiden Geschlechtern von gleicher Gliederzahl (7—14), aber sonst die Männchen nicht selten von den Weibchen in der Form verschieden.

Siebente Zunft: Spadones.

Familien: 22) Dryinea. 23) Chrysodea.

d) Fühler wie in den Abtheilungen a und b, stark gebrochen, die Geißel meist kolbig. Sie besitzen ungeflügelte, geschlechtslose Arbeiter.

Achte Zunft. Zugleich Familie: 24) Formicina.

Über die charakteristischen Eigenschaften und sonstigen Merkmale der hier genannten Familien geben die besondern Artikel Auskunft. Als brauchbare Hilfsmittel zum Studium der Immen empfehlen sich folgende Schriften: *J. C. Fabricii* Systema Piezatorum (Brunsvic. 1804); *L. Jurine*, Nouvelle méthode de classer les Hymenoptères et les Diptères. T. I. (Genève 1807. 4.); *C. F. Fallén*, Spec. inaug. novam Hymenoptera disponendi methodum exhibens (Lundae 1813. 4.); Fr. Klug, Die Blattwespen (Tenthredonodea) nach ihren natürlichen Gattungen und Arten. (Im Magazin und den Verhandlungen der Gesellsch. naturforsch. Freunde zu Berlin. 1807—1824. 4.) Derselbe in seinen Jahrbüchern für Insectenkunde (Berlin 1834). S. 224 fg. *Lepeletier de St. Fargeau*, Monographia Tenthredinetarum (Paris 1826); *Fr. Klug*, Monographia Siricum Germaniae (Berol. 1803. 4.); *J. L. C. Gravenhorst*, Ichneumonologia europaea (Wratisl. 1829). Vol. 1—3. *Fr. Nees ab Esenbeck*, Hymenopterorum Ichneumonibus affinium monographiae (Stuttg. et Tubing. 1834). 2 Voll. *F. Walker*, Monographia Chalcidum. In the entomological Magazin. Vol. I. et II. (Lond. 1833 et 1835). *A. H. Haliday*, An essay on the classification of the parasitic Hymenoptera of Britain (ibid.); *Van der Linden*, Observations sur les Hymenoptères d'Europe de la famille des foisseurs (Brux. 1828, 1829. 4. 2 cah.); Fr. Klug, Über die Gattungen Scolia, Tiphia, Tenygricheria und Myzine; in Webers und Mohrs Beiträgen (Kiel 1805). I u. II. Fr. Klug, Pterocheilus, eine neue Piezatengattung; in Webers und Mohrs Beiträgen I. *M. C. Wesmael*, Monographie des Odynères de la Belgique (Brux. 1833). *Fr. Huber*, Nouvelles observations sur les abeilles (Genève 1792). *Ej.* Nouvelles observ. sur les abeilles, redig. par *P. Huber* (Paris et Genève 1814). 2 Voll. *W. Kirby*, Monographia apum Angliae. 2 Voll. (Ipswich. 1802). *P. A. Latreille*, Histoire naturelle des fourmis etc. (Paris [an. X.] 1802). *P. Huber*, Recherches sur les moeurs des fourmis indigenes (Genève 1810). *Lepeletier de St. Fargeau*, Observations sur les Hymenoptères tubifères. (Annales du Mus. Vol. VII. 1806.) (*Hermann Burmeister.*)

HYMENOPTERA (Paläont.), Insecten aus der Ordnung der Hautflügler; finden sich mehre fossil. So Flügel im mittlern Theile der Kreide von Rouen, welche wegen ihres Metallglanzes anfänglich von Deslongchamps für Käferflügeldecken gehalten worden (*Férussac*, Bull. Scienc. nat. 1826. Oct. IX, 253 und 1828. Janvier 161). So einige Reste im tertiären Kalke von Öningen, Ammannsche und fürstl. Meersburgsche, jetzt karlsruher Mineralsammlung (Karg in den Denkschriften der Naturfr. Schwabens. 1805. S. 42). So ein Polistes im tertiären ? Mergelschiefer zwischen Chaumerac und Roche-Sauve im Ardèchedepartement (*Faujas St. Fond* in Mém. du mus. 1815. II, 457). So im tertiären Süßwassergypse von Aix in der Provence, Theile aus den Geschlechtern Tenthredo (Selandria), Cryptus, Pteronus, Ichneumon (Pimpla, Bracon), Agathis, Anomalon, Ophion, Polistes, Formica (*M. de Serr.* Hist. nat. des terr. tert. du midi de la France. 1829. p. 229, Curtis bei Murchison und Lyell in *James.* N. Edinb. philos. Journ. No. 14. 1829. p. 287 sq. Jahrb. 1830. S. 353). So endlich im Bernstein die Genera Ichneumon, Formica (*M. de Serres* a. a. O. p. 242). (*H. G. Bronn.*)

HYMENOPTERIS (Paläont.). Mit diesem aus ὑμήν, Haut, und πτερίς, Fahre (Hautwedel) gebildeten Worte bezeichnet Ad. Brongniart in seinem zur Classification der fossilen Arten entworfenen System der Fahren diejenigen Formen, deren fast ungetheilte Wedel nicht anastomosirende Blattnerven, die Lappen keinen Hauptnerven, sondern nur von der Basis aus strahlig verlaufende, büschelförmige, zweitheilige Nervchen besitzen. Doch gibt er eben von diesem Geschlechte keine Fossilreste an. Rob. Brown dagegen beschreibt unter dem Namen Hymenopteris psilotoides *R. Br.* [1]) und *v. Sternb.* [2]) einen fossilen zweifiederspaltigen Wedel mit linearen und ausgerandeten Lappen, welcher die Form und den Verlauf der Nerven (ein zweitheiliges Mittelrippchen) wie Trichomanes besitzt, und zu Brongniarts Peropteris gehören würde, nur daß die fiederige Stellung der Zweige desselben Blattstieles unregelmäßiger als gewöhnlich, fast alternirend, und daß sie auf beiden Seiten von dem Blatte selbst der Länge nach, wie bei Trichomanes, besäumt sind. Dieses Genus ist daher nicht mit dem gleichnamigen bei Brongniart zu verwechseln. Aus der untern Kreide in Sussex. Ad. Brongniart führt diese Art gleichwol als Sphenopteris Mantelli auf [3]). (*H. G. Bronn.*)

1) *R. Brown* in den Transact. of the geolog. Societ. of Lond. N. S. 1824. I, II, 424. tb. XLVI. fg. 7. tb. XLVII. fg. 2.
2) v. Sternberg, Flora der Vorwelt. 1825. IV. S. XXII.
3) *Ad. Brongniart*, Prodrome d'une histoire nat. des végétaux fossiles (Paris 1828). p. 50.

HYMEMOPUS, *Audinet Serville* (Insecta). Eine Gattung Fangheuschrecken aus der Familie Mantides in der Ordnung Orthoptera (s. d. Art.), aufgestellt in Annales des sciences naturelles XXII. p. 46. Die Kennzeichen sind: die mittlern und hintern Schenkel sind unten der ganzen Länge nach mit einer Haut besetzt, welche von der Wurzel nach der Spitze nach und nach breiter wird. Der Kopf hat in der Mitte eine hornartige Erhöhung, die gespalten ist; die Augen sind hoch, fast kegelförmig, in eine scharfe Spitze auslaufend; der Scheitel ist stark vertieft; der Thorax ist ziemlich breit und kurz, fast drei Mal so lang als der Kopf, an jeder Seite stark erweitert; die Flügeldecken sind lang, ihr äußerer Rand gerundet, von der Wurzel bis über die Mitte sich erweiternd. Es gehört hierher als Typus Mantis coronata Stoll's Heuschrecken pl. 11. f. 44. Von den Molukken. (D. *Thon.*)

HYMENOSOMA *Leach* (Crustacea). Eine Krebsgattung aus der Ordnung der Dekapoden, Familie Brachiura, Tribus Triangularia, mehre Arten Maja *Latreille's* enthaltend. Die Gattungskennzeichen hat Leach nicht angegeben. Desmarest setzt dieselben in die sonderbare Verflachung und Verschmälerung des obern Schalentheiles, welche an einem kurzen ganzen Schnabel ausläuft. Leach errichtete die Gattung nach Arten aus Neuholland; in dem pariser Museum finden sich zwei Arten, die eine vom Cap der guten Hoffnung, die andere von Isle de France. (D. *Thon.*)

HYMENOSTOMUM *R. Br.* (*Linn.* Trans.) Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Laubmose, deren Charakter folgender ist: Die Kapselmündung wird durch ein Häutchen verschlossen, welches nicht mit dem Säulchen zusammenhängt, anfangs ganz ist, und späterhin zerreißt, die Mütze der Kapsel ist halbirt. 1) H. microstomum *R. Br.* l. c. mit ziemlich einfachem Stengel, linienförmig-pfriemenförmigen, kanalförmigen, abstehenden, im trocknen Zustande gewundenen Blättern, durchlaufenden Blattnerven, eingebogenen Hüllblättern des Fruchtstiels, ovaler, beinahe schiefer, Kapsel, und pfriemenförmigem, schiefem Kapseldeckel. In Teutschland und England. Abb. in *Nees*, *Hornsch.* et *Sturm* Bryol. germ. I, t. 12. f. 4. (Gymnostomum microstomum *Hedw.* Stirp. III, t. 30., Bryum microstomum *Dicks.* Fasc. — Hymenost. brachycarpon et squarrosum *Nees* etc. l. c. t. 12. f. 3 et f. 1. sind Abarten). 2) H. obliquum *Nees* (l. c. t. 12. f. 2) mit ziemlich einfachem Stengel, lanzettförmig-linienförmigen, an der Spitze eingerollten, abstehenden Blättern, schiefer, ablang-cylindrischer Kapsel, und konischem kurzem Kapseldeckel. Diese Art, welche in Teutschland wächst, ist noch zweifelhaft. 3) H. rutilans *Nees* (l. c. t. 12. f. 5) mit fast ästigem Stengel, linienförmig-lanzettförmigen, pfriemenförmigen, kanalförmigen, im trockenen Zustande gewundenen Blättern, durchlaufenden Blattnerven, verlängertem, strohgelbem Fruchtstiel, und pfriemenförmigem, röthlichem Deckel der ablangen, ziemlich graden Kapsel. In Teutschland und bei Verona. (Gymnostomum rutilans *Hedw.* Sp. posth. t. 3. f. 8—11. — Hymenost. subglobosum et crispatum *Nees* etc. l. c. t. 12. f. 6 et 7. sind Abarten.) 4) H. cubense *Spr.* Syst. mit ziemlich ästigem Stengel, linienförmig-lanzettförmigen, langzugespitzten, geränderten, feingesägten, hin und hergebogenen, im trockenen Zustande gewundenen Blättern, und cylindrischer, grader Kapsel. Auf Cuba; ist noch zweifelhaft. (Syrrhopodon incompletus *Schwägr.* Suppl.) 5) H. Griffithianum *Spr.* Syst. mit ziemlich einfachem Stengel, spatelförmigen, stumpfen, schlaffen, netzförmig-gezeichneten Blättern, verschwindenden Blattnerven, fleischigem Fruchtstiel, und stumpfem Deckel der umgekehrt-eiförmigen Kapsel. In Großbritannien. (Bryum Griffithianum *Dicks.* Fasc., Gymnostomum Griffithianum *Sm.* brit., Engl. bot. t. 1938, Oedipodium Gr. *Schwägr.* Suppl. II, t. 105.) S. *Spr.* Syst. IV, 147. (*Sprengel.*)

Hymenothecium *Lag.*, ist Aegopogon Humb.

HYMETTIOS (Ὑμέττιος). Der Berg Hymettos, lag Athen südöstlich*), und trug einen Zeustempel, der daher Hymettios genannt wird**). (*Schincke.*)

Hymettus, s. Attika.

HYMIR, in der nordischen Mythologie, einer der vornehmsten Riesen in Utgard, hausend an den Flüssen der Unterwelt, am Himmelsende. In der ältern Edda [1]) befindet sich ein ihn besonders besingendes Lied, Hymisquida, welches von Mehren übersetzt wurde [2]); über den Inhalt desselben und die Geschichte Hymirs s. den folg. Art.

Die Deutung jenes Mythus von Hymir ist folgende: Das Bier ist das Meer, der Kessel der Grund des Meeres, Hymir das Wintergebirge, von dem die Kälte herweht und das Meer mit Eis überzieht (den Kessel versteckt), Ägir ist das Meer im Sommer. Thor und Tyr verbergen sich hinter Kesseln, die herabfallen; die acht Kessel sind die Wintermonate, die Säule, an der sie hängen, ist das Gebirge, an dessen Fuße die Seen liegen. Der Stier, die Lockspeise bei den Fischen, ist schwarz, die Farbe deutet auf den Winter. Thor trägt Kahn und Wallfische in Hymirs Höhle (er ist im Stande, das Winterschiff aus dem Wasser zu heben, seine Fahrt einzustellen, und mit dem Zeichen der Fische zu schließen).

*) O. Müller, über die Berge bei Athen, s. 1. Sect. VI. S. 216. **) *Pausan.* I, 32, 2.

1) Mone (Gesch. d. Heidenth. 1. Th. S. 412) verweist es, wol mit nicht zureichenden Gründen, ins 11. Jahrh., theils wegen einzelner Worte: Kalkr, Kelch, wegen gekünstelter Bildersprache, theils weil es ihr Dichter selbst in die Vorzeit setzt. Studach in Sämunds Edda, 1. Abth. S. 121, sieht in der Namenlosigkeit des Liedes einen siegenden Beweis für sein höheres Alter, und behauptet: Lieder des 11. Jahrh. hätten alle Namen des Skalden auf die Nachwelt getragen, von Hymirs Liebe sei aber keine Spur vorhanden, daß es einem Skalden des 11. Jahrh. oder je irgend Einem namentlich zugeschrieben worden sei; sein Alter, wie das aller reinmythischen Eddalieder verliere sich hinter die bekannte Geschichte. 2) Von Gräter in d. Nordischen Blumen, S. 191; von Majer in den Dichtungen der Skandinavier, S. 226; im Morgenblatte, 1812. Nr. 125—130; von Öhlenschläger in Nordens Guder. S. 115, und in Legis' Übersetzung, S. 75; von Demf. in den Fundgruben ꝛc. 2. Bd. S. 206, und von Studach in Edda. 1. Abth. S. 125.

r starke Thor kann Säulen zerschmettern, aber den cher des Riesen (d. h. die Eisrinde des Meeres) nur Hymirs Kopfe. Zauberei kann den Kampf erschwe-, aber das Weib vernichtet den Zauber und wird ors Wiedergebärerin, daß er abermals wirken kann Laufe der künftigen Jahre [3]). (*Schincke.*)

HYMIS-QUIDA, Hymirs (d. h. von H. handelndes) , ein Götterſage enthaltendes Eddalied, wichtig, weil zwei berühmte Mythen enthält und nach dem Ende ſchließen, jährlich beim Opferfeſte der Flachsernte getragen wurde. Sein Inhalt iſt dieſer: Die Aſen en durch Befragung der Orakel durch Zweigewer- daß Ägirn (dem Meere, zu dem ſie zu Gaſte kom- ſollen) ein Keſſel (zum Bierbrauen) fehle. Thor gt in den hohnlächelnden Ägir, den Göttern Gaſttrank rauen. Der Rieſe, ſich an den Göttern zu rächen ngend, bittet Thor, daß er einen Keſſel herbeiſchaf- möge, in welchem Ägir Bier für alle Götter brauen te. Die Götter vermögen den Keſſel nirgends zu n, bis Tyr dem Thor ſagt, daß Tyrs Vater, Hy- öſtlich von dem Elivagen (dem Eismeer) an des mels Ende wohnend, einen meilentiefen Keſſel habe, wol durch Liſt zu erlangen ſein möchte. Sie fahren von Asgard [1]) zu Hymirs Halle. Tyr findet hier Ältermutter mit 900 Köpfen, doch auch ſeine Mut- nit lichten Augenbraunen (d. h. ſie war blondhaarig ſchön, und nicht vom Rieſengeſchlechte, ſondern der e hatte ſie, wie zu vermuthen, geraubt. Auch iſt icht ſeine Ehefrau, ſondern ſeine Fridla, Geliebte). erquickt ihren Sohn durch Trank, und verbirgt ihn Thor'n unter den Keſſeln, da ihr Gebieter karg ge- die Gäſte und dem Zorn ergeben. Spät kommt ir mit Reife bedeckt von der Jagd zurück, wird von Liebſten freundlich empfangen und von der An- ſeines Sohnes und Thors benachrichtigt. Vor des n Blick zerſpringt die Säule zwiſchen ihm und den Gäſten und der Sparren zerkracht. Von den acht vom Pfeiler herabfallenden Keſſeln bleibt nur einer ganz. Die Gäſte treten hervor, Hymir ahnet nichts Gutes. Von den drei geſchlachteten und gekochten Stieren verzehrt Thor allein zwei. Hymir ſagt, daß er und die Gäſte am andern Abend vom Waidwerke leben müſſen. Thor erbietet ſich in die See zu rudern, wenn der Rieſe ihm Lockſpeiſe verſchaffe. Hymir weiſt ihn zur Heerde, vom Stiere werde er ſie mit leichter Mühe erhalten. Thor bricht dem Stiere das Haupt ab, der Rieſe äußert ſein Mißvergnügen darüber. Auf der See will Thor weiter hinausrudern, aber der Rieſe hat keine Luſt dazu. Der Rieſe zieht mit der Angel zwei Wallfiſche empor. Der Gott auf dem Hintertheile des Schiffes bereitet mit Hinterliſt ſeine Schnur, hängt an die Angel den Ochſenkopf, die alle Länder umgürtende Schlange beißt an. Kühn zieht ſie der ſtarke Thor an den Bord empor und ſchlägt ihr Haupt mit dem Hammer. Felſen ſtürzen, Wildniſſe heulen, die ganze Erde fährt zuſammen, der Fiſch taucht hierauf ins Meer. Vor Betrübniß ſpricht Hymir kein Wort, als ſie zurückrudern. Thor, von ihm aufgefo- dert, entweder das Fahrzeug oder die zwei gefange- nen Wallfiſche nach Hauſe zu bringen, trägt das Schiff ſammt den Rudern und der Waſſerpumpe in des Rie- ſen Hof. Dennoch ſagte Hymir, daß Thor nicht ſtark ſei, und ſeinen Kelch nicht zerbrechen könne. Thor wirft mehrmals an die ſteinernen Säulen; die Steine zerſprin- gen, aber der Kelch bleibt ganz. Da ertheilt ihm die ſchöne Geliebte des Rieſen den Rath, den ſie allein nur weiß, den Kelch an des Rieſen harte Stirn zu werfen. Thor läßt ſich auf die Knie nieder und nimmt alle Göt- terſtärke zuſammen; des Rieſen Stirn bleibt unverſehrt, der Kelch zerſpringt. Der Rieſe beklagt den Verluſt deſ- ſelben, und fodert die Gäſte zum Verſuch auf, den Bierkeſſel aus ſeiner Halle zu bringen. Zwei Mal un- ternimmt es Tyr, ihn zu heben; doch unbewegt bleibt der Keſſel ſtehen. Thor faßt ihn am Rande, durchtritt den Boden des Saals, hebt den Keſſel auf das Haupt und an ſeinen Ferſen klingen die Ringel (d. h. die Ringe des Keſſels reichen bis zu ihnen herab). Lange gehen ſie, bis Thor hinter ſich blickend eine vielköpfige Menge mit Hymir aus den Höhlen kommen ſieht. Er hebt den Keſſel von ſeinen Schultern und erſchlägt mit dem Miöl- nir die Bergwallfiſche (Rieſenungeheuer). In Str. 37. 38 heißt es, ſie waren nicht lange gefahren, als zu lie- gen begann der Bock Hloridi's halbtodt davor (vor dem Wagen), war ſcheu vor der Deichſel, war hinkend auf der Bahn, daran war der liſtige Loki Schuld. Aber ihr habt gehört (wer von den Götterſagern [Erzählern von Göttern] kann davon genug erzählen?), welchen Lohn er von dem Lavaklippen-Bewohner empfing, er vergalt es durch ſeine beiden Kinder. Dieſe Verſe hat man für ein Einſchiebſel aus einem andern Liede gehalten [2]), aber

) Mone, Geſch. d. Heidenth. 1. Th. S. 412 fg.

) Hieraus erhellt, daß die Aſen, als ſie die Orakel befragen, nicht, wie Andere, z. B. Finn-Magnuſen und nach ihm Le- fundgruben, 2. Th. S. 203) annehmen, ſich ſchon bei Ägir n, ſondern daß das Gaſtmahl, bei welchem die Aſen zu An- des Liedes ſind, ein zur Befragung der Orakel angeſtelltes mahl iſt, und daß ſich Thor nun erſt zu Ägir und von da Asgard zurückbegibt. Auch iſt es nicht ſo zu nehmen, als ſich der Rieſe über den Beſuch der Gäſte freue, ſondern er ſich, die Götter durch ſeine Einladung verhöhnt zu haben. zte Hälfte der ſechsten und der Anfang der ſiebenten Stro- welcher geſagt wird, wie ſie von Asgard den ganzen Tag irs (d. h. hier Rieſen überhaupt) Halle fahren und Thor cke in den Stall bringt, hält Finn-Magnuſen für Bruch- eines andern Liedes, und Legis (S. 221) ſondert ſie gar nd ſchalter ſie in die Erzählung der jüngern Edda ein, wo mit Loki auf der Fahrt zu Älgardsloki bei Thialfi's und s Vater einkehrt, aber ganz unpaſſend, da nach der jüngern Thialfi's Vater kein Ägir (d. h. Rieſe), ſondern ein Bonde) war. So auch paßt die Einſchaltung der 38. Strophe ymisquida in der jüngern Edda nicht, da hier der Vater der zur Vergeltung des Bockes gegebenen Kinder ein braun-bäi Bewohner, Bewohner verbrannter Klippen, d. h. Rieſe) t wird.

2) So Finn-Magnuſen, und Legis (S. 222) nach ihm hat ſogar die Verſe hinweggelaſſen, und in die Erzählung der jüngern Edda eingeſchaltet, aber ganz unpaſſend, da Thialfi hier den Kno- chen des Bockes zerſchlägt, und Loki ganz unſchuldig dabei iſt.

ohne Grund. Der Dichter folgt hier einer Sage [3]), nach welcher Thor'n das Unglück mit dem Bock auf seiner Heimreise von Hymir begegnet, während es die jüngere Edda an Thors Reise zu Utgardsloki knüpft, weil Thialfi bei Utgardsloki Wettkämpfe besteht. Die letzte Strophe enthält, wie Thor Hymirs Kessel zur Versammlung der Götter bringt, und schließt: „Wohl (gut) sollen (werden) die Götter trinken ein Bier bei Ägir (d. h. beim Meere) jede Flachsernte." Die Deutung Thors (des Donners) durch befruchtende Sonnenwärme und seinen Sieg über die Riesen als Besiegung der Kälte und Unfruchtbarkeit ist im Ganzen wohlbegründet, aber die Deutungen der Einzelheiten geben sehr unsichere Ergebnisse. Über die Deutungen derselben s. die betreffenden Art. Aeger, Hymir, Jörmungandr, Thor. Der Verfasser der jüngern Edda [4]) hat bei seiner Darstellung des Kampfes Thors mit der Midgardschlange die Hymisquida wol nicht vor sich gehabt, oder ist ihr wenigstens nicht streng gefolgt, da beide zwar in gewissen Stücken mit einander übereinstimmen, aber in andern auch wieder von einander abweichen; auch war der Mythus zu berühmt, als daß er nicht hätte in mehren Liedern von mehren Dichtern behandelt werden sollen; so von Ulf Uggason in den Husdrapa und von Bragi und andern [5]). Die Hymisquida in der alten, einfachen Weise der Vorfahren (Fornydalag) verfaßt, ist herausgegeben in der norränischen oder der Ursprache, in der großen kopenhagener Ausgabe der Edda Saemundar hinus fróda I. 1787. p. 118—146., wo sich auch eine lateinische Übersetzung findet, und in Edda Saemundar hinns fróda ex recens. Rask. curavit *Afzelius* (Stockholm 1818); dänisch übersetzt ist sie von B. C. Sandvig (Forsög til en Oversättelse af Sämunds Edda, 2det Hafte, Kjöbh. 1785. Nr. 14.) und von Finn Magnusen (Den äldere Edda oversat og forklaret, Kjöbh. 1821. II. Thl. S. 38—86); schwedisch von Afzelius (Sämund den Vises Edda, Stockholm 1818.); teutsch von Gräter (Nordische Blumen S. 191—208), von Majer (Mythologische Dichtungen und Lieder der Skandinavier; aus dem Isländ. Leipz. 1818. S. 226—240), von Studach (Sämunds Edda des Weisen; aus dem Isländ. übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. I. Abthl. Nürnb. 1829. S. 118—131) und von Legis (Fundgruben des alten Nordens. II. Bd. Leipz. 1829. S. 195—222). (*Ferd. Wachter.*)

HYMMEN (Johann Wilhelm Bernhard von), geboren 1725 im Cleviſchen, widmete ſich zu Duisburg und Halle dem Studium der Rechte und ward nach Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn (1769) Referendar bei dem königl. preuß. Kammergerichte zu Berlin, bald nachher Kammergerichtsrath und endlich geheimer Juſtizrath. Er ſtarb den 9. April 1787, nachdem er ein Jahr vor ſeinem Tod in den Adelſtand erhoben worden war. Durch ein fleißiges Studium der römiſchen und griechiſchen Claſſiker hatte er früh ſeinen Geſchmack gebildet. Für ſeine gründlichen Kenntniſſe in der Jurisprudenz ſprechen beſonders ſeine reichhaltigen Beiträge zur preußiſchen juriſtiſchen Literatur, die er in den J. 1775—1785 in acht Bdn. drucken ließ. Außer mehren ſchätzbaren Abhandlungen, die preußiſche Juſtizverfaſſung betreffend, theilt er in jenem Werk auch Biographien duisburger und frankfurter Juriſten mit, unter denen indeſſen die letztern dürftig ausgefallen ſind, vorzüglich in Hinſicht der Schriftenverzeichniſſe und anderer literariſchen Notizen. Die Idee zu einer ähnlichen Schrift unter dem Titel neue Beiträge, zu denen er ſich durch die Reform des preußiſchen Juſtizweſens im J. 1783 veranlaßt gefunden hatte, kam nicht zur Ausführung [1]).

Die Muße, welche ihm die gewiſſenhafte Erfüllung ſeiner Amtsgeſchäfte gönnte, benutzte er zu dichteriſchen Verſuchen. Für ſeinen feinen Geſchmack ſprechen die im J. 1770 zu Berlin herausgegebenen Poetiſchen Nebenſtunden, eine Sammlung von Gedichten (Ebd. 1771) und Briefe kritiſchen Inhalts, mit untermiſchten Gedichten. Doch unterblieb eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke, von der er 1784 eine Ankündigung nebſt Proben hatte drucken laſſen. Unter ſeinen übrigen Schriften verdient ſeine in den J. 1778—1785 in drei Stücken herausgegebene Freimaurer-Bibliothek Erwähnung, ſowie auch eine, freilich nicht erſchöpfende, Kritik über Göthe und Friedrich Nikolai (1775) in ſeinem Etwas über die Leiden des jungen Werthers und über die Freuden des jungen Werthers [2]). (*Heinrich Döring.*)

HYMNE, im Allgemeinen ſ. Poeſie (lyriſche). Gewöhnlich wird ein Preisgeſang vornehmlich der Götter und Heroen, aber auch der Menſchen, Hymne genannt. Dergleichen Geſänge gehören zu den älteſten, die wir bei allen Völkern, ſelbſt bei noch rohen, finden. Einen der älteſten Geſänge dieſer Art ſ. im Art. chineſiſche Muſik. Daß die Ägypter dergleichen beſaßen, iſt ausgemacht; nur glaube man nicht, daß ſich die geringſte Spur irgend einer alterthümlichen Melodie der Ägypter erhalten habe. Die Hebräer übertrafen in ihren erhabenen Hymnen, dem Textinhalte nach, alle Völker des Alterthums bei Weitem (vergl. d. Art. Hebräiſche Literatur). Über ihre Muſikart hingegen läßt ſich nur aus

3) Auch nach Studach, Sämunds Edda des Weiſen, 1. Abtheil. S. 131, deuten die Strophen auf ein Lied oder eine Überlieferung von Thors Abenteuern, welche nicht auf uns gekommen, es ſei denn, daß von jenem in der jüngern Edda erzählten Verfahren der Bock immer eine Zauberſtelle erhalten habe. Unter Loki in Strophe 38 der Hymisquida verſteht er Utgardsloki, der durch ſeine Zauberkünſte dem Bocke das Hinken angefeit. 4) Snorra-Edda, Ausg. von Rask. S. 61—63. Vgl. über Thors Fiſcherei der Midgardſchlange den Art. Husdrapa. 5) Die in der Skalda aufbewahrten Bruchſtücke hat Finn-Magnuſen in ſeiner Überſetzung der ältern Edda und im Lex. Mytholog. p. 460 zuſammengeſtellt und überſetzt, und nach ihm Legis S. 200, 201.

1) Vgl. die Frankfurter gel. Zeitung. 1783. Nr. 19. 2) Cf. *Denina*, La Prusse litéraire sous Frédéric II. Ac. T. II. p. 252 sq. Weidlichs biograph. Nachrichten von den jetztlebenden Rechtsgelehrten. 3. Th. S. 161 fg. Nachträge S. 331. Richters biogr. Lexikon geiſtlicher Liederdichter. S. 152. Baurs neues hiſtor.-biograph.-literar. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 857. Meuſels Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorb. teutſchen Schriftſteller. 6. Bd. S. 192 fg. Raßmanns literar. Handwörterbuch der verſtorb. teutſchen Dichter. S. 275.

dem ein Schluß machen, was praktiſch dieſem beharrlichen Volke geblieben und auf die judaiſirenden Chriſten übergegangen iſt. Überbleibſel der alten Griechen, nicht blos der Poeſie, ſondern auch der Notenzeichen, ſind uns geblieben, nur noch lange nicht genug, um ſich mit Sicherheit aus dem Gewirre der Zeichen herauszufinden. Viele haben dieſe Hieroglyphen zu enträthſeln unternommen und nicht geringen Fleiß darauf verwandt. Viele waren aber auch dabei aus Vorliebe für die Griechen dergeſtalt von Vorurtheilen eingenommen, daß eine völlige Reviſion aller hierher gehörigen Schriften des griechiſchen Alterthums bis in das 6. Jahrh. nach Chriſti Geburt vorzunehmen nöthig wäre. Übrigens verſtanden die alten Griechen unter dem Ausdrucke Hymne nicht blos einen Lobgeſang, wie das jetzt und ſeit langer Zeit gewöhnlich iſt, ſondern einen Geſang im Allgemeinen, jede Art des Liedes und der Ode, ſelbſt zuweilen einen Klagegeſang, öfter noch einen Orakelſpruch. Seit Einführung des Chriſtenthums ſind die allgemeinen Bedeutungen immer mehr verſchwunden. Man denke nur an den bekannten Hymnus Ambros., das Te Deum laudamus. In der chriſtlichen Kirche hatte die alte Liturgie mancherlei Arten; man nennt Hymni epistolici ſolche, die vor der Epiſtel abgeſungen wurden; Hymni evangelici, welche nach der Epiſtel folgten. Hymnus glorificationis wurde von den Kirchenvätern der Anhang genannt, der den Pſalmen zu folgen pflegte, nämlich das Gloria Patri etc. (*G. W. Fink.*)

Hymni haliares (Aximenta), ſ. Salier.

HYMNIA (Ὑμνία, auch wol *Πολυύμνια*), die Eheliche, Hochzeitliche, nannten die Arkadier Artemis [1]). Die Göttin war ſeit alter Zeit unter dieſem Namen von allen Stämmen in Arkadien hoch verehrt, war Nationalgöttin, und hatte nirgends ſo viele Heiligthümer, als hier. Auf der Grenze zwiſchen Orchomenos und Mantinea hatte ſie einen Tempel [2]); und am Abhang eines Berges nach Anchiſien zu einen andern [3]). Ihre Prieſterinnen waren zu ſtrenger Keuſchheit verpflichtet und eine Jungfrau war ihre erſte. Ariſtokrates, Arkadiens Herrſcher, verſuchte mit ſeiner Liebe die jungfräuliche Prieſterin und ſchändete ſie vor der Göttin Bilde. Die Arkadier ſteinigten ihn zu Tode und ſetzten feſt, daß künftig eine verheirathete Prieſterin ſein, ſich aber vom Umgange mit dem Mann enthalten ſolle [4]). Wo Mann oder Weib in der Göttin Heiligthume walteten, mußten ſie in der ſtrengſten Zurückgezogenheit leben, öffentliche Bäder und Gaſtmale fliehen, und durften das Haus eines Privatmannes nie betreten, wie die Eſſenen zu Epheſos. Das Feſt der Göttin kehrte jährlich zurück und wurde von allen Stämmen hoch gefeiert [5]). Von fern her kamen zum Feſte z. B. von Pheneos, Feſtzüge, Theorien [6]). (*Schincke.*)

Hymnis (Zool.), ſ. am Ende des Buchſtabens H.

HYMOS bei Plinius (H. N. V, 31) eine Inſel in der Nähe von Rhodus. (*R.*)

1) *Pausan.* V, 13, 1. 2) Ibid. V, 6, 8. 3) Ibid. V, 13, 1. 4) Ibid. VIII, 5, 8. 5) Ibid. V, 13, 1. 6) *Polyaen.* VIII, 134. O. Müller, Dorier. 1. Th. S. 372.

HYNDLA, in der nord. Myth., eine Rieſenjungfrau; vergl. über ſie den Art. Orakel und den folgenden Artikel. (*Schincke.*)

HYNDLU-LIOTH [1]) (Hyndla's Lied oder Lieder), ein Eddalied, welches ſich auf die Götterſage bezieht, ein Lehrorakel, welches daher auch Völuſpá hin skamma (d. h. die kleine Völuſpá, die kleine Weiſſagung der Wala) genannt wird. Es beginnt mit Freya's ſchmeichelnder Anrede an Hyndla, die Höhlenbewohnerin (Rieſin), mit ihr in der Finſterniß nach Walhall zu reiten, und ſich ins Gedächtniß zu rufen, wie Othin ſich wohlthätig beweiſe. Freya erwähnt auch, wie dieſe Menſchen Waffen geſchenkt, ihnen Sieg, Geld, Beredſamkeit, Weisheit, Lieder, Tapferkeit und den Schiffenden Wind ertheilt, verſpricht dann Thorn durch Opfer dahin zu bringen, daß er, ſonſt den Rieſenjungfrauen feindlich [2]), ſich gegen Hyndla immer aufrichtig beweiſe, und fodert ſie demgemäß auf, ihren Wolf aus dem Stalle zu nehmen und mit Zauberhalftern rennen zu laſſen. Hyndla bemerkt am langſamen Gange des Ebers, auf welchem Freya reitet, daß dieſe mit Trug umgehe, und ihren Geliebten, den jungen Ottar, Innſteins Sohn, durch Zauberkünſte in die Geſtalt deſſelben verborgen habe; Freya ſagt dagegen, daß Hyndla ſich hierin täuſche, da ihr goldenborſtiger Eber Hildiſwini, den ihr die Zwerge Dainn und Nabbi gemacht, glänze; fodert ſie auf, von den Sätteln aus über die Geſchlechter der Könige zu urtheilen, die von Göttern abſtammten, Ottar und Agantyr hätten einen Rechtsſtreit, und es ſei billig, dem Ottar zur Erbſchaft zu verhelfen, da dieſer immer an die Aſinnen (Göttinnen) glaube, und ihnen oft opfere; Hyndla möge daher die Abſtammung der Geſchlechter der Skioldungen, der Skilfungen, der Öthlingen und der Yſingen und der von den Hölden (freien Erbeigenthümern) und der von den Herſern (Baronen) Gebornen entwickeln. Hyndla redet nun Ottar an und zählt von ſeinem Vater und von ſeiner Mutter aufwärts ſeine Ahnen, handelt alſo Str. 11—26 von den genannten Geſchlechtern, und dann Str. 27—32 von den Geſchlechtern der Götter und Rieſen. Str. 28 ſpricht ſie vom Untergange der Welt. Dieſes iſt wol zunächſt der Grund, warum das Hyndla-lioth auch die kleine Völuſpá genannt wird. Str. 39 kommt Hyndla auf den Erdenſohn (Thor) als den mächtigſten von allen, und Str. 40 beginnt: „da kommt ein anderer, der mächtigere, doch wage ich ihn nicht zu nennen," und endigt: „wenige werden weiter hinaus ſehen, als (bis zur Zeit, wo) Odin mit dem Wolfe ſich meſſen wird." Dem Zuſammenhange nach kann unter jenem andern mächtigern Surtur recht gut verſtanden werden, und wird auch gewöhnlich darunter verſtanden [3]). Vergleichen

1) Hyndla hat G. Paulſen durch kleine Hündin (canicula), von hundr, Hund, erklärt. S. Specimen Glossarii zur großen Ausgabe der Edda Sämundar. 1. Th. S. 595. Doch bedeutet es ohne Zweifel kleine Hindin (cervicula), von hind, Hindin (cerva). *Finn-Magnusen*, Lex. Mythолog. p. 462. 2) Die Rieſinnen wurden nämlich verſteinert, wenn ſie das Tageslicht traf, ſo z. B. Hrimgerd, ſ. F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 103. 3) So z. B. von Gudmund-Magnuſen, An-

wir dieſe Stelle jedoch mit der 58. Strophe der Völuspá (S. 55), welche offenbar Chriſtus meint, ſo wird es mehr als wahrſcheinlich, daß auch hier auf ihn hingedeutet wird, was nicht zu verwundern, da die Eddalieder nicht ganz frei von chriſtlichen Einſchiebſeln und Veränderungen auf uns gekommen[4]). Nach dieſer Strophe 40, welche wahrſcheinlich ein ſpäteres Einſchiebſel iſt, nimmt Freya wieder das Wort, und fodert von Hyndla, daß ſie ihrem (Freya's) Eber[5]) (dem in die Geſtalt eines Ebersverwandelten Ottar) Gedächtnißaul (Gedächtnißbier)[6]) bringen ſolle, damit er ſich aller Worte erinnere, wenn am dritten Morgen Agantyr die Geſchlechter aufzähle. Hyndla heißt nun (Str. 42—43) Freya'n ſich hinwegbegeben, da ſie ſchlafen wolle, und ſchilt ſie wegen ihrer Mannſüchtigkeit. Freya droht (Str. 44) die Waldbewohnerin (Rieſin) mit Feuer zu umgeben, damit ſie nicht entrinnen könne; Hyndla (Str. 45) ſieht es brennen, und ſich genöthigt, um ihr Leben zu löſen, der Freya das Bier für Ottar zu bringen, aber mit Gifte gemiſcht und mit Verwünſchung begleitet. Freya (Str. 46) macht durch Umkehrung der Verwünſchung in Segnung jene wirkungslos und Ottar trinkt unter dem Beiſtand aller Götter. Das ganze Lied iſt in Form eines Geſpräches zwiſchen Freya und Hyndla abgefaßt, aber nicht in dem für Geſpräche häufig gebrauchten ſechszeiligen, ſondern in dem für die Erzählungsform gebräuchlichen achtzeiligen Fornydalag. Herausgegeben iſt das Hyndlu-lióth in der Urſprache in der gr. kopenh. Ausg. d. Edd. Sám. 1 Thl. 1787. S. 312—346, wo ſich zugleich auch eine lateiniſche Überſetzung findet, und in der Ausgabe der Edd. Sám. von Afzelius nach Rasks Recenſion (Stockh. 1818); in däniſcher Überſetzung von Sandvig (Forſög til en Overſættelſe af Sám. Edd. 2. H. 1785. N. 14) und von Finn-Magnuſen (Den ældere Edda overſat oc forklaret. Kjöbh. 1821); in ſchwediſcher von Afzelius (Saem. den Vises Edd. Stockh. 1818); in teutſcher von Gräter (Nord. Blumen S. 146—168).

(*Ferdinand Wachter.*)

HYNIDOS nach Plinius (Hist. Nat. V, 29) eine Stadt in Carien. (*R.*)

HYNNENBERGER (der), ein Meiſterſänger, vermuthlich aus Henneberg, der ums Jahr 1270 lebte. Der jenaiſche Codex enthält von ihm eilf Strophen, moraliſchen und theologiſchen Inhalts, abgedruckt in Müllers Sammlung teutſcher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrh. (Bei Triſtan von Vriberg, S. 59 u. f.) Wiedeburg[1]) las dieſen Namen fälſchlich Shynnenberger[2]), weil D' (der) in der Handſchrift einige Ähnlichkeit mit dem Buchſtaben S hat[3]). (*Heinr. Döring.*)

HYOBANCHE *L.* Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Orobancheen der natürlichen Familie der Perſonaten, und der zweiten Ordnung der 14. Linné'ſchen Claſſe, deren Charakter folgender iſt: Ein fünfgetheilter, durch zweizählige Bracteen unterſtützter Kelch; das obere Corollenlippchen iſt mit Gewölbchen verſehen, das untere unſcheinbar; die Kapſel einfächerig, zweiklappig, mit kleinen, an die eingebogenen Klappenränder geheften Samen. Die einzige bekannte Art dieſer Gattung, H. sanguinea *L.*, wächſt am Vorgebirge der guten Hoffnung und bildet einen dicken, ſchuppigen, blutrothzottigen Blüthenſchaft mit röthlichen, die Bracteen beinahe an Länge übertreffenden Blüthen. (*Sprengel.*)

HYODEOGLOSSUS (von ὑώδης und γλῶσσα, Zunge), unrichtig auch hyoglossus, zur Zunge und zum Zungenbeine gehörig, beide zugleich betreffend. Musculus hyoglossus, der Zungenbeinzungenmuskel oder breite Seitenmuskel der Zunge (Musc. hyo-condro-glossus).

(*Wiegand.*)

HYODEOTHYREODES (von ὑώδης und θυρεοειδὴς oder θυρεώδης, ſchildförmig), Hyodeothyreoïdeus, unrichtig auch Hyothyreoideus und Hyodothyreodes, das Zungenbein und den Schildknorpel zugleich angehend. Musculi hyothyreodes, s. hyothyreoidei, die Zungenbeinſchildknorpelmuskeln, Muskeln zwiſchen dem ſchildförmigen Knorpel und dem Zungenbeine. Ligamenta hyothyreoidea, die Zungenbeinſchildknorpelbänder, Bänder zwiſchen dem Schildknorpel und dem Zungenknochen (ſ. unter Knochen und Muskeln).

(*Wiegand.*)

HYODEPIGLOTTICUS (von ὑώδης und ἐπιγλωττίς), unrichtig auch hyoepiglotticus, das Zungenbein und den Kehldeckel zugleich betreffend und daher Ligamentum hyoepiglotticum, das Zungenbeinſtimmritzenband, ein häutiger Fortſatz von der die Zunge überziehenden Haut, welcher vom Mittelſtücke des Zungenbeins zu beiden Seiten zum Kehldeckel geht (ſ. d. Art. Kehldeckel). (*Wiegand.*)

HYODES, HYOIDES (Hyoideum, ὑοειδής, ὑώδης, ſauartig, ſchweineartig, auch was die Form eines Schweinerüſſels oder eines liegenden ≺ hat, daher auch ſtatt ὑψιλοειδής, ypſilonförmig) sc. Os, das Zungenbein (ſ. d. Art). (*Wiegand.*)

HYODON *Lesueur* (Pisces). Eine Fiſchgattung mit Clupea verwandt, die Form dieſer Fiſche und auch den ſchneidenden Bauch habend, welcher indeſſen nicht gezähnelt iſt. Die Rückenfloſſe ſitzt der Afterfloſſe gegenüber,

---

merk. zum Hyndlu-Lioth. Note 71. S. 342, und *Finn-Magnusen*, Lex. Mythолog. p. 462.

4) So z. B. in der Stelle der Völuspá (Strophe 3. S. 24): Frühe der Alter (Zeiten) war, da, als Ymir wohnte, war nicht Sand noch See ꝛc., hat man eine ſpätere Lesart: Frühe der Alter (Zeiten) war, da, als nichts war. 5) Minum gellti nach der älteſten Lesart, nach der ſpätern gesti, meinem Gaſte, nämlich dem Ottar. Die ältere Lesart iſt aber bedeutſamer. Freya höhnt nämlich, indem ſie nun ſelbſt geſteht, daß ſie Ottarn in Ebergeſtalt verborgen, die Hyndla. 6) Über den mit Zauberkunſt bereiteten Gedächtnißtrank, welcher Lehrlingen gegeben zu werden pflegte, vergl. Brynhildar-Quida I. Strophe V. große Ausg. der Edda Sám. 2. Th. S. 194, 195.

1) In ſeiner ausführlichen Nachricht von einigen alten teutſchen poetiſchen Manuſcripten aus dem 13. und 14. Jahrh. in der jenaiſchen akademiſchen Bibliothek (Jena 1754). 2) So hat ihn auch Adelung. S. deſſen Magazin für die teutſche Sprache. 2. Bd. 3. St. S. 56. 3) S. den literariſchen Grundriß zur Geſchichte der teutſchen Poeſie, von v. d. Hagen und Büſching. S. 483. Muſeum für altteutſche Literatur u. Kunſt, von v. d. Hagen, Docen u. Büſching. 1. Bd. 1. St. S. 177.

in den Kiemen ſind acht bis neun Strahlen und hakige Zähne ſtehen auf den Kiefern, auf den Pflugſcharbeinen, auf den Gaumenbeinen und auf der Zunge, wie bei den Forellen. Sie leben in den ſüßen Waſſern von Nordamerika und Leſueur hat zwei Arten davon namhaft gemacht. Hyodon cladalus *Lesueur* (Mém. des sc. nat. de Philad. I. pl. XIV. p. 367.) H. tergisus id. (ib. p. 366). (D. *Thon.*)

Hyodothyreodes, ſ. Hyodeothyreodes.

HYOEPIGLOTTEUS (richtiger Hyodepiglotteus oder Hyepiglotteus von ὑώδης und ἐπιγλωττὶς), Musculus hyoepiglotteus, Musculus geminus epiglottidis levator, M. glosso-epiglottideus, Attollens, s. Retractor, s. Elevator epiglottidis, die vom Kinnzungenbeinmuskel (M. genio-glossus) am Zungenknochen zum Stimmritzendeckel abgehenden und dieſe aufwärtsbewegenden Muskelfaſern, welche von frühern Anatomen (Pauli, Morgagni, Heiſter, Santorini, Schaarſchmidt u. A.) als ein eigener, vom Zungenknochen entſpringender Muskel betrachtet wurden. (*Wiegand.*)

Hyoepiglotticus, ſ. Hyodepiglotticus.

Hyoglossus, ſ. Hyodeoglossus.

Hyoides, ſ. Hyodes.

HYONA, auch HIONIA, heißt bei Lactantius die Mutter, wie Eleuſinus der Vater des Triptolemos. Der Name des Vaters erinnert an die Eleuſinien, in welchen die Cerealia Hauptgegenſtand der Verehrung waren. Vergl. Demeter. Bei jedem Mythographen heißen die Ältern des Triptolemos anders. Die Varianten hat geſammelt van Staveren zu *Hygin.* fab. 147. p. 257. not. 4. (*Schincke.*)

HYOPE (Ὑώπη) wird von Stephanus eine Stadt der Maſtiener (πόλις Μαστιηνῶν) genannt, die nahe den Gordiern lag. Da die Maſtiener unbekannt ſind, ſo will Pinedo Matiener (*Ματιηνῶν*), welche von Herodot (III, 94. VII, 72) am rechten Ufer des Halys in Kappadokien unter den perſiſchen Völkern angeführt werden, dafür geleſen wiſſen. Stephanus führt an, daß nach einer Nachricht des Hekatäus die Maſtiener gleiche Kleidertracht mit den Paphlagoniern gehabt hätten. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß ſie Abkömmlinge der Paphlagonier waren und ſich in der Nähe der phrygiſchen Stadt Gordium niedergelaſſen hatten. (*Kanngiesser.*)

HYOSCYAMIN (Hyoscyamium, nach falſcher Schreibweiſe Hyosciamin), nennen Rud. Brandes*) und Runge die rein bittere und narkotiſche Bilſenbaſe, welche ſie noch unrein aus dem Samen des ſchwarzen Bilſenkrautes, ſowie Pechier aus den Blättern deſſelben, ſowol durch Behandlung mit Ammonium, als auch mit Talkerde, Ausziehung mit Weingeiſt ꝛc., aus den geiſtigen Tincturen des Hyoscyamusextracts hingegen mittels eſſigſauren Bleies ꝛc. gewonnen haben wollen.

Nach den beiden erſten Chemikern ſoll dies angebliche Kaloid in ſehr ausgezeichneten Formen kryſtalliſiren und eine große Menge Säure binden. Das ſchwefel- und ſalpeterſaure Hyoscyamin ſchießt ebenfalls ſehr deutlich, beſonders das letzte, in ſehr großen, breiten, geſtreiften Prismen an. Durch Glühen mit Kalien bildet es aber keine das Eiſen rothfärbende Säuren, wie das Atropin (ſ. d. Art. Belladonna); in hohen Hitzgraden, und ſelbſt beim Glühen mit Kohle, ſcheint es ſich nicht zu verändern, und verhält ſich faſt wie eine Pflanzenerde.

Pechier ſagt von demſelben nichts weiter, als daß es ſich wie ſein Atropin charakteriſire, nur geſchehe die Auflöſung in Weingeiſte nicht augenblicklich, ſondern es bilde ſich eine weißliche Flüſſigkeit, die nach einigen Stunden hell werde. Seine Verbindungen mit Säuren ſollen mit Aufbrauſen erfolgen und kryſtalliſirbare Salze liefern. Auch eine eigenthümliche Säure und ein aromatiſches Princip will derſelbe Chemiker im ſchwarzen Bilſenkraute gefunden haben. Jene gibt mit dem Natron prismatiſche Kryſtalle mit rautenförmiger Grundfläche, die ſich in eine ſtumpfe vierſeitige Pyramide endigen, und dieſes hat einen ſtarken Geruch nach Kantharіden.

Nach Döbereiner dagegen bildeten ſich bei Behandlung von Solutionen des eingedickten Bilſenkrautſaftes mit Ammoniumlauge ꝛc. Niederſchläge, welche auf Kaloid geprüft, ſtatt deſſen phosphorſaure Bittererde gaben! — Auch Lindbergsſon konnte das Hyoscyamin im Bilſenkrautextract nicht vorfinden, und zweifelt an der Exiſtenz der narkotiſchen Bilſenbaſe, als eines in Waſſer unauflöslichen Pflanzenkaloids (ſ. Scherers allgem. nord. Annalen der Chem. VIII. S. 60. Vergl. auch Hyoscyamus niger unter d. Art. Hyoscyamus). Runge's Bilſenſäure hält Lindbergsſon für eine Verbindung von Äpfel- und Phosphorſäure. Übrigens ſoll ſich das Hyoscyamin nach Himly (in Deſſen Bibliothek der Ophthalmologie ꝛc. I, 2. S. 416 fg.), in ſeinen Wirkungen auf den Augenſtern ꝛc. vom Strichnin ꝛc. ſehr unterſcheiden (vergl. Hyoscyamus). Nach Reiſinger reizt das Hyoscyamin aus dem Bilſenkraute zu 1 Tropfen in ½ Scrupel deſtillirten Waſſers das Auge ſtärker und iſt weit weniger wirkſam als ebenſo viel von dem aus dem Samen bereiteten; das aus der Wurzel wirkt faſt gar nicht auf die Pupille (ſ. Med.-chir. Zeit. 1825. I). — Buchner hält das äpfelſaure Hyoscyamin für bei weitem nicht ſo flüchtig, als man gewöhnlich glaubt (ſ. Deſſen Repert. der Pharm. ꝛc. XXII. 1). (*Th. Schreger.*)

HYOSCYAMOS, HYOSCYAMUS *L.* (Bilſenkraut). Dieſe Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Solaneen, und der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe hat zum Charakter einen röhrenförmigen, fünfgeſpaltenen Kelch, eine trichterförmige Corolle mit ſchiefem, zuweilen ſeitlich geſpaltenem Saume, und eine mit einem Deckel verſehene, vielſamige Kapſel. Alle hierher gehörige Arten ſind theils perennirende, theils ein- und zweijährige Kräuter, welche betäubende und einſchläfernde Kräfte beſitzen. 1) H. Scopolia *L.* Mant. mit geſtielten, eiförmig-ablangen, glattrandigen Blättern, in den Achſeln ſtehenden, geſtielten, nickenden Blüthen, und glockenförmigen, faſt abgeſtutzten Corollen. Wächſt in Öſterreich und Baiern. Abb. Bot. mag. t. 1126.

*) S. Stolze, Berlin. Jahrb. für die Pharm. XXIV, 1. S. 126 fg.

(Scopolia carniolica *Jacqu.* Obs. I. t. 20). 2) H. physaloides *L.* (Am. ac. VII. t. 6. f. 1) mit gestielten, fast herzförmig-eiförmigen, glattrandigen, steifbehaarten Blättern, aufrechten, am Ende stehenden, zusammengedrängten Blüthen, aufgeblasenen, fast kugeligen Kelchen, und Staubfäden, welche kürzer als die Corolle sind. In Sibirien. Abb. Bot. mag. t. 852. 3) H. orientalis *Marsch. v. Bieberst.* taur. cauc. mit deltaförmig-eiförmigen, ausgeschweiften Blättern, aufrechten, am Ende stehenden Blüthen, aufgeblasenen, fruchttragenden Kelchen und Staubfäden, welche länger als die Corolle sind. In Kaukasien. 4) H. niger *L.* Fl. suec. mit ungestielten, halb am Stengel herablaufenden, eiförmig-ablangen, buchtig-gezähnten, etwas krummhaarigen Blättern, fast ungestielten Blüthen, und netzförmig gezeichneter Corolle. In Europa auf alten Mauern, in Gärten, und auf Feldern sehr gemein. Abb. *Sturm* Fl. germ. Fasc. 3., Engl. bot. t. 591. (H. agrestis *Kit.* ist eine Abart.) 5) H. pallidus *Waldst.* et *Kit.* pl. rar. Hung. mit stielumfassenden, ablangen, buchtig-halbgefiederten, krummhaarigen Blättern, ungestielten Blüthen und einfarbigen Corollen. In Ungern. 6) H. reticulatus *Mill.* dict. mit gestielten, herzförmigen, buchtigen, zugespitzten Stengelblättern, glattrandigen Blüthenblättern, fast gestielten Blüthen und bauchigen, netzförmiggezeichneten Corollen. In Kleinasien und Ägypten. 7) H. albus *L. Sp.* pl. mit gestielten, fast herzförmig eiförmigen, buchtig-gezähnten, zottigen Blättern, von denen die untersten kreisförmig sind, mit fast gestielten Blüthen und einfarbigen Corollen. Im südlichen Europa. Abb. *Lam.* Ill. t. 117. f. 2., *Sibth.* Fl. gr. t. 230. 8) H. aureus *L.* Syst. mit gestielten, eiförmigen, zugespitzten, winklig-gezähnten, zottigen Blättern, gestielten Blüthen und wellenförmigen Corollenfetzen, wovon drei größer sind als die übrigen. Ebend. Abb. Bot. mag. t. 87., *Sibth.* Fl. gr. t. 231. (H. auriculatus *Tenor.* neapol.) 9) H. Senecionis *W.* Enum. mit gestielten, fast dreilappigen, eingeschnitten-gezähnten, haarig-klebrigen Blättern, gestielten Blüthen und gleichförmigen, ebenen Corollenfetzen. In Ägypten. 10) H. canariensis *Ker.* (Bot. reg. t. 180) mit herzförmig-eiförmigen, stumpfen, winkelig-gezähnten, untern und eiförmig-ablangen, glattrandigen, krummhaarigen obern Blättern, fast gestielten Blüthen und ungleichförmigem Corollensaume. Auf den kanarischen Inseln. 11) H. muticus *L.* Mant. mit eiförmig-ablangen, zugespitzten, in die Blattstiele überlaufenden, fast glattrandigen, weißgrau-zottigen Blättern, traubenförmigen, am Ende stehenden Blüthen, weitem, stumpfgezähntem Kelch, und ungleichförmigem Corollensaume. In Ägypten. Abb. *Barrel.* Ic. t. 247. (H. Datora *Forsk.* aeg., betaefolius *Lam.* Enc.) 12) H. pusillus *L.* Mant. mit lanzettförmigen, halbgefiedert-gezähnten, gestielten, krummhaarigen Blättern, gestielten Blüthen, erweiterten, stachlichtstumpf-gezähnten Kelchen und ungleichförmigem Corollensaume. In Persien. — S. *Spr.* Syst. I, 615.

(*Sprengel.*)

Das officinelle weiße Bilsenkraut (herba Hyoscyami albi) wirkt ganz so, wie das schwarze, nur etwas schwächer, und kann füglich dessen Stelle vertreten; die Samen sind weißlich. Das officinelle schwarze Bilsenkraut (herba Hyoscyami nigri) muß bei uns im Mai vor dem Blühen gesammelt, und entweder schnell getrocknet, sogleich gepulvert und das Pulver in verpichten Glasflaschen vorsichtig aufbewahrt, oder der aus dem frischen Kraut ausgepreßte Saft sogleich behutsam eingedickt werden. Die in Gärten cultivirte Pflanze halten Manche für unkräftiger (?).

Aus dem Blätterabsud erhielt Pechier (s. Trommsdorffs N. Journ. der Pharm. V, 1. S. 92 fg.) unter andern ein basisches Princip ꝛc. (s. d. Art. Hyoscyamin). Rud. Brandes fand in 500 Theilen des Samens: 31,50 äpfelsaures Hyoscyamium (s. d. Art.), mit Antheilen von äpfelsaurem Kali, Kalk, Ammonium und Bittererde, 2 schwefelsaures, salz- und äpfelsaures Kali, 2 äpfelsauren Kalk, 1 äpfelsaure Bittererde, 12 phosphorsauren Kalk und Bittererde, 98 fettes, in Weingeist leichtlösliches Öl, 23,00 fettes, in Weingeist schwerlösliches Öl, 4,75 eine besondere talgartige Substanz, 7 Wachs, 15 Halbharz, 17 Phyteumakolla, 4 Albumen, 18,75 erhärtetes Albumen, Spuren von Schleimzucker, 6 Gummi, 12 Traganthstoff, 7,50 Stärkemehl, 130 Faser, 120,50 Wasser und in der Asche eine Spur Kupfer (s. Trommsdorffs N. Journ. V, 1). Die in Wasser auflöslichen Bestandtheile des Bilsenkrautextracts bestehen nach A. Lindbergsson (in Scherers allgem. nord. Annalen d. Ch. VIII. S. 60 fg.) aus einem scharfsalzig schmeckenden, im Wasser ganz löslichen, das geröthete Lackmuspapier stark wieder blauenden, auf Curcumapapier nur schwach wirkenden, den Augenstern bedeutend erweiternden narkotischen Stoffe, dessen kalische Reaction von Kali herrührt, welches aus den kalischen Salzen des Bilsenkrautes abgeschieden wird; ferner aus einem in Weingeist unauflöslichen, nicht narkotischen Extractivstoff aus äpfel-, phosphor-, schwefel- und salzsaurem Kali und etwas salzsaurer Talkerde.

Der Hyoscyamus gehört in allen seinen Theilen zu den narkotischscharfen Pflanzengiften, und bewirkt in großen Gaben, auch in Klystieren, Schwindel, Betäubung, Constriction des Schlundes, heftige Trockenheit im Gaumen, Starrheit der Augen, Delirien, anhaltend heftige Bewegungen, wie beim Veitstanze, Raserei, Lähmung (der untern Glieder von dergleichen Klystieren), Zuckung, Schlafsucht, Ohnmachten, Tod. Sein Gegengift ist, nach künstlich erregtem Erbrechen, starker Weinessig, innerlich und äußerlich (in Klystieren) bei Zeiten angewandt ꝛc. Oder der Magen kann gradezu von dem Gifte, wie von jedem andern, nach Bryce's Methode vermittels eines heberartigen Apparats (s. Horns ꝛc. Arch. f. med. Erfahrung. 1825. März, April. S. 338 fg.) entleert werden.

In seinen noch nicht ganz bestimmten arzneilichen Wirkungen unterscheidet sich das Bilsenkraut vom Opium dadurch, daß es ganz besonders die übermäßige Wirkung des Gefäßsystems herabstimmt, wenn sich Opium als besänftigendes Mittel nicht anwenden läßt, daß es bei weitem weniger erhitzt, und den Stuhlgang nicht stört,

wie Opium. Nach Fouquiers neuern Beobachtungen (in Arch. général de médec. Par. 1823. T. I. Mars) und nach Travers wirkt es nicht so heftig, als man insgemein glaubt, sondern sanft, schmerzstillend, schlafmachend, unfehlbar. Es darf aber nicht gegeben werden bei Leiden des Gehirns, weil es dessen Actionen mehr aufregt. In Nervenkrankheiten hat es keine unmittelbare und gleichmäßige Wirkung; es wirkt reizend zuerst auf das Hirn, dann auf die Verdauungsorgane.

Schon Dioskorides gab, besonders den Samen, als beruhigendes und schmerzstillendes Mittel. Es leistet vorzüglich bei Melancholie, Manie, Starr- und Fallsucht, wenn diese Übel blos nervös sind, desgleichen im Typhus, mit vorwaltendem Nervenleiden, bei allen schmerzhaften Krampfbeschwerden, allgemeinen und hysterischen Zuckungen, bei hysterischem u. a. Nervenkopfweh, bei Trismus, Zuckungen und Krämpfen der Kinder gute Dienste, und ist hier meist dem Opium vorzuziehen. Sehr heilsam wirkt es ferner bei krampfhaften und schmerzvollen Brustleiden, bei reinen Pneumonien, beim Blut-, Keuch- und jeglichem Krampfhusten, lindernd auch in der Luftröhrenschwindsucht, im angehenden Croup, in Eklampsie der Kinder ꝛc., vorzugsweise beim nervösen Magenkrampfe, hier mit Wismuth- oder Zinkoxyd und Cajeputöl, oder mit Baldrian, Bibergeil, Stinkasant, bittern Extracten, nach Umständen mit Belladonna, Kirschlorbeerwasser ꝛc., desgleichen in Krampfkoliken, in der Bleikolik ꝛc., bei Rheumatismus und Gicht mit Aconit, Guajac ꝛc. Innerlich gibt man entweder das Pulver, zu zwei Gran in steigender Dosis, oder sicherer das Extract, und die Tinctur. Äußerlich waren schon in den ältern Zeiten entweder die frischen zerquetschten, oder die getrockneten Blätter mit heißem Wasser oder Milch zu einem Breie gemacht, als ein schmerzlinderndes Mittel im Gebrauche. Man wendet sie nebst Schierlingskraut, Fliederblumen, Chamillen ꝛc. in Umschlägen mit Nutzen an bei örtlichen, fixen, rheumatischen und gichtischen Schmerzen, rothlaufartigen Entzündungen, Skrofelgeschwülsten, Syrrhen und Milchknoten, bei Krebsgeschwüren, bei Harnstrenge nach langem Kantharidengebrauch auf die Schosgegend gelegt, neben den angezeigten innerlichen Emulsionen; in der Myosis oder Phthisis pupillae, in der Iritis ꝛc. Die Blätter, zu ½ Dr. mit 6—8 Unzen siedender Milch aufgegossen und durchgeseiht, sind als Klystiere angezeigt bei Bluthusten, Gebärmutterblutflüssen, hysterischen Krämpfen, schmerzhaften Harnbeschwerden ꝛc. — Der Rauch von Bilsenkrautsamen wirkt lindernd bei nervösem Zahnweh, wird aber nicht immer vertragen. Mit Mastixrauch in die Mutterscheide geleitet, ist er ein schmerzlinderndes Mittel gegen heftige Mutterkrämpfe. Das tägliche Räuchern des ganzen Körpers, besonders mit dem Rauche des Bilsenkrautes, ist sehr wirksam in Epilepsie und den hartnäckigsten convulsivischen Krankheiten, muß aber, wegen schädlicher Wirkung auf das Sensorium, mit großer Vorsicht angewandt werden. Eine Emulsion aus den Samen kann, als Umschlag auf die Stirn, manches nervöse Kopfweh stillen. Unsicher ist der innerliche Gebrauch des Samens.

Präparate: 1) Extract. Hyoscyami Bor. et Hass. aus dem frisch ausgepreßten Safte ꝛc., in Pulver, Pillen, oder in einer Auflösung zu ½—2, nach und nach bis 10 Gr. zu steigen, in den oben verzeichneten Krankheitsformen. Auch dient es, gleich dem noch kräftigern Extr. seminum Hyosc. *Buchn.* in einer concentrirten Auflösung mit einem Haarpinsel auf das Auge gestrichen, fast 24 Stunden langen Contraction der Iris, und zur Erweiterung der Pupille bei Augenoperationen. Nach Ekl und Reisinger gibt es hier dem Extr. Belladonnae nichts nach, wirkt aber viel länger als dieses. Auch braucht man zu seiner Auflösung weit weniger Flüssigkeit, mithin auch weniger ins Auge zu tröpfeln. 2) Die Tinctura Hyoscyami, nach Consbruch aus trockenen, gepülverten, oder noch besser aus frischen, zerquetschten Blättern mit Weingeist, oder Schwefeläthergeist, gehörig bereitet, ist noch nicht officinell, verdient es aber zu werden. Von der ersten gibt man 12—24 Tropfen, von den beiden letzten Anfangs weniger. 3) Oleum Hyoscyami, ein aus den reifen Samen zu $\frac{1}{16}$ bis ¼ warm ausgepreßtes, mit etwas narkotischem Stoffe geschwängertes Fettöl, kann zur Basis der folgenden Präparate, oder anderer äußerlicher Linderungsmittel, statt jedes andern Fettöls, oder auch für sich zu Einreibungen, z. B. bei Steifigkeit der Gelenke, Harnbeschwerden, Koliken, Hämorrhoidalknoten ꝛc., dienen. 4) Ol. Hyoscyami infusum *Lipp.*, ein dickliches, grünliches, stark narkotisch riechendes, bitteres Öl, vorzüglicher, als das aus frischen Blättern bereitete schön grüne Ol. Hyosc. coctum *Bor.*, aber doch auch unsicher zum innerlichen Gebrauche, wenn es gleich mit Mandelöl ꝛc. vermischt, bei Bluthusten theelöffelweise, und mit Opium in eingeklemmten Brüchen eßlöffelweise empfohlen worden ist. Dagegen eignet es sich mehr, entweder für sich, oder mit Ätzammoniumliquor, Kampher- und Kantharidentinctur, zum Warmeinreiben bei Entzündung der Lungen, Nieren, Harnblase und Hoden, bei der Hämorrhoidalkolik u. a. Krampfkoliken, bei entzündeten und schmerzhaften Hämorrhoidalknoten, Drüsengeschwülsten und Milchknoten, beim Magenkrampfe, bei Gicht und rheumatischen Schmerzen, krampfhaften Zusammenziehungen äußerer Theile, bei Gelenksteifheit, beim Trismus, Zahn- und Kopfweh, in Klystieren bei eingeklemmten Darmbrüchen, zur Erweichung des harten Darmunrathes, im Schwindel, Magenkrampf, in Koliken ꝛc. 5) Unguentum Hyoscyami, durch die Öle Nr. 4. entbehrlich, gleich: 6) dem Ungu. haemorrhoidale Edinb. 7) Emplastrum Hyoscyami Boruss., für sich bei schmerzhaften Drüsengeschwülsten, Milch- und Gichtknoten anwendbar, gleichwie mit etwas Mohnsafte zusammengerieben, bei allgemeinen Krämpfen kleiner Kinder auf die Fußsohlen zu legen.

Von gleicher Mischung und Wirkung sind: Hyoscyamus physaloides und andere Bilsenkrautarten *).

(*Th. Schreger.*)

*) Vergl. *Ant. de Stoerk*, De Strammon. Hyoscyamo et

Von dem für den Menschen betäubenden und nicht selten tödtlichen schwarzen Bilsenkraute wird in der Thierheilkunde das Kraut und die Wurzel gebraucht; bei mehren Hausthieren wirken diese in kleinern Gaben reizend, die Verdauung belebend, machen auch den abgehenden Mist fester, in großen Gaben aber erregen sie Betäubung, Schwindel und Verstopfung. Wider das Blutharnen beim Rindvieh ist es ein gutes Mittel, wenn es sich im Schwächezustande befindet; bei Entzündungen vermehrt es das Übel. In der Windkolik hat man es mit Nutzen gegeben und manche Thierärzte gebrauchen eine Abkochung vom Bilsenkraute, bei Pferden um Schmerzen zu lindern, oder Krämpfe zu heben; so in der Kolik und Maulsperre.

Den Thieren kann man von dieser Pflanze schon eine beträchtliche Quantität reichen, ehe sie giftige Wirkungen auf sie äußert. Schon längst gaben mehre Schriftsteller an, daß sie von Kühen, Schafen und Schweinen ohne Nachtheil genossen würde; von zwei Loth des Saftes derselben sah man beim Hunde keine gefährlichen Zufälle, und die Pferdehändler sollen den Samen den Pferden unter das Futter mischen, um sie fett zu machen [1]). Rafn und Viborg gaben einem Pferde zwei Pfund von der Wurzel, zwei andern, sowie einem Esel, jedem ein Pfund Samen und dem letztern zu einer andern Zeit 1½ Pfund des ausgepreßten Saftes, und bemerkten bei diesen Thieren nichts weiter als große Freßlust, vermehrten Kreislauf des Bluts, heftiges Flankenschlagen, mehrmals auch Aufgetriebenheit des Bauchs und in seltenern Fällen, wie es schien, starke Leibschmerzen, nachher waren die Thiere so gesund wie vorher. Ein Hund erhielt zwei Loth Saft von halbreifen Samen, ein anderer drei Loth Saft, ohne Nachtheil; sie zeigten blos etwas Ekel oder einige Neigung zum Brechen. Ein Haushahn erhielt ein Loth Samen, den Tag darauf zwei Loth von den frischen Blättern und zwei Tage nachher fünf Loth Saft, ohne alle üble Folgen [2]). Kühen gibt man vom Kraute vier bis sechs Loth, von der Wurzel die Hälfte, zweimal des Tages [3]). (*Greve.*)

HYOSERIS *L.* Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Cichoraceen der natürlichen Familie der Compositae, und der ersten Ordnung der 19. Linné'schen Classe. Ihr Charakter ist: ein einfacher, vielblätteriger, an der Basis schuppiger gemeinschaftlicher Kelch; ein nackter Fruchtbehälter; die Samenkrone des Randes ist fast spreublätterig, die der Scheibe mit ungleichförmigen Spreublättern versehen. Die beiden ersten Arten sind Sommergewächse, die beiden übrigen perennirende Kräuter. 1) H. arenaria *Schousb.* marocc. mit ästigem, blattreichem Stengel, stielumfassenden, ablangen, gezähnten, scharf anzufühlenden Blättern, und an der Spitze verdickten Blüthenstielen. In Fez und Marokko. (Hedypnois pendula *W.*) 2) H. scabra *L. Sp.* pl. mit niederliegenden, glatten, verdickten Blüthenschäften, leierförmig-schrotsägenförmigen, scharf anzufühlenden Blättern und eiförmigen, winkeliggezähnten Blattsetzen. Im südlichen Europa und im nördlichen Afrika. Abb. Boec. Mus. II. t. 104. 3) H. lucida *L.* Mant. mit niederliegenden, fast verdickten, glatten Blüthenschäften, herablaufend gefiederten fleischigen, unbehaarten Blättern, und nach Unten dachziegelförmig über einander liegenden, winkelig-gezähnten Blättchen. Auf Sicilien und in Ägypten. Abb. *Jacqu.* Hort. vindob. t. 150. 4) H. radiata *L. Sp.* pl. mit aufrechtem, an der Spitze nicht verdicktem Blüthenschaft, herablaufend-gefiederten, unbehaarten Blättern, und eiförmigen, winkeligen, nach Unten dachziegelförmig über einander liegenden Blattsetzen, von denen der äußerste dreigespalten ist. Im südlichen Europa. Abb. *Plukn.* almag. t. 37. f. 2. — S. *Spr.* Syst. III, 670. H. hirta *Balb. W.* ist Borkhausia senecioides *Spr*, H. taraxacoides *Vill.* = Thrincia hispida *Roth.*, H. hispida *Schousb.* = Thrincia mauritanica *Spr.* H. virginica *Willd.* und caroliniana *Walt.* bilden gleichnamige Arten der Gattung Krigia, H. ramosissima *Bart.* ist Krigia dichotoma *Nutt.*, H. biflora *Walt.* (prenanthoides *Ej.* und amplexicaulis *Mx.*) = Krigia amplexicaulis *Nutt.*, H. angustifolia *Mx.* = Krigia Dandelion *Nutt.*, H. cretica *Cav.* = Hedypnois rhagadioloides *L.*, H. minima *L.* *) = Lapsana pusilla *W.* und H. foetida *L.* = Lapsana foetida *Scop.* (*Sprengel.*)

HYOSPATHE *Mart.* Palm. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Palmen und der dritten Ordnung der sechsten Linné'schen Classe, deren Charakter folgender ist: Die Blüthen sind androgynisch und ohne Bracteen; der Kelch ist dreigetheilt; die Corolle dreiblätterig; die Beere einsamig; der Embryo sitzt an der Basis der Frucht. Die einzige bekannte Art dieser Gattung, H. elegans *Mart.*, ist eine in Brasilien wachsende, klafterhohe Palme mit gefiedert-gespaltenem Laube, und olivenförmigen Früchten. — S. *Spr.* Syst. II, 139. (*Sprengel.*)

Hyothyreoïdeus, s. Hyodeothyreodes.

Hypäa, eine der Stöchaden. (S. d. Art.)

Hypacanthus, s. Lichea.

Aconito. (Vind. 1762), übers. von Schinz (Zürich 1763). *G. H. Stokar de Neuforn*, De hyosc. nigro virtutt. med. (Erlang. 1797). Wigand in Hufelands Journal der preuß. Arzneikunde. IV. S. 155—158. Wendt Ebendas. V. S. 381 fg. Harles Ebendas. IX, 2. S. 470. Jördens Ebendas. XVII, 1. S. 130 fg. Abrahamson Ebendas. XIX, 2. S. 60 fg. Breiting Ebendas. XXV, 4. S. 149 fg. Thouvenel in d. Samml. f. prakt. Ärzte. X. S. 553 fg. Himly in seiner ophthalmolog. Bibliothek I, 2. Schmidt Ebendas. III, 1. Seeburg in Loders Journ. für die Chir. IV. S. 676. Fouquier a. a. O. ꝛc.

1) s. Kalms Reise nach dem nördl. Amerika. 2. Th. S. 319 fg. *L'Isle*, Obs. on Husbandry. (Lond. 1757.) p. 232. *Sproegel*, Experiment. circa varia venena. §. 17. 2) s. Viborgs Samml. von Abhandl. für Thierärzte. 8. Bd. S. 143—146. 3) Wahrnehmungen am Rindviehe, von Greve. 1829. 1. Bd. S. 105, 106.

*) Dieses auf sandigen Äckern häufig unter dem Getreide wachsende Unkraut (Sandendivie) liefert in seinen gelben Blumen den Bienen Stoff zu Wachs und Honig, wird gern von den Schafen gefressen, und dient getrocknet zu einem guten Winterfutter. (*Fr. Heusinger.*)

Hypacaris, ſ. Hypakyris.

HYPACTICA, ὑπακτικὰ (von ὑπὸ, unter, nach Unten und ἄγειν führen, leiten) scl. remedia, nach Unten ausleerende, larirende Mittel. (*Wiegand.*)

Hypaea, ſ. Stoechades.

Hypaëlyptum, ſ. Hypolytrum.

Hypaethros (ὕπαιθρος), ſ. Tempel (griechische).

HYPAKYRIS (Ὑπάκυρις), bei Herodot (IV, 55) ein Fluß in Sarmatia Europaea, der ſeinen Urſprung in einem See hatte, den Gerrus (Γέρρος) aufnahm und öſtlich von der Mündung des Boryſthenes bei der Stadt Karkinitis oder Carcine, wie ſie Plinius nennt, in den Sinus Carcinites ſich ergoß und jetzt Kanikſchak heißt. Bei Plinius (IV, 12) führt er den Namen Pacyris, wo vermuthlich aus Verſehen die erſte Sylbe weggelaſſen iſt, bei Pompon. Mela Hypacaris, und bei Ptolemäus Carcinites. (*R.*)

HYPALEIPON (von ὑπὸ, unter, und ἀλείφειν, ſalben), i. q. Linimentum, Liniment. (ſ. d. Art.) Hypaleiptron oder Hypaliptron (ebendaher), ein Salbenſpatel. (*Wiegand.*)

Hypallage, ſ. Figuren.

HYPAMAUROSIS (von ὑπὸ, unter, und ἀμαύρωσις, der ſchwarze Staar), ein unvollkommener ſchwarzer Staar, Amaurosis imperfecta, ein geringerer Grad von Amauroſe. Dagegen Hypamblyopie (v. ὑπὸ, und ἀμβλυωπία, Stumpfſichtigkeit), ein geringerer Grad von Blöd- oder Stumpfſichtigkeit. (*Wiegand.*)

HYPANA (ἡ Ὑπάνα), eine Stadt in dem ſüdlichſten Theile von Elis, der Triphylia oder Triphalia hieß, gehörte zu den ſieben Städten, welche in dieſer Landſchaft gezählt wurden. Das Gebiet von Hypana grenzte an Pylos und in der Nähe ſtrömten die Flüßchen Dalion und Acheron, die ſich in den Alpheus ergießen. *Polyb.* IV, 11. *Strabo* VIII. p. 344. Vergl. auch Agolinitza. (*Kanngiesser.*)

HYPANIA wird von Ptolemäus (III, 16) in Elis erwähnt, iſt aber unſtreitig derſelbe Ort mit Hypana und vielleicht nur durch einen Schreibfehler entſtanden. (*Kanngiesser.*)

HYPANIS, ein von den alten Schriftſtellern mehren Flüſſen beigelegter Name. Nach Herodot (IV, 81) iſt es der Bog; „er entſtrömt einem großen See im Skythenland (*Ἀμαδόκα λίμνη Ptol.*), um den wilde weiße Pferde weiden. Der Fluß iſt Anfangs klein, hat in einer Strecke von fünf Tagfahrten ſüßes Waſſer, wird aber dort und bleibt bis zur Einmündung in den Liman des Boryſthenes (Dnepr), vier Tagfahrten lang, bitter, und zwar durch den Zufluß der Quelle Exampäus (*ἱεραὶ ὁδοὶ* bei den Griechen), deren Waſſer ſehr bitter iſt. Im Lande der Alazonen nähert der Hypanis ſich dem Tyras (Dneſtr), wendet ſich aber von dort an weit von ihm ab.“ Der See iſt in den Sumpfſtrecken, die den Bog von ſeiner Quelle an begleiten, unverkennbar; die Bitterkeit des Waſſers im untern Laufe des Bog hat, da die Bitterquelle nicht mehr exiſtirt, wahrſcheinlich ihren Grund im Aufſteigen des Seewaſſers durch den langen Liman des Dnepr gehabt, wodurch ſogenanntes Brakwaſſer erzeugt wird (z. B. in der Elbe bis Lauenburg). Der Geograph Claudius Ptolemäus (c. 140 n. Chr.) verlegt den Hypanis auf die Oſtſeite des Boryſthenes; Plinius (c. 70 n. Chr.) verſetzt ihn noch weiter über die tauriſche Halbinſel (IV, 26), erwähnt aber andern Orts des Hypanis als eines Nebenfluſſes des Boryſthenes (XXXI, 30); Strabon (c. 15 n. Chr.) kennt den Bog als Hypanis, gleichzeitig einen andern Hypanis an der Oſtſeite der tauriſchen Halbinſel (XI, 14.); einen dritten (XV, 25) in Indien (vgl. auch Hyphasis). Später, als der eigentliche Hypanis ſeine frühere Benennung bei den Griechen verloren hatte, fanden Einige ihn im heutigen Kuban wieder. (*Benicken.*)

Hypante, Hypapante, ſ. Lichtmesse.

HYPÄPA (*τὰ Ὑπαιπα*) *), auch HIPÖPA, eine kleine Stadt in Lydien, am ſüdlichen Abhange des Tmolos, unweit des Fluſſes Kayſtros, Sardes gegenüber, die in den erſten chriſtlichen Zeiten einen Biſchof hatte und jetzt Tapaja, Tappui oder Topoi, nach Andern Ipepa oder Birghe, Berki, heißen ſoll. Ihre Einwohner nennen Plinius (H. N. V, 29) und Tacitus (Ann. IV, 55) Hypaepeni. (*R.*)

HYPAPOPLEXIA (v. ὑπὸ, unter, und ἀποπληξία, Schlagfluß), ein unvollkommener Anfall von Schlagfluß, ein geringerer Grad von Schlagfluß, Apoplexia imperfecta. (*Wiegand.*)

HYPARETE, eine Danaide, welche ihren Bräutigam, Protheon, ermordete †). (*Schincke.*)

Hypasis, ſ. Hyphasis.

HYPASPISTEN (Leichtſchildner in der alten Heerbildung), das leichte Fußvolk der Makedonier, meiſt Griechen und Agrianer, mit Lederhelmen, dreifach geſteppten Leinwandharniſchen, leichten Schilden, ohne Beinſchienen, blos mit dem Hagedornſpeer (Xylon), einer dem Pilum der Römer ähnlichen Waffe, und einem kurzen griechiſchen Schwerte bewehrt. Sie füllten in der Schlachtordnung meiſt den Raum zwiſchen der Phalanx und der Reiterei, wurde oft dieſer zu Überfällen und Umgehungen zugeſellt, auch als Rückhalt, wie die Triarier bei den Römern, und zu Leibwachen gebraucht. Ihre verſchiedenen Streithaufen ſcheinen nach der Beſchaffenheit ihrer Schilde benannt worden zu ſein, z. B. Argyraspiden (Silberſchildner), Aglaspiden (Blankſchildner), Leukaspiden (Weißſchildner) etc. Vergl. Arrian an vielen Stellen; *Just.* XII; *Liv.* XLIV. (*Benicken.*)

HYPATA (Ὑπάτη), eine Stadt am Fluſſe Sperchios in der ſüdlichſten Landſchaft Theſſaliens, Theſſaliotis genannt, gelegen, am Fuße des Öta, an welchem die Äneianes wohnten, daher ſie auch die Metropolis der Äneianes genannt wird. Sie war nur durch das Gebirge von Ätolien getrennt, daher die Ätolier dieſe Stadt in ihre Verbindung zogen und in derſelben Bundesverſammlungen hielten, bevor ſie von den Römern gedemüthigt wurden. Die Stadt, welche nicht unbedeu-

*) *Strabo* XIII. p. 431. ed. *Casaub.* et *Xylander*; *Ovid.* Metam. VI, 13. XI, 152.

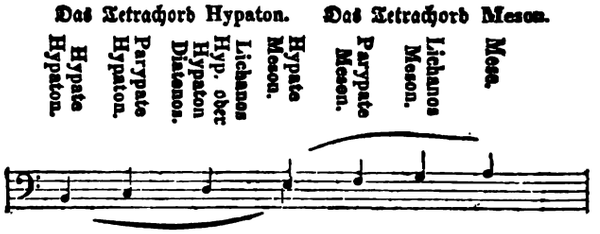
†) *Hygin.* fab. 170; *van Staveren* p. 186.

send war, ist bei den Alten wegen der Übung in Zauberkünsten berüchtigt. Apulejus setzt die Geschichte seines goldenen Esels dahin und auch im Heliodorus (II, 34) wird davon geredet. *Polyb.* Excerpt. Legat. XIII. XVII. *Liv.* XXXVI. 16. XLI. 26. *Stephanus* h. v. Man hält die Stadt für das jetzige Patranseki.

(*Kanngiesser.*)

HYPATE war der Name des ersten, nach unserer Sprachweise tiefsten Tones der beiden tiefsten Tetrachorde des altgriechischen Tonsystems. Anfänglich bestand das ganze System nur aus wenigen Tetrachorden, deren tiefster Ton unser e der kleinen Octave gewesen sein soll, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die Stimmung selbst sich jetzt bedeutend verändert hat. Der Umfang des geringen Tonsystems wurde nun nach und nach, sowol nach der Höhe als Tiefe zu, erweitert. Nach der Tiefe hin wurde noch ein Tetrachord hinzugefügt, dem man den Namen Hypaton beilegte, also das tiefste Tetrachord, welches auch das vornehmste, besonders von den Lateinern, später genannt wurde. Der erste Ton dieses hinzugefügten Tetrachords nach der Tiefe hin hieß Hypate, also soviel als Hauptton der beiden tiefen Tetrachorde, nämlich der ursprünglich tiefsten und des bald darauf hinzugefügten. Im letzten Tetrachorde (Hypaton) war es also unser H der großen Octave. Um nun nicht allein die Stellung der Tetrachorde, sondern auch jeden einzelnen Ton derselben genau zu bezeichnen, wählte man Zusammenstellungen beider Ausdrücke, nämlich des ganzen Tetrachords und des einzelnen Intervalls. Man sagte folglich Hypate Hypaton und bezeichnete damit den Hauptton, oder, was den Alten eins war, Grundton ihres tiefsten Tetrachords. Das nach den höhern Tönen zu folgende Tetrachord nannten die Griechen Meson. Da nun ursprünglich dieses neuere Meson das tiefste Tetrachord gewesen war, so blieb dem ersten Tone desselben der Name Hypate, weil sie fortfuhren, auch dieses Tetrachord zu ihren tiefen Tönen zu zählen. Der Anfangston dieses zweiten Tetrachords (Meson), was unser e der kleinen Octave war, hieß demnach Hypate Meson. Mit diesem Tetrachorde waren ihre tiefen Töne beendet und die Mitteltöne fingen an, deren erster Mese, der mittelste, hieß, was er auch in jeder Hinsicht wirklich war, wie wir bald sehen werden, unser kleines a. Von diesem Mittelpunkt ihres Tonsystems an schieden sich die beiden Tonwelten, Tonregister, das Tiefe und Hohe. Sie legten daher auf diesen Scheidungston, auf diese Mese (Mittelpunkt), ein großes Gewicht und setzten nicht nur fest, daß alle Melodien eine ganz besondere Hinneigung nach dieser Mese haben müßten, sondern nahmen auch diesen Mittelton als Hauptton, von dem die Stimmung der übrigen Töne beginnen und sich auf ihn beziehen müsse, als auf den Vereiniger ihres hohen und tiefen Tonbereichs. Die Bemerkung, schon an sich gut, war für ihre Ansicht und ihre ganze Tonkunst von Bedeutung. Sie zogen diesen Unterschied des tiefen und des höhern Tonregisters selbst in das Ästhetische ihrer Tonkunst, und setzten fest, man müsse die beiden tiefern Tetrachorde vorzüglich für den Ausdruck des Tragischen gebrauchen. Daher nannten sie die beiden tiefsten Tetrachorde oder vielmehr alle in ihnen enthaltenen Töne Hypatoides, solche, die vom Tetrachorde Hypaton und von dem Grundtone beider untersten Tetrachorde, von der Hypate, herstammen. Es ist daher begreiflich, daß man den Ausdruck Hypatoides bald vom tiefsten Tetrachorde vorzugsweise allein, bald von beiden untersten Vierordnungen gebraucht findet. In den Melodien selbst behauptet die letzte Beziehung natürlich den Vorrang.

Damit wir die beiden tiefsten Tetrachorde deutlicher überschauen und zugleich die Namen jedes einzelnen Tones im Vergleiche mit unsern Noten kennen lernen, schreiben wir beide her:



Die beiden Tetrachorde gehören also zu den verbundenen, d. h. in denen der erste Ton des folgenden derselbe Ton ist, mit welchem das vorhergegangene endete (s. d. Art. Tetrachord).

Übrigens geben uns die griechischen Benennungen Hypate und Hypaton einen Aufschluß, der überaus wichtig ist, so oft er auch übersehen wurde. Beide Ausdrücke bedeuten bekanntlich das Höchste, das Oberste. Man sieht daraus ganz klar, daß die Vorstellungen der Griechen in dem, was sie hoch und tief nannten, von den unsern dergestalt abwichen, daß sie hoch nannten, was wir tief nennen. Im Art. chinesische Musik, ausführlicher in meinem Buche: „Erste Wanderung der ältesten Tonkunst" (Essen 1831) ist gezeigt, daß die Chinesen seit den ältesten Zeiten in ihrem Tonsystem und gar nicht ohne Grund, sich ebenso ausdrückten.

(*G. W. Fink.*)

HYPATE (Ὑπάτη sc. χορδή) nannten die Delphier eine ihrer Musen nach den drei musikalischen Haupttönen: Nete, Mese und Hypate, die unterste Saite mit dem tiefsten Tone *). (*Schincke.*)

HYPATIA, die Tochter des Mathematikers Theon [1]) zu Alexandria, blühte am Ende des 4. und Anfangs des 5. Jahrh., ausgezeichnet durch Schönheit, mehr noch durch Tugend und Wissenschaft, aber berühmter durch ihr Unglück als ihre Verdienste. Nicht zufrieden mit dem Unterrichte, den sie von ihrem Vater in der Ma-

*) *Plutarch.* Sympos. IX, 14. p. 746. E. Klopfer im Wörterb. 2. Th. S. 236 nennt sie die unterste.

1) Cf. *Fabric.* Bibl. Gr. Vol. IX. p. 178 sq. ed. *Harl.* Kästners Gesch. der Math. 1. Th. S. 80 fg. Aus Achtung gegen die treffliche Tochter Theons ändert Synesius in einem Brief an sie (Epist. XVI. p. 175. B. Ep. IV. p. 169. B.) den Namen des durch sie beglückten Vaters in Θεότεκνος um.

thematik erhalten hatte, widmete ſie ſich der Philoſophie, zu Athen, wie es ſcheint [2]), und hielt, mit dem philoſophiſchen Mantel bekleidet, zu Alexandria öffentliche Vorleſungen über die Lehre des Platon und Ariſtoteles [3]). An die Spitze der Platoniſchen Schule geſtellt, genoß ſie nicht blos bei ihren Zuhörern, ſondern bei den erſten Männern der Stadt großes Anſehen; ihr Umgang wurde geſucht und ihr Urtheil bei wichtigen Gegenſtänden eingeholt [4]). Syneſius, einer der ausgezeichneteſten Geiſter jener Zeit, nennt ſie ſeine Lehrerin, theilt ihr ſeine Schriften mit, und läßt die Erſcheinung derſelben von ihrem Urtheil abhängen [5]). Obgleich von Männern geſucht, wählte ſie doch den jungfräulichen Stand, und, wenn ſie, wie erzählt wird, den Philoſophen Iſidorus zum Gemahle gehabt hat, ſo iſt dies von einer jungfräulichen Ehe verſtanden worden [6]). Das Mittel, wodurch ſie einen Jüngling von der Leidenſchaft heilte, die er zu ihr hegte, hat einen mehr cyniſchen als weiblichen Charakter [7]); gewiß aber waren ihre Sitten ohne Tadel, wie denn auch ein Dichter jener Zeit, Palladas, ſie in einem ihr gewidmeten Gedicht, ohne Zweifel in dieſer Beziehung, ein fleckenloſes Geſtirn weiſer Bildung nennt, und mit Aſträa, der Jungfrau des Himmels, vergleicht [8]). Das Anſehen, das ſie genoß, ſoll die Urſache ihres gewaltſamen Todes geweſen ſein. Als eines Tages, wird erzählt [9]), der Biſchof Cyrillus vor ihrem Hauſe vorüberging, und an der Thür ein großes Gedräng von Pferden und Menſchen ſah, und nach der Urſache fragte, vernahm er, daß dieſes das Haus der Hypatia ſei, die von ihren Verehrern beſucht und begrüßt werde; worauf er, von heftiger Misgunſt ergriffen, ihren Tod beſchloſſen habe. Von Andern wird die Veranlaſſung in der Achtung geſucht, die ihr von dem Statthalter von Alexandria, Oreſtes, bewieſen wurde; denn da dieſer, aufgereizt durch die Eingriffe, die ſich der Biſchof in ſeine Macht erlaubte, und durch gewaltſame Anfälle der dem Biſchof ergebenen Mönche bei einem Aufſtand in Lebensgefahr gebracht, von keiner Ausſöhnung mit Cyrillus wiſſen wollte, erregte der Pöbel, welcher die philoſophiſche Freundin des Statthalters für die Urſache des dauernden Zwiſtes hielt, angeführt von Petrus, dem Vorleſer der Kirche, einen Auflauf gegen ſie, überfiel ſie auf der Straße, ſchleppte ſie in die Kirche und tödtete ſie [10]). Ihre Glieder wurden von der wüthenden Rotte zerriſſen, umhergeſchleppt, und endlich verbrannt. Dieſe Unthat brachte dem Biſchof und der alexandriniſchen Kirche große Schmach, blieb aber unbeſtraft. Sie geſchah im ſechsten Jahre der Regierung des Kaiſers Theodoſius im Jahre Chriſti 415, im Monate März [11]), während der Faſten [12]). Von Schriften der Hypatia werden erwähnt: *Ὑπόμνημα εἰς Διόφαντον. Ἀστρονομικὸν κανόνα. Εἰς τὰ Κωνικὰ Ἀπολλωνίου* [13]). Ein ihr beigelegter lateiniſcher Brief an den Biſchof Cyrillus, in welchem ſie ſich des exilirten Neſtorius annimmt [14]), deſſen Verweiſung erſt zwanzig

---

2) Es gründet ſich dies, ſoviel ich ſehen kann, nur auf einen Ausdruck bei *Suidas*. *Ὑπατία*. T. III. p. 533, wo es heißt: *οἱ τῆς πόλεως* (Alexandriae) *πρῶτοι ἐφοίτων πρὸς αὐτήν, ὡς καὶ Ἀθήνησι διετέλει γινόμενον*. Aber auch ſo iſt dieſe Nachricht vollkommen wahrſcheinlich. 3) Syneſius, der ſie ſehr hoch achtete, nennt ſie, auch ohne Beifetzung ihres Namens, die Philoſophin. XXXIII. p. 178. LXXX. p. 228. CXXIV. p. 260. CLIII. p. 290. 4) Cf. *Suid.* l. c. *Socrates*, Hist. Eccl. VII, 15. *Niceph. Callist.* XIV, 16. 5) Ep. CLIII. p. 290. Überall ſpricht er mit achtungsvoller Liebe von ihr. Vgl. Ep. X. p. 172. Im 124. Br. S. 260 gelobt er, auch in dem Lande der Vergeſſenheit (in der Unterwelt) die geliebte Hypatia nicht zu vergeſſen. Ep. XVI. p. 175. A. nennt er ſie ſeine Schweſter und Mutter, ſeine Lehrerin und Wohlthäterin in allen Dingen. Ep. IV. p. 169 läßt er durch Euoptius die hochverehrte und gottgeliebte Philoſophin und die glückliche, ſich ihrer göttlichen Rede erfreuende, Schaar grüßen. 6) Damaskius im Leben des Iſidorus bei *Photius*, Biblioth. codic. CCXLII. p. 351. *Bekk.* ſagt: *ἄπαιδα βίον τῇ γυναικὶ συμβεβέωκεν*, und weiterhin: *διετέλεσεν ἄχρι θανάτου ἀμίγης παντὸς σώματος*, nennt aber S. 352 die Gattin deſſelben Domna. Dieſe verſchiedenen Sagen ſucht Toland in ſeinem Tetradymus p. 120 sq. in Übereinſtimmung zu bringen. 7) Sie warf ihm die mit ihrem Blute gefärbten Lumpen, als Symbol der unreinen Erzeugung des Menſchen, mit den Worten hin: „Das iſt das, was Du liebſt, nichts ſchönes.“ Andere ſagten, ſie habe ihn durch Muſik zur Vernunft gebracht; was Damaskius als unſtatthaft verwirft. 8) Anthol. Palat. IX, 400. Animadverss. in Anth. Gr. X. (II, 3.) p. 254. 9) In dem ausführlichen Artikel bei *Suidas* T. III. p. 533.

10) *ὀστράκοις ἀνεῖλον* ſagt Sokrates und Nikephorus a. a. O., was Gibbon (On the Decl. and Fall of the R. E. ch. XLVII. Vol. VIII. p. 233. ed. Bas.) mit unnützer Vermehrung des Gräßlichen überſetzt: Her flesh was scraped from her bones with sharp oyster-shells, mit der Anmerkung: oyster-shells where plentifully strewed on the sea-beach before the Caesareum. I may therefore prefer the literal sense, without rejecting the metaphorical version of *tegulae*, tiles, which is used by M. de Valois. *Tillemont*, Hist. Eccl. XIV. p. 274, überſetzt à coups de tuiles. *Fleury*, Hist. Eccl. V, 23, 25. p. 455 à coups de pots cassés. 11) *Socrat.* Hist. Eccl. VII. p. 352. ed. *Val. Hesych. Miles.* in Hypatia ſagt, ſie habe dieſes Schickſal erlitten: *διὰ τὴν ὑπερβάλλουσαν σοφίαν καὶ μάλιστα εἰς τὰ περὶ ἀστρονομίας. Theophan.* Chronogr. p. 70. ed. Par. läßt den Urheber des Mordes unbeſtimmt: *τούτῳ τῷ ἔτει Ὑπατίαν τὴν φιλόσοφον θυγατέρα Θέωνος τοῦ φιλοσόφου βιαίῳ θανάτῳ τινὲς ἀνεῖλον. Philostorgius*, Hist. Eccl. VIII, 9 ſagt, ſie ſei von den Anhängern des Homouſius ermordet worden. Andere bemühen ſich, den Biſchof von der Theilnahme an der Unthat freizuſprechen, indem ſie Alles auf die eigenthümliche Zügelloſigkeit des alexandriniſchen Pöbels ſchieben. *Moréri*, Dict. ſagt ganz kurz: on la tua dans une sédition populaire. Cf. Encyclopédie méthodique. Theologie. Tom. I. Article *Cyrille*. p. 477. Dissertation sur Hypatie, où l'on justifie S. Cyrille sur la mort d'Hypatie in der Continuation des Mémoires de Littérature du Père Desmoletz. V. p. 138. *Brucker*, Hist. Phil. T. II, 2. p. 351. Append. Tom. VI. p. 380. 12) Die Zeugniſſe der Alten über dieſe Philoſophin ſind zuſammengetragen in Wolfs Mulier. Gr. quae orat. prosa usae sunt Fragmenta. p. 72—91. No. XXXVI—LIV, einzeln ſind ſie von uns im Obigen erwähnt worden. Von Neuern ſind ſie benutzt und geprüft von Joh. Chr. Wernsdorf in vier Diſſertationen de Hypatia. (Viteb. 1747. 4.); von *Toland*, Hypatia or the History of a most beautiful, most venturous, most learned and every way accomplished Lady etc. (Lond. 1720) in dem Tetradymus. p. 101–136. *Menag.*, Hist. mul. phil. §. 49—56. *Fabricii* Bibl. Gr. Vol. IX. p. 187—190. ed. *Harl.* 13) Nach Fabricius' Verbeſſerung der verſchriebenen Worte bei Suidas a. a. O. 14) Herausgegeben in *Chr. Lupus* Synod. adv. tragoed. Irenaei (Lovan. 1682). *Steph. Baluzius*, Concilior. Tom. I. p. 926. *Joh. Garnerius* in Auctar. Theodoroti, p. 673. *Wolf* in Fragm. Mulier. p. 72. No. XXXVI.

Jahre nach Hypatia's Ermordung stattfand, wird allgemein für untergeschoben anerkannt [15]). (*F. Jacobs.*)

HYPATIUS, 1) aus einer vornehmen römischen Familie entsprossen, war der Bruder der Kaiserin Eusebia, einer Gemahlin des Kaisers Constantius, die sich als eine Schützerin des Julian bewies. Im J. 359 n. Chr. Geb. bekleidete er mit seinem Bruder Eusebius zugleich die Consulwürde. Unter dem Kaiser Valens gab, im J. 371, ein Zeichendeuter, Heliodor, die beiden Brüder an, daß sie nach dem Throne strebten, und sie wurden verbannt, doch bald, da ihre Unschuld an den Tag kam, zurückberufen; Hypatius war seiner Tugend wegen allgemein beliebt. *Amm. Marcell.* L. XVIII. c. 71. L. XXIX. c. 2.

2) Brudersohn des morgenländischen römischen Kaisers Anastasius, war einer der vier Feldherren, die im J. 503 n. Chr. mit einem Heere gegen die Perser geschickt wurden (*Procop.* de bell. Pers. L. I. c. 8. Der Perserkönig Kabades überrumpelte ihn und seinen Mitfeldherrn Parisius und schlug sie in die Flucht. Später ging H. nach Persien als Gesandter. Er stand auch unter Justins Regierung in großem Ansehen bei Hofe und ebenso unter Justinian, bis 531 der unter dem Namen Nika bekannte Aufruhr der Wagenrenner entstand. Der Kaiser hielt es mit der Partei der Blauen, das Volk aber, welches den Grünen günstig war, erhob den Hypatius gegen seinen Willen zum Kaiser. Schon wollte Justinian aus Constantinopel fliehen, doch hielt ihn die Besonnenheit seiner Gemahlin zurück, und Belisar, der mit einer Kriegsschar das Volk vom Hippodrom wegjagte und den Hypatius verhaftete, rettete seinem Herrn den Thron. Hypatius aber wurde nebst seinem Bruder Pompejus getödtet. *Procop.* de bell. Pers. L. I. c. 24.

3) Der heil. Hypatius, ein geborner Phrygier und Hegumenos in dem Kloster St. Rufinus in Bithynien. Sein Vater, ein Gelehrter, hatte ihm eine sorgfältige Erziehung gegeben. Um seine Lust am beschaulichen Leben zu befriedigen, ging Hypatius nach Thrakien, wo er Anfangs Hirtendienste versah, darauf als Einsiedler lebte, und dann mit dem heiligen Jonas ein Kloster gründete. Endlich stellte er das St. Rufinus-Kloster unfern Chalcedon her und wurde dessen Abt; doch zog er sich noch vor seinem Ende in eine einsame Zelle zurück, um sich ganz der Andacht zu widmen. Er starb 482, im 80. Jahre seines Alters in dem Ruf eines großen Wunderthäters, doch auch seiner Klugheit wegen von dem Kaiser Theodosius und andern Großen geehrt. Sein Andenken wird in der Kirche den 17. Jun. gefeiert.

(*Rauschnick.*)

HYPATODORUS, ein griechischer Bildner aus Theben, nach Plinius Angabe (H. N. XXXIV, 8. al. 19.) in der 102. Olympiade, Zeitgenosse des Polykles, Kephisodotus und Leochares, berühmt durch eine große und kunstreiche Statue der Athene aus Erz, welche zu Aliphera in Arkadien aufgestellt wurde (vergl. *Pausan.* VIII, 26, 4). Polybius schreibt (IV, 78) die Statue dem Hekatodorus zu. Außerdem arbeitete Hypatodor mit Aristogiton gemeinschaftlich das Weihgeschenk der Archiver zur Aufstellung in Delphi, welches die sieben mit Polynikes gegen Theben gezogenen Helden im Bilde darstellte (*Pausan.* X, 10, 2). Sillig [*]) meint es wahrscheinlich, daß Hypatodorus und Aristogiton etwa von der 90. bis 102. Olympiade blüheten. (*R.*)

Hypatoides, s. Hypate.

Hypaton, 1) Musik, s. Hypate; 2) alte Geogr. s. Hypatos.

Hypatos, s. Consul.

HYPATOS oder HYPATON, sc. ὄρος, ist ein Berg in Böotien, östlich von Theben über Glisas gelegen und ausgezeichnet durch einen Tempel und eine Bildsäule des Zeus Hypatos, d. i. des höchsten Zeus (*Pausan.* IX, 19). Auch in Athen war dem Zeus Hypatos ein Altar errichtet, auf welchem nichts Lebendiges, nicht einmal Wein, geopfert werden durfte (*Pausan.* I, 26). Da in den ältesten Zeiten Böotien und Attika unter einer Regierung standen, so ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Cultus derselbe war. (*Kannegiesser.*)

Hypecacuanha, s. Ipecacuanha.

HYPECOUM *L.* Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Papavereen, und der zweiten Ordnung der vierten Linné'schen Classe, hat zum Charakter: einen zweiblätterigen Kelch, vier ungleichförmige, fast dreilappige Corollenblättchen, und eine gegliederte Schote. Die sechs bekannten Arten dieser Gattung sind Sommergewächse: 1) H. procumbens *L. Spr.* pl. mit doppelt zusammengesetzten Blättern, linienförmig-lanzettförmigen, zugespitzten Blattfetzen, dreilappigen Corollenblättchen, von denen die äußern auf der Rückseite unbehaart sind, und mit bogenförmigen Schoten. Im südlichen Europa. Abb. *Lam.* Ill. t. 88. Schkuhr Handb. I. Taf. 27. 2) H. litorale *Wulf* (in *Jacqu.* Collect.), mit vielgetheilten Blättern, linienförmigen gezähnelten Blattfetzen, fast ungetheilten, spatelförmigen Corollenblättchen, von denen die äußersten auf der Rückseite feinbehaart sind, und mit bogenförmigen Schoten. In Kärnthen, Fez und Marokko. Abb. *Jacqu.* Ic. II. t. 309. 3) H. imberbe *Sibth.* (Fl. gr. II, t. 156), mit doppelt zusammengesetzten Blättern, linienförmigen Blattfetzen, gezähnt-gefranzten Kelchblättchen, fast dreilappigen, unbehaarten Corollenblättchen, und bogenförmigen Schoten. Auf Cyprus. 4) H. patens *W.* (Hort. ber. t. 5), mit doppelt zusammengesetzten Blättern, ablangen, halbgefiederten, stachlichtstumpfen, fast gegrannten Blättern, gezähnelten Kelchblättchen, fast dreigetheilten, unbehaarten Corollenblättchen, und gekrümmten Schoten. In Ägypten und auf Kreta. 5) H. pendulum *L. Spr.* pl. mit vielgetheilten Blättern, schmallinienförmigen, verlängerten Blattfetzen, dreigetheilten innern und ungetheilten äußern Corollenblättchen, und überhängenden Schoten. Im südlichen Europa und in Kaukasien. Abb. *Mill.* Ic. t. 250. f. 1. 6) H. erectum

15) So urtheilten schon Baluzius und Tillemont a. a. O.

*) Catalog. artificum, p. 282. cf. p. 94—95.

L. Spr. pl. mit vielgetheilten Blättern, linienförmigen Blattfetzen, unbehaarten, dreilappigen Corollenblättchen, und aufrechten Schoten. In Sibirien. Abb. *Amm. ruth.* t. 9. S. *Spr.* Syst. I, 491. (*Sprengel.*)

HYPELATE *Patr. Br.* jam. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Sapindeen, und der ersten Ordnung der achten Linné'schen Classe (nach *W. Spr.* pl. aus der ersten Ordnung der 23. Linné'schen Classe), deren Charakter in einem vier- bis fünfblätterigen Kelch, einem drüsigen Nektarringe, welcher die Staubfäden trägt, und einer einsamigen Steinfrucht besteht. Die einzige bekannte Art, H. trifoliata *Sw.* Fl. Ind. occ., wächst auf Jamaika und ist ein Bäumchen, mit gedreiten Blättern, zusammengesetzten, doldentraubigen Blüthentrauben, und mit kleinen, weißen, polygamischen Blüthen. S. *Spr.* Syst. II, 220. (*Sprengel.*)

HYPEMPHRAXIS (v. ὑπό, unter, und ἔμφραξις, Verstopfung), eine unvollkommene oder theilweise Verstopfung. (*Wiegand.*)

Hypena ist soviel als Herminia. (s. d. Art.)

HYPENE (v. ὑπὸ, unter, und dem alten ἦνη, wovon ἠνίον, der Theil des Zaums, welcher in das Maul kommt; ὑπήνη, was unter diesem Theil ist), der Theil der Oberlippe, an dem Barthaare wachsen, der Theil unter der Nase; bei Andern die Unterlippe und der ganze Raum zur Seite der Nase, wo der Backen und Kinnbart steht, auch der Bart selbst; der Schnurrbart, oder auch das am Kinn herabhängende Barthaar. (*Wiegand.*)

HYPENEMIA (ὑπηνέμιος, windig, ὑπηνέμιον ὠὸν), Ova subventanea, s. sterilia, s. irritata, Windeier, unbefruchtete Eier. S. Windei.

HYPENOR in Troja, Sohn des Diomedes und der Alkyone (*Hom.* Il. V, 44). (*Schincke.*)

HYPER; was von den zahlreichen, mit diesem griechischen Wort ὑπὲρ zusammengesetzten Worten sich in der Encykl. unter H nicht findet, hat man unter den einfachen Worten, welchen Hyper vorgesetzt ist, zu suchen. (*R.*)

HYPER kommt auch in der Musik, vorzüglich in der ältern Schulsprache, oft vor, und heißt in derselben soviel wie Über oder Ober; z. B. Hyperditonus, Oberterz, Hyperdiapason, Oberoctave. Gleichbedeutend mit Hyper ist auch das Wort Epi (ἐπὶ), z. B. Epiditonus statt Hyperditonus. Das Entgegengesetzte von Hyper oder Epi ist Hypo, ὑπὸ, Unter (s. d. Art.). Vorzüglich in der Lehre von den alten Tonarten spielen diese Ausdrücke große Rollen, namentlich der Beisatz Hyper als Merkmal der authentischen Tonart, und Hypo als Bezeichnung der plagalischen; z. B. hyperjonisch, d. h. authentisch-jonisch, und hypojonisch, d. h. plagalisch-jonisch, u. dergl. (*Gottfr. Weber.*)

HYPER (Bernhard), ein Benedictiner und Capitular des befreiten Stiftes und Klosters Wassobrunn in Oberbaiern, von dessen Lebensumständen selbst Baader, Kobold und Gandershofer nichts angeben konnten, starb wahrscheinlich 1784 und lieferte teutsche Übersetzungen aus dem Italienischen und Französischen in seinem vaterländischen Dialekt, wovon viele Ausdrücke andern Teutschen unverständlich sind. Zuerst übertrug er aus dem Italienischen ins Teutsche: Alphons von Liguori, wahre Braut Christi, oder heilige Kloster-Frau (Augsb. 1764. 2 Thle., vermehrt mit einem 3. Thl., ebend. 1778,), auch unter dem Titel: Gründliche Unterweisung für alle und jede, die nach der christlichen Vollkommenheit trachten. (Ebend. 1778. 2 Thle.) Ferner Liborius Sinischalchi Fasten und Bußpredigten aus dem Ital. (Augsb. 1765. 2. Aufl.) Anton Godeau, Bischofs von Veme allgem. Kirchengeschichte, nicht aus dem franz. Original, sondern einer ital. Übersetzung, welche mit einer Vorrede und Anmerkungen von Don Arnold Speroni versehen war. (Augsb. 1768—1791. 33 Thle.) Ist sein Todesjahr richtig, so würden die letzten Theile von einem andern Übersetzer sein *). (*Rotermund.*)

Hypera, s. die Nachträge zum Buchst. H.

HYPERACOË, HYPERACUSIS (v. ὑπὲρ und ἀκούειν hören) ein zu starkes, oder zu feines Gehör. (*Wiegand.*)

HYPERANTHERA *Vahl* Symb. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen, und der ersten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe. Ihr Charakter ist: Ein fünfgetheilter Kelch; fünf dem Kelch eingefügte, ziemlich ungleichförmige Corollenblättchen, und eine verlängerte, dreiklappige, vielsamige Hülsenfrucht mit dreigeflügelten Samen. Die vier bekannten Arten sind Bäume und Sträucher. 1) H. decandra *W. Spr.* pl., mit fast zwei Mal gefiederten Blättern, eiförmigen, gedreiten untern Blättchen, und fast achteckigen Hülsen. In Ostindien. (Anoma Moringa *Lour.* cochinch.) 2) H. Moringa *Vahl* Symb. mit fast zwei Mal gefiederten Blättern, rundlichen, stumpfen Blättchen, von denen die untern gedreit sind, und dreieckigen Hülsen. In Ost- und Westindien und in Ägypten. (Guilandina Moringa *L.* Moringa zeylanica *Burm.* zeyl. t. 75., Anoma Morunga *Lour.* cochinch.) 3) H. peregrina *Forsk.* arab. mit zwei Mal gefiederten, an der Spitze einfach gefiederten Blättern und Hülsen, welche mit sechs Furchen versehen sind. In Arabien. (H. semidecandra *Vahl* Symb., Gymnocladus arabica *Lam.* Enc.) 4) H. cochinchinensis *W. Spr.* pl. mit zwei Mal gefiederten, filzigen Blättern, zweiklappigen Hülsen, und nackten Samen. Diese Art, welche in Cochinchina wächst, ist noch zweifelhaft. (Anoma cochinchinensis *Lour.* cochinch.) — S. *Spr.* Syst. II, 327. (*Sprengel.*)

HYPERANTOS hieß Einer der Söhne des Ägyptos, welchen die Danaide Elektra in der Brautnacht ermordete †). (*Schincke.*)

HYPERÄOLISCH. Zum Verständnisse dieses Ausdruckes ist in Erinnerung zu bringen, daß die Griechen nach und nach fünf Haupttonarten auffanden, welche von Forkel ursprüngliche genannt und sämmtlich mit unserm Moll blos nach der Vorzeichnung ohne einen ver-

*) Meusels Lexikon verstorb. teutscher Schriftsteller. 6. Bd. S. 198.

†) *Hygin.* fab. 170, ed. *van Staveren* p. 286.

änderten Ton übereinkommend angenommen werden. Sie haben ihren Grundton in der kleinen Octave und folgen so: Dorisch (d), Jonisch oder Jastisch (dis), Phrygisch (e), Äolisch (f) und Lydisch (fis). Da nun bei den Griechen die Quartreihen (Tetrachorde) die vorherrschenden waren, so veränderten sie auch den Grundton dieser Tonarten nach Quarten und zwar sowol nach Oben (ὑπὲρ) als nach Unten (ὑπό). Wollte man also den Grundton der Tonart um eine Quarte höherrücken, so behielt man die ursprüngliche Benennung der mitteln oder Haupttonart bei und setzte zur Bezeichnung des neuen Grundtons nur das Wort ὑπὲρ hinzu, also hyperdorisch, hyperjonisch, hyperphrygisch ꝛc., um die sogenannten hohen Tonarten zu bezeichnen. War also äolisch f, so mußte hyperäolisch b sein, oder b zum Grundtone haben. Die ganze Leiter blieb sich in den Tonverhältnissen vollkommen gleich, demnach unserm Moll der Vorzeichnung nach ganz entsprechend. Hypo setzte man zu jenen 5 Hauptnamen, wenn der Grundton um eine Quarte tiefer als die mittlere Hauptreihe genommen werden sollte. Stellt man sich diese 15 Tonarten nach dieser Angabe zusammen, so wird man sogleich sehen, daß die drei untersten von den drei obersten nur dem Namen und der Octavenstellung nach von einander verschieden, sonst, in den Tonfolgen nämlich, sich ganz gleich sind. Die drei letzten mit Hypo sind eine Octave tiefer gestellt, als die drei obersten mit Hyper bezeichneten. Wird nun äolisch von f an gesetzt in dieser Reihe: f g as b c des es f; so müßte das Hyperäolische folgende Tonleiter haben: b c des es f ges as b.

(*G. W. Fink.*)

HYPERAPHIE (v. ὑπὲρ, über, und ἁφή, Gefühl), die übermäßige Empfindlichkeit der Organe des Tastsinnes, die Überspannung des Gefühls. (*Wiegand*)

HYPERÄSTHESIS (v. ὑπὲρ, über und αἴσθησις, Gefühl, Gefühlsvermögen), eine übermäßige Empfindlichkeit, besonders der Sinnesorgane. Hyperaesthesien, Hyperaestheses, Krankheiten, mit vorherrschender Empfindlichkeit, besonders der Sinnesorgane.

(*Wiegand.*)

HYPERAUXESIS, Ὑπεραύξησις (ὑπεραυξάνειν über die Maße vermehren, oder vergrößern), das übermäßige Wachsthum, die übermäßige Vergrößerung eines Theils. Hyperauxesis iridis (Ectasis, s. Chalasis iridis), die krankhafte Auftreibung und Ausdehnung der Regenbogenhaut und die durch diese oder durch schwammige oder zapfenartige Auswüchse und Anhänge herbeigeführte Verengerung des Sehlochs. (*Wiegand.*)

Hyperbasis, Hyperbaton (Wortversetzung), s. Wortfolge.

HYPERBEL (oder Apollonische Hyperbel zum Unterschiede von den nachher zu erwähnenden Hyperbeln höherer Art) ist derjenige Kegelschnitt, welcher entsteht, wenn die einen Kegel zweiten Grades schneidende Ebene parallel ist irgend einer durch den Mittelpunkt [1]) der Kegelfläche gehenden Ebene, welche selbst den Kegel schneidet (vergl. d. Art. Kegel und Kegelschnitt). Dieser Kegelschnitt durchschneidet offenbar alle Strahlen (gerade Linien) der Kegelfläche, mit Ausnahme derjenigen zwei, welche in der schon erwähnten ihm parallelen Ebene liegen; er kann als nach den unendlich entfernten Punkten dieser beiden letztern Strahlen gerichtet angesehen werden. Die Hyperbel besteht daher aus zwei gebogenen Linien, deren jede zwei Arme hat, die sich ins Unendliche erstrecken. Stellt (Fig. I.) LMKM′L′ einen Kegel vom zweiten Grade vor, und ist CDABQ′q′ eine Ebene, welche einer durch K gehenden, den Kegel schneidenden, Ebene [2]) parallel ist, so ist die auf der Kegelfläche entstehende krumme Linie CAD die eine und die auf der entgegengesetzten Kegelfläche liegende krumme Linie Q′Bq′ die andere Hälfte der Hyperbel. Diese beiden offenbar congruenten Hälften dieser Curve werden auch „entgegengesetzte Schnitte" genannt [3]). Jede Berührungsebene des Kegels schneidet nothwendig die Ebene der Hyperbel, und zwar wird die Durchschnittslinie dieser beiden Ebenen die Hyperbel selbst in dem Punkte treffen, wo die Hyperbel-Ebene den Strahl des Kegels durchschneidet, der in der Berührungsebene liegt; aber offenbar nur in diesem einen Punkte, jene Durchschnittslinie ist daher eine Tangente der Hyperbel. Hieraus folgt, daß die Hyperbel an jedem ihrer Punkte von einer bestimmten Geraden berührt wird. Die beiden Ebenen, welche den Kegel in denjenigen Strahlen berühren, worin die obengedachte Parallel-Ebene der Hyperbel den Kegel schneidet, müssen die Hyperbel-Ebene unter Geraden schneiden, welche jenen Strahlen parallel, also nach den unendlich entfernten Punkten derselben, d. i. zugleich nach den unendlich entfernten Punkten der Hyperbel, gerichtet sind. Letztgedachte zwei Durchschnittslinien der Hyperbel-Ebene sind also Tangenten der Hyperbel an deren unendlich entfernten Punkten, d. i. mit andern Worten, sie treffen die Hyperbel niemals, obgleich sie sich derselben ohne Ende nähern. Darum werden diese beiden Geraden die Asymptoten (s. d. Art.) der Hyperbel genannt. Aus dem Vorstehenden lassen sich die merkwürdigen Eigenschaften der Hyperbel auf rein geometrischem Wege, sowie auch die analytische Gleichung für diese Curve ableiten. Man kann aber auch umgekehrt bei diesem, wie bei den übrigen Kegelschnitten, von der Gleichung desselben ausgehen und daraus die vorstehenden und alle übrigen Eigenschaften der Curve deduciren. Für den Zweck unserer Encyklopädie wird es genügen, wenn hier noch einige der wichtigsten Eigenschaften dieser krummen Linie angeführt werden, deren Beweis man in unzähligen Lehrbüchern [4]) findet:

1) So nennen wir mit Biot den Punkt, welchen man sonst wol Scheitel oder Gipfel des Kegels nennt.

2) Diese Ebene, welche leicht hinzugedacht werden kann, ist in der Figur nicht mitgezeichnet worden. 3) Zuweilen auch conjugirte Hyperbeln, wiewol man darunter gewöhnlicher ein Paar andere, mit den erstern beiden durch ihre Axen in bestimmter Relation stehende, Hyperbeln versteht (vergl. d. Art. Conjugirt). 4) Eins der neuesten und genialsten unter denen, welche diesen Stoff rein geometrisch behandeln, ist: Systematische Entwickelung der Abhängigkeit geometrischer Gestalten von einander ꝛc., von Ja-

I. Der Punkt, in welchem die beiden Asymptoten der Hyperbel einander schneiden, heißt der Mittelpunkt der Hyperbel; alle Durchmesser (s. d. Art.) der Hyperbel gehen durch diesen Punkt, und umgekehrt, jede durch diesen Punkt gehende Gerade, welche keine Asymptote ist, ist ein Durchmesser der Hyperbel, und seine beiden von diesem Punkte bis an die Hyperbel gehenden Stücke sind einander gleich.

II. Die Punkte, wo ein Durchmesser die Hyperbel trifft, heißen Scheitel. Zieht man durch den Scheitel eines Durchmessers eine Tangente der Hyperbel, so werden alle dieser Tangente parallelen Sehnen von dem Durchmesser halbirt; also ist auch der jedesmalige conjugirte Durchmesser (welcher freilich hier nur uneigentlich ein Durchmesser genannt wird) jener Tangente parallel (vergl. den Art. conjugirt), und trifft die Hyperbel in keinem ihrer Punkte. Die beiden conjugirten Durchmesser, welche zu einander rechtwinkelig sind, werden Axen der Hyperbel genannt, und zwar heißt der, welcher die Hyperbel trifft, die Hauptaxe, der andere die Nebenaxe oder conjugirte Axe (oder auch Zwerchaxe, vergl. conjugirt). In Fig. 2 sind AB und A′B′ ein Paar conjugirte Durchmesser, AB ist die Hauptaxe, A′B′ die Nebenaxe, mCQ und nCQ″ sind die Asymptoten. (Fig. 3.)

III. Nimmt man den Mittelpunkt der Hyperbel zum Anfangspunkte der Coordinaten, zwei conjugirte Durchmesser zu Coordinatenaxen, und zwar den, welcher die Hyperbel trifft, zur Abscissenaxe, den andern zur Ordinatenaxe an, so ist die Gleichung der Hyperbel $y^2 = \frac{b^2}{a^2}(x^2 - a^2)$, wo a^2 der Werth von x^2 für $y = 0$, und b^2 der Werth von $-y^2$ für $x = 0$, also a das Stück der Abscissenaxe vom Mittelpunkte bis an die Hyperbel, b aber eine imaginäre Größe ist. Die Gleichung der Ellipse zwischen einem Paare conjugirter Durchmesser derselben, nämlich $y^2 = \frac{b^2}{a^2}(a^2 - x^2)$ geht offenbar über in die der Hyperbel, wenn man in ihr $b\sqrt{-1}$ statt b setzt. Diese beiden Gleichungen gelten bei jedem Paare conjugirter Durchmesser, also auch bei den Axen; daher kann man sagen: „die Hyperbel ist als eine Ellipse mit imaginärer Zwerchachse anzusehen."

IV. Behält man den die Hyperbel treffenden Durchmesser zur Abscissenaxe, den conjugirten Durchmesser zur Ordinatenaxe, verlegt aber den Anfangspunkt der Abscissen nach dem Scheitel des erstern Durchmessers, so erhält die Gleichung der Hyperbel die Form $y^2 = px + \frac{px^2}{2a}$, wo $p = \frac{2b^2}{a}$ der Parameter des zur Abscissenaxe genommenen Durchmessers der Hyperbel heißt, a und b aber in derselben Bedeutung genommen sind, wie unter Nr. III. Sind die hier vorkommenden beiden Durchmesser die Haupt- und Nebenaxe, so heißt die Größe p der Parameter der ersten Axe der Hyperbel, oder Parameter der Hyperbel schlechthin. Diese zweite Gleichung der Hyperbel stimmt mit der für die Ellipse geltenden zweiten Gleichung $y^2 = px - \frac{px^2}{2a}$ überein, wenn man in letzterer das a negativ setzt; daher kann man auch sagen: „die Hyperbel ist eine Ellipse, deren erste Axe negativ ist." Denkt man sich hingegen a unendlich groß, so verwandelt sich die zweite Gleichung der Hyperbel, wie die der Ellipse, in $y^2 = px$ d. i. in die Gleichung der Parabel; daher kann man die Parabel als eine Hyperbel von unendlich großer Hauptaxe ansehen.

V. Die meisten Eigenschaften der Ellipse können (zu Folge Nr. III und IV) entweder gradezu oder doch mit geringer Veränderung auf die Hyperbel übertragen werden, z. B. 1) Die Differenz der Vectoren jedes Punktes einer Hyperbel (bei der Ellipse die Summe der Vectoren) d. i. der Entfernungen dieses Punkts von zwei bestimmten Punkten der Hauptaxe, welche man die Brennpunkte nennt, ist eine constante Größe, nämlich stets gleich der Hauptaxe. Umgekehrt ist eine Curve, der diese Eigenschaft zukommt, gewiß eine Hyperbel. 2) Die Brennpunkte sind jeder von dem ihm zunächst liegenden Scheitel der Hauptaxe gleich weit entfernt, daher auch beide in gleicher Entfernung vom Mittelpunkte der Hyperbel. 3) Die gleichseitige Hyperbel, d. i. diejenige, bei welcher jede zwei conjugirte Durchmesser einander gleich sind, ist in Beziehung auf die Hyperbel das, was der Kreis in Beziehung auf die Ellipse ist. 4) Die Quadrate der Ordinaten verhalten sich zu einander, wie die Rechtecke zwischen den Entfernungen der Punkte, in welchen der zur Abscissenaxe dienende Durchmesser von den Ordinaten geschnitten wird, von den beiden Scheiteln dieses Durchmessers. 5) Jede Linie, deren Gleichung $y^2 = \frac{b^2}{a^2}(x^2 - a^2)$ oder $y^2 = px + \frac{px^2}{2a}$ ist, ist entweder eine Hyperbel oder eine Ellipse, je nachdem a und p gleiche oder ungleiche Vorzeichen haben. 6) Jede Curve, bei welcher sich die Quadrate der Ordinaten zu einander verhalten, wie die Rechtecke zwischen den Entfernungen der Punkte, in welchen die Abscissenaxe von den Ordinaten geschnitten wird, von zwei festen Punkten der Abscissenaxe, ist entweder eine Hyperbel oder eine Ellipse. 7) Wenn alle Ordinaten einer Hyperbel (Ellipse) nach einerlei Verhältniß getheilt werden, so liegen die Theilpunkte wieder in einer Hyperbel (Ellipse). 8) Die Gleichung für die Tangente der Hyperbel, welche dieselbe in einem Punkte, dessen Coordinaten x′, y′ sind, berührt, ist: $a^2yy' = b^2xx' - a^2b^2$, wenn man den Mittelpunkt zum Anfangspunkte der Coordinaten nimmt, oder: $a^2yy' - b^2xx' = ab^2(x + x')$, wenn man den Scheitel des Durchmessers 2a zum Anfange der Abscissen nimmt. Beide Gleichungen folgen aus denen für die Tangente der El-

---

kob Steiner. 1. Th. (Berlin 1832). Hierin werden die Hyperbel und die übrigen Kegelschnitte als Erzeugnisse projectivischer Gebilde betrachtet. Eine ältere, jetzt fast vergessene, aber sehr klare und gründliche Schrift, die sich blos mit der Hyperbel beschäftigt, ist: Betrachtungen über den Konusschnitt der Hyperbel, analytisch und geometrisch ausgeführt von C. L. Schübler (Mannheim 1793).

lipse, wenn man die Bemerkung unter Nr. III und IV berücksichtigt. Dasselbe gilt von den Gleichungen der Normale $y-y' = -\frac{a^2y'}{b^2x'}(x-x')$, Subnormale $\frac{b^2x'}{a^2}$ und Subtangente $\pm\frac{a^2-x'^2}{x'}$. 9) Beschreibt man an einer gegebenen begrenzten Geraden, als Hauptaxe genommen, mehre Hyperbeln (Ellipsen), und schneidet dieselben durch eine Ordinate, so treffen die Tangenten an den Punkten, wo die Ordinate einschneidet, alle in einerlei Punkte der Axe zusammen. 10) Jede Tangente hälftet den Winkel, welchen die beiden Vectoren dieses Punktes einschließen (bei der Ellipse eigentlich dessen Nebenwinkel) und umgekehrt: jede Linie, die diesen Winkel hälftet, ist eine Tangente. Hierauf gründet sich eine leichte rein geometrische Construction der Tangente. 11) Die Differenz (bei der Ellipse die Summe) der Quadrate jeder zwei conjugirten Durchmesser ist eine constante Größe. 12) Das Parallelogramm jeder zwei conjugirten Durchmesser 2a und 2b, d. i. das Parallelogramm, welches von den durch ihre Endpunkte gezogenen Tangenten gebildet wird (wie $T_1T'_1t'$ in Fig. 2), ist dem Rectangel der Axen gleich, folglich eine constante Größe. 13) Die Excentricität e d. i. der Abstand der beiden Brennpunkte vom Mittelpunkte ist für die Hyperbel $\sqrt{a^2+b^2}$, für die Ellipse $\sqrt{a^2-b^2}$, wo a und b die halben Axen sind. 14) Nimmt man einen Brennpunkt zum Pol und rechnet die Winkel φ von der Hauptaxe an, so ist die Polargleichung (s. d. Art Pol und Polargleichung) der Hyperbel $r = \pm\frac{b^2}{a \pm e\cos\varphi} = \mp\frac{a(1-e'^2)}{1\pm e'\cos\varphi}$, der Ellipse $r = \frac{b^2}{a\mp e\cos\varphi} = \frac{a(1-e'^2)}{1\mp e'\cos\varphi}$, wo $e' = \frac{e}{a}$. 15) Noch manche andere auffallende Analogien zwischen der Hyperbel und Ellipse entdeckt man, wenn man sich zu einem Hyperbelpaare sein conjugirtes Hyperbelpaar (vergl. conjugirt), welches ihm gleichsam zur Ergänzung dient, hinzudenkt. Eigentlich ist diese Ergänzung bei allen Sätzen von conjugirten Durchmessern, wie z. B. bei Nr. 11 und 12, zu denken nöthig.

VI. Etwas der Hyperbel, aber nicht der Ellipse Zukommendes, sind die schon oben erwähnten Asymptoten der erstern. Die Gleichungen dieser beiden Geraden sind, wenn man die Axen 2a und 2b der Hyperbel zu Coordinatenaxen und den Mittelpunkt der Hyperbel zum Anfangspunkte nimmt: $y = \frac{b}{a}x$ und $y = -\frac{b}{a}x$. Der Winkel, welchen sie beide einschließen, heißt der Asymptotenwinkel, und ist bei der gleichseitigen Hyperbel ein rechter. Denkt man sich zu einem Hyperbelpaare sein conjugirtes Hyperbelpaar hinzu (Fig. 2), so ist die Gleichung des letztern aus dem Mittelpunkte $y^2 = \frac{a^2}{b^2}(x^2-a^2)$ und die Gleichung seiner Asymptoten $y = \pm\frac{a}{b}x$; woraus leicht folgt, daß die Asymptoten des einen Hyperbelpaares auch die des andern sind, daß daher jeder Durchmesser, welcher das eine Paar schneidet, stets das andre Paar nicht schneidet, und umgekehrt.

VII. Nimmt man (Fig. 3) die Asymptoten zu Coordinatenaxen und den Mittelpunkt zum Anfangspunkte, so ist 1) die Gleichung der Hyperbel $xy = \frac{a^2+b^2}{4}$ oder $xy = \mp\frac{b^2}{4\sin^2\varphi}$ (wo a die halbe Hauptaxe, b die halbe Zweitaxe, φ den halben Asymptotenwinkel bedeutet). Aus der ersten dieser beiden Gleichungen sieht man, daß das Rechteck unter den beiden Coordinaten jedes Punktes der Hyperbel dann stets einerlei Werth behalte, also constant sei. Umgekehrt: Jede Curve, bei der das Rechteck unter jeden zwei zusammengehörigen Coordinaten constant ist, ist eine Hyperbel, deren Asymptoten die Coordinatenaxen sind. Die Coordinaten eines Scheitels der Hauptaxe, in Beziehung auf das Asymptotensystem, sind einander gleich, daher ist das Quadrat einer derselben $\overline{CK}^2 = \frac{a^2+b^2}{4}$ und wird die Potenz der Hyperbel genannt. 2) Die Gleichung der Tangente eines Punkts der Hyperbel in Bezug auf das System der Asymptoten ist $y-y' = -\frac{y'}{x'}(x-x')$, wo x' und y' die Coordinaten des gegebenen Punktes in Bezug auf dasselbe System bedeuten. Die Gleichung einer Tangente, die durch einen außerhalb der Hyperbel gegebenen Punkt geht, ist, in Bezug auf das System der Asymptoten, $k(x'y+y'x) \pm (x'y-y'x)\sqrt{k^2-x'y'} = 2kx'y'$, wenn k^2 die Potenz der Hyperbel, x' und y' die Coordinaten des gegebenen Punktes in Bezug auf das Asymptotensystem sind. 3) Die Subtangente in Bezug auf das Asymptotensystem ist der Abscisse des Berührungspunktes gleich. Daraus folgt leicht: Der Berührungspunkt einer Tangente ist der Mittelpunkt desjenigen Stückes von ihr, welches zwischen den beiden Asymptoten liegt. 4) Schneidet eine Gerade RR' (Fig. 3) die Hyperbel und diese Asymptoten, so sind die zwischen den Asymptoten und der Hyperbel enthaltenen Stücke PR, P'R' einander gleich. Hieraus folgt eine leichte Auflösung der Aufgabe, die Hyperbel zu beschreiben, wenn ein Punkt derselben und die Asymptoten gegeben sind. 5) Schneiden zwei parallele Gerade die Asymptoten, wie in Fig. 3 die Geraden RR', R"R"', so sind die Rectangel $RP \times PR'$ und $R''P'' \times P''R'''$ einander gleich.

VIII. Vom Krümmungshalbmesser der Hyperbel, von der Rectification hyperbolischer Bögen, von der Quadratur hyperbolischer Flächenräume und von der Kubatur hyperbolischer Konoide und Complanation ihrer Oberflächen, wird in den Artikeln Krümmungshalbmesser, Rectification, Quadratur, Körperberechnung und krumme Flächen die Rede sein. Nur Einiges, was zugleich zur Erklärung des Namens hyperbolische Logarithmen dient, mag schon hier eine Stelle finden. 1) Setzt man die Potenz der Hyperbel in (Fig. 3 $\overline{CK}^2$) $= k^2$, den Asymptotenwinkel $= 2\varphi$, eine auf den Asymptoten

vom Mittelpunkt an gerechnete Abscisse $CQ = x$, so ist der Inhalt eines Flächenraumes wie BKQP, der zwischen der Hyperbel, einer Asymptote und zwei der andern Asymptote parallelen Linien, deren eine durch den Scheitel geht, enthalten ist, $= k^2 \sin 2\varphi \,.\, \log \frac{x}{k}$ wo log den natürlichen Logarithmus der darauffolgenden Größe (vergl. d. Art. Logarithmus) bedeutet. Setzt man nun CK, also auch k^2, $= 1$, so ist $BKQP = \sin 2\varphi \log x$. Wenn jetzt $\sin 2\varphi$ als Modulus eines logarithmischen Systems angenommen wird, dessen Logarithmen wir durch Log andeuten wollen, so ist $\sin 2\varphi . \log x = \mathrm{Log}\, x$. Also ist jeder solche Flächenraum wie BKQP gleich dem Logarithmus der Abscisse CQ in einem System, dessen Modulus der Sinus des Asymptotenwinkels ist. Bei der gleichseitigen Hyperbel ist der Asymptotenwinkel ein rechter, daher dessen Sinus $= 1$, mithin ist bei dieser jeder Flächenraum wie BKQP dem natürlichen Logarithmus der zugehörigen Abscisse gleich. Denkt man sich also alle natürlichen Zahlen durch auf die Asymptote einer gleichseitigen Hyperbel vom Mittelpunkte an getragene Längen ausgedrückt, wie $CK = 1$, $CQ = 2$, $CQ' = 3$ ꝛc., so verhalten sich die zugehörigen hyperbolischen Flächenräume wie $\log 1 : \log 2 : \log 3$ ꝛc. Aus diesem Grunde werden die natürlichen Logarithmen auch hyperbolische Logarithmen genannt. 2) Dem Vorhergehenden zufolge ist ein Flächenraum wie $PQP''Q' = BKQ'P'' - BKQP = k^2 \sin 2\varphi \left(\log \frac{x'}{k} - \log \frac{x}{k}\right) = k^2 \sin 2\varphi \log \left(\frac{x'}{k} : \frac{x}{k}\right) = k^2 \sin 2\varphi \log \frac{x'}{x}$, wenn nämlich die Abscisse $CQ' = x'$ ist. 3) Aus Nr. 1 folgert man auch leicht, indem man zuerst die geradlinige Figur CQPD berechnet und davon das Nöthige abzieht, den Inhalt eines Hyperbelstücks wie BPD. Ist PD senkrecht auf der Hauptaxe, so ist $BPD = \frac{b}{2a} x\sqrt{x^2 - a^2} - \frac{1}{2} ab \log \frac{a}{x - \sqrt{x^2 - a^2}}$, wo a die halbe Hauptaxe, b die halbe Zwerchaxe, x die auf der Asymptote genommene Abscisse CQ bedeutet. 4) Dreht sich ein Stück der Hyperbel wie BDP um seine Grundlinie $BD = x$, so ist der Inhalt des dadurch entstehenden hyperbolischen Konoids $\frac{b^2 \pi x^2 (x + 3a)}{3a^2}$.

IX. Wie sich, wenn beide Axen 2a und 2b einer Hyperbel gegeben sind, so viele Punkte der Hyperbel als man will, entweder durch Berechnung oder durch Construction der Ordinatenlänge y für eine beliebig angenommene Abscisse x finden lassen, erhellt leicht aus der Gleichung $a^2y^2 = b^2(x^2 - a^2)$. Noch leichter wird dies, wenn der Asymptotenwinkel und die Potenz k^2 der Hyperbel gegeben ist, durch die Gleichung $xy = k^2$. — Unter den verschiedenen Arten, eine Hyperbel organisch, d. h. durch Anwendung von Werkzeugen zu beschreiben, ist folgende eine der einfachsten: Wenn die Hauptaxe $= 2a$ und die Entfernung der beiden Brennpunkte (Fig. 4) F und f von einander gegeben (oder aus andern gegebenen Stücken gefunden) sind, so befestige man in F ein Lineal FK so, daß es sich um F in der Ebene, worin die Hyperbel beschrieben werden soll, drehen läßt, ohne aus dieser Ebene weichen zu können. Man befestige nun einen biegsamen Faden, dessen Länge von der Länge FK des Lineals um 2a verschieden ist, mit seinem einen Ende in f, mit dem andern in K, und spanne denselben durch einen Zeichenstift Q, den man bei der nachherigen Bewegung des Lineals stets an dem Rande desselben fortgleiten läßt. Drehet man nun das Lineal um F, so beschreibt Q die eine Hälfte, und wenn man das Lineal in f den Faden in F befestigt, die andere Hälfte der Hyperbel. Es ist nämlich dann, da $fQ + QK$ der Länge des Fadens gleich ist, stets $FK - (fQ + QK) = 2a$ also $(FQ + QK) - (fQ + QK) = 2a$ d. i. $FQ - fQ = 2a$, folglich liegt der Punkt Q (zu Folge V, 1) immer in der Hyperbel.

X. Die Hyperbel hat ihren Namen (ὑπερβολή, Überschuß) daher, weil bei ihr (zu Folge Nr. IV) das Quadrat der Ordinate y^2 stets das unter dem Parameter p und der Abscisse x construirte Rectangel um ein durch $\frac{px^2}{2a}$ ausgedrücktes Rechteck übertrifft, d. i. um ein Rechteck, dessen eine Seite der Parameter p und dessen andere die dritte Proportionallinie zu dem Durchmesser 2a und der Abscisse x, oder dessen eine Seite die Abscisse x und die andere die vierte Proportionale zu 2a, p und x ist. — Andere historische Bemerkungen über die Hyperbel und über deren Anwendung in den Naturwissenschaften und in Künsten und Gewerben s. unter Kegelschnitte und den die Optik und technische Gegenstände betreffenden Artikeln. (*Gartz.*)

HYPERBEL (Rhetorik) bezeichnet der Etymologie oder ursprünglichen Wortbedeutung nach (von ὑπέρ, über, und βολή, Wurf) das, was über sein Ziel noch hinausgeht, also jede Übertreibung, Vergrößerung. Einige unterscheiden auch wol die eigentliche Hyperbel, oder Litotes, welche mehr vom Subject aussagt, als eigentlich behauptet werden kann, von der uneigentlichen, Meiosis, Verkleinerung, welche, scheinbar verkleinernd, ebenfalls vergrößert; in der That kommt auch dies Letztere oft genug im Leben vor, z. B. bei manchen Formeln der sogenannten Bescheidenheit, mit der Jemand die geringen Verdienste oder Vorzüge seine Wenigkeit geltend macht. Einige (z. B. Krug in s. philos. Wörterbuch unt. d. W. Hyperbel) theilen die Hyperbel ein, je nachdem sie im Gedanken selbst oder nur im Ausdrucke liegt; aber dies ist irrig. Denn was ist denn ein Ausdruck ohne Gedanken, und ein Gedanke ohne Ausdruck? Die Hyperbel selbst ist immer als solche nur im Ausdruck enthalten, oder eine bloße Redefigur. Wer sich ihrer bedient, ohne das Bewußtsein (mag dies auch noch so dunkel sein), daß er eigentlich mehr sagt, als er meint, wer also glaubt, für seinen Gedanken nur eines adäquaten Ausdrucks sich zu bedienen, für diesen wäre letzterer gar keine Hyperbel.

Manche hyperbolische Ausdrücke haben durch häufigen Gebrauch ihren Charakter verloren (z. B. das Blut floß in Strömen u. dergl. m.), und sind zu gewöhnlichen Redensarten geworden. Ebenso wenn Männer die Weiber Engel, Göttinnen nennen. Überhaupt sind Hyperbeln, oder hyperbolische Ausdrücke, jenen stark aufgeregten Gemüthszuständen, welche Affecte und Leidenschaften heißen, ganz natürlich. Wie die Furcht das Übel vergrößert, so die Hoffnung und Freude jedes Gute; wie der Haß dem gehaßten Object alle mögliche Fehler andichtet, so die Liebe dem Geliebten alle Vorzüge (treffend ist Jean Pauls Bemerkung, daß es uns mit den Hyperbeln des Zorns oder Hasses nie so ernst sei, als mit denen der Liebe). Da die Hyperbeln Producte der Einbildungskraft sind, so finden sie sich auch am häufigsten bei phantasiereichen Völkern (z. B. im Orient, überhaupt im Süden). Der Gebrauch der Hyperbeln in der Dicht- und Redekunst ist unvermeidlich und auch passend, weil sie die Aufmerksamkeit durch das Große, Ungewöhnliche, aufregen, und weil jene meistens Zustände des Affects oder der Leidenschaft schildern. Jedoch sind Hyperbeln als eine Würze anzusehen, die mit sparsamer Hand einzustreuen ist; eine Menge von Hyperbeln hinter einander macht die Rede frostig und schwülstig. Hyperbeln werden lächerlich, wenn sie entweder einen Nonsens enthalten (z. B. der Löwe brüllte so fürchterlich, daß ihm sein eigener Schatten nicht folgen wollte), oder durch ihren Ausdruck an unpassende Nebenvorstellungen erinnern (z. B. sein Ehrgeiz hat keinen Boden, alle Ämter eines Staatskalenders würden die Cisterne desselben nicht ausfüllen, oder: wenn er nur noch so viel Mannsblut hat, als ein Floh zum Morgenbrod aussaugt, so muß er sich rächen!). Manchmal dienen sie zur Ironie, z. B. in dem Bülletin des Generals Hoche, glauben wir, dem das Directorium den Vorwurf gemacht, er schone das Blut der Franzosen nicht, wo es heißt, die Feinde verloren 4000 Mann an Todten und Schwerverwundeten, die Franzosen nur den kleinen Finger eines Chasseurs. Über den Gebrauch der Hyperbeln finden sich Bemerkungen bei Priestley über Redekunst und Kritik, S. 254. d. teutsch. Übers. Beattie's philosoph. Vers. 1. Bd. S. 368. d. teutsch. Übers. *Blairs* Lect. B. 1, c. XVI. p. 318. Sulzers Theorie d. schön. Künste sub h. v. (In Maaß und Fülleborns Rhetoriken wird der Hyperbeln gar nicht gedacht!!) (*K. H. Scheidler.*)

HYPERBELN HÖHERER ART nennt man diejenigen krummen Linien, deren Gleichungen die Form $ay^{m+n} = bx^m(c+x)^n$ haben, und die sich aus einem Konoid, dessen Grundfläche ein Kreis höherer Art ist, auf ähnliche Weise herausschneiden lassen, wie die konische oder Apollonische Hyperbel (s. den Artikel) aus dem Kegel zweiten Grades. Auch kann letztere, deren Gleichung sich auf die Form $ay^2 = bax + bx^2$ bringen läßt, als ein besonderer Fall von den erstern angesehen werden. Auch diejenigen Curven, deren Gleichung die Form $x^m y^n = a^m b^n$ hat, nennt man Hyperbeln höherer Art, und sie umfassen ebenfalls die Apollonische Hyperbel, als den besondern Fall, wenn man $m = n = 1$ setzt (s. Hyperbel). Ist $m + n =$ so nennt man die Hyperbel höherer Art eine kubis Hyperbel. Sowie die Apollonische Hyperbel zwei Asy toten hat, so hat die kubische deren drei, die des vi ten Grades vier ꝛc. (S. d. Art. Asymptote.) (*Gartz*

HYPERBIOS wird ein Sohn des Ägyptos nannt, welcher ohne Loos wegen Namensgleichheit láno, eine Danaide, zur Gattin erhielt. Ein ande dieses Namens kam mit Agrolas aus Sikelien und be mit seinem Landsmanne die Mauer um die Akropolis Athen, die Chion nicht vollendet hatte. Beide sollen Fuße der Akropolis gewohnt und später nach Akarnan sich gewandt haben [1]). Tyrrhener kamen nach Ath und sind früh wieder vertrieben worden. Die Fa von ihnen erloscht. Sie bauten das Pelargikon, eine sondere Burg, die später einen Theil der Akropolis machte [2]). Localsage ists, daß sie auch daselbst gew hätten. Ihre Fürsten waren Hyperbios und Agrolas sie selbst ein übermüthiges Ackervolk. Sie bauten steinige Land von der Stadtgrenze am Ilissos an an den Hymettos, und gewannen den Kieselfeldern Frucht ab. Sie scheinen nicht ohne Kampf — weit vom Vorgebirge Kolias — sich von Athen gett zu haben [3]). (*Schinck*

HYPERBOLÄISCH. Mit diesem Beworte zeichneten die Griechen einen Gesang der Frauen Allgemeinen. Dem weiblichen Gesange hatte man auch den Begriff des Weibischen, Tändelnden, We lichen und Läppischen beigelegt; ja man verstand Letzte in der Regel darunter. Das kam daher, weil ihr höchstes Tetrachord ($\bar{e}\ \bar{f}\ \bar{g}\ \bar{a}$) Hyperbolaeon (v d. Art.) nannten, die Region dieser Töne aber den ben und Frauen gehört. Nun hatten sie angenomm daß sich für das Tragische, würdig Ernste nur die den tiefsten Tetrachorde schickten; so mußten denn die höhern Töne dem Gegentheile zukommen. Man s wie blos äußerlich sie sich das Wesen des Gesanges d ten und wie wenig sie dem Gefühlsausdruck im Ges zuzuschreiben sich gewöhnt hatten. (*G. W. Fin*

HYPERBOLÄON, d. i. das Äußerste, das L nannten die Griechen ihr Beendigungs-Tetrachord ihrem sogenannten großen System, das alle nach nach erfolgte Bereicherungen hinzugefügter Töne enth Das Tetrachord dieses Namens bestand aus folgen Tönen unserer einmal gestrichenen Octave: $\bar{e}\ \bar{f}\ \bar{g}\ \bar{a}$. B Proslambanomenos an, ihrem dem Grundtetrach Hypaton hinzugefügten Contratone, dem das a unse großen Octave entspricht, enthielt also ihr ganzes gro System mit Hinzuziehung dieses äußersten Tetrach (Hyperbolaeon) nicht mehr, als den Umfang zwe Octaven vom großen A bis zum eingestrichenen a. vier Töne dieser äußersten Reihe führten folgende Nam

Nete diezeugmenon (unser $\bar{e}$), und zwar den

1) *Pausan.* I, 28, 3; und dazu *Siebelis* p. 100. 2) Th *cyd.* II, 17. 3) *Plin.* H. N. VI, 56. Laterarios et dos constituerunt Hyperbius et Euryalus Athenis. Auszug Müllers Orchomen. S. 440.

enannt, weil dieſes ē der Schlußton des nach un- Sinne herabgehenden, tiefern Tetrachords war, das zeugmenon hieß und den Namen behielt, um die bindung beider Tetrachorde durch einen und denſelben (Schlußton des vorigen und Anfangston des neuen) ezeichnen;

Trite Hyperbolaeon — unſer f̄;

Paranete Hyperbolaeon oder Hyperbolaeon Dia- s — unſer ḡ; und

Nete Hyperbolaeon — unſer ā, Schlußton ihres iems. (*G. W. Fink.*)

HYPERBOLISCH heißt dasjenige, was in irgend Beziehung zu einer **Hyperbel** (ſ. d. Art.) ſteht. perboliſche Äſte oder Schenkel einer Curve nt Newton (Enumeratio linearum tertii ordinis II, iejenigen Schenkel, welche ſich einer Aſymptote un- ich nähern. (S. d. Art. Asymptote u. Hyperbeln hö- er Art.) — H. Cylindroid oder H. Cylinder, ſ. indroid und Flächen zweiten Grades. H. El- oid, ſ. Ellipsoid und Flächen zweiten Grades. Konoid, ſ. Hyperbel und Konoid. H. Logarith- , ſ. Hyperbel N. VIII. und Logarithmus. H. aboloid, ſ. Paraboloid und Flächen zweiten Gra- (*Gartz.*)

HYPERBOLOID, d. h. hyperbelähnlich, nennt man und zwar ſprachrichtiger jede Curve, welche man ſonſt wol eine **Hyperbel höherer Art** (ſ. d. Art.) nt. 2) benennen die neuern Geometer das hyperbo- e **Cylindroid** und **Konoid** (ſ. d. Art.), oder gewöhnlicher die gekrümmten **Oberflächen** dieſer per mit dieſem Namen (ſ. Oberfläche und Flächen iten Grades). (*Gartz.*)

HYPERBOREER, ein von den griechiſchen Dich- , Geſchichtſchreibern und Geographen oft genanntes k, über deſſen Daſein, Wohnſitze und Lebensweiſe jeher die verſchiedenartigſten Meinungen geherrſcht en. Während mehre alte Geſchichtſchreiber und viele neuere die Hyperboreer gradezu in das Fabel- verweiſen, waren und ſind andere bemüht, durch tſachen ihr Dageweſenſein außer Zweifel zu ſetzen die Lage und Beſchaffenheit ihrer Heimat nachzu- ſen. Um mit der Frage: ob es wirklich Hyperboreer eben habe, und in welcher Erdgegend ſie gelebt, ins ine zu kommen, iſt es nöthig, die Ausſagen der vor- lichſten Geſchichtſchreiber des Alterthums, die ihrer ähnen, mit einander zu vergleichen. Diodor [1]), der es Volk offenbar nur für eine Erfindung der Dichter t, meldet von ihnen Folgendes: Hekatäus und einige ere Mährchendichter erzählen, daß über dem Kelten- de gegen den Nordpol zu, eine Inſel von der Größe Sicilien, befindlich ſei, ſo genannt, weil ſie jenſeit Nordwindes wohnen [2]). Die Inſel iſt ſo fruchtbar das Klima ſo mild, daß jährlich zweimal daſelbſt rntet wird; Latona ſoll dort geboren ſein, weshalb Apollon vor andern Göttern von den Einwohnern verehrt werde, die alle gleichſam ſeine Prieſter ſind, und ihn täglich mit Hymnen preiſen. Auf der Inſel befindet ſich ein dem Apollon geweihter Tempelbezirk und ein großer runder, reichgeſchmückter Tempel; ferner eine dieſem Gott geweihte Stadt, deren Einwohner faſt unabläſſig im Tempel die Zither ſpielen und Loblieder ſingen. Die Hyperboreer haben ihre eigene Sprache, und fühlen ſeit den älteſten Zeiten eine große Zuneigung zu den Grie- chen, beſonders zu den Athenern und Deliern. Auch behaupten jene Dichter, daß einige Griechen zu den Hy- perboreern gekommen wären und köſtliche Weihgeſchenke mit griechiſcher Schrift bezeichnet, hinterlaſſen hätten. Einer andern Sage zufolge iſt Abaris, ein Hyperbo- reer, nach Griechenland gekommen, und hat die Freund- ſchaft zwiſchen ſeinen Landsleuten und den Griechen er- neuert. Auch heißt es, daß der Mond daſelbſt in ſolcher Nähe von der Erde erſcheine, daß erdartige Erhöhun- gen auf demſelben deutlich zu bemerken ſind. Alle 19 Jahre ſolle Apollon die Inſel beſuchen, binnen welcher Zeit der Kreislauf der Geſtirne vollendet wird, weshalb die Griechen dieſen Zeitraum das große Jahr nennen. Über die Stadt und den Tempelbezirk gebieten die Nach- kommen des Boreas, die von jeher im Beſitze der erbli- chen Herrſchaft geweſen ſind.

Obgleich dieſer unkritiſche Geſchichtſchreiber ſeine Nachrichten in der Überzeugung, daß ſie erdichtet ſind, nachläſſig und verworren geſammelt hat, ſo wird der Mythograph ſie doch nicht unbeachtet laſſen können, da manches darin ein Licht auf die nordiſche Tempelhierar- chie wirft, die keineswegs bloße Dichterphantaſie, im Ge- gentheil von großer Bedeutung für die frühere Religions- und Bildungsgeſchichte der Griechen iſt.

Was Plinius d. Ä. von den Hyperboreern berichtet, iſt wo möglich noch ſchwankender und verworrener. Er ſagt [3]), jenſeit des Aquilo wohnt, wenn es anders wahr iſt, das beglückte Volk der Hyperboreer, bekannt durch viele mährchenhafte Sagen. Daſelbſt ſollen die Weltachſe und die Umlaufskreiſe der Geſtirne ſein. Ein halbes Jahr und einen Tag entbehren ſie das Sonnenlicht. Einmal im Jahre nur, im Solſtitium, geht ihnen die Sonne auf und einmal, am kürzeſten Tage, wieder unter. Ihr Land liegt frei, hat ein mildes Klima und eine ge- ſunde Luft. Sie wohnen in Wäldern und Hainen und vollbringen den Götterdienſt einzeln und auch gemein- ſchaftlich. Hader und Krankheiten ſind ihnen unbekannt. Sie ſterben nur, wenn ſie des Lebens ſatt ſind; alsdann letzen ſie ſich durch ein köſtliches Mahl und ſtürzen ſich darauf von einem Felſen ins Meer. Einige behaupten, daß ſie an der vordern aſiatiſchen Küſte wohnen und nicht in Europa, weil dort die Attaker gleiche Gebräuche und eine gleiche Örtlichkeit mit ihnen haben. Andere be- ſtimmen ihren Wohnſitz in der Mitte zwiſchen zwei Son- nen, zwiſchen der untergehenden der Antipoden und unſrer aufgehenden, was aber nicht ſtattfinden kann, da ein weites Meer dazwiſchen liegt. Die der Meinung

1) *Diodor. Sic.* Bibl. Hist. L. II. Cap. 47. 2) Hyper, eits, und Boreas, der Nordwind.

3) H. N. L. IV. c. 25.

sind, daß der Tag der Hyperboreer ein halbes Jahr währt, sagen, daß sie des Morgens säen, des Mittags ernten, des Abends Früchte einsammeln und des Nachts sich in Höhlen verbergen. Da so viele Schriftsteller berichten, daß sie die Erstlinge ihrer Früchte dem Apollon zu Delos, den sie vorzüglich verehren, übersandt hätten, so kann an dem Dasein dieses Volkes wol nicht gezweifelt werden. Dieser Bericht ist hauptsächlich deshalb bedeutsam, weil Plinius das Vorhandensein der Hyperboreer als erwiesen annimmt, und auch weil daraus hervorgeht, daß die meisten Schriftsteller vor ihm die Wohnsitze derselben ganz richtig in Europa annehmen.

Bei weitem einen größern Aufschluß über die Hyperboreer gibt Herodot [4]), wiewol er selbst die Nachrichten, die er mittheilt, nicht für unbezweifelt hielt. Er sagt: „Die Delier wissen das Meiste von ihnen. Zu diesen haben die Hyperboreer die ersten dem Apollon und der Artemis geweihten Fruchtopfer gebracht. Zuerst sandten sie solche durch zwei Jungfrauen, Hyperoche und Laodike, die von fünf hyperboreischen Männern begleitet wurden, denen die Delier in späterer Zeit unter dem Namen Perphereer göttliche Ehre erwiesen. Die Gesandtschaft kehrte aber nicht zurück [5]), und da die Hyperboreer nicht jährlich eine neue Gesandtschaft daran geben wollten, so brachten sie ihr Fruchtopfer in Weizenstroh eingehüllt zu den Skythen, und baten sie, es bis zu dem nächsten Nachbarvolke mit der Bitte, es weiter zu befördern, zu bringen; das geschah. Die Skythen brachten die Opfer zu den Dodoniern, diese nach Euböa, von da gingen sie von Stadt zu Stadt bis Karistos, von da bis Tenos und von da bis Delos. Das Andenken der beiden hyperboreischen Jungfrauen wurde bei den Deliern heilig gehalten. Jungfrauen und Jünglinge weiheten ihnen ihr Haupthaar. Erstere schnitten sich vor ihrer Vermählung eine Locke ab, wanden sie um eine Spindel, und legten sie auf das Grabmal der beiden Hyperboreerinnen, welches sich am Tempel der Artemis befand. Die Jünglinge wickelten ihre Locken um ein Kraut und legten sie auch auf das Grab. Noch widmeten die Delier zweien andern hyperboreeischen Jungfrauen, der Arge und Opis, eine Verehrung. Diese sollen noch vor Hyperoche und Laodike im Gefolge der beiden Götter nach Delos gekommen sein, um der Ilithya Opfergaben für die glückliche Entbindung der Frauen ihres Vaterlandes darzubringen. Die Frauen von Delos sammelten in ihrem Namen Almosen und sangen ihnen zu Ehren Hymnen, die Olen, ein Lykier, gedichtet hatte [6]). Die Asche der auf dem Altare verbrannten Opfer wurde auf das Grab der Opis und Arge gestreut, welches sich ostwärts hinter dem Tempel der Artemis ganz nahe bei der Gasthalle der Keier befand.

Diese Nachrichten Herodots, die er zur Stelle eingezogen, setzen das Dageweseinsein eines im Norden von Griechenland wohnenden Volkes, von welchem die Delier ihren Götterdienst empfangen haben, außer Zweifel; zwar scheint Herodot selbst nicht an die Existenz der Hyperboreer zu glauben, allein sein Zweifel ist wol eigentlich mehr gegen die Lage ihres Wohnsitzes und gegen die ihnen beigelegten fabelhaften Eigenschaften, als gegen ihr Vorhandensein gerichtet. Die Sage, daß Olen, der Hyperboreer, an der Spitze einer Priestercolonie von Lykien nach Delos kam, einen Götterdienst gründete und den Ursprung desselben in seinen Hymnen besang [7]), ferner die Sagen von dem hyperboreischen Apollonpriester Abaris [8]), gründen sich auf Thatsachen, die es beweisen, daß es in früher Zeit im Norden von Griechenland ein Volk gab, von welchem die Delier und dann auch mehre Inselgriechen und die Jonier ihr Tempelsystem empfingen, und mit welchem sie lange einen Verkehr unterhalten haben, der wahrscheinlich durch unbekannt gebliebene Bewegungen und Kriege der skythischen Völker unterbrochen worden ist. -

Über die Lage des Landes der Hyperboreer haben mehre abweichende Meinungen stattgefunden und besonders darüber, ob es in Europa oder in Asien zu suchen sei. Wie der Name schon besagt, so wohnten sie nach der Meinung der Griechen jenseit des Boreas oder des Nordwindes, dieser aber hatte seinen Ursprung und Sitz auf dem riphäischen Gebirge. Über die Lage dieses Gebirges waren die Alten aber auch keineswegs im Reinen. Anfangs wurde darunter die Bergkette verstanden, die Griechenland gegen Norden begrenzt; bei erweiterter Erdkunde ward es immer weiter nach Norden versetzt. Später wurde von Vielen das kaukasische Gebirge dafür gehalten, und dies auch wol das hyperboreische Gebirge genannt [9]), wiewol die Lage desselben keineswegs zu den Sagen und Erzählungen der Dichter und Geschichtschreiber paßt, welche eher auf die Karpathen anzuwenden waren. Die gänzliche Unbekanntschaft der Griechen mit dem nördlichen Theil unserer Halbkugel macht diese Verwechselungen und den Glauben an die vielen abenteuerlichen Mährchen von den nördlichen Ländern begreiflich. Von der Lage des Hyperboreerlandes gibt Herodot noch eine Auskunft, die nicht übersehen werden darf, wiewol er sie nur als unbegründete Dichtersage darbietet. Er erzählt nämlich [10]): „Der Dichter Aristees, des Kaustrobios Sohn, aus Prokonnes, berichtet, er sei vom Phoibos begeistert zu den Issedonern gekommen. Über diesen wohnen die einäugigen Arimasper, über diesen die goldbewachenden Gryphen und nach ihnen die Hyperboreer, die sich bis an das Meer verbreiten. Alle diese Völker, mit Ausnahme der Hyperboreer, lebten in unaufhörlichem Streite mit ihren Nachbarn." Diese anscheinend unerhebliche Nachricht erhält dadurch eine große Bedeutsamkeit, daß das darin von den Hyperboreern Gesagte genau

4) L. IV. (Melpomene). c. 32—36. 5) Nach Plinius (L. IV. c. 25.) scheinen sie von den Deliern mishandelt oder ermordet worden zu sein. 6) Nach Pausanias (L. V. c. 7.) hatte auch Menalopos von Kumä Hymnen auf die Opis und Hekaërge gedichtet.

7) Er sang die Geburt des Apollon und der Artemis und der kreisenden Leto, der die Hyperboreerin Ilithya beigestanden habe. *Pausan.* L. I. c. 18. L. IX. c. 27. 8) *Pausan.* L. III. c. 13. 9) *Ptolem.* L. V. c. 9. 10) L. IV. c. 13.

mit dem übereinstimmt, was Tacitus [11]) von den in Preußen wohnenden Äſtyern berichtet, die nach ihm an der Meeresküſte wohnten und ein ackerbautreibendes, friedliebendes Volk waren. Dieſe Übereinſtimmung der Sage mit der Wirklichkeit leitet auf die Spur zu dem Wohnſitze der Hyperboreer, der nirgends anders als in Preußen war, wofür noch andere wichtige Gründe ſprechen. Alle Völker, die aus Aſien nach Europa einwanderten, um in dieſem Erdtheile neue Wohnſitze zu ſuchen, wählten Preußen zum nächſten Ziel ihrer Wanderung, wenigſtens zum Ruhepunkt, und verbreiteten ſich von da aus nach dem Weſten, Süden und Norden. Ganz ſicher wiſſen wir dies von den Gothen, Alanen, Vandalen, Burgundionen und Longobarden, mit ziemlicher Gewißheit auch von den andern. Die Urſache, warum alle von Aſien nach Europa einwandernde Völker nach Preußen zogen, iſt wol keine andere, als der daſelbſt befindliche Tempeldienſt, der Sonnen- oder Lichtdienſt, der ſeinen Einfluß bis nach Aſien erſtreckte. Daß dieſer Tempeldienſt durch eine gewaltſame Empörung unterging, weshalb denn auch ſpätere Schriftſteller die Hyperboreer für eine Erfindung der Dichter erklären, iſt durch mehre Mythen angedeutet. Daß Preußen übrigens in der frühen Vorzeit, in welcher ſich die griechiſchen Religionsſyſteme zu geſtalten anfingen, den Griechen nicht unbekannt geweſen, beweiſt die ſinnvolle Mythe von Phaëtons Sturze, deren Schauplatz augenſcheinlich Preußen iſt [12]). (*Rauschnick.*)

Hyperboreiſche Echidna, ſ. Echidna. H. Philoſophie, ſ. Edda.

HYPERBOREISCHER OCEAN. Mit dem Namen hyperboreiſcher Ocean (*Ὠκεανὸς Ὑπερβόρειος*) bezeichnet Ptolemäus in der Beſchreibung der Inſel Hibernia das Polarmeer, oder den nördlichſten Theil der den Römern und Griechen bekannten Gewäſſer des die Erde umgürtenden Okeanos. Nach einem Zuſatze des von Petrus Bertius [1]) benutzten Codex Palatinus führte derſelbe auch noch die Namen Eismeer (*ὁ Πεπηγὼς Ὠκεανός*), kroniſches Meer (*ὁ Κρόνιος Ὠκεανός*), oder Todtes Meer (*ὁ Νεκρὸς Ὠκεανός*). Wir ſehen hieraus, daß dieſer Name bei den Alten eine ſehr weite Bedeutung gehabt haben mag, und daß ſie ſich wol ſchwerlich eine deutliche Vorſtellung von der Ausdehnung und einer beſtimmten Begrenzung dieſes Meeres gemacht haben können. Der Norden der Erde war zu wenig erforſcht durch die Schiffahrt der civiliſirten Völker des Alterthums; nur wenige Seereiſende waren in die nördlichen Regionen vorgedrungen, und die höhern Breitengrade hatten im Allgemeinen ſoviel Abſchreckendes für den Südländer, boten außer Bernſtein und Zinn dem Handelsgeiſte ſo wenig Gewinn dar, daß wir uns in der That wundern müſſen, auf den Tafeln des alexandriner Geographen noch ſoviel Aufklärung über die dem Pole benachbarten Länder und Meere zu finden. Ptolemäus hat wenigſtens die Südgrenze des hyperboreiſchen Oceans ziemlich genau beſtimmt. Das Meer zwiſchen Britannien und Gallien, den Kanal, bezeichnet er mit dem Namen britanniſcher Ocean (*Βρεττανικὸς Ὠκεανός*), und das Meer zwiſchen Britannien, der cimbriſchen Halbinſel (Dänemark) und der Nordweſtküſte Germaniens nennt er übereinſtimmend mit den übrigen alten Schriftſtellern den germaniſchen Ocean (*Γερμανικὸς Ὠκεανός*). Im Norden von dieſem Meere ſchließt ſich über Schottland bei den Orkaden der deukaledoniſche Ocean (*Δουκαληδόνιος Ὠκεανός*) an; an dieſen, zwiſchen Britannien und Hibernien, der hiberniſche Ocean (*Ἰουβέρνιος Ὠκεανός*), der im Süden Hiberniens der verginiſche (*Οὐεργίνιος*, Pal. *Οὐεργιούιος Ὠκεανός*) heißt; und nördlich über Hibernien, ſeitwärts und nördlich vom deukaledoniſchen Ocean bis zum Pole, finden wir auf der Tafel des Ptolemäus den hyperboreiſchen Ocean aufgezeichnet. Das Meer in der Nähe der ſarmatiſchen Küſte, auf der Oſtſeite des cimbriſchen Cherſoneſes, welches die kleinern ſkandiſchen Inſeln, und das große Skandinavien (Schweden, Norwegen und Finnland, bei Ptol. eine große Inſel), von Sarmatien trennte, hieß der ſarmatiſche Ocean (*Σαρματικὸς Ὠκεανός*).

Der früheſte Seefahrer, welcher wahrſcheinlich bis in das Polarmeer vorgedrungen iſt, war Pytheas aus Maſſilia, der ſeine berühmte Seereiſe ungefähr im J. 320 v. Chr. unternahm. Aus ſeinen Schilderungen müſſen wir ſchließen, daß er auf ſeiner Reiſe bis in die höchſten Breitengrade gekommen iſt. Leider iſt ſein Reiſebericht verloren gegangen; aber das Wenige, was uns Strabon, meiſt um den Pytheas zu widerlegen und ihn lächerlich zu machen, und Plinius davon aufbewahrt haben, iſt hinreichend, um die Glaubwürdigkeit deſſelben in unſern Augen feſtzuſtellen. Von Britannien, wo er zu Cantium (Canterbury) gelandet war, ſegelte Pytheas nach Thule, und er berichtet von dieſer Inſel, daß hier der Sommerwendezirkel zum Polarzirkel werde, und daß Thule in der Nähe des Eismeers ſechs Schiffstagereiſen von Britannien nordwärts entfernt liege [2]). Auch über die langen Tage zur Zeit des Sommerſolſtitiums, wenn die Sonne ins Zeichen des Krebſes, und über die langen Nächte, wenn ſie im Winter in das Zeichen des Steinbocks tritt, hatte er in dieſen nördlichen Gegenden merkwürdige Entdeckungen gemacht [3]). Mögen auch die Anſichten über Thule verſchieden ſein (ſ. d. Art.); daß der maſſilienſiſche Reiſende bis zu ſehr hohen Breitengraden vorgedrungen war, beweiſt die Äußerung, daß er an einem Orte geweſen iſt, wo der Sommerwendekreis

11) De morib. germ. c. 44 et 45. 12) Nachzuleſen: A. J. Penzel, über die Hyperboreer (Petersburg 1771). A. L. Schlözer, Allgemeine nordiſche Geſchichte. S. 42, 43, 271. F. Creuzer, Symbolik u. Mythologie der alten Völker, beſonders der Griechen. 2. Th. S. 39, 112, 113, 114, 130 fg. 3. Th. S. 226. 4. Th. S. 177.

1) *Claud. Ptol.* Geogr. II, 2. p. 33. edit. *Pet. Bertii Beveri.* *Ἀρκτικῆς πλευρᾶς περιγραφὴ, ἧς ὑπέρκειται Ὠκεανὸς Ὑπερβόρειος.* [Palat. addit, *ὃ αὐτὸς καλεῖται πεπηγὼς Ὠκεανὸς, καὶ Κρόνιος, ἢ νεκρός.*

2) *Strab.* Rer. Geogr. I. p. 63. *ἐγγὺς εἶναι τῆς πεπηγυίας θαλάττης.* Ibid. II. p. 114. 3) *Plin.* H. N. IV, 30. *Pomp. Mela* III, 6. *Plin.* H. N. II, 77.

zum Polarzirkel wird, was, wenn wir die Stelle richtig verstehen, nur unter einer Polhöhe von 66½ Grad der Fall sein kann. Hiermit stimmt auch der Bericht über die langen Tage zur Zeit des Sommersolstitiums und über die langen Nächte zur Zeit des Wintersolstitiums vollkommen überein, und hieraus sehen wir, daß er den hyperboreischen Ocean wirklich beschifft habe. Auch über dem auf dem Eismeere so gewöhnlichen Eisnebel und Frostrauch, wovon der Grieche gar keinen Begriff haben konnte, und für welche Erscheinungen es seiner sonst so reichen Sprache sogar an Ausdrücken gebrach, hatte Pytheas in seiner Reisebeschreibung gesprochen. Dieses Mangelhafte der Sprache mußte natürlich die Erzählung um so wunderbarer und unglaublicher machen und dem sich so weise dünkenden Strabon Veranlassung geben, den Bericht des Pytheas zu verspotten. Dieser hatte nämlich gesagt [4]): „Es gebe im äußersten Norden weder Erde noch Wasser, noch Luft, sondern eine Mischung von dem Allen, ähnlich einem Werkzeuge des Meeres zum Athemholen. In diesem werde Erde und Meer und Alles zugleich in die Höhe gehoben, und es sei gleichsam das Band des Alls, welches weder zu Lande noch zu Wasser zugänglich sei. Den Theil, der einem Werkzeuge zum Athemholen gleiche, habe er selbst gesehen; das Übrige aber erzähle er blos nach Hörensagen." Man vergleiche mit dieser Schilderung die Berichte der neuesten Nordpolexpeditionen und man wird staunen, bis zu welchem Breitengrade Pytheas auf dem nördlichen Ocean entweder selbst gekommen, oder von welchem ihn doch auf seiner Reise sichere Kunde geworden sein muß.

Das Polarmeer war jedoch bei den Alten auch noch unter mehren andern Benennungen bekannt, als unter der des hyperboreischen Oceans, und selbst die Namen, die der Codex Palatinus hinzufügt, können noch durch einige aus Plinius' [5]) Schriften vermehrt werden. Allen, obgleich sie aus verschiedenen Sprachen genommen sind, scheint indessen derselbe Sinn zu Grunde zu liegen. Am bekanntesten war der allgemeine Name Septemtrionalis Oceanus, Nordmeer, welches Hekatäus mit dem scythischen Namen Amalchius belegte, ein Wort, das in der Sprache der Skythen zugefroren bedeutete. Der Grieche Philemon behauptete, daß die Cimbern dasselbe Meer Morimarusa benennten, das heiße, Todtes Meer, und zwar bis zum Vorgebirge Rubeas; weiter hinauf heiße es das cronische. — In allen diesen Namen liegt der Begriff des Eismeeres, und alle passen nur auf den Polarocean. Nach Plinius ist Amalchius Oceanus der skythischen Sprache entnommen, und so mag es wol auch sein; denn nach Suidas heißt das Wort *Μάλχιος* erkältend, durch Kälte erstarrend. Den Namen Morimarusa leitet Adelung [6]) aus der wallisischen Sprache der Nieder-Bretagne her, wo Mor das Meer und Mariosis todt bedeutet, also todtes Meer; demnach ist Morimarusa in cimbrischer Mundart der *Ὠκεανὸς Νεκρός* des Codex Palatinus. Cronium mare aber scheint aus der irländischen Sprache zu stammen, von Muir-Chroinn, die dicke, die geronnene See, was mit dem mare pigrum et concretum des Plinius und Solinus [7]), wodurch diese den Namen Cronium zu erklären scheinen, vollkommen übereinstimmt. Unter dem letztern Namen war das Polarmeer schon der ältesten Fabelzeit bekannt, und wir finden denselben schon in der Argonautik des Orpheus [8]), wo er durch *νεκρὴ θάλασσα* erklärt wird, obgleich es ausgemacht ist, daß dieses Gedicht aus einer spätern Zeit stammt. Harduin in seinen Anmerkungen zu der angeführten Stelle des Plinius denkt bei dem Cronium mare an Grönland; vielleicht sind beide Namen gleicher Abstammung nach ihrer Lage im äußersten Norden, wenigstens kann ich mich nicht mit der gewöhnlichen Etymologie Grönlands, grünes Land, befreunden, wie viel man auch von dem frühern glücklichen Klima desselben sagen mag. Wenn Plinius und Solinus, dem Griechen Philemon folgend, einen Unterschied andeuten zwischen Morimarusa und Cronium mare, so möchte sich dieser nur sehr schwer geographisch feststellen lassen. Bis zum Vorgebirge Rubeas hätten die Cimbern das Meer Morimarusa, weiter hinauf aber Cronium genannt. Nun sind aber über die Lage des Vorgebirgs Rubeas die Meinungen sehr getheilt. Mannert hält die nördlichste Spitze Kurlands dafür, weil Ptolemäus und Marcianus Herakleota in dieser Gegend einen Fluß mit ähnlichen Namen kennen. Dieser Fluß heißt Rhubon, wahrscheinlich die Windau, welche bei der Stadt gleiches Namens in die Ostsee fällt. Harduin meint, daß das Noort-Kyn, das Nordcap auf der äußersten Spitze Norwegens, das alte Vorgebirge Rubeas sei. Hier beginnt allerdings das Eismeer (Mare Cronium); aber das Nordkap liegt fast zu weit entfernt von den damals bekannten Küsten, als daß wir von einem Griechen in so früher Zeit Nachricht erwarten könnten, wir müßten denn annehmen, daß er eine ihm ganz unverständliche Nordlandskunde, die er von den Cimbern erhalten hatte, wiedergegeben habe, und für diese Ansicht scheint allerdings die bei Plinius später folgende Notiz über das große Sevogebirge, in welchem wir den großen, Schweden und Norwegen scheidenden Bergrücken Kjölen, dessen südlichster Theil noch jetzt den Namen Seve-Ryggen führt, wiedererkennen, und mehre andere genaue Angaben über die nördlichen Länder und Inseln zu sprechen.

Tacitus hat zwar keinen besondern Namen für das äußerste Nordmeer angegeben; aber seine treffende Schilderung weist uns auf den hyperboreischen Ocean des Ptolemäus hin, welchen Namen er vielleicht gebraucht haben würde, wenn er nicht alles sorgfältig zu vermeiden suchte, was an das Reich der Fabel erinnert. Die Ostsee hat er nach den an der Küste wohnenden Völker-

4) *Strab.* Rer. Geogr. II, 4. p. 104. 5) *Plin.* H. N. IV, 27. 6) Adelungs Älteste Gesch. der Teutschen. S. 48.

7) *Plin.* H. N. IV, 30. A Thule unius diei navigatione Mare concretum, a nonnullis Cronium appellatur. *Solin.* Polyhist. 22. Ultra Thylen pigrum et concretum mare. 8) Argonaut. Orph. v. 1086:

Ἔμπεσε δ' Ὠκεανῷ· Κρόνιον δέ ἑ κικλήσκουσιν
Πόντον Ὑπερβόρεοι μέροπες, νεκρήν τε θάλασσαν.

ſtämmen mit dem Namen ſueviſches Meer (Suevicum mare) bezeichnet. Über dieſem Meere, nach ſeiner Anſicht auf einer Inſel im Ocean, wohnen die Suionen, ein mit den Waffen und der Seefahrt wohlvertrautes Volk, in welchen wir die älteſten Bewohner Schwedens, die in den Urkunden Sviar heißen, ohne Mühe wieder erkennen. „Über den Suionen," fährt Tacitus [9]) fort, „befindet ſich noch ein anderes Meer, das träge und faſt ganz unbewegt iſt. Daß von ihm der Erdkreis umgürtet und geſchloſſen werde, glaubt man deshalb, weil der letzte Schein der ſinkenden Sonne bis zum Aufgange fortdauert, ſo hell, daß er die Sterne verdunkelt. Die Sage fügt hinzu, daß überdies ein Getön vernommen und Geſtalten der Göttin und Strahlen eines Hauptes geſchauet würden. So weit reicht, und dies nur iſt Wahrheit an der Sage, die Natur der Dinge." Wol niemand wird es in Abrede ſtellen, daß Tacitus mit ſeinem aliud mare trans Suionas das Polarmeer im Norden Schwedens und Norwegens, das Cronium mare des Plinius meine. Durch die Beiwörter träge und faſt ganz unbewegt, pigrum ac prope immotum, hat er ihm gewiſſermaßen einen Namen gegeben, der mit den bei den übrigen Schriftſtellern vorkommenden, dem Sinne nach vollkommen übereinſtimmt; auch verräth die Schilderung der wunderbaren Erleuchtung der Nacht einen Augenzeugen, deſſen Erzählungen Tacitus benutzt hat. Hier geht in der That das Leben in der Natur zu Ende. Aber ſelbſt das Getön, welches man in dieſen Gegenden nächtlich vernehmen ſoll, iſt nicht erdichtet, wie Tacitus zu vermuthen ſcheint; ſondern es iſt das wunderbare ziſchende Geräuſch der ausſtrömenden Elektricität in der Nähe des Poles, und die vermeintlichen Göttergeſtalten und die Strahlen eines Hauptes deuten auf die unerklärlichen Erſcheinungen in dem Nordlichte hin, von denen die Reiſenden in den fernen Polargegenden zu erzählen wiſſen. Dieſe und ähnliche Naturerſcheinungen ſpielten in der Mythologie der Nordländer eine bedeutende Rolle. Soweit erſtreckten ſich die Kenntniſſe der Alten über das äußerſte Meer im Norden der Erde, und ſogar der Name Eismeer (Oceanus glacialis) [10]) war ihnen nicht unbekannt. (*August Wilhelm.*)

HYPERBOREUS bedeutet mehr als nördlich, und kommt in der alten Geographie vor, wo die Griechen alle Länder, die nördlicher als Thrakien lagen, unter dem Namen der hyperboreiſchen Länder begriffen, indem man in den früheſten Zeiten Thrakien für das nördlichſte Land hielt, welches noch bewohnbar wäre. (*Eduard Schmid.*)

HYPERCATHARSIS, Ὑπερκάθαρσις (v. ὑπερκαθαίρειν, übermäßig reinigen), Superpurgatio, ein übermäßiges, allzuſtarkes Purgiren, die zu ſtarke Wirkung eines Abführmittels. (*Wiegand.*)

HYPERCHEIRIA wird Here (ſ. d. Art.) an einem Sitze ihrer Verehrung genannt. Dieſer Beiname läßt ſich am beſten aus Homer erklären *). (*Schincke.*)

HYPERCHIRIA (Insecta). Eine Schmetterlingsgattung, von Hübner in der Abtheilung der Spinner aufgeſtellt, charakteriſirt durch die ausgenagten Flügel und die großen Augenflecken auf den hintern Flügeln. Es gehören hierher: Hyperchiria Nausica *Cram.* 303. B. C. etc. 249. D. E. — *H. Joh. Cram.* 303. F. G. etc. D. E. (D. *Thon.*)

Hyperchromasie, ſ. Farbenlehre.

HYPERCINESIA (v. ὑπὲρ, übermäßig und κίνησις, Bewegung), die übermäßige Beweglichkeit eines Theiles, die krankhaft vermehrte, ungleiche, unverhältnißmäßige Erregbarkeit und Beweglichkeit (Erethismus, Diathesis erethica) im Gegenſatze von Torpor. (*Wiegand.*)

Hypercompa, ſ. Eyprepia.

HYPERCORYPHOSIS, Ὑπερκορύφωσις (v. ὑπὲρ, über, und κορυφόω, ſpitzig oder erhaben machen), eine überſtehende Spitze oder Ende, jede obere Hervorragung, bei Hippokrates (de dissect. 1) in Beziehung auf die Lappen der Lungen und der Leber. (*Wiegand.*)

HYPERCRISE, HYPERCRISIS, Superexcretio (v. ὑπὲρ, über, und κρίσις, die Entſcheidung einer Krankheit, beſonders durch Ausleerungen), eine übermäßige kritiſche Ausleerung, die ſtatt wohlthätig zu wirken den Kranken ſchwächt und ſelbſt den Tod nach ſich ziehen kann. (*Wiegand.*)

HYPERCYRTOSIS (v. ὑπὲρ, über, und κύρτωσις, Bildung einer Erhabenheit, Krümmung ꝛc.), die krankhafte, übermäßige Krümmung eines Theils. (*Wiegand.*)

HYPERDIAZEUXIS, nannten die Griechen das Verhältniß zweier Tetrachorde, die durch nichts als durch eine um eine Octave höhere Tönung von einander verſchieden waren, wie z. B. die beiden Tetrachorde Hypaton und Hyperbolaeum. S. Tetrachord. (*G. W. Fink.*)

HYPERDORISCH. Die ganze Tonreihe war folgende: g a b c̄ d̄ es f̄ ḡ. Man vergl. Hyperäolisch und Hyperjaſtiſch. (*G. W. Fink.*)

HYPERDYNATOKRASIE, HYPERDYNATOCRASIA (v. ὑπὲρ, über, δυνατὸς, vermögend, und κρᾶσις, Miſchung) nach Bartels (Lehrbuch der allgem. Pathologie. Breslau 1819. §. 50), die Miſchungsüberkraft, die überſtarke, die zu innige Miſchung, im Gegenſatze von der zu ſchwachen oder zu lockern Miſchung, der Miſchungsvermögensſchwäche oder Adynatokraſie. (*Wiegand.*)

HYPEREA, von Homer (Il. II. 734) Ὑπέρεια, von Pindar (Pyth. IV, 222. schol.) Ὑπερηΐς genannt, befand ſich in Theſſalien, nach Strabon (IX, p. 439.) mitten in der Stadt Pherä in Phthiotis. Derſelbe Strabon führt aber (IX, p. 431 etc.) auch eine Quelle Hyperea und eine andere Meſſeis, 60 Stadien ſüdlich von Pharſalus, auf, neben denen die Trümmer der alten Stadt Hellas gezeigt wurden. Dieſe in Theſſaliotis vor-

9) Germ. 45. 10) *Juvenal*, Satyr. II, 1.

*) μάλα γάρ ἑθεν εὐρύοπα Ζεὺς χεῖρα ἒὴν ὑπερέσχε. Il. IX, 419; und αἴ κ' ὔμμιν ὑπέρσχῃ χεῖρα Κρονίων. IV, 249; ubi hoc de deo dici ἀντὶ τοῦ σκεπάσαι εὖτολν βοηθῆσαι, *Eustath.* adnotavit. *Siebelis* ad *Pausan.* III, 13, 6.

handene Quelle Hyperea ist demnach von jener in Pherä verschieden. Eustathius zu Il. VI, 457 merkt an, daß zwei Quellen Hyperea und Messeis sich auch in Böotien befänden, und der Scholiast zu Pindar in der angezogenen Stelle gibt an, daß einige Schriftsteller auch eine Quelle Hyperea nach Lakonien setzten. Bei Hesychius ist Hyperea zur Stadt und Quelle der Phäaken gemacht, wofür die Kritiker Pheräer mit Recht lesen. Vergl. *Plin.* IV, 15. (*Kanngiesser.*)

HYPERECHIUS war ein Grammatiker zu Alexandrien, der unter dem Kaiser Marcianus blühete. Er wurde aber von dem Kaiser Leo, wegen unbekannter Ursachen, ins Exil geschickt. Er schrieb: *Τέχνην γραμματικὴν περὶ ὀνομάτων, περὶ ῥήματος καὶ ὀρθογραφίας*, eine Abhandlung über die Nomina, das Verbum und die Rechtschreibung, die aber verloren gegangen ist. Suidas s. v. Hyperechius und Leo Macelles. Vergl. *Fabricii* Biblioth. Vol. VII. p. 63 ältere Ausgabe. (*Kanngiesser.*)

HYPEREMESIA, HYPEREMESIS (von *ὑπὲρ*, über, und *ἔμεσις*, Erbrechen), das übermäßige Erbrechen, die allzustarke Wirkung eines Brechmittels. (*Wiegand.*)

HYPERENERGIE, HYPERENERGIA (von *ὑπὲρ*, über, und *ἐνέργεια*, Thätigkeit), das zu starke Wirkungsvermögen, die übermäßige Kraft. (*Wiegand.*)

HYPERENOR, einer der thebanischen Stammhelden, welche unter Kadmos' Regierung und von ihm selbst aus den ausgesäeten Drachenzähnen aus der Erde sproßten [1]). Kadmos begleiteten mehre aus Phönikien, sie vermischten sich mit den Eingeborenen und wurden später *γηγενεῖς* oder *σπαρτοί* genannt. Daher in der Kadmosmythe diese Localsage. Ebenso heißt ein Sohn Apollons, den er mit Alkyone's Tochter, Äthusa, zeugte [2]). Endlich führte ein Sohn des Panthos in Troja diesen Namen. Menelaos stach ihn beim Ausfalle der Troer auf die griechischen Schiffe in die Weichen des Bauches, und das Erz durchdrang die Eingeweide so tief, daß er sogleich starb [3]). (*Schincke.*)

Hyperephidrosis, s. Hyperidrosis.

HYPERES, ein alter König von Trözene. Er und Anthas sollen die letzten gewesen sein, und sein Andenken durch die Gründung der Stadt Hyperea unweit Trözene verewigt haben *). (*Schincke.*)

Hyperesia, s. Ägeira.

Hypereta (Basilius), s. Pufendorf.

HYPERETES wird ein Sohn des Poseidon und der Alkyone in Trözen genannt [a]), und von Pausanias [b]) Hyperetos und Erbauer von Hyperea. Diese und eine andere Stadt, Anthea, war später unter dem Namen Trözen bekannt [c]). (*Schincke.*)

HYPERERETHISIE, HYPERERETHISIA (von *ὑπὲρ*, über, *ἐρέθισις*, Reizung, Reizen), die übermäßige Reizbarkeit im Allgemeinen, auch der überreizte Zustand eines Theils. (*Wiegand.*)

HYPERETOS, ein Sohn Lykaons, soll Hyperesia erbauet haben [1]), das später Ägira [2]) genannt worden, jetzt Argyro-Castro [3]). (*Schincke.*)

HYPERGEOMETRISCHE REIHE nennen Wallis und Euler diejenige Reihe, deren ntes Glied entsteht, wenn man die n ersten Glieder einer arithmetischen Reihe mit einander multiplicirt. Die Glieder einer solchen Reihe sind einerlei mit dem, was man jetzt gewöhnlich nach dem Vorgange der französischen Mathematiker numerische Facultäten oder Factorielle (s. diese Art.) nennt. (*Gartz.*)

HYPERGEUSIA, HYPERGEUSIS (von *ὑπὲρ*, übermäßig, und *γεῦσις*, Geschmack), das zu starke Schmeckvermögen, eine zu große Feinheit des Geschmacks. (*Wiegand.*)

HYPERHEXAPI (Evertebrata) nannte Latreille in seinem Werk über die natürlichen Familien des Thierreichs eine Abtheilung der wirbellosen Thiere, welche die Crustaceen, Arachniden und Myriapoden umfaßte. (D. *Thon.*)

HYPERHOMOLA (Insecta). Eine von Audinet Serville gegründete Insectengattung in der Ordnung der Orthopteren (s. d. Art.). Die Flügeldecken sind häutig, sowie die Flügel; beide, von gleicher Länge, werden gänzlich von dem Metathorax bedeckt. Die Maxillarpalpen sind wenigstens zweimal länger als die Labialpalpen, und ihr letztes Glied ist verlängert, verkehrt kegelförmig, am Ende gestutzt. Die Fühler sind lang und stehen an ihrer Einfügung weit aus einander, ihr erstes Glied ist stark, fast cylindrisch, das zweite kurz, fast kugelig, das dritte cylindrisch, so lang als die beiden ersten zusammen, die andern unter einander fast gleich und cylindrisch. Der Kopf ist so breit als der vordere Theil des Thorax, das Gesicht senkrecht, zwischen den Augen ein unterbrochener Querkiel. Die Augen sind klein, kugelig, fast gestielt. Der Scheitel ist sehr flach, so auch der Thorax, der an den Seiten stark gekielt ist; die Kiele sind gezähnt. Der Prothorax ist so lang als der Scheitel, durch eine vollkommene Querfurche von dem Mesothorax getrennt. Dieser ist etwas weniger breit als der Prothorax, von dem Metathorax durch eine, auf der Mitte des Rückens wenig sichtbare, unregelmäßige Querfurche getrennt. Der Metathorax ist ausnehmend lang, so lang als der Hinterleib, er scheint von Oben oval, vorn gestutzt, hinten fast spitzig, gegen das Drittel seiner Länge etwas quer gewölbt, in der Mitte mit einer merklichen, doch wenig erhabenen Längslinie, welche in der Mitte wieder als gefurcht erscheint, und so dem Metathorax den Anschein von zwei an der Naht zusammengewachsenen Flügeldecken gibt, die Seiten sind nächst dem Kiele herumgeschlagen und umfassen so die Seiten des Hinterleibes, wie bei den Pimelien. Das Mesosternum und

---

1) *Pausan.* IX, 5, 1. *Apollodor.* III, 4, 1. *Hygin.* fab. 178. 2) *Apollodor.* III, 10, 1. 3) *Hom.* Il. XIV, 516.
*) *Pausan.* II, 30, 7.
a) S. *Heyne*, Observ. ad Apollodor. p. 273. b) *Pausan.* II, 30, 7. c) *Pausan.* II, 30, 8.

1) *Eustath.* ad Il. II, 573. 2) *Pausan.* VII, 25, 1. *Polyb.* VII, 54. 3) Dodwell, Reise, übers. von Sickler. 2. Bd. S. 135.

Metaſternum ſind ſchmal, in der Mitte hohl, hinten tief ausgerandet, ihre Seitenränder ſtark aufgebogen, die Afteranhänge ſind borſtig und ziemlich lang. Der Körper iſt im Allgemeinen ſehr kurz. Die vordern und mittlern Füße ſind von mittlerer Länge, die Schenkel unten gezähnelt. Die vordern Schienbeine ſind erweitert, an der Wurzel ausgehöhlt. Die hintern Füße ſind verlängert, die Schenkel lang, mittelmäßig angeſchwollen, unten mit Dornen beſetzt, die Schienen lang, oben mit zwei Reihen feiner, unten mit einer Reihe dergleichen Dornen beſetzt. Die einzige beſchriebene Art war ein Männchen. Sie ward in Neuſeeland gefangen, war durchaus grünlich, die Augen und der obere Theil der Lippe braun, die Länge zehn Linien. (D. *Thon.*)

HYPERHYPATE nennt Boëthius in ſeinem Buche de Musica, lib. I. cap. 20 diejenige Saite oder den Ton, der dem tiefſten Baß-Tetrachorde noch angehängt wurde, damit der Umfang der beiden tiefſten Tetrachorde eine volle Octave ausmachen möchte. Daß die Griechen oben und hoch nennen, was wir als unten und tief annehmen, iſt bekannt. Es iſt dieſer Ton Hyperhypate kein anderer, als der gewöhnlich Proslambanomenos genannte, unſer großes A. (*G. W. Fink.*)

HYPERIA *Latreille* (Crustacea), Krebsgattung aus der Ordnung der Amphipoden, mit folgenden Kennzeichen: Die vier Fühler ſind borſtig, die zehn eigentlichen Füße mittelmäßig lang, alle in ein einfaches, ſpitziges Glied auslaufend, der Kopf ziemlich klein, rund, vorn flach und hinten ſchnabelförmig verlängert. Der Körper koniſch, in zwei dreieckige, verlängerte, horizontale Blätter endigend. Hierher Hyperia Suerii *Latreille*; Phronima? *ejusd.*, Encycl. Méth. Crust. t. 328. f. 17 et 18. als einzige noch nicht näher beſchriebene Art. (D. *Thon.*)

HYPERJASTISCH iſt mit HYPERIONISCH einerlei. Vergleicht man den Art. Hyperäoliſch mit folgender Tabelle, ſo wird man ſich in dieſe und andere griechiſche Tonarten leicht finden, wenigſtens für eine gewiſſe Zeit; denn allmälig traten hierin Verſchiedenheiten ein.

Hohe Tonarten (mit Hyper):	G-moll Hyperdorisch.	Gis-moll Hyperjastisch.	A-moll Hyperphrygisch.	B-moll Hyperäolisch.	H-moll Hyperlydisch.
Urſprüngliche Tonarten:	D-moll Dorisch.	Dis-moll Jastisch oder Ionisch.	E-moll Phrygisch.	F-moll Äolisch.	Fis-moll Lydisch.
Tiefe Tonarten (mit Hypo):	A-moll Hypodorisch.	B-moll Hypojastisch.	H-moll Hypophrygisch.	C-moll Hypoäolisch.	Cis-moll Hypolydisch.

(*G. W. Fink.*)

HYPERICEAE. So nennt man eine Gruppe der natürlichen Familie der Guttiferae, welche folgendermaßen charakteriſirt wird: Die Staubfäden ſind in mehre Bündel verwachſen, die Piſtille in der Mehrzahl vorhanden. Sie haben mehrfächerige Kapſeln, deren Fächer von den eingebogenen Klappenrändern gebildet werden. Die Samen ſind klein, ohne Eiweißkörper; der Embryo ſteht meiſt aufrecht. Die hierher gehörigen Pflanzen enthalten, wie die Guttiferae im Allgemeinen, gummiharzige, gelbe Säfte (Gummigutt) und etwas flüchtiges Öl. Linné rechnete ſie zu ſeinen Rotaceis, nach Juſſieu bilden ſie eine eigene Familie, welche Candolle unter dem Namen Hypericineae zu der Claſſe Exogenae s. Dicotyledoneae und zu der Unterclaſſe Thalamiflorae zählt. Zu den Hypericeen gehören folgende Gattungen: Hypericum *L.*, Androsaemum *Allion.*, Ascyrum *L.*, Haemocarpus *Noronh.*, Martia *Spr.*, Vismia *Vand.* und Cratoxylon *Blum.* (*Sprengel.*)

HYPERICUM *L.*, Hartheu, Johanniskraut. Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Hypericeen, der natürlichen Familie der Guttiferae, und der 18. Linné'ſchen Claſſe, deren Charakter folgender iſt: Ein fünfgetheilter Kelch; fünf Corollenblättchen; fünf Reihen von Staubfäden; keine Nektardrüſen; drei oder fünf Griffel; und eine drei- oder fünfklappige Kapſel mit einwärtsgebogenen, doppelte Scheidewände bildenden Klappen und vielen kleinen Samen.

I. Hyperica mit fünf Griffeln in jeder Blume, A. ſtrauchartige: 1) H. oblongifolium *Choisi* (Hyperie. t. 4) mit zuſammengedrückten Zweigen, ungeſtielten, ablangen, nervenreichen, durchſcheinend-punktirten Blättern, einzeln am Ende ſtehenden Blüthen, und ſtumpfen, nervig-geaderten Kelch- und Corollenblättchen, welche die Staubfäden an Länge übertreffen. In Oſtindien. (H. uralum *Hamilt.*, *Don* im Bot. mag. t. 2375.) 2) H. cernuum *Roxb.* Hort. beng. mit drehrunden Zweigen, ablangen, ſtachlichtſtumpfen, ſchimmelgrünen Blättern, faſt dreizähligen Blüthenſtielen, zugeſpitzten Kelchen und ſehr langen Geſchlechtstheilen. Ebend. 3) H. bracteatum *Hamilt.* (in *Don* Fl. nepal.) mit drehrunden Zweigen, halbſtielumfaſſenden, ablangen, zugeſpitzten, lederartigen, unbehaarten Blättern, zuſammengedrängten, unterhalb blattreichen Blüthenzweigen, herzförmigen, zugeſpitzten Bracteen, und ſtachlichtſtumpfen, den Griffeln an Länge faſt gleichenden Kelch- und Corollenblättchen. In Nepal. (H. cordifolium *Chois.* (in *Cand.* Prodr.) 4) H. patulum *Thunb.* (Jap. t. 17) mit drehrunden Zweigen, umgekehrt-eiförmig-ablangen, unten umgebogenen, glatten Blättern, wenigen, bracteirten, am Ende ſtehenden Blüthenſtielen und ganz ſtumpfen Kelchen. In Japan und Nepal. 5) H. chinense *L.* Am. ac. mit drehrunden Zweigen, ungeſtielten, ablang-lanzettförmigen, ſtumpfen, ſchwarzpunktirten Blättern, faſt doldentraubigen Blüthenſtielen, ſtumpfen Kelchen, Staubfäden, welche länger als die Corolle ſind, und zuſammengewachſenen Griffeln. Am Vorgebirge der guten Hoffnung, in Oſtindien, China und Japan. (H. monogynum *L. Sp.* pl., Bot. mag. t. 334, aureum *Lour.* cochinch.) 6) H. calycinum *L.* Mant. mit aufſteigenden, viereckigen Stengeln, zweizeiligen, ablangen, ſtumpfen, faſt lederartigen unbehaarten Blättern, einzeln am Ende ſtehenden Blüthen, ganz ſtumpfen Kelchblättchen und Corollenblätt-

chen, welche länger als die Staubfäden sind. In Rumelien (Thrakien), und Irland. (H. venosum *Lam.* Enc. Bot. mag. t. 146). 7) H. Leschenaultii *Chois.* (in *Cand.* Prodr.) mit drehrunden Zweigen, elliptisch-ablangen, stumpfen, durchscheinend-punktirten Blättern, zugespitzten Kelchblättchen, sehr kurzen Staubfäden und Corollenblättchen, welche länger als die Griffel sind. Auf Java. 8) H. connatum *Lam.* Enc. mit aufrechtem, drehrundem, einfachem Stengel, durchbohrten, rundlichen, stachlichtstumpfen, unbehaarten, unten geaderten, am Rande verdickten Blättern, am Ende stehender, blattloser, gabliger Doldentraube, abgekürzten Blüthenstielen und lanzettförmigen Kelchblättchen. An den Flüssen Rio grande und de la Plata in Südamerika. 9) H. alternifolium *Vahl* (Symb. II. t. 42) mit drehrunden Zweigen, abwechselnden, breit-lanzettförmigen, glatten Blättern, einzeln in den Blattachseln stehenden, bracteirten Blüthenstielen, und abgerundeten Kelchblättchen. In Ostindien. 10) H. lanceolatum *Lam.* Enc. mit drehrunden Zweigen, gegenüberstehenden, fast gestielten, lanzettförmigen, etwas zugespitzten, am Rande punktirten Blättern, einzelnstehenden, ungestielten Blüthen und zusammengewachsenen Griffeln. Auf den Mascarenhas. 11) H. Kalmianum *L. Sp.* pl. mit viereckigen Zweigen, linienförmig-lanzettförmigen, unbehaarten Blättern, doldentraubigen Blüthen und stumpfen Kelchen. In Virginien. 12) H. angustifolium *Lam.* Enc. mit drehrundlichen Zweigen, fast stielumfassenden, linienförmig-lanzettförmigen, zugespitzten, an der Basis unten umgebogenen unbehaarten, gestreiften Blättern, am Ende stehenden, sehr kurzen Blüthenstielen, und zusammengewachsenen, die Staubfäden an Länge übertreffenden Griffeln. Auf den Mascarenhas. 13) H. balearicum *L. Sp.* pl. mit viereckigen, wie die ablangen, stumpfen, fast ungestielten, wellenförmigen Blätter, warzigen Zweigen und einzeln am Ende stehenden Blüthen. Auf den balearischen Inseln. Abb. Bot. mag. t. 137. 14) H. Brathys *Sm.* (Icon. ined. t. 41) mit winkeligen Zweigen, dachziegelförmig beisammenstehenden, kanalförmigen, pfriemenförmigen, aufrechten, punktirten Blättern, am Ende stehenden, fast ungestielten Blüthen, und zu einem Bündel verwachsenen Staubfäden. In Neu-Granada. (Brathys juniperina *L. fil.*, Hyp. juniperinum *Kunth* Syn.) — B. Krautartige Hyperica: 15) H. pyramidatum *Ait. Kew.* mit viereckigem, hohem Stengel, halbstielumfassenden ablangen, zugespitzten Blättern, am Ende stehenden Blüthenstielen, stumpfen Kelchblättchen, und abgekürzten Griffeln. In Nordamerika. (H. amplexicaule *Lam.* Enc.) Abb. *Vent.* Malm. t. 118. 16) H. Ascyron *L. Sp.* pl. mit viereckigem Stengel, ungestielten, ablangen, zugespitzten Blättern, am Ende stehenden Blüthenstielen, etwas zugespitzten äußern und ganz stumpfen innern Kelchblättchen, und mit Staubfäden, welche die Griffel an Länge übertreffen. In Sibirien. Abb. *Gmel.* Sibir. IV. t. 69. 17) H. macrocarpon *Mx.* bor. am. mit viereckigem, hohem Stengel, ungestielten, ablangen, zugespitzten Blättern, am Ende stehenden Blüthenstielen, eiförmig-lanzettförmigen Kelchblättchen und Staubfäden, welche den Griffeln an Länge gleichen. In Nordamerika. (H. ascyroides *W. Sp.* pl., rostratum *Rafin.*) 18) H. brasiliense *Chois.* (*Cand.* Prodr.) mit viereckigen, fast geflügelten Zweigen, stielumfassenden, linienförmig-lanzettförmigen, etwas zugespitzten, abstehenden, fast punktirten Blättern, rispenförmigen Blüthen, und linienförmigen, langzugespitzten Kelchblättchen. In Brasilien.

II. Hyperica mit drei Griffeln in jeder Blume. A. Strauchartige. *a*) Mit ziemlich breiten Blättern. 19) H. canariense *L.* Syst. mit fast ungestielten, eiförmig-ablangen, etwas zugespitzten Blättern, doldentraubigen Blüthen, eiförmig-ablangen, zurückgeschlagenen Kelchblättchen und Staubfäden, welche länger als die Corolle sind. Auf den kanarischen Inseln. (H. grandiflorum *Chois.* Hyp. t. 3., elatum *Ait. Kew.*) 20) H. olympicum *L. Sp.* pl. mit ungestielten, ablang-lanzettförmigen, durchscheinend-punktirten Blättern, am Ende stehenden, bracteirten Blüthenstielen, ablangen, zugespitzten, ungleichförmigen Kelchblättchen und Staubfäden, welche kürzer als die Corolle sind. In Kleinasien und im südlichen China. Abb. *Sm.* Ex. bot. II. t. 96., Bot. mag. t. 1867. 21) H. foliosum *Ait. Kew.* mit winkeligen Zweigen, ungestielten, eiförmig-lanzettförmigen, fein durchscheinend-punktirten Blättern, am Ende stehenden, doldentraubigen Blüthen, lanzettförmigen, zugespitzten Kelchblättchen und Corollenblättchen, welche den Staubfäden an Länge gleichen. Auf den azorischen Inseln. 22) H. floribundum *Ait. Kew.* mit drehrundlichen Zweigen, fast ungestielten, ablang-lanzettförmigen, an der Basis verschmälerten, nicht punktirten Blättern, doldentraubigen Blüthen, eiförmigen, gewimperten Kelchblättchen, und Staubfäden, welche beinahe kürzer als die Corolle sind. Auf Madera und den kanarischen Inseln. 23) H. Milleporum *W.* Herb. mit drehrunden Zweigen, fast gestielten, lanzettförmigen, an beiden Enden verschmälerten, nervenreichen, durchscheinend-punktirten, am Rande, wie die lanzettförmigen Kelchblättchen, drüsig-feingesägten Blättern und doldentraubigen Blüthen. Auf Teneriffa. 24) H. hircinum *L. Sp.* pl. mit zweischneidigen Zweigen, ungestielten, eiförmig-ablangen Blättern, dreigetheilten Blüthenstielen, zugespitzten Kelchblättchen und Staubfäden, welche länger als die Corolle sind. In Italien und Griechenland. Abb. Schk. Handb. III. t. 213. f. 3. 25) H. inodorum *W. Sp.* pl. mit zweischneidigen Zweigen, fast ungestielten, elliptisch-ablangen, geaderten Blättern, am Ende stehenden, dreizähligen, abgekürzten Blüthenstielen, lanzettförmigen Kelchblättchen, und spatelförmig-linienförmigen Corollenblättchen, welche mit den Staubfäden von gleicher Länge sind. Auf Kreta und in Kleinasien. 26) H. biflorum *Lam.* Enc. mit drehrundlichen Zweigen, gestielten, eiförmig-ablangen, zugespitzten, geaderten Blättern, in den Blattachseln stehenden, zweiblumigen Blüthenstielen, stumpfen Kelchblättchen und pinselförmigen Staubfäden, welche den Griffeln an Länge gleichen. In China. (H. chinense *Retz.* Obs.) 27) H. axillare *Lam.* Enc. mit drehrunden Zweigen, ungestielten, lanzettförmigen, an der Basis verschmälerten,

heinend punktirten Blättern, einzeln in den Blatt-
stehenden Blüthenstielen, linienförmig-lanzettförmi-
letzt zurückgeschlagenen Kelchblättchen, und Staub-
welche den Corollenblättchen an Länge fast glei-
In Nordamerika. 28) H. prolificum *L.* Mant.
eischneidigen Zweigen, lanzettförmigen, stumpfen,
r Basis verschmälerten Blättern, dreigespaltenen,
ldentraubigen Blüthenstielen, eiförmigen, zugespitz-
eit offenstehenden Kelchblättchen und Corollenblätt-
welche den Staubfäden an Länge gleichen. In
merika. (H. Kalmianum *du Roi.*) 29) H. re-
m *Vahl* Symb. mit zweischneidigen Zweigen,
förmigen, an der Basis umgebogenen, glatten Blät-
einzeln am Ende stehenden Blüthen und Staubfä-
welche kürzer als die Corolle sind. In Arabien.
Kalmianum *Forsk.* arab.) 30) H. punctatum
Enc. mit drehrunden Zweigen, welche, wie die
fassenden, herzförmig-ablangen, nervenreichen Blät-
warzpunktirt sind, mit doldentraubigen Blüthen
nzettförmigen Kelchblättchen. In Nordamerika und
n. (H. corymbosum *W. Sp.* pl., attenuatum
., micranthum *Chois.* Hyper. t. 5.) 31) H.
latum *Lam.* Enc. mit viereckigen, geknieten Zwei-
gestielten, eiförmig-ablangen, lederartigen, unten
elgrünen, geaderten, rauh anzufühlenden Blättern,
Blattachseln stehenden, dreizähligen, dreigespalte-
unktirten Blüthenstielen und stumpfen Kelchen. Auf
askar. 32) H. silenoides *Juss.* (Annal. du
III. t. 16. f. 3) mit lanzettförmigen, am Rande
ogenen Blättern, gabligen Blüthenstielen, fast un-
en, einseitigen Blüthen, lanzettförmigen, zugespitz-
elch- und Corollenblättchen, und Griffeln, welche
als die Staubfäden sind. In Peru und Neu-
da. 33) H. glaucum *Mx.* bor. am. mit offen-
en, fast viereckigen, schimmelgrünen Blättern und
icher, weitschweifiger Rispe. In Florida und Geor-
34) H. glandulosum *Ait. Kew.* mit blattreichen,
veischneidigen Zweigen, zusammengedrängten, ab-
, drüsig-gesägten Blättern, verlängerten, fast ein-
gen Blüthenstielen, und am Rande drüsigen Kelch-
en. Auf Madera und den canarischen Inseln.
l. Mutisianum *Kunth.* Syn. mit nach vier Rich-
n dachziegelförmig beisammenstehenden, rundlich-ei-
gen, stumpfen, nervenreichen, harzig-klebrigen Blät-
am Ende angehäuft stehenden, fast ungestielten Blü-
nd schmalen Corollenblättchen. In Neu-Granada.
nexicanum *L.* Am. ac. VIII. t. 8. f. 2.) 36)
racasanum *W. Sp.* pl. mit zusammengedrängten,
ig-lanzettförmigen, an beiden Enden verschmälerten,
aarten Blättern, und am Ende stehenden, sehr kurz
ten Blüthen. In Caracas. 37) H. reflexum *L.*
l. mit filzigen Zweigen, zusammengedrängten, lan-
migen, zugespitzten, zurückgeschlagenen, durchschei-
(am Rande schwarz-) punktirten Blättern, am Ende
der Rispe, und linienförmig-lanzettförmigen Kelch-
gen. Auf Teneriffa. 38) H. serpyllifolium *Lam.*
mit drehrunden Zweigen, fast büschelförmig beisam-
ehenden, eiförmigen, stumpfen, unten umgebogenen Blättern, am Ende stehenden, wenigblumigen Blüthenstielen und gesägt-drüsigen Kelchblättchen. In Syrien und Persien. Abb. *Moris.* Hist. II. p. 5. t. 6. f. 2. 39) H. thymifolium *Kunth* (*Humb.* et *Bonpl.* nov. Gen. V. t. 455) mit gabligen Zweigen, zusammengedrängten, ablangen, ziemlich stumpfen, fast lederartigen, durchscheinend-punktirten Blättern, einzeln stehenden Blüthenstielen und ablangen Kelchblättchen. In Neu-Granada. 40) H. thyoides *Kunth* (l. c. t. 456) mit fast gabligen Zweigen, zusammengedrängten, kleinen, eiförmigen, etwas zugespitzten, fast lederartigen Blättern und abgekürzten, einzeln stehenden Blüthenstielen. Ebend. 41) H. nanum *Poir.* Suppl. Enc. mit weitschweifigen Zweigen, zusammengedrängten, rundlich-eiförmigen, fast lederartigen, unbehaarten, netzförmig-geaderten, durchscheinend-punktirten Blättern, doldentraubigen Blüthenstielen und lanzettförmigen Kelchblättchen. In Syrien. — *β*) Mit schmalen Blättern: 42) H. scabrum *L.* Am. ac. mit drehrundlichen, kurzstachligen Zweigen, büschelförmig beisammen stehenden, linienförmigen, umgebogenen Blättern, am Ende stehenden, doldentraubigen Blüthen und stumpfen Kelchblättchen. In Arabien. 43) H. rosmarinifolium *Lam.* Enc. mit drehrundlichen, unbehaarten Zweigen, stielumfassenden, linienförmigen, stumpfen, umgebogenen, durchscheinend-punktirten Blättern, gabligen Blüthenstielen, leicht abfallenden Kelchen und zusammengewachsenen abgekürzten Griffeln. In Carolina und Virginien. (H. densiflorum *Pursh.* am. bor.) 44) H. fasciculatum *Lam.* Enc. mit fast winkligen Zweigen, ungestielten, fast büschelförmig beisammenstehenden, linienförmigen, langzugespitzten, steifen, punktirten, gestreiften Blättern, fast ungestielten Blüthen, ungleichförmigen Kelchblättchen und zusammengewachsenen, die Staubfäden an Länge übertreffenden, Griffeln. In Carolina. (H. aspalathoides *W. Sp.* pl., tenuifolium *Pursh.* am. bor., nitidum *Lam.* Enc., Michauxii *Poir.* Suppl. Enc.) 45) H. heterophyllum *Vent.* (*Cels.* t. 68) mit drehrundlichen Zweigen, nach vier Richtungen dachziegelförmig beisammenstehenden, ovalen, stumpfen untern, und gegenüberstehenden, linienförmigen, langzugespitzten, punktirten obern Blättern, in den Blattachseln stehenden, dreiblumigen Blüthenstielen und zugespitzten Kelchblättchen. In Persien. 46) H. galioides *Lam.* Enc. mit drehrunden Zweigen, ungestielten, linienförmigen, etwas zugespitzten, unten umgebogenen, punctirten Blättern, verlängerter, am Ende stehender Rispe, zuletzt zurückgeschlagenen Kelchen und zusammengewachsenen Griffeln, welche die Staubfäden an Länge übertreffen. In Carolina. 47) H. empetrifolium *W. Sp.* pl. mit viereckigen Zweigen, drei- oder vierzählig in Wirbeln stehenden, linienförmigen, stumpfen, unten umgebogenen Blättern, fast doldentraubigen Blüthenstielen, stumpfen, drüsigen Kelchblättchen und ausgesperrten Griffeln. Auf Kreta und in Kleinasien. 48) H. afrum *Lam.* Enc. mit ziemlich einfachem, oberhalb zweischneidigem Stengel, ungestielten, fast büschelförmig beisammenstehenden, linienförmig-ablangen, stumpfen, punktirten Blättern, doldentraubiger, am Ende stehender Rispe, und lanzett-

förmigen, faſt drüſigen Kelchblättchen. In Spanien und in der Berberei. 49) H. struthiolaefolium *Juss.* (Ann. du Mus. III. t. 16. f. 2) mit ungeſtielten, linienförmigen, zugeſpitzten, unbehaarten Blättern, einzeln ſtehenden, abgekürzten Blüthenſtielen und linienförmigen Corollenblättchen. In Peru und Neu-Granada. (H. strictum *Kunth.*) 50) H. larieifolium *Juss.* (l. c. t. 16. f. 1) mit gewundenen Zweigen, zuſammengedrängten, faſt büſchelförmig beiſammenſtehenden, fadenförmig-pfriemenförmigen Blättern, meiſt einzeln am Ende ſtehenden Blüthenſtielen, und lanzettförmigen, zugeſpitzten Kelchblättchen. In Quito. 51) H. ericoides *L. Sp.* pl. mit nach vier Richtungen zuſammengedrängten, linienförmigen, pfriemenförmigen, ſehr kleinen Blättern, und am Ende ſtehenden, doldentraubigen Blüthenſtielen. In Spanien und Portugal. Abb. *Cav.* Ic. II. t. 122. 52) H. Coris *L. Sp.* pl. mit vierzähligen, linienförmigen, ziemlich ſtumpfen, unten umgebogenen, ſchimmelgrünen Blättern, am Ende ſtehenden, doldentraubigen Blüthenſtielen, und drüſig-punktirten Kelchen. Im ſüdlichen Frankreich und auf Korſika. Abb. Bot. mag. t. 178. 53) H. acerosum *Humb.* (*Bonpl.* et *Kunth* nov. gen. V. t. 457) mit dachziegelförmig beiſammenſtehenden, fadenförmig-pfriemenförmigen Blättern, welche in der Nähe der faſt ungeſtielten, großen Blüthen lanzettförmig ſind und mit lanzettförmigen, zugeſpitzten, am Rande trockenhäutigen Kelchblättchen. In Quito. (H. aciculare *Kunth.*) B. Krautartige Hyperica. *a*) Mit glattrandigen Kelchen. *aa*) Mit ziemlich breiten Blättern: 54) H. perforatum *L. Sp.* pl. mit zweiſchneidigen Zweigen, ablangen, ſtumpfen, durchſcheinend-punktirten Blättern, doldentraubigen Blüthen, lanzettförmigen Kelchblättchen, und am Rande punktirten Corollenblättchen. In ganz Europa und in Nordamerika. Abb. Fl. dan. t. 1043., Engl. bot. t. 295. 55) H. quadrangulum *L. Sp.* pl. mit viereckigen Zweigen, ablangen, ſtumpfen, faſt durchſcheinend- (am Rande ſchwarz-) punktirten Blättern, doldentraubigen Blüthen und lanzettförmigen Kelchblättchen. In Europa an feuchten Orten. Abb. Fl. dan. t. 640., Engl. bot. t. 370. (H. dubium *Leers*, delphinense *Vill.* delph., maculatum *All.* pedem., undulatum *Schousb.* in *W.* En.) 56) H. japonicum *Thunb.* (jap. t. 31) mit viereckigen Zweigen, ſtielumfaſſenden, herzförmig-ovalen Blättern, am Ende ſtehenden, einblumigen Blüthenſtielen, und eiförmigen, ſtachlichtſtumpfen, den Corollenblättchen an Länge faſt gleichenden Kelchblättchen. In Japan und Nepal. 57) H. erectum *Thunb.* jap. mit drehrunden Zweigen, ſtielumfaſſenden, lanzettförmigen, zugeſpitzten, geaderten, am Rande umgebogenen Blättern, dreizähligen Blüthenſtielen und lanzettförmigen, den Corollenblättchen und Staubfäden an Länge faſt gleichenden Kelchblättchen. In Japan. 58) H. angulosum *Mx.* bor. am. mit viereckigen Zweigen, faſt ſtielumfaſſenden, von einander entfernten, eiförmig-ablangen, zugeſpitzten, faſt buchtigen Blättern, in den Blattachſeln ſtehenden Blüthenſtielen, lanzettförmigen, zugeſpitzten, den Corollenblättchen an Länge gleichenden Kelchblättchen, und zuſammengewachſenen Griffeln. In Carolina. 59) H. graminoum *Forst.* Prodr. mit viereckigen, gabligen Zweigen, ungeſtielten, eiförmig-lanzettförmigen, fein durchſcheinend-punktirten Blättern, einzeln in den Blattachſeln ſtehenden Blüthenſtielen und lanzettförmigen, zugeſpitzten, den Corollenblättchen an Länge faſt gleichenden Kelchblättchen. In Neukaledonien. 60) H. nudiflorum *Mx.* bor. am. mit viereckigem Stengel, ungeſtielten, ablang-lanzettförmigen, unten ſchwarz-punktirten Blättern, am Ende ſtehender, blattloſer, gabliger Riſpe, lanzettförmigen, zugeſpitzten, durchſcheinend-punktirten Kelchblättchen, und zuſammengewachſenen Griffeln. In Nordamerika. (H. laevigatum *Ait. Kew.*) 61) H. quinquenervium *Walt.* carol. mit viereckigem Stengel, ungeſtielten, faſt herzförmig-elliptiſchen, ſtumpfen, fünfnervigen, durchſcheinend-punktirten Blättern, am Ende ſtehender, gabliger Doldentraube und lanzettförmigen, die Corollenblättchen an Länge übertreffenden Kelchblättchen. In Penſylvanien, Carolina und Neu-Granada (H. parviflorum *W. Sp.* pl., stellarioides *Kunth.*) 62) H. pilosum *Walt.* carol. mit aufrechtem, einfachem, wie die ungeſtielten, eiförmigen, zugeſpitzten Blätter, krummhaarigem Stengel, und wenigen, am Ende ſtehenden Blüthenſtielen. In Carolina. (Ascyrum villosum *L.*, Hyp. simplex *Pursh.* am. bor.) 63) H. simplex *Mx.* bor. am. mit aufrechtem, einfachem, wie die ungeſtielten, ablangen, kanalförmigen, angedrückten Blätter, flockig-filzigem Stengel, wenigen, am Ende ſtehenden, faſt ungeſtielten Blüthen und gewimperten Kelchblättchen. Ebend. 64) H. frondosum *Mx.* l. c. mit zweiſchneidigen, wie die umgekehrt-eiförmig-ablangen Blätter unbehaarten Zweigen, faſt einzeln am Ende ſtehenden Blüthen, ungleichförmigen, den Corollenblättchen an Länge gleichenden Kelchblättchen und zuſammengewachſenen Griffeln. Im Staate Tenneſſee von Nordamerika. 65) H. amoenum *Pursh.* am. bor. mit zweiſchneidigen Zweigen, elliptiſchen, am Rande krausumgebogenen, unten ſchimmelgrünen Blättern, faſt einzeln ſtehenden, ungeſtielten Blüthen, eiförmigen, langzugeſpitzten Kelchblättchen, abwärts gebogenen, die Staubfäden an Länge übertreffenden Corollenblättchen und zuſammengewachſenen Griffeln. In Carolina und Georgien. 66) H. sessiliflorum *W.* Herb. mit drehrunden Zweigen, halbſtielumfaſſenden, herzförmig-ablangen, nervenloſen, punktirten Blättern, am Ende ſtehender Doldentraube, faſt ungeſtielten Blüthen, ablangen, zugeſpitzten, blattartigen, die Corolle an Länge weit übertreffenden Kelchblättchen und zuſammengewachſenen Griffeln. In Nordamerika. 67) H. cistifolium *Lam.* Enc. mit viereckigen Zweigen, ſtielumfaſſenden, ablangen, ſtumpfen, unten punktirten, geaderten Blättern, gabligen, bracteirten, wenigblumigen Riſpen, eiförmigen, zugeſpitzten Kelchblättchen, welche kürzer als die Corolle ſind, und zuſammengewachſenen Griffeln. In Nordamerika. 68) H. myrtifolium *Lam.* Enc. mit drehrundlichen Zweigen, ſtielumfaſſenden, faſt herzförmig-ablangen, durchſcheinend-punktirten, faſt lederartigen Blättern, geſtielten, am Ende ſtehenden Afterdolden, ablangen, zugeſpitzten, den Corollenblättchen an Länge faſt gleichenden Kelch-

blättchen und zusammengewachsenen Griffeln. Ebend. 69) H. virgatum *Lam.* Enc. mit viereckigen Zweigen, stielumfassenden, lanzettförmigen, punktirten Blättern, am Ende stehender, gabliger Rispe, linienförmig-lanzettförmigen Kelchblättchen, welche kürzer als die Corolle sind, und ausgesperrten Griffeln. In Nordamerika und Quito. (H. tarquense *Kunth.*, hedyotifolium *Poir.* Suppl. Enc.) 70) H. paniculatum *Kunth* (*Humb.* et *Bonpl.* n. g. V. t. 459) mit einfachem, oberhalb rispentragendem Stengel, ablangen, unten schimmelgrünen, punktirten Blättern, wenigen Staubfäden in jeder Blume, und schmalen Corollenblättchen. In Mexiko, Quito und Caracas. (H. indecorum und uliginosum *Kunth* sind Abarten.) 71) H. fastigiatum *Kunth.* mit am Gipfel stehenden Zweigen, ablang-lanzettförmigen, am Rande umgebogenen Blättern, linienförmig-lanzettförmigen Kelchblättchen, umgekehrt-eiförmigen Corollenblättchen und fast trichterförmigen Narben. In Mexiko. 72) H. truncatum *Poir.* Suppl. Enc. mit viereckigen Zweigen, umgekehrt-eiförmigen, gestielten, unten weißlichen, am Rande schwarzpunktirten Blättern, fast rispenförmigen Blüthen und lanzettförmigen Kelchblättchen. In Syrien. 73) H. involutum *Chois.* Hyper. mit aufsteigendem, viergeflügeltem Stengel, eiförmig-ablangen, stumpfen, durchscheinend-punktirten Blättern, gabliger Rispe, lanzettförmigen, zugespitzten Kelchblättchen, eingerollten Corollenblättchen und abgekürzten Griffeln. Im nördlichen Neuholland. (Ascyrum involutum *Labill.* nov. Holl. II. t. 174.) 74) H. Lalandii *Chois.* (*Cand.* Prodr.) mit viereckigem, schwarzpunktirtem Stengel, fast stielumfassenden, lanzettförmigen, zugespitzten, angedrückten, am Rande umgebogenen Blättern, wenigblumiger, gabliger Rispe, und linienförmig-lanzettförmigen Kelchblättchen, welche die Corollenblättchen an Länge übertreffen. Diese Art, welche am Vorgebirge der guten Hoffnung wächst, ist noch zweifelhaft. 75) H. crispum *L. Sp.* pl. mit drehrundem, sehr ästigem Stengel, ungestielten, lanzettförmigen, an der Basis wellenförmig-buchtigen, durchscheinend-punktirten Blättern, am Ende stehenden Blüthenstielen, kleinen, stumpfen Kelchblättchen, und linienförmigen Corollenblättchen. An den Küsten des mittelländischen Meeres. Abb. *Boccon.* Mus. II, t. 12. 76) H. humifusum *L. Sp.* pl. mit niedergestrecktem, zweischneidigem Stengel, ablangen, stumpfen, punktirten Blättern, afterdoldigen Blüthen und linienförmig-lanzettförmigen, die Corollenblättchen an Länge übertreffenden Kelchblättchen. In Europa und Kaukasien. Abb. Fl. dan. t. 141., Engl. bot. t. 1226. (H. Liottardi *Vill.* delph. ist eine Abart.) 77) H. procumbens *Mx.* bor. am. mit niederliegendem, fast viereckigem Stengel, lanzettförmigen, ziemlich stumpfen, umgebogenen, durchscheinend punktirten Blättern, am Ende stehender, gabliger Rispe, lanzettförmigen, zugespitzten, den Corollenblättchen an Länge fast gleichenden Kelchblättchen und zusammengewachsenen Griffeln. In Nordamerika. 78) H. repens *L. Sp.* pl. mit niedergestrecktem, wurzelschlagendem Stengel, aufsteigenden, drehrunden Zweigen, spatelförmig-lanzettförmigen, nicht punktirten Blättern, wenigblumiger Doldentraube, und eiförmigen, schwarzpunktirten Kelchblättchen. Im südlichen Frankreich und im nördlichen Afrika. 79) H. pusillum *Chois.* Hyper. mit niedergestrecktem, viereckigem Stengel, ablangen, stumpfen, durchscheinend-punktirten Blättern, am Ende stehenden Blüthenstielen, lanzettförmigen, den Kelch an Länge übertreffenden Corollenblättchen und sehr kurzen Griffeln. Im nördlichen Neuholland und wahrscheinlich auch in Südamerika. (Ascyrum humifusum *Labill.* nov. Holl. II. t. 175., Hyp. brevistylum *Chois.* Hyper. t. 7.) — *ββ*) Mit schmalen Blättern: 80) H. canadense *L. Sp.* pl. mit aufrechtem, viereckigem Stengel, ungestielten, linienförmigen, stumpfen, an der Basis verschmälerten, durchscheinend-punktirten Blättern, verlängerter, gabliger Rispe, sehr kurzen Griffeln und konischer Kapsel. In Nordamerika, Mexiko und Neu-Granada. (H. thesiifolium moranense und pauciflorum *Kunth* sind Abarten.) 81) H. dolabriforme *Vent.* Hort. Cels. mit aufrechtem Stengel, linienförmigen, zurückgeschlagenen, durchscheinend-punktirten Blättern, gablig-doldentraubigen Blüthenstielen und ungleichförmigen, zugespitzten, zurückgeschlagenen, punktirten Kelchblättchen. In Nordamerika. 82) H. sphaerocarpon *Mx.* bor. am. mit aufrechtem, viereckigem Stengel, linienförmigen, stumpfen, nicht punktirten Blättern, nackter, gabliger Rispe, zugespitzten Kelchblättchen und kugeligen Früchten. Ebend. 83) H. denticulatum *Kunth* (*Humb.* et *Bonpl.* n. g. V. t. 458) mit aufrechtem, oberhalb zweigespaltenem Stengel, linienförmigen, rückwärts gezähnelten Blättern, lanzettförmigen Kelchblättchen, und wenigen Staubfäden in jeder Blume. In Mexiko. 84) H. Cervantesii *W.* herb. mit aufrechtem, oberhalb zweischneidigem, zweigespaltenem Stengel, stielumfassenden, linienförmigen, langzugespitzten, am Rande umgebogenen Blättern, afterdoldigen, fast einseitigen Blüthen und lanzettförmigen Kelchblättchen. Wahrscheinlich ebenda. 85) H. elongatum *Ledeb.* mit drehrunden Zweigen, ungestielten, büschelförmig beisammenstehenden, linienförmigen, schimmelgrünen, nicht punktirten, umgebogenen Blättern, gegenüberstehenden Blüthenstielen, stumpfen, gestreiften Kelchblättchen und großen, am Rande drüsigen Corollenblättchen. Am See Saisan im Kirgisengebiete. — *β*) Mit drüsig-gesägten Kelchen. *αα*) Mit unbehaarten Blättern: 86) H. montanum *L. Sp.* pl. mit einfachem, aufrechtem, drehrundem Stengel, stielumfassenden, ablangen, am Rande schwarzpunktirten Blättern, und zusammengedrängt-doldentraubigen Blüthen. In Europa. Abb. Fl. dan. t. 173., Engl. bot. t. 371. 87) H. dentatum *Loisel. Deslongch.* (Fl. gall. t. 17) mit ziemlich einfachem, aufrechtem, drehrundem Stengel, fast stielumfassenden, ablangen, durchscheinend punktirten Blättern, von denen die obersten gezähnt-gefranzt sind, und mit doldentraubigen Blüthen. Auf den Stöchaden (hierischen Inseln). 88) H. ciliatum *Lam.* Enc. mit drehrundem, fast geflügeltem Stengel, stielumfassenden, fast herzförmig-ablangen, durchscheinend-punktirten, fast lederartigen, durchscheinend-geränderten Blättern, und rispenförmig-doldentraubigen Blüthen. In Kalabrien, Sicilien und Griechenland. Abb. *Boccon.* Mus. II. t. 127.

89) H. barbatum *L.* am. ae. mit drehrundem, ziemlich einfachem Stengel, ſtielumfaſſenden, ablang-lanzettförmigen, unten dicht ſchwarz punktirten Blättern, doldentraubigen Blüthen, bärtigen, gefranzten Kelchen, und geſtreiften, ſchwarzpunktirten Corollenblättchen. In Öſterreich und Italien. Abb. *Jacqu.* austr. III. t. 259. 90) H. fimbriatum *Lam.* Enc. mit drehrundem, ziemlich einfachem Stengel, ſtielumfaſſenden, eiförmigen, am Rande ſchwarzpunktirten Blättern, faſt doldentraubigen Blüthen, in deren jeder ſich drei oder fünf Griffel befinden, und mit gewimperten Kelchblättchen. Auf den Alpen des mittlern und ſüdlichen Europa. (H. Richerii *Vill.* delph. III. t. 44, androsaemifolium *Ej.*, alpinum *Waldst.* et *Kit.* pl. rar. Hung. III. t. 265, perfoliatum *Pers.* Syst. veg., calabricum *Spr.* N. Entd., Burserii *Cand.* fl. fr. suppl.) 91) H. moesicum *Sp.* Syst. mit drehrundem, aufrechtem, wie die halbſtielumfaſſenden, lanzettförmigen, ſtumpfen Blätter, ſchwarzgeflecktem Stengel, doldentraubiger Riſpe und lanzettförmigen, drüſig-geſägten Blättern. Bei Galacz in der Moldau. (H. punctatum *W.*) 92) H. orientale *Tournef.* (Voyag. II. t. 220) mit drehrundem, aufſteigendem Stengel, ungeſtielten, lanzettförmigen, an der Baſis geöhrten, ſcharf und feingeſägten, nichtpunktirten Blättern, doldentraubigen Blüthen, feingeſägten Kelchblättchen und verlängerten Corollenblättchen. Bei Kiriſonte am ſchwarzen Meere. 93) H. elegans *Steph.* (in *W. Sp.* pl.) mit drehrundem, oberhalb faſt zweiſchneidigem Stengel, ſtielumfaſſenden, faſt herzförmig-ablangen, durchſcheinend-punktirten Blättern, doldentraubigen Blüthen, und drüſig-geſägten Kelchblättchen. Bei Halle, in Volhynien und Sibirien. (H. Kohlianum *Sp.* fl. hal. t. 9., anagallidifolium *Presl.*) 94) H. nervosum *Don* nepal. mit drehrundem, ziemlich einfachem Stengel, ſtielumfaſſenden, ovalen, vielnervigen, an der Baſis drüſigen, unten ſchimmelgrünen Blättern, doldentraubiger Riſpe, und lanzettförmigen, zugeſpitzten, kammförmig-drüſigen Kelchblättchen. In Nepal. (H. elodeoides *Chois.* in *Cand.* Prodr.) 95) H. pallens *Don* l. c. mit drehrundem Stengel, ungeſtielten, ablangen, ſtumpfen, hautartigen, nervenreichen, unbehaarten Blättern, riſpenförmigen Blüthen, lanzettförmigen, langzugeſpitzten, drüſigen Kelchblättchen, und ovalen, ſtachlichtſtumpfen Corollenblättchen. Ebenda. (H. napaulense *Chois.* in *Cand.* Prodr.) 96) H. aethiopicum *Thunb.* Prodr. mit aufſteigendem, drehrundem Stengel, ungeſtielten, eiförmig-ablangen, umgebogenen, durchſcheinend-punktirten Blättern, am Ende ſtehender, gabliger Riſpe, ſehr ſpitzen, drüſig-geſägten Kelchblättchen, und ſchwarz-punktirten Corollenblättchen. Im ſüdlichen Afrika. 97) H. pulcrum *L. Sp.* pl. mit drehrundem, einfachem, aufrechtem Stengel, ſtielumfaſſenden, herzförmigen, ſtumpfen, durchſcheinend-punktirten Blättern, doldentraubigen Blüthen und ſtumpfen, am Rande drüſigen Kelchen. In Teutſchland, Frankreich und England. Abb. Fl. dan. t. 73. 98) H. nummularium *L. Sp.* pl. mit drehrundem, aufſteigendem Stengel, geſtielten, faſt herzförmig-kreisrunden, nicht punktirten Blättern, am Ende ſtehenden Blüthenſtielen, und ſtumpfen, drüſig-geſägten Kelchblättchen. Im ſüdlichen Frankreich und in Italien. 9

H. formosum *Kunth* (*Humb.* et *Bonpl.* n. gen. t. 460) mit drehrundem, aufrechtem Stengel, faſt un ſtielten, eiförmig-ablangen, ſtumpfen, am Rande welle förmig-krauſen, unten faſt ſchimmelgrünlichen Blätter doldentraubigen Blüthen, und drüſig-gewimperten Kelc und Corollenblättchen. In Mexiko. 100) H. hyssop folium *Vill.* (Delphin. III. t. 44) mit drehrunde Stengel, büſchelförmig-beiſammenſtehenden, lanzettförm gen, ziemlich ſtumpfen, durchſcheinend-punktirten Bl tern, quirlförmigen Äſten der Riſpe, und ſtumpfen, d ſig-gezähnten Kelchblättchen. Im Dauphiné und Kaukaſien. 101) H. linearifolium *Vahl.* Symb. drehrundem, aufrechtem Stengel, linienförmigen, ſtu pfen, am Rande ſchwarz-punktirten Blättern, faſt d blumigen Blüthenſtielen und drüſig-gezähnten Kel blättchen. In Gascogne, im ſüdlichen Frankreich und Portugal. 102) H. triplinerve *Vent.* (Hort. Cels. 58) mit faſt viereckigem Stengel, linienförmigen, zie lich ſtumpfen, dreifachnervigen, umgebogenen, durchſcheine punktirten Blättern, traubenförmig-riſpenförmigen B then, am Rande ſchwarz-drüſigen Kelchblättchen, und gleichförmigen Corollenblättchen. Am Ohio. 103) capitatum *Chois.* (Hyper. t. 9) mit drehrundem, a rechtem Stengel, linienförmigen, ziemlich ſtumpfen, ſch melgrünen, durchſcheinend-punktirten Blättern, blum ſtraußförmigen Blüthen, und eiförmigen, drüſig-geſäg Kelchblättchen. Am Euphrat. — *ββ*) Mit feinbehaar Blättern: 104) H. hirsutum *L. Sp.* pl. mit drehn dem, aufrechtem, zottigem Stengel, ablangen, an der fis verſchmälerten, durchſcheinend-punktirten, geader unten feinbehaarten Blättern, doldentraubig-riſpenförm gen Blüthen, und drüſig-geſägten Kelchblättchen. In ropa. Abb. Fl. dan. t. 802., Engl. bot. t. 1156. 10 H. tomentosum *L. Sp.* pl. mit drehrundem, aufrechte wie die ſtielumfaſſenden, ablangen, ſtumpfen, nervenr chen Blätter, filzigem Stengel, gabliger, am Ende ſteh der Riſpe, und lanzettförmigen, zugeſpitzten, filzigen, d ſig-geſägten Kelchblättchen. In Spanien, Frankreich u Italien. Abb. *Moris.* Hist. II. p. 5. t. 6. f. 5. 10 H. lanuginosum *Lam.* Enc. mit drehrundem, aufre tem, wie die ſtielumfaſſenden, eiförmigen, ſtumpfen, Rande ſchwarz-punktirten Blätter, filzigem Stengel, Ende ſtehender, weitſchweifiger Riſpe und ſtumpfen, behaarten, drüſig-geſägten Kelchblättchen. In Paläſti und auf Samos. 107) H. origanifolium *W. Sp.* mit drehrundem, aufrechtem, feinbehaartem Stengel, h nern, zuſammengedrängten, elliptiſch-rundlichen, wei grau-filzigen Blättern der unfruchtbaren, und größe entfernt von einander ſtehenden, ablangen, punktirte etwas zottigen Blättern der fruchtbaren Zweige. In A menien und Rumelien. (H. lusitanicum *Poir.* Supp Enc. mit falſch angegebenem Wohnorte.) 108) H. elod *L. Sp.* pl. mit an der Wurzel kriechendem, dann a ſteigendem, wie die rundlichen, ſtumpfen, fünfnervig Blätter, filzigem Stengel, am Ende ſtehenden, doldentra bigen Blüthenſtielen, und unbehaarten, drüſig-gezähnt Kelchen. In Teutſchland, England, Frankreich und

birien. Abb. Schk. Handb. III. t. 213. f. 5. 109) H. confertum *Chois.* (Hyper. t. 8) mit aufrechtem, an der Basis zottigem Stengel, büschelförmig beisammenstehenden, lanzettförmigen, zugespitzten, umgebogenen, durchscheinend-punktirten, etwas zottigen Blättern, am Ende zusammengedrängt stehenden Blüthenstielen, und unbehaarten, am Rande drüsigen Kelchen. Wahrscheinlich in Kleinasien. — γ) Abweichende Art: 110) H. Sarothra *Mx.* bor. am. mit niedrigem, ästigem, aufrechtem Stengel, kleinen, eiförmigen, zugespitzten, angedrückten, durchscheinend-punktirten Blättern, alternirenden Blüthen und wenigen Staubfäden in jeder Blume. In Nordamerika; Sommergewächs. Abb. *Plukn.* Mant. t. 342. (H. nudicaule *Walt.* carol., Sarothra gentianoides *L. Sp.* pl. 5. Classe). — S. *Sp.* Syst. III, 341. Die außerdem noch von den Schriftstellern aufgeführten Arten gehören zu den Gattungen: Reaumuria *L.*, Gordonia *L.*, Martia *Sp.*, Vismia *Vand.*, Androsaemum *All.* und Aseyrum *L.* (*Sprengel.*)

Hypericum bacciferum *L.* liefert das schlechte sogenannte amerikanische Gummigutt aus Surinam ꝛc. (*Th. Schreger.*)

Hypericum perforatum, Hartheu, gemeines Johanniskraut und in einigen Gegenden Teutschlands Johannisblut, Jageteufel, Teufelsflucht, Hexenkraut, St. Konradskraut und unsern Herren Gottes Wunderkraut, enthält zwei Pigmente, ein rothes und ein gelbes. Die Blumen und die grünen Samenbehältnisse geben mit Wasser oder Weingeiste behandelt eine blutrothe Farbe. Mit Essig ausgezogen erscheint der Decoct carmoisinroth. Verschiedene erdige und metallische Beizen dienen zum Gelbfärben. Mit dem schönen rothen Absud in Verbindung mit Alaun konnten Cotte und Baunach nur ein Gelb erreichen. Ein Absud der Blätter, Stengel und Blüthen, dem etwas Kali zugesetzt wird, färbt die mit Alaun gebeizte Schafwolle gelb. Mit der essigsauren Thonerde vorbereitet nehmen Seide, Baumwolle und Leinen in dem Absud eine schöne gelbe Farbe an. Imprägnirt man jene Stoffe mit den verschiedenen Zinnauflösungen, so erhält man mit dem Pigment des Johanniskrauts rosen-, kirsch- und carmoisinrothe Farbenabstufungen.

Die Blumenknospen geben mit Wasser, Weingeist, verdünnter Schwefelsäure und Öl dunkelroth. Die starke Schwefelsäure zerstört den Farbestoff nicht, sondern ändert denselben in Ziegelroth um; durch Salpetersäure wird er heller. In Schweden färben die Bauern mit den Blumenknospen den Branntwein roth.

Auf den Blüthen, den Blättern und den jungen Stielen befinden sich viele kleine Saftbläschen, welche ein rothes Pigment enthalten, das in der Schafwollen- und Seidenfärberei angewendet werden kann. Einige wollen sogar Ähnlichkeit zwischen dieser Substanz und dem indischen Gummilack entdeckt haben. Weingeist löst diese Substanz aus den trocknen Blüthen, Blättern und Stielen mit rother Farbe auf; die Auflösung mit Wasser verdünnt, kann zum Färben der Wolle gebraucht werden. Zusätze von erdigen und metallischen Beizen erzeugen verschiedene Farbenabstufungen, die sich gegen Sonne und Luft ziemlich dauerhaft erweisen [1]). Die gaeser Tuchfabrik verarbeitet viel von der in Ungern gesammelten Pflanze zum Gelbfärben [2]).

Succow fand außer dem gemeinen Johanniskraute, daß das Berg-, das zweifelhafte, das niedergestreckte, das rauchhaarige und das schöne Johanniskraut in den kleinen Bläschen der Blätter, Blumen und Stiele ebenfalls rothes Pigment enthalten, welches dem des Gummilacks nahe kommen soll. Der Farbestoff läßt sich auch aus den getrockneten Pflanzen durch Weingeist ausziehen, und färbt Schafwollentuch schön roth. Die Farbe wird von der Luft, dem Licht und dem Essig nicht verändert; Kalien machen dieselbe dunkler. (*Kurrer.*)

Das Kraut des Hyp. perfor. hat einen etwas scharfen, bitterlich-adstringirenden Geschmack und liefert vieles wesentliches Öl. Arzneilich benutzt man es, gleich den safrangelben ꝛc. Blumen, jetzt nur noch äußerlich entweder im Absud, oder in seinen officinellen Präparaten, bei unreinen, schlaffen Geschwüren ꝛc. 1) Oleum Hyperici coctum Bor. wird für sich bei leichten Verwundungen, Abschorfungen der Oberhaut und Verletzungen von Nervenästen, oder mit andern Mitteln, wie z. B. in der Ung. Terebinth. Bor., bei unreinen, schlaffen Geschwüren, äußerlich angewandt. 2) Die Tinctura Hyperici Lipp. ist entbehrlich.

Übrigens stehe hier noch zur Warnung, daß der Rückstand des mit Öl bis zur völligen Verdampfung aller wäßrigen Theile gekochten, und von dem Öle getrennten Hypericum perfor. in ein leinenes Tuch fest zusammengebunden nach ½ Stunden schon sich selbst entzündet und mit heller Flamme auflodert! Die Blumen geben zerquetscht einen schönrothen Saft von sich, färben die Zeuche, mit Wasser und darauf mit Seifenwasser einige Minuten gekocht, sowie die Seide citronengelb, und die Wolle dunkler. Der Weingeist wird davon purpurroth, andere Spiritus aber und Fettöle werden carmoisinroth gefärbt. Das rothe Pigment daraus färbt noch satter, als Gummilack und Drachenblut. Die ganze Pflanze kann getrocknet, und auf verschiedene Art gebrühet, zu mancherlei dauerhaften braunen Farben, der Saft davon mit ein wenig Alaun und Potasche versetzt, und mit Wasser verdünnt zum schön Gelbfärben der Schaf- und Baumwolle, der Leinwand, Seide, des Papiers und weißen Leders, mit Zinnauflösung aber in Goldscheidewasser zum vielerlei Rothfärben benutzt werden (s. Baunach in Gehlens N. allgem. Journ. d. Ch. I, 5. S. 576). Durch Terpentin löst sich der Saft in Ölen auf und gibt dann einen guten Firniß. Hypericum quadrang. enthält einen gleichen Färbestoff und die Blumen von Hyperic. Cochinchinense geben eine Goldfarbe. (*Th. Schreger.*)

Auch für die Landwirthschaft ist das Hypericum nicht unwichtig; denn beide Arten des Johanniskrautes, das durchstochene (Hyper. perforatum) und das viereckige

1) s. Gadd in den Abhandlungen der schwed. Akademie der Wissenschaften. 2. Bd. 2) von Reeß, Darstellung ꝛc. 1. Bd. S. 169.

(Hyper. quadrangulare) werden vom Rindviehe, vorzüglich gern aber vom Schafviehe, gefressen; die Blumen liefern den Bienen Stoff zur Nahrung. (*Fr. Heusinger.*)

HYPERĪDES [1]), der Redner, Sohn des Glaukippus [2]), Enkel des Dionysius, aus dem Demos Koiáttos (*Κολυττεύς*), Zuhörer Platons und des Isokrates [3]). Sein Geburtsjahr ist unbekannt [4]); die Blüthe seines Ruhms aber fällt in die Zeit des Kampfes der makedonischen Macht mit Athen. Hier stand er als Redner und Staatsmann auf der Seite des Demosthenes, Lykurgus und Lysikles. Als sich Philippus zu einem Feldzuge gegen Euböa rüstete [5]), brachte er 40 Triremen durch freiwillige Beiträge zusammen, und stellte selbst die beiden ersten für sich und seinen Sohn; und als der König Byzanz belagerte, ward er zum Trierarchen ernannt, und leistete den Belagerten gute Hilfe. Nach den Vortheilen, welche das Heer Athens vor der Katastrophe bei Chäronea erhalten hatte, trug er darauf an, Demosthenes, seinen Freund, durch eine Krone zu ehren, und ward deshalb vom Diondas der Gesetzwidrigkeit (*παρανόμων*) angeklagt, aber freigesprochen [6]). Unmittelbar nach der Schlacht, als man zu Athen einen Überfall des makedonischen Heeres fürchtete, schlug Hyperides vor, den Schutzverwandten das Bürgerrecht und den Sklaven die Freiheit zu geben, die Heiligthümer der Stadt aber nebst den Kindern und Weibern nach dem Piräus zu schaffen [7]). Auch wegen dieses Vorschlags ward er (von Aristogiton) angeklagt und freigesprochen [8]). Als ihm vorgeworfen wurde, bei diesem Gesetzvorschlage viele bestehende Gesetze übersehen zu haben, antwortete er: „Die makedonischen Waffen standen mir im Lichte" und „nicht ich, sondern die Schlacht hat das Psephisma geschrieben" [9]). Nach Philippus' Tode widersetzte sich Hyperides der Foder Alexanders, welcher Auslieferung der Schiffe und Strategen Athens verlangte [10]); und als Alexander Babylon gestorben war, trug er für Iolas, von es hieß, daß er das Gift für ihn gemischt habe [11]), Ehrenbezeigungen an [12]). Von diesem Hasse gegen M doniens Obmacht getrieben, nahm er auch mit Leos nes [13]) an dem lamischen Kriege Theil, und hielt de der Schlacht Gefallenen mit großem Beifalle die Leic rede [14]). Außerdem wird seine Theilnahme an Sta sachen erwähnt bei Gelegenheit einer Gesandtschaft die Eleer wegen des Athleten Kallippus [15]) und zu Rhodiern [16]). Bei dem Rechtsstreit Athens mit den liern über die Tempelaufsicht ward er von dem Areop dem Äschines vorangestellt [17]). Die Freundschaft, in er mit Demosthenes gestanden hatte, dem er auch in Rechtshandel über die Gesandtschaft gegen Philokr hilfreich gewesen war [18]), löste sich auf, als jener Bestechung durch Harpalus beschuldigt, und Hyper mit der Anklage gegen ihn beauftragt wurde [19]), inder allein frei von Theilnahme an jener Verführung geblie war [20]). Seine politische Laufbahn ging wie die Demosthenes an einem unglücklichen Ziel aus. Als lamische Krieg durch die Schlacht bei Kranon geen war (ol. 114, 3), floh er, um der Auslieferung Antipater [21]) zu entgehen, nach Ägina. Hier traf er dem gleichfalls landflüchtigen Demosthenes zusamm

---

1) Die Handschriften schwanken zwischen Ὑπερείδης und Ὑπερίδης, sodaß meist beide Schreibarten gleiche Autorität haben. S. Pinzger zu Lycurg. Or. c. Leocr. c. XI. p. 196. *Phrynichus* in Ecl. p. 454 vergleicht *Πηλείδης*; über die Quantität der vorletzten Sylbe ist kein Zweifel. 2) Nach Einigen: des Pythokles. *Suid.* T. III. p. 562; vielleicht durch Verwechselung mit gleichnamigen Zeitgenossen. F. Blum zu Lycurg. Orat. Exc. I. p. XVI sq. 3) *Plutarch.* Vit. X. Orat. c. 9. p. 372. D. *Phot.* Bibl. cod. CCLXVI. p. 495 Bekk. Chamäleon beim *Diogen. Laert.* III, 46. Hermippus beim *Athen.* VIII. p. 342. C. 4) Westermann, Gesch. der Beredsamk. 1. Th. S. 121, vermuthet, daß er in der 98. oder 99. Ol. geboren sei. 5) Über die Kriege in Euböa s. Böckh, Staatshaush. 2. Th. S. 109 fg. Abhandlg. der berl. Akad. Jahrg. 1818, 1819. S. 82 fg. Die freiwilligen Rüstungen jener Zeit erwähnt *Demosth.* Or. c. Mid. Tom. I. p. 566. R. 6) Cf. *Demosth.* Or. pro Cor. p. 302. Photius a. a. O. nennt den Ankläger Diodotus; Plutarch hingegen (p. 373. E.) gibt ihm den richtigen Namen. Über die Veranlassung s. unsere Anm. zum Demosth. S. 614. Anm. 114. 7) Cf. *Plutarch* l. c. *Lycurg.* Or. c. Leocr. c. XI. p. 17. Blume. Über diesen Vorschlag, den auch *Dio Chrys.* Or. XV. p. 542 erwähnt, s. *F. G. Kiesling*, Quaest. Attic. p. 14 sq. 8) Die Bruchstücke der Vertheidigungsrede gegen Aristogiton weist Westermann zu *Plutarchi* Vitis X. Orator. p. 88. not. 11 nach. Cf. *Kiesling*, Quaest. Attic. p. 14. De Hyperidis Oratione *πρὸς Ἀριστογείτονα*. 9) Das Letztere, was als eine zweite Antwort durch *καὶ* abgesondert wird, lautet beim *Longin* c. 15 *τοῦτο τὸ ψήφισμα οὐχ ὁ ῥήτωρ ἔγραψεν, ἀλλ' ἡ ἐν Χαιρωνείᾳ μάχη*. Die Vertheidigung, deren sich H. in der Rede selbst bediente, führt Rutilius Lupus als ein Beispiel der Paromol (de Figur. I, 19. p. 63. Ruhnk.) an: „Quid a me saepius verbis de meo officio requiris: Scripsisti, ut servis libertas tur? Scripsi, ne liberi servitutem experirentur. Scripsist exules restituerentur? Scripsi, ut ne quis exilio afficer Leges igitur, quae prohibebant haec, non negligebas? poteram propterea quod literis earum arma Macedonum opp officiebant. So ist diese in den Handschriften sehr verunst Stelle mit Ruhnkenius und Kiesling a. a. O. S. 22 fg. zu l 10) *Plut.* p. 848. C. *Phot.* p. 495. 11) Pluta Leben Alex. C. 77. *Arrian.* Hist. Alex. VII, 27. Cf. *Dio* 19, 11 und *Justin.* 12, 14. 12) *Photius* l. c. p. 49 13) *Phot.* und *Plut.* p. 849., wo statt *Λεωσθένει* fälschlich *μοσθένει* gelesen wird. Das Richtige hat Xylander herge Dieselbe Namensverwechselung findet sich bei *Suidas*, *Ἀριστο των Κυδιμάχου*. Tom. I. p. 325, wie Kiesling ad *Lyc* Fragm. p. 21 bemerkt hat. 14) Ein schönes Bruchstück dieser Rede hat sich bei Stobäus erhalten Tit. CXXIV, 5 618, übersetzt von Fr. Schlegel (im Att. Museum. 1. Th 259), welcher ohne Grund an der Echtheit zweifelt, indem ein angebliches nennt. 15) *Plutarch.* p. 850. A. *I san.* V, 21, 5. Der Rede *ὑπὲρ Καλλίππου πρὸς Ἠλείους* denkt Harpokration. 16) *Plutarch.* l. c. Cf. *Bekkeri An* p. 112, 10. 17) *Demosth.* Or. pro Cor. p. 271, 272. unsere Anmerkungen, Nr. 79. S. 604. Westerm. ad *Plut* Vit. Or. p. 26, 22., wo die Bruchstücke aus dem *λόγος Δη κός* nachgewiesen sind. Cf. *Ruhnk.* Hist. crit. Orat. p. L 18) *Demosth.* Or. de Falsa Legat. p. 376. S. unsere Anm zum Demosthenes, S. 285, 12. 19) *Phot.* l. c. S. 1 sterm. ad *Plut.* p. 85. not. 10. 20) Die Komiker verm dies. *Athen.* VIII. p. 341. F. 342. A. Auch soll er Theil ge men haben an dem Gelde, das der persische König durch Cy tes austheilen ließ. *Plut.* p. 848. E. *Phot.* p. 495, 42. Übri wird Hyperides in dem Leben des Demosthenes (c. 25) unter nen Anklägern nicht genannt. 21) Als früher Gesandte tipaters nach Athen kamen und die große Güte dieses Ma

verſöhnte ſich mit ihm, und ward wie er durch die Schergen Antipaters von dem Bilde Poſeidons und aus ſeinem Tempel hinweggeriſſen. Hier ſagen nun Einige, er ſei nach Korinth zum Antipater gebracht und auf die Folter gelegt worden, um die Geheimniſſe (*τὰ ἀπόῤῥητα*) der Stadt zu bekennen; er aber habe ſich die Zunge abgebiſſen, um nichts auch wider ſeinen Willen kund zu geben; nach Hermippus aber [22]) wurde er nach Makedonien geführt und ihm hier die Zunge ausgeſchnitten. Sein Leichnam ward unbeerdigt ausgeworfen, aber von Glaukippus, ſeinem Sohn, und andern Angehörigen verbrannt, und vor den hippadiſchen Thoren zu Athen neben ſeinen Ältern zur Erde beſtattet.

Was die Sitten und das häusliche Leben dieſes Redners betrifft, ſo ſcheint es nicht frei von Tadel geweſen zu ſein, wenn auch nicht Alles, was auf der komiſchen Bühne von ihm geſagt worden, für Wahrheit zu nehmen iſt. Der ſinnlichen Liebe ergeben, lebte er mit den berühmteſten Hetären, und oft mit mehren zu gleicher Zeit [23]). Unter dieſen war auch Phryne aus Theſpiä. Als dieſe vom Euthias wegen verletzter Religion (*ἀσεβείας*) angeklagt war, führte Hyperides ihre Vertheidigung, wobei er ſein Verhältniß zu ihr vor dem Gerichte nicht verbarg. Als er aber bemerkte, daß ſich das Urtheil der Richter gegen die Beklagte wendete, faßte er ſie bei der Hand und enthüllte ihren Buſen, indem er den Schleier zerriß. Dieſer Kunſtgriff, das Werk einer glücklichen Eingebung, verfehlte ſeine Wirkung nicht. Von einer frommen Scheu ergriffen, wagten die Richter nicht, eine Prieſterin Aphroditens zu verdammen, die von ihr mit ſo großem Liebreiz ausgeſtattet war, und ſprachen ſie frei. Doch ſoll dieſer Vorfall ein Geſetz veranlaßt haben, das ähnlichen Beſtechungen wehrte [24]). Außerdem wird der Redner beſchuldigt, der Leckerei ergeben und ein allzufleißiger Beſucher des Fiſchmarktes geweſen zu ſein [25]).

Über die Rednergaben des Hyperides iſt das Urtheil des Alterthums in ſo weit ungetheilt, daß es ihn den vorzüglichſten Rednern zu Seite ſtellt; ja, es zogen ihn Einige dem Demoſthenes vor [26]). In Rückſicht auf einzelne Eigenſchaften wird Scharfſinn und Anmuth an ihm gerühmt; auch daß er ſich ſtreng an die Sache hielt. Dionyſius ſagt, beim Scheine großer Einfachheit fehle es ihm doch nicht an redneriſcher Kraft [27]); Longin aber, daß ihm bei vielem Schönen die Größe abgehe, und daß die Beredſamkeit ſeines nüchternen Herzens den Zuhörer ruhig laſſe [28]). Dio Chryſoſtomus endlich empfiehlt ihn vor Lyſias und Demoſthenes voraus als Muſter der Nachahmung [29]). Nach Photius [30]) führten nicht weniger als 72 Reden ſeinen Namen, unter denen 52 für echt erkannt wurden. Erhalten hat ſich keine, wenn nicht vielleicht, nach Reiske's Meinung, von den zwei dem Demoſthenes beigelegten Reden gegen Ariſtogiton die erſte dem Hyperides angehört [31]). Ihm legt Libanius auch die 17. Demoſtheniſche Rede *περὶ τῶν πρὸς Ἀλέξανδρον συνθηκῶν* bei [32]). Eine Sammlung der vorhandenen Bruchſtücke mit Erläuterungen verſpricht F. G. Kiesling in der Vorrede zu *Lycurgi* **deperditarum oratorum fragmentis. p. XII.** (*F. Jacobs.*)

HYPERIDROSIS, HYPEREPHIDROSIS, fälſchlich auch **HYPERHIDROSIS** (von *ὑπέρ*, übermäßig, und *ἵδρωσις*, Schwitzen), das übermäßige Schwitzen, ſ. **Schweiss.** (*Wiegand.*)

HYPERION, *Ὑπερίων*, der Hochwallende [1]), Sohn

---

rühmten, ſagte Hyperides: Ich weiß, daß Antipater gut iſt; aber wir haben keinen guten Zwingherrn nöthig. *Plut.* Phot.

22) Wahrſcheinlich in ſeiner Schrift von den Schülern des Iſokrates. *Plut.* p. 849. B. Nach Andern ſtarb er auf die beſagte Weiſe in Kleonä. Plutarch, Leben des Demoſthenes, c. 28. Leben Phokions, c. 29. 23) Cf. *Athen.* XIII, 590. C. D. Um der Myrrhina willen trieb er ſeinen Sohn aus dem Hauſe. *Plut.* p. 849. D. 24) *Athen.* XIII. p. 590. C. D. Nach dem Komiker Poſidippus (Ebendaſ. p. 591. E. F.) ward die Rettung der Hetäre auf eine ganz gewöhnliche Weiſe durch ihre Bitten bewirkt. Auf die verbreitete romanhafte Sage aber gründen ſich die Briefe beim Alciphron XXX—XXXII. und auch Quintilian (Instit. Or. II, 15, 9) ſagt: „Et Phrynen, non Hyperidis actione, quanquam admirabili, sed conspectu corporis, quod illa (Fort. *ille*) speciosissimum alioqui diducta nudaverat tunica, putant periculo liberatam. Die bei jenem Rechtshandel vom Hyperides gehaltene Rede hatte Meſſala mit Glück überſetzt, adeo ut etiam cum illa Hyperidis pro Phryne difficillima Romanis subtilitate contenderet. *Quintil.* X, 5, 2. Vgl. über dieſe ganze Begebenheit meine verm. Schr. 4. Th. S. 437—441 und S. 449 fg. 25) *Athen.* VIII. p. 341, 342. 26) *Plut.* p. 849. D. *Dion. Hal.* de Oratt. c. 4. p. 451, ſetzt ihn dem Äſchines zur Seite, und verſpricht hierüber in beſondern Beurtheilungen ausführlicher zu ſein (S. 629). Dieſe finden ſich unter ſeinen Werken nicht, und ſind vielleicht nie geſchrieben worden. S. Becker, Abhandlungen über Dionyſius, p. XXIX. Photius (p. 495) ſagt, die anerkannte Vortrefflichkeit ſeiner Reden habe Zweifel verurſacht, ob er oder Demoſthenes den Vorzug verdiene, und manche erkennen den Preis dem Hyperides zu.

27) *Cicero*, De Orat. III, 7. Suavitatem Isocrates, subtilitatem Lysias, acumen Hyperides habuit. Cf. *Brut.* c. 82. *Quintil.* X, 1, 77. Dulcis imprimis et acutus Hyperides. *Id.* XII, 10, 22. *Dion. Halic.* de vett. Scr. Censura 6. Tom. V. p. 434. 28) *Longin.* c. 34. 29) Or. XVIII. *περὶ λόγου ἀσκήσεως.* p. 479. R. 30) p. 495, 4. Die Titel von 62 derſelben ſtellt Weſtermann zuſammen in der Geſch. der Beredſ. 1. Beil. VIII. S. 307—311. Cf. *Fabricii* Bibl. Gr. T. II. p. 857—862, und vorzüglich *Ruhnk.* Hist. crit. Orat. *Hyperides.* p. LXIX sq. 31) Cf. Appar. ad *Demosth.* p. 1187, 1192, 1199, ihm ſtimmt Garatoni bei zu *Cic.* Philipp. VIII, 5. Tom. II. p. 252. ed. *Wernsd.* S. über dieſe Reden F. Ranke in dem Art. *Demosthenes.* 1. Sect. 24. Th. S. 109 fg. In *Salviani* Opp. curante *Cunr. Rittersh.* (Altorf. 1611) ſagt *Jo. Alex. Brassicanus*, Praef., er habe in der Bibliothek des Königs Matthias Corvinus zu Ofen eine Handſchrift geſehen, die einen vollſtändigen Hyperides cum locupletissimis scholiis enthalten habe, librum multis censibus redimendum, wo *Belin de Ballu*, Histoire crit. de l'éloqu. chez les Grecs, I. p. 313, Hyperides in Euripides umändern heißt. Von einem andern Codic. membr. berichtet *Taylor* ad *Demosth.* in Conspectu Codd. (*Schaefer*, Apparat. Tom. I. p. 102): Codex Jacobi Harris continebat orationes selectas rhetorum, ut Demosthenis, Aristidis, Himerii, Hyperidis, Libanii, cui adjectae Philostrati vitae et Platonis Gorgias. Dieſe Handſchrift kam auf dem Wege nach Cambridge abhanden. 32) Die Geſellſchaft, in der ſich Hyperides befunden haben ſoll, läßt vermuthen, daß wir nicht ein Werk des alten Redners, ſondern vielleicht die in ſeinem Namen gedichtete, *Ὑπεριδῆς* überſchriebene, Declamation des Libanius (Opp. Tom. IV. p. 328—334) verloren haben.

1) *ἥλιος δ' ὑπεριέμενος.* *Xenophanes* bei *Heraklit.* Alle-

der Höhe [1]), wird zu den Titanen, den kosmogonischen Urkräften im griechischen Glauben, gezählt. Nicht der Letzte der Titanen ist Hyperion, von Uranos und Gäa geboren. Ihm ward Theia, seine Schwester, ebenfalls eine Titanide, zur Gattin, und mit ihr die drei helleuchtenden, die Erdbewohner und Götter umstrahlenden Kinder: Helios, Selene und Eos [2]). Homeros nennt seine Gattin Euryphaessa, Εὐρυφάεσσα [3]), ebenfalls seine Schwester:

. . . . . und zeugte mit ihr die herrlichsten Kinder,
Eos mit rosigen Armen, die lockenprangende Mene,
Helios auch unermüdeten Laufs, den Unsterblichen ähnlich,
Welcher den Sterblichen leuchtet zugleich und unsterblichen Göttern.

Nach älterer Dichtung zeugt Hyperion mit einer Nymphe Neaira [4]), auf Trinakria, einer dem Helios heiligen Insel, Sikelien [5]), wo seine Heerden, sieben Rinder- und sieben Schafherden, jede zu 50, weiden, zwei Nymphen: Lampetie und Phaetusa, welche die Heerden hüten [6]). Die Heerden vermehren und vermindern sich nicht. Odysseus' Gefährten schlachteten einst einige derselben, und eines großen Verbrechens klagt sie Helios bei den Göttern an, daß sie sie ersetzen sollen, immer habe er sich seiner vollzähligen Heerden gefreuet beim Hinfahren am Himmelsgewölbe und bei der Rückfahrt, würden sie ihm nicht ersetzt, so kehre er sich dem Hades zu, und leuchte den Todten. So scheint Helios an der Stelle Hyperions bei Homer zu stehen, den er selbst Hyperionides nennt. Die neuern Dichter folgen ihm und nennen die Sonne Hyperion [8]). Der Begriff von Hyperion kann wohl im Geiste der Alten nicht so genau entwickelt werden. Es entstehen aus ihm mehre Wesen: Helios, Selene, Eos, in den Nymphen, Lampetie und Phaetusa genau bezeichnet. Im Allgemeinen bestimmt Voß [9]): „Helios schaut und hört Alles, indem er die Sonne vom östlichen Thore des gewölbten Himmels zum westlichen über die Lichtseite des Erdkreises in den umströmenden Okeanos führt. — In späterer Zeit, da die Vernunft den Einen Gott zu erkennen anfing, deutete man zu einem Sinnbilde des durch die Sonne offenbarenden Weltgeistes vorzüglich den Apollon, der aber als Lenker des Sonnenwagens, wie bei griechischen Dichtern, selten bei einem römischen nach Virgil erscheint." Über die Deutung der symbolischen 14 Heerden des Hyperion s. unt. Helios [10]).

gor. 44 aber auch Ὑπείων. *Hom.* Odyss. I, 8. Beiwort der Sonne. Nach den alten Grammatikern abgekürzt aus ὑπεριονίων. Abgeleitet wird es von ἴέναι. *Schneider*, Lex. unter Ὑπερίων. *Hermann*, Opuscul. T. II. p. 175: Tollo, oder auch vom Comparativ des ὕπερος, der Höhere, oder mit Berücksichtigung der patronymischen Endung Ὑπεριονίδης. Od. XII, 176. Voß, Mythol. Br. 1. Bd. S. 12.

2) *Ilgen*, Hymn. *Hom.* p. 229 und daher Nitsch Anmerk. zu Od. I, 8. 3) *Apollod.* I, 2, 3. *Hesiod.* Theog. 371. 4) *Apollod.* I, 2, 2. *Hom.* Hymn. *Ilgen.* XI, 4. 5) Νεαίρας σύνεσιν δ' Ἴλιος ἐπειδὴ νέος ὁ θεός. Schol. *Eustath.* zu Od. XII, 132. 7) Od. XII, 132. 8) *Ovid.* Fast. I, 385. wie die Perser *Strabo* XV. p. 732. *Ovid.* Met. VIII, 564. 9) Hymne an Demeter, S. 18. 10) Vergl. auch Dornedden, Neue Theorie. S. 12.

Denselben Namen trug Einer der vielen Söhne des Priamos [11]). Ebenso hieß der letzte König von Megara, Agamemnons Sohn. Seinen Unterthanen war er seines Geizes und seiner Gewaltthätigkeiten wegen sehr verhaßt, und von Sandion ermordet. Die Megarer führten später eine aristokratische Verfassung ein, in welcher die Obrigkeit wechselte [12]). (*Schincke.*)

Hyperionisch, s. Hyperjastisch.

HYPERIPPE, Ὑπερίππη, ist nach Pausanias *) eine Tochter des Arkas, nach *Antonin. Liberal.* [a]) des Munichos Dryas [c]), des Königs der Molosser und der Lelanta. Einst befand sie sich mit den Ihrigen auf freiem Felde. Sie wurden von Räubern angefallen und flüchteten in einen hohen Thurm. Die Räuber legten Feuer daran; H. aber kam nicht um, sondern Zeus verwandelte sie in einen Taucher. (*Schincke.*)

HYPERIPTE, Ὑπερίπτη, eine mit Krimo erzeugte Tochter des Danaos, welche Hippokoryste zum Gatten erhielt *). (*Schincke.*)

HYPERISKOS, Ὑπερισκός, soll nach Hygin †) von Priamos abstammen. Muncker vermuthet in ihm den bei Apollodor ††) vorkommenden Hypeirochos oder Hyperochos. (*Schincke.*)

HYPERIUS (Andreas Gerhard). Geboren im J. 1511 zu Ypern, von welcher Stadt er den Namen trägt, und gestorben zu Marburg im J. 1564. Zwei merkwürdige Erscheinungen bietet dieser große, erst jetzt in seinem wahren Werth einigermaßen erkannte echt evangelische Gottesgelehrte dar; daß sein Ruhm durch den Parteieifer der Lutheraner so lange verdunkelt werden konnte (dies gibt selbst Schröckh in den Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten B. III. S. 264 zu) [1]); und daß seine besten Schriften selbst von Katholiken des 16. Jahrh. nachgedruckt wurden (s. Bayle in dem Art. Hyperius); woraus man einen Schluß auf die siegreiche Kraft seiner reinen, von jedem Sectengeist entfernten evangelisch-katholischen Lehrart und zum Vortheile der alten reformirten hessischen Kirche machen kann, deren Stammhalter er nach Lambert von Avignon war. Seine erste Bildung hatte er auf Betrieb seiner Ältern Andreas Gerhards, eines be-

11) *Apollod.* III, 12, 5. 12) *Pausan.* I, 43, 8.

a) V, 1, 2. b) XIV. c) Mehre führten den Beinamen Dryas zur Unterscheidung von Andern. *Burmann* ad *Ovid.* Metam. II, 290. *van Staveren* zu *Hygin.* l. c. fab. 173, sowie es mehre Munichus gab. *Meursius* Lect. Attic. I, 14.

*) *Apollod.* II, 1, 5. Heyne vermuthet statt Hyperipte — Hyparete, wie Hygin eine Danaide nennt.

†) Fab. 90. ††) III, 12, 5.

1) Man vergleiche jedoch das Urtheil, welches im Anfange des 18. Jahrh. J. Chr. Wendler (de libris a Pontificiis etc. suppressis. [Jenae 1714.] p. 47.) von Hyperius fällt: „Celebrioribus Reformatorum Theologis, qui saeculo XVI. claruerunt, merito annumeratur Ger. Andr. Hyperius, Theologus Marburgensis. Hujus scripta vel nostra aetate magno in praetio sunt eruditis, qui judiciis in iis rectum, dictionem concinnam, eruditionem haud vulgarem miris laudibus extollunt." Und ein ähnliches Urtheil fällte fast zur nämlichen Zeit der dem Hyperius so geistesverwandte Buddeus in seiner trefflichen Isagoge ad Theolog. universam, p. 413.

ten Rechtsgelehrten zu Ypern, und der Katharina
s aus Gent) zu Ypern, Lille und Tournay erhal-
weil man Bedenken trug, ihn auf die damals we-
llzufreier Lebensart verrufene Universität Löwen zu
n, und die Kriegsunruhen zwischen Karl V. und
I. eine Reise nach der hohen Schule zu Paris
derten, beschäftigte er sich eine Zeit lang in der
ibstube seines Vaters. Im J. 1528 kam er nach
letzten Willen desselben zum Ziele seiner Wünsche,
Paris, wo er drei Jahre Philosophie studirte, Pri-
terricht gab, und sich durch eine nachher dem pari-
Stadtrathe gewidmete Trauerrede auf einen jungen
ngsvollen Gelehrten (Joachim Ringelberg) auszeich-
Nach einer kurzen Reise ins Vaterland ging er im
532 nach Paris zurück, und legte sich mit großem
auf die alten Sprachen (unter Clenard, Joh. Sturm
Barthol. Latomus) und ganz besonders auf Theolo-
als Freund der Natur besuchte er auch medicinische
sungen und einige seiner spätern Schriften beweisen,
seine Studien das ganze Weltall umfaßten. Um
chenkenntniß zu sammeln und sich in Sprachen zu
hatte er noch von Paris aus den größten Theil
Frankreich und die Lombardei bereiset; im J. 1535
er über Ypern und Löwen zuerst nach Teutschland,
zu Cöln, Marburg, Erfurt, Leipzig und Witten-
sich mit den berühmtesten Gelehrten der damaligen
befreundete. Dies brachte ihn um ein Beneficium,
es seine Freunde aus den Einkünften einer gewissen
ihm vom römischen Hofe vorläufig ausgewirkt
n. Der kaiserliche Kanzler und Erbischof von Pa-
, Johann Charondilet, versagte seine Genehmigung,
Hyperius der Ketzerei verdächtig sei. H. schiffte
England, wo er in dem Hause desselben Montjoie
ch aufgenommen wurde, den Erasmus in seinen
sten auszeichnet, und dessen Sohn (Karl) eine
e Freundschaft für Erasmus' Landsmann fühlte.
die Verfolgung der evangelischen Bekenner unter
ich VIII., der damals Thomas Cromwell und Ro-
Barnes hinrichten ließ, machte diesen Aufenthalt
er. Hyperius, nachdem er die Universitäten Cam-
e und Oxford besucht, kam über Antwerpen nach
n zurück. Im Begriffe nach Strasburg zu Bucer
hen, dessen vermittelnde Gesinnung im damaligen
ienkampf ihn anzog, besuchte er im J. 1541 zum
en Male seinen Landsmann Gerhard Geldenhauer zu
burg. Dieser als Geschichtschreiber und Theolog
dem Namen des Noviomagus (des Nimwegers)
mte Gelehrte, dem schon Kaiser Maximilian den
lerkranz zuerkannt hatte, war nach dem Tode Lam-
von Avignon die Hauptstütze der reformirten (schwei-
hen) Lehre auf der hessischen Universität. Landgraf
pp hatte ihn dem Religionsgespräche zu Hagenau
ordnet. Im Vorgefühle seines nahen Todes wünschte
yperius zu seinem Nachfolger, und erhielt darüber
Versicherung des Kanzlers Feige. Nach dem baldi-
Tode Geldenhauers, im J. 1542, begann die für
Universität Marburg und ganz Hessen so wohlthätige
rige akademische Laufbahn des damals 31jährigen
Hyperius, während welcher er mit Katharina Orth, einer jungen Witwe des Professors Johannes Happel, seiner körperlichen Schwächlichkeit ungeachtet, eine glückliche und mit sechs Söhnen und vier Töchtern gesegnete Ehe führte. Drei Mal wurde er zum Rector der Universität erwählt (1546, 1549, 1561)[2]; im J. 1560 war er mit dem großen Rechtsgelehrten Johannes Oldendorp Reformator dieser damals weltberühmten ersten protestantischen Schule. In derselben erhielt er zuerst die Würde eines Doctors der Theologie (zu welcher Feierlichkeit im J. 1553 Tilemann Schnabel, Superintendent zu Alsfeld, den Luther selbst promovirt hatte, besonders berufen wurde), und führte die ersten theologischen Disputirübungen ein. Seinem Rufe verdankte die Universität den zahlreichen Besuch junger Schweizer (besonders aus Basel und Zürich, wo auch seine meisten Schriften gedruckt wurden), und anderer Ausländer, welche der reinern reformirten Kirche geneigt waren. Er war Mitarbeiter an den vortrefflichen Kirchenordnungen Landgraf Philipps, der ihn auch im J. 1554 auf den Fürstentag nach Naumburg sandte, und sich seiner bei der Visitation der hessischen Kirchen bediente[3]). Im Stillen, und wegen seiner großen Mäßigung und Klugheit bei seinem Leben unverketzert, streuete er den Samen jener Lehre, welche in Niederhessen und bis zur Ankunft des Ägidius Hunnius auch im größten Theil Oberhessens die vorherrschende wurde. Mit rührender Dankbarkeit verehrten ihn fast alle damalige hessische Gelehrte, welche seine Freunde (wie Justus Vultejus und Pincier, die Lehrer Sylburgs) oder seine Schüler waren; unter diesen die damals hoffnungsvollsten Professoren der Theologie zu Marburg, Wigand Orth, der ihm eine treffliche Trauerrede hielt (oratio de vita et obitu Hyperii. Marburgi, 1564) und zwei Jahre nachher in der Blüthe seiner Jahre starb, und Heinrich Vietor; vor allen Johannes Mylius, damals Prediger zu Gemünden, der im J. 1581 in einer Zuschrift an L. Wilhelm den Weisen Hyperius zuerst auf die Stufe stellt, die ihm im Andenken der Menschen gebührt[4]). Denn nie vereinte ein akademischer Lehrer

2) Seine Handschrift mit einigen akademischen Nachrichten findet man in dem zu Marburg aufbewahrten schönen pergamentnen Original des ersten Albi academici. 3) Daß er hierbei wenig Mitleiden mit den alten papistischen Heiligenbildern bewies, und einmal eines alten übriggebliebenen schmuzigen St. Georgritters nicht schonte, sieht man aus einer Anekdote in *Melandri* Jocoseriis. T. I. No. 527. 4) Folgende Stelle aus Mylius' Vorrede zu seiner Ausgabe der von Hyperius hinterlassenen Commentarii in Epistolas Pauli verdient hier eine Mittheilung. Nachdem er dem Andenken Luthers, Melanchthons und auch des zu früh verstorbenen Wigand Orths, besonders zu einer Zeit, wo so viele junge, schwatzhafte, unweise, ungelehrte, vom Sectengeist angesteckte Theologen aufstanden, den gerechten Zoll gebracht (non dicam virum divinum Lutherum, qui ex tenebris Antichristi orbem christianum incredibili studio admirabilique conatu et successu eripuit, lucique coelesti restituit; non dicam Philippum Melanchthonem, qui studia literarum artesque liberales in Germaniam quasi postliminio revocavit etc.), fährt er, den Tod des Hyperius beklagend, fort: „Fuit, fuit, quod Celsitudo tua, Princeps clementissime, ipsa novit, in hoc uno viro virtus scientiaque tanta, quantam ingenii humani ca-

ſoviel Sittenreinheit, eine ſolche Würde und Feinheit im äußern Benehmen [5]), ſo viele Welt- und Menſchenkenntniß, ſoviel redliche Offenherzigkeit [6]), ſoviel fromme Beſcheidenheit [7]) mit ſo vieler Geſchicklichkeit, treſ geſchmackvoller Auswahl des Nützlichſten, feſter Met und unermüdlichem Pflichteifer im Unterrichte der ih vertrauten Zöglinge; nie ein Theolog (den einzige lanchthon vielleicht ausgenommen) eine ſo große, das Alterthum und alle Epochen der Kirchengeſchicht faſſende gründliche, durch claſſiſche, anmuthige Darſ ſich auszeichnende Gelehrſamkeit mit ſo großer muth, Unparteilichkeit und wahrhaft göttlicher Gemüthsruhe, Beſonnenheit und Begeiſterung. H zeugen ſein ganzes Leben und die von ihm hinterl Schriften, welche noch jetzt des eifrigſten Studiums Gottesgelehrten würdig ſind. Man kann ſie mit nahme einiger Send- und Paſtoralſchreiben und philoſophiſcher und philologiſcher Werke in folgend theilung zuſammenſtellen:

A. Methodik überhaupt.

1) De recte formando theologiae studio IV. (Basil. 1556. Argentor. 1562. Basil. 1572, Antverp. 1587; wird auch de theologo oder de r studii theologici überſchrieben.) Er ſelbſt widmet erſte Ausgabe dem Reformator des Kloſters und der Schule zu Schlüchtern, Petrus Lotichius (Ohe trefflichen Dichters), der die jungen Theologen Gebiets, ſonſt dem Seminarium zu Würzburg beſ damals zuerſt nach Marburg ſchickte, und dem Recht die größten Lobſprüche ertheilt. In dieſer v lichen Schrift, die er dem Urtheile der wahren u thodoxen (nach ſeiner Beſchreibung evangeliſchen) unterwirft, zeigt er, daß der wahre Theolog einen lichen Beruf, eine höhere Begeiſterung fühlen müſſ durchwandert als ein ſicherer Führer das ganze der Wiſſenſchaft. Allenthalben zeigt ſich große Ke der Kirchenväter, unparteiiſche Würdigung der älter (z. B. über Gregor VII.), der Concilien, der nothw gen doctrinellen Reform der römiſchen Kirche, rein ſcheidung der Politik von der Theologie und ein ſchmackvolle, umfaſſende Bezeichnung der heilſamſte mentar- und Hilfskenntniſſe (von der claſſiſchen tur bis zur Muſik, von dem Studium der Urſpr

---

ptus difficulter valet assequi. Doctrinae ejus divinae cognitio multarum magnarumque rerum erat adjuncta. Quam quidem laudem non in scholis tantum est consecutus, sed lucubrationibus etiam, quae partim in lucem prodierunt, partim ab haeredibus hucusque asservatae mox ut spero lucem sunt visurae, ad perpetuitatem est obtenturus: in quibus tanta viri doctissimi perspicitur assiduitas, ut non immerito (id quod olim de Demosthenis, Graecorum oratorum principis, orationibus fuit celebratum) oleum ac lucernam olere dixerimus. In juventute erudienda tanta fides, tantus zelus, ut secundum huic schola Marburgensis non viderit, habuerit autem neminem. Qua quidem re brevi effectum fuit, ut gentes etiam exterae huic doctori sacris studiis informandos filios suos committerent, feliciterque iis prospectum crederent, quos domesticae ejus disciplinae tradere contigisset. Diligentiam et fidem modestia quaedam vitae, morumque integritas, pietas item insignis comitari visa est. In consiliis et judiciis theologicis non fuit hoc sapientior, in vitae familiaritate nemo jucundior, nemo sanctior atque modestior: in disciplina nemo gravior: in sermone nemo prudentior: verborum ejus nullum in terram cecidit temere (id quod de Samuele puero sacris ministrante sacrae referunt historiae). Beatum olim Achillem praedicavit Rex Alexander, quod Homerum Poetarum Graecorum clarissimum rerum gestarum vitaeque nactus esset praeconem. Ita non indignum Hyperium nostrum tali interprete pictoreque judicaremus, qui vitam, mores, doctrinam, sapientiam, pietatem, acumen, diligentiam hominis divini posset adumbrare, vivisque coloribus depingere. Testes sunt harum virtutum, qui docentem audierunt. Testes sunt, qui scripta et lucubrationes ejus legerunt. Testes sunt, qui vivum agnoverunt, quique sermones, disputationes, sapientiam, modestiamque viri hujus audierunt atque viderunt. Nec dubito quin Tu quoque, Princeps clementissime, omnia haec melius, quam a me commemorari possunt, ipse et audieris et cognoveris, ad cujus aulam non solum sapientia hujus, religionis, doctrinae, moderationis, virtutisque nomen pervenit, sed luctus etiam et moeror insignis ex tanti viri obitu penetravit. Utinam similacrum hoc virtutis Christianae, exemplar fidei doctrinaeque absolutae, imago sapientiae et moderationis divinae hodiernis doctoribus ob oculos esset posita. Horum enim fere omnium nervi eo sunt accommodati, ut novis dissidiis excitandis vel antiquis vulneribus refricandis ex aliorum profligatione sibi laudem concilient. Quae quidem nominis quaerendi ratio an sine Ecclesiae dispendio amorisque Christiani jactura fieri possit, non video. Atque optandum esset, ut vitium hoc in noxios peregrinosque Ecclesiae hostes duntaxat derivari posset, neque ad membra ecclesiae visceraque interiora proserperet: *Jesuitis*, *extremae Antichristi proli*, non tanta lacessendae oppugnandaeque verae religionis suppeditaretur occasio; nec mutuis morsibus ac lanienis consumpta labefactaretur Ecclesia."

5) Hierüber ſteht Folgendes in Wigand Orths Lebensbeſchreibung: „In victu atque vestitu temperantissimus semper fuit, in conviviis modestissimus, in colloquiis ac conversationibus humanissimus et aequissimus. Ut immania illa in conviviis nostrorum hominum pocula, et scurriles in colloquiis nugas ex animo aversabatur, ita moderatis conviviis, jucundisque amicorum confabulationibus libenter nonnunquam intererat. Ita neque ea, quae turpia essent, probabat, neque quae concedi ad animi recreationem possent, improbabat. Breviter ita sese gerebat, ubique et adversus omnes, ut non modo doctis hominibus jucundi, sed etiam indoctis suavissimi ejus mores viderentur." 6) Calvin ſchrieb von ihm: „Praeter raram pietatem et eruditionem, quae in ejus scriptis relucet, ajunt hominem esse mansueto ingenio, magna sinceritate praeditum." (*Calvini* epistolae et resp. p. m. 636.)

7) Dieſe ging nach dem Zeugniſſe des Juſtus Vulteſ der Vorrede zu einer im J. 1580 im Namen der Witwe de perius veranſtalteten Ausgabe ſeiner hinterlaſſenen Schrift weit: „Ut ideo post mortem demum in lucem prodire su luerit, quia gloriam sibi nullam, nec vulgi applausus iis bat." Statt der Einſchränkung, welche Bayle dieſem Lobe muß man vielmehr daraus ſchließen, daß die Anzahl ſeiner h laſſenen Schriften, wie auch Orth zu verſtehen gibt, weit g war, als was er ſelbſt in den Druck gab. Hierzu brange ſeine Freunde. Denn in einem Schreiben an Oporinus in vom J. 1563 ſagt er unter andern: „In animo habeo hac me extremam manum imponere Topicis Theologicis . . . gam etiam interea in *Methodo Theologica*, quam ad rem a tis undique excitor." (*Zanchii* epistol. theol. lib. II. p. 8) Er ſelbſt ſagte hierüber kurz vor ſeinem Tode: „Eg semper operam dedi in schola, ut doctrinam utilem audito proponerem, et vitarem ociosas quaestiones: diligenter cavi ullam darem contentionum occasionem, eandemque docendi mulam semper retinui, ac dum vixero retinebo." (*Wig.* in vita Hyperii.)

heiligen Schrift bis zum beſten teutſchen Dialekt, meißniſchen). Selbſt die Naturwiſſenſchaft ſchließt nicht aus. Was er über Einfachheit des Ritus, über gmatik und Exegeſe (zuerſt nach Erasmus) Treffendes noch jetzt Beherzigenswerthes ſagt, hat neulich ein riftſteller vom Fach ausgezeichnet [9]). Die einzigen m Papiſten etwa in dieſem Handbuche chriſtlicher Geſamkeit anſtößigen Stellen betreffen das Leſen der el und die Autorität der Concilien, und dieſe hat der Plagiarius dieſes Buches, der ſpaniſche Auguſtinónch **Laurentius a Villavicentio**, in ſeiner Ausgabe von 1575 nach ſeiner Art abgeändert.

2) **De S. Scripturae lectione ac meditatione quotidiana omnibus omnium ordinum hominibus christianis perquam necessaria Lib. II.** (Basil. 1561, 1581.) ſeiner Zueignungsſchrift an den Pfalzgrafen Ludwig Hyperius eine herrliche Erklärung von der wahren warnungsvollen Bedeutung des fürſtlichen Titels: n Gottes Gnaden. Das Buch ſelbſt verdiente als derlegung des papiſtiſchen Verbots des Bibelleſens den beſten Kirchenvätern und zum Behufe der großannischen Miſſionsgeſellſchaften noch jetzt eine neue gabe. Es enthält, nach Durchführung aller Stände Ämter der Menſchen, denen das Leſen der heiligen rift erſprießlich iſt, einen ſinnigen Kalender für jeden und Abſchnitt. Die erſte teutſche Überſetzung dieſes rkes iſt von einem dankbaren Schüler, Georg Nigri (Mühlhauſen im Elſaß 1562) Ludwig von Boyneburg dem Jüngern, Pfarrherrn zu Homburg an der Ohm, idmet (wo über den damaligen ſchändlichen Unfleiß die vermaledeite Undankbarkeit hinſichtlich der Verläſſigung der Bibel geklagt wird); die andere zu Ulm 2 gedruckt [10]).

3) **Topica theologica** (Tiguri. 1561, 1564. Wit. 1565. Basil. 1573). Auch dieſes, nach der Vorrede Froſchauer, der zugleich Buchdrucker, Verleger und ehrter war, hinſichtlich einer hinzuzufügenden theolohen Kritik nicht ganz vollendete Werk enthält trefe Beiſpiele und Anführungen aus der alten Kirchenhichte.

B. Dogmatik (ohne Polemik, welche Hyperius tzlich vermied). In dieſem Fache hatte Hyperius nur en evangeliſchen Vorgänger, nämlich Melanchthon (loci mmunes).

1) **Elementa christianae religionis** (Marb. 1563), 1566 zu Lyon ins Franzöſiſche überſetzter Katechis, der durch Juſtus Vultejus im marburgiſchen Pädagium eingeführt, aber 1571 auf Betrieb des damali Superintendenten mit dem Lutheriſchen vertauſcht wurde [11]). Früher waren Bucers und hierauf Wertheims und Lenings Katechismen im Sinne der reformirten Lehre in Heſſen gedruckt und eingeführt worden, ſodaß der Lutheriſche wenig Platz gewann. Über die Einrichtung dieſes Buches vergl. Köchers katechetiſche Geſch. der reformirten Kirche, S. 177 fg. Hyperius ſchrieb auch eine in den größern Sammlungen befindliche Abhandlung, **de catechesi, quid sit catechesis, quaeque ejus origo**, welche 1704 zu Helmſtädt von J. A. Schmid beſonders herausgegeben wurde.

2) **Methodi theologiae sive praecipuorum christianae religionis locorum communium Lib. III.** (Basil. 1566, 1574. Dieſe Ausgaben wurden nach Hyperius' Tode, der noch drei Bücher hinzufügen wollte, durch Heinrich Vietor beſorgt und mit der Biographie des Hyperius von Wigand Orth verſehen.) Ein Muſter dogmatiſcher Schreibart, welche ſo Viele nach ihm verfehlt haben. Vergl. *Buddei* Isagoge, p. 413 sq.

3) Die meiſten andern dogmatiſchen Schriften des Hyperius (unter ihnen die beſonders gedruckten **Theses de trinitate**) finden ſich in zwei Hauptſammlungen ſeiner hinterlaſſenen Werke vermiſchten theologiſchen Inhalts, welche H. Vietor und Juſtus Vultejus 1570 und 1580 beſorgten (**Varia opuscula theologica**. Siehe die einzelnen Abhandlungen bei Strieder, Heſſ. Gelehrten-Geſch. 1. Bd. S. 304—307). Unter den unvollendeten, welche Melchior Adam hervorhebt, erregen unſtreitig ſeine ſechs Bücher **de ordinanda republica** die meiſte Sehnſucht.

C. Homiletik. Wie gewiſſenhaft Hyperius verfuhr, um ſeine Zöglinge zu guten Kanzelrednern zu bilden, davon zeugt ſein Biograph [12]).

De formandis concionibus sacris sive de interpretatione scripturarum populari Lib. II. (Marb. 1553, 1562. Basil. 1563, 1573, 1579.) Dieſe 1563 zu Genf franzöſiſch überſetzte Homiletik (**Enseignement à bien former les sainctes prédications**), welche bald nachher auch der oben erwähnte Auguſtiner ſich zu eigen machte (ſ. Schröckh a. a. O. S. 266), iſt ſo vortrefflich, daß ſie 1781 noch von Wagnitz zu Halle herausgegeben wurde. Vergl. über ſie Froriep im 1. Thl. der Biblioth. der theol. Literatur.

D. Exegeſe (Hermeneutik). Hier zeigt ſich Hyperius beſonders als ſcharfen und gewandten Logiker, weniger jedoch mit der Wort- als Sacherklärung be-

---

9) D. von Cölln in dem Programm zur Säcularfeier der verſität Marburg (Breslau 1827). Recolitur memoria Professum Theologiae Marburgensium Philippo Magnanimo regnante. 8, 22—28. Vgl. Wachler in der neueſten Ausgabe der Litegeſchichte. 10) Das auf der caſſelſchen Bibliothek (wo auch Theologus und die meiſten andern Schriften des Hyperius ſich en) aufbewahrte Exemplar der erſten Ausgabe iſt mit dem alten ppen der fritzlarſchen Stiftsbibliothek verſehen.

11) Wie ſehr Hyperius, ungeachtet er der Lutheriſchen Lehre vom Abendmahle nicht geneigt war, bei ſeinem Leben von den oberheſſiſchen Superintendenten geachtet wurde, und wie er die gleichgeſinnten, aber durch die Gegenpartei erſchreckten Prediger zu beruhigen und zu ſtärken wußte, darüber findet man Aufſchluß in einem Schreiben Joh. Pinciers zu Wetter an Bullinger, 1564. *Fuesslin*, Epistolae ab ecclesiae Helveticae reformatoribus. Cent. I. p. 476, 477. 12) Concionandi vero in schola rationem quanto cum labore, quanta cum molestia instituit! Praescribebat ipse locos, quos tractandos maxime putaret: emendabat conciones a studiosis conscriptas, priusquam recitarentur: audiebat etiam concionaturos, antequam in publicum prodirent; ut si quid vel in voce vel in gestibus desideraretur, id quoque corrigeret etc.

Sonne geht ihm vor; er ſtützt ſeinen Arm auf einen ſtarken Reiſeſtab. Sein Diener erhält Aufträge. Die dritte Scene gibt Hypermneſtra als Gemahlin des Lynkeus, Lynkeus mit einem Myrthenkranze, dem Zeichen der Liebe.

Denſelben Namen führt eine Tochter des ätoliſchen Königs Theſtos, welche Dikles von Argos Amphiareus, Iphianeira und Polyböa gebar [21]). (*Schincke.*)

HYPEROA, HYPEROË (Ὑπερώα, Ὑπερόη, eigentlich ſich höher befindend), der Gaumen, Palatum, bei Galen ſehr wahrſcheinlich beſonders die Gaumenbeine bezeichnend; auch kommt es in der Bedeutung von Choanae (hintere Naſenöffnungen) bei Neuern vor. S. d. Art. Gaumen. (*Wiegand.*)

HYPEROCHA nennt man dasjenige, was aus dem Kaufpreiſe eines verkauften Pfandes, nach Abzug der Foderung des Pfandgläubigers, übrig bleibt. Der Pfandgläubiger muß nämlich bei dem Verkaufe der ihm verpfändeten Sache, ſoviel es mit ſeiner Sicherheit in Einklang zu bringen iſt, das Intereſſe des Eigenthümers des Pfandes oder ſeines Pfandſchuldners befördern, mithin den möglichſt höchſten Kaufpreis zu gewinnen ſuchen. Bleibt nun nach Abzug ſeiner Foderung ein Überſchuß der Kaufſumme, ſo gebührt dieſer dem Pfandſchuldner [1]), jedoch muß dieſer warten, bis der Pfandgläubiger denſelben eingezogen hat, wenn er es nicht vorzieht, ſich die Klage gegen den Käufer des Pfandes von dem Pfandgläubiger cediren zu laſſen, um den Überſchuß von jenem Käufer ſelbſt einziehen zu können. Geht die Hyperocha auf dieſe Weiſe nicht ein, ſo iſt der Pfandgläubiger nur dann für dieſen Verluſt verantwortlich, wenn ihm hierbei ein Verſchulden zur Laſt gelegt werden kann, nicht aber, wenn jener Verluſt durch einen Zufall eingetreten iſt [2]). (*Spangenberg.*)

HYPEROCHE, nach Herodot *) der Name der einen hyperboreiſchen Jungfrau, welche, von fünf Männern ihres Volkes begleitet, in ſpäterer Zeit als Arge und Opis, die mit den deliſchen Göttern ſelbſt gekommen ſein ſollen, die Weihgeſchenke von dem Volke der Hyperboreer nach Delos brachten. Ihre Gefährtin hieß Laodike. Dieſe Jungfrauen brachten der deliſchen Eileithyia die Erſtlinge der Früchte ihres Landes zum Geſchenke **). Lange Zeit heiligte das Gaſtrecht die jungfräulichen Abgeſandten; aber einſt kehrten ſie nicht wieder zurück in ihre ferne Heimath. Da fürchtete das Volk der Hyperboreer, andere zu ſchicken; es brachte daher ſeine jährlichen Opfer, in Weizenſpreu gepackt, an die Grenze, gab dieſelben den Scythen, und ſo gingen ſie von Volk zu Volk an das adriatiſche Meer, und endlich über Dodona in Epirus und Euböa nach der Inſel Delos. Das Andenken der Hyperoche und Laodike ward noch in ſpäter Zeit zu Delos durch Gottesdienſt und heilige Hymnen gefeiert, und die deliſchen Bräute opferten vor der Vermählung eine Haarlocke auf dem in dem Tempel der Diana befindlichen Grabmale dieſer Jungfrauen. (*Aug. Wilhelm.*)

HYPEROCHOS (Ὑπέροχος, Ὑπείροχος bei Dichtern), Hort, ein Sohn des Priamus [1]), war mit Laodokos — Volksrecht — (in Laodikos umgeſtellt) Hyperboreer. Beide vertheidigten in den Thalſchluchten das Heiligthum zu Delphi gegen die Gallier [2]). Für Ἀμάδοχος und Λαοδόχος [3]) ſchreibt O. Müller [4]) Hyperochos, und Laodike wegen Herodot (VIII, 39), der bei einem ähnlichen Kampfe die einheimiſchen Heroen Phylakos und Autonoos nennt. (*Schincke.*)

Hyperoodon, ſ. Delphinus.

HYPEROPS (Insecta). Eine von Eſchholz in der Familie der Tentyridae aufgeſtellte Käfergattung (Zoolog. Atlas, 4, 9) mit folgenden Kennzeichen: Oculi supra carinam antennarum siti. Clypeus antice truncatus. Als Art gehört hierher Hegeter tagenioides, *Dejean.* (Dr. *Thon.*)

Hyperorgosis, ſ. Orgasmus.

HYPERORTHODOXIE iſt übertriebene Orthodoxie (ſ. d. Art.). Wenn eine gewiſſe Achtung gegen die zeither in der Kirche gültigen Lehren auch gar nicht zu verwerfen, ſondern zu empfehlen iſt, ſodaß alſo Orthodoxie nicht überhaupt verworfen werden kann, ſo kann ſie doch ſo übertrieben werden, daß das nothwendige Fortſchreiten zu dem wahren Licht, und das iſt bei Chriſten: zu den wahren, ewigen Ideen des Evangeliums, dadurch gehindert wird, welches man vielleicht nicht beabſichtigt, ob es gleich auch in der ausdrücklichen Abſicht Mancher zu liegen ſcheint. In dieſem Falle redet man von Hyperorthodoxie. Liegt ihr irrige Anſicht über die wahre Erleuchtung zum Grunde, ſo iſt ſie wenigſtens zu beklagen. Beruhet ſie aber auf eigennützigen Gründen, z. B. daß man die Gunſt einflußreicher Menſchen dadurch erlangen kann, oder durch ſie ſich bemerkbar machen will, wozu es ſonſt an wahren Vorzügen fehlt, ſo wird ſie verächtlich. (*Maertens.*)

Hyperosmie, Hyperosmia, ein zu ſtarker Geruch, ſ. Geruch.

HYPEROSPHRESIE, HYPEROSPHRESIA, HYPEROSPHRESIS (von ὑπὲρ und ὄσφρησις, ὀσφρασία, das Riechen oder Riechvermögen), das krankhaft verſtärkte Riechvermögen, wo Dinge, die kaum einen Geruch beſitzen, empfunden werden, riechbare aber viel ſtärker und in größerer Entfernung als gewöhnlich den Geruchſinn afficiren, ſodaß ſie auch wol Nieſen, Zuckungen ꝛc. erregen. S. Geruch. (*Wiegand.*)

HYPEROSTOSEN (Exostosen), Knochenauswüchſe, ſind bald rauhe, bald glatte, gewöhnlich feſte, harte und dichte krankhafte Knochenwucherungen, welche, noch dichter und härter als die übrige geſunde Knochenmaſſe, Elfenbeinexoſtoſen heißen. Oft ſind ſie aber hohl oder zellig und aufgelockert, enthalten auch wol eine Flüſ-

21) *Apollod.* I, 7, 10. *Palmer*, Exercitatt. ad h. l. *Diodor.* IV, 70.

1) Fr. 6. §. 1. D. XIII, 7. de pign. act. c. 8. C. VIII, 28. de distract. pignor. 2) Fr. 24. §. 2. D. XIII, 7. de pign. act. Vergl. Schweppe, Römiſches Privatrecht. 2. Bd. §. 333. S. 267.

*) *Herodot.* IV, 33—36. **) *Plin.* H. N. IV, 26. *Pausan.* I, 31.

1) *Apollod.* III, 12, 5. 2) *Pausan.* I, 4, 4. 3) *Pausan.* l. c. und X, 23, 3. 4) Dorier. 1. Bd. S. 268.

ſigkeit. Manchmal bilden ſie eine ſtrahlgypsähnliche Kruſte, die ſich mit den Fingern zerreiben läßt. Bald ſind ſie ei-, bald kugelrund, bald lang und ſpitz, ſcharf und eckig, bald ſchuppen-, bald gabelförmig, bald gekrümmt, bald ſitzen ſie auf einer breiten Baſis, bald auf einem dünnen Stiel auf. Sie können eine Größe von 5—27 Zoll erreichen. Ihr Gewicht entſpricht verhältnißmäßig ihrer Größe und Dichtheit. Eine ungeheure Hyperoſtoſe an einem Menſchenſchädel beſchreibt J. G. Ilg in ſ. anatom. Beobachtungen ꝛc. (Prag 1821.) Dergleichen Auswüchſe entſtehen durch Anhäufung meiſt phosphorſauren Kalkes in den Knochenzellen. — Mit den gutartigen Eroſtoſen iſt der ausgebildete, bald glatte, bald rauhe, unförmliche, mit Stacheln und Spitzen beſetzte, bald feſte und harte, bald etwas weichere Knochencallus völlig einerlei. (Vergl. M. Troja, Neue Beob. und Verſuche über die Knochen ꝛc.; aus d. Ital. mit Anm., Zuſätzen ꝛc. von Albrecht von Schönberg, mit Kpf. [Erlangen 1828. 4.] 4. Abthl. Cap. 2.)

Zu den Knochenwucherungen ſoll auch, nach Hufeland, der nach Gariot vielmehr aus den Alveolen abgeſonderte Zahnkalk, Zahn- oder ſogenannte Weinſtein der Zähne, gehören, welcher an den Zähnen und am Zahnfleiſche, zumal der Perſonen von ſchleimiger Conſtitution und arthritiſcher, rhachitiſcher, ſyphilitiſcher und ſkorbutiſcher Diatheſis, oft beträchtliche Auswüchſe bildet, von weißer, gelber oder livider, oder, wie bei Scharbockkranken, von ſchwarzer Mißfarbe. Hunter vergleicht ſie in chemiſcher Hinſicht mit den Bezoars, und Magellan ſieht ſie für eine den Madreporen ähnliche Korallenſpecies an. Im gemeinen Leben hält man irrig denſelben für das Product der Überreſte genoſſener Speiſen. Durch die Lupe erſcheinen dergleichen Incruſtationen als dicht vereinigte, in einzelnen Punkten glänzende Körnchen. Bird (in Hufelands Jour. der prakt. Heilk. 1829. 8. St. S. 32) ſieht ſie mit Gariot für das Product einer krankhaften Thätigkeit der Schleimmembranen an. Nach Wollaſton, Fourcroy und Mitchill beſtehen ſie aus phosphorſaurem, ein wenig ſalpeterſaurem und noch weniger kohlenſaurem Kalke. (Vergl. Schweiggers Jahrb. der Chem. und Phyſ. 1826. 3. S. 371 fg. u. den Artikel Zahnstein.) Einige halten das Cäment der Rindsbackzähne, das feſt mit dem Zahnſchmelz auch im geſunden Zuſtande verbunden iſt, ebenfalls für Zahnſtein, der aber nach Laſſaigne (in Heuſingers Zeitſchrift für die organiſche Phyſik. II, 2. 1828. S. 356 fg.) nur ein einfacher Niederſchlag von phosphorſaurem Kalk und Mucus, ohne Spur von Organiſation, iſt. (*Th. Schreger.*)

Hyperoxyde, ſ. **Oxyde**.

HYPERPHAS, Ὑπέρφας [1]), war der Vater der Euryganeia [2]), welche nach Andern eine Schweſter der Jokaſte, Tochter des Menökios [3]). Apollodor [4]) bezeichnet ſie auch als Tochter des H. und erzählt, daß ſie von einigen als des Ödipus Gemahlin, und als Mutter des Eteokles, Polynikes, der Antigone und Ismene bezeichnet werde, während andere als Mutter der vier Kinder, welche Ödipus zeugte, die in Verzweiflung ſich ſelbſt mordende Jokaſte anſehen [5]). Wie dieſes als möglich gedacht werden kann, da doch Ödipus ſeinen Irrthum ſobald einſah, zeigt Siebelis [6]). (*Schincke.*)

HYPERPHLEGMASIE (von ὑπὲρ und φλεγμαίνω, brennen), ein ſehr heftiger Grad von Entzündung (ſ. d. Art.). (*Wiegand.*)

Hyperphysisch (supernatural), ſ. **Supernaturalismus**.

HYPERPIMELE (von ὑπὲρ und πιμελή, Fett), eine zu große Fettigkeit oder Fettanſammlung (**Obesitas s. Polysarcia adiposa**). **Hyperpimelicus** heißt alſo an Fettſucht leidend, von zu großer Fettigkeit herrührend. Vgl. **Fettsucht**. (*Wiegand.*)

HYPERPLEROSIS, Ὑπερπλήρωσις, die Überfüllung (einer Höhle des Körpers), beſonders mit tropfbaren Flüſſigkeiten. (*Wiegand.*)

Hyperpolitik, ſ. **Metapolitik**.

HYPERPRESBYTIA (von ὑπὲρ und πρέσβυς, alt, weitſehend ꝛc.), bei H. D. Gaub (**Inst. patholog. med.** §. 726) das übermäßig ſchwache Geſicht in der Nähe (**Enormis visus senilis gradus**). Vergl. **Fernsichtigkeit (Visus senilis, Presbyopia)**. (*Wiegand.*)

HYPERRHIZA. Dieſe von Bosc (Berl. Mag. 5. Jahrg. Taf. 6. f. 12. Abb.) nach der franzöſiſchen Ausſprache **Uperhiza** geſchriebene Gewächsgattung gehört zu der Gruppe der Kernſchwämme (Markpilze, **Myelomycetes**), der natürlichen Familie der Pilze. Ihr Charakter beſteht in einem kugelförmigen, auf der Oberfläche wurzelreichen Schlauchbehälter, deſſen Wurzeln ſich zu einem Strunke vereinigen, in verlängerten, gewundenen Schläuchen und pulverigen Sporidien. Die einzige bekannte Art, **H. carolinensis** *Bosc*, iſt ein ſchwarzer Pilz von der Größe einer Erbſe bis zu der eines Apfels, welchen Bosc in Süd-Carolina gefunden hat. — S. *Spr.* Syst. IV, 416. (*Sprengel.*)

HYPERSARCOMA (von ὑπερσαρκάω, mit Fleiſch überwachſen oder überziehen), das zu ſtark hervorgewachſene Fleiſch, das wilde Fleiſch, ein Gewächs oder Auswuchs von Fleiſch, beſonders an Geſchwüren und Wunden (**Caro luxurians, Caro fungosa, Ecsarcoma**, auch **Hypersarcosis** genannt), ſ. unt. **Geschwür** und **Fleischgewächs**. **Hypersarcosis** (Ὑπερσάρκωσις), bedeutet nicht nur die Bildung und das Wachſen des wilden Fleiſches und dieſes ſelbſt, ſondern auch den übermäßigen Fleiſchanſatz im ganzen Körper und die regelwidrige Fleiſchbildung an einzelnen Stellen deſſelben. **Hypersarxis, Hypersarcesis** (von ὑπερσαρκέω, zu viel Fleiſch anſetzen), ein allgemeiner übermäßiger Fleiſchanſatz. (*Wiegand.*)

HYPERSOPHIE bezeichnet, der Etymologie (von ὑπὲρ, über, und σοφός, weiſe) zufolge, die Überweisheit oder anmaßliche Weisheit, welche die Schranken der Vernunft überſteigt und ſich in (deshalb ſoge-

1) In den Scholien zu *Eurip.* Phoeniss. 53 heißt er Periphas. 2) Ebendaſelbſt wird ſie Eurygane, Εὐρυγάνη, genannt. 3) *Apollod.* III, 5, 7. 4) III, 5, 8. 5) *Pausan.* IX, 5, 5. 6) Annotatt. ad *Pausan.* l. c. Tom. IV. p. 19 sq.

nannte) transscendente Speculationen verliert. Von diesem Begriffe gilt, was von Hyperlogismus (s. d. Art.) bemerkt worden. Nach Krug (im philos. Wörterb. u. d. W.) soll eine solche anmaßliche Weisheit, wenn sie sich in Lebensgeschäften geltend zu machen sucht, spöttisch Superklugheit genannt werden; allein dies ist offenbar irrig, indem bei dem letztgenannten Begriffe gar nicht von Weisheit, d. h. Erforschung der höchsten Zwecke, sondern von Klugheit, d. h. Erkenntniß der besten Mittel, die Rede ist, und dabei nicht auf die Schranken der menschlichen Erkenntniß überhaupt, sondern auf die subjective Erhebung eines bestimmten Individuums über seinen Horizont, auf die Überschätzung seines eigenen Verstandes gesehen wird.

(*K. H. Scheidler.*)

HYPERSTHEN *Hauy*. (Paulit Werner, ehemals labradorische Hornblende.) Dieses Mineral, das eingesprengt in größern oder kleinen Partien in einem syenitartigen Gesteine, welches auf Labrador, Hornblende und Magneteisenstein, auf der St. Paulsinsel an der Küste von Labrador vorkommt, hat eine graulich- oder grünlichschwarze Farbe, mit einem tombackbraunen Schimmer auf den blätterigen Flächen, eine Härte, welche der des Feldspathes ziemlich gleichkommt und ein specifisches Gewicht von 3,33. Man bemerkt zwei nicht ganz vollkommene Durchgänge, die sich unter Winkeln von ungefähr 93° schneiden und auf ein rhombisches Prisma hinweisen, und einen vollkommneren Durchgang nach der kurzen Diagonale des Prisma's, mit Perlmutterglanz. Vor dem Löthrohre schmilzt es zu einem graulichgrünen Glas und enthält nach Klaproths Analyse 54,25 Kieselerde, 24,50 Eisenoxyd, 14,00 Talkerde, 2,25 Thonerde, 1,50 Kalkerde, 1,00 Wasser.

Es ist möglich, daß dieses Fossil nur als Abänderung des Augits zu betrachten ist, da die Winkel der Durchgänge fast dieselben sind. Sehr ähnliche, hierher gehörige Massen hat man auf der Insel Sky in Schottland, auf Bergens Halbinsel in Norwegen, in Cornwallis, Grönland u. a. O. gefunden, aber es ist noch nicht völlig ausgemacht, ob sie alle hierher zu zählen sind, sowie überhaupt die ganze Gruppe der hornblende-, augit- und bronzitartigen Mineralien noch nicht mit der erforderlichen Schärfe gesondert ist und weitere Erfahrungen und Beobachtungen erwartet. Nach Beobachtungen, die besonders Rose und Weiß in Berlin in neuern Zeiten gemacht haben, dürften alle diese Gruppen in eine einzige vereinigt werden können, und sich nur dadurch unterscheiden, daß diese oder jene Durchgänge mit größerer Deutlichkeit auftreten. Doch kann man die Untersuchungen darüber noch keineswegs als geschlossen betrachten.

(*Germar.*)

Hypersthenie, s. Sthenie.

HYPERTELEATUM, Ὑπερτελέατον, war ein Ort an der Ostseite des lakonischen Meerbusens gelegen, 50 Stadien südöstlich von der Stadt Asopus, und blos durch einen Tempel des Äskulap merkwürdig. *Pausan.* III, 22. (*Kanngiesser.*)

HYPERTHYMIE, HYPERTHYMIA (von ὑπέρθυμος, übermüthig, verwegen, frech), bei Leupoldt eine mit Tollkühnheit verbundene Geisteskrankheit (Mania atrox), im Gegensatze von Athymie (Athymia), Schwermuth mit Muthlosigkeit. (*Wiegand.*)

HYPERTROPHIE, HYPERTROPHIA, Übernährung, etymologisch aus ὑπέρ und τροφή entstanden, wovon das Beiwort hypertrophicus, übernährt, hypertrophisch, an Hypertrophie leidend, gebräuchlich ist, bedeutet in der Pathologie eine regelwidrige Vergrößerung irgend eines festen Theiles, eines lebenden Organismus zu Folge übermäßiger Ernährung. Sie steht gegenüber dem Leiden der Atrophie, verminderter Ernährung (s. d. Art. Auszehrung).

Erst seit wenigen Jahren, und zwar seitdem in das System der Krankheitslehre die pathologische Anatomie wohlthätiges Licht verbreitete und dadurch die Krankheitszustände mehr nach ihrem Wesen, als nach schwankenden Symptomen benannt wurden, besteht der Ausdruck Hypertrophie: anfänglich mehr um das abnorme Übermaß der Theilchen gewisser Organe, wie z. B. des Herzens, der Schilddrüse u. s. w., zu bezeichnen, später aber noch richtiger zur Bezeichnung eines bestimmten abnormen Zustandes gebraucht, der in allen Gebilden eines Organismus seinen Sitz haben kann und durch einen übermäßigen Ernährungsproceß in denselben erzeugt wurde. Hypertrophie ist daher eigentlich nicht Krankheit zu nennen, sondern ist vielmehr ein organischer Fehler, welcher je nach dem Theile des Organismus, den er betrifft, Krankheit als Reaction des ganzen Körpers bewirken kann, jedoch auch bei übrigens unverletzter Gesundheit denkbar ist, und wirklich vorkommt; so bewirkt Hypertrophie des Herzens stets sehr bedeutende Störungen in der ganzen Lebensthätigkeit des Organismus, während sie in einem andern niedern Gebilde nicht den mindesten Schaden verursacht. Schwer lassen sich deshalb Charaktere aufweisen, durch welche sich die Hypertrophie im Allgemeinen zu erkennen gibt. Zu diesen wenigen aber gehört:

a) Daß die Umfangsvergrößerung bei Hypertrophie in einem Organe meistens nur allmälig und stetig erfolge, nicht wie in andern Fällen, z. B. in einer Umfangsvergrößerung durch Hyperämie, wo dies rasch, stürmisch, bald steigend, bald fallend mit den übrigen Krankheitssymptomen geschieht; b) daß die vermehrte Massenbildung nicht mit Bildung neuer Producte verbunden ist, oder diese doch in wenigen Fällen der Ausnahme dem betreffenden Theile sehr analog sind; c) daß der dem hypertrophischen Theile polar entgegenstehende in der Regel atrophisch wird; d) daß in hypertrophischen Organen die nach Außen gekehrte Thätigkeit derselben meistens in demselben Grade erlischt, als die Thätigkeit ihrer Ernährungskraft zunimmt, gleichsam als concentrirten sich diese entgegengesetzten Kräfte in der Ernährung; und endlich e) daß mehr oder weniger die Functionen theils des leidenden Theils selbst, theils auch der demselben benachbarten Organe gestört werden.

Vielfacher gibt sich die Hypertrophie bei Untersuchung derselben an den verschiedenen Theilen des Organismus selbst zu erkennen, und es möge dies hier, ohne

chranken einer allgemeinen Betrachtung zu über-
n, sowol an den einfachen Geweben des Orga-
, als auch an den einzelnen durch jene zusam-
ehten Organen im Allgemeinen geschehen. Unter-
wir daher unter den A. einfachen Geweben
hierischen Organismus
) das Zellgewebe. Die diesem Grundstoff
ümlichen, je nach dem Organ, in oder zwischen
n es lagert, verschiedenen Beschaffenheiten werden
Hypertrophie häufig mehr oder weniger alienirt.
nlich findet sich nicht allein die Masse desselben
rt, sondern zugleich auch fester, sodaß es dem
neidenden Messer unter knarrendem Tone Wider-
leistet; die derbern Lamellen desselben durchkreu-
vielfach und kommen denen eines Faserknorpels
nlich nahe. Ihre Farbe pflegt weiß oder verschie-
färbt zu sein, je nachdem andere Substanzen, wie
der Pigmente, darin abgelagert sind. Oder es ist
llgewebe zugleich weicher, schwammig, breiig.
Diese verschiedenen Abstufungen und Formen der
rophie hält man häufig mit Unrecht für neu or-
te Gewebe, und nennt diese angeblichen Pseud-
men, je nach ihrer verschiedenen Form, bald Scir-
bald Enkephaloid, bald Fungus u. s. w. Sehr
ja fast unmöglich ist es zwar immerhin, zwischen
abnormen Geweben eine scharfe Grenzlinie zu zie-
d zu bestimmen, wo vielleicht noch bloße Hyper-
mit Condensation des Zellgewebes sei, und wo
sich ein neues fremdartiges Gewebe organisirt
wie dieß wol hinreichend der noch fortwährende
über die Frage beweist, ob Skirrhus identisch sei
der andern Verhärtung oder nicht; denn daß Scir-
ur eine solche Verhärtung sei, die in Krebs über-
ist zu ungenügend bestimmt, da bereits nachge-
worden, daß Geschwülste der verschiedenartigsten
in Krebs übergegangen sind, und überhaupt dies
lge nicht voraus zu bestimmen ist. Soll aber der
us dadurch vielleicht, wie manche Pathologen wol-
nterschieden werden, daß eine skirrhös gewordene
nz sich stets gleich bleibe, so scheint dies nicht min-
gereimt zu sein, als alle übrigen Symptome des-
höchst zweifelhaft sind, da in keinem Thierstoffe
Streben nach höherer Bildungsstufe unterbrochen
n kann. Besser wäre es daher allerdings, solche
nungen, wie Skirrhus, aus der Pathologie zu
nen, da sie weder eine specifisch noch formell be-
e Krankheit bezeichnen.
Unter allen einfachen Geweben ist das Zellgewebe
ufigsten der Hypertrophie unterworfen, und häu-
chert dasselbe, besonders in gewissen Organen, wie
dem willkürlichen Muskelapparat, den Drüsen ꝛc.
Kosten der übrigen Grundgewebe, so zwar, daß
in Zellgewebe umgewandelt zu werden scheinen.
merkwürdigen Fall solcher Zellgewebeumwandlung
htete Dr. G. Andral in der Gallenblase zu Folge
Hyperämie mit Eiterungsproceß (s. dessen Grund-
r pathol. Anatomie übers. und herausg. von Dr.
. Becker, 1 Bd. S. 189).

2) Das fibröse Fasergewebe. Oft findet sich dieses Elementargewebe an solchen Stellen des menschlichen Körpers, wo man es nur der Analogie anderer thierischen Organismen gemäß erwarten könnte; so z. B. finden sich zuweilen nach heftiger bronchitis beim Menschen in den feinsten Bronchen Fasern, wo sich solche nur bei größern Thierclassen unterscheiden lassen. Übrigens ist dieses Gewebe der Hypertrophie weniger unterworfen als das Zellgewebe.

3) Die häutigen Gewebe. a) Seröse Häute sollen am seltensten hypertrophisch werden; ja sogar nach Einigen, wie nach Andral gar nicht, obschon dies gewiß etwas zu weit gegangen ist. Mag es auch immer sein, daß Hypertrophie weit häufiger die unter dem dünnen eigentlichen serösen (von Antral unorganisirt genannten) Häutchen liegenden Zellgewebeschichten treffe, so läßt sich doch kaum denken, wie bei den häufig vorkommenden, bedeutenden Störungen in der Secretion und Resorption des serösen Dunstes, diese Membran als bedingendes Organ nicht auf analoge Weise, gleich andern Membranen erkranken solle. Dieser Meinung ist auch Meckel, indem er sagt: „Auch bei den serösen Häuten kommt Vergrößerung nur mit Umwandlung ihrer Substanz, besonders Verdickung derselben in Folge von Entzündung, vor. Diese aber ist in der That nicht selten, und vielleicht sehr wohl hierher zu rechnen, da die Vergrößerung der Organe überhaupt durch einen Proceß wirklich wird, der wesentlich sich kaum von der Entzündung zu unterscheiden scheint."

Häufiger erscheinen dagegen b) die Schleimhaut und äußere Haut, die in ihrer Structur congruent zu halten sind, hypertrophisch, und zwar entweder in ihren einzelnen Theilen oder allgemein. Bei den Schleimhäuten finden sich aber häufiger die Schleimkörper selbst, als ihr epitelium hypertrophisch, während in der äußern Haut häufiger die epidermis, als ihre Papillarschicht und die Lederhaut von der Übernährung ergriffen wird. Bei den Schleimhäuten liegt meist eine in dem Organismus ruhende Ursache zum Grunde, während die Hypertrophie in der äußern Haut häufiger durch äußere Ursachen, besonders mechanische Reize, erzeugt wird. Folgen derselben in den Schleimhäuten sind Geschwürbildung, in der äußern Haut, Schwielen- und Warzenbildung, hornartige Auswüchse, die oft zu gewissen Perioden abfallen und sich regeneriren. Und will man das System der Pathologie vereinfachen, so ließen sich im Allgemeinen auch andere unter den Namen Vegetationen, Polypen ꝛc. bestehende Degenerationen zur Hypertrophie rechnen. So fand Andral in dem Darmkanal einen weichen röthlichen Körper von Größe einer Nuß, der mit der Oberfläche des Eingeweides mittels eines langen Stieles zusammenhing. Dieser Körper bestand 1) aus der nur wenig veränderten Schleimhaut; 2) aus dem unter der Schleimhaut liegenden Zellgewebe, welches sehr verdichtet und verhärtet war, und den Umfang der Geschwulst bildete; 3) aus vielen Venen, welche sich gegen das obere Ende der Geschwulst in violetten Fransen vereinigten, die den mit Blut gefüllten Hämorrhoidalge-

schwülsten glichen. In diesem Körper, der nach Andern in die Zahl der fleischigen Polypen zu rechnen wäre, ließ sich demnach deutlich eine Hypertrophie einiger der normalen Gewebe der Darmschleimhaut nachweisen. Ebenso verhält es sich nach Andral auch mit dem fungus haematodes, und mit dem krankhaften aufrichtbaren Gewebe (tissu érectile accidentel); die Hautgefäße erweitern sich dabei durch Überfüllung mit Blut, werden durch dessen Andrang dünner, reißen endlich und geben zu gefährlichen Blutungen Veranlassung; oder es bildet sich ein Extravasat in dem Zellgewebe der Haut; daher die so wandelbare Form dieser Geschwülste.

c) Synovialhäute kommen den Schleimhäuten ziemlich nahe, und verdicken sich fast ebenso häufig.

4) Das Muskelgewebe. Das Gewebe der sogenannten willkürlichen oder animalischen Muskeln differirt von dem der unwillkürlichen oder organischen auch hinsichtlich der Hypertrophie; denn weit seltener findet sich dieselbe bei jenen, als bei diesen. Sowie in der Zahl und äußern Form der animalischen Muskeln eine größere Bestimmtheit und Beständigkeit besteht, als in dem organischen Muskelsystem, ebenso verhält es sich auch in ihrer Structur. Selten nur findet sich ein Bewegungsmuskel im Verhältnisse zu den übrigen abnorm groß, während doch äußerst häufig Herz, Gefäße ꝛc. in ihrer Muskelschicht sehr bedeutend verdickt und erweitert gefunden werden.

Auch hier findet sich, wie bei dem Fasergewebe eine den größern Thieren analoge Bildung, und an Stellen, wo nur bei letztern im Normalzustande Muskelfasern gefunden werden, wie z. B. in den Wandungen der Gallenblase, trifft man zuweilen, wenn auch sehr selten, ein ähnliches Gebilde beim Menschen.

5) Knorpel- und Knochengewebe. Nur äußerst selten findet man das Knorpelgewebe hypertrophisch, und dann nur im kindlichen Alter, zu Folge eines Stehenbleibens auf früherer Bildungsstufe, wenn sich durch störend einwirkende Krankheitsprocesse im Organismus die Epiphysen nicht gehörig in Knochensubstanz umwandeln. Und wenn angenommen werden darf, daß die Hornhaut des Auges aus Knorpelgewebe gebildet sei, so erscheint Hypertrophie in diesem Knorpelgewebe am häufigsten, meistens theilweise, zuweilen auch die ganze Hornhaut einnehmend (s. unter d. Art. Staphyloma das staphyloma conicum). Weit häufiger, als das Knorpelgewebe, leidet das Knochengewebe an Hypertrophie und heißt dann exostosis, hyperostosis, je nachdem sie blos einen Theil eines Knochens, oder dessen ganzen Umfang einnimmt (s. d. Art. Knochenkrankheiten).

6) Nervengewebe. Soll nach den Erfahrungen von Bichat und Andern meist in Organen hypertrophisch gefunden werden, deren Ernährungsproceß krankhaft ist, und namentlich durch cancröse Geschwüre gestört wird; doch täuscht man sich hier gewiß häufig, indem man das unter solchen Umständen meist sehr wuchernde Neurilem (Zellgewebe, welches das eigentliche Nervengewebe umgibt) mit dem Nervengewebe selbst verwechselt, das im Gegentheile nach Erfahrungen genauer Beobachter bei cancrösen Geschwüren meist schwinden soll.

Im Allgemeinen findet sich selbst nach den langwierigsten Nervenleiden nur selten ein organischer Fehler in den betreffenden Nerven vor, worin die Beobachtungen fast aller Pathologen übereinstimmen. Ob der Grund hiervon darin liege, daß das Nervengewebe überhaupt weniger organischen Veränderungen unterworfen sei, oder ob unsere Kunst dieselbe noch bis jetzt nicht zu erforschen weiß, muß unentschieden bleiben. Häufiger hat man dagegen im Centralnervensystem, dem Gehirn und Rückenmarke Hypertrophie beobachtet. Die Hirnsubstanz ist dann zugleich fester, enthält wenig Blut, und man findet sie beim Einschnitt ungewöhnlich trocken. Die Hirn- und Rückenmarkhöhlen sind meist zusammengedrückt, und die äußern Vertiefungen ziemlich ausgefüllt. Auch hier ist die Hypertrophie allgemein oder partiell.

B) Hypertrophie der einzelnen Organe des Körpers im Allgemeinen. Sie nimmt entweder die ganze Masse des Organs ein, oder nur einzelne anatomische Bestandtheile desselben. Im letztern Falle pflegt häufig schon oben erwähntes polarisches Verhältniß einzutreten, sodaß alle übrigen Bestandtheile atrophisch werden. Im Allgemeinen pflegen auch in hypertrophischen Organen die Gefäße, und zwar hauptsächlich die Venen, sich sehr zu erweitern, weniger scheint dabei das Volumen der Nerven zuzunehmen. Übrigens verhalten sich die hypertrophischen Organe verschieden, hinsichtlich ihres Volumens, ihres Gewichtes und ihrer Structur.

Meistens ist das Volumen derselben vergrößert, bleibt sich zuweilen aber auch gleich, oder wird sogar vermindert. Letzteres erfolgt, wenn nur eines der Grundgewebe hypertrophisch ist, während die übrigen atrophisch geworden. Gleich bleibt sich das Volumen, z. B. in hohlen Organen, wenn die Substanzwucherung sich blos in die Höhle ausdehnt, obschon eine solche Aushöhlung zuweilen im hypertrophischen Zustande auch ausgedehnt gefunden wird. Oft wird die Form eines Organs, wie besonders der Ovarien, der Milz und der lymphatischen Drüsen des Unterleibs zugleich sehr entstellt, sodaß man bei der Diagnose leicht veranlaßt wird, Afterbildungen anzunehmen, oder zu glauben, daß an die Stelle des normalen Gebildes ein neues getreten sei, während doch blos eine vermehrte Ernährung in einem oder mehren anatomischen Bestandtheilen statthatte.

Das absolute Gewicht ist meistens vermehrt, kann jedoch auch vermindert sein, wenn nämlich ein Organ nicht im Ganzen hypertrophisch ist; ebenso verhält es sich mit dem specifischen Gewichte, das jedoch am häufigsten vermindert gefunden wird.

Die Consistenz der organischen Substanz ist zuweilen gar nicht verändert, häufiger aber härter, bisweilen auch weicher. Der innere Bau des Organs bleibt meist unverändert.

Die Functionen der Organe finden sich im Anfange des Leidens meist nur wenig gestört, und wenn sie nicht allzuwichtigen Einfluß auf den ganzen Organismus üben,

B. das Herz, so nimmt gewöhnlich erst dann das eine Gefäß- und Nervensystem Antheil, wenn das entweder mehre andere benachbarte Theile in Mitschaft zieht, oder durch allzuhohen Grad der Hyphie übermäßigen Säfteaufwand kostet. Allgemeine ngen der Reproduction, hektisches Fieber sind dann lgen.

Unter allen Organen sind die Drüsen am häufigsten ypertrophie unterworfen, und unter diesen insbe- die Milz, Ovarien und die lymphatischen Drüsen.

Ätiologie. Selten sehen wir Hypertrophie prientstehen, sondern weit häufiger entsteht dieselbe se-. Und in letzter Beziehung ist wol Andral vollen beizustimmen, wenn er behauptet, daß zur Erng einer Hypertrophie eine bloße Hyperämie weder hend noch durchaus erfoderlich sei, da diese für nes Theils die Structur eines Organs auf keine zu ändern vermag, sondern hierzu zugleich eine erAssimilationskraft erfoderlich ist, und andern Theils rzeugung der Hypertrophie eine solche erhöhte Asionskraft unter Verhältnissen als hinreichend gedacht n kann, wenn man sich nämlich in dem betreffenOrgane zugleich die jener polarisch entgegengesetzte milirende Kraft geschwächt denkt, sodaß Nahrungsen dem Gesetze des steten Stoffwechsels entgegen, in die Blutmasse zurückgeführt werden und deshalb m betreffenden Organe angehäuft bleiben. Daher t es denn auch gewiß, daß durch ein reizendes hren Hypertrophien zuweilen so schnell gehoben wer- Wirkung der Jodine), während sie erschlaffenden n durchaus nicht weichen wollten.

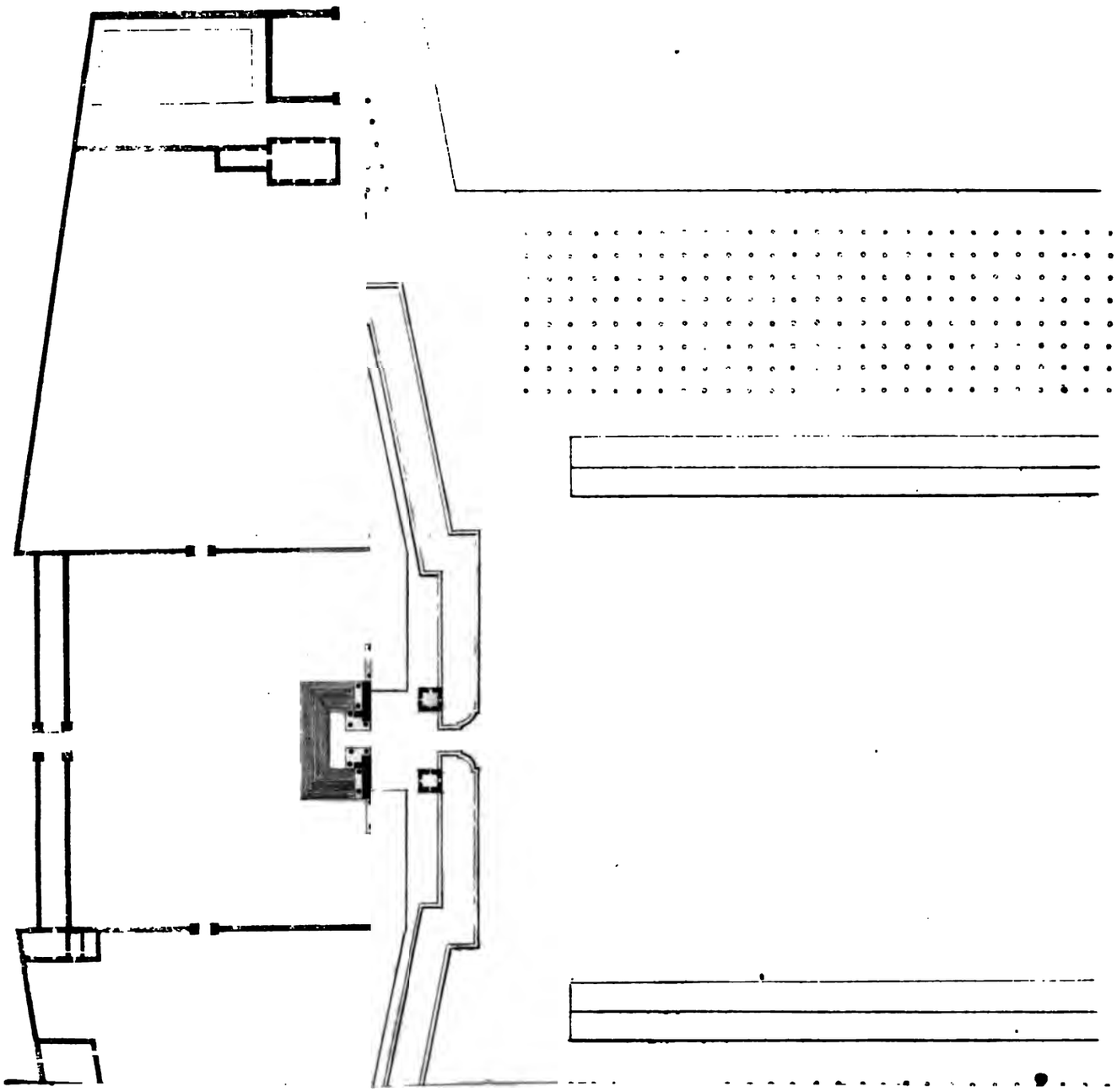
Undenkbar ist es dagegen, wenn Andral behauptet, los gesteigerte Assimilationskraft sei für sich schon hend, Hypertrophien in einem Organe zu erzeugen, rzu jedenfalls der durchaus nöthige Nahrungsstoff ln würde. Primär kann Hypertrophie entstehen allgemein oder theilweise erhöhte Arteriellität des ystems.

Erhöhete Arteriellität, eine zweckgemäßere Beung der sogenannten activen Entzündung, zuerst em um Physiologie und Pathogenie so sehr verProf. Heusinger gebraucht, drückt den Zustand welcher nicht allein in einer erhöhten Irritabilität Gefäße, sondern vorzugsweise in einer gesteigerten Plasticität des Blutes selbst besteht. Unter den entfernten Ursachen lassen sich innere (d. h. in dem Organismus ruhende) und äußere (die außer demselben liegen) unterscheiden. Zu erstern gehört die durch das weibliche Geschlecht und jüngere Lebensalter bedingte Prädisposition. Denn im weiblichen Geschlechte sowol, als in dem kindlichen Alter herrscht die Thätigkeit der Assimilationskraft vor, der Stoffwechsel ist thätiger bei vorhandenem Säfteüberflusse. Diesen zunächst ist der Hypertrophie das spätere Mannsalter am meisten ausgesetzt, wo die Kraft der Assimilation zwar noch nicht gesunken ist, aber aus mannichfachen Gründen die desassimilirende Kraft träger geworden, und dadurch die normale Metamorphose des Thierstoffes gestört worden ist. Häufig sind Hypertrophien bloßer Reflex von allgemein gestörter Ernährung oder andern Allgemeinleiden, die im Körper haften, besonders verschiedener Kakochymien und Kacherien, z. B. von scrofulosis, febris intermittens, rheumatismus etc. Und in solchen Fällen ist es gewiß nur eiteler Versuch, örtliche Heilung zu bezwecken, während das Allgemeinleiden unberücksichtigt bleibt.

Auch Vicariiren eines Organs für das andere kann Hypertrophie des erstern bewirken; so z. B. vergrößert sich die eine Niere, wenn die andere zerstört ist; es schwellen die Brüste bei unterdrückter Menstruation oft sehr bedeutend an ꝛc. Alle äußeren entfernten Ursachen kommen darin überein, daß sie auf die Lebensthätigkeit des betreffenden Organs specifisch reizend einwirken. Der Verlauf der Hypertrophie im Allgemeinen ist dem Ursprunge derselben gemäß meist chronisch und nur primär; zu Folge erhöhter Arteriellität entstandene Hypertrophie möchte mehr stoßweise entstehen, und acuter verlaufen. Im ausgebildeten Zustande läßt sich Hypertrophie meistens nur sehr langsam und selten vollkommen heilen. Der durch die Kunst zu bewirkende beste Ausgang ist Stehenbleiben des krankhaften Zustandes auf seiner bereits erreichten Stufe. Vorzügliche Schriftsteller über Hypertrophie sind: Joh. Friedr. Meckel, Handbuch der pathol. Anatomie (Leipz. 1816), 2 Bd. 1. Abth. S. 222 (unter der Benennung Vergrößerungen). George Andral, Grundriß der pathol. Anatomie, aus dem Franz. übers. v. F. W. Becker (Leipz. 1829). 1. Bd. S. 126. (*Wiegand.*)

Hypexodon, *Raffinesque*, s. Vespertilio.

Ende des zwölften Theiles der zweiten Section.

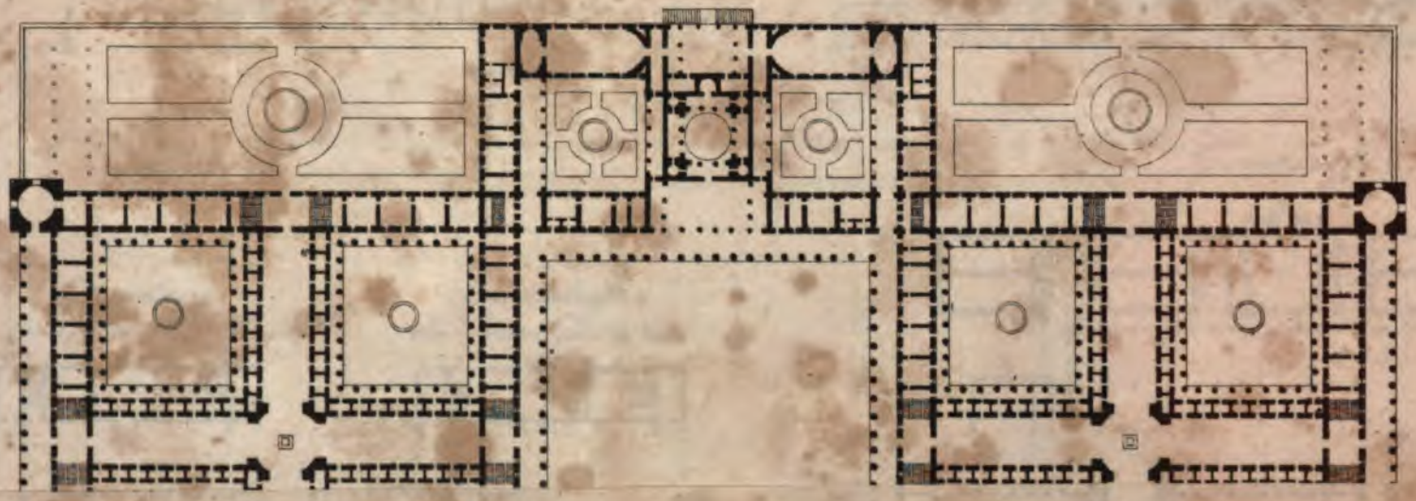


HOSPITAELER.

Tab. I.

Nº XIV.

Das grosse Hospital, Lo Spedale Maggiore zu Mayland.

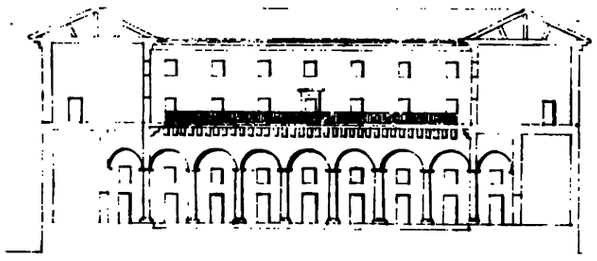


No. XV.

Das Hospital der Unheilbaren in Palermo.

C.

Durchschnitt.



A.

Grundriss des unteren Geschosses.

B.

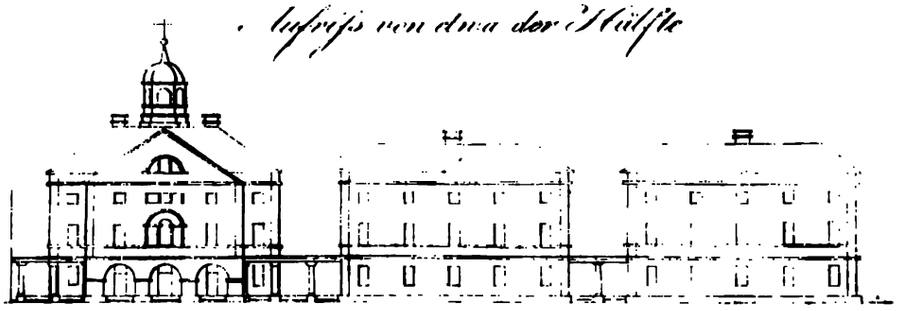
Grundriss des oberen Geschosses.

No. XVII.

Das Hospital zu Rondouse bey Plymouth.

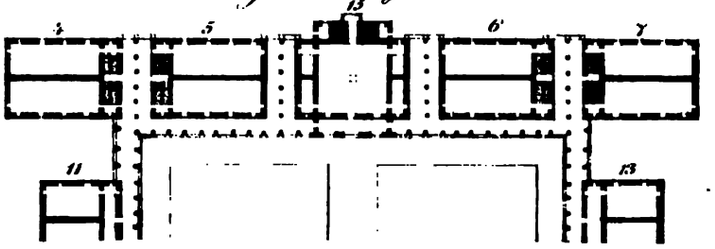
B.

Aufriss von einer Hälfte

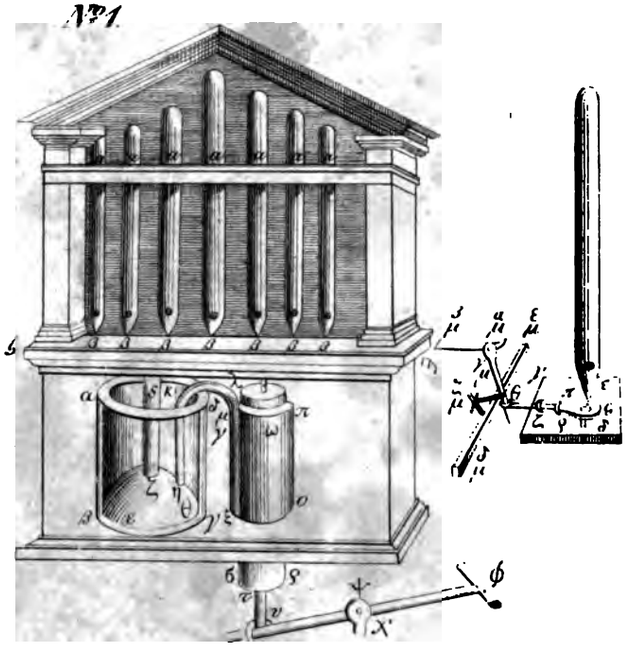


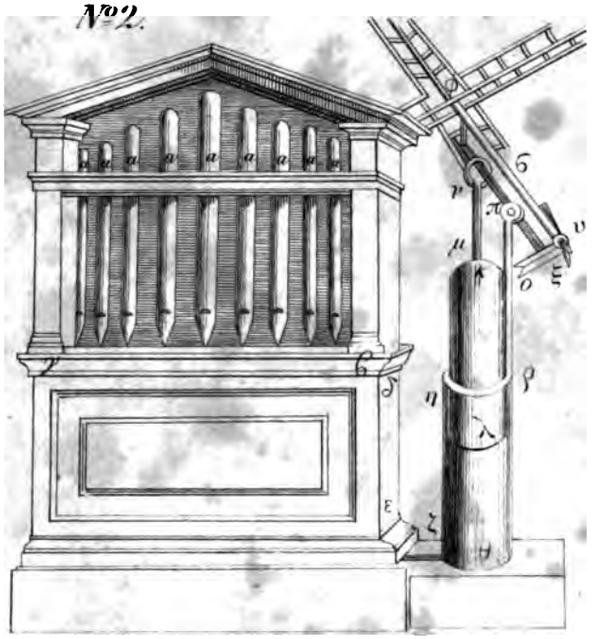
A.

Grundriss.



Zum Artikel **Hydraulos.**

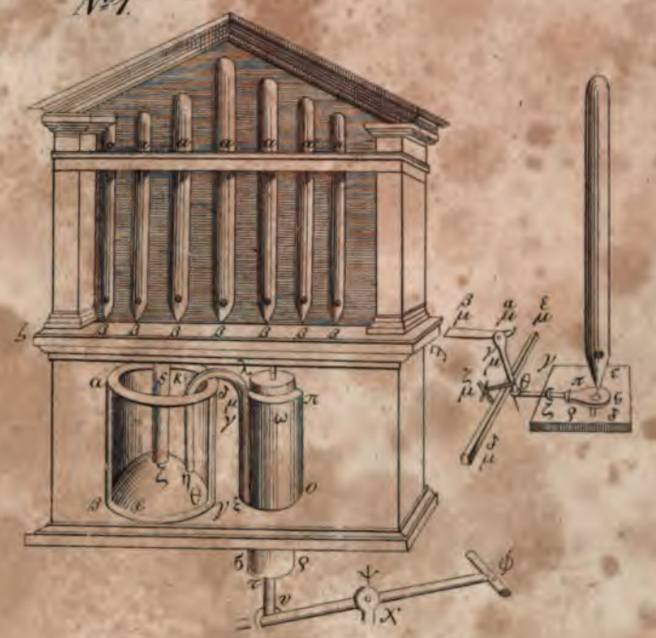




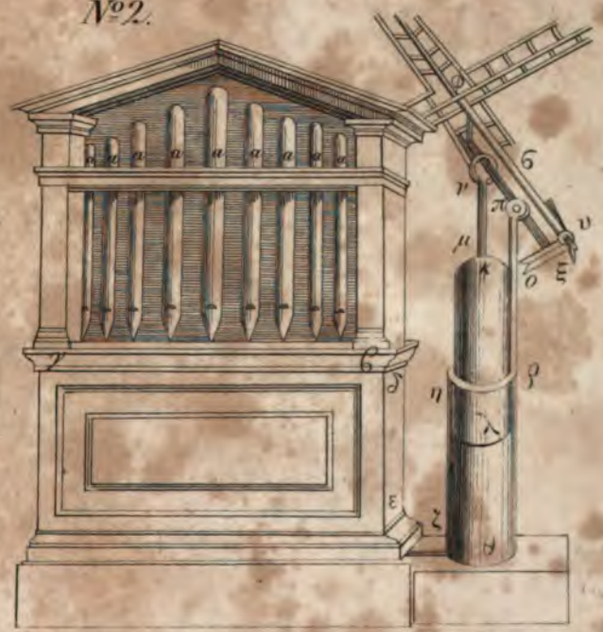
Zur: Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften u Künste

Zum Artikel **Hydraulos.**

№1.



№2.



Zur: Allgemeinen Encyklopädie der Wissens *n. Künste.*

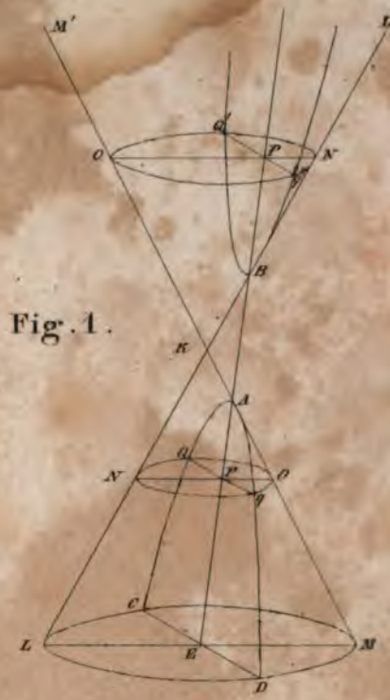


Fig. 1.

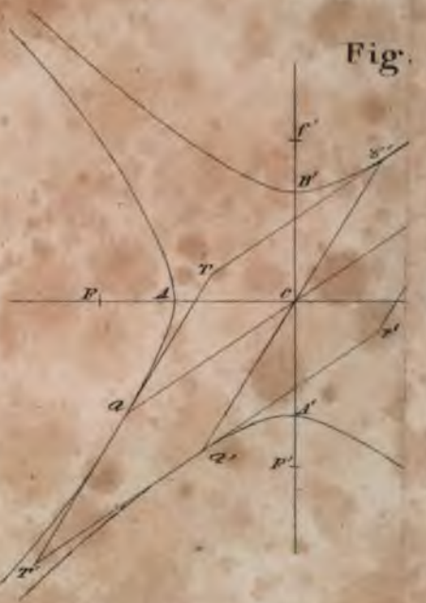


Fig.

Fig. 4.

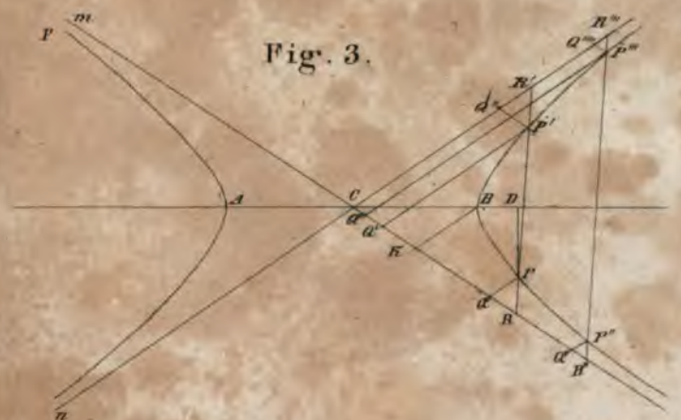


Fig. 3.

Stanford University Libraries
3 6105 014 751 502

AE
27
A6
Sect. 1
v. 12

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.